BP 368.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

EINUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.

ERSTE HÄLFTE.

Januar bis Juni.

HEIDELBERG.

In der Universitäts-Buchhandlung von C. F. Winter.

1838.

Digitized by Google

~~IX. 250~~
BP 368.1

1879, June 24.
Minot fund.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

35
5-3-14
1-52

Digitized by Google

N°. 1. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Geschichte von Hessen durch Christoph v. Rommel. Vierten Theils erste und zweite Abtheilung, Fünfter und Sechster Band, oder: Neuere Geschichte von Hessen, Erster Band 862 S. Zweiter Band 799 S. 8. Cassel, bei Friedrich Perthes von Hamburg. 1835. 1837.

Wenn Ref., durch zufällige Umstände gehindert, die Anzeige dieses, jedem Forscher deutscher Geschichten ungemein wichtigen, Buches sehr lange aufgeschoben hat, so hofft er jetzt durch diese sorgfältige Anzeige dem Verf. zu beweisen, mit welcher Aufmerksamkeit er es gelesen und wie viele Belehrung er daraus gezogen hat. Er wird freilich hie und da mit dem Verf. disputiren, weil er aus der Vorrede sieht, dafs dieser Erinnerungen so gut aufnimmt, als Ref. sie gemeint hat. Dies macht ihn dreist genug, auch diese Bände in derselben Manier wie die vorigen anzuzeigen, was er, wenn er es mit einem reizbaren Mann zu thun hätte, wohl unterlassen würde. Derselbe Fall ist mit Herrn Groen van Prinsterer, wie er aus der Vorrede des 4ten Bandes der Archives sieht, den er im nächsten Monatheft anzeigen wird. Warum sollte man auch nicht Meinung gegen Meinung setzen dürfen? Besonders wenn, wie hier, die beiden Vf. nothwendig mehr Stimmen für sich haben werden als ihr Recensent!

Die Actenstücke sind diesmal jedem Hauptstücke angehängt; wir hätten es bequemer gefunden, dafs sie jedem Buche angehängt wären. Dies wäre, wie uns scheint, gerade bei dem ersten Theile recht passend gewesen, da das ganze erste Buch in acht Hauptstücken das gesammte Hessen angeht; das zweite dagegen Hessen Cassel allein behandelt. Die ersten Seiten des ersten Bandes enthalten eine vortreffliche Darstellung der Plagen, welche zu Philipps Zeiten die Mätressen und ihre Kinder über das arme Hessenland brachten, und fast zwei Hauptstücke hindurch geht die Erzählung, wie man damals in Deutschland, wie in Asien, Land und Leute als Privatvermögen betrachtete und darüber testamentarisch ganz nach Gutdünken verfügte. Wir übergehen das Einzelne und bemerken nur, dafs zum ersten Hauptstück die Beilagen No. I. und II. gehören, nämlich Auszug aus einem früheren Testament Landgraf Philipp des Grofsmüthigen und Revers der

Digitized by Google

Landgrafen Ludwig und Philipp zu Gunsten ihres ältesten Bruders, Landgraf Wilhelm.

Schön in der Geschichte der unseligen Theilung, wodurch nicht blos Hessen, sondern ganz Deutschland im dreifsigjährigen Kriege das Opfer österreichischer und schwedischer Politik ward, zeigt sich übrigens, dafs Herr v. Rommel sehr viele Rücksichten nimmt, die ihn abhalten, kühn und offen die Wahrheit zu sagen. Die Verfügungen und Verhandlungen des alten Landgrafen über sein Privatgut und über Land und Leute sind, ungeachtet eine gewisse Gemüthlichkeit sich auch darin zeigt, höchst unerfreulich; was dagegen Herr v. Rommel S. 56—57 anführt, macht dem Landgrafen und der religiösen (nicht blos dogmatischen) Bildung seiner Zeit sehr grofse Ehre. Wir finden die dort angeführte Stelle aus Philipps Testament so vortrefflich, dafs wir nicht umhin können, Einiges auszuheben. »Als eine Grundlage seines Staats, sagt Hr. v. Rommel, betrachtete Landgraf Philipp, zufolge der höchsten und ersten Ermahnung seines Testaments, die wahre Religion des alten und neuen Testaments nach der Augsburgischen Confession (ohne Unterscheidung zwischen der veränderten und unveränderten Fassung), christlich lebende und dem Volk kein Ärgernifs gebende Prediger und Schulmeister; rechtschaffene Aufseher der Kirche (Superintendenten) und eine solche Oberaufsicht der Fürsten, welche ohne Eingriffe in die kirchliche Verfassung die Diener Gottes gegen Überlast, Beschwerung, Beeinträchtigung und Verdiefslichkeit schützen solle. — — — — Zu seiner Seelenruhe, fährt Hr. v. Rommel weiter unten fort, verordnete er nichts anderes als die unverbrüchliche Haltung jener Pflanzschulen, die er dem Evangelium, der leidenden Menschheit, der Erziehung und den Wissenschaften gestiftet. Dies waren: die hohe Schule zu Marburg, welche unter der ausschliefsenden Aufsicht der beiden älteren Söhne, als Fürsten von Nieder- und Oberhessen, bei ihren Gütern und Geldeinkünften ungeschmälert erhalten und ohne Rücksicht des Eigennutzes oder der Verwandtschaft mit gelehrten und rechtschaffenen Lehrern besetzt werden sollte; die aus Beiträgen der Landesstädte ebendaselbst gegründete Pflanzschule des Prediger- und Schulstandes (Stipendium), bei der Landgraf Philipp die Unterstützung talentvoller Jünglinge des Bürgerstandes im Auge hatte, die hohen Stifte von Kauffungen und Wetter zur Erhaltung des Wohlstandes des hessischen Adels, sämmtliche Kirchenkasten, gemeine Spitäler und Siechenhäuser, deren Haushalt er unter die genaueste

Digitized by Google

Rechenschaft gestellt wissen will, und vor allem die mit ausserordentlichen Vorrechten gestifteten allgemeinen Landes-Hospitalien zu Haina und Merxhausen für Ober- und Niederhessen, zu Hofheim und Gronau für die Grafschaften am Main und Rhein, zu deren Sanction nach dem von ihm als wesentlich heilsam erkannten Zweck er keinen Eid zu theuer und keinen Fluch zu hart hielt.« Der übrige Inhalt des Testaments, soweit ihn Herr v. Rommel anführt, giebt uns einen sehr vortheilhaften Begriff von der richtigen und verständigen Beurtheilung der Verhältnisse des Lebens, die man in jenen Zeiten nicht aus Systemen der Finanz- und Staatswirthschaft, sondern aus der unmittelbaren Erfahrung erwarb. Schade! dafs auch damals nur das Papier, worauf man die Testamente und guten Lehren schrieb, wie jetzt die vielen Bücher, der Weisheit und des guten Raths voll war, dafs man aber im Leben, in der Verwaltung und im Verkehr selten etwas davon zu bemerken im Stande war.

Den Anhang zum zweiten dem Testament Landgraf Philipps gewidmeten Abschnitte bilden Beilage No. III. und IV. Erklärung der Söhne Landgraf Philipps vor Ablesung des väterlichen Testaments, betreffend die Kinder der Margaretha von der Sala, und Erklärung Landgraf Wilhelms, als ältesten Sohns Landgraf Philipps, nach Anhörung des väterlichen Testaments, betreffend das ihm vermachte Landestheil.

Im dritten Hauptstück, welches sich mit der Geschichte der Kinder der Margaretha von Sala beschäftigt, hat der Verf. vortrefflich angedeutet, wie leicht man eine sehr romantische Geschichte aus dem Inhalt dieses Hauptstücks und den mehr angedeuteten als ausgeführten Abentheuern der unglücklichen, zahlreichen Sprösslinge der Nebenehe Philipps des Grofsmüthigen machen könnte.

Zu dem dritten Hauptstück gehört Beilage No. V. Brüder-Vergleich der vier Landgrafen vom 29. August 1567, dann No. VI. A. B. C. Aktenstücke, den Erbeinigungsvertrag (den erblichen Brüdervergleich) der vier Landgrafen betreffend. Das 4te Hauptstück können wir übergehen, da es vom Rechts- und Gerichtswesen handelt, also im Zusammenhange gelesen werden mufs. Dazu gehören die Beilagen VII. und VIII. Die erste enthält Auszüge aus den Abschieden und Beschlüssen der Generalsynoden, welche unter der Regierung der Landgrafen Wilhelm, Ludwig, Philipp und Georg zu Cassel und Marburg gehalten worden sind, von 1568 — 1582; die zweite eine Übersicht der Hauptlehrer der

Digitized by Google

Universität Marburg seit dem Anfange der Gesammt-Verwaltung L. Wilhelms und L. Ludwigs 1567 bis zum Tode L. Ludwigs 1604. In dem folgenden Abschnitt von den Landtagen freut sich Ref. besonders, S. 222 zu sehen, dafs auch der Verf. der Meinung ist, dafs seit der Entstehung der eleganten, historischen, d. h. römischen, Jurisprudenz, und seitdem ihre Priester und Sophisten den Rath der deutschen Fürsten zu bilden anfingen, das deutsche Regierungssystem dem byzantinischen weichen mufste. Damals kamen auch die grofsen Titel und die glänzenden Besoldungen auf, von denen man vorher nicht wufste. Zu diesem Capitel, als dessen Fortsetzung das siebente Hauptstück zu betrachten ist, welches vielleicht passender mit demselben zu einem Ganzen hätte vereinigt werden können, gehört Beilage IX. Übersicht und Inhalt der gemeinschaftlichen Landtage vom Jahre 1567 — 1604; X. Landtagsabschied mit Prälaten, Rittern und Städten über eine allgemeine Landsteuer (Vermögenssteuer) zur Reichshülfe. XI. Steuertafel von ganz Hessen, wie sie bei den gemeinsamen Landsteuern der vier Landgrafen von Hessen, Söhne Philipps des Grofsmüthigen, zum Grunde gelegt worden ist. Da erst im zweiten Buche der Faden der politischen Geschichte, den wir ausschliefsend bei dieser kurzen Anzeige festhalten müssen, um nicht zu ausführlich zu werden, wieder aufgenommen wird, so wollen wir den Inhalt des siebenten Hauptstücks, oder den Schlufs des ersten Buchs, nur durch Anführung der Überschrift angeben, sie lautet: Hessische Schutzgerechtigkeit. Lehnhof. Gräfliche und adelige Vasallen. Landsassen und Ritter. Wir sehen hier S. 322, dafs Landgraf Philipp auch von entfernten Städten Abgaben bezog, wofür? das macht uns auch Herr v. Rommel nicht recht klar. Erfurt gab zwei Fässer Salpeter und 111 Gulden, Mühlhausen und Nordhausen 200, Göttingen und Nordheim 300; Einbeck versorgte den Landgrafen mit Bier. Es scheint uns, dafs dies, wie die vorher erwähnten Abgaben anderer Orte, erst mit Gewalt erpreſst, dann zum Recht geworden war. Dieses einem eingebornen Hessen aus andern Gründen wichtige Hauptstück ist dem Ref. in Beziehung auf die allgemeine deutsche Geschichte durch die Klarheit und Ausführlichkeit des Einzelnen besonders anziehend gewesen, weil der Verf. alles so vorgetragen hat, dafs auch ein Fremder ihm leicht folgen kann. Die Beilage XII. giebt von S. 366—451 eine Übersicht der vornehmsten hessischen Vasallen, Landsassen und Rittergeschlechter. Der übrige Theil dieses ersten oder fünften Bandes

Digitized by Google

oder das zweite Buch in sieben Hauptstücken ist Hessen Cassel und zwar der Regierung Wilhelms des Weisen von 1567 — 1592 gewidmet. Ref. hätte von einem so verständigen Manne, wie Herrn v. Rommel, erwartet, dafs er nicht in der Manier gewisser Schulen pomphaft begonnen und von dem erhebenden Bilde der Reihe von hessischen Landgrafen, von ihrer ruhmvollen uneigennützigen Hingebung für das gemeinsame deutsche Vaterland, von ihrem Eifer für die Vervollkommnung ihres Volks gesprochen hätte, noch ehe er uns mit den Thatsachen bekannt gemacht. Um zu zeigen, was wir meinen, wollen wir eine Sache anführen, die er zum Lobe seines Wilhelm geltend macht; man wird daraus sehen, dafs er auf den ersten Seiten aus seiner einfachen Manier in eine andere gekommen ist. Wir schreiben die Stelle um so lieber ab, als gewifs mehr Leute seyn werden, welche die Anekdote sehr rührend und wichtig finden, als solche, die sie, wie Ref., lieber aus dem Munde einer schwachen Mutter oder einer sentimentalen Hofdame hörten, als im ernsten Buche des Geschichtschreibers läsen. S. 456 schweigen wir von den Thränen, welche Davids Psalme dem Kinde entlockten, und gehen gleich zu der Stelle über, wo es heifst: »Die grofse Reizbarkeit seines mitleidigen Gefühls äusserte sich schon in seiner Kindheit bei den Züchtigungen seiner Mitschüler. Als die von seinem Vater besiegten Herzoge von Braunschweig, Vater und Sohn, gefangen durch Cassel geführt wurden, fand man während des Freudengeschrei's des Hofes und der Stadt den dreizehnjährigen Prinzen weinend und nachdenkend über die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge (!!!); er gedachte der Lehre, welche Solon einst ahnungsvoll dem Könige der Lyder gegeben. Ref. würde diese Bemerkung nicht machen, wenn er nicht Hr. v. Rommels Vortrag sonst durchaus belehrend und unterhaltend fände und ihn mit Vergnügen läse und studirte. Übrigens hat im Folgenden der Verf. seinen Landgrafen durch Anführung von Thatsachen und wahrhaft edeln und männlichen Reden auf eine so würdige Weise gelobt, dafs man geneigt wird, mit ihm auch dem Kinde Gedanken zu verzeihen, die sonst eher Albernheit als Weisheit andeuten würden!

Wir lernen hier S. 468, dafs es gut war, dafs Philipp die Prinzen knapp hielt, denn die Königin Elisabeth von England, die so manchen Fürsten durch erregte Hoffnungen täuschte und in England zur Schau stellte, suchte auch Wilhelm an ihren Hof zu locken. Er hätte auch wohl den Versuch gemacht ihre Gunst

Digitized by Google

zu benutzen, wenn er mit den 5 bis 600 Gulden, die ihm sein Vater jährlich als Taschengeld gab, nach London hätte reisen können. Die eitle und stolze Frau liefs ihn durch ihren Grafen von Leincestre einladen und ihm Wohnung in ihrem Palaste anbieten, mit dem ausdrücklichen Zusatze, dafs eine solche Auszeichnung weder dem Herzoge von Holstein noch dem Bruder des Königs von Schweden wiederfahren sey.

In Beziehung auf die Stelle S. 480, wo des Zugs gedacht wird, den Kurfürst August gegen Johann Friedrich von Gotha machte und der Verfolgung des Vfs. der Nachtigall, der sich Johann Friedrichs annahm, hätten wir von einem so gelehrten Schriftsteller, als Herr v. Rommel, wohl eine Erwähnung Lessings und dessen, was er darüber geschrieben und bekannt gemacht hat, erwartet. In Beziehung auf Bücherverbote, von denen man jetzt wieder in verschiedenen Gegenden Deutschlands hört, hatte Landgraf Wilhelm nach S. 481 denselben Gedanken, dessen sich Ref. nie erwehren kann, wenn er von Bücherverboten hört. Der Stadtrath von Frankfurt, heifst es nämlich dort, sollte des Sleidanus Geschichte während der Messe mit Beschlag belegen und Gott weifs welches obscure Buch von der Seligkeit auf Kaiser Rudolfs, oder vielmehr seiner Spanier, Italiener und Jesuiten Befehl, gar verbrennen lassen; er wandte sich in seiner Angst an den Landgrafen von Hessen, und dieser rieth, dafs sich die Frankfurter nicht möchten als kaiserliche Scharfrichter brauchen lassen; denn: »da die Jesuiten dieses Buch nicht widerlegen könnten, versuchten sie dasselbe durch den Schrecken des weltlichen Arms zu unterdrücken. Gleichwohl verbirgt uns Herr v. Rommel nicht, dafs derselbe gerühmte Landgraf doch hernach, als der arme Frischlin sich einmal an den Adel gemacht hatte (wie einst Hutten an die Kaufleute), mit seinem Adel gemeinschaftliche Sache machte, um den unglücklichen Mann auch sogar in Würtemberg zu verfolgen. Die adeligen Herren ruhten bekanntlich nicht, sie bekämpften den witzigen Mann auf ihre Weise und mit ihren Waffen so lange, bis sie ihn ins Gefängnifs und zum traurigen Ende gebracht.

Dafs der Verf. S. 493 in den Noten die elenden Witze anführt, mit denen man Leute verfolgte, die sich unterstanden, weiter zu sehen als ihre blinden Zeitgenossen, ist uns sehr aufgefallen. In diesen elenden Versen werden nämlich die Verbesserer einer sehr nachtheiligen Kalendereinrichtung (die sich frei-

Digitized by Google

lich übereilt hatten) Esel und Schweine genannt. Ist das witzig, oder historisch merkwürdig?

Zum zweiten Hauptstück hätte Hr. v. Rommel sehr schätzbare Nachträge aus dem dritten und besonders aus dem vierten Bande der Archives des Herrn Groen van Prinsterer, der uns vor wenigen Wochen zugekommen ist, ziehen können. Das Hauptstück ist überschrieben: L. Wilhelms Verhältnisse zu den spanischen Niederlanden, England und Frankreich. Der Bericht S. 534 über die Geschichte der Anna von Sachsen ist offenbar in aller Kürze unrichtig, Ref. bedauert daher doppelt, dafs Hr. v. Rommel mit seinem Buche fertig war, ehe der dritte Theil der Archives herauskam; er hätte vielleicht einige Ergänzungen der Actenstücke geben können; da Herr Groen van Prinsterer in einer Note zum 4ten Theil, Préface p. LXIV, wo er sich über eine Bemerkung des Ref. beschwert, ausdrücklich sagt, dafs in Cassel dergleichen Actenstücke zu finden seyen. Ref. bleibt übrigens noch immer der Meinung, dafs mit ganz unbedeutenden Briefen, welche Thatsachen, wenn auch anstöfsige, enthalten, der Geschichte mehr gedient sey als mit aller der juristischen und diplomatischen Schreiberei, die jetzt überall unter Posaunenklang auf Kosten oder mit Unterstützung der Regierungen, in England, Frankreich, Deutschland, ja sogar in Turin und in Rufsland in Folianten und Quartanten erscheint. Ref. will bei der Anzeige des 4ten Theils von Groen van Prinsterers Archives hie und da andeuten, wo sich ein Document findet, woraus man des Landgrafen Wilhelm Geschichte oder Charakter beleuchten kann. Uns scheint es fast, als hätte sich der Verf. in diesem Capitel viel länger bei der allgemeinen Geschichte verweilt und mehr in die Geschichte des Landgrafen von Hessen Cassel hineingezogen, als nöthig und sogar als bei der Kürze den Lesern nützlich war. Wie wenig man übrigens im sechzehnten Jahrhundert an unsern deutschen Höfen auf eine elegante Bewirthung eingerichtet war, (was denn freilich jetzt ganz anders ist) sieht man S. 558, wo der Landgraf den Besuch des französischen Prinzen erwartet, der damals zum König von Polen erwählt war und hernach als Heinrich III. König von Frankreich wurde. Bei dieser Gelegenheit berichtet Hr. v. Rommel nach archivalischen Nachrichten: »wurden die hessischen Forellenteiche abgelassen, süfser Wein, zwei Centner Zucker, mehrere Tonnen Weinessig an die Gränze gebracht, und was das Sonderbarste ist, alle Gärtner beauftragt, für Salat zu sorgen. Freilich kam der Gast mit 1152

Pferden zum Landgrafen nach Vach, da mochte dann wohl viel Salat gegessen werden. Zu diesem zweiten Hauptstücke gehören die drei ersten ganz kurzen Beilagen: No. 1. Schreiben des Königs Heinrich III. von Frankreich an L. Wilhelm, worin er ihm seinen Entschluſs mittheilt, die Kölnische Angelegenheit beizulegen, und ihn zu gleicher Mitwirkung auffordert. No. 2. Antwort L. Wilhelms an den König Heinrich III. von Frankreich in der Kölnischen Angelegenheit, worin er ihn bittet, zum Zweck des Religionsfriedens das Pacificationsedict festzuhalten und die Gesinnungen und Absichten des Königs von Navarra preiset. No. III. Schreiben des Königs Heinrich IV. von Frankreich an L. Wilhelm von Hessen (Jul. 1590), worin er, unter Danksagung für seine bisherige Unterstützung, die dringende Nothwendigkeit einer Hülfe gegen Spanien von Seiten der evangelischen Fürsten darstellt, und ihm im Nothfall selbst seinen persönlichen Beistand verspricht.

Das folgende dritte Capitel kann dem Forscher sehr nützlich seyn; es beschäftigt sich nämlich der Inhalt fast ganz allein mit den Verhältnissen der deutschen Fürsten zu der hölzernen Dogmatik der Tübinger und Wittenberger herrschsüchtigen theologischen Professoren und zu ihrer Ketzermacherei. Wenn Herr v. Rommel bei dieser Gelegenheit S. 584 bedauert, daſs Ref. den Briefwechsel Beza's mit Landgraf Wilhelm, der hier benutzt ist, in seinem Leben Beza's (1807) nicht benutzt hatte, so muſs er als Entschuldigung anführen, daſs ihm der Herr Generalsuperintendent Löffler damals nur einen ungemein starken Band Briefe der Reformatoren nach Frankfurt geschickt hatte, daſs sich also die Herrn von Rommel durch Jacobs mitgetheilten Briefe nicht dabei befanden. Er selbst ist nie in Gotha gewesen und wollte als junger Mann die Güte Löfflers auch nicht gern miſsbrauchen.

Die hier angeführten Stellen der biedern und verständigen Briefe des Landgrafen in den elenden Streitigkeiten der elenden Theologen und der von ihnen geleiteten schwachen Fürsten und ihrer Weiber will Ref. übrigens allen Freunden der Wahrheit und der deutschen Geschichte zum Nachlesen und Nachdenken dringend emfehlen. Wenn wir das lesen, glauben wir dem Lob des Historiographen; weil wir selbst sehen; dagegen ist es ungenügend, wenn es S. 593 heiſst: Mit welchem ernsten, regen Eifer sich L. Wilhelm diesen Verpflichtungen unterzog, davon zeugen die hessischen Archive. Dergleichen läſst keinen Eindruck zurück, weil wir vom Unbekannten zum Unbekannten

Digitized by Google

gewiesen werden. Wenn hernach der Verf. über Johann Friedrichs des Mittlern von Gotha Schicksal so ungemein kläglich thut, so folgt er dem Grundsatze, dafs die Strenge der Gesetze und harte Strafen nur gegen das gemeine Volk, gegen die gesammte Canaille dürfen geltend gemacht werden; sonst weifs er recht gut, welches Unheil Johann Friedrich ganz muthwillig und halsstarrig über Hunderte, ja über Tausende gebracht und welche Verbrechen er hatte üben lassen. Übrigens möchte Ref. den Helden der Theologen, den Beförderer der symbolischen Bücher und der gelehrten Professoren, von denen diese Formeln herstammen, den Kurfürsten August, auch nicht gerade zu seinem Helden machen. Es könnte vielleicht diesem und jenem, der nicht ein besonderes Studium aus der deutschen Geschichte macht, Manches in diesem Capitel weniger anziehend scheinen, da es ganz allein die kleinen Angelegenheiten und Familiengeschichten der kleinen deutschen Fürsten angeht; allein der Forscher und Kenner wird dem Verf. gerade diese Ausführlichkeit Dank wissen; sollte es auch seyn, dafs er von einem andern Standpunkte aus die mitgetheilten Details ganz anders gebrauchen, die Sachen ganz anders beurtheilen müfste, als ein hessischer Beamter kann und darf. Das gilt z. B. von S. 609—612 und vom ganzen folgenden 4ten Hauptstück, wo wir, wie in der Regierungsgeschichte Wilhelms IX. einen vortrefflichen Commentar zu dem Knittelvers finden, den der Verf. selbst S. 626 anführt:

Wo Hessen und Holländer verderben,
Wer wollte da Nahrung erwerben?

Mit einiger Verwunderung lieset man hier S. 639, dafs noch in den achtziger Jahren des 16ten Jahrhunderts der Landfrieden so wenig gesichert war, dafs der Landgraf Wilhelm, der das Bad Ems emporbringen wollte, seinen Schwägerinnen, dem Pfalzgrafen, dem Kurfürsten von Sachsen, dem Herzoge von Jülich und den Grafen von Arensberg und von der Mark offne Patente sichern Geleits zu ertheilen nöthig fand; ja dafs er den Kurfürsten von Trier bitten mufste, doch wegen der Sicherheit von Ems auf die Freibeuter der benachbarten Burgen Drachenfels, Alten Wied und Ehrenbreitstein ein wachsames Auge zu haben. Übrigens wird Jeder von uns sich erinnern, wie schwer noch bis auf die neueste Zeit Polizei an einem Orte zu halten war, wo drei ja vier Gebiete so nahe zusammenstiefsen, dafs man mit einem Sprunge aus dem einen ins andere herüberkommen konnte; aber das kam doch nur gemeinem Raubgesindel zu gut.

Anziehender und leichter zu fassen, als das ungemein verwickelte, einen guten Geographen, Statistiker, Genealogen und Staatsrechtskundigen Leser erfordernde vierte Capitel, ist das fünfte: Landes-Regierung, Landes-Polizei und Landes-Vertheidigung. Dies Capitel verdient wiederholt gelesen und mit ähnlichen Abschnitten in Weisse's Sächsischer Geschichte verglichen zu werden; doch ziehen wir die Manier des Herrn v. Rommel vor. Eine Stelle wollen wir hier ausheben, weil wir mit allen Wohlmeinenden wünschen, dafs auch in unsern Tagen die grofsen Herren sich auch etwas mehr um die Vermehrung der Einkünfte der protestantischen Landpfarrer, der wahren Erhalter und Stützen der Moralität unseres Volks, bekümmern möchten, da würde man der Schergen und Gensdarmen weniger nöthig haben. Die Stelle, die wir zur Ehre des Landgrafen Wilhelm hier einrücken wollen, findet sich S. 650:

Aber in der Benutzung der secularisirten Klöster, zum Besten des Predigerstandes schritt er noch weiter, als sein ruhmvoller Vater. Er verwandte nicht nur die Fruchtgefälle von Heida, der Karthause bei Felsberg und Frauensee, nebst einem Kapital von 3000 Gulden aus der fürstlichen Rentkammer in Verbesserung des Stifts zu Rotenburg zu einer ewigen Stiftung von zwanzig Kanonikaten, für verdiente, alte und unvermögende, mit beschwerlicher Leibesschwachheit behaftete, von ihrem Amte abgestandene Prediger, deren Ernennung nach dem Vorschlag der Superintendenten den jährlichen Synoden zustehen sollte; sondern dehnte auch seine Sorgfalt und Unterstützung auf die Predigerwittwen seines Gebietes aus, welche ihren Anspruch durch Armuth und unsträflichen Wandel begründen könnten. Vierzig Pfründen errichtete er für sie zu ewigen Tagen aus den Renten der Klöster Höckelheim (in der Herrschaft Plesse), Lippoldsberg, Germerode, Weissenstein und Immichenhain. Als das fast drei Jahrhundert bestandene Gebäude des Spitals zu Sct. Elisabeth in Cassel in Verfall gerieth, errichtete L. Wilhelm ein neues, noch bestehendes, mit einer Kapelle versehenes, steinernes Haus, und vermehrte die Stiftung für arme Hofbediente beiderlei Geschlechts.

Wir müssen jedoch bemerken, dafs bei allem dem der Landgraf ein Kind seiner Zeit war und dafs ihn noch dazu die Jurisprudenz und Gelehrsamkeit, mit welcher er sich abgab, sehr oft um den Vortheil seines derben, natürlichen Verstandes und biedern Sinnes brachten. Die Beweise findet man S. 652—657.

Digitized by Google

Gelegentlich können auch hier die romantischen Bewunderer des Mittelalters, seiner Rechte und der Pergamente, aus denen man so gern jetzt wieder die Geschichte schreibt, lernen, dafs Landgraf Wilhelm nach S. 658 seinem Sohne noch in seinem Testamente empfehlen mufste, ja darauf zu sehen, dafs die armen Unterthanen von ihren Junkern durch Aufsetzung unverpflichteter Frohnen und Dienste, durch Abdringung unerkannter Bufsen, durch Entziehung ihrer Gemeinden, Wälder, Huten und Triften und andern Neuerungen (und Imposturen) keineswegs beschwert würden. Zu diesem Hauptstücke gehört Beilage IV. Wilhelm der Weise an die Junker von Löwenstein über Mifsbrauch der peinlichen Gerichtsbarkeit, Hegung der Verbrecher und Streitigkeit mit den fürstlichen Beamten. In diesem Actenstücke erhält dieser Junker Liederlich auf seine Beschwerde unter andern folgenden derben Bescheid. Der Landgraf habe erfahren, dafs der gnädige Herr seine Gerichtsbarkeit gebrauche, um unerlaubte Dinge zu erlauben und Verbrechen bei sich zu hegen: da haben wir ihme (seinem landgräflichen Beamten) befohlen, wie auch dem Schultheyfsen zu Borken und dem Oberförster zu Treyfsa, nach solchen Blutschändern und todtschlegern zu greifen, damitt, dieweill ihr Ihnen durch die finger seht, wir als der Landesfürst die Unthaten zu gepürlicher straff prechten. Das sie aber Dir, Otto von Löwenstein, in deine Behausung gefallen seyn sollen, das können wir nit wissen, sintemal wir ihnen je sonst und ausser diesem Fall solches nit bevolen, könnens auch nit wol glauben, es sey den sach, dafs solche gesellen sich in deinem Hause bei deinem losen Schlapsack versteckt und untergeschleift haben, dessen du dich denn als ein alter erlebter mann pillich schämen solltest, sintemal solche Untugenden an einem jungen ein laster, an einem alten aber eine Schande sind.« No. V. Wilhelms Medicinalvorschrift an den Pfarrherrn und Burggrafen zu Spangenberg wegen der damals (1581) ausgebrochenen Krankheit.

Das sechste Hauptstück, von den fürstlichen Kammergütern und nutzbaren Rechten, Einnahme und Ausgabe, Hofstaat, Bauten, Anlagen und Gewerben, ist wieder sehr nützlich und reichhaltig für die Geschichte des häuslichen und bürgerlichen Lebens jener Zeit. Man sieht hier, dafs die hessischen Landgrafen von jeher ihr Land als ein grofses Gut, die Bewohner desselben als ihr erbliches Gesinde ansahen, dafs sie in ihrem Lande wirth-

Digitized by Google

schafteten, handelten, speculirten, dabei doch auch gelegentlich Acht gaben, dafs es dem Erbgesinde nicht zu übel gehe. Der Landgraf ist grofser Ökonom, Salzsieder, Unternehmer von Hüttenwerken, Bergbau, Gewehrfabriken, und weifs aus Allem Geld zu machen. Er treibt selbst seine Geschäfte, und ist sogar, was uns schrecklich lautet, selbst Präsident seines obern Gerichts oder seiner Justizkanzlei. Für den Zustand der Cultur und die Ausdehnung der Waldungen bemerken wir, dafs in Hessen 430 Hirsche, 510 Hirschkühe, 177 Rehe, 1164 wilde Schweine jährlich geschossen wurden, und fügen hinzu, dafs das Hofgesinde mit diesem Wildpret zuweilen geplagt ward. In dem Verzeichnifs des Aufwands am Hofe für Küche und Keller (Beilage VIII.) kommt nämlich vor, dafs 30 Hirsche, 70 Stück Wild eingesalzen wurden, 15 eingesalzener Wildschweine, der 50 gesalzenen Bachen, der 100 Frischlinge und der 250 Schweinsköpfe nicht zu gedenken. Die letzten Artikel mochten genieſsbar seyn; aber die ersten waren eine schwere Kost, und doch kommen hernach noch 2000 Pfund gesalzen, abgehauen Wildpret besonders vor. Übrigens erscheint der Landgraf bei allem dem überall höchst achtungswürdig, edel, der Liebe und Bewunderung werth, und würde noch weit vorzüglicher erscheinen, wenn nicht der Verf. als getreuer Hesse Alles gelobt und die Lebensgeschichte in ein Encomium verwandelt hätte. Dies schadet seinem eignen Zweck, den denkenden Leser stört es indessen nicht, er kann selbst urtheilen, weil der Verf. die wahre und ächte Methode befolgt, die Thatsachen anzuführen; man kann also selbst zusehen, ob man nicht dadurch auf ein anderes Resultat geleitet wird. Ref. darf hier in das Einzelne nicht eingehen, er würde aber den reichen Vorrath von wichtigen Angaben, welche dieses Capitel enthält, in drei Classen vertheilt haben. Die eine würde die Angaben enthalten, die zur unsterblichen Ehre des Landgrafen und zur Beschämung der folgenden Zeit gehören; die zweite die wunderlichen oder ganz unverständigen Mafsregeln und Methoden jener Zeit; die letzte endlich alles dasjenige, was dazu diente, ein sogenanntes väterliches, eigentlich despotisches und willkührliches System der Verwaltung unmerklich vorzubereiten und deutsche Gutmüthigkeit durch Gutmüthigkeit zu übertölpeln. Herr von Rommel macht seinem Landgrafen sogar daraus ein Verdienst, dafs er den Zünften und Handwerken durch seine Kanzlei für ihr Geld neue Documente ausstellen liefs! Es heifst S. 734: »Alle städtische Innungen und Zünfte erhielten von ihm Bestä-

Digitized by Google

tigung der alten, oder neue Lehrbriefe und Privilegien.« Dies wird dann historisch und archivalisch durchgeführt. Das Letztere ist aus vielen Ursachen sehr nützlich, das Lob kommt uns aber ganz sonderbar vor. Auch von der hessischen Kunst zu den Zeiten eines Raphael, Michel Angelo, Julius Romanus u. s. w. hätte S. 730 Herr v. Rommel schweigen müssen, so patriotisch das Lob auch seyn mag, denn wir hoffen nicht, dafs er uns S. 732 Note 238 die Picta poesis, die er dort rühmend beschreibt, wirklich empfehlen will; er scherzt gewifs nur.

Zum sechsten Hauptstück gehören einige Beilagen, die dem Ref. besonders wichtig scheinen und aus denen man manche Anschauung des Lebens und Verkehrs der Deutschen des 16. Jahrhunderts nehmen kann, die man auch sogar aus dem Texte nicht so leicht ziehen würde. Zuerst Beilage VI, Ermahnung L. Wilhelms des Weisen an seinen Bruder L. Philipp II. zur Einschränkung unnützer und ausländischer Hofpracht und überflüssiger Dienerschaft und zu einem geregelten, der Landschaft erträglichen Haushalt, 1575. Darauf folgt Beilage VII, Ausgaben der Jahresbesoldungen und des fürstlichen Standes und Hofstaats überhaupt, 1585. Über diese ziemlich ausführliche Beilage hier unsere Bemerkungen mitzutheilen, würde uns zu weit führen, da wir auf Vieles eingehen müfsten, was sich in der Kürze nicht wohl deutlich machen läfst, zu der folgenden wollen wir ein Paar flüchtige Noten machen, damit der Vf. sehe, dafs Ref. den Nutzen seiner Arbeit dankbar erkennt. No. VIII. Anschlag, was jährlich auf die Haushaltung (Küche und Keller) an Geld, Proviant, Frucht und anderem läuft (1585). Zuerst wird man aus diesem langen Register den gesunden Appetit einer hessischen Hofhaltung des 16ten Jahrhunderts bewundern lernen und erstaunen, welche Masse von Fleisch und Fischen noch ausser den siebenhundert Schweinebraten, die einen kleinen Nebenartikel bilden, jährlich verzehrt wurden; dann wird man sich nicht wundern, dafs Hautkrankheiten und auch sogar der Aussatz im Mittelalter so häufig waren, wenn selbst an einem fürstlichen Hoflager so übermäfsig viel gesalzenes Fleisch genossen ward. Wir haben die vielen tausend Pfund gesalzenes Wildpret schon erwähnt und verweisen unsre Leser nur noch auf die 1400 Schweinsfüfse, die 350 Schweinsköpfe, die 200 Riemen Salzfleisch, die 550 Seiten Speck und die 250 dürre Schafe und Hämmel. Wer die 20 Ziegen kauen mufste, wird nicht gesagt. Auch an Käsen war Überfluss, denn ausser dem friesischen Käse wurden 1000 Pfund Schafkäse und 2500

Digitized by Google

Schock Handkäse gegessen. Auch gesalzene Fische in Menge, darunter 40 Tonnen Heeringe, 40 Pfund dürrer Lachs und zwei Tonnen gesalzener. Auch Hechte wurden eingesalzen genossen, denn wir finden vier Fafs gesalzene Hechte, das Fafs zu 6 Thaler, aufgeführt. Wie sich die Fleischspeisen zu den süfsen verhielten wird man daraus beurtheilen, dafs 50 Pfund Pfeffer und nur 550 Pfund Zucker, was jetzt kaum für eine gröfsere Haushaltung ausreichte, verbraucht wurden. Der Saffran, der jetzt aus unsern Küchen verschwunden ist, mufs in der landgraflichen viel gebraucht seyn; denn hier werden jährlich 6 Pfund aufgeführt. No. IX. L. Wilhelms des Weisen Verordnung an das Hofgesinde und die Ritterleute, die am Hofe speisen, dafs sie mit dem inländischen Wein sich begnügen sollen. No. X. Anschlag des Preises der Seiden- und anderer feinen Waaren, die man für den Hof L. Wilhelms IV. auf der Frankfurter Messe einkaufte (1585). No. XI. Gedinge und Preise der Künstler und Handwerksmeister unter L. Wilhelm (1585), Auszug aus dem Originale seines Handbuchs. Man sieht, Wilhelm war ein Universalgenie von der Sternkunde bis zur Küche; über alle möglichen Gewerbe und ihre Taxen und Anschläge reichte sein Geist; Ref. gesteht, dafs er in allem diesem zuviel von Mehemed Ali's gerühmter Weisheit findet, als dafs ihm nicht sehr angst dabei würde.

Über das siebente Hauptstück, Wilhelm als Beförderer der Wissenschaften und Gelehrter, schweigen wir, geschreckt durch eine Redensart, oder einen Triumph des Vfs., den wir sonst nur von den jungen allwissenden und sophistischen Männern unserer Zeit zu hören gewohnt sind — Dafs nämlich jeder, der vor der allbekannten Barbarei, die am Ende des 16ten Jahrhunderts das Licht verdunkelte, welches am Anfange desselben so glänzend geleuchtet hatte, zurückbebe: keinen Maasstab für die Bildungsstufen vergangener Jahrhunderte besitze. Wir freuen uns daher mit dem Verf. über die Bücher, die gekauft, und über die Dedicationen, die bezahlt wurden, recht herzlich. Dafs übrigens der Landgraf auch als Gelehrter ein sehr ausgezeichneter Mann war, kann niemand leugnen, unsere Bemerkung bezieht sich darauf nicht, und der Verf. hat sehr gute Notizen über den damaligen Zustand der Gelehrsamkeit mitgetheilt. Zu diesem Capitel gehören als Beilagen No. XII. Wilhelms lateinisches Schreiben an den in Italien reisenden jungen Lehrmeister seines Sohnes, Tobias Homberg. No. XIII. L. Wilhelms Schreiben an

den Grafen Nuenar (dem jüngeren), die Genealogie der Vorfahren des Hauses Hessen betreffend. No. XIV. L. Wilhelms Anweisung an seinen Astronomen Christoph Rothmann, wie er die Mittagslinie ziehen soll, um die Polhöhe zu bestimmen. No. XV. Schreiben an Kaiser Rudolf, die Übersendung einer Himmelskugel betreffend. No. XVI. Schreiben an Georg Cölestin, kurf. Brandenb. Hofprediger, über die Übersetzung der heiligen Schrift und die Lehre von der Allenthalbenheit Christi. No. XVII. Schreiben an den Superintendenten Joh. Pistorius Riddanus sen., die im Oberfürstenthum seit der Anstellung des Ägidius Hunnius eingeschlichene ultra-lutherische Lehre von der Allgegenwart Christi, die sächsische Concordie und die Erhaltung der bisherigen Eintracht der hessischen Kirche betreffend. No. XVIII. Wilhelms Schreiben an Beza, die sächsische Concordie und die Verfolgung der Reformirten betreffend.

Das achte und letzte Hauptstück dieses Bandes enthält Familiengeschichte, oder vielmehr die gewöhnlichen und bekannten Nachrichten vom fürstlichen Hause und Testament.

Der sechste Band, oder der zweite Theil der neuern Geschichte, beginnt mit der Geschichte Ludwig des Ältern in Marburg. Das dritte Buch, welches dieser nicht gerade anziehenden oder wichtigen aber doch nöthigen Geschichte (1567—1604) gewidmet ist, glaubt Ref. ganz übergehen zu dürfen, da es nur für Hessen Interesse haben kann. Die scandalösen Geschichten der Wittwe des von dem Verf. allen von ihm selbst angeführten Thatsachen zum Trotz hoch und herrlich gepriesenen Landgrafen würden zu einem Roman eben so guten Stoff geben als die Geschichte der Anna von Sachsen, Wilhelms von Oranien Gemahlin. Offenbar ist der hessische Historiograph dabei sehr im Gedränge. Er versucht Alles, um so glimpflich als möglich über die Sachen hinauszukommen, die er nun einmal nicht verschweigen kann und darf, und doch mufs er entweder den Landgrafen Ludwig und mit ihm Maria und einen der Herren von Baumbach oder auch Landgraf Moritz und seine Brüder eine garstige Rolle spielen lassen. Das zu thun hat er sich wohl gehütet; er läfst uns am Schlusse des zweiten Hauptstücks S. 62—63 über seine eigentliche Meinung im Dunkeln und schleicht still von dannen. Dagegen haben wir nichts zu erinnern, das mag er halten wie er will; aber über die Darmstädter Geschichte unter Georg und Ludwig V. im zweiten Buch sind wir sehr unwillig, denn beide

sind nach des Verfs. Rede musterhaft und vortrefflich, nach den von ihm selbst treu berichteten Thatsachen gerade das Gegentheil. Dieser wunderliche Kauz, Georg, Verfolger von Juden und irrgläubigen Christen, jähzornig und grimmig, dafs er sein Ende dadurch beschleunigt, sitzt mit seinem Kanzler in bürgerlichen und peinlichen Sachen zu Gericht, und Herr v. Rommel findet das S. 98 gar nicht so übel, denn er habe ja ein wenig Latein, Rechtswissenschaft und Geschichte gelernt gehabt. Wenn er an Ludwig kommt, der die schwärzeste Rolle spielte, die je ein deutscher Fürst gespielt hat (man lese nur, was Herr v. Rommel selbst hernach treulich berichtet), so giebt ihm der Historiograph gleich anfangs ein Lob, in Ausdrücken, die wir gar nicht lieben, weil sie allgemein sind. Sein Verrath an seinen Verwandten, an seiner Religion, an der deutschen Verfassung ist edle Treue gegen den Kaiser, und ungern und zögernd räumt der Geschichtschreiber ein: dafs er doch wohl zuweilen (!!!) sich und seine politische Wichtigkeit überschätzt habe.

Es ist erfreulich zu lesen, wie ängstlich, wie vorsichtig der Verf. bald nach seinem Landgrafen Moritz von Cassel, bald nach Darmstadt vorsichtig blickend, zart, mild, leise auftretend in der ärgerlichen Marburger Streitsache, alles entschuldigt und oft glücklich das Schwarze weifs macht, und Ludwigs Bund mit Pfaffen und Spaniern kaum andeutet. Übrigens werden denkende Leser nichts dagegen einwenden, dafs Herr v. Rommel aus seinem Material das Beste und dem grofsen Haufen der Leser Angenehmste gemacht hat, was sich daraus machen liefs, da er dies Material rein, treu, reich giebt, und es unsere Schuld ist, wenn wir nicht darin finden, was er gefunden hat. Oft scheint es uns freilich, als predigte man den gelehrten, geduldigen, gutmüthigen Deutschen etwas zuviel Optimismus; wenn Kinder aber durchaus schlafen sollen, dann mufs man freilich ein Wiegenlied singen.

(Der Beschluſs folgt.)

N°. 2. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

v. Rommel: Geschichte von Hessen, Bd. IV—VI.

(Beschlufs.)

Dieser Ludwig und seine Augsburgische Confession und seine Conspiration mit Rudolph und den Jesuiten, mit Ferdinand II. und den Spaniern, seine Hoffnung dem Vetter Moritz mitzuspielen, wie der sächsische Moritz dem unglücklichen Johann Friedrich mitgespielt hatte; welcher reiche Stoff! Aber freilich nicht für einen Mann, der Verhältnisse zu wahren hat; kein Mensch wird es daher Hrn. v. Rommel verdenken, wenn er leise auftritt. Diese Hessische Geschichte ist für Viele, man mufs sie von der Geschichte für Wenige unterscheiden; weil Herr v. Rommel Recht hat, wenn er meint, dafs zum Laufen das Schnellseyn allein nicht nutze, und dafs, wenn es blos aufs Schneiden ankomme, die schärfsten Messer bald am Brode stumpf würden. Nicht alle Messer sollen aber gerade Tisch- und Brodmesser seyn, nicht alles Laufen ist Wettlaufen. Die Art Geschichte, die wir hier vermissen, gehört freilich nicht für das grofse Publicum, sondern für eine ganz kleine Anzahl Menschen, die da lernen sollen, dafs das Mehrste, was sie für Geld (aera) halten, doch beim Lichte besehen nur Bohnen (lupini) sind. Welche Materialien finden sich nicht hier im zweiten Hauptstück gehäuft, um zu zeigen wie es in Deutschland zugieng und wie schmählig die heiligsten Interessen der Gesammtheit den erbärmlichsten Einfällen und Lappalien der Machthaber nachstehen mufsten!! Wie der Verf. die Sachen zu fassen weifs, kann man unter andern aus der Stelle sehen, wo von dem schmähligen Benehmen des Darmstädter Fürsten die Rede ist, zu einer Zeit, als nach der schrecklichen Wuth der jesuitischen Baiern gegen das arme Donauwörth endlich die Union zur Rettung der Protestanten und ihrer Freiheit geschlossen war. Herr v. Rommel sagt S. 163: »In allen diesen Geschäften zeigte Landgraf Ludwig, der sich von Prag nach Cöln und hierauf nach Jüterbock zur Ausgleichung Kursachsens mit Brandenburg begab, (sehr gut gewendet!!) auch seinen Vetter Moritz, wiewohl vergebens, von der Union abmahnte, so thätigen Eifer, dafs er sich nicht nur den

Beifall des Kaisers, dessen Bruder Matthias und der Erzherzöge, sondern auch das Vertrauen des Hauptes der katholischen Ligue, Maximilians I. von Baiern, erwarb.« Das Princip aller doctrinären Briefträgerei und Achselträgerei unserer Zeit klar ausgesprochen lautet also: Man soll immer Gott auf die Weise dienen, dafs man es mit dem Teufel nicht ganz verdirbt. Unser Geschichtschreiber berichtet daher naiv und ohne allen Unwillen auf der folgenden Seite, dafs als Maximilian von Baiern, der Donauwerth als Unterpfand seiner auf die Vollziehung der Acht gewendeten Kosten behalten hatte, endlich habe Rechnung ablegen sollen, er sich denselben protestantischen Fürsten Ludwig von Darmstadt, der die rechte Mitte so gut zu halten wufste, als kaiserlichen Commissarius erbeten habe: — und die Liquidation, wie die Rückgabe der Stadt, sey unterblieben. Es wäscht eine Hand die andere, dachte der Landgraf.

Die Geschichte des Aufstandes in Frankfurt unter Fettmilch und Consorten scheint uns in der Ausführlichkeit, wie sie hier S. 169—171 erzählt wird, um so weniger der hessischen Geschichte anzugehören, als der Leser am Ende doch nicht erfährt, worauf es eigentlich ankam. Ein Einfall der Frankfurter war nicht übel. Sie schalten nach S. 170 den gerühmten Landgrafen einen Pfaffenknecht, und trauten ihm zu, dafs er Jesuiten nach Darmstadt bringe. Es mufs sogar sein Geschichtschreiber einräumen (S. 173), dafs auf dem Reichstage 1613 im März er (der vortreffliche Ludwig) der einzige weltliche Fürst, der bei diesem Reichstag in Person erschien, mit den zahlreichen Prälaten dem römisch-katholischen Gottesdienst in der Domkirche beiwohnte. Nachdem hernach der schändliche Verrath, die gänzliche Vergessenheit der heiligsten Pflichten gegen Lehre, Verwandte, Vaterland und ehemalige Verbündete angeführt sind, sagt der hessische Historiograph ganz mild: sein Landgraf, der hinter dem Rücken seiner Mitstände allein einen Reichsabschied unterschrieben, den sie nicht gewollt hätten, sey nicht ohne Verdacht eigennütziger Absichten geblieben. Auch die abentheuerliche Reise des Landgrafen Ludwig kurz vor dem Ausbruch des 30jährigen Krieges nach Spanien und zum Pabst hat der Vf. aufs gelindeste erzählt; doch sieht man, dafs er zu den Leuten nicht gehören will, welche der Geschichte einen modischen Mantel umhängen, oder die evangelische Wahrheit mit philosophischem Lug und

Digitized by Google

Trug verfälschen. Das ist Alles, was man von ihm in seiner Stellung billigerweise verlangen kann. Dasselbe läfst sich von den Bemerkungen über das Benehmen des Landgrafen in den Jahren 1619—1622 sagen. Wir erfahren so wenig als möglich, aber wir werden doch nicht um die Wahrheit betrogen oder mit jesuitisch-Machiavellistischen Formeln abgespeist. Nachdem Herr v. Rommel übrigens alle die Gewaltthätigkeiten und Verräthereien dieses Ludwig trocken und ohne alle Beurtheilung angeführt hat, fährt er S. 227 fort: »Der staatskluge Landgraf hatte zugleich dem Kaiser zu Regensburg eine Kostenberechnung wegen des in seinem Dienste und im Kriege erlittenen Schadens überreicht. Der Kaiser, bereit das Gute zu belohnen und das Böse zu bestrafen (der Verf. hat freilich durch Gänsefüfse angedeutet, dafs dies nicht seine Worte sind, er nimmt sie aber doch in seinen Context auf), entschädigte ihn in einem förmlichen Belobungsdecret auf Unkosten des Kurfürsten von der Pfalz, dessen Anhänger und Lehnsträger, der Grafen von Solms, von Löwenstein und von Isenburg.« Alles Übrige nimmt der hessische Geschichtschreiber dem Landgrafen nicht übel, wohl aber, dafs er soweit aus der Casselschen Art schlug, dafs er in Geldsachen nicht ungemein knapp war. Dies zieht ihm S. 330—331 den einzigen ernsten und strengen Tadel zu, den wir in den beiden Bänden angetroffen haben. Es heifst: »Ein glänzender Hofstaat, grofse Bewirthung bei Hochzeiten und Taufen, den Kaisern und Kurfürsten gegebene Jagdfeste, ein bisher unerhörter, den Landmann drückender Jagdstand, die Begünstigung des Adels, der ritterlichen Beamten und ausserordentlichen Befehlshaber in Krieg und Frieden, Gnadengehalte an die geistlichen Herren in dem benachbarten Erzstift Mainz verschwendet, unaufhörliche Reisen, die Prozesse an den beiden höchsten Reichsgerichten, führten diesen Fürsten nicht selten in eine Finanznoth, welche weder durch die Abschaffung der Hofkost, noch durch ausserordentliche Ergebnisse (??) des Getraides, noch durch theilweise Verwandlung der Frohndienste in Geldabgaben, noch durch die Beiträge der Landstände getilgt wurde; während die von dem Könige von Spanien bezogenen Pensionen ihm den Vorwurf zuzogen (wie fein und behutsam das ausgedrückt ist!!), dafs er abweichend von den Maximen des Hauses Hessen sich einer der Religions- und der Reichsfreiheit gleich verderblichen Herrschaft verpflichtete.« Es folgt hernach noch Vieles andere gar wenig Lobens- oder Liebenswürdige; doch preiset ihn hernach der hes-

Digitized by Google

sische Geschichtschreiber, und zwar auch deswegen, weil er Privilegien erschlichen und seinen Vetter am kaiserlichen Hofe überflügelt (wie konnte er überflügeln, da Moritz ja niemals mit ihm zugleich in Wien, Rom und Madrid geflügelt hatte?) und weil er so fromme, gerechte, milde Worte in sein Testament schreiben liefs. Wie erbaulich aus einem Munde, wie der Ludwigs V. war!! Der Nachfolger, heifst es darin, soll dem fanatischen Kaiser getreu seyn — quand même. Dieser Darmstädter Geschichte, die dadurch gekrönt ist, dafs zwei der Söhne quasi römisch und der Eine im Ernst katholisch, dafür aber auch Cardinal und Bischoff von Breslau wird, sind die Beilagen VIII — XIV von S. 242 — 293 angehängt.

Die zweite Abtheilung dieses Bandes, oder das fünfte Buch, enthält in fünf Hauptstücken die Geschichte von Hessen Cassel unter dem Landgrafen Moritz von 1592—1627. Das erste Hauptstück übergehen wir, weil es blos für Hessen bestimmt scheint, für uns Andere aber an Überfülle im Text und in den Noten leidet, da wir über fürstliche Personen, Genealogien, Familien, Hochzeiten u. s. w. täglich in den Zeitungen schon gar zu viel lesen müssen. Es werden indessen, besonders in den Noten, viele Einzelnheiten und Anekdoten gegeben, welche sich zu einer Darstellung des Lebens und der Verhältnisse desselben im ersten Viertel des 16ten Jahrhunderts ganz vortrefflich gebrauchen lassen. Die Familiengeschichten und die oft etwas zu allgemein und in nichtsbedeutenden Redensarten gefafsten Schilderungen des Landgrafen, seiner Juliane, sowie aller Prinzen und Prinzessinnen des hohen Hauses, mögen die Hessen bei ihrem Geschichtschreiber aufsuchen; aber mit vollem Herzen unterschreiben wir, was Herr v. Rommel passend und schön vom Prinzen Philipp (sit illi terra levis!) S. 337—342 berichtet. Er fiel bekanntlich bei Lutter am Barenberge für Religion, Freiheit und Recht, gegen Gewalt, Druck und Fanatismus kämpfend!! Zu diesem Hauptstück gehören Beilage I—V, die uns ziemlich unbedeutend scheinen.

Im zweiten Hauptstück ist von Hof, Adel und Wissenschaft unter Moritz die Rede. Dieser Landgraf trägt den Namen des Gelehrten; das ist aber bekanntlich unter unserer gelehrten und speculativen Nation immer Unheil bedeutend und Verderben bringend, weil dann alle Fehler der Schulgelehrten und ihre ganze Eitelkeit in einer unseligen Verbindung mit den Lastern und Leidenschaften höherer Stände Leben und Wissenschaft zugleich vergiften. Das war freilich bei Moritz nicht durchaus der Fall, aber

Digitized by Google

doch prangte und prunkte und prahlte er, und besonders seine Juliane ganz anders als seine beiden Vorgänger! Darüber hat uns denn freilich Herr v. Rommel in diesem Hauptstück sehr ausführliche, wir möchten fast meinen, auch selbst für die Hessen zu reichhaltige Nachrichten gegeben. Die Hessen, selbst ihr Adel, sind ja zum blofsen Hofiren zu brav und zu tüchtig! Das wäre ein Capitel für Engländer, die haben jetzt eine bedeutende Anzahl von Büchern (zum Theil von Damen geschrieben), in dieser Manier, und diese Bücher sind sehr gesucht. Über die Wissenschaft des Landgrafen und über seine Manier, sie am Hofe emporzubringen, wollen wir lieber gar nichts sagen, da Herr v. Rommel in der Manier der gewöhnlichen Bücher, wo immer mehr Geschrei ist als Wolle, davon redet, und Ref. weder Muse, noch Lust, noch Fähigkeit hat, aus der ungeheuern Masse von Spreu, die Herr v. Rommel gespeichert hat, das wenige Korn auszuscheiden. Beilage I. enthält ein Register der kleinen persönlichen Hofausgaben des L. Moritz von den Jahren 1597—99 während seines Aufenthalts auf den benachbarten Schlössern zu Weissenstein, Rotenburg, Melsungen u. s. w. Das 2te Stück scheint uns als Curiosum für den hessischen Adel aufgenommen; denn wir Andern können damit nichts anfangen. Es ist das Verzeichnifs von Hofdienern des Landgrafen Moritz, welche zum hessischen oder ausländischen hohen oder niedern Adel gehörten, mit Einschlufs einiger Zöglinge der Hof- und Ritterschule. Ebenso unfruchtbar scheint uns, ausserhalb Hessen No. III. das lange Verzeichnifs der vorzüglichsten hessischen Gelehrten, Räthe, Kirchen- und Schuldiener, Ärzte und Künstler, welche unter L. Moritz öffentliche Stellen bekleideten, und No. IV. Verzeichnifs auswärtiger Gelehrten aus allen Ständen, auch Alchymisten und Künstler, welche mit L. Moritz in Briefwechsel standen, ihm ihre Werke widmeten oder von ihm beschenkt und unterstützt wurden. Das scheint uns doch zu lang und zu unbedeutend.

Über das dritte Capitel, betreffend Schulanstalten und Kirchenreform, hätte Ref. viel zu sagen, er behält es aber für sich, weil die Art, wie er diese Dinge betrachtet, sich durchaus mit der Manier, die der Verf. mit Recht vorgezogen hat, nicht wohl vereinigen läfst. Einiges ist ihm jedoch sehr aufgefallen. So führt Hr. v. R. (Ref. weifs nicht, ob lobend oder tadelnd) S. 531 in der Note an: »nach einer urkundlichen Nachricht habe L. Moritz 1604 am Charfreitage von 5—9 Uhr Nachts seinen Dienern eine Predigt vom Leiden Christi gehalten. Auf Reisen sey er immer

Digitized by Google

mit der Bibel versehen gewesen und habe selbst im Wagen theologische Vorlesungen gehalten.« Nach dieser Nachricht darf man sich nicht mehr wundern, wenn in diesem Hauptstück fast ausschliefsend von theologischen Zänkereien über zum Theil höchst lächerliche Dinge die Rede ist. Dieses Alles hat unstreitig für die Geschichte jener Zeiten seine relative Bedeutung; allein diese ist doch von der Art, dafs wir den Lesern dieser Blätter nicht zumuthen dürfen, dem Verf. Schritt vor Schritt zu folgen. Dasselbe gilt von den sechs Beilagen, die zu diesem Hauptstück gehören. Das vierte Hauptstück handelt von der Landesregierung, Rechtspflege, Polizei, Volks- und fürstlichen Staats-Wirthschaft. Der Anfang dieses Hauptstücks deutet recht gut an, wie schon Moritz auf das von Gottes Gnaden seines Fürstentitels eine ganz andere Bedeutung legte, als seine Vorfahren; er giebt aber zugleich deutlich zu erkennen, wie weit Moritz noch von den landgräflichen Nachahmern Ludwigs XIV. entfernt war. Der Vf. berichtet hier S. 619: »dafs die Neuerung, welche auch Moritz benutzte, vermöge deren zu Gunsten des byzantinischen Systems der Regierung die Beamten nach Willkühr entlassen werden konnten, ein von den Rechtsgelehrten angenommener Grundsatz gewesen sey.« Das war Ref. neu, soviel Gutes er sonst auch von den Herren wufste. Moritz, heifst es übrigens S. 624, sey ein Kenner und Bewunderer des Justinianischen Rechts gewesen, und das mit Recht; denn Moritz war selbst eine Art Justinian, Fürst und Richter, Pfarrer und Professor, Pedant und Weltmann, Theolog und Jurist, Bücherschreiber und Dichter und Gott weifs was noch Alles, in einer Person, und doch brachte er sein Land in grofses Unglück, und verdarb, was sein Vater und Grofsvater, die keine Bücher schrieben, gut gemacht hatten. Wehe dem Lande, dessen Fürst ein Kind ist, sagt ein Buch der Schrift; wir würden hinzusetzen: wehe dem Lande, dessen Fürst — das Übrige will Ref. dem Leser überlassen. Es wird einem angst und bange bei der hier gerühmten allezeit regen Geschäftigkeit und dem gepriesenen Einmischen in alle mögliche und erdenkliche Dinge, Wissenschaften und Geschäfte. Wer etwa mit unserer Zeit, ihrer historischen Jurisprudenz, ihrer kameralistischen Allweisheit, ihrer sophistischen und doctrinären Politik unzufrieden seyn sollte, der lese dieses Capitel der hessischen Geschichte und er wird seine Zeit segnen, wo trotz aller Bereitwilligkeit gewisser Beamten und Richter, doch eine solche Verwaltung, wie die hier geschilderte und gepriesene, unmöglich ist.

Übrigens darf Ref., der sich mit Staatswissenschaft und Ökonomie nie speciell beschäftigt hat, dem Verf. um so weniger hier und im fünften Capitel, wo von Landesvertheidigung und Nationalmiliz die Rede ist, durch alles Einzelne folgen, als er dem Publicum hinreichend gezeigt hat, welchen Gebrauch man in der allgemeinen deutschen Geschichte von diesem Werke machen kann. Der sehr gelehrte und nicht gerade reizbare oder empfindliche Verf. wird ihm daher auch verzeihen, dafs er so oft im Urtheil von ihm abweicht; das ist kein Tadel, wenn es gleich so aussieht. Ref. will dieser Anzeige einer ganz und durchaus speciellen Geschichte noch die kurze Anzeige einer Schrift über die Philosophie der Geschichte anhängen, die ihm gerade in diesem Augenblicke zukommt:

Introduction à l'étude philosophique de l'histoire de l'humanité par J. J. Altmeyer, docteur en droit et en lettres, professeur d'histoire à l'université libre de Belgique. Bruxelles. De Mat. 1836. 174 *p.* 8.

Da der Verf. dieser Schrift dem Ref. brieflich meldet, dafs er einen ausführlichen Abrifs der alten Geschichte verfafst habe, welcher gegenwärtig unter der Presse sey, und dafs eine Geschichte des Mittelalters unmittelbar folgen werde, so hält er es für seine Pflicht, auch das deutsche Publikum mit dem Verf. bekannt zu machen, weil diese Introduction gewissermafsen als die allgemeine Einleitung zu einer das Specielle begreifenden Geschichte der alten und mittlern Zeit zu betrachten ist. Da der Verf. als begeisterter Redner auftritt und nach Herders und einiger neuern Franzosen Manier mehr hinreifsen als lehren will, so ist es dem ruhigen Leser oft schwer einen sichern Faden zu finden. Ref. will indessen versuchen, eine Vorstellung von dem Buche zu geben. Der Verf. eifert zuerst gegen die, welche jede sogenannte philosophische Geschichte verwerfen, und behauptet: que l'histoire comme l'humanité, doit avoir un *but rationel*, doit réaliser un plan *providentiel*. Er fügt aber ausdrücklich hinzu, die Gegner der sogenannten philosophischen Geschichte hätten nur darum einigermafsen Recht, weil die mehrsten Urheber philophischer Systeme der Geschichte eigentlich doch am Ende nur von ganz individuellen Ansichten ausgingen und deshalb die Thatsachen beschränkten, modificirten, und auf jede Weise drehten, verdrehten und wendeten, um sie nach ihrer Weise gemodelt ihren individuellen Zwecken anzupassen. Er fügt ausdrücklich hinzu: C'est là un reproche que l'on pourroit faire à l'école philo-

Digitized by

sophique d'Allemagne. Er sagt übrigens ganz offen, dafs seine Leser von ihm keine pensées nouvelles, keine conceptions, die ihm besonders eigen seyen, erwarten müfsten: Loin d'être l'architecte des doctrines, contenues dans ce petit livre, sagt er, je n'en suis pas même le peintre, je ne suis qu'un simple ouvrier, un manoeuvre, un prolétaire des idées progressives du XIXième siècle. Die Einleitung selbst geht in einer zusammenhängenden Rede fort, die Noten folgen hinter dem Text, weil wie der Vf. sich ausdrückt: ce chant ne devait pas être interrompu par le pesant attirail des citations et des éclaircissements.

Der Verf. beginnt hernach den Strom seiner begeisterten, dem Zwecke, lebhafte Theilnahme zu erwecken, wohl angepafsten Rede mit einigen ganz guten Bemerkungen über den Nutzen der Geschichte, wenn man sie blos als Geistesbildung und als Mittel, zu dieser zu gelangen, betrachtet, dann sucht er die drei Männer, welche die Geschichte der Menschheit rednerisch zu entwerfen versucht haben, nämlich Vico, Bossuet, Herder, zu charakterisiren. Wenn dann der Vf. unbedingt das Fortschreiten verkündet und preiset, so scheint er sich selbst ungetreu zu werden, weil jedes materielle Fortschreiten offenbar oft ein intellectuelles Rückschreiten hervorbringt. Wir wollen einmal annehmen, es würde, wie offenbar die Stimme der fortschreitenden und fortgeschrittenen Männer in Baden fodert, aus unsern Schulen das Griechische verbannt, kein Homer, kein Thucydides, kein Sophocles mehr gelesen, sondern nur das gelehrt, was zur Erklärung des Corpus juris, zur Verfertigung des Runkelrübenzuckers, zur Anlage von Eisenbahnen durchaus nöthig ist zu wissen, wo fände dann der Verf. ein Publicum? Ausserdem scheint der Fortschritt der Zeit es unter uns dahin zu bringen, dafs auf der einen Seite der Braminen Contemplation und der Orientalen Begeisterung unter uns Deutschen eindringt, und auf der andern der alten Griechen Weisheit von denen verfolgt wird, die sich selbst rühmen, was man ihnen gern glaubt, sie nie gekannt zu haben; was soll man von diesem Fortschreiten halten?

Ref. macht darum aufmerksam auf diesen Punkt, weil er weder mit dem Vf. von Eisenbahnen, noch mit den ungriechischen Männern unter seinen Landsleuten von der fortschreitenden Abschaffung des Griechischen in den Schulen der Menschheit Heil erwartet. Der Vf. dagegen sagt S. 11 voll Vertrauen auf Menschheit und Menschlichkeit: Le progrès vers la perfection est donc le but final, la loi première de la société, c'est le λόγος pour le

Digitized by Google

quel Socrate est mort, pour le quel meurent les philosophes et les martyrs. Or le progrès existe, il est proclamé par la voix de l'histoire et par les monumens de tous les âges etc. etc. Die Periode schliefst hernach mit dem Ausruf: bientôt les ornières en fer mettront moins de distance entre Paris et Damas qu'il n'y en avoit jadis entre Rome et Athènes. Der Verf. besinnt sich indessen hernach, er gesteht ein, dafs die Zeiten noch fern seyen, wo das, was er das principe de l'antagonisme nennt, der die vorige Zeit beherrscht habe, gänzlich verschwinde, er wendet sich an die jüngere Generation u. s. w. Man sieht leicht, dafs man hier nicht kalte Untersuchung, sondern eine begeisternde Rede erwarten dürfe, welche viel Kenntnisse und viel Eifer verräth, aber nicht wie eine Dissertation darf geprüft werden. Wir vermuthen fast, obgleich dies nirgends angedeutet wird, dafs es eine Einleitungsrede zu des Verfs. Vorlesungen war. Erst auf der 23sten Seite erfahren wir, dafs der Verf. Hegel folgt, denn dort heifst es: Dans le monde Grec l'idée du fini apparait, l'activité humaine se produit et enfante des prodiges, le rapport du fini à l'infini est connu aussi, mais sous forme d'image et de symbole. A Rome regne exclusivement l'idée du fini; il en résulte une personnalité égoiste et une universalité abstraite et sans vérité. Dans le monde Germanique l'unité divine et la nature de l'homme se reconcilient et de cette fusion sortent la liberté, la verité, la moralité. D'après cette belle division, setzt er dann hinzu, que nous devons au plus grand philosophe de l'Allemagne, *si ce n'est de l'Europe, à Hegel* u. s. w.

Auf der 23sten Seite endigt der Vf. die rein philosophische oder rednerische Einleitung, um die historische zu beginnen, und setzt uns in den Stand ihm zu folgen. Was er über den Orient und dessen alte Geschichte sagt, ist klar, verständlich und im Allgemeinen auch mit der Vorstellung, die Referent davon hat, übereinstimmend, Neues oder durchaus Originelles wird man nicht finden, der Verfasser selbst aber hatte ja auch erklärt, dafs man weder neue Entdeckungen, noch auch eine durchaus eigenthümliche Verbindung des Bekannten erwarten dürfe. Erfreulich ist es, dafs er, wie er weiter kommt, deutlicher, bestimmter wird, und dafs er seinen Vortrag nicht, wie Ref. anfangs fürchtete, in ganz unbestimmter Weite und in Terminologien der Schule fortführt. Man findet in dieser Introduction eine Verbindung der neuen französischen und deutschen Manier, nur spielt zwischendurch das Materielle eine etwas sonderbare Rolle. Alles,

was der Verf. vorträgt, hat einen Charakter, den er im Avant Propos mit Recht durch das Wort *Chant* bezeichnet. Ref. will als Probe anführen, was der Vf. von den Phöniciern sagt, weil er selbst, wenn er durchaus in dem Styl reden müfste, wahrscheinlich ebenso wenig über Phönicien mit dem Verf. übereinstimmen würde, als in Beziehung auf Eisenbahnen. Es heifst hier S. 29 nach einigen allgemeinen Bemerkungen: Combien les Phéniciens sont ils plus haut placés dans l'échelle sociale que les peuples conquérants! Ces derniers ne travaillent que pour eux mêmes, les peuples industriels travaillent pour tout le monde, ils mettent en circulation les produits de l'univers — — et provoquent le developpement materiel et moral de tous les peuples qu'ils touchent etc. etc. Die Stelle mag zugleich als eine Probe des Styls und der Manier dienen, und Ref. will, um den Lesern die Beurtheilung der Methode zu erleichtern, eine andere Stelle abschreiben, wo der Verf. von dem Übergang aus der orientalischen Geschichtsperiode in die griechische redet. Er sagt nämlich S. 34: L'art égyptien perdit ce que lui avait donné l'esprit de métier: le colosse devint statue, le temple gigantesque se transforma en théatre et les noms glorieux et parfumés (??) de Sappho et d'Anacréon rapellent une autre littérature que celle qui éclate dans les prophéties d'Ezechiel, dans ce char du tonnère, dans ce trône de saphir, dans tout le symbolisme flottant du temple de Babylone. Was Rom angeht, so beginnt der Vrf. mit dem allgemein anerkannten Satz, dafs die Griechen erfunden, die Römer das Erfundene vertheilt hätten. Genau betrachtet ist dies nur unter einer sehr grofsen Einschränkung wahr, und wir bemerken dieses um zu zeigen, wie schwankend in der Geschichte jede allgemeine Betrachtung wird, wenn sie sich nicht zugleich auf das Allerbesonderste stützt. Die Römer drangen freilich nach Spanien und an die Donau; aber sie wurden am Euphrat und Tigris aufgehalten, dagegen blühten am Indus und in der Bucharei griechische Reiche und die Spuren und Wirkungen dauern noch fort. Unstreitig also breiteten die Griechen sich und ihre Herrschaft weiter gegen Osten aus als die Römer gegen Westen, und man kann nicht unbedingt behaupten, sie hätten nur gesäet und seyen die Jünglinge der société antique, die Römer die récolteurs und distributeurs des fruits gewesen. Was der Verf. hernach von Carthago sagt, scheint, ohne dafs er das ahndet, im geraden Widerspruche mit dem zu stehen, was er über die Phönicier gesagt und Ref. oben angeführt hatte. S. 43: Ce fut Rome qui

Digitized by Google

égorgea l'Orient sur les ruines fumantes de Carthage, car c'est de cette épouvantable catastrophe que date la suprématie de la civilisation libre et guerrière de l'Europe sur la civilisation religieuse et despotique de l'Asie. Que seroit devenu le monde si Carthage eut vaincu, si ces marchands, avec leur aristocratie d'argent, leur hideux égoisme, leur politique barbare, leur police défiante et cruelle, leurs sbires et leurs espions, leur religion de chair et de sang, leurs orgies et leurs bacchanales eussent eu le dessus? Wir zweifeln nicht, dafs sich dies mit dem Satz über die Phönicier und mit den Thatsachen auf gewisse Weise vereinigen lasse, disputiren auch nicht über die Behauptung selbst, wir wollen nur andeuten, wie mifslich jede allgemeine Geschichte ist, und wie gut es daher ist, dafs sich doch gewöhnlich die jüngern Männer daran wagen, weil die ältern sich nicht leicht getrauen werden, über das Einzelne hinauszugeben. Das Christenthum und seinen wohlthätigen Einfluſs preiset hernach der Vf. in Chateaubriands und La Mennais Manier, dabei scheint sich aber doch in einer Stelle, die wir uns nicht zu übersetzen getrauen, eine Spur deutscher Philosophie und Mystik zu zeigen S. 53: La plus haute et la plus profonde idée du christianisme, c'est celle de la glorification toujours ascendante de dieu dans la marche éternelle de la création, de la lumière à une lumière toujours plus éclatante. Cette idée est pour la connoissance métaphysique le centre vivant de la révélation chrétienne, comme la doctrine de la chute forme le mystère de la révélation mosaïque. In dem, was hernach folgt, erkennt Ref. zum Theil Herrn Michelet und die Dithyramben seiner ersten Hefte der Histoire de la France. — Die folgenden hat Ref. nicht gelesen. Übrigens können die mitgetheilten Proben hinreichen, um den Lesern der Jahrbücher eine Vorstellung von der Manier, dem System und dem Geiste zu geben, der den Verfasser leitet; Ref. würde aber unbillig gegen ihn handeln, wenn er aus dem Strom begeisterter Rede, der bis S. 102 ununterbrochen fortgeht, viele andere Stellen ausheben wollte, da sie sich aus ihrem Zusammenhange gerissen ganz sonderbar ausnehmen würden. Ref. will nur noch erwähnen, dafs ausführliche Noten, von S. 103 bis 174 dem Texte folgen, und dafs der Vf. darin eine sehr grofse und sehr mannigfaltige Belesenheit zeigt. Er ist durchaus nicht einseitig in seinen Citaten und man wird Vieles antreffen, was man gewifs in diesem Büchlein nicht erwartet hätte. Manches hätte freilich auch wegbleiben können, ohne dafs die Leser, welche eini-

Digitized by Google

germafsen mit der Literatur bekannt sind, etwas verloren hätten. Unter die Stücke, die wir gerade in diesem Buche am wenigsten erwartet hätten, gehört eine Urkunde, welche Note 33 S. 143 abgedruckt ist. Dieses ist nämlich ein Document des Mittelalters über die Bevölkerung der Umgegend von Ypern. Der Vf. sagt, er habe diese Bulle Innocenz IV. vom Mai 1246, welche er hier zum erstenmal gedruckt liefert, im Archiv von Ypern IIndbureau vouté, layette 19 No. 5 gefunden. Ref. will den Anfang des Actenstücks hier einrücken, weil man darin einen authentischen Beweis der ungeheuern Bevölkerung niederländischer Städte und Vorstädte im Mittelalter und die Bedeutung ihrer Tuchfabriken erkennen kann; diese Anfangsworte deuten übrigens auch den Inhalt und die Absicht der Bulle hinreichend an: Innocentius episcopus, servus servorum dei: Venerabili fratri episcopo Morinensi salutem et apostolicam benedictionem. Ex parte dilectorum filiorum scabinorum et universitatis villae Yprensis fuit propositum coram nobis, quod cum in villa ipsa *in qua fere ducenta millia hominum commorantur*, quatuor parochiales ecclesiae tantummodo sint statutae, quarum canonici regulares curam obtinent animarum et in qualibet ipsarum solus canonicus consueverit pernoctare, ac per hoc iidem in spiritualibus non modicum sustineant detrimentum, petebant in eadem villa tam ecclesiarum quam clericorum numerum augmentari etc. etc.

Ref. glaubt jetzt seine Pflicht erfüllt zu haben, dem deutschen Publicum anzudeuten, was ungefähr von den Lehrbüchern des belgischen Professors der Geschichte zu erwarten sey, und hofft dessen Handbuch der alten Geschichte früh genug zu erhalten, um es zugleich mit den beiden Lehrbüchern (für Schulen) anzeigen zu können, die ihm ein Pariser Professor zuzuschicken versprochen hat und die er mit Vergnügen lesen wird, da er den Verfasser derselben als einen Mann, der die Quellen in der Ursprache gelesen hat und als einen Kenner des Alterthums und der alten Sprachen, ungemein achtet, obgleich er neulich bei den Wahlen der membres de l'academie andern Candidaten hat nachstehen müssen.

Schlosser.

1. *Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höhern Dogmatik von Dr. Christoph Fr. von Ammon. I. Band, 2te verbess. u. verm. Ausgabe, XXVIII u. 384 S. II. Band XXX u. 401 S. in 8. Leipzig 1836. bei Vogel.*
2. *Geistesverirrungen des „Baron Otto von Uckermann, Mitglieds der Committee der sächs. Hauptbibelgesellschaft [!!] zu Dresden" — in seinem Sendschreiben an den Herrn Prof. W. T. Krug in Leipzig — beleuchtet von dem Verf. der Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. 56 S. in kl. 8. Leipzig b. Arnold. 1837.*

Wie sehr nothwendig es ist, dafs jede menschliche Überzeugung durch Fortbildung gereinigt und vollendet werde, erhellt tagtäglich durch Erfahrung. Noch tiefer aber wird die Unentbehrlichkeit jener Fortbildung, besonders wo es Religionswahrheiten betrifft, erkennbar, wenn der Nachdenkende wissenschaftlich, das ist, durch ein prüfendes Wissen über das Wissen, seine Aufmerksamkeit auf die Entstehungsart aller menschlichen Überzeugungen richtet. Je deutlicher die Aufmerksamkeit auf uns selbst uns zeigt, wie unsre besten Überzeugungen nur subjectiv sich bilden und in welch beschränktem Sinn sie objectiv genannt werden können, desto emsiger wird man durch Fortbildung sie ächtsubjectiv, das ist menschlich-allgemeingültig, zu machen streben und jeden, auch unvollkommnen, wenn nur redlichen und gründlichen, Versuch ohne alle Intoleranz als Förderungsmittel vielseitiger Forschung gerade zur Fortbildung benutzen.

Auch die speculative Religionsphilosophie unserer Tage ruft, nur allzu oft, aus: Gott ist das Absolute! Im Absoluten ist die Wahrheit! Die Wahrheit ist in Gott! Aber was hilft dies uns, wenn alle die absolute (= von allen Unvollkommenheiten der nichtvollkommenen Geister unabhängige) für uns objective Wahrheit allerdings in dem vollkommenen Geiste ist und seyn mufs? In uns ist jede Wahrheit doch anders nicht als subjectiv. Alles uns vorgehaltene (objicirte) ist in unser Bewufstseyn im besten Fall nur insofern aufgenommen, als alle dazu tauglichen Kräfte für das Auffassen derselben angewendet, ihm subjicirt, zum Subject gemacht, werden. Und doch ist es alsdann nur als eine subjective Anerkennung und Einsicht in unserm Bewufstseyn. Denn anders als soweit unsre subjectiven Erkenntnifskräfte sie aufzufassen und bis zum menschlich möglichen Wissen zu verdeutlichen vermögen, können wir sie nicht in uns haben.

Jedes Object der Betrachtung und Einsicht ist nur innerhalb unsers Vorstellungsvermögens uns vorgehalten. Mag es uns als ein ausser uns daseyendes Wirkliches, oder als ein »nicht anders denkbarer Gedanke« zur Anerkennung aufgenöthigt erscheinen; schon dieses Aufgenöthigte ist nicht eben das selbst, was sich aufnöthigt. Das sich aufnöthigende Object wird nicht etwa, weil es ein Ding an sich ist, gar nicht erkannt, aber wir erkennen es doch nur, insofern es durch Aufnöthigung Ursache einer Vorstellung in uns wird. Was und wie es im Übrigen an sich sey, wird uns dadurch nicht bewufst. Hegel weist daher richtig darauf hin, dafs immer nur die Vorstellung das Object unsers Bewufstseyns ist. Aber auch Kant hatte längst nichts anderes gesagt, indem er zuvörderst darauf aufmerksam machte, dafs wir zwar von jedem vorgehaltenen Ding oder Betrachtungsgegenstand das, was von ihm in der Vorstellung zu erfassen ist, zu erkennen vermögen, was aber ebendasselbe Ding sonst noch und an sich ist, ausser unserm Bewufstseyn oder unerkennbar bleibe.

Nur, soviel das Maas (das Quantum) unserer Auffassungskraft nehmen kann und kräftig aufnimmt, dieses und nicht mehr, kann unser eigentliches Betrachtungsobject werden. Es ist alsdann als etwas durch den Einen Factor der Vorstellung, durch das Aufnöthigende, dem Subject aufgenöthigtes innerhalb des Subjects. Wenn aber nicht unser Bewufstseynkönnen, als der andere Factor jeder Vorstellung, bei dem Auffassen mitwirkt, so entsteht doch noch kein Vorgestelltes. Wievieles Fühlbare ist uns immerfort aufgenöthigt, das doch, wenn das Wissenkönnen nicht darauf gerichtet ist, nicht zur Vorstellung wird und nur unbewufst im Subject wirken kann. Selbst der wissende Geist aber, oder ein jeder, welcher Ich denken kann, bringt alsdann von dem menschlich aufgefafsten doch nicht mehr zum klaren und deutlichen Wissen, als er vermöge seines Kraftwesens und seiner Übung vermag.

Dabei kann aber sein Bewufstseyn — das heifst, der Gemüthszustand, in welchem er von dem aufgenöthigten und aufgefafsten etwas wissen kann, mehr oder weniger mit einer Unzahl schon vorgefafster Meinungen überfüllt seyn, so dafs es nur erst, wenn es durch ein streng prüfendes Beurtheilen und Wissen dessen, was zu wissen möglich ist, gereinigt wird, ein subjectiv gültiges genannt werden kann. Und deswegen hilft es nichts, wenn soviele sich jetzt auf ihr christliches oder idealisches

Bewufstseyn berufen, weil erst geprüft werden müfste, ob sie weder zu viel noch zu wenig als Christuswürdig oder als Ideal in ihr Bewufstseyn zugelassen und aufgenommen haben.

Eine doch nur subjectiv-gültige Vorstellung nennt man nur allzu oft ein objectives, und behandelt es als eine dem Vorgehaltenen ganz adäquate Überzeugung, wenn man sich nicht bewufst ist, das von dem Subjectiven wohl unterscheidbare Individuelle, nämlich die nur der bestehenden persönlichen Einzelheit angehörigen Eigenheiten, von dem vorgehaltenen Betrachtungsgegenstand abgehalten und ihn dann allein durch Kräfte, die bei allen menschlich betrachtenden gemeinschaftlich vorauszusetzen sind, in Betrachtung gezogen zu haben. Aber auch eine solche Betrachtung ist alsdann doch nicht eigentlich eine objective zu nennen. Sie ist nur als eine von den individuellen Besonderheiten (Schwächen, Leidenschaften, Nebenrücksichten) möglichst gereinigte. Sie ist also als menschlich mögliche, subjective Gewifsheit, als möglichst gutes Wissen des in der Vorstellung, als innerem Gegenstand, enthaltenem Wahren festzuhalten und als etwas, worin man mit allen ebenso wissensthätigen Subjecten übereinzukommen nicht bezweifelt, in Begriffe und Sätze aufzunehmen und als Regulative anzuwenden.

Offenbar aber bleibt hier immer, und zwar als eine zur Vervollkommnung unentbehrliche Pflicht, der Vorbehalt, auch die möglich bestens erworbene Gewifsheit oder Befriedigung unserer Willenskraft nur so lange, als sie sich bei jedesmaliger prüfender Betrachtung erprobt, für das Wahre zu halten und als das Wahre zu benutzen, welches in der uns vorgehaltenen Vorstellung bleibend enthalten ist. Die Wahrheit nämlich ist von der graduellen Gewifsheit sehr zu unterscheiden. Das Wahre ist und bleibt immer nur in der gefafsten Vorstellung selbst und in dem Verhältnifs derselben zu dem sich aufnöthigenden wirklichen oder denkbaren Object. Nur die Gewifsheit davon ist in uns als den Wissenden, und wird in sehr verschiedenen Graden oder Abstufungen, von der Ahnung und der Wahrscheinlichkeit bis zur Entschiedenheit der Grundeinsichten hinauf, von den Wissensfähigen errungen.

Zur Ausübung der deswegen immerwährenden Überzeugungspflicht werden wir Menschen, wir wollen oder nicht, Einige durch den edlen Reiz des Gewifswerdens, der Harmonie des Geistes mit sich selbst und der Freude über seine Kraft, Mehrere durch die Nutzbarkeit des Wahren, die Meisten endlich durch die aus

dem Unwahren entstehenden, und je und je unerträglich wirkenden Schädlichkeiten angetrieben. Zum Unglück wird die Schädlichkeit der Vermischung des Unwahren mit dem Wahren und des trägen Unterlassens der im Culturzustand immer möglicher werdenden Absonderung des Individuellen von dem, was für alle Denkgeübte subjectiv-allgemeingültig wäre, bei den meisten Vorstellungen, welche die Religiosität — das heifst, das Streben zur Harmonie mit Gott und allen guten Geistern — betreffen, nicht so leicht in die Augen fallend, als die Schädlichkeit des Unrichtigen in vielen andern Arten von Überzeugungen. Deswegen wird in der Theologie, oder in dem Bestreben, der die Religiosität betreffenden theoretischen Erkenntnisse gewifs zu werden, etwas möglich, was bei allem andern Wifsbaren nie oder nur selten eintritt, nämlich dies, dafs die zu einer Zeit erreichbar gewesene Bildung von religiösen Vorstellungen für unverbesserlich gehalten, also als unabänderlich aufgedrungen und daher die Fortbildung dieser Art von Überzeugungen gehässig gemacht, erschwert oder gar als verboten und endlich als verschworen behandelt werden kann.

Die Theologie, oder die begriffliche Auslegung der mit der gemüthlichen Religiosität zusammenhängenden Erkenntnisse, ist bei allen Völkern das einzige Fach individueller und ächtsubjectiver (für jeden Menschen gültiger) Vorstellungen, dessen Machthaber gewöhnlich die von ihnen erreichte Stufe von Ansichten als die höchste, und also sich als die geltendsten darzustellen, folglich die Fortbildung zu hemmen suchen. Sie stecken dabei in einer doppelt unsichern Voraussetzung. Vorerst bereden sie sich: dafs eine unfehlbare, keiner Fortbildung bedürfende Mittheilung gerade und allein bei religiösen Erkenntnissen unentbehrlich sey und daher auch wirklich gegeben seyn müsse. Alsdann aber keimt und wuchert in ihnen die noch schlimmere Selbsttäuschung: dafs sie selbst nicht blos für sich, sondern auch für Andere nunmehr die zuverlässigste Auslegung jener Mittheilung, das Offenbaren des nicht offenbar genug geoffenbarten, wie ein unabänderliches Eideicommifs in sich trügen und gleichsam haushälterisch zu verwalten hätten.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

N°. 3. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

v. Ammon's Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion.

(Beschluſs.)

Diese der gewissenhaft freien Fortbildung religiöser Überzeugungen entgegenwirkenden Voraussetzungen sind bei allen andern Arten von Erkenntnissen kaum versucht, bei keinen jemals durchgesetzt worden, weil bei diesen immer bald eine sichtbare Rechnungsprobe über Gewinn oder Verlust in den Fortbildungsversuchen statt findet, auch überhaupt die Trägheitskraft der Menge, welche sonst auch auf dem Unhaltbaren gerne stehen bliebe, durch fühlbare Nachtheile zur Fortbewegung aufgeregt wird.

Sehr nützlich zum Beispiel für das gesammte Menschengeschlecht möchte es scheinen, wenn von jeher allgemeingültige Erkenntnisse über die Eigenthumsrechte infallibel mitgetheilt und nicht erst der gar langsamen Bildung und noch immer nicht vollendeten Fortbildung der Rechtsforscher überlassen wären. Aber jenes ist nicht geschehen und zur Fortbildung in der Rechtslehre wird man durch alle Arten von Gewalt und Noth unaufhörlich angetrieben.

Noch nöthiger möchten infallible Offenbarungen über die Arzneikunde scheinen, welche das Leben selbst und jeden Genuſs des Eigenthums sichern soll. Und doch hat auch die in einzelnen Anwendungen nicht leicht einer Controle und Verantwortlichkeit unterwerfbare Gesundmachungs-Wissenschaft nirgends symbolische Bücher oder Vorschriften einer alleinheilbringenden Methode, nirgends einen Schwur, nur nach Hippokrates oder Galenus leben und sterben zu lassen, oder über die Theorie der Sanitätscollegien und über die zur Sorge für allerhöchste Leiber privilegirten Hofärzte hinaus keine Fortbildung der heilschaffenden Kunst versuchen zu dürfen. Die Geschichte der Medicin erröthet vielmehr darüber, daſs man einst hie und da eine dominirende leibärztliche Methode als eine unabänderliche beschwören zu lassen versucht, doch aber selbst sich solcher Anmaſsung bald geschämt habe. So werth und theuer dem Staate die Erhaltung seiner »Seelenzahl« oder Menschenbevölkerung

Digitized by Google

seyn mufs, dennoch überwog jederzeit die Einsicht, dafs die Staatsklugheit, ungeachtet aller bei dieser über Leben oder Tod entscheidenden Denk- und Lehrfreiheit unverkennbarer Gefahren, dieses geheimnifsvolle Geschäft dennoch rein der allgemeinen Fortbildung zu überlassen, ja durch Oberaufsicht nur zu dieser grunderforschenden (rationalen) Fortbildung anzutreiben habe, weil nur durch die zu dem freien Studium angetriebenen Selbstdenker am wahrscheinlichsten das Zeitgemäfse und nach allen Umständen möglichstgute zu erhalten sey.

Ein drittes und wohl das auffallendste ist, dafs selbst über Moralprincipien und Pflichtenlehre, ungeachtet dieses Fach das geistig und socialisch wichtigste ist und doch, leider, bei weitem nicht so angelegentlich, als manches Partheidogma, betrieben wird, es dennoch keine die wissenschaftliche Fortbildung irgend hemmende Schibolets der Infallibilität giebt oder gegeben hat. Auch über das, was der vollkommen gute Gott als das Rechte und Gute allgemeingültig wolle und von den Menschen fordern könne, wir wollen sagen, auch sogar über die theologischen Morallehren haben die um das Seelenheil und zugleich um unbedingt folgsamen, demüthigen Gehorsam der Ihrigen besorgtesten Kirchen- und Staatsgewalten keine, die gewissenhaft freie Fortbildung der moralisch religiösen Selbstüberzeugungen beschränkende, Normen (weder normas normatas noch normantes) aufgenöthigt.

Nur über das, was am schwersten bestimmbar ist, über das innere Wesen des höchsten Geistes und über die vollkommne, also für uns Nichtvollkommne gewifs unergründliche Art seines Zusammenhangs und Einwirkens auf alle Andere Bestandtheile des All hat das Alterthum seltener, die christliche Kirchlichkeit aber desto öfter, seit sich theils bischöfliche Primate, theils dialektischer Wissenschaftsschein zum Herrschen hervordrängten, der unaufhaltbaren Fortbildung direct oder indirect privilegirte Meinungsnormen entgegenstellt.

Als noch, nach den zuerst möglichen Vorstellungen der Meisten, alle Naturwirkungen unmittelbar von übernatürlichen Ursächern polydämonisch abgeleitet wurden, liefs sich die Demokratie zu Athen durch Priester und sophistische Denuncianten bereden, dafs Anaxagoras und Sokrates, weil sie den Zusammenhang der Naturursachen aufsuchten, sich einer die Götter entbehrlich machenden, staatsgefährlichen Fortbildung schuldig gemacht hatten. Man wollte auch damals, und noch lange, lieber, dafs Götter

Digitized by Google

übernatürlich, als dafs Wolken natürlich, den Regen gäben, weil man denn doch noch nicht natürlich genug zu erklären wisse, wie Wolken ohne einen Jupiter Pluvius zu entstehen pflegten. Jedoch bald, nachdem der verblüffte Volksverstand zum Religionsmord gegen den praktisch weisen Greis, dessen Nichtwissen über das Meteorische sogar Apollo für das weiseste erklärt hatte, sich mehr ochlokratisch als demokratisch hatte verleiten lassen, erschrak die bildungsfähigste ganze hellenische Nation über diese ihre geistbeschränkende Anmafsung so sehr, dafs von nun an kein Sykophant mehr dort die Fortschritte der philosophischen Religions- und Naturforschungen anzuklagen wagte.

Und war dann nicht eben diese seit dem Märtyrertod des Sokrates gewonnene ungehemmte Fortbildung die Ursache, dafs, da die Christuslehre von dem Einen Gott, als moralischem Vater der Menschen, unter jene griechischen und grăcissirten Heidenvölker überschritt, sie unter den meisten Gebildeten schon den moralisch edleren Gotteinheitsglauben und die Gewifsheit, mehr durch Rechtwollen als durch Tempeldienst mit dem Reich und der Rechtschaffenheit Gottes (Matth. 6, 33.) zu harmoniren, vorbereitet antraf, so dafs das heidnische Pfaffenthum ihr nicht allzu lange noch beschränkende Partheigesetze und Verfolgung entgegensetzen konnte.

Sehen wir auf die andere Seite, auf hebräische und jüdische Religionsvorgänge, so ist dort, wo uns die alttestamentliche Bibel eine durch die verschiedensten Weltepochen fortlaufende Geschichte der gegen einander kämpfenden Fortbildung in Religionsansichten zur Mahnung und Warnung aufbewahrt hat, ohnehin von Hemmungen der Fortbildung in Überzeugungen dieser Art keine Spur. Das Buch Hiobs, des Nichtmosaikers, der skeptische Kohelet und das sinnlich ausgemalte Lied der Lieder ist von den alterthümlichen Religionsüberlieferungen der Synagoge so wenig als Daniel ausgeschlossen worden. Der älteste Glaube, dafs es Gott reuen könne (Genes. 6, 6.) oder dafs er im Eifer Vätersünden an den Kindern strafe (2 Mos. 20, 5.) ist ebenso aufbewahrt, wie das durch allmälige Fortbildung gewifs gewordene Gegentheil. Denn die biblischen Überlieferungen geben uns, was die Voreltern *glauben konnten*, nicht deswegen, weil wir es trotz der gereifteren und ausgedehnteren Fortbildung gerade ebenso *glauben müfsten*. Aber eben deswegen darf die Rationalität im Unterscheiden des Geglaubten und des Wahrbleibenden nie zum voraus gehindert werden.

Der Hebraismus hat bei den Patriarchen und Propheten, ja selbst bei Mose kein anderes Dogma als das Einzige: dafs der Eine Gott über Alles sich der Abrahamiden, wenn sie Abrahams überzeugungstreue, würdige Söhne seyen, besonder annehme! Selbst die an Vorschriften so reiche mosaisch-levitische Gesetzgebung bindet durch Staats- und Sitten- und Cultusgebote in Menge die Nation an Gott als ihren Nationalkönig, aber nicht durch irgend eine Lehrnorm, ja nicht einmal durch einen einzelnen Lehrsatz, ausser dem so eben erwähnten.

Die oft wiederholte, aber ausser dem Kirchenthum in der Wirklichkeit anderer Religionsarten geschichtlich nicht gegründete Behauptung, wie wenn wenigstens jede Volksreligion nicht ohne eine gewisse Summe von Dogmen, nicht ohne eine Art von unverletzlichem dogmatischem Katechismus, bestehen könnte, hat ihre nächste Widerlegung aus der Religiontverfassung, aus welcher das Christenthum hervorgegangen ist, gegen sich. Wir wollen uns nur kurz daran erinnern, wie selbst das am spätesten bekannt gewordene fünfte Gesetzbuch auch die Propheten als religiös-patriotische Freiredner an kein Dogma ausser dem vom Jehovah als Nationalkönig bindet (Deuter. 18, 20.) und wie oft deswegen die meisten Propheten einfache, allgemeingültige Ausübung der Rechtschaffenheit über alle Cultusgebote (Jes. 1, 12 — 17.) erhoben, ja sogar (Jerem. 31, 33. Hebr. 10, 15 — 18.) eine neue Diatheke oder eine geänderte Verfassung des Bundes mit Gott auf Sündenvergebung ohne Opfer, laut aussprechen durften.

Selbst das Unsterblichkeitsdogma in der Form von Fortdauer der Seelen im Scheol ist in den 2000 Jahren der alttestamentlichen Relgionsoffenbarungen nicht eine sanctionirte Lehre, sondern Tradition eines sich mehrfältig fort- und umbildenden Volksglaubens, der so veränderlich war, dafs er lange Zeit alle Abgeschiedenen in einerlei Unterreich kommen liefs, alsdann selbst noch bis in die neutestamentliche Zeit hinein Alle Abgeschiedene zwischen Paradies und Tartarus theilte, auch des bekehrten Schächers Seele zugleich mit der Seele Jesu unmittelbar am Todestag in das Paradies kommend voraussetzte. Nur wenige Ausgezeichnete, wie Henoch, Mose, Elia, dachte man mit Leib und Seele in den Himmel Gottes versetzt, so dafs erst der Christenglaube eine sofortige Versetzung der um des Glaubens willen Leidenden in den Himmel — keine Dogmengeschichte kann sagen: wie bald? und durch welche Offenbarung? — annahm, den Hades aber als

Zwischenort bis zum Gericht, noch ausser der, erst alsdann zu füllenden, Hölle (Apok. 19, 20. 20, 14.) bestehend dachte.

Wie fest das Judenthum als Religion ohne mehrere Dogmen selbst zu Jesu Zeiten dennoch bestehen konnte, weifs, wer sich durch fortbildende Menschenkunde in die Vorzeit zurück zu versetzen vermag, daraus, dafs die verschiedensten dogmatischen Theorien den Sadducäer neben dem Pharisäer im regierenden Synedrium zu sitzen nicht hinderten und auch die mehr prophetenartige Fortbildung der Essäischgesinnten, welche unstreitig der ceremonienlosen, gottgetreuen Rechtschaffenheitslehre Jesu Christi die näheren waren, nicht als unjüdisch ausgeschlossen war und werden konnte.

So schwer nun Denen, welche in das seit dem zweiten Jahrhundert immer mehr ausgeartete Kirchenthum eingewohnt sind, eine fortbildende gewissenhafte Dogmenfreiheit denkbar scheint, so war sie doch nach allem diesem nicht nur in dem früheren ganzen das Christenthum umgebenden Zeitalter bei Juden und Heiden. Es erklärt sich auch allein daraus, warum unser nie theoretisirender Jesus selbst am wenigsten, aber auch der rabbinisch gelehrte Paulus nicht, an ein Hinterlassen eines Schema alleinseligmachender Glaubenslehren dachte. Es erklärt sich aus jener symbolfreien, undogmatischen Fortbildungszeit, warum das Drei von Prädicaten in der nur auf ενταλματα, nicht auf Dogmen gerichteten Taufformel (Matth. 28, 19. 20.) oder auch das aus blos zwei Sätzen bestehende Symbolum vom »Vater als alleinwahren Gott und von Jesus als Dessen abgesendetem Gesalbten« (Joh. 17, 3.), ja sogar das noch kürzere: Jesus ist der Messias! (1 Kor. 3, 11. Hebr. 13, 8.) als Basis der Aufnahme in die Christusgemeinden genügte. Es erklärt sich allein daraus hinreichend, warum Paulus auch in Petrus, Jacobus u. a. den heiligen Geist, das ist, die Willens- und Wissensrichtung auf das Heilige anerkannte, wenn gleich diese beiderlei Führer verschiedener Glaubensansichten sich wechselseitig keine Infallibilität zuschreiben konnten. Der erst heterodox scheinende hat nur durch seine unvergleichbar freiere Fortbildung und sein ebenso kluges als rastloses Beharren in dieser Freiheit von Lehrmeinungs- und Satzungsgeboten das Urchristenthum vom Zurückfallen in eine jüdische Secte gerettet, welche sich meist nur durch den Glauben, dafs der Messias erschienen sey, von Denen, die nach einen andern, den prophetischen Hoffnungen äusserer Gewalt mehr entsprechenden erwarten wollten, unterschieden haben würde.

Es erklärt sich aber auch, wie Jakobus den viel weiter vorgeschrittenen Weltreligions-Apostel nicht einmal dagegen schützen konnte, dafs die Myriaden der eifrig orthodoxen Urgemeinde zu Jerusalem (Apg. 21,17—26.) den doch seit mehr als zwanzig Jahren wunderthätigen und über Alle Judenchristliche hinaus wirksamen Apostel nichtsdestoweniger nicht nur nicht für infallibel, sondern vielmehr für einen »Apostaten« erklärten. Und warum? Weil er jüdischchristliche Väter in der übrigen freier cultivirten Römerwelt zeitgemäfs ermahnte, wenigstens nicht ihre Kinder durch fortgesetzte Beschneidung (durch diesen an das roheste Zeitalter der Menschheit zurückweisenden Ritus) an den durchaus nicht mehr zeitgemäfsen mosaischen, levitischen und rabbinischen Particularismus binden sollten (ὁτι ἀποστασιαν διδασκει απο Μωσεως τους κατα τα ἐθνη παντας Ιουδαιους, λεγων· μη περιτεμνειν αυτους τα τεκνα μηδε τοις ἐθεσι περιπατειν.)

Es öffnet uns aber auch alles dieses für die dennoch nicht stillstehende Fortbildung in gotteswürdigen Religionsüberzeugungen überhaupt den weitausreichenden, lichthellen, erfreulichen Prospect, dafs das zeitgemäfs bedachte jenes Einen Beharrlichen, ohne welchen wohl Alle Christglaubige damals in ein jüdisches Christenthum Beschnittener hineingezwungen worden wären, dennoch als das Denkglaubigste auch in der Zeitfortbildung allmälig das Rechtglaubige geworden ist.

Unvermeidlich war es von da an allerdings, dafs, da das vielseitigste Theoretisiren = das Emporstreben von allzu gemischten populären Vorstellungen und Begriffen zum γινωσκειν, d. i. zum Tieferkennen aus gereinigteren Urtheilen und Ideen — durch die Philosophenschulen und die Bücherschätze zu Alexandria auch bis zu den Juden durchgedrungen war und diese sogar alle andere Weltweisheit von der Urweisheit ihres nationalen Particularismus abzuleiten wagten, auch sogleich unter den Christianern die verschiedensten theoretischen Dogmensysteme als speculative Bestrebungen nach tieferer und höherer Kenntnifs der Übernatur versucht wurden.

Die meisten Menschen werden nicht anders als durch eine lange, lange Reihe durchgemachter Erfahrungen klug. Auch über das, was man von dem göttlichen Urwesen, seiner Wirkungsart auf alles andere, der wesentlichen oder freithätigen Verbindung des Messiasgeistes und Logos mit der Gottheit u. dgl. gar zu gerne wissen möchte, wurden die Gränzen des menschlichen Wissens,

Digitized by Google

die Unmöglichkeit, aus einigen Eigenschaften die Wirklichkeit eines an sich bestehenden Gegenstandes zu bestimmen, nicht eher anerkannt, bis erst Jahrhunderte hindurch fast alle mögliche Überflüge in die Geisterwelt versucht waren, welche aber doch endlich als Pseudorationalismen (als selbsttäuschende Schlüsse aus blos eingebildeten Nothwendigkeiten) aufgegeben werden müssen. Das Mystische der infalliblen Übernaturkenntnisse beruht nämlich durchweg auf Pseudorationalismen.

Alles solches theologische Probiren ins Übernatürliche dringender Theorien würde seitdem zur Übung mancher Geisteskräfte gedient, den davon oft ekstatisch angezogenen speculativen oder mystischen Theilnehmern aber wenig geschadet haben, weil Jesus Christus die Leben gebenden Wahrheiten seiner Religion, d. i. die Lehre von den Mitteln zur Harmonie mit Gott und allen Gutwollenden, auf keine Weise von Theorie und Gnosis abhängig gemacht, sondern auf Liebe gegen Gott als den moralischen ächtguten Vater und auf gleichstellendes Wohlwollen der Menschen als Menschen gegeneinander gebaut hatte, — wenn nur nicht das Kirchenthum bald auf lange Zeit in eine Magnatenherrschaft übergegangen wäre, welche die ihr dienlichsten Theorien zur Hauptsache und zu ihrem geheimnifsvollen Eigenthum machte, zu dessen Mittheilung sie geweiht und folglich für die glaubig harrende Laienwelt unentbehrlich wäre. Der allzu äusserlich und ungeistig ausgedeutete Begriff vom messianischen Reich Gottes machte es den Inhabern des aristokratisch-monarchischen Kirchenregiments räthlich und möglich, juridische, nur für den äussern Staatsschutz und Rechtszwang nöthige Begriffe von Strafgerechtigkeit, Satisfaction und willkührlichen Gnadenbedingungen auf den Gott überzutragen, welcher doch von Jesus nicht, wie bei Mose als äuserer Gesetzgeber und Regent, sondern durchaus als ein die moralische Gesinnung der Kinder wollender, wissender, fördernder Vater dargestellt war. Juridisch kanonistische Theologen hinderten es, dafs nicht frühe genug aus der Christusidee: Gott ist Vater! die Frage abgeleitet wurde: Besteht denn eines Vaters Gerechtigkeitsliebe darin, dafs er dem ausgearteten, aber reumüthigen Sohne nur verzeiht, wenn derselbe das Unglaubliche glaubt, wie wenn ein Anderer statt seiner habe gestraft werden müssen und wirklich deswegen an seiner Stelle gestraft und gemartert worden sey.

Je schauerlicher ferner die Geweihten die schuldlos ererbte Grundverdorbenheit des menschlichen Wissens und Wollens ein-

Digitized by

wahr ist, bleibt die Harmonie mit dem vollkommen guten Gottesgeist gegründet.

Hier fallen alle Meinungen von solchen Bedingungen der Seligkeit weg, die nicht in der Natur der Sache selbst, sondern in einer irgendwo geheimnifsvoll geoffenbarten Willkühr Gottes gegründet seyn sollen, folglich auch nicht überall erkennbar und ausführbar seyn könnten, sondern nur durch besondere Bekanntmachungen vorgeschrieben und ohne besonders zugetheilte Machhülfen nicht ausführbar wären.

Einzig deswegen ist die ursprüngliche Christusreligion zur immerwährenden Fortbildung und immer weiteren Verbreitung als Universalreligion für alle, die als Menschengeister denken und wollen, geeignet, weil sie weder particuläre Sitten und Ceremonien, wie das Judenthum, noch particulärpositive Glaubenssätze als (allgemein nöthige und doch nicht einmal allgemein bekanntgewordene) Bedingungen des Seligwerdens, wie die alleinseligmachende Symbololatrie es eingeführt hat, vorschrieb, vielmehr den Glauben an dergleichen arbiträre Bedingungungen der Liebe Gottes gegen die Menschen weder durch Cäsaropapie noch durch Papocäsarie vorgeschrieben haben will.

Allerdings fordert das Urchristenthum von denen, welchen es hinreichend bekannt wird, Glauben an Jesus als den Christus Gottes. Aber der durch die Christusreligion, weil sie durch jenes persönliche Musterbild, Jesus, bekannt wurde, geforderte Glaube an Jesus als diesen Christus ist die zugleich idealisch und historisch gewisse, willensthätig treue Überzeugung, dafs Jesus deswegen Christus ist, weil er zu Gott, als zu einem solchen universellen, moralischen und nichts arbiträres, sondern Geisteserhebung zur Geistesrechtschaffenheit und Gottähnlichkeit wollenden Vater hinleitet und weil er selbst durch unbedingte Befolgung dessen, was er als von Gott gewollt erachtete, sich als den gehorsamsten Sohn des Vaters bewiesen hat.

Eben weil diese religiös moralische Grundlage der ursprünglichen Christusreligion rein und allein auf der Idee von dem göttlichen Wollen alles Wahrhaftguten und auf der menschlichen Geisteskraft, dieses Gute wissend zu entdecken und wollend zu verwirklichen beruht, so läfst das Urchristenthum alle andere Bestrebungen zum theoretischen Überschreiten in die Geisterwelt oder Übernatur unbedenklich frei. Ja sie achtet sogar als Geistesübungen auch die unvollkommensten Versuche, wenn sie nur aus

ste, wozu es in der Sphäre des Lebendigen komme, für den Übergang der Natur zum Geiste« erklärt, ohne zu erweisen, dafs ein Übergang von der Natur zum Geiste möglich ist, eine unbegründete Voraussetzung, die man von einem Philosophen, der auf so strenge Wissenschaftlichkeit Anspruch macht, wie der Vf., nicht erwarten sollte.

Das Verhältnifs, welches nach dem Vf. zwischen der Natur und dem Geiste Statt finden soll, findet innerhalb des natürlichen Lebens selbst, nämlich zwischen dem vegetativen und dem animalen Leben Statt. S. 44 sagt der Verf., gestützt auf jene unerwiesene Voraussetzung: »Ist die gegen die Natur höhere Sphäre die des Geistigen, so wird die dialektische Entwicklung des Höchsten, wozu es innerhalb der Natur kommt, die erste, d. h. niedrigste, weil der Natur zunächst stehende Gestalt des Geistes seyn.« Mit mehr Recht kann man sagen: Ist die gegen die vegetative Natur höhere Sphäre die des animalen Lebens, so wird die Bestimmung des Höchsten, wozu es innerhalb der vegetativen Natur kommt, die erste, d. h. niedrigste, weil der vegetativen Lebenserweisung zunächst stehende Function des animalen Lebens seyn. Denn, da der Gattungsprocefs schon in der vegetativen Sphäre des Lebens, eben als die der willkührlichen und mithin animalen Selbstbestimmung nächste Function vorkommt, so kann die höhere Sphäre nur das animale Leben seyn, welches sich im Verhältnisse zum vegetativen als höhere Stufe desselben Reichs erweist, während des Geistes Leben in einer eigenen Welt sich entwickelt, zu der die Natur nicht den Übergang, sondern nur die Voraussetzung bildet. Des Verfs. Meinung, der (endliche) Geist sey ursprünglich blofses Naturproduct, wird durch den Gedanken widerlegt, dafs der absolute Geist das wahrhafte Prius der Natur ist, und dafs der endliche Geist mithin so wenig in irgend einem Sinne Naturproduct ist, dafs er vielmehr nur durch die Vermittlung der Natur von dem absoluten Geiste geschaffen wird.

Nachdem der Verf. zu erweisen versucht hat, dafs die Gattung und das Einzelne die Momente oder Factore des Gattungsprocesses seyen, wiewohl in diesem endlosen Processe die Einheit des Allgemeinen und Einzelnen nicht zu Stande komme, erklärt er §. 7. den Geist als die wirkliche Identität des Allgemeinen und des Einzelnen. Auf der Entwicklungsstufe des Selbstbewufstseyns sey der Geist als Ich ebensosehr das Allgemeine — jeder sey Ich, — wie er das Einzelne sey. Die Seele und der

Leib verhalten sich nach §. 9. wie Allgemeinheit und Einzelnheit zu einander, und der Geist sey als natürliches menschliches Individuum die Einheit dieser Factoren oder Momente. Der Geist ist dem Verf. nach seiner realistischen Denkweise *) »die Wahrheit des unendlichen Processes, in welchem in der Natur das Allgemeine (die Gattung) und das Einzelne Eins werden sollen, ohne zur wahren Identität zu gelangen.«

Die Seele ist dem Verf. die einfache Allgemeinheit oder der immanente Zweck des Organismus, sofern sie die einzelnen Theile des Körpers zu Organen oder Gliedern eines Ganzen macht. Ist diese Definition nicht ganz formell, so haben wir die Seele als das in sich allgemeine Subject zu denken, welches sich durch die Vermittlung der besondern Organe des Körpers bethätigt. Ist aber die Seele Subject, welches durch Vermittlung des Nervensystems und der besondern Sinnorgane empfindet und wahrnimmt, — das Fühlen und Vorstellen schreibt der Verf. erst dem Geiste zu — so sind Seele und Leib nicht wie der Verf. meint, gleich wichtige **) Factoren oder Momente des Geistes, sondern die

*) Andrerseits verfällt der Verf. in das Extrem einer, aber nur formell idealistischen Denkweise, indem er die Natur auf Kosten des Geistes vergeistigt. Denn die Natur ist dem Verf. nach S. 37 u. 38 „der entäusserte erstarrte Gedanke, der nicht dazu komme, sich zu finden oder bei sich zu seyn.“ Allein streng genommen ist die Erklärung der Natur, sie sey entäusserter Gedanke, schon deshalb begrifflos, weil nur die in sich oder bei sich seyende Subjectivität oder der Geist seiner selbst entäussert werden kann; z. B wenn er gedankenlos wird; aber welches wäre denn die Subjectivität, welche sich in der Natur entäusserte, um in derselben als äusserlicher Gedanke zu existiren? Der göttliche Geist? Aber dieser wird als absoluter Geist durch die freie Schöpfung der Natur nicht entäussert. Fürs zweite enthält die Erklärung, die Natur sey der entäusserte Gedanke, einen innern Widerspruch, indem der Gedanke, der sich nicht findet, kein Gedanke ist

**) Dem Verf. ist die Seele nichts Höheres als der Leib, und er erklärt es für eine Confusion der Begriffe, wenn man Seele und Leib nicht für Momente hält, vor denen keins einen höhern Rang hat als das andere. Nach seiner Meinung S. 73 unterscheiden wir unsere Seele ebenso von unserem Ich, wie unsern Leib. „Wenn wir sagen,“ „Ich werde sterben, meine Seele wird fortleben,“ so setzen wir unser Ich ebenso an die Stelle unsers Leibes, wie wir es in dem Ausspruch: mein Leib wird sterben, meine Seele aber nicht, an die Stelle der Seele setzen. Ebenso: „Ich habe Schmerzen und meine Seele freut sich u. s. w.“

„Wir müssen also,“ schliefst der Verf., „sagen, eben wie dort

Seele ist das in sich seyende Princip der Selbstbestimmung, der Leib aber ist blofses Werkzeug oder Verwirklichungsmittel der Seele. Wie verhält sich nun aber die Seele zum Geiste?

Nach dem Verf. ist erst der Geist fühlendes, vorstellendes und denkendes Ich, während die Seele sich höchstens empfindend und wahrnehmend verhalte. Ist es nun aber nicht Ein und dasselbe Subject, welches sich in einer niedrigen Form oder Weise seiner Thätigkeit wahrnehmend verhält, während es auf höhern Stufen seines Bewufstseyns fühlt und denkt? Werden wir also nicht sagen müssen, die Seele (oder das in sich allgemeine) Wesen der Seele verwirkliche sich durch ihre Selbstbestimmung zum an und für sich seyenden Geist? — Unterscheidet sich nicht die an sich freie menschliche Seele ebendadurch von der sinnlichen Seele des Thiers, dafs sie nicht nur empfindendes und wahrnehmendes Subject ist, sondern dafs sie ihr innerlich allgemeines Wesen erfafst und sich zum selbstbewufsten Subject oder zu dem sich wissenden Ich bestimmt? Aus diesem Grunde wird jeder

---

oben: Ich binn nicht meine Seele. Was bin ich also? Weder mein Leib noch meine Seele, sondern ein Drittes, welches einmal sich von beiden unterscheidet, und andrerseits beliebig sich in die Stelle von jedem der beiden Factoren setzt, also: Ich bin weder Leib noch Seele und doch zugleich Leib und Seele" —

Auf welcher seltsamen Voraussetzung beruht diese Folgerung? Welcher Mensch, der sich seiner Seele bewufst ist, wird nicht einsehen, dafs er nicht sowohl eine Seele hat, als vielmehr Seele ist, und dafs er als dasselbe Ich Seele ist und sich als Seele weifs, indem er eben durch das Bewufstseyn der Unsterblichkeit seines Ich oder seiner Seele sich am meisten überzeugen wird, dafs die Seele sein eigenstes Wesen ist, während er seinen äussern Leib nur hat oder besitzt, ohne dafs seine wesentliche Existenz von demselben abhängt. Die Äusserung: „Ich werde sterben, meine Seele wird fortleben", ist psychologisch unmöglich, da ein solcher seinen Leib für sein Ich halten müfste. Das Selbstbewufstseyn oder das sich als Ich wissen ist aber eben durch die Selbstunterscheidung des Subjects von seiner Leiblichkeit vermittelt. Nur unter jener rein unmöglichen Voraussetzung könnte ferner Jemand sagen: Ich habe Schmerzen und meine Seele freut sich. Denn er müfste ja in diesem Falle sogar ein Organ seines Leibes, z. B. einen Zahn, ein Auge, einen Fufs u. s. w. für sein Ich halten. Das Ich ist mithin so wenig ein Drittes, welches sowohl Leib und Seele wäre, dafs es sich vielmehr ebendadurch, dafs es sich als Seele d. h. als bei sich seyendes Subject oder Selbst erkennt, von seinem Leibe als selbstlosem gegenständlichem Seyn unterscheidet.

Unbefangene sich überzeugen, dafs er nicht sowohl eine Seele hat, als vielmehr wesentlich Seele ist, und er weifs nur insofern, dafs er Seele ist, als er selbstbewufstes Ich ist, so dafs es Ein und dasselbe ist, sich als Seele oder als Ich zu wissen!

Da nun die Seele als selbstbewufstes Subject in sich allgemeines und mithin einer universellen Entwicklung fähiges oder unendlich perfectibles Ich ist, so wird ihre theoretische Selbstentwicklung oder Bildung keinen andern als den Zweck haben, was sie ihrem Wesen nach nur an sich oder δυνάμει ist, durch ihre Selbstbestimmung wirklich (ἐνεργείᾳ) zu werden und sich mithin zu dem seine Einheit mit sich selbst, mit der Welt und mit der Gottheit (praktisch) realisirenden und (theoretisch) wissenden Geist zu verwirklichen.

Da aber der Geist nichts fertiges ist, sondern nur in der Thätigkeit der Selbstbestimmung wirklich ist, so kehrt er aus seiner Verwirklichung wieder in sein Wesen zurück, um sich ewig zum Princip seiner Wirklichkeit d. h. als Seele zu bestimmen.

Aus der innern Unendlichkeit seines Wesens, welche als unendliche d. h. allseitige Perfectibilität betrachtet werden kann, aus der ideellen thätigen Wirklichkeit seines Willens, und endlich aus der Totalität und Universalität seines Seyns und Bewufstseyns läfst sich die Unsterblichkeit des Geistes erweisen. Da nun aber ein Geist, welcher seelenlos und mithin auf keine Weise als Ich oder Individuum existirt, kein Geist ist, so folgt, dafs eine Theorie, welche, wie die des Verfs., die Sterblichkeit der Seele als »nothwendigen untrennbaren Correlats des Leibes« behauptet, auch die Unsterblichkeit des individuellen Geistes — und der Geist existirt nur individuell — läugnen mufs. Sind ja Seele und Leib nach des Verfs. oft wiederholter Erklärung nur Factoren des Geistes. Wie könnte dieser aber nach dem Tode seiner Factoren fortdauern?

»Der Tod, sagt der Verf. S. 132, als das Ende des Individuums, bildet das Ende in der Anthropologie, die es mit nichts Anderem zu thun hat, als mit dem Individuum. Der Geist also, weil er Individuum ist, stirbt.«

In der Sphäre der Anthropologie *) ist der Geist nach dem

*) Allerdings ist dies der Geist nur in der Sphäre der Anthropologie (des Verfs.). Denn nur die unwissenschaftliche (mechanische) Vorstellung macht aus der selbstbewährten Einheit des Geistes ein bloses Compositum. Wie ist ferner eine Differenz von Seele und Leib möglich, wenn sie sich wie innere Allgemeinheit und Einzelnheit verhalten?

Digitized by

Verf. bloses Ensemble oder Compositum der Seele und des Leibes als differenter Factoren. Das Ende der Anthropologie sey der Tod, welcher nicht als Trennung der Seele vor dem Körper sondern als Indifferentwerden beider Factoren zu denken sey. Der Tod aber sey nur die Voraussetzung der wirklichen Identität des Allgemeinen und des Einzelnen, welche der von der Natürlichkeit befreite Geist als Bewufstseyn oder Ich sey. Nur der Tod gehöre der Anthropologie an, deren Ende er sey, das Erwachen des Bewufstseyns aber gehöre dem folgenden Theile der philosophischen Geisteslehre an (welcher im Hegelschen Systeme die Phänomenologie bildet). Der Verf. versteht demnach unter dem Erwachen des Bewufstseyns nach dem Tode, welcher ihm das Ende der Anthropologie ist, nicht das Erwachen in einer jenseitigen Welt, von der er nach dem Vorgange seines Lehrers Hegel nichts wissen will, sondern der Geist ist ihm als Gegenstand der Phänomenologie und Psychologie insofern unsterblich, als er den Gegensatz von Seele und Leib aufgehoben habe, und deswegen sowohl Seele als Leib und zugleich weder Seele noch Leib sey. Wenn der Verf. sagt, das Ich oder der Geist könne von dem Tode nicht tangirt werden, so erklärt er dies daraus, »dafs er als Gegenstand der Psychologie oder als Ich das bereits sey, was der Tod (welcher das Indifferentwerden oder das Aufgehobenwerden von Seele und Leib sey) aus ihm machen könnte, nämlich: die Identität dieser Factoren.«

Man würde sich daher sehr irren, wenn man meinte, der Verf. spreche von der Unsterblichkeit im Sinne einer individuellen Fortdauer des Geistes in einem jenseitigen Leben, vielmehr ist ihm, wie seinem Lehrer Hegel, die Unsterblichkeit des Geistes nur »gegenwärtige Qualität«, indem er in seiner innern Allgemeinheit oder im Denken (nicht aber nach seiner individuellen Existenz) ewig oder unsterblich sey *). Erklärt ja

*) Dafs des Verfs. Lehrer, Hegel, keine persönliche Unsterblichkeit des Geistes lehrte, hat Ref. in dem Anhange zu Dr. Hubert Beckers Schrift: Über Göschels Versuch eines Erweises der persönlichen Unsterblichkeit. Hamburg b. Perthes 1836. 140 S., theils mit Rücksicht auf die von Göschel dafür citirten Stellen, theils und zwar hauptsächlich mit Rücksicht auf den Sinn und die Tendenz der Hegelschen Philosophie überhaupt, welche die Individualität für unwesentliches, vergängliches Moment erklärt und alle Realität auf die Gegenwart oder das Diesseits beschränkt, kritisch bewiesen. Die erwähnte Schrift verdient um der tiefen Aufschlüsse willen, welche sie in Schellings System eröffnet, grofse Beachtung.

Digitized by Google

der Vf. die Seele, ohne welche der Geist nicht individuell fortdauern könnte, da er die Einheit von Seele und Leib sey, wie diesen für sterblich, und durch den Satz: »weil der Geist Individuum ist, stirbt er«, hat er seine Meinung von der Sterblichkeit des individuellen Geistes unumwunden ausgesprochen.

Es ist nun noch übrig, zu zeigen, dafs der Verf., weil er die menschliche Seele nicht als sich zum Geist verwirklichendes Subject, sondern nur als einfache Allgemeinheit der einzelnen Organe des Leibes bestimmt, ihren Begriff selbst und ihr Verhältnifs zu dem Leib nicht wissenschaftlich erkannt und bestimmt hat. Er bedenkt hier nicht, dafs alles, was er von der an sich freien Seele des Menschen sagt, von der natürlichen sinnlichen Seele des Thiers, und nur von dieser, gilt.

Die Seele des Menschen unterscheidet sich dadurch von der des Thiers, dafs sie an sich oder ihrem Wesen (ihrer Möglichkeit) nach Geist ist, daher ihre Selbstentwicklung und Bildung den Verlauf ihrer Selbstverwirklichung zum Geiste darstellt.

Ist aber die Seele an sich Geist, so ist sie nicht in dem Sinne mit dem Leibe identisch, dafs sie sich »als Allgemeinheit seiner einzelnen Organe, wie der Vf. S. 79 behauptet, in denselben realisirte.« Vielmehr wird die menschliche Seele schon auf der Stufe des Wahrnehmens, — und das Wahrnehmen spricht der Verf. der Seele nicht ab, — eben weil sie an sich freies Subject des Wahrnehmens ist, »ihre Empfänglichkeit gegen die Aussenwelt nicht in den Sinnorganen S. 11, sondern durch dieselben realisiren, und ihre Freiheit dadurch erweisen, dafs sie sich nur empfänglich gegen die Aussenwelt verhält, um die im Verhältnisse zu derselben erhaltenen Affectionen oder Bestimmungen der Sinnorgane, z. B. die sogenannten Gesichtseindrücke zu verinnerlichen oder zu Bestimmtheiten ihres eigenen Wesens zu machen. Ohne dieses freie Verhältnifs der Seele zu ihrem Körper, in welchem sie sich nicht realisirt, sondern durch welches sie sich ihre ideelle innere Selbstverwirklichung im Wollen, Fühlen und Wissen nur vermittelt, ohne dieses freie Verhältnifs der Seele zum Körper läfst sich ihre Selbstbestimmung zum selbstständigen oder an und für sich seyenden, seiner selbst mächtigen und sein Wesen wissenden Geiste nicht begreifen.

Denn wie kann eine Seele, welche sich nur in dem Organe des Körpers realisirt und welche nur immanente Bestimmung oder einfache Allgemeinheit der einzelnen Organe ihres Körpers ist, freies Subject ihrer selbst und ihrer innern Bestimmungen, ihrer

Digitized by

Entschlüsse, Gefühle und Gedanken, werden? — Die Seele vermag sich mithin als an sich freies Subject durch den ganzen Verlauf ihrer successiven Selbstbestimmung nur dadurch zum selbstständigen Geiste zu verwirklichen, dafs sie sich im Verhältnifs zu ihrem äussern Leibe bewufstlos selbst organisirt, indem sie die leiblichen Bestimmungen oder Thätigkeiten, z. B. der Sinne oder des Gehirns, durch welche sie sich das Wahrnehmen und Denken vermittelt, zu Bestimmungen ihrer selbst erhebt. Die an sich freie Seele wird dadurch ihrer selbst und ihres Körpers mächtig, dafs sie sich durch ihr thätiges Verhältnifs zu ihrem Körper nur ihre innere Selbstentwicklung vermittelt *). Da ein Subject ohne eine Organisation **), in der es sich objectivirt, nicht zu selbstständiger Existenz kommen kann, so wird es nur durch jene innere Selbstentwicklung oder Organisation der Seele begreiflich, dafs sie sich von ihrem äussern Leibe zu sich selbst befreien und zum an und für sich seyenden, in sich zurückgekehrten und mithin ewigen Geiste ***) verwirklichen kann; eine successive Selbstbefreiung, deren Schlufs die Trennung des Geistes von dem Körper ist, welcher, nachdem er seine Bestimmung: Organ, d. h. Verwirklichungsmittel der Seele zu seyn, erfüllt hat, seiner Auflösung entgegengeht.

---

*) Die sinnliche Seele des Thiers ist eben deshalb nicht frei, weil ihre Bestimmungen sich nur in den Organen des Körpers realisiren, auf welchen sie sich bezieht, ohne sich auf sich selbst zu beziehen und sich im ideellen Fühlen und im denkenden Bewufstseyn zu sich selbst zu verhalten.

**) Da die Einsicht, dafs eine Seele ohne Leiblichkeit nicht existiren kann, aus dem Begriffe der Seele selbst sich ergiebt, so wird häufig angenommen, die Seele erhalte nach dem Tode ein Organ ihrer Selbstthätigkeit. Wie kann aber dieses Organ das ihrem Wesen entsprechende Verwirklichungsmittel ihrer selbst seyn, wenn sie es sich nicht im Verhältnifs zu ihrem äussern Körper selbst organisirt hat; — eine innere Organisation oder ein geistiger Organismus, den man allgemein von dem äussern materiellen Organismus unterscheidet, wenn man z. B. sagt: ein Individuum sey geistig ebenso fein oder ebenso kräftig organisirt wie körperlich.

***) Nur die in ihr sinnliches Daseyn oder ihre natürliche Entwicklung entäusserten Dinge oder Wesen sind als blofse Momente des Naturganzen dem Anderswerden oder der Vergänglichkeit preisgegeben. Der selbstbewufste Geist aber ist an und für sich seyendes, in sich zurückgekehrtes oder in sich geschlossenes Ganzes, und mithin um seiner innern Unendlichkeit willen unsterblich oder ewig.

Digitized by Google

Da sich mithin die Seele durch ihre zeitliche d. h. successive Selbstbestimmung von Stufe zu Stufe zum Geiste verwirklicht, so wird sie allerdings nicht erst durch den Tod unsterblich, sondern sie wird durch ihren Willen und ihr Wissen unsterblich oder ewig. Aber die Vollendung ihres Seyns und Bewufstseyns kann doch erst nach der vollkommenen Verwirklichung des sich mit sich selbst, mit der Menschheit und mit der Gottheit eins d. h. ewig wissenden Geistes eintreten, und der Tod ist nicht, wie der Verf. behauptet, als Ende der Anthropologie, d. h. in seinem Sinne der Lehre von der sinnlichen natürlichen Seele, das Erwachen des Bewufstseyns oder des Ichs, sondern er ist der Schlufs der zeitlichen Selbstbestimmung, durch welche sich das Ich oder die Seele zur Totalität des Geistes zu befreien hat. Er ist mithin in dem Systeme der Wissenschaft der Schlufs der Psychologie, sofern diese die Selbstentwicklung und Bildung des Ichs zum Geiste darstellt. An sich aber ist er die Trennung des Geistes von dem Körper und dessen Erhebung zu einer zwar nicht naturlosen, wohl aber naturfreien *) Seynsweise, deren derselbe in einem für uns jenseitigen Reiche theilhaftig wird. Da der äussere Leib das freie Geistesleben nur unvollkommen vermittelt, daher sich eben die kräftigsten und edelsten Geister, z. B. der Philosoph Plato und der Apostel Paulus, in ihrem Geistesleben durch den materiellen vergänglichen Leib nach ihren eigenen Geständnissen in gewisser Weise gestört und gehemmt fühlten, so ist die wahre Einheit des in sich vertieften oder zurückgekehrten Geistes mit seiner Subjectivität d. h. seiner Seele und mit seiner Objectivität d. h. seiner Organisation nicht vor dem Tode zu erwarten **), sondern sie wird erst nach demselben vollkommen wirklich, indem erst die mit dem Geist identische Organisation seines Seyns, welche nur in seinem Wollen wirklich ist, die idealisirte, verklärte und deshalb ewige Form seiner Exi-

*) Naturfrei wird der Geist als die absolute Macht seiner durch seinen Willen idealisirten oder verklärten innern Natur.

**) Wogegen nach des Verfs. Ansicht S. 228 der von Dr. Bruno Baur herausgegebenen Zeitschrift für speculative Theologie I. Bd. 1s Hft. der Tod als „Indifferenzirung von Seele und Leib nur intendire, was im Selbstbewufstseyn vollständig realisirt sey, nämlich die lebendige Identität, die eben darum nicht todte Gleichheit sey. Daher sagt der Verf. S. 227, der Tod komme dem Ich post festum, da er zu indifferenziren habe, was im Ich bereits in wahrer Weise identisch sey.

stenz seyn kann. Wie der Leib nicht ohne die Seele, so kann die Seele nicht ohne den Geist begriffen werden, dessen ewiges Princip sie ist.

Das Problem, Leib und Seele in ihrem Verhältnisse zu einander zu begreifen, kann daher nur gelöst werden, wenn die Seele nicht nur als »einfache Allgemeinheit des Leibes«, sondern in höherem Sinn als Seele des Geistes begriffen wird, dessen verwirklichendes Princip sie ist.

Ist aber die Seele Subject des Geistes, so ist sie nicht an den äussern Leib und seine Organe gebunden, und der durch die Thätigkeit der Seele wirkliche Geist wird als die freie, sein Wesen wissende Einheit seiner Subjectivität und seiner Objectivität nicht vor, sondern erst nach dem Tode eines vollendeten Seyns und Bewufstseyns fähig und theilhaftig.

Fischer in Tübingen.

Spicilegium Vaticanum. Beiträge zur nähern Kenntnifs der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters. Von Carl Greith, Pfarrer in Mörschwyl bei St. Gallen. Frauenfeld, Druck u. Verlag von Chr. Beyel. 1838. X u 303 Seiten gr. 8. Mit dem Bilde Hartmanns von Owe, nach dem Facsimile des Weingartner Codex gezeichnet von der Frau Baronin M. Anna v. Lafsberg. In Umschlag.

Der gelehrte Verf. widmete diese Schrift dem Herrn Charles Purton Cooper, Secretär des Board of Records in London, oder der 1830 durch königl. Decret niedergesetzten Parlamentscommission zur Untersuchung und Vervollständigung der englischen Archive. Da die Nachforschungen dieser Commission nicht auf England beschränkt waren, so wandte sie sich zur Erreichung ihres Zwecks auch an einige deutsche Literatoren. Unter andern erhielt Herr Carl Greith 1832 den Auftrag, die St.-Galler Handschriften für brittische Geschichte zu bearbeiten, und veröffentlichte 1833 die reichen Resultate seiner Bemühungen in dem Werke, betitelt: Scotigenae apud S. Gallum, sive Scotorum, qui in coenobio S. Galli quondam floruerunt, Annales et Anecdota. Die Folge hiervon war, dafs die Commission ihn im folgenden Jahre beauftragte, nach Rom zu reisen und auch die dortigen Sammlungen durchzusehn. Diese nun befinden sich heut zu Tage hauptsächlich in der vatikanischen Bibliothek, die man wohl eine Bibliothek der Bibliotheken nennen mag, da sie aus den zusammengehäuften Schätzen so vieler andern erwuchs.

Digitized by Google

Zunächst also von ihr giebt Hr. G. Nachricht in diesem Werke; doch fand er Gelegenheit, auch andre Bibliotheken der grofsen Weltstadt, desgleichen die zu Frascati, Montecassino, Modena, Florenz, kennen zu lernen, von welchen er ebenfalls berichtet: so dafs der Titel des Buchs ungenau ist, aber zum Vortheil der Leser, indem das Werk weit mehr giebt als der Titel verspricht.

Nach einer Einleitung über die Handschriften-Kataloge der Vaticana und anderer römischen Bibliotheken folgt ein beschreibendes Verzeichnifs dort befindlicher altdeutscher, lateinischer und französischer Manuscripte, die auf deutsche Literatur des Mittelalters Bezug haben. An diese interessante Notizen schliefst sich Hartmanns von der Au Gedicht vom Gregorius auf dem Steine, das hier zum erstenmal aus der vatikanischen Handschrift herausgegeben und von dem Verf. sowohl durch Sprachbemerkungen, als durch Bestimmung seines Verhältnisses zur mythisch-christlichen Poesie des Mittelalters, auf eine vorzügliche Weise erläutert ist. Wir heben aus jedem dieser Abschnitte Einiges aus, theils um die Liebhaber des Fachs, deren Zahl täglich zunimmt, zu orientiren, theils um dem Verf. einen Beweis der Aufmerksamkeit zu geben, mit welcher wir sein reichhaltiges und lehrreiches Werk durchlasen.

Vom päbstlichen Gesandten bei der schweizerischen Eidgenossenschaft an den Kardinal Staatssekretär Bernetti, und durch den Grafen Senft-Pilsach, damals österreichischen Gesandten zu Florenz, an den Grafen Sebregondi in Rom, empfohlen, fand Hr. G. dort nicht jene Schwierigkeiten, mit welchen Pertz, Graff und andere Gelehrte zu kämpfen hatten. Vielmehr fand er sogleich beim Präfekten der Vaticana, Monsignore Mezzofanti, gütige Aufnahme, und die Bereitwilligkeit des ersten Custode, Abbate Laureani, liefs nichts zu wünschen übrig. Nach und nach erhielt er freie Einsicht in alle Handschriften-Verzeichnisse, und fertigte in einer Zeit von dritthalb Jahren eine »Bibliotheca Vaticano-Britannica«, worin theils Katalogauszüge enthalten sind, theils Beschreibungen und Vergleichungen von Manuscripten, theils Abschriften bisher ungedruckter Denkmale. Ausserdem aber nahm er, mit Zustimmung der Commission, auch auf die anderweitige Literatur Rücksicht, und so enthält die Schrift nicht allein brauchbare Verzeichnisse vatikanischer Handschriften anstatt der in Folge der Zeit unbrauchbar gewordenen Katalogauszüge, sondern sie bereichert auch die Freunde altdeutscher Literatur mit einigem bisher Ungedruckten.

Digitized by Google

Die Handschriftensammlung der eigentlichen Bibliotheca Vaticana ist in die orientalische, griechische und lateinische abgetheilt; die letzte, die der Verf. auf 8000 codices schätzt, enthält auch italienische, französische, provençalische und deutsche. An deutschen war vermuthlich die vormals Heidelbergische Bibliothek, 1622 die Siegesbeute Tilly's, die Maximilian, Kurfürst von Baiern, im folgenden Jahre dem Pabst Gregor XV. zum Geschenk nach Rom sandte, die reichste, und durch das Wohlwollen Pius VII. kehrten 1817 die meisten davon nach Heidelberg zurück. Die Summe aller vatikanischen Manuscripte beläuft sich ungefähr auf 22,924.

Von altdeutschen Handschriften beschreibt Herr G. unter andern folgende: 1) das *Concilium Liſticiense*, vel Liptiense prope Cameracum, in cod. membr. fol. Palat. 577, Sec. 9, in altlongobardischer Schrift, noch 1479 der St. Martinskirche in Mainz gehörig, worin des Dionysius exiguus Canones und die von L. Holstein (Schedae Conciliorum t. 8. p. 278) und Schannat (Samml. deutscher Concilien tom. 1. p. 51) herausgegebene, Beschreibung der ältesten deutschen, von Bonifaz 743 angestellten, Provinzialsynode. 2) *Fragmentum Glossarii theutonici* in cod. collect. membr. 4. Christin. 566 aus dem 9. bis 12. Jahrhundert. Der Notiz hiervon läſst der Vf. von S. 35 bis 45 das uralte St. Galler Vocabular 913 folgen, das bisher nur theilweise durch Lachmann (Specim. lingu. franc. p. I.) und Graff (Altdeutscher Sprachschatz S. XV) bekannt war, und begleitet es mit Sprachbemerkungen. 3) Zwei angelsächsische Stellen und Runen in cod. Bibl. Christ. Nro. 338, Sec. X, 4, Karl der Groſse, oder die Roncevallerschlacht, von dem Striker, und Gregor auf dem Steine von Hartmann von der Aue. Cod. membr. B. Christ. Nro. 1354. Sec. 13. 136 Pergamentblätter in Quart, Blatt 1 bis 107 Strikers Gedicht, von 108 bis 136 Gregor, beide in der gewöhnlichen alemannischen Minuskel der mitteldeutschen MSS. geschrieben. 5) Strikers moralische Gedichte, Bischof Bonus, der deutsche Cato u. a., cod. membr. in 8., Christ. 1423, 1347 abgeschrieben; ein zierliches MS. mit meist vergoldeten Anfangsbuchstaben und Arabesken. 6) Das Buch der Betrachtungen vom heil. Bonaventura, cod. membr. in 4. min. Palat. 396, sec. 14, 87 Blätter in gothischer Schrift mit ihren gewöhnlichen Abbreviaturen. 7) Gebete zu Maria, mitteldeutsch, cod. membr. fol. min., Vatic. 4763, Sec. 14, das sehr elegante Breviarium wahrscheinlich eines Frauenklosters, dessen

Digitized by Google

besondre Wohlthäter die Edlen von Randeck waren, wovon einer, Eberhard, 1371 als Domdechant zu Speier starb. — 14) *Theophrastus Paracelsus de vitiis mulierum*, Vatic. 5994, und 15) *Ejusdem de coena domini libri* 7 ad Clementem PP. VII., teutonice, et *ejusdem explicatio Salutationis angelicae*, cod. membr. Christ. 1344. Zwei Werke, die in der Frankfurter und Baseler Ausgabe der Schriften des Th. P. fehlen. — 18) *Guilelmi Zincgreffi epistolae* (deutsch), cod. chartac., Palat. 1907. Bisher nicht bekannt, und wahrscheinlich wichtig für deutsche Literaturgeschichte. In demselben Codex befinden sich Briefe der Engländer Wilhelm Camden, Johann Borteston und Bachon.

Von lateinischen und altfranzösischen MSS. bemerken wir: 35) *Caroli M. Gesta*, carmine heroïco scripta, cod. membr. Magliabechian. Florent. cl. VII. 725; 36) *Poema di Carlo Magno*, cod. Magliab. Flor. cl. VII. 20. und das bekannte Werk des *Pseudo-Turpin*, cod. membr. Vatic. 2947. Dann 41: *Carmina quaedam ad Carolum imperat.*, in cod. membr., 4., Christ. 1587, Sec. X, benutzt von Angelo May in den Auctores class. medii aevi mon. Vat., tom. 5., Romae 1834, p. 434. Die meisten dieser Gedichte sind von dem Vater der spätern Scholastik, Johann Scotus Erigena, und beziehen sich auf Karl den Kahlen, Christus, das Abendmahl, u. s. w. Herr G. ist Willens, späterhin Erigena's bisher unbekannten philosophischen Commentar über das 1. Buch des Pseudodionysius De coelesti hierarchia, das wichtige Aufschlüsse über des Commentators Lehre vom heil. Abendmahl enthält, aus dieser Handschrift herauszugeben.

Zum Sagenkreise des Königs Artur und seiner Tafelrunde gehört 42) *Chronique du roi Artus*, cod. membr. fol., Christ. 738, Sec. 15; der sogenannte kleine Artus, ein schaler Roman, der gleichwohl schon 1493 zu Lyon und 1496 zu Paris gedruckt wurde, auch 1514 in der englischen Übersetzung des Lord Berners in London erschien. 43) *Tabula rotunda Arturi ejusque Baronum*, scripta a S. Cafalonieri il 6. decemb. 1391, cod. papyr. fol. Urbin. 953. Der grofse Artus, der oft französisch herausgegeben ist; englisch, in des Ritters Thomas Malory Übersetzung, 1485, welches höchst seltne Werk 1818 zu London in 2 Quartbänden nachgedruckt wurde, und ein Jahr zuvor mit Noten von R. Southey erschien. 44) *La table ronde de Arture*, cod. membr., fol. min., Barber. 923, Sec. 13.; vermuthlich der 2te Theil des grofsen Ritterromans von Artur. 50) *Historiae fabulosae de S. Graal* pars, e latino in gallicum sermonem conversa per

Digitized by Google

Lucam, equitem ac dominum oppidi Gaut, cui adjecta est similis historia Tristani ac Lancelloti; cod. membr. Christ. 727. 53 und 54) Grisilidis Romancium gallicum, Chr. 1514 und 1519.

Der altbrittische Zauberer Merlin spielt in der Literatur des Mittelalters eine Hauptrolle. La historia de Merlino divisa in 6 libri kam schon 1480 zu Venedig heraus. Hr. G. fand: 57 *Merlini Britanni historia* auctore Ptolemaeo de Irrlandia, italice, cod. in cart. bombyc. fol. Pal. 949: Liebesabenteuer, Schicksale und Weissagungen des sagenreichen Zauberers. Die Weissagungen füllen ein eignes Buch, 58) *Vaticinia Merlini Britanni*, in cod. collectan. membr. 8., Christ. 807, Sec. 13; 5 Pergamentblätter; der Text erläutert durch Interlinearnoten, die für die geschichtliche Deutung desselben wichtig sind. Der Verf. verglicht Merlin mit den Sibyllen, die man überall an den Wendepunkten der Geschichte erscheinen sieht. »Die Sibylle von Troja, sagt er, besingt den Fall des heiligen Ilions; die von Kumä bietet beim Beginn der römischen Weltherrschaft dem König Tarquin ihre 12 geheimnifsvollen Tafeln; die Sagen des römischen Mittelalters, die Cencius*) uns niedergeschrieben, führen zur Zeit der Erscheinung Christi die tiburtinische Sibylle zu Kaiser Augustus auf das Kapitol und den Palatin; die erytbräische hat zu Babylon, die hispanische in Iberien dieselbe Stellung. Diese merkwürdige Erscheinung nehmen wir auch in der brittischen Geschichte beim Untergange des altbritannischen Reiches wahr. Im Jahr 449 landeten die Sachsen und Angeln zum erstenmal an der kantuarischen Küste. Erst noch den brittischen Königen gegen die Einfälle der Pikten und Schotten im Solde dienend, dann, vom alten Mutterlande aus mehreremal verstärkt, meuchelten sie endlich an einem Festgelage 460 Grofse britannischer Abkunft, und trieben König Wortigern bis an die äussersten Gränzen seines Reichs. Der betrogene König holt in dieser Noth die Meinung der Zauberer ein, die ihm rathen, auf dem letzten sichern Punkte seines Reichs einen Wehrthurm erbauen zu lassen. Aber siehe! was die Arbeiter Tages daran bauen, zerstört eine unsichtbare Gewalt immer wieder in der darauf folgenden Nacht. Sodann rathen die Druiden, einen Knaben, dessen Mutter keinen Mann erkannt, im Reiche aufzusuchen, ihn zu tödten und mit seinem Blut das Fundament des Thurms zu besprengen. Vor den Thoren der Stadt

*) Cencii liber privilegiorum S. ecclesiae Rom. in der Chronik des Martinus Polonus und den Gestis Romanorum.

Digitized by Google

Kaermodin finden des Königs ausgesandte Boten zwei Edelknaben im Span (in Streit) begriffen; Merlin heifst der eine, Dabutius der andere. »Was magst du mit mir rechten?« sprach in grofser Unsitte zu Merlin Dab. »Von Vater und Mutter her bin ich Sprosse königlichen Geblüts; von wannen aber du gekommen, weifs Niemand: du hast keinen Vater je gehabt.« Und die Boten erfuhren, dafs Merlins Mutter die Tochter des Fürsten von Demetia wäre, die im Kloster St. Peters derselben Stadt den Schleier genommen. Mutter und Sohn wurden vor den König geführt, und über die Geburt ihres Sohnes befragt spricht die Mutter zu Wortigern: »Nie habe ich einen Mann erkannt, defs sey mein Zeuge Gott! noch weifs ich, wie ich diesen Sohn empfangen. Dessen nur bin ich mir bewufst: als ich eines Tags mit meinen Gespielinnen im Kämmerlein war, erschien ein Jüngling von herrlicher Gestalt, umarmte mich im brennenden Verlangen, und entliefs mich gesegneten Leibes. So ward dieser Sohn geboren.« Mangautius, alter Bücher kundig, über diesen Fall zu Rath gezogen, sprach: in den alten Büchern der Weisheit werde von mehreren Geburten dieser Art Meldung gethan, und Apulejus erzähle, dafs Sokrates zwischen Erde und Mond Geister (Dämonen) angenommen habe, die, weil sie Menschen und Geister zugleich seyen, oft Menschengestalt annehmen und Weibern beiwohnen. Hierauf wollte Wortigern, nach dem Rathe der Zauberer, den Wunderknaben tödten lassen; aber der Knabe flehte: »Herr, erhalte mir mein Leben, und über verborgene Dinge werde ich dir richtige Deutung geben, von denen deine Zauberer hier nichts wissen. Zum Beweis ihrer Unkunde frage ich sie vor dir: wissen sie, was unter des Wehrthurms Fundament verborgen ist?« Die Zauberer blieben stumm. »Herr und König,« fuhr M. fort, »lafs nachgraben, und unten in der Tiefe wird man auf einen Teich stofsen; dieser hat bisher das Gebäude erschüttert.« Man grub nach, und siehe! es fand sich Alles, wie er gesagt. »Nun lafs«, sprach M., »das Wasser abfliefsen vom Teich, und im tiefen Grunde wird man zwei ausgehöhlte Steinblöcke und unter ihnen zwei schlafende Drachen finden.« Das Wasser ward abgeleitet, die Steine umgewälzt, und es traten die Drachen hervor in die wasserleere Grube; der eine war roth, er bedeutet das brittische Volk; der andere weifs, er sinnbildet die Angelsachsen. Und die Drachen begannen harten Kampf wider einander, und Feuerflammen entströmten ihren gewaltigen Mähnen. Es siegte der weifse über den rothen; dieser hinwiederum über-

wältigte jenen. Während beide sich bekämpften, wandte Wortigern sich zu M., um von ihm des Kampfes Deutung zu erfahren. Jetzt brach M. aus in Klaggeschrei, und ergriffen vom Geiste der Weissagung begann er also:

Wehe dem rothen Drachen! herein bricht seine Vertilgung.
Seine Höhlen im Wald wird bald der weifse bewohnen.
Sieh, die Hügel des Lands sich ebnen zu niederen Gründen,
Und mit Blute gefärbt durchrauschen die Ströme das Eiland.
Dann auch nahet dem Kreuze sein Sturz, den Kirchen Verwüstung;
Doch die bedrückte ersteht und wehrt dem Grimme der Fremden, u. s. f.

Bekanntlich überlieferte uns dieses Denkmal prophetischer Poesie des Alterthums Gaufried von Monmouth im 4. Buch seiner Geschichte der altbrittischen Könige von Brutus bis zu Wortigern, die er um 1142 aus dem Altbretonischen in Latein übersetzte und dem Herzog Robert von Gloucester zueignete. Es ist mehrmals besonders gedruckt und in die meisten neuern Sprachen übertragen worden. Damit zusammenhängt 62) *Merlini prophetia cum expositione Joannis Cornubensis*, cod. membr. 8. Ottob. 1474, Sec. 14., 120 Pergamentblätter, wovon die sechs ersten Merlins Weissagung, oder vielmehr die Fortsetzung derselben mit dem Commentar, enthalten, die übrigen aber den Normannenspiegel, oder das Gesetzbuch der Normannen in lat. Sprache, nebst der Charta, die Philipp der Schöne, König von Frankreich, 1339 den Normannen ertheilte. Französisch ist diese Gesetzsammlung in der Membrane Christ. 775 vorhanden, und erschien in beiden Texten zu Paris 1660 in 4. Johann von Kornwall übersetzte seine Schrift, aus Auftrag des Bischofs Robert von Oxford (ums Jahr 1160 nach Matthäus Paris), aus dem Altbretonischen in Latein. Von jeher betrachteten sich die Waliser alt Nachkömmlinge des altbrittischen Volks, und verfolgten daher die Angelsachsen, und später die Engländer, mit unversöhnlichem Hafs, der von Jahrhundert zu Jahrhundert in heftige Kämpfe ausbrach. Bis in die spätern Zeiten herab vertheidigten sie ihre politische und kirchliche Selbständigkeit, und strebten nach der Oberherrschaft der Insel, die sie seit Kadvellader verloren hatten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Greith: Spicilegium Vaticanum.

(Beschluſs.)

Ein Produkt dieses Hasses ist eigentlich die Prophezeihung des Walisers Johann, die aus 139 leoninischen Versen besteht, und von unserm Verf., nebst dem Commentar, vollständig mitgetheilt ist. Sie beginnt vom Erlöschen des angelsächsischen Königstamms mit dem Tode Eduard des Bekenners, 1056, und endigt mit der Thronbesteigung Heinrichs II., 1154, der die störrigen Waliser überwältigt und ihnen Gesetze giebt, auch Irland zum erstenmal völlig bezwingt und England unterwirft. Dessen ungeachtet brechen in den Schlufsversen die alten Hoffnungen wieder hervor. Armorika wird wieder in den Besitz des Diadems von Brutus und Brennus kommen, sobald die heiligen Gebeine Kadvalladers von St. Peter zu Rom, wo sie ruhen, nach Wales übertragen seyn werden. Dann wird des Landes Hauptstadt Venedotia sich mit goldenem Haupt erheben, alte Heldenkraft wird die kambrische Jugend erfüllen, die Brittenstämme werden sich vereinigen, ihr Wollenkleid wird die züchtige Hausfrau mit Purpurgewand vertauschen; vom Freudenlied ertönen dann die grasreichen Thäler, alte Eichen erblühen in frischem Grün; Bergen gleich erheben sich Cambria's Fürsten zu den Wolken des Himmels, erneuern des grofsen Brutus uralten Thron, steigen zu hohen Ehren, allem Volk in holden Tugenden voranglänzend; und diese goldne Freiheit, dies paradiesische Weltalter, dauert 400 Jahre hindurch.

Visionen. 68) *Bedae presbyteri visiones de historia gentis Anglorum*, cod. membr. 4. Cassan. D. III. 16., Sec. 9. Herr G. suchte vergebens dieses wichtige MS. in der Biblioteca Cassanatense sopra Minerva zu Rom. Doch vermuthet er, dafs diese Visionen Beda's dieselben waren, die er in seiner angelsächsischen Geschichte giebt; die Quelle aller spätern Dichtungen dieser Art. 71) *Fursaei et Wettini Visiones*, cod. membr. M. Cass. 140, Sec. 11., in longobardischer Schrift jener Zeit. In den St. Galler MSS. heifst Wettin monachus augiensis, d. h. von der Reichenau. 76) *La vision du Tundal chevaler de Irrlande* en l'an .... Christ. 1514.

Digitized by Google

Der lat. Text dieser Vision erschien schon zu Ende des 15. Jahrhunderts in Köln unter folgendem Titel: Incipit libellus de raptu animae Tundali et ejus visione, tractans de poenis inferni et gaudiis paradisi, 4.

An diese Visionen schliefsen sich die Sagen vom Purgatorium des heil. Patrick oder Patricius, die in einer Menge lateinischer und französischer MSS. der Vaticana zu lesen sind. Wir bemerken 80) *De S. Patricio Hyberniae apostolo*, cod. collect. fol., Christ. 1964. vom J. 976. 83) *De Purgatorio S. Patricii*, cod. membr. 12. Barber. 270, Sec. 13. Der Verfasser ist Gilbert, früher Mönch im Kloster Luden, dann Abt zu Basinge-Werech in Wales. Was das Purgatorium von St. Patrick betrifft, so erzählt Peter Lombard, Archidiakon von Cambrai, in seinem Commentar zur Gesch. Irlands, er habe (um Jahr 1600), als er sich in Irland aufhielt, das Purg. aufgesucht, und dort in einer dunkeln Felshöhle viele Pilger angetroffen, die darin einige Zeit in Gebet und Bufsübungen zubrächten. Manche von ihnen befiele eine Art von Tempelschlaf, in welchem sie wundersame Gesichte gehabt zu haben behaupteten. Das Ganze sey jedoch eigentlich eine Wallfahrt zu dem Heiligen, von der sich die Irländer nicht abbringen liefsen, trotz aller Bemühungen der englischen Behörden, den Ort zu schliefsen.

Minnelieder. 85) *Petri Abailardi Planctus cum notis musicalibus*, in cod. membr. 8., Christ. 288, Sec. 13. Diese, noch ungedruckten, Planctus, an der Zahl 6, gehören zu den frühesten Minneliedern des Mittelalters, und feiern unter den symbolischen Namen Abrahams und der Hagar, Jakobs und seiner Söhne, des Bräutigams und der Braut im Hohenliede, des Herrn und Israels, die unglückliche Liebe Abeillard's und Heloisens. Hier der Anfang des 2ten Stücks:

Planctus Jacob super filios suos.

Infelices filii
Patre nati misero,
Novo meo sceleri
Talis datur ultio.

Cujus est flagitii
Tantùm damnùm passio?
Quo peccato merui
Hoc feriri gladio?

Joseph, decus generis,
Filiorum gloria,

Digitized by Google

Devoratus bestiis
Morte ruit pessima etc.

Die Musiknoten bestehen in Punkten über den Worten, nach dem alten Notensystem.

87) *Cantilenae lingua gallica antiqua scriptae*, vulgo *chansons*, cod. membr. Christ. 1490. 90) *Carmen gall.* „*de pace*" et alia amatoria, Christ. 1384. 93) *Alain Charretière carmina de amore*, idiomate gallico conscripta, cod. membr. Vallicell. F. 79. 94) *Le miroir des dames*, e latino in gall. sermonem conversum in gratiam Johannae, Galliarum reginae, cod. membr., Christ. 403.

Geistliche Lieder. 95) *Hymnorum ecclesiasticorum collectio antiqua*, cod. membr. 8. Vatic. 7172, Sec. 9. Eine wichtige Sammlung von Kirchenliedern aus der Karolingerzeit. Herr G. ward verhindert, sie näher zu untersuchen, vermuthet aber manches Unbekannte darin. 101) *S. Edmundi Cantuariensis archiepiscopi* (1240) *psalterium beatae Mariae virginis*, carminice, cod. membr. 8., Vatic. 4757, Sec. 14. Das Breviarium eines englischen Minoriten, 260 Blätter, sehr zierlich in der gothischen Minuskel geschrieben, und mit Miniaturen und Arabesken verziert. Das psalt. ist, dem Verf. zufolge, schön und der Vergleichung mit den gleichartigen Dichtungen deutscher Meistersänger, dem Leben Mariens vom Bruder Werner, der goldnen Schmiede Konrads von Würzburg, dem Gedicht des Bruders Eberhard von Sax u. a., werth. Es besteht aus 3 Gedichten, jedes von 50 Strophen. Das erste beginnt so:

Ave virgo lignum vitae,
Quae dedisti fructum vitae
Salati fidelium;
Genuisti Christum Jesum,
Sed pudoris non est laesum
Nec defluxit folium.

Noch verdienen folgende MSS. Erwähnung: 106) *Epitaphia antiqua, quae in ecclesia S. Petri Romae quondam extabant*, cod. membr. 8.; Pal. 833, Sec. 9. Schon von Gruter benutzt. Prof. Sarti vergleicht diesen Cod. jetzt aufs neue zum Behuf einer neuen Ausgabe alter röm. Inschriften. 108) *Publii Optatiani panegyricus dictus Constantino imperatori*, cod. membr. fol., Christ. 733. Ein sehr altes MS. in der römischen Lapidarschrift.

Nach dieser allgemeinen Musterung vatikanischer Handschriften geht Herr G. zu dem Gedicht Gregorius auf dem Stein über, das hier zum erstenmal vollständig (3752 Verse) aus der

Digitized by Google

vatikanischen Handschrift, der ältesten von allen, erscheint. Schon oben, S. 52—56, hatte er die Vokal- und Konsonanten-Verhältnisse sowie die graphischen Eigenheiten des MS. angeführt und beurtheilt; über welchen Abschnitt wir uns nur Eine Bemerkung erlauben, die das Schwanken des Abschreibers zwischen a und e betrifft. Man findet baeide, baide, beide; laeit, leit; waeiz, waiz, weiz; dehaeiner, deheiner; gemaeine, gemeine; raeise, reise u. dgl., worin der Verf. ein Vorherrschen des a über das e zu erblicken glaubt, sowie das Gegentheil im armen Heinrich und im Iwein nach den Ausgaben von Grimm und Lachmann. Aber sollten Schreibungen, wie baeide, laeit, waeiz, nicht ebenso zu erklären seyn als ähnliche in lateinischen MSS., wo man so oft das Richtige hinter das Falsche gesetzt findet, ohne dafs dies gestrichen oder punktirt wäre, weil der Abschreiber alle Lituren und Zeichen strafbarer Nachlässigkeit vermied? So enthalten auch vielleicht jene Wörter Correctionen, indem der Copist das a, das ihm entschlüpft war, durch das danebengesetzte e verbesserte, und das Vorherrschen des e im Heinrich und Iwein beweist nur die gröfsere Achtsamkeit der Schreiber. Dafs auch Schreibungen, wie baide, waiz, mit unterlaufen, zeigt die Verwandtschaft der Laute ai und ei, die auch heut zu Tage häufig verwechselt werden.

In der Einleitung zum Gregor bezeichnet der Verf. Religion und Heldenthum als die beiden Licht- und Schwerpunkte der deutschen Volksgeschichte. Er erwähnt die Schlacht- und Heldenlieder, deren Tacitus gedenkt; die ritterlichen Minnelieder, die unter Kaiser Friedrich I. an allen Höfen und auf allen Burgen Deutschlands ertönten wie zu Barcellona und in der Provence. Dann geht er über zur christlichen Epopee, welche zwei Äste trieb, den historischen und den mythischen. Der ersten Richtung folgte Ottfried in seinem Christ, Heliand, das Wessobrunner Gebet, Rappert im Liede vom heil. Gallus, das Lied vom heil. Ano u. a. Die andre Gattung ist umfassender, weil in sie der alte Volksglaube der Germanen sich rettete und selbst das christliche Princip durchdrang. Der Kern dieser christlichen Mythologie ist die Geschichte des Graals oder der geheimnifsvollen Schale, in die Joseph von Arimathäa, als er Christus' Leichnam zu Grabe legt, das ewig fliefsende Blut sammelt und verschliefst. Er und sein Geschlecht warten des Heiligthums im Fortgange der Zeit; fromme Helden, wie Parcival, Titurel, Lohengrin, begleiten den Graal auf seiner Wande-

Digitized by Google

rung durch die Völker, und alle Schicksale, die das Christenthum bestand, spiegeln sich in dem symbolischen Phantasma. Zugleich mit diesem Heldenthum erscheint das christlich-mythische Mönchthum in Finian, dem Schüler des Patricius, St. Brandan, Columba, Columbanus, Gallus, Kilian, Bonifaz und tausend Andern; und eine Mittelgattung zwischen beiden entwickelt sich in Gregor vom Stein und ähnlichen Dichtungen, in welchen die Heldenkraft nicht äusserlich bis ins Riesenhafte und Feenartige überspannt erscheint, wie im Pseudoturpin, sondern in sich gekehrt, und nur die innern Feinde der Tugend und Seligkeit bekämpfend. Wir müssen die Leser auf das Buch selbst verweisen, in welchem diese Nüancen mit grofser Kenntnifs und Beredtsamkeit dargestellt sind. Der Raum mahnt uns, bei Gregor stehn zu bleiben, in welchem sich eine wunderbare Mischung antiker und moderner Ideen von Schuld und Versöhnung zeigt. Denn die Blutschande, die den Grundstoff des Werkes bildet, findet sich auch in den Geschichten des Ödipus und der Myrrha, und die deutsche Sage folgt hier, wie öfters, der altgriechischen; desgleichen ist das, äusserlich gedachte, böse Princip der Schuld antik, und erinnert an die Genesis und das Buch Hiob; aber die Büfsung der unverschuldeten Verbrechen, die Erhaltung, Heiligung und überschwengliche Belohnung der reuevollen Sünder durch Gottes Wunderkraft, dies athmet den Geist des Christenthums, wie er sich im Mittelalter gebildet hatte.

Ein König von Aquitanien (dem nachherigen Anjou und Gascogne) ermahnt auf dem Sterbebette seine Zwillingskinder, Sohn und Tochter, zu treuer Geschwisterliebe. Der Teufel verkehrt die reine Liebe in sträfliche Begier: der Bruder verführt die Schwester, und sie gebiert heimlich einen Sohn. Jetzt, von Reue ergriffen, wallfahrtet der Sünder, nachdem er der Schwester die Regierung übergeben, nach dem heil. Grabe; allein frühzeitiger Tod rafft ihn auf fremder Erde dahin. Unterdefs hat die junge Königin heimlich ihr Kind, köstlich gekleidet, in einem Schifflein den Wogen der nahen See übergeben, wie die Sage von Moses und Perseus erzählt. Eine elfenbeinerne Tafel verkündigt dem ungewissen Finder die Geheimnisse seiner Geburt und seines Standes. Zwanzig Mark Goldes liegen dabei für den Erzieher. Sie selbst, ihre Schuld herzlich bereuend, entsagt aller Gemächlichkeit des Lebens, unterwirft sich harten Büfsungen, übt gute Werke und beherrscht weise ihr Volk. Dem Knäblein unterwindet sich Gott zur Hut: Wind und Wellen spülen es ans Ufer,

Digitized by Google

wo Fischer es finden, und ein frommer Abt, der dazu kommt, es nach seinem Namen Gregorius tauft, und dann ihnen zur Erziehung bis zum 6ten Jahre übergiebt. Nach Verlauf dieser Zeit wird es ins Kloster aufgenommen, in die Kutte eingekleidet und unterrichtet. Der Abt liebt den schönen Fürstensohn, dessen Gold und Kleinodien er treulich verwahrt. Alles verspricht dem Kinde dereinst ein glückliches Ordensleben. Aber der noch ungelöste Fluch, der auf seinem Haupte lastet, reifst es fort in die Welt. Ein Zufall entdeckt ihm seine Geheimnisse, und befestigt den Entschluss, auf kriegerischen Irrfahrten Ehre und Glück zu suchen. Vergebens ermahnt der weise und wohlwollende Abt; endlich schlägt er ihn zum Ritter, stattet ihn standesmäfsig aus, übergiebt ihm die Tafel und sein durch Zinsen vermehrtes Gold, und entläfst ihn traurig. Der Jüngling besteigt ein Schiff und überläfst sich, der göttlichen Vorsehung vertrauend, den Winden. Diese treiben ihn an der Mutter Land, um deren Hand bisher viele Fürsten umsonst warben. Der eifrigste von ihnen hat sie, erzürnt ob ihrer Weigerung, mit Krieg überzogen und belagert sie in ihrem letzten Zufluchtsort, der Hauptstadt. Gregor besiegt ihn, befreit die Mutter, und erhält zur Belohnung ihre Hand. Jetzt verwickelt sich das grofse Drama immer furchtbarer. Zuerst erhält die Mutter Licht über ihr unseliges Verhältnifs; dann auch Gregor. Aber, anstatt zu verzweifeln, richtet er die zagende Mutter auf. Er las in Büchern den Trost, dafs Gott für alle Missethat wahre Herzensreue zur Bufse annimmt. So beschliefsen denn Beide strenge Abbüfsung ihrer Sünde, und trennen sich. Die Königin setzt ihre Lebensweise mit verdoppelter Strenge fort; ihr Sohn aber sucht und findet den einsamen Meerfelsen, an den angekettet er 17 Jahre lang den Himmel zum Dache hat und sein Leben nur mit einem Trunk Wasser fristet, das Tag für Tag in eine Vertiefung des Gesteins rinnt. Endlich ist das Maas der Büfsungen voll. Bei einer streitigen Pabstwahl (vielleicht ums Jahr 1033: m. s. den Verf. S. 157—159) regt Gott das römische Volk an, ihn aufzusuchen, um ihm die dreifache Krone aufzusetzen. Nach vieler Mühe finden und überreden ihn die Boten; er zieht mit ihnen gen Rom, bewährt unterwegs seine Heiligkeit durch Wunder, besteigt den päbstlichen Stuhl und regiert lange Zeit rühmlich die Christenheit. Von dem Rufe des grofsen Pabstes angezogen wallt endlich die greise Mutter zu ihm, beichtet ihre Sünde und flcht Vergebung. Da erkennen sich beide wieder, und, von Gott

Digitized by Google

zusammengeführt, verleben sie hinfort ungetrennt noch manches Jahr in fortgesetzter Buſse und heiligem Wandel, der auch dem Brudergemahl, auf dem die Hauptschuld ruht, den Eingang in das ewige Freudenreich eröffnet.

Dies ist die Fabel des Gedichts, in welchem Hartmanns Styl, in der Mitte zwischen der Pracht Wolframs von Eschenbach und dem leicht hinflutenden Redestrom Gottfrieds von Strasburg, nicht zu verkennen ist.

Wir enthalten uns, einzelne Stellen als Proben der gelungenen Darstellung auszuheben, da das Buch ohne Zweifel bald in Vieler Hände seyn wird. Aus demselben Grunde übergehen wir auch die spätern MSS., die Bearbeitungen dieser Geschichte in den Legendarien und die Übersetzungen in neuere Sprachen. Nur über den Dichter selbst, dann über Einzelnes, wo unsre Meinung von der des trefflichen Verfs. abweicht, erlauben wir uns noch ein Paar Worte. Was den ersten Punkt anbetrifft, so war man bisher uneinig über Hartmanns von der Au Geschlechtsnamen und Vaterland. Erst neuerlich fand der grofse Kenner dieser Literatur, Baron von Laſsberg, im Schildbuch der handschriftlichen Reichenauer Chronik des Kaplans Gallus Oebem (1490), unter Nr. 449 ein Wappen, das völlig mit dem Hartmann'schen im Pariser und Weingartner Codex übereinstimmt. Darüber steht der Name Westerspul. Stumpf (Chronik Bl. 101, Ausgabe von 1548, im 5ten Buch vom Thurgau) hat dasselbe Wappen, und zeigt unweit des Einflusses der Thur in den Rhein, bei Andelfingen, die Feste Wesperspuhel, auch Wesperspul oder Wasserspul genannt. Zugleich meldet sowohl er als die Reichenauer Chronik, wo der Name verschrieben scheint, dies Wappen sey dem thurgauischen Geschlecht Wesperspühel oder Wesperspül (Wespers Bühel) eigen gewesen. Ferner sagen die erwähnten zwei Handschriften aus dem 13. und 14. Jahrhundert: dies Wappen habe dem Sänger Hartmann von Aue angehört; der Dichter nennt sich selbst im armen Heinrich, Vers 4, »Dienstmann (d. h. Lehenträger) zu Owe«, und das Reichenauer Schild- und Wappenbuch aus dem 15. Jahrh. setzt die von Westerspül unter die Dienstmannen von Owe. Also haben Hartmann und die von Wesperspühel oder Westerspül einerlei Wappen und einerlei Lehenherrn gehabt, und sind darum auch einerlei Geschlechts gewesen. Der Ausdruck »di Owe« (die Au) deutet aber auf eins der schwäbischen Klöster Reichenau, Weissenau und Mererau, wovon die zwei letzten weder reiche noch fürstliche Klöster wa-

Digitized by Google

ren; der Abt von Reichenau hingegen war Reichsfürst, hatte einen Lehenhof von mehr als 300 Dienstmannen, und (was der Sache den Ausschlag giebt) sein Kloster hiefs damals, sowie noch jetzt, im Munde des Volks vorzugsweise »die Aue«. Sonach kam wahrscheinlich Hartmann von Wesperspül in seiner Jugend, weil er Lehen von der Abtei Reichenau trug, in die äussere Schule dieses Klosters, und besuchte sie bis gegen 1200. Aus eigenem Antriebe, dem er folgen durfte, solange sein Lehnsherr keinen Krieg hatte, oder im Lehngefolge seines Abtes Diethelm von Krenkingen, zog er nach Franken an den Hof der Hohenstaufen, und dort, oder schon früherhin im Kloster, oder bei seinen Nachbarn von Hornheim, von Guotenberg, durch den Kürenberger oder in der Schule Walters von der Vogelweide, lernte er den Gesang. In Franken blieb er geraume Zeit, und diente einem Fürsten, dessen Tod er sehr beklagt, wohl dem Hohenstaufischen König Philipp, der sich oft in Würzburg und Bamberg aufhielt und eine Menge schwäbischer Ritter um sich versammelte. Wahrscheinlich wenige Jahre nach dessen Tod nahm er das Kreuz zum 4ten Kreuzzuge im Jahr 1216; ob er ihn aber wirklich mitgemacht, und was ihm ferner begegnet seyn mag, davon findet sich keine Meldung. »Die Lebenszeit Hartmanns fällt zwischen 1150 bis 1220; nach 1193 dichtete er die Lieder, hierauf den Erec, dann Iwein und den armen Heinrich. — Als Rudolf seinen heil. Wilhelm schrieb, lebten Hartmann und Gottfried nicht mehr. Zwischen beide setzt Rudolf den Wolfram von Eschenbach. Hartmann folgt auf Heinrich von Veldeck, der die Eneit spätestens 1190 beendigte; auf Gottfried folgt Bligger von Steinach, dann Ulrich von Zetzighofen und Wirnt, und erst nach allen diesen der Freidank, der um 1229 dichtete.« So Hr. G. Seite 164 und 165. Den Gregor setzt derselbe in die Jugendzeit des Dichters, als er von Liebe und Ritterruhm glühete und die Sprache noch nicht so in seiner Gewalt hatte als im Iwein. Die freie Schilderung der unerlaubten Liebe zu Anfang des Gedichts, und die begeisterte Stelle über die Ritterspiele und Turnübungen damaliger Zeit, verrathen den Jüngling. Daher auch wohl die anscheinende Vernachlässigung dieser Dichtung, deren weder, wenn wir uns recht besinnen, er selbst, noch ein gleichzeitiger Dichter erwähnt.

Dafs dennoch Gregor auf dem Stein, wie wir ihn hier lesen, zu den vorzüglichern Hervorbringungen des Mittelalters gehört, bemerkten wir schon oben, und Hr. G. hat sich durch dessen

Digitized by Google

Bekanntmachung den Dank aller Freunde des deutschen Alterthums erworben. Auch die Art der Bekanntmachung, die Genauigkeit des Abdrucks, die verständliche Interpunction, und die erläuternden Anmerkungen, die ein Glossar entbehrlich machen, verdienen Lob. Was die diplomatische Genauigkeit betrifft, sind wir nur über Eine Stelle des Gedichts ungewiſs, nämlich über Vers 193 und 194, die durch Striche bezeichnet sind ohne Auskunft darüber in den Noten. Dies billigen wir nicht, sey es nun, daſs die Stelle unlesbar war, was kaum zu vermuthen ist, oder daſs die Freiheit des Ausdrucks den Verf. bewog, sie zu unterdrücken. In beiden Fällen war es am räthlichsten, treu und ohne Rückhalt zu geben, was die Handschrift bot. Freie Stellen sind ja auch sonst in diesen Dichtern nichts Unerhörtes.

Von Einzelnem, was wir anders verstehn als der Verf., nur Dies. V. 241:

In geschah diu geswiche
Von groze heimliche,
Heten si der entwichen,
So waeren si unbeswichen.

Hierzu die Anmerkung: „*diu geswiche*, deceptio, bei Otfried *suuich*, desertio, IV. 12. 20. Der Sinn ist: hätten sie die Sache nicht so geheim halten wollen, so wären sie nicht so unselig angeführt worden.« Aber *heimliche* ist hier nicht Geheimhaltung, sondern Vertraulichkeit. Das zeigt die nächstfolgende Stelle:

Nu si gewarnt daran
Ein igeliche man,
Daz er swester noh nictel si
Niht ze *heimliche* bl.

wo Hr. G. selbst das Wort richtig faſst. V. 837:

Unde wolden imz ensagt han,
Unde haeten ouch des wol getan,
Wan daz ers wart innen.

»Und wollten's ihm verhehlen, Und hätten es auch wohl gethan (d. h. sie hätten es auch wohl verhehlt), aber er ward es inne.« Der Verf.: »838. Besser wäre es gewesen, sie hätten dem Abte das Geheimniſs vorenthalten können, denn so wäre die weitere Ausbildung des Unglücks vielleicht unterblieben.« Ein Sinn, der schwerlich in den Worten liegen kann. V. 81:

Daz wil ich wizzen credo mich!

Der Vf.: »Credemich, so die Handschrift. Vielleicht rede-lich?« Nein, sondern Credemich ist Crede michi, d. h. mihi, Glaub' mir; eine Versicherungsformel des an Latein gewöhnten Geist-

liehen, wodurch er seinen festen Entschluſs andeutet, die Sache zu wissen. V. 3031:

Einen stich ane huffslach
Den ergriffen si dô.

»Einen Steg ohne Hufschlag ergriffen sie da,« ohne Hufschlag, wo man keine Spur eines Pferdehufs sah; nicht: »ane ors (ohne Pferd), d. i. zu Fuſs,« wie der Verf. will.

Kleine Unrichtigkeiten, wie Musaeum, Sybille, und Provinzialwörter wie Span für Streit, wird Hr. G. bei einer neuen Auflage leicht vermeiden.

Konstanz. *Dr. Bothe.*

Geschichte der Römischen Literatur von Dr. Joh. Chr. Felix Bähr, Grofsh. Bad. Hofrath, ordentl. Professor und Oberbibliothekar an der Universität zu Heidelberg. Supplementband. Die christlich-römische Literatur. II. Abtheilung. Die christlich-römische Theologie nebst einem Anhang über die Rechtsquellen. Carlsruhe. Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung. 1837. XVI und 503 S. in gr. 8.

Auch mit dem besondern Titel:

Die christlich-römische Theologie, nebst einem Anhang über die Rechtsquellen. Eine literär-historische Übersicht. Von Dr. J. Chr. Fel. Bähr u. s. w.

Durch das Erscheinen dieser zweiten Abtheilung, die zugleich als ein eigenes, besonderes Werk unter dem besondern, oben angegebenen Titel ausgegeben wird, erscheint die vom Ref. beabsichtigte literär-historische Übersicht der christlich-römischen Literatur nach ihren beiden Abtheilungen geschlossen. Was die erste Abtheilung enthält, ist seiner Zeit in diesen Jahrbüchern (Jhrg. 1836. Nr. 46. p. 729 ff.) berichtet worden. Die vorliegende zweite Abtheilung, deren etwas verspätetes Erscheinen seinen natürlichen Grund in dem gröfseren Umfange der Arbeit und in den gröfseren Schwierigkeiten hat, die sich hier auf jedem Schritte darboten, und den fast durchweg herrschenden Mangel gründlicher Vorarbeiten, welche die Bearbeitung des Einzelnen hätten erleichtern können, doppelt fühlbar machten, enthält die Übersicht der theologischen Wissenschaften, wie sie in dem christlichen Rom gepflegt wurden, von den ersten Anfängen im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an bis auf die Zeit Carls des Grofsen herab und den Beginn einer neuen Weltperiode und damit auch einer neuen, von der früheren wesentlich verschie-

Digitized by Google

denen, geistigen Richtung. Da die übrigen Zweige christlicher Wissenschaft und Literatur in der ersten Abtheilung behandelt sind, so wurde, der Vollständigkeit wegen, auf dafs Nichts vermifst werde, was in diesen Zeitraum der christlich-römischen Literatur gehört, ein eigener Anhang beigefügt, der die einzelnen Erscheinungen im Gebiete des Rechts und der Gesetzgebung (soweit dies nämlich nicht in den Kreis des eigentlich römischen Rechts oder der Justinianischen Gesetzgebung fällt) in ähnlicher Weise dargestellt, befafst. Der Vf. hat hier, was die Bearbeitung des Details betrifft, ganz denselben Weg eingeschlagen, den er in der ersten Abtheilung sowie früher in der Geschichte der (heidnisch-) römischen Literatur befolgt hatte; er hat hier insbesondere, wo es die Behandlung einer theologischen Literatur galt, die man gewöhnlich mit dem Namen der Patristik bezeichnet, sich stets an den literär-historischen Standpunkt gehalten und sich auf eine mehr objective Darstellung beschränkt, die es möglich macht, das ganze Gebiet dieser Literatur nach seinen Leistungen vollständig zu überschauen, und auch zugleich dem Theologen diejenigen einzelnen Data und Nachweisungen darbietet, deren er für seine theologischen Untersuchungen und Forschungen bedarf. Dagegen mufsten eigene Erörterungen über einzelne Glaubenslehren oder Sittenlehren, wie sie in den Schriften, die den Gegenstand dieser Darstellung bilden, enthalten sind, wegfallen und selbst eine specielle Würdigung eben dieser Lehren von dem Standpunkt der neueren Philosophie und Theologie aus unterbleiben, weil beides mehr in das Gebiet der dogmatischen oder dogmenhistorischen Wissenschaften geführt hätte, und der Verf. in dieser Beziehung sich darauf beschränken mufste, nur die nöthigen Data und die erforderlichen Nachweisungen vorzulegen, durch die jeder Einzelne in den Stand gesetzt ist, selbst solche Untersuchungen anzustellen. Das Bestreben des Vfs. war vielmehr darauf gerichtet, alle einzelnen Erscheinungen, welche in diesem Kreise der Literatur uns entgegentreten, nach Inhalt wie nach Anlage und Charakter möglichst getreu und sorgfältig zu schildern, um daraus zugleich im Allgemeinen den ganzen Entwicklungs- und Bildungsgang, den diese Literatur innerhalb der oben bemerkten Periode genommen hat, befriedigend darzustellen und so genau als möglich ihren Charakter nachzuweisen.

Das ganze Gebiet dieser Literatur ist nach drei Perioden unterschieden, die dann ebensoviele Abschnitte dieser übersichtlichen Darstellung bilden. Der erste Abschnitt, d. i. die erste Periode,

welche der Zeit nach bis auf Constantin den Grofsen reicht und somit ungefähr die drei ersten christlichen Jahrhunderte befafst, giebt eine Übersicht aller einzelnen in diesen Zeitraum fallenden Erscheinungen, und sucht zugleich in einigen vorausgehenden Paragraphen im Allgemeinen den Charakter der in diesen Zeitraum fallenden Literatur, den Gang, den sie in ihrer Bildung und Entwicklung genommen, die von aussen darauf einwirkenden und einen Einfluſs hervorbringenden Ereignisse u. dgl. m. zu bezeichnen. Wir sehen hier die christliche Literatur in ihrer ersten Entwicklung mit einer vorherrschenden polemisch-apologetischen Richtung; von §. 3—46 sind die einzelnen Schriftsteller dieser Periode, insbesondere ein Tertullianus, Minucius Felix, Cyprianus, Arnobius, Lactantius u. A. aufgeführt, wobei von ihrem Leben, ihren Schriften, die der Reihe nach charakterisirt sind, von dem Geist und Charakter derselben möglichst genaue und vollständige Nachrichten gegeben werden und alle literärische Notizen, die als nöthig betrachtet werden können, in möglichster Vollständigkeit beigefügt sind.

Die zweite Periode oder das zweite Capitel umfafst die eigentliche Blüthezeit der christlichen Literatur, von dem bemerkten Zeitpunkte an, wo die erste Periode schliefst, bis an das Ende des fünften Jahrhunderts, obwohl, streng genommen, eigentlich schon um die Mitte dieses Jahrhunderts mit Leo dem Grofsen der Schluſs dieser Entwicklung der christlichen Literatur anzunehmen ist, indem hier die christlich-theologische Wissenschaft in dem System der Glaubenslehre, das diese Periode gebildet und das eigentlich den Mittel- und Glanzpunkt des Ganzen ausmacht, als abgeschlossen erscheint; und mit der völligen Ausrottung des Heidenthums auch die äusseren Verhältnisse der Kirche, zumal im Kampfe mit Sekten und Häretikern jeder Art, als völlig ausgebildet hervortreten. Die Darstellung dieser Periode reicht von §. 47 an bis §. 174. Die gröfsere Ausführlichkeit erklärt sich hinreichend durch den gröfseren Umfang dieser Periode, wie durch den Reichthum des in ihr Geleisteten. Nach einer Einleitung, welche die äusseren Verhältnisse, unter denen sich diese Literatur entwickelte und bildete, sowie den inneren Charakter und das Wesen derselben bespricht (§. 47—52), folgen die einzelnen Schriftsteller, beginnend mit Firmicus Maternus, dessen Schrift der vorhergehenden Periode nicht mehr zugezählt werden konnte; eine ausführlichere Darstellung ist dem Leben und den Schriften der grofsen Kirchenlehrer, welche in

Digitized by Google

diese Periode gehören, gewidmet, insbesondere einem Hilarius (§. 54—60), Ambrosius (§. 70—79), Hieronymus (§. 81—94), Rufinus (§. 95—98), vor Allem aber einem Augustinus (§. 103—135); an ihn reiht sich Pelagius (§. 136—138), und nach mehrern andern minder bedeutendern Schriftstellern folgen Cassianus (§. 146—150), Leo der Grofse (§. 159—162), Prosper (§. 163—165) u. A. bis auf Faustus und einige andere seiner Zeitgenossen herab.

Die dritte Periode oder das dritte Capitel des Ganzen beginnt mit dem sechsten Jahrhundert; sein Gegenstand ist die Zeit des Verfalls der christlichen Literatur und Wissenschaft, die mit dem Verfall des Reichs und der daraus hervorgehenden politischen Auflösung gleichen Schritt hält und uns eine grofsentheils nur in Wiederholungen oder in Compilationen aus dem, was die frühere Zeit Gutes geliefert hatte, fruchtbare Literatur zeigt. Diese Verhältnisse sind in der Einleitung zu diesem Abschnitt (§. 175—180) näher besprochen; dann folgen die einzelnen Schriftsteller und deren Werke, in ähnlicher Weise behandelt, wie dies in den vorhergehenden Abschnitten geschehen war. Die Namen eines Fulgentius (§. 184. 185), Cassiodorus (§. 188. 189), vor Allen aber ein Gregor I. (§. 197—203) treten hier besonders hervor; daran reiht sich Isidorus (§. 205—207) nebst einigen anderen kleineren Schriftstellern; den Beschluss macht Beda (§. 214—217). Das Zeitalter Carls des Grofsen bildet, wie schon oben bemerkt, eigentlich den Endpunkt dieser dritten Periode und somit der ganzen Darstellung, insofern hier die Gränze liegt, wo die Auflösung der alten römischen Welt gewissermafsen vollendet und die Bildung einer neuen Welt vermittelt erscheint; das Nähere darüber s. §. 180 S. 403. Auffallend, aber nicht unerfreulich war es für den Vf., in dieser Abtheilung und Anordnung des Stoffs ganz mit einem gelehrten Italiener zusammenzutreffen, dessen Schrift (Delle letteratura negli XI primi sec. dell' era christiana; Lettere di *Cesare Balbo* al Amad. Peyron Torin. 1836) ihm freilich nur aus einer in diesen Tagen ihm zugekommenen Anzeige in der Bibliot. Italian. T. LXXXV. s. insbesondere p. 7 ff. bekannt ist.

Der Anhang enthält die schon oben berührte Übersicht der Rechtsquellen dieser Zeitperiode (§. 218—224), zur Vervollständigung des Ganzen. Es ist daher hier nach einer kurzen Einleitung das Wesentlichste über die *Lex Salica, Ripuarr. Alamann. Bajuvarr. Burgund. Wisigoth. Longobardd.* nebst den *Formull. Marculfi* und

Digitized by Google

einigem Ähnlichen bemerkt worden, mit steter Anführung der hierher gehörigen Literatur. Der Verf., der auch hier bemüht war, die Resultate der neuesten Forschungen für seine Übersicht zu benützen, verdankt der Güte eines gelehrten Freundes, des Herrn Dr. Zöfl manche Berichtigungen und Verbesserungen des Einzelnen, sowie auch die Vervollständigung der einschlägigen Literatur, was mit ihm die Leser mit vielem Dank anerkennen werden.

Dafs von der Verlagshandlung alles Mögliche für eine würdige äussere Ausstattung durch Druck und Papier u. s. w. geschehen ist, kann selbst ein oberflächlicher Blick in das Buch zur Genüge lehren.

Chr. Bähr.

Kurze Kritik der Hamilton'schen Sprach-Lehrmethode, von Christian Schwarz, Prof. am Obergymnasium in Ulm. Stuttgart, Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung 1837. 83 *S. gr.* 8.

Bei dem allgemeinen Bewegungssystem unserer Zeit, bei der grofsen Unsicherheit im Erziehungs- und Unterrichtswesen, welche durch die mancherlei Gegensätze und das Streben erzeugt wird, jedes Ziel möglichst bald zu erreichen und zugleich dem praktischen Leben mehr entgegen zu arbeiten, konnte es an Versuchen nicht fehlen, die oft mit marktschreierischem Gepränge angekündigten, hier und da im Einzelnen versuchten Methoden des Unterrichts von Jacotot und Hamilton in den Schulen einzuführen, und in wenigen Jahren dasjenige bewirken zu wollen, was man nach der bisher üblichen Methode erst in der 5 bis 6fachen Zeit zu Stande brachte und bringt. Wird das bei dem Bekanntmachen der Methoden gegebene Versprechen mit gleichem Erfolg für die wissenschaftliche Bildung und Kräftigung des Geistes gewonnen, was die alte Methode gewährt, so hat man freilich Recht, diese zu verlassen und jene neue allgemein einzuführen und mit der Dampftheorie die bisherige Unterrichtsmethodik gänzlich umzugestalten, also die neue Generation in ein freudiges Staunen zu versetzen, wie es durch Anwendung der Dampfmaschinen bereits der Fall war und täglich mehr geschieht, und nicht etwa einzelne, sondern alle darnach unterrichteten Menschen zu General-Meistern in Allem, was Kunst und Wissenschaft heifst, zu bilden.

Digitized by Google

Wollte sich nun Deutschland von England, Frankreich, Belgien und selbst von Indien, wohin z. B. die Wundermethode Jacotots vorgedrungen ist, den Vorrang nicht ablaufen lassen, so mufste es eilen, sich mit ihr und der Hamilton'schen Methode bekannt zu machen, und im Falle der Zweckmäfsigkeit sie in Haus und Schulen einzuführen, um nicht in der Allgemeinheit des Wissens hinter ihnen zurückzubleiben. Wirklich hat man sich bemüht, sie in öffentlichen Anstalten zu gebrauchen, will man sie selbst für die alten Sprachen in Anspruch nehmen, hat man sie von mehreren Seiten empfohlen und haben manche Männer z. B. Klumpp, Kröger und Andere sie zu verbreiten gesucht, woraus dem Verf. des vorliegenden Schriftchens die Besorgnifs erwuchs, dieses Contagium möge in wahlverwandtschaftlichem Gefolge des Zeitgeistes weiter um sich greifen und über eine ganze Generation unheilbares geistiges Siechthum verbreiten. Er wollte daher nicht mehr ruhiger Zuschauer einer an der schuldlosen Jugend der Mitwelt zu begehenden unverantwortlichen Sünde seyn, und machte sich an eine unbefangene Beurtheilung der Methode, welche er dem Publikum übergiebt und mit edlem Eifer und Streben für die Verwahrung der vaterländischen, der deutschen, Jugend überhaupt, vor grofser Gefahr unternommen hat.

Ref. las die verschiedenen Berichte, besonders die Schutzschrift Krögers: Über die neuen Methoden, fremde Sprachen zu lehren, welche Hamilton und Jacotot angeben und die Mittheilung derselben durch den Geh. Kirchenrath Schwarz in seinen Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik, mit Aufmerksamkeit und einigem aus dem Reize der Neuheit entspringendem Interesse, hegte aber für unsere niederen und höheren Schulen, besonders für Einführung der Methode in diesen keine Gefahr, weil er die Zahl der bedachtsamen Schulmänner Deutschlands für zu grofs hält, als dafs sie sich sollten bethören lassen, einem unsicheren Phantome nachzuhängen und die falschen Principien, worauf sie beruht, als richtig anzuerkennen. Aus ihrem höchsten Principe »Naturgemäfsheit« und aus der daraus abgeleiteten Anwendbarkeit auf alle Gegenstände menschlicher Erkenntnifs, wobei sie von der irrigen Ansicht ausgeht, »die Intelligenz sey in allen Menschen gleich«, fanden sich jene Männer bewogen, vorzüglich die Hamilton'sche Methode zu empfehlen. Ob sie das Wesen derselben genau und unbefangen prüften und ob sie bei sorgfältiger Beurtheilung nicht eingesehen haben sollten, dafs

Digitized by Google

dieses neue System nicht einmal auf einem naturgemäfsen Entwicklungsgange beruht, sondern einer regelmäfsigen und selbstbewufsten, in sich begründeten Sprachfertigkeit gerade entgegen ist; dafs es durch aufgenöthigte Passivität die im zarten Knabenalter sich regende Strebkraft eher entrückt, als erhöhet, den Zögling an nichts weniger als an eine bestimmte Sprachgesetzmäfsigkeit, vielmehr an einen mechanischen Schlendrian gewöhnt und dessen Geist verwirrt, und dafs ihre Annahme der Gleichheit der Intelligenz bei allen Menschen schon darum in ein Nichts zerfällt, weil das Geistige im Menschen nirgend als etwas für sich Gesondertes und durch sich allein Wirkendes, sondern überall als etwas durch das Körperliche mehr oder weniger Gebundenes, also von dessen individueller Beschaffenheit Abhängiges erscheint, will dem Ref., der Krögers Darstellungen auf dem Gebiete der Pädagogik für meistens gehaltvoll hält, nicht klar einleuchten; ja er glaubt, dafs sie bei ruhiger Überlegung ihre Urtheile wesentlich modificiren oder ganz zurücknehmen.

Gerade die Worte, welche Kröger in seiner Schutzschrift gebraucht, um das Verderbliche mancher Erziehungs- und Unterrichtssysteme zu bezeichnen, beruhigten den Ref. um so mehr, als der verewigte Altvater der Pädagogik und Didaktik, Herr Geh. KR. Schwarz, nach der Mittheilung der Kröger'schen Darstellung die Bemerkung beifügt; sie stelle jene Methoden von Hamilton und Jacotot, vornehmlich die des Ersteren, in ein günstigeres Licht, als sie dem Unterzeichneten erscheint, der ihr zwar einen verbessernden Einfluss auf die hergebrachte schlechte Methode in England zutraut, aber kaum etwas mehr Bestehen, als der seltsamen Jacotot'schen. Sie sieht als naturgemäfs aus, aber nicht lange kann der Schein das wahrhaft Naturgemäfse überscheinen.«

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

N°. 6. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schwarz: Kritik der Hamilton'schen Methode.

(Beschluſs.)

Von dieser Wahrheit war Ref. schon damals, wo ihm diese Bemerkung zu Gesicht kam, vollkommen überzeugt, allein die vorliegende Kritik geht noch tiefer in das Wesen des neuen Systems ein, indem sie die Frage Krögers an die Spitze stellt: »Ob nicht unbeschadet der Gründlichkeit des philologischen Studiums die Jugend zu demselben Ziele in kürzerer Zeit geführt werden könne; ob nicht vielleicht die gewöhnliche Unterrichtsweise ein Umweg sey, der eben die Schuld jener Zeitverschwendung und der Hindernisse, welche der Erreichung des Zieles entgegenstehen, trage, und ob nicht auf einem näheren natürlicheren Wege jene Zeit erspart und diese Hindernisse weggeräumt werden können?« und den Beginn der Beantwortung voranstellt: »Nach dem alten gewöhnlichen Gange des Sprachunterrichts, der, so viele rühmliche Ausnahmen es auch davon geben mag, noch vielfach betreten wird, giebt man dem Schüler eine Grammatik in die Hand, läſst ihn Vocabeln, Declinationen, Conjugationen, Regeln (wohl gar sogleich mit einer Menge von Ausnahmen, welche die Regeln umzustoſsen scheinen) auswendig lernen, Übersetzungen und Ausarbeitungen machen etc. und nach 7 bis 8 Jahren à 1000 Sprachstunden, die ihm unsäglichen Jammer bereiten, hat er einige Elementarbücher und zwei, drei oder vier Schriftsteller fragmentarisch gelesen, ist oft nicht im Stande, einen Aufsatz fehlerfrei, geschweige zierlich in die fremde Sprache zu übersetzen, einen Historiker oder leichten Dichter ohne Schwierigkeit zu lesen, und hat für die Kenntniſs der Vorzeit wenig oder gar nichts gewonnen.«

Nachdem der Vf. diese Darstellung in ihrer Blöſse veröffentlicht und aus dem Erlernen der einfachsten Bestandtheile der Sprache als gehaltlos nachgewiesen hat, hebt er noch neue besondere Punkte der Empfehlung der Hamilton'schen Methode heraus, geht dieselben nach ihren einzelnen Sätzen mit Umsicht, Klarheit und Scharfsinn durch, zeigt bei jeder einzelnen Behauptung oder jeder einzelnen Meinung das Unrichtige, Gehaltlose,

Digitized by Google

oder die Übertreibung und die Unkenntniſs des Empfehlers in der Kenntniſs des Inhalts, der Form und Literatur der Sprache, schlägt häufig den Gegner mit seinen eignen Waffen aus dem Felde; enthüllt die mancherlei Täuschungen und Inconsequenzen, die Schein- und Trugwaffen, die öfteren Selbsttäuschungen und karrikaturartigen Verzerrungen der Sprache, und fügt dem zehnten Punkte, der in fünf besonderen Behauptungen die wesentlichsten Vorzüge der sogenannten Hamilton'schen Analysis bezeichnen soll, ebenso sachgemäſse als treffliche Gründe gegen dieselbe bei, woraus zur Genüge hervorgeht, daſs dieselbe mit dem wichtigsten Zwecke der philologischen Grundbildung, mit dem formellen, im strengsten Widerspruche steht.

Da Kröger die verschiedenen Lehrbücher von Tafel, worin die Hamilton'sche Methode befolgt und ins Leben gerufen ist, öfters anführt, so gebraucht der Verf. gerade aus ihnen Beispiele zu widerlegenden Beweisen und hebt dann noch den Hauptanstoſs, welchen die bisherige Methode den Hamiltonisten gegeben und den eigentlichen Streitpunkt in dem Umstande, daſs die materielle Ausbeute, welche jene gewähre, bei weitem nicht befriedigend sey und in keinem Verhältnisse zu dem groſsen Zeitaufwande stehe, aus den verschiedenen Vorreden der Tafelschen Lehrbücher mit ihrer marktschreierischen Gehaltlosigkeit hervor; wobei er unter andern nachweist, daſs die durch geiststählende Methode zu gewinnende Form in den Gesetzen des Denkens besteht und durch ein loses Stückwerk des Materials durchaus nicht gewonnen werden kann; daſs, was die Mathematik durch ihren streng formalen Zusammenhang in der Gemessenheit ihres Vorschreitens, durch ihre bildende, ordnende und streng disciplinirende Kraft für den jugendlichen Geist zur späteren Aufnahme, Verarbeitung und Assimilirung neuer und höherer Erkenntnisse für Zahlen- und Gröſsenverhältnisse ist, die Sprache für die innere Welt des Menschen, für das unerschöpfliche und unbegränzte Reich der intellektuellen Entwicklung ist.

Er erörtert auch die groſsartige Idee, daſs, sowie Sprache und Mathematik je ihre eigenthümliche Formenwelt repräsentiren, beide vereint die Gesammtheit der abstrakten Denkthätigkeit in ihren wichtigsten Richtungen systematisch darstellen, und eben darum die erste und nothwendigste Grundlage der Befähigung und Kräftigung des Geistes zu weiteren Bildungen, zur Aufnahme wissenschaftlicher Wahrheiten sind. Sein Vergleich zwischen zwei Universitäts-Candidaten, deren einer mehr als je ein Dutzend griechischer und römischer Klassiker durchgelesen, bei mündlicher Prüfung mit täuschender Hardiesse sich benommen, den Sinn des Textes instinktartig errathen und die gemeine Bedeutung der Wörter gekannt habe u. s. w.; der andere aber wenige Klassiker in jeder Beziehung tüchtig durchstudirt habe u. s. w. zeigt vorzüglich das Verderbliche jedes Mechanismus, der Passivität des Geistes, des ballastartigen Wissens, und führt ihn zu noch einigen weiteren Bemerkungen über den extensiv-materiellen Zweck

Digitized by Google

der altklassischen Grundbildung, im Gegensatze der formellen Richtung. Er verkennt die nachtheiligen Folgen einer unverhältnifsmäfsig überwiegenden formellen Bildung, jene Einseitigkeit der geistigen Interessen, jene Magerkeit, Steifheit und Schroffheit ebenso wenig, als die noch nachtheiligeren des Gegentheils, jene Übersättigung, jenen chaotischen Ballast, jene truthahnähnliche Aufblähung und naseweise Überklugheit und Verkehrtheit im Zwecke der Erlernung und prüft das Princip. »Der Hauptzweck des philologischen Unterrichts ist am Ende das Verstehen der alten Schriftsteller und die Fertigkeit im Lesen derselben; darum werde der Exposition so wenig Zeit als möglich durch grammatische und Compositionsübungen entzogen.«

Er greift in dieser Forderung besonders die Folgerung an, vertheidigt gegen Klumpp und diese Vernachlässigung der Compositionsübungen diese als eine praktische Philosophie des Denkens; erörtert die bildende Kraft des Lateinschreibens; führt Gründe für das verderbliche, cursorische, Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit erzeugende Behandeln der alten Klassiker an, und verlangt doch, dafs die Gedächtnifsübungen desto strenger und regelmäfsiger betrieben, namentlich dafs die grammatischen Regeln mit diplomatischer Genauigkeit dem Gedächtnisse eingeprägt und die exponirten Abschnitte, sowie in der Composition die Musterübersetzungen nach gründlicher Erklärung wenigstens bis zum 15. oder 16ten Jahre auswendig gelernt und angehört werden, — das Einzige, was er von einer Hamilton'schen und Jacotot'schen Methode adoptirt wissen will. Bis zu einer gewissen Grenze getrieben mag diese Ansicht viel Gutes, durch Überschreiten derselben aber noch mehr Nachtheiliges für die Entwicklung des Verstandes haben, welcher weder gedrungene und concentrirte, noch gediegene und wirksame Kraft erhält durch ein oft gedankenloses Memoriren. Hierin kann Ref. dem Verf. nicht unbedingt beistimmen, so gediegen er dessen Darstellungen findet und so sehr er sie dem Nachlesen empfiehlt. Das Äussere der Schrift ist sehr elegant.

Reuter.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

PHYSIKALISCHE LITERATUR.

Die Zahl der neuen, in das Gebiet der Physik gehörigen, Werke fängt an sich zu vermindern, nicht wegen geringeren Fleifses der Männer, welche diese Wissenschaft bearbeiten, sondern weil man sich scheuet, das oft Gesagte unter veränderter Gestalt wieder zu geben, und weil die Sucht, neue Theorieen aufzustellen, glücklicher Weise aufgehört hat. Dagegen sind die meisten Gelehrten ernstlich bemühet, die einzelnen Thatsachen genauer auszumitteln, und die früher nur oberflächlich erkannten zu revidiren, um sie nach schärferer Bestimmung unter allgemeine Gesetze zu bringen. Hierzu gehören Versuche, mühsame und schwierige, welche Zeit und Anstrengung erfordern, und deren Resultate sich nicht blos für kurze Abhandlungen eignen, sondern auch eine baldige Bekanntmachung in Zeitschriften erfordern, wo man daher fast den gröfsern Theil der neuesten Erweiterungen der Wissenschaften findet. Weit gefehlt, diesen veränderten Zustand als eine Verschlimmerung zu betrachten, mufs er vielmehr als eine Verbesserung erscheinen, denn die Wissenschaft wird durch einzelne wohlbegründete Thatsachen wirklich bereichert, und man rückt dem gewünschten Ziele stets näher, die eigentlichen Gesetze der Natur genau und bestimmt festzustellen. Inzwischen sind ausser den vielen gehaltvollen Abhandlungen in Zeitschriften, die zu berücksichtigen der Raum unserer Blätter nicht gestattet, einige werthvolle Producte der neuesten Literatur erschienen, von denen Ref. eine kurze Rechenschaft zu geben beabsichtigt.

Zuvörderst wird es sicher nicht ohne Interesse seyn, zu erfahren, dafs so eben die 3te Abth. des 6ten Bandes von dem neuen physikalischen Wörterbuche erschienen und damit die bisher bestandene Lücke ausgefüllt ist. Auch diese Abtheilung ist, wegen der Fülle der abzuhandelnden Gegenstände, zu einem grofsen Umfange angewachsen, weil die weitläuftigen Artikel Meer, Meteorologie, Meteorsteine, Mikroskop, Mond u. a. sich der Natur der Sache nach nicht kurz zusammendrängen liessen, ohne mangelhaft zu seyn, und zudem bot sich hier eine schickliche Gelegenheit dar, die Nachträge zu einigen wichtigen früheren Artikeln, als Atmosphäre, Barometer, Nebel, Regen u. s. w. einzuschalten, damit das Werk bei seiner Beendigung so vollständig, wie dieses erreichbar ist, seyn möge, ohne eines lästigen Supplementbandes zu bedürfen. Da der VIIte und VIII. Band bereits in den Händen des Publikums sind, so darf die Beendigung des Ganzen bald erwartet werden, denn der Druck des IX. Bds., welcher die Buchstaben T, U und V in einer einzigen

Digitized by Google

Abtheilung enthalten soll, ist bereits angefangen, so dafs vielleicht in diesem Jahre schon der Anfang mit dem X. und letzten gemacht werden kann, an welchen sich die unentbehrlichen Register sofort anschliefsen sollen.

Jahrbuch für 1836, *herausgegeben von H. C. Schumacher, mit Beiträgen von Berzelius, Bessel, Gaufs, Moser, Olbers und Paucker. Stuttgart u. Tüb.* 1836. *XVI u.* 254 *S.* 8. *nebst einer Kupfertafel. Dasselbe für* 1837 *mit Beiträgen von Bessel, Hansen, A. v. Humboldt, Moser, Olbers und Paucker. Stuttg. u. Tüb.* 1837. *VII und* 282 *S.* 8. *mit einer Steindrucktafel.*

Wir müssen dieses Jahrbuch zur physikalischen Literatur rechnen, obgleich die astronomische Ephemeride zunächst einem anderen wissenschaftlichen Zweige anzugehören scheint und die Mehrzahl der Mitarbeiter zu den berühmtesten Astronomen der jetzigen Zeit gehören. Inzwischen enthält die Ephemeride nicht mehr, als auch dem blofsen Physiker zu wissen unentbehrlich ist, und den gröfsten Theil des Werkes bilden höchst gediegene Abhandlungen, welche eben wie die angehängten Tabellen gerade dasjenige enthalten, worin die Physik und Astronomie zusammentreffen. Da hierdurch der Inhalt im Allgemeinen schon bezeichnet ist, eine vollständige Angabe des Einzelnen aber zu viel Raum erfordern würde, so möge es genügen, einige Abhandlungen von vorzüglichem Interesse namhaft anzuführen. Dahin gehören im ersten Jahrgange die Untersuchungen über den tellurischen Magnetismus von Gaufs, nebst einer Beschreibung des von diesem so sinnreich construirten Magnetometers, dann die Ideen zu einer bisher nicht beachteten, bei der Hervorbringung organischer Verbindungen in der lebenden Natur mitwirkenden Kraft von Berzelius, und die Nachweisung des russischen Mafssystems von Paucker, ein Auszug aus dessen gewifs nur in wenigen Händen befindlichen grofsen Werke über diesen Gegenstand. Im zweiten Jahrgange dürfte die Abhandlung über den Ursprung der Meteorsteine von Olbers die Aufmerksamkeit am meisten erregen, da so viele Gelehrte sich bei der Ableitung derselben aus dem Monde auf die Autorität dieses berühmten Astronomen beziehen, welcher jedoch jetzt bestimmt erklärt, was auch andere früher in seiner Darstellung dieses merkwürdigen Phänomens gefunden hatten, dafs er nur von der Möglichkeit grofser Wurfkräfte auf dem Trabanten der Erde, nicht aber von der Wahrscheinlichkeit geredet habe, dafs vulkanische Auswürflinge von dort die Erde erreichen könnten, die vielmehr so gering ist, dafs man mit Grund hierauf nie eine Hypothese hätte gründen sollen. Die neuesten Erscheinungen haben jetzt für Chladni's Ansicht entschieden, wonach sie kosmischen Ursprungs sind; in einem Nachtrage weiset aber Olbers zu rechter Zeit die unhaltbare Hypothese von Biot zurück, wonach sie zugleich mit dem Zodiacal-Lichte Bruchstücke einer um die Sonne kreisenden planetarischen Masse seyn sollen,

Digitized by Google

eine Erklärung, die wegen der grofsen Autorität ihres Urhebers leicht Beifall finden und von manchen minder sachkundigen Naturforschern nachgesprochen werden könnte. Nützlich wird es immerhin seyn, die Perioden häufiger Sternschnuppen zu beachten und bekannt zu machen, um bestimmter darüber zu entscheiden, ob die Tage vom 11. bis 13ten Nov. allein sich hierdurch auszeichnen, oder ob es noch andere dergleichen giebt, und in welchen Abständen sie von einander stehen; denn wenn auch ihr kosmischer Ursprung im Allgemeinen als ausgemacht erscheint, so ist doch damit die eigentliche Art ihrer Bildung und Existenz noch keineswegs aufgefunden. Die angehängten Tabellen beziehen sich hauptsächlich auf das Höhenmessen mit dem Barometer, die Correctionen der Quecksilbersäule im Barometer und die Reductionen der englischen und französischen Mafse.

Théorie mathématique de la Chaleur; par S. D. Poisson cet. Paris 1835 532 *S. 4. mit einer Kupfertafel.*

Dieses Werk hat in seiner Anordnung grofse Ähnlichkeit mit dem bekannten von Fourier. Nach einigen vorläufigen Bestimmungen über das Verhalten der Wärme im Allgemeinen wird über die strahlende Wärme gehandelt, sowie über die Gesetze ihrer Abgabe und Aufnahme oder ihre Bewegungen auf der Oberfläche und im Innern der Körper von verschiedenen Formen und Zusammensetzungen. Es folgt dann eine weitläuftige Digression über die Mittel der Intagration derjenigen Gleichungen, wodurch die eben angegebenen Gesetze ausgedrückt werden, und hieran schliefsen sich die Untersuchungen über die Wärme unserer Erde und die Veränderungen derselben. Dieser Theil dürfte wohl von allgemeinstem Interesse seyn, schwerlich aber wird die Hypothese Eingang finden, wonach die Erde nicht ihre ursprüngliche Wärme, mindestens zum grofsen Theile, unter ihrer erkalteten Kruste bewahrt, sondern bereits völlig erkaltet seyn, und die im Innern noch factisch vorhandene Hitze aus gewissen Regionen des Himmelsraumes, durch welche sie sich bewegt hat, wieder aufgenommen haben soll. Es ist unmöglich, bei einem so schwierigen Probleme hier ins Einzelne einzugehen, allein gegen zu kühne Folgerungen kann Poisson's Argument allerdings gelten, dafs bei einer constanten so raschen Zunahme der Wärme nach dem Innern, als die Versuche andeuten, im Centrum der Erde nothwendig Gasgestalt vorhanden seyn müfste. Minder gewichtig scheint uns der Schlufs, dafs bei einer von Aussen beginnenden Erkaltung die erstarrten Theile hätten niedersinken müssen; denn es fragt sich immer, wie dünnflüssig die Erde ursprünglich war, um ihre regelmäfsige Figur anzunehmen, und ausserdem konnte die Erkaltung der ganzen Kruste, wie einer ins Wasser geworfenen Glasmasse, so plötzlich erfolgen, dafs dadurch dem Niedersinken einzelner erkalteter Theile vorgebaut war. Man wird sich bei dieser, auf so wenigen fest begründeten Thatsachen beruhen-

den, Aufgabe stets im Bereiche der Hypothesen befinden, doch irt es interessant, zu sehen, wie genau sich die allgemeinen Formeln über das Verhalten der Wärme auf einzelne Erscheinungen anwenden lassen. Ein vorzüglicher Werth des Werkes beruhet, wie sich leicht erwarten läfst, auf der Eleganz des Calcüls, der den gröfsten Theil desselben ausmacht.

Traité experimental de l'Electricité et du Magnétisme, et de leurs rapports avec les phénomènes naturels; par M. Becquerel, de l'Academie des Sciences de l'Institut de France etc. Tom. I. Par. 1834. 563 *S. T. II. ib.* 1834. 517 *S. mit* 6 *Kupfertafeln. T. III. ib.* 1835. 450 *S. mit* 6 *Tafeln. T. IV. ib.* 1836. 338 *S. mit* 8 *Taf. T. V. Abth.* 1. *ib.* 1837. 816 *S. mit* 2 *Tafeln.*

Dieses ausführliche Werk über einen der wichtigsten Theile der physikalischen Wissenschaften wird und darf nicht unbeachtet bleiben, und Ref. theilt daher eine kurze Anzeige seines Inhalts mit, obgleich es noch nicht ganz beendigt ist. Der bekannte Verf. gehört unter die Zahl der fleifsigsten Bearbeiter der Elektricitätslehre, er hat seit vielen Jahren eine Menge eigener Untersuchungen aus diesem Gebiete in mehreren gediegenen Abhandlungen bekannt gemacht, und begegnet gewifs den Wünschen der meisten, wo nicht aller, Physiker durch eine möglichst vollständige Zusammenstellung des Ganzen. Dafs hiernach ein Werk von bedeutend grofsem Umfange hervorgehen mufste, war vorauszusehen, jedoch wäre an Raum beträchtlich gespart worden, wenn der Verf. sich bemüht hätte, minder weitläuftig und ins Einzelne gehend zu beschreiben und zu erzählen. Ref. beschränkt sich auf eine Bezeichnung des wesentlichsten Inhalts.

Der erste Band enthält Literatur und Geschichte der Elektricität und des Magnetismus, namentlich zuerst ein Verzeichnifs der vorzüglicheren Abhandlungen in den bekanntesten deutschen, englischen und französischen Zeitschriften über diese Gegenstände auf 32 Seiten, wonach also die zahlreichen Monographieen fehlen, und die Literatur auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann. Hierauf folgt die Geschichte dieser Wissenschaften, die ohne Widerrede eine fühlbare Lücke ausfüllt, da das seiner Zeit so verdienstvolle Werk von Priestley für den jetzigen Standpunkt der Sachen durchaus nicht mehr genügt. Der Verf. unterscheidet drei Perioden, die erste von 600 vor Chr. G. bis zum Jahre 1790, wofür zwei Capitel, eins über Reibungselektricität, das andere über Magnetismus, bestimmt sind. Die erste Entdeckung elektrischer Anziehungen des Bernsteins fällt in die Zeiten des Thales von Milet, und es wird auch hier, wie gewöhnlich, angenommen, dafs die Bezeichnung: Elektricität, von ἤλεκτρον abstamme, obgleich nach Dahlmann's Untersuchungen umgekehrt ἤλεκτρον wegen der Kraft der elektrischen Anziehung von ἕλκειν seinen Namen erhalten hat. Unter den ersten Entdeckern der atmosphärischen Elektricität vermifst der Deutsche

Digitized by

ungern den Namen Winkler. Die erste Entdeckung der magnetischen Anziehung verliert sich im Dunkel der fabelhaften Zeit, und ebenso dürfte es schwer seyn, die Periode, in welcher die magnetische Deklination zuerst wahrgenommen wurde, genau aufzufinden. Im vorliegenden Werke werden die in die erste Periode fallenden Untersuchungen über den Magnetismus nur sehr kurz abgehandelt.

Die zweite Periode geht von 1790 bis 1820, und begreift die im ersten Capitel abgehandelten Erscheinungen und Gesetze der Volta'schen Säule, so wie die in einem zweiten Capitel zusammengestellten Untersuchungen über den tellurischen Magnetismus, die ersten Entdeckungen seiner ungleichen Stärke an verschiedenen Punkten der Erdoberfläche, sowie der täglichen Variationen der Deklination. In diese fallen demnach die ersten Riesenschritte im Gebiete der Physik, die vorausgehen mufsten, um zu den bewundernswerthen, allgemeines Erstaunen erregenden, und früher durch die kühnste Phantasie nicht zu ahndenden, Resultaten zu gelangen, welche in diesem Augenblicke die physikalische Welt beschäftigen. Für diejenigen, deren erste Bekanntschaft mit der Physik in den Anfang dieser Periode fällt, ist es ein hoher Genufs, in der hier gegebenen Übersicht der allmälig fortschreitenden Entdeckungen eine Wiederholung dessen im Zusammenhange zu finden, was früher einzeln vorübergehend ihr höchstes Interesse erregte. Dahin gehört der Kampf Volta's für seine Theorie des Galvanismus, die Bemühungen um den Beweis der Gleichheit der Reibungs-Elektricität, und der durch die verschiedenen Säulen erzeugten, und vorzüglich die glänzenden Resultate Davy's mit seinen Riesen-Apparaten. Al. v. Humboldt that gleich im Anfange viel für den neuentdeckten Galvanismus, allein durch seine Reisen an der Fortsetzung dieser Untersuchungen gehindert leistete er desto mehr im Gebiete des tellurischen Magnetismus, namentlich durch Auffindung der Thatsache der nach den Polen hin wachsenden magnetischen Intensität. Kaum schien den Physikern einiger Stillstand nach so angestrengten, aber auch reichlich belohnten, Bemühungen gegönnt, als seit 1820 Oersted's über alles wichtige Entdeckung ein neues Feld eröffnete, und zu neubelebter Thätigkeit ermunterte. Dafs nach aufgefundener Erzeugung des Magnetismus durch Elektricität auch eine umgekehrte Wirkung stattfinden müsse, ahndeten viele, allein auf keine Weise durfte man erwarten, dafs schon nach zehn Jahren Faraday's Beharrlichkeit im Experimentiren, vereint mit Scharfsinn in Benutzung des Wahrgenommenen, das grofse Räthsel lösen, und die Kenntnifs des gegenseitigen Verhältnisses zwischen Elektricität und Magnetismus auf diejenige Stufe erheben sollte, die in der dritten Periode von 1820 bis 1834 geschildert wird. Auch diesem Abschnitte sind zwei Capitel gewidmet, deren erstes den Elektromagnetismus und Thermomagnetismus, die Theorieen über den eigentlichen Ursprung der Contact-Elektricität, die Untersuchungen über atmosphärische Elektricität, sowie überhaupt die

Digitized by Google

fortgesetzten Forschungen in diesem Gebiete der Wissenschaft, das zweite aber die theoretischen Untersuchungen, namentlich Poisson's, über den Magnetismus und die zahlreichen Experimente, die in diese Periode fallen, über die Magnetisirung des weichen Eisens durch spiralförmig gewundene Rheophore und das Verhalten der Magnetnadel an den verschiedenen Punkten der Erdoberfläche enthält. Man sieht also, dafs die beiden wichtigsten Erweiterungen der vorliegenden Wissenschaften, die wir den scharfsinnigen Forschungen von Gaufs und Faraday verdanken, und deren Anfang man etwa in das Jahr 1830 setzen könnte, in dieser geschichtlichen Übersicht noch fehlen.

Den Rest des ersten Bandes von S. 408 an nehmen einige Abhandlungen ein, die man hier wohl nicht suchen möchte und die ein „*Exposé des phénomènes qui ont des rapparts plus ou moins directs avec l'Electricité*" genannt werden. Hierhin rechnet der Verf. zuerst die Phosphorescenz der Körper, worin jedoch von Placidus Heinrich blos gesagt wird, er habe sich viel mit diesem Gegenstande beschäftigt; dann eine Übersicht unserer Kenntnisse von der jetzigen Beschaffenheit des Erdballs, namentlich eine kurze Geologie und über die Vulkane; demnächst die tellurische Wärme, eine kurze Übersicht einiger bekannter, hierher gehöriger Thatsachen; im vierten Capitel die Formationen, aus denen die äussere Erdkruste besteht, wobei auch einiges über Thermen und Kohlen beigebracht wird; im fünften die Gänge, im sechsten und siebenten endlich die Veränderungen der Felsarten und die neuesten Formationen, nebst den verschiedenen Ursachen, welche beide erzeugen. Offenbar würden alle diese höchst unvollständigen und blos von der Oberfläche schöpfenden Untersuchungen besser weggeblieben seyn, da sie mit den Lehren von der Elektricität und dem Magnetismus nur in entferntem Zusammenhange stehen, und man also um so weniger begreift, wie sie sich an die Geschichte dieser Wissenschaften anschliefsen. Mehr zur Sache gehört der Inhalt eines Supplementär-Capitels über Faraday's elektrochemische Arbeiten. In diesem ersten, hauptsächlich dem Historischen gewidmeten, Theile gewahrt man ungern die bei französischen Schriftstellern so gewöhnliche Entstellung ausländischer Namen, z. B. Trootswyk, Baumer, Lassius, Boze, Hawkesbec u. s. w.

Der Raum verbietet, den Inhalt der folgenden 4 Bände mit gleicher Ausführlichkeit anzugeben, und es müssen daher einige allgemeine Bemerkungen genügen. Dahin gehört, dafs die Anordnung des Vortrags keineswegs, wie bisher bei allen Werken über die Elektricität üblich war, geschichtlich von der Untersuchung der Reibungselektricität und den allmälig hierfür aufgefundenen Gesetzen zur Contact-Elektricität fortschreitet, also auch die Beschreibung der früher aufgefundenen Apparate der der später angewandten nicht vorangeht, sondern dafs alles, dem Wesen nach zusammengehörige, vereint vorgetragen wird. So findet man z. B. gleich anfangs die verschiedenen Elektrometer, die

Digitized by Google

durch Repulsion wirkenden, die mit Magnetnadel und Multiplicatoren versehenen u. s. w. neben einander beschrieben, und nicht minder die Erzeugung der Elektricität durch Reibung, Druck, Wärme, Contact u. s. w. in kurzen Abschnitten auf einander folgend vorgetragen. Für den hieran nicht gewöhnten Leser hat dieses allerdings etwas unbequemes, auch läfst sich nicht sofort übersehen, ob irgend eine Abtheilung vollständig bearbeitet ist, weil die zu einzelnen Zweigen gehörigen Untersuchungen an verschiedenen Orten des Werkes wieder vorkommen; inzwischen hindert dieses die Belehrung nicht, die für diejenigen Leser aus dem Werke zu entnehmen ist, die sich mit dem Ganzen der vorgetragenen Wissenschaft auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte vertraut zu machen wünschen. Hinsichtlich der Contact-Elektricität tritt unser Verf. den Resultaten bei, welche de la Rive aus seinen neuesten Versuchen gefolgert hat, dafs nämlich, gegen Volta's Ansicht, eine solche elektrische Erregung ohne Chemismus nicht stattfindet. Sehr bestimmt, und ohne einer Mifsdeutung Raum zu lassen, wird die durch Faraday eingeführte Bezeichnung *Induction* erklärt als: „*le pouvoir que possèdent les courant électriques d'exciter dans la matière, qui est dans leur sphère d'activité, un état particulier quelconque, qui produit d'autres courants*", auch wird mit Recht angegeben, dafs Ampère bei seinem bekannten Versuche das Phänomen seinem Wesen nach wahrgenommen habe, ohne jedoch die Erscheinung weiter zu verfolgen.

Im Fortgange der Untersuchungen werden dann zuerst die Erscheinungen und Gesetze der statischen Elektricität, wie die durch Reibung erzeugte bei den Franzosen heifst, vorgetragen, wobei über das Verhältnifs des Abstandes elektrischer Körper zur Stärke ihrer Repulsion blos Coulomb's Arbeit berücksichtigt wird, ohne die späteren Bemühungen deutscher Gelehrten um dieses Problem zu erwähnen. Die magneto-elektrische Maschine von Pixii wird sogleich nach den gemeinen Elektrisirmaschinen beschrieben, allein sie gehört offenbar wegen der geringen Spannung des erregten elektrischen Stromes mehr zur Säule. Ohne Zweifel wird auch die Letztere in Folge der grofsen Vollkommenheit, welche die Erstere bereits erlangt hat, mindestens grofsentheils verdrängt und in Schatten gestellt werden. So wie in diesem zweiten Bande im ersten Buche die elektrischen Erscheinungen abgehandelt werden, ebenso ist im zweiten Buche die Lehre vom Magnetismus des Eisens und Stahls vorgetragen, die bekanntlich durch Biot trefflich zusammengestellt ist; hier findet man jedoch zugleich Poisson's Theorie des Magnetismus, mit Einschlufs des Rotationsmagnetismus, berücksichtigt. Seebeck's bekannte Untersuchungen der zu Letzterem gehörigen Erscheinungen kannte der Vf. vermuthlich nur aus irgend einem französischen Berichte über dieselben, sonst würde er sie besser gewürdigt haben, und die Versuche eben jenes Gelehrten über die eigenthümliche Art der Wirkungen fein vertheilten Eisens

Digitized by Google

auf Magnete, welche Ref. zuerst zufällig entdeckte, werden so oberflächlich berührt, dafs niemand, der die Sache nicht ohnehin schon kennt, daraus entnehmen kann, wovon die Rede ist. Im dritten Capitel dieses Theiles wird vom Elektromagnetismus gehandelt, wobei Colladon's durch Faraday wiederholte Versuche mit Maschinen-Elektricität ausführlich zur Sprache kommen. Dafs Gaufs gegenwärtig die grofsen Magnetstäbe auf der Göttinger Sternwarte durch eine im physikalischen Cabinette stehende Elektrisirmaschine zu bedeutender Ablenkung bringt, ist eine der neuesten Erweiterungen in diesem Gebiete, welche die Wissenschaft dem beharrlichen Fleifse jenes berühmten Gelehrten verdankt. Die Erregung des Magnetismus im Eisen führt dann unsern Verf. auch auf den Einfluſs, welchen bleibende Magnete auf andere Metalle äussern, und demnach wird hier erst die durch Arago entdeckte Erscheinung an der rotirenden Kupferscheibe den Versuchen gemäfs, welche Faraday in dieser Beziehung anstellte, auf die Induction zurückgeführt. Den zweiten Band endlich beschliefst in einem Supplementär-Capitel eine kurze Darstellung der Versuche von Forbes über das elektrische Verhalten erhaltender Krystalle.

Wie ausnehmend schwer es sey, alle die unermefslich vielen Thatsachen, die zur Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus gehören, genügend inne zu haben, um sie in gehöriger Ordnung vollständig und daneben leicht verständlich vorzutragen, davon überzeugt man sich genügend beim Studium des vorliegenden weitläuftigen Werkes. Unser Verf. fühlt dieses gleichfalls, und äussert daher im Anfange des dritten Bandes, dafs zwar eine eigentlich concinne Zusammenstellung der vielen Thatsachen erforderlich sey, wenn man das Ganze dem Leser übersichtlich machen wolle; werde dagegen beabsichtigt, den Gang der Untersuchungen und den Weg zu zeigen, auf welchem die Forscher zur Auffindung der Gesetze gelangt sind, so werde eine ausführliche Behandlungsart, wie er selbst sie gewählt habe, erfordert. Man überzeugt sich jedoch bald, dafs ein besser geordneter, jeden einzelnen Zweig für sich klar übersichtlich darstellender Vortrag sehr wohl möglich, aber ungleich schwieriger gewesen seyn würde. Mit bündiger Ordnung nicht wohl vereinbar ist es unläugbar, dafs im dritten Theile als Fortsetzung des dritten Buches nochmals vom Elektromagnetismus gehandelt wird, wobei Montferrand's Monographie und die Lehrbücher von Despretz, Pouillet und Peclet als Grundlagen dienen. Hier wird dann auch Ampère's Theorie im Zusammenhange gegeben. Bei der einen Classe der elektrischen Phänomene strömt nach unserm Verf. die ätherische Substanz der Elektricität durch die Interstitien der verschiedenen Körper, ohne deren Zusammenhang zu stören, es giebt aber eine andere grofse Classe, bei denen die Molecülen selbst getrennt oder vereinigt werden, und diese gehören sämmtlich in das Gebiet der Elektrochemie, welcher das vierte Buch gewidmet ist. Hierin findet man jedoch nicht blos

die zerlegenden und verbindenden Wirkungen der Säule zusammengestellt, sondern auch andere hiermit zusammenhängende Untersuchungen, z. B. die elektrische Leitungsfähigkeit fester und flüssiger Körper (jedoch ohne Berücksichtigung der hierher gehörigen schätzbaren Bemühungen von Ohm), das Verhältnifs der Gröfse und Zahl der Platten zur chemischen Wirksamkeit der Säule u. s. w. Nach der Aufzählung und Beschreibung der zahlreichen Zerlegungen und Verbindungen, die durch die Säule bewirkt werden, wobei auch die von den meisten unlängst vergessenen, mit den Nobili'schen Figuren aber gewifs zusammenhängenden, Priestley'schen Ringe, durch Flaschenfunken auf polirten Metallplatten erzeugt, wieder ins Gedächtnifs zurückgerufen werden, folgt dann auch eine Zusammenstellung der Theorieen, die man über die Berührungselektricität aufgestellt hat. Wenn man zugesteht, dafs der Dualismus durch die neuesten Untersuchungen so ziemlich ausser Zweifel gestellt ist, so sind wir in dieser Beziehung bis jetzt nicht weit über eine allerdings systematische Zusammenstellung der verschiedenen Thatsachen hinausgekommen, und das ganze Problem erregt überhaupt so wenig Interesse, dafs man sogar De la Rive's scharfsinnige Folgerung, wonach der Sauerstoff vielmehr positiv und der Wasserstoff negativ elektrisch seyn mufs, und welche Ansicht Ref. vollkommen angemessen findet, noch nicht einmal zum Gegenstande ernster Prüfung gemacht hat. Wenn aber unser Verf. nach seiner Theorie beide Elektricitäten aus Wärme entstehen läfst, und Letztere als ein Erzeugnifs der Ersteren betrachtet, so ist damit gar nichts gewonnen, bevor nicht diejenigen physikalischen Modificationen angegeben werden, welche den Übergang beider in einander bedingen, die aber mit dem Dualismus um so schwieriger zu vereinigen sind, als neben dem Unterschiede der sich im Veralten der Elektricität und der Wärme unverkennbar zeigt, noch der Unterrchied der beiden Elektricitäten unter sich nachgewiesen werden mufs, wenn man nicht in ein ähnliches Spiel verfallen will als früher, gleichsam zum Hohne deutscher Gründlichkeit, mit der gepriesenen Dehnkraft und Ziehkraft getrieben wurde, wovon sich Ref. damals eben so wenig überzeugen konnte, als er jetzt die Wärmestrahlung der Erde gegen den Himmelsraum und die Identität der Elektricität mit der Wärme zu fassen vermag, deswegen aber auch für einen sehr schwerfälligen Denker gelten mufste; was er sich gern gefallen läfst, wenn nur seine Ansicht zuletzt als richtig erscheint. Am Ende dieses Theiles kommt der Vf. nochmals auf die thermoelektrischen Säulen zurück, um die neuesten Versuche Melloni's mit denselben nachzuholen.

Dem vierten Theile geht eine Einleitung voraus, worin sich der Verf. gegen den ihm gemachten Vorwurf, dafs er nicht alle elektrische und magnetische Erscheinungen aus einem einzigen Principe mit Anwendung des Calcüls abgeleitet habe, dadurch zu rechtfertigen sucht, dafs dieses zwar bei der statischen und dynamischen Elektricität, keineswegs aber bei der Elektrochemie

möglich sey. Inzwischen wird bei weitem die Mehrzahl im Publikum die Überzeugung hegen, dafs durch eine geometrische Darstellung sowohl der Bewegungsgesetze durch Elektricität und Magnetismus als auch der Anhäufung derselben auf den verschiedenen Körpern das Wesen dieser Potenzen keineswegs erklärt sey, wie denn auch keine der vielen analytischen Theorieen dieser Disciplinen eine wesentliche Bereicherung derselben zur Folge gehabt hat. Der uns unbekannte Tadel dürfte sich aber wohl ausschliefslich oder hauptsächlich auf den Mangel einer vollständigen und dadurch leichter übersichtlichen Zusammenstellung aller zu jeder speciellen Abtheilung gehörigen Thatsachen bezogen haben. Sehr wahr ist das aufrichtige Bekenntnifs des Vfs., dafs sein Werk nur drei Bände habe umfassen sollen, die Masse jedoch über diese Grenze hinaus gewachsen sey (wobei er sich wegen der Aufnahme der nicht zunächst zur Sache gehörigen Untersuchungen zu rechtfertigen sucht), und er deswegen noch zwei Supplementbände hinzufügen müsse. Als solche im strengsten Sinne können jedoch die vorliegenden nicht betrachtet werden, denn die Untersuchungen in denselben beziehen sich nicht blos auf Erweiterungen, und fangen nicht da an, bis wohin sie im Werke selbst fortgeführt sind, sondern tragen vieles nach, was früher wegen der Fülle der zu bearbeitenden Masse und der Schwierigkeit, sich derselben vollständig zu bemächtigen, übergangen ist. Im Verfolge der Einleitung entwickelt der Verf. die Grundsätze, die er bei seinen Untersuchungen befolgt hat.

Das siebente Buch, womit der vierte Band beginnt, enthält zuerst die thermomagnetischen Messungen der Temperaturen. Dürfen wir den angenommenen Bestimmungen Vertrauen schenken, und läfst sich insbesondere annehmen, dafs die Abweichungen der Magnetnadel mit den zunehmenden Temperaturen in einem genau bestimmbaren Verhältnisse stehen, so wurde durch den Verf. vermittelst zwei zusammengewundener Platindrähte von ungleicher Reinheit und nur ½ Millimer Dicke durch die im Multiplicator aufgehangene Magnetnadel die Hitze im Porzellanofen zu Sevres von 2082 bis 2542 Centesimalgraden gemessen. Zu den thermoelektrischen Ketten für geringere Temperaturen dienen Eisen und Platin, wobei merkwürdig ist, dafs so feine vereinte Drähte zur Erzeugung des Thermomagnetismus völlig genügen, wodurch dann möglich wird, die Temperaturen im Innern organischer Körper zu messen. Nach diesem kurzen Abschnitte kommt die Phosphorescenz, namentlich durch Elektricität, noch einmal zur Untersuchung, und es soll das phosphorische Licht, durch ähnliche Bedingungen als das elektrische erzeugt und diesem so auffallend ähnlich, den Schlufs auf die Gleichheit beider begründen; eine wohl allzu kühne Lösung des schwierigen Räthsels. Es folgt dann eine ausführliche Abhandlung über Luftelektricität, Bildung der Wolken und Gewitter, über Blitzableiter, dann eine kurze Digression über das Nordlicht, um die Vermuthung zu begründen, dafs dasselbe eine elektrische Erschei-

Digitized by Google

nung sey, und eine noch kürzere, aber sicher auch ganz überflüssige, um die Behauptung zu unterstützen, dafs die Meteorsteine nicht elektrischen Ursprungs seyn können; endlich über den Hagel, worin blos Volta's Theorie nebst Bellani's Bestreitung derselben vorgetragen werden, und der Verf. dann zu dem Schlusse gelangt, die Hypothese habe zwar viel wider sich, müsse dennoch aber stets als das Erzeugnifs eines Mannes von vielem Genie betrachtet werden. Welcher deutsche, mit der vaterländischen Literatur vertraute, Schriftsteller würde wohl wagen, dergleichen oberflächliche Sachen vor das Publikum zu bringen? Ungleich ausführlicher und der Beachtung der Physiker sehr werth ist die Abhandlung über den Einfluſs der Elektricität auf die Vegetation, obgleich auch hierin viele Versuche, namentlich die bedeutenden von Ritter, unbeachtet geblieben sind. Sehr zu empfehlen ist im zweiten Capitel des zehnten Buches die Zusammenstellung der bisherigen Erfahrungen über den Einfluſs namentlich der Contact- und Thermo-Elektricität auf thierische Nerven, wobei man auch eine Vergleichung der Empfindlichkeit des Multiplicators mit der des Froschpräparates findet. In einem dritten Capitel kommen die Erscheinungen der elektrischen Fische nochmals ausführlicher zur Untersuchung, und werden zugleich durch genaue Zeichnungen der elektrischen Organe einiger dieser Thiere erläutert, worauf dann im vierten eine Prüfung der Theorieen über die Reizbarkeit der Nerven durch Elektricität, und eine Hypothese des Vfs. folgt, die aber leicht als allzu einfach mechanisch erscheinen dürfte, da sie auf eine Bewegung der Elementarkügelchen, woraus die Nerven bestehen, durch das elektrische Fluidum gegründet ist. Am Schlusse dieses Bandes wird im fünften Capitel über die medicinische Elektricität gehandelt, wobei jedoch blos die neuesten Untersuchungen über diese Frage berücksichtigt sind. Dabei kommt nach der Ansicht des Verfs. hauptsächlich die zerlegende Kraft dieses Agens in Betrachtung, in deren Folge zugleich auch die atmosphärische Elektricität, die stets die entgegengesetzte derjenigen der Erde seyn mufs, einen merklichen Einfluſs auf den Organismus lebender Wesen äussert.

Der fünfte Band enthält im eilften Buche die Erscheinungen der langsamen Wirkungen der Elektricität bei chemischen Verbindungen und Zersetzungen. Dabei kommt zuerst das eigenthümliche Verhalten des Eisens gegen Säuren und Metallsolutionen in Betrachtung, was neuerdings namentlich durch Schönbein untersucht ist, dessen letzte Versuche dann noch in einem Anhange am Schlusse des Bandes nachgetragen sind; hauptsächlich aber handelt der Verf. von solchen chemischen Processen, bei denen die gleichzeitige Thätigkeit der Elektricität zwar nicht unmittelbar erweislich, aber doch höchst wahrscheinlich vorhanden ist, z. B. bei den verschiedenen Processen der Gährung, der Bildung von Salpeter, Ammoniak u. s. w., ein sehr weites Feld, womit Ref. jedoch nicht hinlänglich vertraut ist, um das Vorge-

Digitized by Google

tragene kritisch prüfen zu können. Mit gleicher Ausführlichkeit wird in einem folgenden Capitel über den Einfluss elektrischer Wirkungen auf geologische Phänomene gehandelt, wobei Herschel's Theorie über die Bildung unseres Erdballs aus kosmischer Nebelmasse, die Hypothesen über die Wirkungsweise der Vulkane und die verschiedenartigen Zersetzungen in Betracht kommen, bei denen allerdings Elektricität mindestens in vielen Fällen mitwirkend seyn kann, in einigen wohl vorhanden seyn muss; hauptsächlich aber durften die neuerdings wahrgenommenen elektrischen Phänomene der Gänge nicht unberührt bleiben. Auch dieser Band schliefst mit einem ganzen supplementären Buche, worin die neuesten Entdeckungen im Gebiete der Elektricitätslehre nachgetragen werden. Ref. übergeht eine Angabe der hier aufgenommenen einzelnen Probleme, und fügt nur noch zum Beschluss die Bemerkung hinzu, dass das ausführliche Werk allerdings einen ungemein grofsen Schatz von Thatsachen enthält, bearbeitet von einem Gelehrten, welcher sich seit mehreren Jahren diesen Forschungen mit glücklichem Erfolge gewidmet hat, jeder Physiker wird dasselbe daher mit Interesse und nicht ohne Nutzen lesen, unangenehm aber ist es, dass nur an wenigen Stellen die Quellen nachgewiesen sind, woraus das Vorgetragene entnommen ist, so dass man nicht zu diesen selbst übergehen kann, um das Gesagte genauer zu prüfen, ein bei der jetzigen überschwenglichen Fülle der Literatur nothwendiges Erforderniss, dessen sich gegenwärtig kein Schriftsteller überheben sollte.

Gehören die angezeigten Werke theilweise schon einer früheren Periode an, so sind die folgenden als Producte der neuesten Zeit zu betrachten. Zunächst läfst sich folgende Schrift unmittelbar an die zuletzt beurtheilte anreihen:

Revision der Lehre vom Galvano-Voltaismus, mit besonderer Rücksicht auf Faraday's, de la Rive's, Becquerel's, Karsten's u. A. neueste Arbeiten über diesen Gegenstand. Von Dr. C. H. Pfaff, kön. dän. Staatsrath u. s. w. Altona 1837. *XII u.* 217 *S.* 8. *Mit einer Steindrucktafel.*

Der lange Streit über die durch Volta aufgestellte Theorie im Gegensatze der chemischen, hat in den neuesten Zeiten an Interesse gewonnen, seitdem die letztere durch so bedeutende Gelehrte, als namentlich durch Becquerel, am meisten de la Rive und endlich sogar den höchst gewichtigen Faraday mit grofsen Kräften in Schutz genommen wurde, denen jedoch nicht minder gewichtige Koryphäen, als Fechner und hauptsächlich der Verf. der vorliegenden Schrift mit gleichem Muthe und keineswegs untergeordneten Kräften entgegentraten. Manche Physiker, die sich durch das Gewicht der zuletzt aufgestellten, ihnen zunächst bekannt gewordenen, Argumente wankend machen liefsen, noch wohl mehr diejenigen, denen die grofse Autorität des be-

rühmten Britten allzu sehr imponirte, betrachteten die Aufgabe als entschieden, und eilten, der siegenden Parthei schnell genug beizutreten. Es unterliegt daher wohl keinem Zweifel, dafs die chemische Theorie des Galvanismus der Zahl nach die meisten Anhänger zählt, so lange aber noch so gewichtige Autoritäten, als die genannten wirklich sind, die Contact-Theorie vertheidigen, und ihre Hauptargumente noch nicht durch unzweifelhafte Thatsachen widerlegt sind, darf man diese nicht als besiegt betrachten. Im Ganzen scheint es, als ob die deutschen Gelehrten diese Vertheidigung gegen das Ausland beharrlich fortzusetzen nicht ablassen wollen. Ohne Zweifel meinen die meisten Anhänger der chemischen Theorie, sie sey an sich und ihrem Wesen nach die naturgemäfseste; wenn man aber berücksichtigt, dafs die erregte Elektricität unleugbar chemisch wirkt, mithin die erzeugte Wirkung wieder zur Ursache der Erzeugung einer Wirkung wird, durch die sie selbst erzeugt wurde, so bildet dieses einen gewifs nicht naturgemäfsen Cyclus, abgesehen dafs die Erregung der Elektricität durch Reibung und Wärme nur sehr künstlich auf Chemismus zurückgeführt werden kann. Die Hauptsache beruht wohl ohne Zweifel auf dem Umstande, ob Volta's sogenannter Fundamental-Versuch mit den Contact-Platten in der Art unbezweifelt ist, dafs dabei ohne allen chemischen Einfluſs Elektricitäts-Erzeugung stattfindet. Ref. gesteht, dafs er seit der Zeit, als er diesen Versuch selbst mit genügender Umsicht angestellt, und ihn durchaus begründet gefunden hat, keineswegs sich geneigt fühlt, die ältere Theorie zu verlassen, die auch früherhin darin eine gewichtige Stütze fand, dafs ein so gewandter und dabei so gewissenhafter Experimentator, als der verewigte von Bohnenberger, rühmlichen Andenkens, war, die Wirklichkeit der dabei vorkommenden Erscheinungen verbürgte. Bedient man sich hierbei isolirter Metallplatten, die zugleich gegen Befeuchtung geschützt sind, und daher Decennien hindurch ihre Politur nicht merklich verlieren, dennoch aber in jedem beliebigen Augenblicke, und obendrein am besten bei trockner Atmosphäre, nach der Berührung elektrische Spannung zeigen, dann heifst es wohl ohne Widerrede den Erfahrungen Gewalt anthun, wenn man die auf diese Weise frei gewordene Elektricität als das Resultat einer chemischen Zersetzung in Folge mitgetheilter Feuchtigkeit aus der Luft oder vom Körper des Experimentators betrachten will. Diese Versuche sind allerdings delicat, viele Physiker kennen sie nicht durch eigene Anschauung, und es ist daher gewifs von grofsem Nutzen, dafs Fechner neuerdings einen bequemen Apparat zu ihrer Anstellung angegeben hat. Ist einmal dieser Fundamental-Versuch sicher begründet, dann ist die Contact-Theorie ungleich einfacher, leichter und in sich consequenter, als die chemische.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 7. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Physikalische Literatur.

(Beschluſs.)

Der aus diesen Betrachtungen von selbst hervorgehenden Anordnung gemäſs handelt daher der Verf. zuerst von diesem Fundamental-Versuche, beschreibt denselben, und widerlegt die durch de la Rive dagegen vorgebrachten Zweifel mit Gründen, die unter Voraussetzung der ausgemachten Richtigkeit der dabei vorkommenden Erscheinungen als völlig entscheidend gelten müssen. Hieran knüpft sich dann von selbst die Untersuchung der Elektricitäts Erregung durch die Berührung trockner und feuchter Leiter nebst der hierauf gegründeten Theorie der Volta'schen Säule. Demnächst werden Faraday's Einwürfe gegen die Contact-Theorie und die Argumente gewürdigt, durch welche dieser scharfsinnige Gelehrte die chemische Theorie zu begründen gesucht hat, deren Widerlegung nicht eben schwer ist, so sehr übrigens vom Vf. wie von allen Physikern, die feine Kunst des Experimentirens, die sinnreichen Combinationen und die aus beiden entsprossenen wahrhaft groſsartigen Erweiterungen der Wissenschaft, dir wir dem berühmten Britten verdanken, mit gebührender Achtung anerkannt werden. Ohne den Inhalt des ganzen Werkes im Einzelnen näher anzugeben, möge nur noch bemerkt werden, daſs auch Karsten's neueste, gleichsam vermittelnde, Theorie in nähere Betrachtung gezogen wird, wie nicht minder die merkwürdigen Versuche von Pohl über das Verhalten von Kupferplatten, die mit genäſsten Scheiben wechselnd paarweise zwischen eine äussere Zink- und eine ihr gegenüberstehende Kupferplatte geschichtet sind. Unser Verf. gesteht aufrichtig, daſs die hierbei sich zeigenden Erscheinungen allerdings räthselhaft bleiben, ohne jedoch für die eine wie für die andere der beiden gangbaren Theorieen entscheidende Argumente zu liefern; inzwischen müssen diese Phänomene wohl räthselhaft seyn, weil verschiedene Actionen, namentlich der elektrische Strom zwischen den beiden Pol-Platten der einfachen Volta'schen Kette, und die elektrischen Erregungen zwischen den Kupferplatten und der sie berührenden Flüssigkeit in einen nicht leicht zu trennenden Conflict kommen. Endlich beschreibt der Verf. den neuen von Faraday angegebenen Apparat, hält die Erfindung desselben für eine wahrhafte Bereicherung der Wissenschaft, und weiset die Bequemlichkeit eben wie die ausnehmende Wirksamkeit desselben durch eigene damit angestellte Versuche nach. Bei solchen unverkennbaren Vorzügen werden die Apparate dieser Art ohne Zweifel bald das Eigenthum der meisten physikalischen und che-

mischen Cabinette werden. Verschiedene belehrende Bemerkungen, die mit dem Hauptzwecke der Schrift in etwas entfernterer Beziehung stehen, bleiben dem eigenen Lesen derselben vorbehalten, um so mehr, als das Werk gewifs in sehr viele Hände kommen wird. Ref. kann versichern, das Ganze mit vielem Vergnügen und zu grofser Belehrung gelesen zu haben, insbesondere aber erkennt man in der einfachen, lichtvollen und lebendigen Darstellung den vielgeübten Veteran in diesem Zweige der physikalischen Literatur, dem er nach der Einleitung die ersten Kräfte seines jugendlichen und jetzt noch die letzten seines vorgerückten Alters mit stets regem Interesse gewidmet hat.

Resultate aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins im Jahre 1836. *Herausgegeben von Carl Friedrich Gaufs und Wilhelm Weber. Mit 10 Steindrucktafeln. Gött.* 1837. 103 *S.* 8.

Mit dieser Schrift beginnt eine Reihe höchst wichtiger Beiträge zur Erweiterung der physikalischen Literatur, von denen künftig alle Jahre ein neuer erwartet werden darf, und hoffentlich zur grofsen Belehrung und zum innigen Vergnügen aller Liebhaber und Beförderer der Naturlehre noch lange nach einander erscheinen wird. Der Titel, welcher übrigens weit weniger verspricht, als man im Werke selbst findet, giebt nicht sowohl die Hauptsache, als vielmehr den nächsten Zweck der Herausgabe dieses Berichtes an. Bekanntlich gab Gaufs durch scharfsinnige Combinationen der Magnetnadel eine solche veränderte Gestalt, dafs die kleinsten Störungen ihrer Stellung im magnetischen Meridiane mit einer Feinheit und Genauigkeit gemessen werden können, die man seit mehr als hundert Jahren vergebens zu erreichen suchte, und die alles, was das Nachdenken der Gelehrten und der Fleifs der ausübenden Künstler hierin bisher zu leisten vermochten, weit hinter sich läfst. Dieser wichtige, hiermit nur zum kleinsten Theile angegebene, Fortschritt in der Lehre des tellurischen Magnetismus veranlafste die Erbauung eines eigenen magnetischen Observatoriums zu Göttingen, mit dessen Gründung zum ewigen Andenken für immerwährende Zeiten eine neue Periode in diesem wissenschaftlichen Zweige begonnen hat. Die Sache konnte der Aufmerksamkeit der Gelehrten und derer, denen nach ihrer Stellung im Staate die Beförderung der Wissenschaften obliegt, nicht entgehen, sie erregte aber zugleich das Interesse des gröfseren gebildeten Publikums, die zuvorkommende Gefälligkeit der wackeren Herausgeber der vorliegenden Schrift erleichterte die Anschaffung geprüfter Apparate, und so vereinigte sich ein fortdauernd wachsender Verein von Beobachtern, die in bestimmten Terminen gleichzeitig die feinen Schwankungen der Magnetnadel messen, so dafs, abgesehen von der Strecke, die von Ost nach West läuft, wovon nach öffentlichen Blättern Lissabon die westlichste europ. Station bildet, eine von Nord nach Süd hinlaufende besteht, deren südlichster Punkt bereits

Digitized by Google

in Catania existirt, und in welche auch Heidelberg eingetreten ist, um den etwas grofsen Abstand zwischen Marburg und Mailand auszufüllen. Der Centralpunkt, in welchem alle die verschiedenen Ramificationen zusammentreffen, bleibt Göttingen, dort haben bei weitem die meisten Beobachter sowohl die Apparate als auch deren Behandlungsweise durch eigene Anschauung kennen gelernt, welches, wo nicht unentbehrlich, doch mindestens sehr vortheilhaft ist, und hätten unsere Nachbarn jenseits des Rheins und jenseits des Canals sich auf gleiche Weise eine genauere Kenntnifs der Sache verschafft, so würden sie sich zuverlässig bereits früher und in gröfserer Zahl den deutschen Beobachtern angeschlossen haben.

Die Resultate der an den verschiedenen Stationen gleichzeitig in drei Terminen des Jahres 1836 gemachten Beobachtungen in Zahlen und graphisch dargestellt, macht einen Haupttheil des vorliegenden Berichtes aus, jedoch sind noch andere lehrreiche Abhandlungen hinzugekommen, die sich insgesammt auf das Verhalten des Magnetismus beziehen, und auch künftig namentlich die Erweiterungen bekannt machen werden, welche dieser Zweig der Physik von den fortgesetzten Bemühungen und den reichen Apparaten Göttingens mit Recht erwarten darf. Es war daher am angemessensten, in diesem ersten Berichte eine genaue Beschreibung eines vollständigen, zur Messung der absoluten Intensität und Deklination geeigneten, Magnetometers vorauszuschicken, zu deren Erläuterung und Versinnlichung vier Tafeln gehören, die dritte mit dem Grundrisse der Göttingischen Observatorien und ihrer Umgebung, die erste mit einer Zeichnung des Hauptmagnetometers nebst Zubehör von oben gesehen, die zweite mit einer solchen von der Seite betrachtet, und die zehnte mit Zeichnungen des eigentlichen Magnetometers und der sämmtlichen dazu gehörigen Theile. In einem zweiten Abschnitte ertheilt Gaufs eine vollständige, alle Nebenbedingungen und Vorsichtsmafsregeln berücksichtigende, zugleich aber höchst klare Anweisung zu den Termins-Beobachtungen, die jeder einzelne Beobachter sich genau bekannt machen mufs; auch wird rathsam seyn, dafs alle diejenigen, die sich dem nicht eigentlich schwierigen, aber dennoch grofse Genauigkeit erfordernden, und auf allen Fall ermüdenden Geschäfte des Beobachtens unterziehen wollen, sich vor den Terminen sowohl für die bei Tage als auch bei Nacht anzustellenden Beobachtungen gehörig einüben. Mit Grunde eignen sich daher die Universitäten am meisten zu Beobachtungsstationen, weil sich in der Regel daselbst mehrere Studirende finden, die mit jugendlicher Kraft versehen aus Liebe für die Wissenschaft auch nächtliche Mühen nicht scheuen; das mitgetheilte Verzeichnifs theilt aber ausser diesen noch die Namen vieler sonstiger Liebhaber der Physik mit, welche die Arbeit unter sich vertheilen, die für einen Einzelnen eine überall unmögliche Aufgabe seyn würde. Im dritten Abschnitte werden die Resultate der Beobachtungen mitgetheilt, die vom 1. Januar 1834 bis Ende Dec. 1836 im magne-

Digitized by Google

tischen Observatorio zu Göttingen zur Ermittelung der täglichen und jährlichen Variation der absoluten Deklination angestellt wurden, aus denen zwar wegen der Kürze des Zeitraums die seculare Änderung der Deklination sich nicht genau bestimmen läfst, die aber dennoch schon zu interessanten Schlüssen führen und für künftige Bestimmungen einen wesentlichen Beitrag liefern. Dafs ähnliche Beobachtungen mit grofsem Nutzen auch auf andern Stationen angestellt werden können, folgt von selbst aus der Natur der Sache. Im vierten Abschnitte giebt Weber Anleitung, mittelst eines kleinen, genau beschriebenen Reise-Apparates die Intensität des tellurischen Magnetismus zu messen, und es ist sehr zu wünschen, dafs die zahlreichen Reisenden, die sich meistens auf naturgeschichtliche Forschungen beschränken, weil ihnen die physikalischen Probleme und die Mittel sie zu lösen zu wenig bekannt sind, sich mit diesem Gegenstande vertraut machen, um beiläufig zur Lösung dieser Aufgabe ihrerseits beizutragen, damit sie endlich durch vereinte Bemühungen ihre Erledigung finde. Im fünften Abschnitte endlich sind Erläuterungen zu den mitgetheilten Beobachtungs-Journalen und der graphischen Darstellung der daraus entnommenen Resultate enthalten, wobei zugleich auf die möglichen und verschiedentlich aus bisherigen Beobachtungen schon gefolgerten örtlichen Einflüsse auf die Schwankungen der Magnetnadel hingewiesen wird, die nur durch Vergleichung der auf nahen Stationen erhaltenen Gröfsen Aufklärung finden können, weswegen eine noch gröfsere Vermehrung der Beobachtungsorte sehr wünschenswerth ist, sofern daran gelegen seyn mufs, das Wesen des tellurischen Magnetismus genauer kennen zu lernen. Sicher werden alle Physiker demjenigen beistimmen, was Gaufs hierüber sagt, nämlich: »Es wird der Triumph der Wissenschaft seyn, wenn es dereinst gelingt, das bunte Gewirr der Erscheinungen zu ordnen, die einzelnen Kräfte, von denen sie das zusammengesetzte Resultat sind, auseinander zu legen und einer jeden Sitz und Mafs nachzuweisen.«

Die Wärmelehre des Innern unseres Erdkörpers, ein Inbegriff aller mit der Wärme in Beziehung stehender Erscheinungen in und auf der Erde. Nach physikalischen, chemischen und geologischen Untersuchungen von Dr. Gustav Bischof u. s. w. Leipzig 1837. *XXIV u.* 512 *S.* 8.

Dieses bereits seit geraumer Zeit erwartete Werk ist so reichhaltig, dafs eine blofse Anzeige des wesentlichsten Inhalts weit mehr Raum erfordern würde, als uns hier zu Gebote steht, und Ref. begnügt sich daher mit der Bemerkung, dafs er dasselbe sehr aufmerksam, mit grofsem Interesse und zu nicht geringer Belehrung gelesen habe, zugleich aber beabsichtige, in einem der nächsten Hefte eine ausführlichere Anzeige davon zu liefern. Eben dieses findet auch bei folgendem Werke statt:

Meteorologische Untersuchungen. Von H. W. Dove, Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1837. *VIII u.* 344 *S.* 8. *Mit* 2 *Steindrucktafeln.*

Es sind nun, als neueste Producte der physikalischen Literatur, noch folgende Werke anzuzeigen:

Die Wunder des Himmels, oder gemeinfafsliche Darstellung des Weltsystems von J. J. v. Littrow, Director der k. k. Sternwarte in Wien. Zweite verb. Auflage in einem Bande. Stuttgart 1837. *X u.* 814 *S.* 8. *Mit dem Portrait des Verf. und* 23 *Tafeln in Steindruck.*

Die erste im Jahre 1834 erschienene Auflage dieses Werkes ist in unserer Zeitschrift nicht angezeigt, wir können aber die zweite nicht unbeachtet lassen, theils wegen der Wichtigkeit des Inhalts, theils weil das so bald erfolgte Bedürfnifs dieser zweiten Auflage zu der sehr erfreulichen Betrachtung führt, dafs die Zahl der Liebhaber und Verehrer der Astronomie bedeutend grofs seyn mufs. Es ist dieses um so auffallender, da Inhalt und Darstellungsart keineswegs so ganz leicht sind, und auch ausdrücklich bemerkt wird, dafs es auf eine absolut leichte und blos oberflächliche Darstellung gar nicht abgesehen sey, wie denn auch vielmehr die schwierigsten Probleme der Astronomie, und dabei gelegentlich der Physik, zur Sprache kommen, die bis zu nicht geringer Tiefe verfolgt werden, soweit dieses ohne Anwendung des Calcüls möglich ist. So werden unter anderen die verschiedenen Methoden, die Parallaxe der Fixsterne zu finden, nebst der Geschichte der Lösung dieses Problems angegeben, die Aberration und die Messung der Geschwindigkeit des Lichts ausführlich erläutert, eine prüfende Übersicht der verschiedenen Planetensysteme mitgetheilt, und dabei die üblichen Kunstworte, als haliocentrisch, geocentrisch, Elongation, Commutation u. andere, nachdem sie einmal erklärt sind, keineswegs vermieden. Da, wo die eigentliche Astronomie in das Gebiet der Physik eingreift, werden auch die physikalischen Gesetze deutlich und ohne gänzliche Umgehung der hierbei unvermeidlichen Schwierigkeiten erläutert. So findet man die Übersicht der Dichtigkeiten der Himmelskörper zu gröfserer Deutlichkeit mit einer Angabe der Dichtigkeiten hierzu geeigneter irdischer Körper verbunden. Die Betrachtung der Sonne als Himmelskörper führt zu einer Übersicht der Temperaturverhältnisse auf unserer Erde, die Erfahrung über das verschiedene Licht der Sterne zu einer kurzen Erörterung der Undulationstheorie und der möglichen Erklärung der bekannten Farben des Spectrums aus derselben, wobei der Vf. so tief in die Sache eingeht, dafs er sogar von den Interferenzen eine anschauliche Vorstellung zu erzeugen sich bemüht. Solche Versuche müssen nothwendig den Wunsch herbeiführen, dafs die Mathematik mit ihrer Anwendung auf Naturkunde stets allgemei-

ner ein Gegenstand des Unterrichts werden möge, ganz wie dieses bei den Griechen, die so oft als Muster angeführt werden, der Fall war, deren bloſse Sprache allein schwerlich nützen wird, wenn wir nicht zugleich von ihnen die Art der geistigen Ausbildung erlernen. Es ist der Mühe werth, über dieses vielbesprochene Thema einen Mann wie unsern Verf. zu hören, der im vorliegenden Werke zeigt, wie auch anderweitig genugsam erwiesen ist, daſs er eine nicht geringe Bekanntschaft mit den alten Sprachen gemacht hat. Wörtlich sagt derselbe S. 8 der Einleitung: »Abgesehen von der Nothwendigkeit dieser (der mathemathischen) Kenntnisse im wissenschaftlichen und oft selbst im gemeinen Leben, abgesehen daſs ohne sie das schönste und dem Menschen angemessenste Studium, das der Natur im Groſsen, beinahe unmöglich ist, so sollte schon der wohlthätige Einfluſs, welchen die Cultur dieser Wissenschaften in ihrer unmittelbaren Rückwirkung auf den menschlichen Geist selbst äussert, uns bestimmen, ihnen in dem Felde unserer öffentlichen Erziehung eine der ersten Stellen anzuweisen. — — — — Durch sie wird der Geist zur Aufnahme aller wahren Erkenntnisse, zur Bekämpfung der Vorurtheile und Irrthümer, zur Entfernung aller Illusionen und halbverstandenen Annahmen und zur Verwerfung aller nicht auf eigene Überzeugung gegründeten Autorität, würdig vorbereitet, und wenn überhaupt den Menschen gegönnt ist, von Wahrheit zu sprechen, so ist es hier, und hier allein, wo er sie finden kann. Endlich, und dieses möchte in unsern Tagen nicht zu übersehen seyn, bietet diese Wissenschaft, als die beste Disciplin des menschlichen Geistes, unserer Jugend, und durch sie den kommenden Geschlechtern, die angemessenste Gelegenheit dar, ihre geistige Kraft zu üben und ihren Sinn für das Höchste, was uns angeht, für Recht und Wahrheit, zu wecken und zu stählen, um dem sie von allen Seiten umgebenden Andrange eines kränkelnden und in sich selbst zerfallenen Zeitgeistes zu widerstehen, dessen Fortschritte eine männliche und kraftvolle Anhänglichkeit an das Gute überall zu einem sehr dringenden Bedürfnisse gemacht hat.« Daſs eben diese Kenntnisse in denjenigen Kreisen, die sich vorzugsweise einer höheren Bildung rühmen, noch keineswegs hinlänglich verbreitet sind, sagt Arago mit unzweideutigen Worten. »Sous le vernis brillant et superficiel, dont les études purement littéraires de nos colléges et académies revêtent à peu pres uniformement toutes les classes de la société, on trouve presque toujours, tranchons le mot, une *ignorance complete* de ces beaux phénomènes, de ces grandes lois de la nature, qui sont notre meilleure souvegarde contre les préjugés.« Allgemeineres fleiſsiges Studium solcher Werke, wie das vorliegende, werden dazu dienen, solche Klagen zu beseitigen. Wir bemerken nur noch, daſs in drei Hauptabtheilungen zuerst theorische Astronomie, dann beschreibende Astronomie oder Theorie des Himmels und endlich physische Astronomie vorgetragen wird. Die Figuren dienen sehr zur Erläuterung der

Digitized by Google

Sachen, und die kleine Mondcharte ist sehr deutlich, zugleich aber sehr zweckmäfsig bezeichnet.

Das angezeigte Werk ist von der Hand eines Meisters, und nur ein solcher darf sich an das schwierige Unternehmen wagen, eine ihrem Wesen nach tiefe Wissenschaft in ein populäres Gewand zu kleiden. Ein Gleiches läfst sich nicht von folgender Schrift sagen:

Populäres Lehrbuch der Experimental-Physik, mit Hinweisung auf deren Anwendung im Leben. Zur Selbstbelehrung für Jedermann und zum Gebrauche beim Unterricht. Paderborn 1837. *XVI u.* 408 *Seiten* 8. *Mit* 10 *Steindrucktafeln.*

Der Verf. hielt Vorträge über Physik vor einem gemischten Publicum, welches demnächst den Druck derselben wünschte, und der Willfahrung dieses Wunsches verdankt das Werk seinen Ursprung. Da Vorlesungen dieser Art jetzt an vielen Orten, man darf annehmen in den meisten etwas gröfseren Städten, gehalten werden, so dürfte die Literatur bald einen Überfluſs an Werken dieser Art erhalten, da die Mehrzahl der Zuhörer das Verlangen nach Veröffentlichung, wenn auch als sehr verzeihliche Huldigung gegen den Lehrenden, auszusprechen pflegt. Inzwischen dürfte die Wissenschaft dadurch nicht gewinnen, denn der Verf. sagt selbst in der Vorrede: »dafs die Schärfe des Ausdrucks, welche der Kenner der Wis enschaft verlangt, dabei nicht an rechter Stelle gewesen wäre.« Übrigens ist es bei der grofsen Zahl der vorhandenen guten Handbücher nicht schwer, aus einigen derselben den Inhalt solcher Werke, wie das vorliegende, zu entnehmen, insbesondere wenn man es mit der Schärfe im Ausdruck und sonach auch in den Begriffen, so genau nicht nimmt. Wir geben Einiges zur Probe. §. 6: »Jeder Körper besitzt Kräfte. Übersehen wir alle Eigenschaften eines physischen Körpers, so kommen wir endlich auf die Grundkräfte, durch welche die Materie eines Körpers zum Individuum zusammengehalten wird. Diese Kräfte sind Gegenstand der Physik, und heifsen Attraction und Repulsion, oder Anziehungskraft und Abstofsungskraft; (in der Anmerkung wird zum Beweise auf elektrische und magnetische Anziehung und die Drehungen kleiner Kampferstückchen hingewiesen), jene nennt man auch Kraft des Individuums, diese Kraft des Universums.« Der Verf. sagt ferner, jede mathematische Entwickelung sey ausgeschlossen; aber dennoch heifst es §. 55, nachdem ein Pendel, ein schwerer Körper an einem Faden, beschrieben ist: »Aus Versuchen und auf dieselben sich stützenden Rechnungen hat man folgendes Gesetz für das Pendel gefunden: $T = \pi \sqrt{\frac{2l}{g}}$, aus welcher alle Gesetze des Pendels abgeleitet werden können.« Diese Gesetze, soweit sie aus dieser bekannten Formel folgen, sind dann nach erklärter Bedeutung der Buchstaben angegeben, aber hierdurch zur Kenntnifs

eines Pendels zu gelangen ist für den Dilettanten ganz unmöglich. Beiläufig wird gesagt: das Gewicht des schwingenden Körpers oder dessen Substanz habe auf die Geschwindigkeit der Schwingungen keinen Einfluſs, wobei auf §. 24 verwiesen wird. Ref. sah nach, wie dieser für Laien so schwer zu fassende Satz klar gemacht sey, fand aber nichts als die nackte Angabe des absoluten, specifischen und (mangelhaft) des relativen Gewichts der Körper.

Anfangsgründe der Naturlehre, als Auszug aus der Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit Rücksicht auf mathematische Begründung. Bearbeitet von Dr. A. Baumgartner, k. k. Regierungsrathe u. s. w. Wien 1837. *IV u.* 263 *S.* 8. *Mit Holzschnitten im Texte.*

Das gröſsere Handbuch des Vfs. ist mit vielem Beifall aufgenommen und wird mehreren Vorträgen über Experimentalphysik zum Grunde gelegt; da es aber von gröſserem Umfange und eben daher theurer ist, so konnte schon hierin ein Grund liegen, den minder Begüterten die Anschaffung eines Leitfadens, der bei physikalischen Vorlesungen wegen der Zwecklosigkeit des Dictirens nicht wohl entbehrt werden kann, zu erleichtern. Der Vf. erklärt ganz einfach, es könne neben den bereits vorhandenen auch dieses noch wohl Platz finden, und darin hat er gewiſs Recht, da des Guten nicht leicht zu viel seyn kann; auch ist nicht in Abrede zu stellen, daſs das Lesen eines solchen kurzen Compendiums als ein treffliches Mittel zur Wiederholung und zur Prüfung, ob man das Ganze noch inne habe, dienen kann. In dieser Beziehung und überhaupt dürfte es wohl zweckmäſsig gewesen seyn, die Paragraphen in beiden Werken der Zahl nach gleich zu machen, um dadurch die Verbindung beider zu erleichtern, wenn auch in dem kürzeren mehrere ausfielen. Für die Güte und Brauchbarkeit des Werks bürgt der bekannte Name des Verfs. und dürfte es überflüssig seyn, hierüber ein Urtheil auszusprechen; Ref. begnügt sich daher, zwei Punkte herauszuheben, die ihm von besonderem Interesse zu seyn scheinen. Der Verf. bemerkt S. 132, daſs die bisherige Theorie der Wärme zur Erklärung der Phänomene nicht genüge, und »die Wärme »höchst wahrscheinlich, wie das Licht, in Schwingungen des »Äthers, vielleicht auch der kleinsten Körpertheile selbst, be»stehe, welche bei den sogenannten warmen Körpern stehende, »bei der im Fortschreiten begriffenen Wärme fortschreitende »sind, so daſs demnach schallende, warme und leuchtende Kör»per zu einer Klasse schwingender Körper gehören, während die »Fortpflanzung des Schalles, des Lichts und der Wärme in »Schwingungen anderer Art besteht.« Ref. hat eine dieser ähnliche Hypothese bereits 1829 aufgestellt, und hofft, daſs die Erweiterung derselben, die in folgendem Satze liegt: alle Flüssigkeiten, tropfbare, elastische und ätherische, bewegen sich in Wellen, wenn sie auf ihrer Bahn Wider-

stand finden, den Beifall der Sachkenner erhalten werde. Wenn dann, nach der Analogie der Kepplerschen Gesetze, als erster Hauptsatz angenommen würde, dafs die vier sogenannten Inponderabilien ähnliche, aber zugleich verschiedenartige ätherische Stoffe seyen, und als dritter der folgende: die unwägbaren Stoffe erregen einander, oder setzen sich wechselseitig, nach Art der chemischen Actionen, und mit Modificationen ihrer gegenseitigen Stärke, in Thätigkeit, und liefsen sich diese drei Sätze genügend begründen, so wäre das Ziel erreicht, alle einzelnen Naturerscheinungen systematisch zu ordnen. Noch erlaubt sich Ref., zu bemerken, dafs der Vf. den gegenwärtig lebhaften Streit zwischen den Anhängern der Contact- und der chemischen Theorie in der Elektricitätslehre zu umgehen sucht, indem er S. 198 die Hypothese aufstellt, die Elektricität sey vielleicht das Resultat einer innern Bewegung, ähnlich derjenigen, von welcher die Phänomene des Lichts und der Wärme herrühren. Hiergegen läfst sich jedoch erinnern, dafs zwar die Phänomene des Lichts und ohne Zweifel einige der Wärme auf Undulationen beruhen, aber auf denen einer ätherischen Flüssigkeit, die für die beiden genannten Potenzen nicht wohl identisch seyn kann. Es ist blos scheinbar leichter, wenn man nur einen, für die verschiedenen Erscheinungen modificirten, Äther annimmt, weil dann die ungleich gröfsere Schwierigkeit hervortritt, die eigentliche Ursache dieser Modification und die eigenthümliche Art ihrer Wirksamkeit genügend nachzuweisen. Rücksichtlich der in Schutz genommenen Hypothese über das Wesen der Elektricität hat Ref. die Anhänger derselben wiederholt in Verlegenheit gesetzt, wenn er nach einer bestimmten Angabe fragte, wo z. B. beim Zerschmettern eines Baumes durch den Blitzschlag die eigentliche Ursache der unverkennbar vorhandenen Thätigkeit zu suchen sey, ob in der Wolke, dem Baume, oder wo sonst, und was dieselbe hervorrufe. Jede Erklärung ist künstlicher und gezwungener, als die aus den mechanischen Gesetzen entnommene.

Tabellarische Übersicht der specifischen Gewichte der Körper. Ein alphabetisch geordnetes Handbuch für Freunde der Naturwissenschaften, insbesondere für Chemiker, Physiker, Techniker und Mineralogen, von Rudolph Böttger, Docent der Physik und Chemie beim physikalischen Vereine in Frankfurt am Main u. s. w. Frankfurt 1837. *XII u.* 181 *S. gr.* 8.

Seit Brisson's ausführlichen und für die damalige Zeit höchst brauchbaren Tabellen der specifischen Gewichte ist kein eigenes Werk der Art wieder erschienen, und man behilft sich mit den kürzeren Tabellen, die sich in den Handbüchern der Physik, Chemie und Mineralogie finden. Unterdefs sind viele der älteren Angaben berichtigt, auch neue Bestimmungen hinzugekom-

men, so dafs also eine abermalige Zusammenstellung des vorhandenen Materials sehr zeitgemäfs war, und dem Publicum gewifs willkommen seyn wird. Der Verf. hat die vorhandenen Quellen sehr vollständig benutzt, und seinen Tabellen eine bequeme Form gegeben, indem in vier Columnen die Namen der Körper, ihr spec. Gewicht, die Temperatur, bei welcher dasselbe bestimmt wurde (stets auf die achtzigtheilige Skale reducirt), und die Namen des Beobachters oder des Referenten enthalten sind. Voran steht eine vergleichende Tabelle für die drei bekanntesten Thermometerskalen und eine Übersicht der Aräometerskalen von Beaumé und Beck nebst den diesen entsprechenden specifischen Gewichten. Arbeiten dieser Art sind mühsam, insbesondere wenn man sich bei verschiedenen Angaben einer Prüfung derselben unterzieht, um die beste auszuwählen, und man mufs denen Dank wissen, die sich dieser Mühe unterziehen, da es wohl unbillig seyn dürfte, zu verlangen, dafs alle verschiedenen sicheren Angaben auf o° C. des Körpers und auf Wasser im Punkte seiner gröfsten Dichtigkeit reducirt würden, obgleich dann die Aufgabe noch vollständiger gelöset wäre. Die vorliegenden Tabellen genügen auf allen Fall zur Befriedigung eines fühlbaren Bedürfnisses, und machen den Wunsch rege, aus der Feder eines fleifsigen Astronomen einmal gleich vollständige Tabellen für die geographischen Ortsbestimmungen zu erhalten.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde von Dr. F. Arago. Aus dem Französischen übers. von Carl v. Remy. Zweiter Theil. Stuttgart 1837. 292 Seiten 8.

Ref. bezieht sich auf seine Anzeige des ersten Bandes in dieser Zeitschrift Jahrg. 1837. Hft. 3. S. 302 mit der Bemerkung, dafs auch dieser Band lauter interessante Abhandlungen enthält, worunter die über die Kometen und über verschiedene bisher unbeantwortete Fragen im Gebiete der Meteorologie, Hydrographie und Nautik mit Recht obenan stehen.

Beiträge zur Aufklärung der Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens. Von Gottfried Reinhold Treviranus. Ersten Bandes drittes Heft. (Auch unter dem Titel) Resultate neuer Untersuchungen über die Theorie des Sehens und über den innern Bau der Netzhaut des Auges. Herausgegeben nach dem Tode des Verfassers und begleitet mit einer Vorrede vom Geheimen-Rathe Tiedemann. Bremen 1837. XVI u. 109 S. 8. Mit zwei Steintafeln und vier Kupfertafeln.

Dieses ist die letzte Arbeit eines für die Wissenschaft zu früh verstorbenen hochverdienten Gelehrten, dessen ausgebreitete und tiefe Kenntnisse auf gleiche Weise Achtung geboten, als die Rechtlichkeit und Milde seines Charakters ihm die Zuneigung seiner zahlreichen Freunde sicherten. Wäre dieses nicht ohnehin bekannt, so bürgte dafür das schöne Ehrendenkmal, welches

Tiedemann in der Vorrede der zwischen beiden bestandenen Freundschaft auf eine rührende Weise gesetzt hat. Ref. bedauert nebenbei, dafs die beabsichtigte Revision der Theorieen über die Functionen des Ohrs nicht erschienen ist, woran der Verewigte durch den grofsen Aufwand von Mühe gehindert wurde, den er dem Gesichte widmete. Auch dieses dritte Heft enthält Widerlegungen der ihm gemachten Einwürfe und eine abgeänderte Behandlung des ganzen Problems über die Accommodation des Auges für verschiedene Entfernungen, indem diejenigen Bedingungen der Construction desselben mathematisch bestimmt werden, die eine solche Operation überflüssig machen. Mehr hierüber ins Einzelne einzugehen ist hier der Ort nicht; die Acten liegen jetzt für einen künftigen Bearbeiter des Problems sehr vollständig vor. Soviel will jedoch Ref. bemerken, dafs auf allen Fall hinlänglich bewiesen ist, es sey eine solche Adjüstirung des Auges, wie sie früher aus der Analogie mit optischen Instrumenten entlehnt angenommen wurde, wegen der geschichteten Structur, der eigenthümlichen Krümmung und der nach der Mitte wachsenden Dichtigkeit der Krystall-Linse unnöthig, auch sind einige Einwürfe, welche Ref. selbst gemacht hatte, durch Zurückführung auf die erforderliche Bewegung der Iris glücklich widerlegt, deren Erweiterungen und Verengerungen für die Erklärung des Sehens in der Nähe und in gröfserer Entfernung die sorgfältigste Berücksichtigung verdienen. Einige scharfsinnige Bemerkungen über die Thätigkeiten der verschiedenen Sinne, die der Verf. im fünften Abschnitte mit der Untersuchung über das Sehen der Gegenstände in gerader Stellung bei verkehrtem Bilde auf der Netzhaut verbindet, verdienen sehr beachtet zu werden, nur dürfen minder Erfahrene sich nicht verleiten lassen, zu glauben, als ziehe der Verf. die Gültigkeit der gangbaren Erklärung, wonach das Urtheil über Ort, Lage und Gestalt der gesehenen Objekte ein erlerntes ist, in Zweifel, vielmehr dient das gewählte Beispiel nur zur Bestätigung dieser Hypothese. Es heifst S. 86: »Wenn Jemand mit einer Brille vor den Augen erwachte, welche die Gegenstände umkehrte und die er nicht von sich werfen könnte, wie würde ein Solcher sich benehmen? — Er würde gewifs ein sehr linkischer Aufwärter seyn.« Unfehlbar; aber er würde es eben so gewifs nicht seyn, wenn er mit einer solchen Brille geboren wäre, und nie anders, als durch diese, gesehen hätte. Um sich hiervon zu überzeugen darf man nur überlegen, dafs jeder, welcher sich seit Jahren vor einem Spiegel rasirt, und die Mühe, die es ihm anfänglich kostete, sich darin zu finden, vergessen hat, nie einen Fehlgriff thun, und glauben wird, die Lage der zu berührenden Stellen sey die wirkliche, da sie doch die umgekehrte ist; will er aber z. B. mit einer Scheere Haare an der Seite oder dem Hintertheile des Kopfes abschneiden, so wird er bald seine Linkischheit in Folge der Umkehrung des Bildes gewahr werden. Wenn nun eine solche partielle, mit den übrigen in Widerspruch ste-

Digitized by Google

hende, Gewohnheit so bald natürlich wird, um wieviel mehr mufs dieses beim Sehen im Allgemeinen, wobei die Gewohnheit mit dem ersten Anfange der Eindrücke auf das Auge beginnt und ohne alle Ausnahme und Unterbrechung fortdauert, der Fall seyn. Eben dieses ist dann mit noch näherer Bestimmung in dem S. 89 aufgestellten Satze enthalten: »dafs wir beim Gesicht nicht den körperlichen Eindruck empfinden, der eine Vorstellung erregt (wie bei den niederen Sinnen), sondern gleich eine Vorstellung haben, die der Ursache des Eindrucks entspricht, ohne uns des Letzteren bewufst zu werden.« Das Ende des Werks von S. 91 an ist anatomischen Inhals, und betrifft den inneren Bau der Retina.

Bessarabien. Bemerkungen und Gedanken bei Gelegenheit eines mehrjährigen Aufenthalts in diesem Lande. Von Dr J. H. Zucker. Frankfurt 1834. 86 S. 8.

Wir wollen aus Rücksichten auf den Umstand, dafs diese Schrift von einem deutschen Gelehrten in Bukarest geschrieben ist, eine Anzeige derselben aufnehmen. Die vorausgehenden Bemerkungen über die Moldau, Wallachei und Bessarabien, deren Sitten, Einrichtungen und Sprachen, werden gewifs mit allgemeinem Beifall aufgenommen werden, da sie auf Beobachtungen beruhen, die mit Aufmerksamkeit und vorurtheilsfreier Unbefangenheit gemacht sind, zugleich aber die Verbreitung höherer Cultur unter Stämmen, die so lange gewaltsam auf einer niederen Stufe derselben gehalten wurden, vorzügliches Interesse erregt. Die Mittheilungen über das Verhalten der Pest und der Cholera überlassen wir den Ärzten; was aber über die Kräfte, wodurch das Planetensystem in der bestehenden Ordnung erhalten wird, als neue Hypothese aufgestellt ist, hätte füglich wegbleiben können, wie der Verf. bei seinem gesunden Urtheile selbst bald einsehen würde, wenn ihm ein Sachverständiger die Aufgaben begreiflich machte. Der Vf. möge nur fortfahren zu beobachten, um neues und allezeit schätzbares Material zu sammeln, sich aber der Verbesserung bestehender und der Aufstellung neuer Theorieen enthalten, was ohne genügende literärische Hülfsmittel und dadurch mögliches tieferes Eindringen in das gesammte Gebiet der Wissenschaften allezeit eine mifsliche Aufgabe seyn wird.

Muncke.

MEDICIN.

Mémoires et observations de médecine et de chirurgie pratiques par J. L. Aronssohn, Dr. med., agregé en exercice prés la faculté de méd. de Strasbourg. Paris et Strasbourg chez Levrault 1836. *Premier fascicule.* 119 *S.* 8.

Die in diesem Hefte aufgenommenen Abhandlungen sind die Frucht einer 15jährigen Erfahrung, und betreffen das Hineinkriechen von Eingeweidewürmern in den Larynx und die Luftröhre und dessen Folgen, einige Bruchoperationen, den Vorfall und die Umstülpung des Darms bei Brüchen, den Starrkrampf, die Anwendung warmer Waschungen von Oleum terebinthinae bei Verbrennungen. Sämmtliche Aufsätze sind belehrend und verdienen gelesen zu werden.

Compte-rendu de la clinique médicale de la faculté de Strasbourg pendant le service de Mr. Aronssohn, agregé en exercice etc., par Mathieu Marc Hirtz, aide de clinique. Paris et Strasbourg chez Levrault. 1836. 112 *S.* 8.

Ein Rechenschaftsbericht, der viel Interessantes enthält und für den Beobachtungsgeist des Verfs. ein vorheilhaftes Zeugnifs ablegt. Unter den 260 aufgenommenen Kranken litten neun an Brustübeln, namentlich an Pleuritis, Lungenentzündung, Lungenemphysem, Lungenschwindsucht, Bronchitis, Haemoptisis und an chronischen Herzkrankheiten. In diagnostischer Beziehung finden sich hier beachtungswerthe Mittheilungen, vor allem auch über mehrere Zeichen der Percussion, der Auscultation und der Mensuration in der Brustfell- und Lungenentzündung, sowie beim Lungenemphysem. Nicht minder interessant sind die mitgetheilten Fälle von Pericarditis, von Hypertrophia cordis, von Cyanosis, von Aneurysma aortae abdominalis und von Phlebitis.

Mémoire sur la Cholérine considerée comme periode d'incubation du cholera morbus, adressé à l'academie royale des sciences le 17 *Juillet* 1837 *par Jules Guérin, D. M. P. Paris, au bureau de la gazette médicale.* 1837. 23 *S. gr.* 8.

Der Verf. sucht in dieser Schrift darzuthun, dafs der Cholera als Krankheit und als Epidemie immer ein Stadium incubationis, gleichsam eine Embryonenperiode, vorangehe, welche er Cholerine nennt, dafs dieselbe hauptsächlich sich als eine leichte, zwei bis drei Tage andauernde Diarrhöe, begleitet von einem allgemeinen Mifsbehagen, Neigung zu kalten Schweifsen und Ohnmachten ausspreche, dafs die Cholerine der erste Grad der wirklichen Cholera sey und an einem von der Krankheit heimgesuchten Orte leicht in wirkliche Cholera übergehe. Als sichere Mittel, den Übergang der Cholerine in Cholera zu verhüten, nennt er absolute Diät, Klystiere aus Stärkmehl mit einigen Tropfen

Opium, und wenn dieses nicht ausreicht, die Ipecacuanha in Brechen erregender Dosis. Wir haben gegen diese Ansichten und diese Vorbauungsweisen im Ganzen nichts zu bemerken, nur wundern wir uns, dafs G. behaupten kann, der Erste gewesen zu seyn, der auf die Cholerine in dieser Weise aufmerksam gemacht und sie genau beschrieben habe. Mag er in Frankreich der Erste gewesen seyn, für Deutschland war er es wahrlich nicht, wie leicht nachgewiesen werden kann.

Der asiatischen Brechruhr Erkenntnifs und Heilart, von Gerhard von Breuning, Dr. der Medicin, k. k. Oberfeldarzte. Wien 1837. In der Mechitaristen Congregations-Buchhandlung. 38 *S.* 8.

Der Verf. erklärt in dem Vorworte, in dem Zeitraume von 1831 — 1836 oft Gelegenheit gehabt zu haben, Brechruhrkranke und ihre Genesung unter der Behandlung des Dr. v. Vering in Wien zu sehen und dessen Ansichten über das Wesen und die Heilmethode kennen zu lernen, welche er hier der Öffentlichkeit übergiebt. Die Cholera wird als eine krampfhafte, aus tellurisch-atmosphärischen Veränderungen hervorgehende Zusammenschnürung der Gedärme definirt, in deren Folge, unter Blutandrang gegen die Baucheingeweide, allgemeine Lähmung entsteht. Gesunde Menschen in noch kräftigem Alter sollen durch Hautcultur, ohne Veränderung der Lebensart, Kleidung und Nahrung, gegen die Krankheit sich schützen, wogegen bei krankhafter Beschaffenheit der Unterleibseingeweide, bei vorgerückten Jahren und bei Gemüthsverstimmung salzsaures Chinin, Bisam und Bilsenkrautextract als Schutzmittel zu empfehlen seyen. Gegen die leichten Durchfälle zur Zeit einer Brechruhrepidemie giebt er Doversches Pulver mit Campher, nicht erhitzende rothe Weine; gegen die Verstopfungen Rhabarber mit Campher und Melissenwasser, auch wohl Calomel mit Campher und Rheum. Bedingt ansteckend ist sie und zwar für jedes Alter und jedes Geschlecht. Furcht und Kleinmüthigkeit steigert die Empfänglichkeit für die Krankheit, kalte Gliedmafsen und eine ungleiche Vertheilung der Wärme deuten auf eine vorzügliche Anlage für die Cholera. Langwierige, grofse Flächen einnehmende Hautleiden scheinen (??) gegen die Brechruhr sich schützend zu erweisen, Lungenkranke nur selten (?) davon befallen zu werden, langwierige Bauchleiden und Wechselfieber, vor allem aber Leberleiden eine besondere Anlage zu bedingen. Sumpfbewohner, die einer guten Nahrung sich erfreuen, glaubt der Verf. besonders geschützt vor der Krankheit; und beruft sich auf Mantua; doch hat Holland im Jahr 1832—1833 das Gegentheil bewiesen. Andauernde Wärme soll die Anlage zur Krankheit steigern und ihren Verlauf gefährlicher machen (was durch die Cholera in Schweden nicht bestätigt wird). Im Jahr 1831 war die Krankheit in Wien von einem vorübergehenden Ergriffenseyn der das geistige Leben vermittelnden Sphäre des Nervensystems, 1832 dagegen von einer schmerzhaften Blut-

Digitized by Google

anhäufung in einzelnen Organen, namentlich im Gehirn, in den Lungen und Baucheingeweiden, 1836 noch ausserdem von Leberkrämpfen begleitet.

Der Heilplan soll dahin gehen, die Einwirkung der tellurisch-atmosphärischen Veränderungen durch Umstimmung des Nervensystems unter Belebung des Kreislaufes aufzuheben, was B. durch eine volle Gabe Ipecacuanha zu erreichen glaubt, die er in wenigen Stunden so oft zu wiederholen räth, bis galliges Erbrechen mit einer Aufregung des Blutkreislaufes eintritt. Nach Umständen verordnet er neben der Brechwurzel Campher, Blutentziehungen, Calomel, und giebt Camphergeist mit Eiswasser, sobald die erzielte Umstimmung des Nervensystems u. s. w. erreicht ist. Das Eiswasser reicht er so lange, als die Kranken keinen Widerwillen dagegen zeigen. Tritt dieser ein, so gestattet er wenig gesüfste aromatische Theeaufgüsse. Sobald die Umstände es gestatten, greift er wieder zu Blutentziehungen.

De physiologia tenotomiae experimentis illustrata. Commentatio chirurgica qua ordini medicorum gratioso academiae Georgiae Augustae solemnia hujus Universitatis litterarum saecularia prima die XVII Sept. 1837 agenda gratulatur Fridericus Augustus ab Ammon, med. Dr pot. regis Sax. Archiater etc. Accedit tabula lithographica. Dresdae. libraria aulica Waltheria. VI u. 24 S. Fol.

Nicht ohne Widerstreben haben die deutschen Ärzte endlich zugeben müssen, dafs die Arzneiwissenschaft durch die Experimentalphysiologie wesentlich gefördert worden ist; denn noch sind kaum zwei Decennien vorüber, dafs es gewagt war, mit Anerkennung von den Leistungen Magendie's und Anderer in unsern akademischen Gauen zu sprechen. Dafs der Vf. niemals zu jenen hysterischen Söhnen Machäon's gehörte, darf nicht gesagt werden, da in dieser Beziehung seine literarischen Leistungen zeugen. A. giebt zunächst die Geschichte der Durchschneidung der Sehnen. Sie beginnt mit Rogerius Roonhuysen, der schon in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts den schiefen Hals durch Durchschneidung des Tendo musc. sternocleido-mastoidei heilte, welchem Beispiele Meekren, Tulpius, Blasius und Ten Haaf folgten. Die Durchschneidung der Achillessehne wurde zuerst durch Thilenius am Ende des vorigen Jahrhunderts geübt, nächst diesem durch C. F. Michaelis, Sartorius, Delpech, in neuester Zeit hauptsächlich durch Strohmeyer, Dieffenbach, Roux, Cazenave und verschiedene Andere, zu deren Ergänzung wir die Namen Scoutetten aus Metz und Stöfs in Strafsburg hinzufügen. Wir übergehen die Meinungen und Ansichten über die Physiologie verletzter Sehnen, welche der Verf. mit historischer Treue und genauer Angabe der Quellen aufführt, so dafs ihm in dieser Beziehung, um mit Hartmann zu reden, kein Mangel gelehrter Etiquette vorgeworfen werden kann, und wenden uns zu den Resultaten seiner Experimente und Beobachtungen an Pferden und

Digitized by Google

Kaninchen, die folgende sind: Die Durchschneidung eines Tendo verursacht einen geringen Schmerz, niemals Krampf, dann ziehen sich die durchschnittenen Enden zusammen, die obern stärker als die untern, wodurch eine Spalte entsteht, welche sich mit Blut füllt, das hauptsächlich aus dem obern Ende hervorsickert, sich in ein dickes Coagulum verwandelt und genau mit allen benachbarten Theilen sich verbindet. Hierauf schwitzt eine mehr weifse als gelbe plastische Lymphe aus den Wunden der Sehne, theils unter dem Blutcoagulum, theils aus den daneben liegenden Theilen hervor, und auf der ausgeschwitzten plastischen Lymphe entstehen weifse faden- und pyramidenförmige Figuren, die ersten Spuren einer neuen Sehnenmasse, welche sich miteinander verbinden und dann mit jedem Tage fester werden. Diese neue Sehnenmasse ist anfangs blutroth, später blau, übrigens fester und dasselbe leistend wie die gewöhnlichen Sehnen, obwohl sie anfangs weniger beweglich zu seyn scheint. Einen reellen Werth erwartet A. von der Tenotomie in allen Übeln, die durch Contractur der Sehnen und Aponeurosen bedingt sind.

Dissertation sur le pied-bot par Ch. Held, aide de clinique à la faculté de méd. de Strasbourg. Strasbourg, chez Silbermann. 1836. 72 S. 4.

Eine Monographie über die Verkrümmungen des Fufses, von welchen der Vf. vier Arten unterscheidet, den innern, den äussern, den vordern und den hintern Klumpfufs. Vom hintern nimmt er drei Grade an, die er als Varietäten bezeichnet. Die Ursachen, die Diagnose, die pathologische Anatomie, die Behandlungsweisen finden Erledigung. Besonders verweilt H. bei der Durchschneidung der Achillessehne, namentlich bei der von Stöfs in Strafsburg gewählten Operationsmethode, die darin besteht, dafs ein schmales, nur anderthalb Linien breites, doppeltschneidiges Messer zwischen der Tibia und der Achillessehne eingeführt und die Haut auf der entgegengesetzten Seite nicht durchstochen wird. Hierauf vertauscht Stöfs das erste Messer mit einem entsprechenden geknöpften bauchigen Bistouri, um sägend die Achillessehne zu durchschneiden, worauf er die Wunde mit dem Finger zusammendrückt, damit keine Luft hineindringe. Die Extension des Gliedes beginnt Stöfs gleich nach dem vierten Tage, und giebt ihm dann eine solche Biegung, dafs der Fufs mit dem Unterschenkel einen Winkel von 70° bildet. Die Extensionsmaschine wird nun wärend der Nacht angelegt. Ein Fall, wo Stöfs bei einem 7jährigen Kinde beide Achillessehnen durchschnitt, wird mitgetheilt. Die Operation ist trefflich gelungen, wie Ref. aus Autopsie versichern kann. Die rücksichtlich der Durchschneidung der Sehnen vom Verf. gemachten Versuche an Kaninchen bieten der Ammon'schen Schrift gegenüber nichts Neues, daher sie hier weiter nicht berührt werden.

Heyfelder.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Nachtrag zu der Recension der von Ammonischen Schrift: Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion.

Ich erhalte so eben noch eine kleine Schrift, die sich als eine Kritik der oben S. 29 unter Nr. 2. angezeigten v. Ammonischen Schrift: über »Geistesverirrungen des Baron von Uckermann«, angiebt. Leipzig bei Hartknoch. Zum Besten des Missionsvereins. September 1837.

Zwei Punkte in dieser Kritik veranlassen mich, um der Sache willen, zu einer Beleuchtung.

Auch Hr. v. U. stellt, wie mancher Mittelalterlich-glaubige, gerne die Meinung voran, wie wenn der Eid auf symbolische Bücher der (doch) protestantisch-evangelischen Kirche jeden Kirchenlehrer abhalten müfste, über Berichtigungen in dem Kirchenglauben, also zum Beispiel über die — im geschichtlichen Lauf der christlichen Kirchen unverkennbare — Fortbildung zu universeller anwendbaren Religionsüberzeugungen, als Schriftsteller aufzutreten. Dr. v. Ammon machte darauf, wie ich oben S. 44 angab, aufmerksam, dafs auch Luther 1512 auf den Glauben seiner für infallibel geachteten Kirche seinen Doctoreid geschworen hatte, dafs er aber dennoch sich dadurch nicht von dem Hinweisen auf die ihm nothwendig erschienenen einzelnen Berichtigungen und endlich sogar von einer Reformation des Kirchenprincips, oder des Wesentlichsten in der damaligen Kirche, abhalten liefs.

Die anonyme Kritik erwiedert dagegen S. 11. Mit Luther habe man sich nicht zu vergleichen, »der ja nicht Augustiner, nicht Katholik blieb, nachdem er die Wahrheit erkannt und bekannt hatte, sondern um seines Bekenntnisses willen jedem Leid, jeder Verfolgung sich blofsstellte; welcher das heilige Wort Gottes von Menschenwerk reinigte, nicht Menschenweisheit an die Stelle von Gottes Weisheit zu setzen, den verdammlichen Versuch machte.« So dieser Kritiker.

Der Sinn ist klar. Dieser und so mancher mysteriöse Kirchenglaubige, der sich für protestantisch-evangelisch hält und

Digitized by Google

doch nur nach Autoritäten ehemaliger Schriftauslegung und Dogmatik evangelisch-glaubig seyn will, möchte gar zu gerne die Auslegungen, denen er wie einem Gotteswort glaubt, durch das indirekte Mittel eines zu ganz andern Zwecken geleisteten Kircheneids als unabänderlich erhalten. Diese Autoritätsglaubigen möchten Jeden, welcher zeigen kann, dafs die alt- und neutestamentliche Kirche stufenweise gar vieler Glaubensberichtigungen bedurfte und sie auch, ungeachtet der Zwangsversuche unverbesserlicher Paläologen, wegen des unwiderstehlichen Fortrückens aller übrigen Kenntnisse und Geistesübungen, allmählig immer mehr in sich aufgenommen habe, zwischen die Heiligkeit des symbolischen Eides und zwischen Leid und Verfolgung einzwingen und in die Klemme versetzen, um das Nichtoffenbare, sondern Mysteriöse ihres Kirchenglaubens gegen die, welche, wie zu seiner Zeit Luther, selbstsehend und in Manchem noch sachkundiger geworden seyn können, entweder durch ein mit dem Eid belegtes Stillschweigen oder durch Verfolgung äusserlich sicher zu stellen. Weil sich dieser Versuch, in Sachen der Wahrheitsliebe und Überzeugung auf ein Einschreiten der Gewalt hinzuleiten, auf Luthers Geschichte beruft, so ist es für Jeden, der gerne Luther in den Jahren seiner besten Kraft und Wahrheitsforschung zum Vorbild behalten möchte, sehr der Mühe werth, dafs wir, im Gegensatz gegen obige Mifsdeutung des allein Gottesweisheit besitzenden Kritikers, das wahrhaft mustermäfsige Beispiel Luther geschichtlich beleuchten.

Sobald Luther das Sittenverderbliche der käuflichen Absolution einsah und als gewissenhafter Beichtvater im Leben beobachtete, unterstellte er zuerst gegen dieses Einzelne die Gründe seiner Überzeugung als etwas Disputables der öffentlichen Discussion. Damals glaubte er selbst noch an der Kirche Infallibilität in ihrem Glauben. Er meinte noch, der Mund der Kirche, die Persönlichkeit ihrer Magnaten, schlummere nur; es bedürfe nur einer lauten Hinweisung auf die Nothwendigkeit der Berichtigung; der genug verständige Erzbischoff von Mainz und Leo X. selbst würde, um des Heils der Seelen willen, schnell ihr Interesse zurücksetzen. So lange drängte ihn sein Eid zu den unterwürfigsten Bitten an die, welche zum Beachten der Verbesserungen verpflichtet gewesen wären. Aber dennoch folgerte er schon bei diesen ersten Schritten aus jenem Schwur auf die infallible Kirche nicht, dafs er nicht als öffentlicher Lehrer seine Berichtigungsgründe der Prüfung von ganz Deutschland

Digitized by Google

vorlegen dürfte, ohne deswegen aus der Kirche, oder wenigstens aus dem Kirchenamt auszutreten.

Luther that sogar, was jetzt ein Kirchenlehrer als Berichtiger des Kirchenglaubens nicht leicht thun wird. Er brachte die Gründe gegen den Ablafs vor seine specielle Gemeinde, in einer Reihe von Predigten, welche Plank in seiner Reformationsgeschichte (Th. 1. zweite Ausg. S. 132 ff.) mit Recht als bewundernswürdig auszeichnet.

Als nun der übel berathene Leo X. das auf einen vertheilbaren Schatz von guten Werken der Heiligen gebaute, erst blos noch scholastische Dogma über den Ablafs doch durch ein eigenes Breve für eine Lehre der infalliblen Kirche erklärte, so erschrak Luther tief, dafs der Pabst selbst ihn nöthigte, seine irrefragablen Decrete nicht mehr für authentische Erklärungen des Sinns der infalliblen Kirche zu halten. Aber aus der Kirche oder aus dem Kirchenamt zu treten hielt er sich nicht verflichtet.

Er appellirte an die Zukunft, an den »besser zu belehrenden« Pabst; ungeachtet freilich die Päbste und Bischöffe seit Pius II., der als Aeneas Sylvius auf dem Concil zu Basel ganz anders gedacht hatte, wie Richter in eigener Sache, solche Appellationen an einen besser zu informirenden Stuhlnachfolger Petri oder an Concilien-Entscheidung zum voraus für ketzerisch erklärt hatten. Dennoch blieb Luther, und gewifs nicht um der Pfründe willen, die ihm entzogen werden konnte, in der Kirche, so lange er hoffen konnte, dafs diese durch Selbstverbesserung ihre Ansprüche auf Infallibilität noch retten könnte.

Auch da ihn eine päbstliche Bannbulle aus der römisch-glaubigen Kirche stiefs, gieng er — rechtsverständig — nur um den einzigen Schritt weiter, dafs er sich von der Ungültigkeit des päbstlich kanonischen Rechts überzeugt und davon frei erklärte. Denn dies, dafs er nicht mehr unter der Jurisdiction der päbstlichen Curie stehen könne und wolle, wagte er, durch sein sehr ernstes Verbrennen jener selbstgemachten Rechte öffentlich auszudrücken. Aber aus der Kirche überhaupt austreten zu müssen, folgerte er aus seinem Doctoreide und aus all jenen Vorgängen mit Recht nicht, weil ihm vielmehr jetzt immer lichtheller geworden war, dafs innerhalb der Kirche Christi selbst ihre Berichtiger entstehen könnten und sollten. Denn eben diese Kirche sollte (und dies war das Verbesserungsmittel, auf welches er bei jeder Gelegenheit bekanntlich am meisten drang!) eine gewissenhaftfreie Schrifterklärung als etwas nie abgeschlossenes,

und die Benutzung auch anderer evidender Sachgründe als eine fortwährende Pflichtaufgabe für alle Denkfähige, also als eine unabänderliche Pflicht betreiben. Er erkannte dies als eine unveräusserliche Pflicht, gegen welche also auch die Kirche selbst niemand anders verpflichten oder vereidet denken dürfe. Er sah ein, dafs jeder Eid nicht wider eine zum voraus unauflösliche Menschen- und Christen-Pflicht verbindlich machen könne und dafs wer dieses fordern zu dürfen meinte, nur sich selbst täusche. Er sah ein, dafs der Doctor- oder der Kircheneid nicht diesen zum voraus unerlaubten Zweck haben dürfe, wohl aber die gute Absicht habe, dafs Berichtigungen nicht auf eine lärmend polemische Weise an die Gemeinden gebracht werden sollen, bei welchen fafsliche Überzeugung und Erbauung die Hauptaufgabe ist.

Somit war aber freilich aufgenöthigt und anerkennbar genug geworden, dafs das Princip der christlichen Kirche nicht mehr ein Glauben an ihre Infallibilität, vielmehr ein Protestiren gegen die übermenschliche Anmafsung und Selbsttäuschung derer seyn müsse, die ihre Auslegungen und meist nur schlolastische Verkünstelungen des Christenglaubens durch äusserliche Mittel von Verträgen, Eiden und Vortheilen als das zum Seligwerden und zur Gleichheit in Staatsrechten unentbehrliche Infallible sicherstellen wollen.

Die unvermeidliche Nothwendigkeit der Umänderung, nicht etwa blos einzelner Dogmen, sondern des Princips der Christuswürdigen Kirche wurde jetzt an sich klar. Es wurde aber auch bald auf dem Reichstag zu Speyer 1529 durch das directe Gegentheil, durch den Gewaltversuch, Lehreinsichten durch Stimmenmehrheit gebieten und verbieten zu dürfen, so augenfällig gemacht, dafs auch die Regenten und ihre Räthe (am hellsten der mannhaftverständige Canzler Pontanus) ihre Protestation gegen jenes noch immer aus dem Glauben an Kircheninfallibilität abgeleitete Unrecht rechtsgültig machten. Eben dadurch aber erklärten sie, wie Luther, durchaus nicht, dafs sie aus der Kirche treten, vielmehr dafs sie durch die Wegräumung des übermenschlichen Princips desto fester in der durch sich selbst verbesserlichen Kirche Christi zu stehen gedächten. Auch war deswegen bei weitem nicht ein blofses Negieren, wie man so gerne vorgeben möchte, das Princip ihrer protestantisch-evangelischen Kirche, sondern zugleich das affirmativste, gewissenhafte Freigeben und Aufmuntern aller für Verbesserung dienlichen äussern und innern Überzeugungsmittel.

Digitized by Google

Die Protestation gegen alles Gebieten gewissenhafter Lehrüberzeugungen war und ist rechtlich. Denn nur Gegenstände des äussern Rechts und Eigenthums können durch Stimmenmehrheit der Bevollmächtigten auf eine Zeitlang gesetzlich bestimmt werden, weil sie die Mehrheit am meisten betreffen, eine schädliche Unentschiedenheit nicht lange gestatten, und den Schutz der Mehrheit für sich haben müssen. Selbst von Gegenständen der historischen, medicinischen, naturforschenden, cameralistischen etc. Intelligenz aber meint kein Verständiger, dafs sie an sich durch Auctorität entschieden werden dürften. Wie viel weniger sollten theologische Auctoritäten meinen und sich so betragen, wie wenn über Gegenstände einer unsichtbaren Welt und der Religiosität, als des Bestrebens, dem möglichbesten Nachdenken (der Religio) gemäfs mit Gott und allen guten Geistern in Harmonie zu stehen, ihre vererbten Auslegungen das Gotteswort selbst und nicht im besten Fall ein gewissenhaft erforschtes Menschenwerk wären.

Das zu Speier 1529 förmlich geschehene und selbst dem übermächtigen Kaiser gegenüber gestellte Protestiren gegen Aufnöthigung einer Machtentscheidung, welche von dem Princip der Infallibilität der Kirche ausgieng, bewirkte den im nächsten Jahre darauf folgenden Reichstag zu Augsburg. Das Princip, die Kirche und folglich auch ihre Vorstände nicht wie infallibel zu denken, steht deswegen an der Spitze des Augsburgischen, nur protestantisch-evangelischen Bekenntnisses, zwar nicht wörtlich, aber als eine unmittelbar vorher eingetretene, allbekannte Voraussetzung. Auch war ja diese den praktischen Mifsbräuchen und denen zu ihrem Schutz erdachten Dogmen widersprechende Confession der evangelischen Überzeugungen durchaus ein Versuch, ob die bestehende Kirche bewogen werden könne, sich als durch sich selbst verbesserlich, also nichtinfallibel, zu betragen. Daher die Versuche, wie weit man einander verständigen und in Güte übereinkommen könnte.

Luther selbst, von dem Coburger Schlofs aus das diplomatisirende Hin- und Hertreiben und Accordirenwollen der Versammelten unter dem Bilde der seine Burg umflatternden Dohlen und Krähen (s. den höchst launigen 1205ten Brief im Bd. IV. der de Wette'schen Sammlung S. 7. 8.) scharf beobachtend, erklärte immer nach seinem Scharfblick als zum voraus gewifs, dafs die noch Mächtigeren jene Infallibilität auch nicht einmal factisch durch Selbstverbesserungen aufgeben würden. Der conciliatorische Melanchthon zwar votirte noch 1537 zu Smalcalden, dafs

dem Pabst, *wenn* er das Evangelium [nämlich das protestantisch selbst zu erforschende Heilbringende desselben] zulassen wollte, um Friedens und gemeiner Einigkeit willen der Christen, die unter ihm seyn möchten, seine Superiorität über die Bischöffe *jure humano* zulassen könnte. Luther aber sah immer gleich scharf, dafs man sich mit unerfüllbaren Clauseln und Bedingungen (von einem protestantischfreien Zulassen der evangelischen Kirchenverbesserlichkeit) der die Infallibilität behauptenden Hierarchie gegenüber nicht selbst täuschen dürfe. Dennoch trat er nicht aus der Kirche, sondern nur aus dem Infallibilitätsglauben derselben. Ja, weil überhaupt jedem Pro und Contra bis zum Entschiedenwerden der Überzeugung Zeit und freier Mittheilungswechsel das nöthigste ist, so suchte Luther selbst nur den äussern Frieden, als ruhigen Selbstbelehrungszustand, zu erhalten. Sogar wollte er, so unwahrscheinlich es war, nicht einmal die Möglichkeit, durch ein freies Concilium ächte Verbesserungen und also das factische Zugeständnifs der Nichtinfallibilität der Kirche zu erhalten, nicht zum voraus abschneiden. Was ist geschichtlich demnach klarer, als dies, dafs wer immerfort nur durch offene Darlegung der Gründe eine Fortbildung der protestantischevangelischen Kirche fördern will, gewifs in Luthers Fufsstapfen steht.

Erst als das Trienter Concil nicht nur auf dem Princip der Infallibilität dogmatischer Autoritäten als Richter in eigener Sache beharrte, sondern sogar durch unzählige Anathema's das den fehlbaren Allen menschlich-nothwendige protestantische Princip der gewissenhaft frei zu suchenden Verbesserlichkeit von sich stiefs, — erst alsdann war es nothwendig, nicht etwa aus der Kirche zu treten, sondern vielmehr eben dadurch in der Christuswürdigen Kirche zu bleiben, dafs man dieser die Unabhängigkeit von politischen sowohl als von doctrinären gebieterischen Autoritäten auf jeden solchen Fall vindicirte, wo durch Fortgebrauch des Nachdenkens und erweiterter Kenntnisse, neben aller Achtung des Gutwollens derselben, ihre zur Zeit scheinbar gewesene Auslegung des Göttlichwahren als unrichtig zu erkennen ist. Denn nicht um das Göttlichwahre, welche nie unmittelbar bekannt wird, sondern um ihre eigenthümliche Auslegungen und Theorien über dasselbe dreht sich ja doch als der Streit der Autoritäten gegen ächtprotestantische Selbstüberzeugung.

Diesen ganzen, für ungehemmte Fortbildung auch in allen andern Fächern so heilsamen Entwicklungsgang des Protestantis-

mus oder der Denkmittheilungsfreiheit liefs nach allem diesem Luther weder durch einen geschwornen Doctors- oder Kircheneid hindern, noch andererseits durch Aufnöthigung unreifer Verbesserungen übereilen. Auch gegen Übertreibungen des Protestantismus soll eben derselbe, wie Luther gegen Carlstadt und Münzer, protestantisch, das ist, nur durch Gründe überzeugenwollend, sich beweisen. Aber ebendeswegen mufs die Freiheit, Verbesserungen vorzuschlagen und die Überzeugung dafür durch Gründe reif zu machen, immer neben der Pflicht, das Gute in dem Bestehenden anwendbar hervorzuheben und das Besserscheinende nicht durch Störung der zum Prüfen nöthigen Ruhe zu entweihen, gleichen Schritt einhalten dürfen. An einen papiernen Pabst, an vielköpfig wechselnde Consistorial-Dictatus oder sogar an eine episkopalische Cäsaropapie gebunden zu seyn, wäre für die praktische Intelligenz oder Überzeugungstreue schlimmer als selbst die Hingebung an einen doch ins Leben hineinblickenden, für nahe und entferntere Umbildungen doch nie ganz unzugänglichen kirchlichtheologisch unterrichteten Alleinregenten, der die precäre Fortdauer der Stabilität seines Stuhls einzig durch kluge, wenn auch nur im Stillen sich verwirklichende Nachgiebigkeiten wahren zu müssen wohl einsieht und sich nur selten — zum Beispiel durch antihermesische Lehrverdammungen — zu compromittiren verleitet werden kann.

Nicht nur aber Luthers Doctoreid, sondern auch jeder erst nach dem Religionsfrieden von 1555 (wie Dr. Johansens Untersuchung der Verpflichtung auf symbolische Bücher, Altona 1833. am besten gezeigt hat) eingeführte Kirckeneid hob das Princip des Protestantismus nicht auf, welches auf der einen Seite das Recht, für Verbesserungen Überzeugung erwecken zu dürfen, sichert, auf der andern aber die Pflicht, durch das Dissentiren die zum Benutzen des Festbleibenden nöthige Gemüthsruhe und ächte Glaubenszuversicht nicht zu stören einschärft.

Eben dies ist auch jetzt um so möglicher, weil das Vorurtheil, nur durch das Glauben schwer durchforschbarer, meist nur aus Vertrauen auf die Lehrer festgesetzter Dogmen selig zu werden, ohnehin schon fast überall der Gewifsheit gewichen ist, dafs nur das allen mögliche redliche und thätige Glaubenwollen des Glaublichen vor dem Allwissenden als Rechtschaffenheit (δικαιοσυνη θεου) gelten könne.

Auch die Kritik gegen Dr. v. Ammon hätte deswegen, wie jede andere, dabei ruhig stehen bleiben sollen, dafs nur Die,

Digitized by Google

welche durch lärmende Aufregungen über doctrinäre Denk- und Glaubensfragen in den Gemüthern und im Äussern Unruhe stiften, dem rechtlichen Zweck der Kircheneide entgegenhandeln. Ist es doch in Wahrheit, und wenn man sich aufrichtig vor Gott prüfen will, nicht das über alles Mifsverstehen offenbare Rechtwollen Gottes, sondern immer nur Menschenweisheit, welche ihre Schriftauslegungen und ihre oft sehr falsch räsonnirende Speculationen und Hypothesen, am Ende also nur ihre eigene Autorität und Rechthaberei gegen die Weisheit anderer Mitmenschen dadurch durchsetzen will, dafs sie dieselbe gar zu gern entweder zum Stillschweigen vor der neuen antiprotestantischen Infallibilität, oder zu Leid und Verfolgung verdammt sehen möchte.

Ein zweiter Punkt in der Kritik betrifft unmittelbar den Recensenten. Und ich würde ihn nicht beleuchten, wenn er nicht zugleich mein Überzeugungssystem mifsverstünde.

S. 19 sagt: »Paulus, der Vertheidiger der Gutzkowschen Sinnlichkeitsreligion, nennt sich selbst einen Denkglaubigen, es kann mithin kein Schimpf *) seyn. Einen Widersinn aber enthält dieses Wort gewifs, da Glauben ein unmittelbares, Denken ein mittelbares Fürwahrhalten bezeichnet, mittelbare und unmittelbare Überzeugung aber sich nothwendig ausschliefsen.«

Vorerst, was die Sache allein betrifft. In unserer nicht nur theologisch, sondern auch philosophisch mysteriösen Zeit soll logikalisch geordnete Verstandesbildung und verständige Darstellung, das ist, eine geregelte Übung, sich und andern von seinen Begriffen und Ideen klare Rechenschaft geben zu können und nur durch vereinten Gebrauch aller rationalen Gemüthskräfte zu rationalisiren, für nichts anderes, als für einen verrufenen, ja verschollenen Überrest der Aufklärerei des verflossenen, von vielen nur allzu wenig gekannten Jahrhunderts gelten. In dieser Zeit könnte vielleicht ein so dreist und dunkel hingeworfener Wortklang: Mittelbare und unmittelbare Überzeugung müssen sich ausschliefsen! sovielen wortglaubigen Zeitverwandten wie ein

*) Dafs Baron v. Uckermann dadurch einen Schimpf aussprechen wollte, dafs er behauptete, Paulus habe den Ausdruck Denkglaubigkeit erfunden, um vollends alles unter einander zu wirren, übergeht der Vertheidiger. — Meinetwegen immer! Ich bemerke es nur, um v. Ammon's Citation zu rechtfertigen.

Digitized by Google

Axiom tönen. Und doch ist er nur Schall. Ist denn das religiöse Glauben etwas, das ohne Mittel, etwa wie eine Inspiration, entsteht? Wie sehr spricht Röm. 10, 17. dieser magischen Mystification entgegen! Der Kritiker selbst ist nach seiner Fürsorge für das (doch wohl mit dem Tractätchens-Unwesen verbündeten?) Missionswesen, wahrscheinlich ein Mann, welcher durch seine »Gefühle«, durch sein modisch sogenanntes »christliches Bewufstseyn« in unmittelbarer Überzeugung von (seinem) Christenthum zu leben sich beredet. Es sey! Aber wenn er von eben diesem seinem Christenthum doch zugleich auch gewifs zu seyn behauptet, dafs es das Christenthum Jesu Christi gewesen sey, so bedarf er einer von so vielen historischen, kritischen und philosophisch methodologischen Mitteln abhängigen, also sehr mittelbaren Überzeugung. Wir wollen ihm Anwendung aller dieser Mittel zutrauen. Aber wo bleibt alsdann sein Axiom, dafs mittelbare und unmittelbare Überzeugung nothwendig sich ausschliefsen? Wohl ihm, wenn er sie beide nebeneinander hat! Alsdann aber kann doch wohl auch der Denkglaubige beide nebeneinander haben und in sich vereinen?

Hoffentlich aber mit geprüfterer Zuverlässigkeit. Denn durch Gefühle kann man wohl unmittelbare Überzeugung von dem Wohlbefinden haben, welches unser Glauben in uns verbreitet. Aber beweist denn solches Wohlbefinden auch die Wahrheit des Glaubensinhalts? Haben sich nicht Millionen bis zum Enthusiasmus, bis zur Selbstaufopferung wohlbefunden durch ein unmittelbares Glauben an Götter oder Gottheitsvorstellungen, welche auch unser Kritiker für Aberglauben zu halten sich wohl nicht erwehren kann. Wollen wir in Begriffen und den dafür unentbehrlichen Worten genau seyn, so sind es »Gefühle«, die durch die fünf Sinne uns von äussern Wirklichkeiten gewifs machen, wenn wir unter diesen Wirklichkeiten das verstehen, wes in unsern sinnlichen Vorstellungen sich uns aufnöthigt und doch nicht Wirkung des Vorstellungsvermögens selbst seyn kann. Durch Gefühle werden wir also des sinnlichen Daseyns bewufst. Aber von dem Seyn Gottes können wir nie durch Fühlen gewifs werden, weil ein Ideal nur im Denken angeschaut und seine Existenz nur durch Schlüsse über seine Nothwendigkeit uns alsdann gewifs werden kann, wenn wir sein Nichtseyn als etwas, das gar nicht zu denken ist, einsehen. Aus diesem Denken des Ideals als des Vollkommenseyenden, entstehen dann »Empfindungen«! nämlich der Bewunderung, der

Digitized by Google

Verehrung, des Vertrauens etc., welche aber nicht, wie die Gefühle, aus einer sich aufnöthigenden Wirklichkeit entstehen. Empfindungen entstehen nur aus Ideen und Begriffen. Sie sind nur Wirkungen der Vorstellung, können die Wahrheit der Vorstellung vertrauend (= glaubig) voraussetzen, aber an sich nicht beweisen. Vielmehr können die Empfindungen, dafs man sich wie begeistert dadurch wohlbefinde, sehr täuschen, je nachdem die Idee, woraus sie entstehen, eine nicht von Irrthum — durch Denkglauben — gereinigte ist.

Und dies gerade ist der Punkt, auf welchem der Verein von Denken und Glauben, das heifst, Denkglaubigkeit, als so nothwendig erscheint.

Wir wollen den Kritiker nicht einmal dabei festhalten, dafs er selbst sich gewifs schämen würde, ohne Denken je geglaubt zu haben. Glauben ist jedesmal ein Fürwahrachten aus Vertrauen. Wer aber würde sich nicht schämen, vor seinem eigenen (wenngleich verdammlichen?) Verstande sich schämen, wenn er ohne Gründe des Vertrauens, das heifst, ohne Denken, vertraut hätte. Gesetzt auch, dafs unser Kritiker nur aus unmittelbar scheinenden Gefühlen christlich glaubt, so müfste er sich entweder eines sehr unbedachtsamen Vertrauens schämen, oder er mufs gedacht haben, warum und wie weit er Gefühlen zu vertrauen habe. Und selbst diese Gefühle, wenn sie nicht sinnlich, sondern unmittelbar aus geistiger Anschauung des göttlichen Ideals entstehen, sind alsdann, richtiger betrachtet, geistige Empfindungen, welche nur insofern aus dem Wahren fliefsen, als das Ideal durch prüfendes Denken als ein rein wahres zu erkennen ist.

Der Kritiker scheint sich überhaupt noch gar keinen Begriff von dem Wesentlichen der Denkglaubigkeit erworben zu haben. Er ist wahrscheinlich noch in dem Fall jenes speculativen Dogmenkünstlers, welcher einst einmal witzig zu seyn meinte, da er in der Vorrede zu seiner speculativ-wissenschaftlichen Dogmatik 1827 schrieb: »Der Denkglaubige ist ein Mann, der zu glauben denkt, und zu denken glaubt, wo es aber mit beidem = o ist!« Ebenderselbe, dem ich kein Wort antwortete, hat indefs als speculativer Leichenredner eines zweiten Christus bewiesen, dafs Denkend-glauben besser wäre als jede Anstrengung, einen Meinungsglauben in speculative Terminologien umkleiden und als überschwängliche Weisheit apotheosiren zu wollen. Denkglaubig ist, wenn wir jene Witzworte nach der

Digitized by Google

Wahrheit parodiren, vielmehr Der, welcher prüfend denkt, um richtig glauben zu können und thätig glaubt, was als glaubwürdig zu denken ist. Und eben dieses möglich beste Denken und Befolgen des Glaublichen ist der Weg, von jeder menschlich erkennbaren Wahrheit gewifs zu werden.

Wir hoffen dem Kritiker gegenüber das Geheimnifs der Denkglaubigkeit durch einige Hauptmomente wenigstens so weit offenbaren zu können, dafs in derselben nicht nur keine innere (schimpfliche) Contradiction, sondern vielmehr ihre Gründung auf die einzig möglichen menschlichen Mittel der Wahrheitsentdeckung zu erkennen ist.

Sehr falsch ists, wenn häufig der Unwissenheit der Meinungsglaubigen vorgesagt wird, der theologische Rationalismus wolle (etwa wie der philosophische Intellectualismus und Ideismus) alles durch Schlüsse, sogar durch die bloſse Logik, entdecken. Deswegen sey er eine längst widerlegte, eine verschollene Einseitigkeit. Die für irgend einen Rationalismus menschlicher Kenntnifsfächer überhaupt anwendbare Rationalität besteht als Basis des Rationalisirens vielmehr aus allen dem Menschen eigenen Vermögen, wodurch er über die wahren Verhältnisse (rationes) seiner Vorstellungen wissend d. i. gewifs zu werden sich bemühen kann. Erst der tüchtige Gebrauch aller dieser Vermögen giebt dem Bewufstseyn, das an sich leer und nur auf sich selbst gerichtet ist, den Inhalt, um ein rationales und ein christliches Bewufstseyn zu werden.

Die Denkglaubigkeit, welche alle diese Mittel gebrauchen will, um über das Wahre der Religiosität nach den vielerlei Gestalten und Erscheinungen derselben gewifs werden zu können, beginnt, so verwunderlich dies den Meinungsglaubigen scheinen mag, in der That vom Glauben. Mag man die Denkglaubigkeit noch so oft des Unglaubens verdächtigen wollen! — sie geht aus vom Glauben, ja von einem *sine qua non* des Glaubens, nämlich von festem Vertrauen auf die Gesammtheit jener in Wechselwirkung stehender Vermögen aller rationalen Menschenkinder. Wahres kann dem Menschen entweder gar nicht oder nur durch diese gewifs werden. Kann denn, selbst wenn ihm etwas aus höherer Mittheilung geoffenbart würde, kann es ihm anders als vermittelst dieser Gesammtheit seiner Vermögen offenbar werden?

Aber ebendeswegen ist mit diesem Glauben an sich selbst sogleich das Denken verbunden. Es ist selbst ei-

Digitized by Google

nes der zu stufenweiser Gewifsheit führenden Vermögen. Es wird sogleich durch des Menschen Glauben an sich selbst zum Wirken auf sich selbst und alle übrige Gemüthsvermögen mit aufgefordert. Wir können hievon das Nöthigste in Abstufungen andeuten.

Gefühle durch die Sinnesorgane sind das erste Object dieses rationalen Glaubens. Sie sind es allerdings, die uns äusserer sinnlicher Wirklichkeiten (nie aber des Nichtsinnlichen) bewufst machen. Aber sogleich und nothwendig sind sie mit dem Denken verbunden, selbst in den Feinden der Denkglaubigkeit. Ist es nicht das Denken, welches die Gefühlsvorstellungen in Begriffe verwandelt? Mufs es nicht beurtheilen, ob das Gefühlsvermögen gesund und vollständig im Auffassen sey? Mufs es nicht urtheilend verhüten, dafs nicht dem, was im Gefühl war und dadurch wahr ist, gar zu leicht ein Meinen, so wie wenn es auch gefühlt wäre, unterschoben wird? Für das Gefühl läuft die Sonne. Wer nicht mehr behauptet als dies: für mich als Sehenden läuft die Sonne! der spricht wahr. Aber das vermeintliche Urtheil über die Ursache jenes Sehens ist Jahrtausende lang, und bekanntlich auch im Kirchenglauben, wie ein Gefühl behauptet worden. Nur der Verein des Denkens mit dem Glauben an das Gefühl hat endlich klar gemacht, in welchem Sinn das Gefühl eines Jeden, und doch auch zugleich Galilei recht hat.

Wir wenden uns zum zweiten Hauptmoment. Das Bewufstwerden Unser selbst als der innersten, eigensten Wirklichkeit, sollte nie Gefühl genannt werden, weil es unmittelbar, und nicht durch Gefühlorgane, entsteht. Wir glauben — der unmittelbaren Selbstbeobachtung. Aber wie leicht glauben wir unrichtig, wenn nicht auch hier Denken und Glauben ungetrennt miteinander wirken. Träume, Visionen, plötzlich einleuchtende Gedanken-Inspirationen sind Jahrtausende lang wie gefühlt zum Bewufstseyn gekommen. Weil man sie so, wie Gefühle, für etwas auswärtsher aufgenöthigtes hielt; weil der Aufgeregte sich nicht bewufst war, selbst die Ursache davon zu seyn; so hat das so schätzbare und oft so nöthige Vermögen, sich Mögliohkeiten wie anschaulich vorzuhalten, die Phantasie, das vermeintliche Urtheil: Jene fühlbaren Zustände müssen anderswoher, also von guten oder bösen Dämonen verursacht seyn! so lebhaft mit eingeschoben, wie wenn es, und also auch die Existenz einwirkender Dämonen, unläugbar gefühlt wäre. Was anderes aber als die allmälig aus der Unterdrückung zum Wort gekommene Denkglaubigkeit des

Digitized by Google

jetzt oft misskannten vorigen Jahrhunderts hat das Gefühlte von der vermeintlichen Glaubens-Zuthat der phantastischen Scheinurtheile so gereinigt, dass die Besessene nicht mehr den kirchlichen Exorcismen verfallen, sondern dem Irrenarzt zuzuweisen sind und dass, wenn Dr. Eschenmeyer veröffentlicht, wie er stundenlang auf den Knieen betend einen nach einem Kaiserthron in der Hölle begierigen Kakodämon zu bekehren umsonst sich abgemüht, aber dabei sogar den Obersten der Satane selbst als Gegenkämpfer herbeigezogen habe, er sich dadurch, über alles Lächerliche hinaus, nur als mitleidsbedürftig darstellt.

So hat das Denken, als verständiges Beurtheilungsvermögen auf das, was aus den Vermögen des Fühlens, der unmittelbaren Selbstkenntniss und der Phantasie kommt, zu Abhaltung der Fehlurtheile (des Pseudorationalismus) gewirkt, und das, was diese Vermögen uns in Wahrheit geben, gereinigt. Denn nur der beständige Verein von Glauben und Denken gewährt »Erfahrung« = Scheidung dessen, was wirklich ist, von unterschobenen Scheinursachen.

Das dritte Hauptmoment ist für die Religiosität das wichtigste. Aus dem Vermögen, das, was um der Vollkommenheit willen werden soll, klar und idealisch zu denken, das ist, aus der vom Verstande wohl zu unterscheidenden Vernunft fliesst vorerst die reine Rechtschaffenheitslehre (Ethik). In eben diesem Vermögen aber, wodurch das Ich Vollkommenheitsideen denkt, ist auch die Möglichkeit, Gott als ein vollkommenes Wesen zu denken und dadurch die Gewissheit, dass ein vollkommenes Wesen nicht anders als vollkommentlich seyend zu denken ist, gegründet. Dieses idealische Vermögen, die Vernunft, zeigt demnach der Religiosität nicht nur das ächte Mittel der Gottverehrung, die Geistesrechtschaffenheit, sondern sichert ihr auch die denknothwendige Überzeugung von ihrem übermenschlichen Object, von einem wahrhaften Gott. Durch sie hat die Religiosität, als das denkende Wollen, mit dem vollkommenen Wesen in geistiger Harmonie zu seyn, vorerst das Ideal und dann Gewissheit von dem vollkommenen Seyn desselben durch die Undenkbarkeit seines Nichtseyns. Denn wie wäre ein Nichtseyn als Inbegriff aller Vollkommenheit denkbar? Das von der Bibel vorausgesetzte Glauben des göttlichen Seyns ist demnach nur durch die Denkglaubigkeit, d. i. durch Vereinigung des Vernünftigdenkens mit dem Glauben zu begründen.

Rein aber wird alle Religiosität nur, wenn nicht Unvollkommenheiten, wie nur allzu oft geschieht, unter dem Schein von

Digitized by Google

Vollkommenheitsideen in eben das Wesen hineinphantasirt werden, mit welchem der Religiöse um der Vollkommenheit willen in Harmonie stehen soll und will. Daher muſs, wie alles Gefühlte, geistig beobachtete und als möglich phantasirte, so auch jede Vollkommenheitsidee dem Denken als der Urtheilskraft zur Prüfung, ob es in Wahrheit in die Classe der Vollkommenheiten zu setzen sey, untergestellt werden.

Weil dann — und dies ist das vierte Hauptmoment — Vollkommenheiten nicht ohne Empfindungen des Bewunderns u. s. w., wie schon oben bemerkt ist, betrachtet werden können, so entstehen nun, wenn die Vermögen der menschlichen Rationalität bis dahin zusammenwirken, allerdings die lebendigsten, begeisterndsten Empfindungen aus den uns erreichbaren Vollkommenheitsideen, das ist, aus dem Vernunftvermögen. Aber rückwärts können die Empfindungen nicht die Wahrheit der Idee beweisen. (Es giebt Empfindungsgedichte über Mohammed, wie sie nie mit mehr Begeisterung von Christen empfunden und gedichtet wurden. Und mit dem Aberglauben, als Scheinvernunft oder Phantasieproduct sind oft die überwiegendsten Empfindungen wirksam gewesen.) Die Empfindungen selbst vielmehr müssen, wie die Ideen, dem Urtheilsvermögen vorgehalten werden, wodurch das von dem Allvollkommnen nur scheinbar denkbare (das Pseudorationale transcendenter Phantasiebilder) weggeräumt wird.

Mehr als die Hälfte der Unrichtigkeiten in theologischen und religionsphilosophischen Systemen entstand und erhält sich nur dadurch, daſs Nichtvollkommenheiten auf Gott übergetragen und um der daraus entstandenen Empfindungen willen geglaubt (= im Vertrauen — nicht auf Gottes Wort, sondern — auf die Ausdeuter wahrgeachtet) werden.

Die letzte Stufe deswegen ist, daſs die Denkglaubigkeit sich selbst die Frage macht, ob sie, da sie, als Vernunft, von dem Seyn des vollkommenen Wesens gewiſs ist und in dessen Verehrung durch das rechtschaffene Streben nach wahrer Vervollkommnung selig zu seyn empfindet, sich selbst auch zu erklären vermöge: auf welche Weise der gewiſs-seyende Allvollkommene wirke? Und hier ist die einzig mögliche Antwort: So gewiſs das Seyn des Allvollkommnen ist, und so gewiſs er also auch in vollkommener Weise wirkt, so gewiſs ist es auch, daſs wir, die Nichtvollkommenen, die Art seines Wirkens, gerade weil es ein vollkommenes seyn muſs, nicht in unsre Begriffe fassen können. Auf dieser Stufe des vernünftigen Wissens von dem Seyn des Vollkommenen wird demnach die Überzeugung, daſs er auf

vollkommene, aber für uns unerkennbare Weise sey und wirke, ein — Glauben, das ist, ein aus Vertrauen auf die Vernunftgewifsheit von dem Vollkommentlich-seyenden fliefsendes Wahrachten.

Nur annäherungsweise wissen können wir, dafs jenes vollkommene Wirken gewifs nicht weniger als unser vollkommenstes seyn kann. Dies aber ist unsre Geistigkeit = unser Wissen und Wollen, worin wir, aber durch ein oft unterbrochenes Bewufstseyn, leben. Das Äusserste unsrer religiösen Gränzlinie ist daher das ächtchristliche: Gott ist ein Geist! ein vollkommener Geist, der nie ohne vollkommenes Bewufstseyn, nie ohne vollkommenes Wissen und Wollen und Wirken seyn kann. Und so schliefst sich das möglichbeste Wissen und Empfinden des Denkglaubigen im Vernunft-Glauben, wie es überhaupt in allem Wifsbaren vom Glauben an seine zum Wahrheit-Entdecken stufenweise tüchtigen Vermögen ausgeht. Bis zur Vernunftgewifsheit steigt die Überzeugung, dafs das Vollkommendenkbare vollkommentlich ist (perfecto modo existit). Vernunftglauben aber müssen wir es nennen, dafs eben das Vollkommenseyende, wissen wir gleich nicht wie? — unendlich weit mehr ist, als wir zu wissen und auszudeuten vermögen.

Aber eben dieses aus dem Vernünftigdenken entspringende Glauben der Unbegreiflichkeit des göttlichen Vollkommen-Wirkens verwahrt den Denkglaubigen, auch nur versuchsweise den alten Autoritäten folgen und die Dogmatik mit den an so viel Streit erinnernden Bestimmungen von Schöpfung, Vorherbestimmung, Wunderwirkung, Dreipersönlichkeit u. dgl. als mit den gewagtesten Pseudorationalismen füllen zu wollen. So *high reasoning* hat im verlornen Paradies Milton nur seine Kakodämone dargestellt.

Auszuführen, wie nun ferner dieses kurz entworfene Denkglaubigkeitssystem sich mit dem historischen und in seinem historischen Christus doch religiös idealischen Urchristenthum innig vereinige, fehlt hier der Raum. Des Rec. Aufgabe war, dem Kritiker um der Sache willen darzuthun, dafs die Denkglaubigkeit der dreist hingeworfene Vorwurf einer Contradictio in adjecto nicht berühre; dafs vielmehr, wenn irgend etwas dem Menschen zur menschlichen Entdeckung des Wahren für die Religiosität hinreichen kann, dieses die Methode der Denkglaubigkeit ist, weil sie durch vereinte Anwendung aller menschlichen Vermögen von sinnlichem Gefühl, Selbsterkenntnifs, Begriffsverstand, Phantasie für das Mögliche, Vernunft für das Idealischgöttliche zu gottandächtigen Geistesempfindungen und zu einem die dogmatische Polemik abschneidenden, gereinigten Vernunftglauben

Digitized by Google

aufsteigt, überall aber die geregelte Urtheilskraft zur berichtigenden Führerin nimmt. Möge jedes System nach eben so vieler innerer Consequenz, möge es aber überdies auch nach gleicher Festigheit des Princips trachten, da sonst selbst der Irrthum sehr consequent gestaltet werden kann.

Auf diese Begründung der wichtigen, ja heiligen Hauptsache zurückblickend, kann ich nicht anders als nur sehr ungern auch noch die dreiste »Verläumdung« rügen, welche der mysteriöse Kritiker meinem Namen anzuhängen gewagt hat. Sein unbedachtes Urtheil über die Denkglaubigkeit will er mit dem Stichwort eingeleitet haben: »Paulus, der Vertheidiger der Gutzkow'schen Sinnlichkeitsreligion.« Als ein Mann, der seit mehr als 40 Jahren öffentlich und Vielen bekannt geworden ist, darf ich laut fragen: Ist unter allen, die mich oder meine Schriften kennen, auch nur Einer, der es für möglich hält, dafs ich Vertheidiger einer Sinnlichkeitsreligion geworden sey? Der anonyme Kritiker wirft also jene Infamie entweder aus unglaublicher Unkenntnifs auf mich, als Denkglaubigen, oder aus — — — Aber wie? Ist denn in majorem gloriam credulitatis alles gegen einen Nichtmystiker erlaubt, wenn man sich nur auf alle Fälle durch Glauben an einen überschwänglich genügenden Sündenbüfser zu decken weifs?

Ohne irgend Einen von dem angeblichen jungen Deutschland zu kennen, schrieb ich, weil die Denunciation, dafs ein Roman, dessen Personen zwar viel Anstöfsiges wagen, aber auch als eben dadurch sich selbst verderbend enden, auf eine nur durch unerhörte Verbote vertilgbare Weise verführerisch sey, als erstes Beispiel einer trügerischen, der ganzen Literatur gefährlichen Denunciation zu wirken drohte. Ich schrieb, während alles eingeschüchtert schien, aus gegründetem Vertrauen auf die Gerechtigkeitspflege unsers Landes, und weil ich die Erinnerung für zeitgemäfs hielt, dafs nicht das Verbieten, sondern das den Schein auflösende Widerlegen und freimüthige Berichtigen die Ansteckung durch Irrthümer verhüte. Ich schrieb, weil der übermäfsige Gesetzmacher, Justinian, dem Christenthum durch das Verbrennen der Einwürfe von Celsus, Porphyrius, Hierokles etc. noch gröfseren Schaden gethanhat, als durch das vergängliche Gewaltgebot, das nur auf den Patriarchatsstühlen von Rom und Alexandria die ewige Glaubenstheorie throne.

Nov. 1837. *Dr. Paulus.*

Digitized by Google

Élémens de droit naturel privé, par le Dr. J. M. Bussard, Professeur de droit naturel et de droit civil (in Freiburg) *etc. Fribourg en Suisse.* 1836. 319 *S.* 8.

Die Schrift des Herrn Prof. Bussard ist ein Versuch, die Wissenschaft des philosophischen Rechts (mit Ausschluſs des Staats- und des Völkerrechts) in dem Geiste darzustellen, in welchem sie von deutschen Schriftstellern bearbeitet wird. »Parmi les modernes, sagt der Vf. in der Vorrede, »les philosophes de l'Allemagne ont le plus contribué aux progrès de cette science. (Depuis quarante ans,« setzt er in einer Anmerkung hinzu, »la science du droit a fait en Allemagne de continuels progrès; vers 1790 elle eut sa révolution, dont les résultats se développent encore aujourd'hui. Il est donc naturel de demander à l'Allemagne des enseignemens, de s'enquérir et de profiter de ses travaux, dût-on encourir le reproche de *germarisme*.) J'ai consacré à l'examen de leurs systèmes, fort peu connus en France, un tems considérable. Plus les principes généraux acquéraient de clarté et de solidité dans mon esprit, plus je m'affermissais dans la conviction que le Droit Naturel, législation commune à tous les hommes, ne doit pas reposer sur des hypothèses hasardées, sur des abstractions qui ne sont à la portée que d'un petit nombre de personnes; je m'arrêtai à un principe sur lequel chacun est en mesure de raisonner; pour base de mon système j'adoptai l'égalité primitive de tous les hommes.« So wie daher der Vf. das Recht scharf von der Moral und von der Politik sondert, so nimmt er auch überall auf das positive Recht — auf das römische und auf das französische bürgerliche Recht — Rücksicht.

Man darf diesen Versuch im Allgemeinen gewiſs einen gelungenen nennen. Der Vortrag ist klar, dem Gegenstande angemessen. (Doch dieses Lob theilt der Vf. fast mit allen französischen Schriftstellern.) Auch gegen die Ordnung, in welcher die einzelnen Lehren auf einander folgen, dürfte sich nichts Erhebliches einwenden lassen. Über mehrere einzelne Behauptungen des Vfs. werden zwar die Meinungen getheilt seyn. Aber, wenn es selbst im positiven Rechte nicht an dissensionibus Doctorum fehlt, so kann daran noch weniger im philosophischen Rechte ein

Digitized by Google

Mangel seyn. Der schwächste Theil der Schrift möchte jedoch der seyn, der von dem Rechte der Menschen in Gesellschaften handelt. Ref. wird auf diesen Theil unten zurückkommen. Jetzt zuvörderst eine kurze Anzeige des Inhalts der einzelnen Abtheilungen der Schrift.

Einleitung. §. 1—38. — Hier handelt der Vf. von dem Begriffe, von dem Grundsatze, von den Eintheilungen, von der Geschichte des Naturrechts, von dem Verhältnisse dieser Wissenschaft zu andern ihr verwandten Wissenschaften. Er versteht unter dem droit naturel das philosophische Recht überhaupt, (also nicht blos, wie mehrere deutsche Schriftsteller, das Recht der Menschen im Stande der Natur.) »L'ensemble des règles,« sagt der Vrf. §. 19, »qui constituent le système de modération qui doivent suivre les hommes dans leurs rapports mutuels, s'appelle *Droit Naturel* ou *jurisprudence philosophique.*« Der Grundsatz dieser Wissenschaft ist: »Chacun a droit à toute action extérieure, qui n'est pas contraire au système de modération que la raison enseigne aux hommes, pour régler leurs rapports mutuels.« (Auf Deutsch: Der Mensch hat seine äussere Freiheit auf die Bedingungen zu beschränken, unter welchen sie mit der äusseren Freiheit aller andern Menschen bestehen kann.) — Das Recht ist entweder Privatrecht oder öffentliches Recht. (§. 37.) Denn: »Le Droit Naturel traite des règles que les hommes doivent suivre les uns envers les autres, dans l'exercice de leur liberté extérieure. Cette liberté peut être exercée entre individus, abstraction faite de l'organisation de l'Etat. La partie du Droit Naturel qui règle ces rapports s'appelle *Droit Naturel Privé.* Après avoir formé l'association civile, les hommes ont certaines règles à observer, non seulement envers chaque citoyen considerée individuellement, mais encore envers tous les citoyens réunis, considérés comme formant un Etat. Les principes qui servent à déterminer ces derniers rapports sont l'objet du *Droit Public Interne.* Un Etat a des relations avec d'autres Etats, ou avec des individus qui lui sont étrangers. L'ensemble des lois qu'enseigne la raison pour fixer ces rapports s'appelle *Droit des Gens.*« — Die vorliegende Schrift beschränkt sich auf den Vortrag des Privatrechts. Der Vf. verspricht, das öffentliche Recht in einer andern Schrift folgen zu lassen. — Anfangsgründe des philosophischen Privatrechts. Erster oder allgemeiner Theil. §. 39—89. Hier ist die Rede von den verschiedenen Arten der Rechte und Rechtsverbindlichkeiten;

Digitized by Google

von der Ausübung der Rechte, von den Hindernissen, die sich derselben entgegenstellen, (oder von den Rechtsverletzungen;) von den Gewährleistungen gegen diese Hindernisse; von dem Umfange und von der Dauer der Rechte. — Zweiter oder specieller Theil. Erste Abtheilung. Von dem Rechte des Menschen, wenn und wiefern er nicht in gesellschaftlichen Verhältnissen steht. (Droit naturel extra-social.) Erste Unterabtheilung. Absolutes Naturrecht. (Droit nat. absolu.) §. 90 124. Von den ursprünglichen Rechten des Menschen in Beziehung auf seine Organe, seine intellektuellen und moralischen Anlagen. Zweite Unterabtheilung. Abgeleitetes Naturrecht. (Droit nat. dérivé.) §. 125—300. Von dem Eigenthum; von den verschiedenen Arten, wie das Eigenthum erworben wird; von dem Erbfolgerechte; von den Verträgen, ihren verschiedenen Arten u. s. w. (Der Dienstbarkeiten und Unterpfänder gedenkt der Vf. nur gelegentlich.) — Zweite Abtheilung. Von dem Rechte des in gesellschaftlichen Verhältnissen stehenden Menschen. (Droit nat. des sociétés.) Erste Unterabtheilung. Von Gesellschaften überhaupt. §. 301—330. Ref. kann den Inhalt dieses Abschnitts so charakterisiren: Der Vf. trägt die Grundsätze, welche von dem Staatsvereine gelten, wenn man diesen (z. B. mit Rousseau) auf einen Vertrag gründet, auf Gesellschaften überhaupt über, mit andern Worten, das allgemeine Gesellschaftsrecht des Vfs. ist die Vertragstheorie des Staatsrechts. Der Verf. schliefst diesen Theil so: »Ces règles sont applicables à toutes les sociétés en géneral; mais il y a certaines sociétés privées qui ont un caractère particulier, et qui, reposant sur l'inclination et sur la conviction, rendent inefficace (?) l'emploi coercitifs auxquels on a ordinairement recours, pour forcer l'accomplissement de l'obligation conventionnelle. Il est nécessaire de traiter spécialement de ces sociétés. — In der zweiten und in der dritten Unterabtheilung (§. 331—373) handelt nun der Vf. von diesen Gesellschaften d. i. von der ehelichen Gesellschaft und von der Kirche.

Wie schon angedeutet worden ist, möchte dieser Abschnitt der Schrift oder das Gesellschaftsrecht des Vfs. am wenigsten auf haltbaren Grundlagen beruhen. Kann man wohl das, was von dem Staatsvertrage gilt, (wenn man anders den Staat auf einen Vertrag gründen kann oder will,) auf Gesellschaften überhaupt übertragen? Ist das Verhältnifs zwischen Ehegatten, so wie das zwischen Eltern und Kindern, nach den Grundsätzen des Gesellschaftsrechts zu beurtheilen? Ist die Kirche, vorausgesetzt, dafs

Digitized by Google

man sie als eine Gesellschaft (und nicht als eine civitas dei) betrachtet, in rechtlicher Hinsicht von irgend einer andern Gesellschaft verschieden? — Vielleicht würde der Vf. zu andern Resultaten gelangt seyn, wenn er sich nicht gescheut hätte, die Idee des Naturstandes in die Wissenschaft des philosophischen Rechts aufzunehmen und in derselben zu verfolgen. (Wahrscheinlich rechnete er diese Idee zu den hypothèses hasardées und zu den abstractions qui ne sont à la portée que d'un petit nombre de personnes.) Dann würde er vielleicht gefunden haben, dafs man nicht das Verhältnifs, in welchem die Menschen als Einzelne zu einander stehen, dem Verhältnisse unter den Mitgliedern einer Gesellschaft, sondern dafs man das Verhältnifs, in welchem der Mensch sein eigner Herr in Sachen des Rechtes ist, dem Verhältnisse, in welchem der Mensch einer Gewalt, der Staatsgewalt, zu gehorchen hat, entgegenzusetzen habe.

Zachariä.

Études de droit public, par G. F. Schützenberger, Docteur en droit. Paris und Strafsburg, bei Levrault. 235 S. 8.

Der Titel der hier anzuzeigenden Schrift entspricht nicht ganz ihrem Inhalte. Die Schrift enthält eine Untersuchung über die höchsten Grundsätze des Rechts, eine Kritik der Grundsätze, aus welchen bisher die Rechtswissenschaft d. i. die Wissenschaft des philosophischen Rechts abgeleitet worden ist, den Versuch, dieser Wissenschaft eine neue Grundlage zu geben.

Inhaltsanzeige: I. *Du droit considéré comme une faculté d'agir.* Das Recht ist in diesem Sinne »la faculté d'agir déterminée par la loi et garantie par un pouvoir qui en assure l'efficacité.« — II. *Du droit comme synonyme de la loi, et de la science des lois.* Begriff, Arten der Gesetze. Die Haupteintheilung der Gesetze, die in physische und moralische Gesetze hat ihren Grund in dem Wesen des Menschen. Die letzteren sind wieder entweder ethische (Tugend-) oder Rechts-Gesetze. »Le droit, considéré comme une faculté d'agir, est le produit de la loi; et la loi, ou l'ensemble des lois comme synonyme du droit, est la cause déterminante des facultés d'agir, envisagées sous le point de vue juridique. Le rapport de ces expressions est celui d'une cause à son effet et d'un effet à sa cause. — III. *De l'essence du droit.* Hier spricht der Vrf. von der Verschiedenheit der Staatsverfassungen, in wie fern sie für die Gerechtigkeit der Gesetze d. i.

Digitized by Google

für die Einsicht und Unpartheilichkeit (oder den guten Willen) derer Gewähr leisten, von welchen die Gesetze ausgehen. (Hätte nicht dieser Abschnitt der letzte des Buches seyn sollen?) — IV. *Du juste et de l'injuste*; Darstellung und Kritik der Ansichten Anderer über den obersten Grundsatz oder Maſsstab des Rechts. Hier mustert der Verf. nach der Reihe folgende Meinungen und Theorieen: Das Recht ist das Gesetz, welches die Stärkeren in ihrem Interesse den Schwächeren vorgeschrieben haben; — das ist recht, was Geselligkeit unter den Menschen möglich macht, (H. Grotius,) — was das moralische Gefühl für recht hält, — was dem gemeinen Nutzen entspricht; — endlich die Kantische Theorie. — V. *Analyse, Synthèse, Hypothese.* Der Abschnitt enthält eine Fortsetzung der in dem unmittelbar vorhergehenden angefangenen Erörterung, die Darstellung und Beurtheilung der Systeme Spinoza's, Fichte's, Schelling's und Hegel's, bei welcher jedoch der Vf. mehr die Grundlagen dieser Systeme, als die Folgerungen, die sich aus denselben für die Aufgabe der Rechtswissenschaft ergeben, ins Auge faſst. — VI. *Synthèse anthropologique du Droit*, das eigene System des Vfs. »L'homme n'est *lui* que par l'ensemble organique de ses facultés; il demeure lui-même, il reste un, indivisible au milieu de la varieté. L'idée de sa *personnalité* est le résultat le plus élevé de la synthèse anthropologique. — — Le rapport juridique est le rapport d'une personnalité à une ou plusieurs autres personnalités. La loi fondamentale de la personnalité sera par conséquent le principe suprême de droit. — — La loi fondamentale de la personnalité est donnée avec son idée; nous la formulons ainsi: *Le développement libre et complet de la personnalité.*« Die Verwirklichung dieses Gesetzes hängt wesentlich davon ab, daſs der Mensch seine Seelenkräfte in denjenigen Einklang mit einander setzt, welcher der Bestimmung und der Stufenfolge dieser Kräfte entspricht, (daſs er, wie man wohl denselben Satz gemeinfaſslicher ausdrücken kann, so handelt, wie ihm Pflicht und Gewissen zu handeln gebieten.) Jedoch, »l'état social étant l'état de nature de l'homme, il en résulte que sa personnalité ne se développe d'une manière libre et complet que par ses rapports avec d'autres personnalités. L'association sera donc la seconde conditions de la loi fondamentale que la synthèse nous a fourni.« Wäre ein jeder einzelne Mensch das, was er zu Folge jenes Grundgesetzes (oder nach den Gesetzen der Moral) seyn sollte, so würden die unter den Menschen bestehenden geselligen Verhältnisse aufhören, Rechts-

Digitized by Google

verhältnisse zu seyn, so würde es nicht des Staates bedürfen. Umgekehrt, wenn jenes Gesetz allgemein unwirksam wäre oder von Allen verkannt würde, so würde ein fortdauernder Kriegszustand die Folge von diesem allgemeinen moralischen Verderben seyn. Jedoch in der Wirklichkeit tritt ein anderes Verhältnifs ein; das Grundgesetz der menschlichen Handlungen wird, wenn auch nicht von Allen, doch von einem Theile der Menschen geachtet und befolgt. Unter diesen Umständen nun ist ein rechtliches Verhältnifs unter den Menschen, ist ein Staatsverein einerseits ein Bedürfnifs und andererseits eine Möglichkeit. »L'homme a, du reste, un penchant naturel à s'intéresser au droit du plus faible; il arrivera que la majorité de la société, étant étrangère aux moyens qui provoquent le conflit, interposera sa volonté pour faire respecter dans l'individu lésé ce que chacun désire qu'on respecte en lui même. L'intelligence et la volonté sociale suppléeront ainsi à l'impuissance de la volonté et de l'intelligence individuelles. L'autonomie sociale et juridique se substitue à l'autonomie individuelle et morale, et la *société* se transforme en *Etat*. L'origine de l'autonomie sociale indique qu'elle ne s'étend pas à tous les rapports; elle ne règle que ceux qu'elle a intérêt à régler, et ne s'attache qu'aux conditions essentielles à l'existence et au développement des personnalités réunies en société. La nature des rapports dans lesquels la personnalité se trouve avec d'autres personnalités et avec les choses, explique aussi la nature de ces conditions. Il suffit de rappeler ces rapports et de les classer, pour y trouver le programme complet du Droit dans tous ses développements.« Der Vf. wendet sodann diese allgemeinen Sätze auf die einzelnen und besonderen Verhältnisse an, in welchen der Mensch zu seinen Mitmenschen steht.

Es ist hier der Ort nicht, die Originalität oder die Richtigkeit der von dem Vf. gegebenen Deduction der Rechtswissenschaft zu prüfen. Wie aber auch in der einen oder in der andern Hinsicht das Urtheil über die Schrift ausfalle, allemal wird man dem Vf. nicht das Zeugnifs versagen, dafs er durch seine Arbeit einen rühmlichen Beweis von seinem Scharfsinn und von seiner Bekanntschaft mit der Literatur seines Fachs gegeben habe. Für das französische Publikum wird die Schrift, da sie sich über die rechtsphilosophischen Schriften deutscher Schriftsteller ausführlich verbreitet, noch ein besonderes Interesse haben.

Zachariä.

Digitized by Google

M. Tullii Ciceronis Opera quae supersunt omnia ac deperditorum fragmenta recognovit et singulis libris ad optimam quamque recensionem castigatis, cum varietate Lambiniana MDLXVI, Graevio Garatoniana, Ernestiana, Beckiana, Schuetziana ac praestantissimarum cujusque libri editionum integra, reliquae vero accurato delectu brevique adnotatione critica edidit Jo. Casp. Orellius. Volumen VI. continens Onomastici Tulliani Partem primam. Turici, typis Orellii, Fuesslini et Sociorum. MDCCCXXXVI. Vol. VII. u. VIII. — MDCCCXXXVII. u. XXXVIII.

Auch mit dem andern, gegenüberstehenden Titel:

Onomasticon Tullianum continens M. Tullii Ciceronis Vitam, historiam literariam, indicem geographicum et historicum, indicem legum et formularum, indicem Graeco-Latinum, fastos consulares. Curaverunt Jo. Casp. Orellius et Jo. Georgius Baiterus, professores Turicenses. Pars I. (typis etc. wie oben) 492 S. Pars II. (oder Vol. VII.) 658 S. Pars III. (oder Vol. VIII) XIV und 448 CCXLVIII S. in klein 4.

Ref. zeigt hier ein Werk an, das deutscher Wissenschaft in jeder Hinsicht Ehre macht, ein Werk mühsamer Forschung, gediegenen Fleifses und unermüdlicher Ausdauer, zunächst, wie auch der eine Seitentitel beweist, bestimmt als Zugabe zu der Gesammtausgabe der Werke Cicero's zu dienen, gleich dem vorausgehenden fünften Volumen, in welchem die verschiedenen alten Erklärer Cicero's oder vielmehr deren Reste sich vollständigst vereinigt finden (s. diese Jahrbb. Jahrg. 1833. S. 301 ff.); doch aber auch zugleich als ein selbständiges Werk zu betrachten, das in seinem reichen Inhalte nicht blos für Cicero, sondern für einen Haupttheil der römischen Literatur eben so wichtig als nützlich ist. Nachdem Ref. seiner Zeit von dem fünften Volumen (a. a. O.) Bericht erstattet, so versäumt er nicht, nun, da die einzelnen Theile des sechsten Bandes nach einander erschienen sind und somit das Ganze in seiner Vollendung vorliegt, auch von dem Inhalte dieses Volumen den Lesern dieser Blätter Kenntnifs zu geben und die einzelnen Bestandtheile dieses reichen Schatzes näher zu durchgehen.

P. I. beginnt mit einem erneuerten und mehrfach berichtigten, auch hie und da mit einzelnen Noten versehenen Abdruck der 1564 zu Köln und in einer durch Heusinger besorgten Ausgabe 1727 zu Büdingen erschienenen, für Cicero's Lebensumstände nicht unwichtigen Schrift: *M. Tullii Ciceronis Historia per consules descripta et in annos LXIV distincta per Franciscum Fabricium Marcoduranum.* Die Noten des Herausgebers liefern einzelne Berichtigungen oder Ergänzungen; so z. B. um nur Eins anzuführen, S. 108 und 109 über Cicero's angebliches Grabmal auf

der Insel Zacynth, worüber Ref. auch Kruse, Hellas II, 2. p. 430 ff. zu vergleichen bittet, oder eine weitere daran sich knüpfende Verweisung »De Ciceronis imaginibus« auf Visconti's Iconographie. Bekanntlich ist gerade über diesen Punkt, d. h. über die uns noch erhaltenen bildlichen Dsrstellungen Cicero's unter den Archäologen ein Streit, der es fast zweifelhaft macht, ob wir überhaupt ächte Darstellungen und Abbildungen Cicero's noch besitzen, während manche der bis jetzt dafür gehaltenen Darstellungen offenbar für falsch und untergeschoben anzusehen sind. Visconti sucht insbesondere die Ächtheit der schönen,. ehedem der Familie Mattei angehörigen, jetzt wie wir hören in England bei dem Herzog von Wellington befindlichen Büste des Cicero gegen Sanclemente u. A. darzuthun. So findet sich in dem Museum Chiaramonti Nr. 523 eine Büste des Cicero, in der man Ähnlichkeit mit Cicero's Bildnifs auf einer Münze der Stadt Magnesia in Lydien hat finden wollen, während andere dieses Bildnifs keineswegs für ähnlich und für einen Cicero, sondern für einen Augustus halten wollen, so dafs dann die Aufschrift der Münze nicht auf den berühmten Redner, sondern auf Marcus Cicero, den Sohn, der auch Proconsul in Asien gewesen, zu beziehen wäre. Vgl. Beschreibung von Rom II, 2 Beil. p. 8. und eine Schrift, die Ref. aber nur aus Anführungen kennt: Sanclementius: De numo M. Tullii Ciceronis a Magnatibus Lydiae cum ejus imagine signato. Rom. 1805. 4. Auch in der Münchner Glyptothek befindet sich jetzt eine schöne Büste Cicero's. S. Klenze Beschreibung S. 190 Nr. 224.

Nun folgt S. 110 ff.: *Memorabilia Vitae Ciceronis per annos digesta a Schuetzio atque emendata a Leonardo Usterio Prof. Bernensi*, eine recht brauchbare und nützliche Zusammenstellung der Hauptereignisse im Leben Cicero's, genau nach den einzelnen Jahren vor Christus, denen die entsprechenden von Erbauung der Stadt und von Cicero's Lebensjahren beigefügt sind. Die schöne Stelle des Vellejus II, 66. über Cicero und dessen oratorischen Ruhm ist am Schlusse noch hinzugesetzt. Daran schliefst sich unmittelbar S. 131 ff.: *Tabulae Kalendarium Romanorum vetus quale fuit ab u. c. 691 usque ad A. U. 709 comparantes cum forma anni Juliana. Ad illustrandas Ciceronis epistolas composuit M. Guilielmus Ferdinandus Korb.* Ein vollständiger Kalender vom 1. Januar des Jahres 690 (oder vor Chr. 63) bis zum letzten December des Jahres 709 (oder 45 vor Chr.), wobei jedem einzelnen Tage des Römischen Kalenders der entsprechende des Julia-

nischen Kalenders beigefügt ist; eine eben so höchst mühsame als verdienstliche Arbeit, indem so in dem Zusammenhang des Ganzen es allein möglich werden wird, über einzelne Bestimmungen und Angaben von Tagen, die doch für die Geschichte von so grofser Wichtigkeit sind (man denke z. B. bei Cicero nur an die Catilinarischen Reden und die vielbestrittene Bestimmung der Tage, auf welche sie fallen, oder an so viele Briefe Cicero's), zu sicherer Gewifsheit zu gelangen. Der Verf. hat sich dabei nach der Varronischen Ära gerichtet, wornach Cicero's Consulat auf 691 u. c. fällt, das nach der Catonischen, der z. B. Schütz folgt, auf 690 kommt; es ist daher am Schlusse noch eine besondere Zusammenstellung der einzelnen Jahre nach diesen beiden Ären gegeben, und vorher noch eine besondere, vergleichende Zusammenstellung der einzelnen Römischen Monate mit den heutigen nach derselben Julianischen Rechnung. Wir wollen aus dem einleitenden Vorwort, in welchem der Vf. seine ganze Berechnungsweise nach ihrer Grundlage auseinandergesetzt hat, nur die gewifs wahren Schlufsworte mittheilen: »Attamen res est non solum taedii ac laboris plenissima, sed etiam propter antiquam mensium formam (plerique enim menses ante Caesarem unde tricenis diebus constabant) difficilis et errori obnoxia, quotiescunque in Cicerone aliove illius temporis scriptore diem ad veteris Kalendarii normam compositum inveneris, eum ad anni formam Julianam reducere. Itaque mihi opere pretium facturus videbar, si ipse illum laborem in me susciperem et mea qualicunque opera id efficerem, ut qui Ciceronis epistolas legerent, sine molestia et erroris periculo veram dierum rationem invenire possint.«

Von S. 193 bis 478 folgt: *Index Editionum scriptorum M. Tullii Ciceronis.* Hier ist ein Verzeichnifs aller Ausgaben, aller Übersetzungen, aller in irgend einer Weise auf Cicero bezüglichen Schriften gegeben, dessen gewaltiger, mit keinem ähnlichen Verzeichnisse der Art, auch nicht mit dem neuesten, sonst ziemlich genauen in Schweiggers Handbuch der classischen Bibliographie, nur einigermafsen zu vergleichender Umfang auf mehreren hundert Seiten bei dem gröfsten Format und mäfsigen Druck schon einen Begriff geben kann von der ungeheuern Masse, die hier verzeichnet ist, und, da jeder Tag irgend etwas Neues bringt, nicht einmal als abgeschlossen betrachtet werden kann. »Res est infinita neque unquam fortasse nisi a compluribus bibliographis perfici poterit« lesen wir in dieser Beziehung in dem Vorwort des dritten Theils, und unterschreiben es gerne aus eigener Er-

fahrung, in ähnlichen, obwohl minder schwierigen Versuchen hinreichend von der Unmöglichkeit überzeugt, in solchen Dingen absolute Vollständigkeit erreichen zu können, wenn sie auch gleich als höchste Aufgabe immer gestellt werden soll. So wird es denn auch nicht befremden, wenn zu diesem bibliographischen Verzeichnisse später P. III. p. 344 ff. ein Nachtrag unter der Aufschrift *Analecta* sich findet, der insbesondere über manche ältere Ausgaben beachtenswerthe Nachrichten und Nachträge enthält, grofsentheils aus der Feder eines unserer ausgezeichnetsten Bibliographen, des Herrn Diaconus Bardili zu Urach, oder wenn selbst zu diesem Nachtrag in dem Vorwort des dritten Theils eine weitere und dritte Nachlese nachfolgt. Einzelnes ergänzen oder berichtigen zu wollen, wäre wahrhaftig hier nicht an seinem Orte, wo es in der That auffallen müfste, wenn bei tausenden von Büchertiteln nicht ein oder das andere Versehen sich eingeschlichen haben, oder irgend eine Schrift (wie z. B. die oben angeführte Abhandlung von Sanclemente) übersehen seyn sollte, so bewundernswürdig auch die Sorgfalt und Genauigkeit ist, mit welcher Alles gesammelt und geordnet worden ist. Alle Ausgaben, die irgend einen kritischen Werth besitzen, sind durch ein vorgesetztes Zeichen kenntlich gemacht, auch die verschiedenen Grade der gröfseren oder geringeren Seltenheit einer Ausgabe durch beigesetzte Buchstaben bezeichnet; bei wichtigen Ausgaben finden sich nicht selten Urtheile über Charakter und Werth, namentlich in kritischer Hinsicht beigefügt, durch welche es uns nun möglich seyn wird, mit der Zeit zu einer umfassenden Geschichte der Kritik und der kritischen Behandlung des Cicero (gewifs ein recht wünschenswerthes Unternehmen, dem hier vielfach vorgearbeitet ist) zu gelangen. Die Anordnung der einzelnen hier aufgeführten Schriften ist folgende: zuerst die Gesammtausgaben des Cicero, dann die Orationes, und hier wieder zuerst die Gesammtausgaben, dann die zahlreichen Orationes selectae, und dann erst die Ausgaben einzelner Reden, und zwar nach der alphabetischen Folge derselben; die Ausgaben selbst sind immer nach der Zeit ihres Erscheinens aufgeführt; dann folgen die Briefe und darauf die philosophischen Schriften, wobei dasselbe Verfahren wie bei den Orationes beobachtet ist. An diese schliefsen sich die Aratea und dann die Fragmenta an; den Beschluss machen: Scripta Ciceroni supposita, und darauf das Verzeichnifs der Chrestomathien. Nicht minder zahlreich sind die nun der Reihe nach aufgeführten Übersetzungen, zuerst die in älterer Zeit

von einzelnen Schriften veranstalteten griechischen, dann die deutschen und die in andern Sprachen des neueren Europa's, bis auf die ungarischen herab. Noch zahlreicher aber ist das Verzeichnifs der in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Erläuterungsschriften: *Scripta Ciceronem illustrantia* von S. 424 an bis S. 477! wozu dann noch die oben bemerkten Nachträge im dritten Theil kommen. So ist nun durch die unermüdete, unverdrossenste Thätigkeit der Herausgeber ein ungeheures, aber wohlgeordnetes und gesichtetes Material für Cicero, seine Schriften wie sein Zeitalter zusammengebracht, und eine Bibliotheca Tulliana geschaffen, wie sie schwerlich von Andern zu Stande gebracht werden konnte, wenn man die ungeheuren Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, und die zur Ausführung desselben wahrhaftig zu machende Aufopferung, die ausdauernde Mühe u. A. bedenkt, und neben der verlangten Vollständigkeit der Angaben auch, wie dies hier doch in seltenem Grade geleistet ist, die gröfste Genauigkeit und Zuverlässigkeit in allen einzelnen Angaben und Notizen verlangt. Der Appendix: *Petri Lazeri de Dionysio Lambino narratio* S. 478 ff. und das auf dem letzten Blatte abgedruckte Supplement: *Conspectus Edd. Aldinarum et Juntinarum* sind nicht minder dankbare und schätzbare Zugaben.

Ein wahres Riesenwerk zeigt uns Pars II: *Onomasticon Tullianum, Varronianum, Caesarianum, Salustianum, Asconianum et Scholiastarum Ciceronis*, mit mehr als siebenthalbhundert Seiten des grofsen Formats und verhältnifsmäfsig engen Drucks bei doppelten Columnen. Ein solches Unternehmen, in unsrer Zeit, die sich gern Alles, auch das Büchermachen, so leicht macht, auf so preiswürdige Weise ausgeführt, kann wohl unsern gerechtesten Dank ansprechen; denn wir erhalten hier in ganz anderer Ausdehnung und Vollständigkeit das, was in Bezug auf die bei Cicero vorkommenden Eigennamen Ernesti in der Clavis und Schütz in dem Index geographicus et historicus seines Lexicon Ciceronianum T. I. (T. XVII. des Ganzen) in einer freilich noch sehr unvollkommenen und unvollständigen, oft auch ungenauen Weise versucht hatten, indem dieses Onomasticon ein durchaus vollständiges und eben so genaues Verzeichnifs aller in den Schriften Cicero's, in den Fragmenten des Varro, bei Cäsar und Sallust, bei Asconius und in den Resten alter Erklärer des Cicero, wie sie Vol. V. abgedruckt sind, vorkommenden Eigennamen liefert, nur mit Ausschlufs der geographischen Namen des Cäsar; dabei ist zu bemerken, dafs immer die ganze Stelle, wo der betref-

Digitized by Google

fende Name vorkommt, bei demselben angeführt ist, und dafs da, wo über einen Namen (man denke z. B. an Namen, wie *Caesar*, *Cicero* und ähnliche) viele Stellen anzuführen waren, dieselben in einer gewissen systematischen Ordnung nach den einzelnen Materien und Beziehungen geordnet erscheinen, auch überall weitere zum Verständnifs nothwendige Stellen und erörternde Bemerkungen beigefügt sind, so z. B. auch insbesondere die Familienstemmata, die zur Unterscheidung einzelner Personen aus ein und derselben Familie bei den so oft sich wiederholenden Namen so wichtig und nothwendig sind, mancher anderen Zusätze und Erläuterungen zu geschweigen. Auf diese Weise gewinnen wir allerdings in diesem alphabetisch geordneten Namensverzeichnifs ein wahres Repertorium über einen der wesentlichsten Theile der gesammten römischen Literatur, mit einer Sorgfalt, Genauigkeit und Vollständigkeit angelegt, die in den Augen einsichtsvoller und billigdenkender Richter kaum der entschuldigenden Worte bedarf, die wir im Vorwort des dritten Theils lesen, wo S. IX ff. einige Nachträge und Berichtigungen dieses Onomasticon's, die sich erst nach beendigtem Druck desselben herausstellten, mitgetheilt werden: »Aequi autem judices, quales ut mihi obtingant exopto, condonabunt errores a me quoque commissos; quomodo enim quaeso per molestissimum quinquennii laborem multa milia schedarum primum exscribendi, deinde ordinandi, omnino devitari poterant? Nonnullos ipse jam animadverti, etc.« Wir wollen es Andern überlassen, solchen einzelnen Versehen und Irrthümern nachzuspüren, ob sie deren etwa auffinden können, und uns lieber dankbar des Dargebotenen und nur mit unsäglicher Mühe zu Stande gebrachten freuen, aber den Wunsch beifügen, auch über andere Autoren und andere Theile der römischen Literatur, wo wir uns noch mit sehr unvollständigen und ungenauen Verzeichnissen der Art begnügen müssen, ähnliche Onomastica, in ähnlicher Weise nach dem hier gegebenen Muster angelegt und ausgeführt, zu erhalten. Auf dieses Onomasticon folgt zu Anfang des dritten Theils ein *Index Graeco-Latinus*, durch den einen der beiden Herausgeber, Hrn. Baiter, ganz von Neuem entworfen, weil der Ernesti-Schützische Index allerdings nicht genügen konnte; auch hier sind die Stellen aus Cicero's Schriften überall vollständig angeführt, die griechischen Ausdrücke erläutert, auch weitere Nachweisungen zu ihrer Erklärung beigefügt, so dafs wir auch hier über die Vollständigkeit und Genauigkeit dieses Lexicons nur das Gleiche zu wiederholen

Digitized by Google

haben, was wir schon vorher über die anderen Theile, insbesondere über das Onomasticon und dessen vorzügliche Ausführung bemerkt haben. Es reicht dieser Index von S. 1—115; die nachfolgende freie Seite 116 ist vom Vf. benutzt, um über eine vielbesprochene Stelle im Brutus cap. 9. seine Ansicht mitzutheilen.

Von grofser Wichtigkeit ist der daran sich schliefsende, ebenfalls von Hrn. Baiter ausgearbeitete *Index Legum Romanarum, quarum apud Ciceronem ejusque scholiastas item apud Livium, Vellejum Paterculum, A. Gellium nominatim mentio fit.* Von S. 117 — 305. Schon diese grofse Ausdehnung kann einen Begriff geben von dem Umfang, und noch mehr von der Sorgfalt und Genauigkeit, welche auch hier auf die Abfassung verwendet worden ist. Denn es sind hier nicht blos die betreffenden Stellen der vorher erwähnten alten Autoren bei jeder einzelnen Lex aufgeführt, sondern auch weitere Erklärungen und Erörterungen über den Inhalt und die Beschaffenheit dieser Leges beigefügt, zum Theil von sehr umfassender Art, und mit steter Benützung und Berücksichtigung dessen, was nicht etwa blos von einzelnen Philologen, sondern auch von solchen Juristen, die sich speciell mit der Rechtsgeschichte oder den Rechtsalterthümern des Römischen Volks beschäftigt, zum Verständnifs der einzelnen Leges selbst in ausführlicheren Erörterungen beigebracht worden ist. Dahin gehören z. B. die Untersuchungen von Klenze über die Leges De repetundis, von C. G. Wächter, von E. Wunder, dessen ausführliche Erörterung über die Lex Licinia, sowie die nicht minder befriedigende von H. Sauppe über die Lex Voconia hier wörtlich aufgenommen sind. Aber auch aus andern Schriften und Untersuchungen anderer Juristen ist manche Erörterung entnommen, insbesondere ist aus älteren, griechischen Quellen, die man früher für die römische Geschichte und Rechtsalterthümer nicht so, wie sie es verdienten, zu benutzen gewohnt war, manche merkwürdige und wichtige Stelle in den Index aufgenommen, der so allerdings eine ganz andere Gestalt darbietet, als der mangelhafte, wie ihn Ernesti und nach ihm Schütz ihren Ausgaben des Cicero beifügten. Dafs ausser Cicero, der in den früheren Verzeichnissen der Art allein berücksichtigt war, auch dessen Scholiasten, dann Livius, Vellejus und Gellius hier berücksichwurden, konnte dem Verzeichnifs nur zum Vortheil gereichen und dasselbe für den literärischen Gebrauch nützlicher machen, so dafs wohl wenige Gesetze vermifst werden dürften, deren überhaupt bei den römischen Classikern aus der republikanischen, hier

allein zu berücksichtigenden Periode Erwähnung geschieht. So wird denn eine neue, umfassende historische Darstellung der römischen Leges, wie sie bekanntlich Bach in seinem noch immer unentbehrlichen Werke lieferte, nun, nach solchen Vorlagen, eher zu Stande kommen können und als kein allzu schwer auszuführendes Werk zu betrachten seyn.

Nun sollte der beabsichtigte *Index Formularum* folgen; da aber, als der Druck zu diesem Punkt vorgeschritten war, Herr Orelli seine Arbeit noch nicht ganz beendigt hatte, so wurde, um den angefangenen Druck nicht zu unterbrechen, hier mit dem Abdruck der verschiedenen, schon oben erwähnten, Nachträge fortgefahren, die doch jedenfalls am Schlusse des Bandes hätten beigefügt werden müssen. So folgen also S. 306 ff. *Analecta*, und zwar zuerst Nachträge zu dem Vol. V. abgedruckten Asconius, da der Herausgeber aus den seither neu gewonnenen kritischen Hilfsmitteln allerdings eine nicht unwichtige Nachlese bieten konnte. Er selbst hatte in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand zwei Codices des Asconius gefunden, und den einen derselben, der nach Mai vor der Mitte des 15ten Jahrhunderts geschrieben ist, bis zu S. 59 des gedruckten Textes verglichen. Von zwei andern italienischen Handschriften des Asconius, einem Cod. Riccardianus und einem Cod. Laurentianus, erhielt Hr. Orelli durch Hrn. Hauthal eine sehr genaue (auch hier abgedruckte) Beschreibung und eine Collation derselben über des Asconius Commentar zur Rede in Pisonem und pro Scauro. Dazu kommen die Mittheilungen von Sebald. Jan. Ever. Rau (Varr. Lectt. ad Ciceronis Oratt. Lugd. Bat. 1834.) aus einer in der Leidner Bibliothek befindlichen, bisher unverglichenen Handschrift des Asconius, einer italischen, wie es scheint, aus dem 15ten Jahrhundert, welche eine grofse Übereinstimmung bei manchen sonstigen Verschiedenheiten mit der Editio Princeps zeigt; endlich eine Gothaner, von Jacobs (Beiträge zur ält. Literat. III. p. 207 ff.) beschriebene und für die Herausgeber verglichene Handschrift. Die aus diesen Handschriften sich ergebende Nachlese von Varianten ist nun hier von S. 312 an zusammengestellt und geordnet, auch mit neuen Bemerkungen der beiden Herausgeber, sowie von Jacobs und Sauppe, nebst einzelnen Auszügen aus Rau's Schrift begleitet; daraus ist auch eine längere Bemerkung entnommen S. 336—341; sie betrifft die Ausscheidung der Commentare zur Divinatio in Caecilium und zu den Verrinen von den ächten Commentaren des Asconius, denen jene weder nach ihrer äusseren

Form, in der sie von dem ächten des Asconius wesentliche Verschiedenheit zeigen, noch nach ihrem untergeordneten Gehalte, und ihrem nicht wie bei Asconius zunächst auf die Erörterung wichtiger historischer oder antiquarischer Gegenstände, sondern mehr auf rhetorische und grammatische Punkte gerichteten Inhalt gleichzustellen sind, da sie bei näherer Betrachtung in so manchen einzelnen Angaben und Worten die Spuren eines weit späteren Zeitalters erkennen lassen und sich nicht einmal als das Werk Eines gelehrten Grammatikers darstellen, sondern von verschiedenen Verfassern herrühren, welche ihre historischen oder antiquarischen Angaben selbst aus älteren Quellen schöpften, mithin nicht als Zeitgenossen schrieben, und darum auch von einzelnen Irrthümern historischer Art sich nicht frei zu erhalten wufsten. Auch die von Mai aus Ambrosianischen und Vatikanischen Handschriften bekannt gemachten Scholien werden zuletzt noch besprochen; sie sind grofsentheils historisch-rhetorischer Art, jedenfalls den ächten des Asconius an Form und Inhalt weit nachstehend und als Produkte der späteren Zeit anzusehen. Wir brauchen wohl kaum zu erinnern, dafs Madvig zuerst eine gröfsere Aufmerksamkeit diesen Scholien widmete und die einzelnen hier mit den ächten Commentaren des Asconius zusammengeworfenen Bruchstücke sorgfältig nach der Zeit und nach den Verfassern von einander auszuscheiden in einer Weise bemüht war, von der auch Ref. in der Röm. Lit. Gesch. §. 260 a. dankbaren Gebrauch machen zu müssen glaubte. In der hier aus Rau's Schrift mitgetheilten Untersuchung werden diese Punkte im Einzelnen noch mehr hervorgehoben und so zu Madvigs Schrift, auf die auch hier stets verwiesen ist, ein, seine Behauptungen meist bestätigender und durch neue Beweise unterstützender, Nachtrag geliefert, dessen Mittheilung, zumal da Rau's Schrift schwerlich unter uns sehr verbreitet seyn dürfte, eine zweckmäfsige Zugabe war. An diese kritischen Nachträge zu Asconius schliefsen sich nun S. 344—361 Nachträge zu dem oben aus dem ersten Bande angeführten Verzeichnifs der gesammten, auf Cicero bezüglichen Literatur, welche Nachträge die Herausgeber nach ihrer ausdrücklichen Bemerkung der Güte des Herrn Bardili verdanken. Die letzte Seite, 362, füllt der Abdruck eines aus einer englischen Handschrift neu gewonnenen Fragments der lateinischen Übersetzung des Aratus von neun Versen aus dem Rhein. Museum f. Philol. V, 2. p. 330.

Über den nun folgenden *Index formularum* (S. 363—440) lassen wir den Herausgeber selbst reden, der sich in der Vorrede S. XIII darüber also erklärt: »Specimen fateor est potius quam cura omnibus numeris absoluta, ad quam perficiendam deerat otium. Vel sic tamen utilitatem aliquam praebebit ICtis, ad locos praesertim a Brissonio collectos facilius repericndos, dum simul eorum lectio, ut nunc constituta est, exhibetur.« Es sind in diesem Index alle in juristischer und staatsrechtlicher Hinsicht einigermafsen bedeutsamen Ausdrücke und Redeformeln, die bei Cicero vorkommen, aufgeführt, und zwar mit vollständigem Abdruck der Stelle selber, wie dies auch bei den andern Theilen des Onomasticon durchweg der Fall ist. An einigen Orten sind selbst ausführlichere Erörterungen beigefügt, wie z. B. S. 374 ff. bei dem Ausdruck *Comitiorum ratio*, wo die dabei angeführte Stelle der zweiten Philippischen Rede cap. 33 in Verbindung mit der nicht minder berühmten und besprochenen Stelle De republ. II, 22. zu einer neuen Auseinandersetzung über die Art und Weise der Eintheilung der Centurien und ihres Abstimmens Veranlassung giebt, auf die wir hier, zumal da auf dieselbe bereits in diesen Jahrbüchern durch einen andern Recensenten bei Veranlassung des seither darüber erschienenen Programms von Unterholzner (1837. S. 132 ff. insbesondere S. 136. 137) Rücksicht genommen, und dieser ganze Gegenstand wieder neuerdings von Huschke im ersten Capitel seiner Schrift über die Verfassung des Servius Tullius (Heidelberg 1838), in welchem er durch eine wiederholte kritische Behandlung der genannten Stelle De republ. I, 22 den Grund seiner weiteren Untersuchungen zu legen sucht (S. 1—23), besprochen worden, nicht weiter eingehen wollen. Dem Vf. aber werden wir für diesen Index formularum um so mehr Dank wissen, als wir überzeugt sind, dafs nur auf diesem Wege, durch einzelne solcher Indices bei den einzelnen Autoren mehr gewonnen wird, als durch einen blofsen Wiederabdruck des bekannten Werkes von Brissonius, dafs freilich jetzt in einer ganz anderen Gestalt erscheinen müfste, wenn es dem Standpunkt unsrer Zeit und Wissenschaft entsprechend seyn sollte.

Den Beschluss des Bandes macht: *Epistolarum a M. Tullio Cicerone scriptarum series;* S. 441 ff. eine tabellarische Zusammenstellung der Ciceronischen Briefe, wie sie einzeln nach der Zeit ihrer Abfassung auf einander folgen, nach der zu Stralsund 1836 darüber erschienenen Schrift von Jos. v. Gruber.

(Der Beschluss folgt.)

N°. 10. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Onomasticon Tullianum ed. Orelli et Baiter.

(Beschlufs.)

Wir haben nun noch einer unter besonderem Titel und mit besonderen Seitenzahlen diesem Bande angeschlossenen Zugabe zu gedenken, die sich in jeder Hinsicht als ein eigenes Werk darstellt:

Fasti Consulares Triumphalesque Romanorum ad fidem optimorum auctorum recognovit et indicem adjecit Jo Georgius Baiterus. Turici, typis Orellii, Fuefslini & Soc. MDCCCXXXVII. CCXLVIII S.

Zuerst: „*Fasti Consulares Romanorum ad fidem optimorum auctorum recogniti*“ und zwar von dem Jahr der Erwählung der Consuln an, 244 u. c. (nach der Varronischen Ära 245) bis zu dem Jahre 1317 u. c. oder 565 p. Chr., wo Justinian starb. Dieses Verzeichnifs, in welchem Alles, was aus den Capitolinischen Marmorn entnommen ist, durch Cursivschrift kenntlich gemacht ist, erstreckt sich demnach über einen Zeitraum von nicht ganz eilf Jahrhunderten, und ist ebensowohl nach den vorhandenen Quellen, als mit sorgfältiger Berücksichtigung Alles dessen, was durch die Bemühungen gelehrter Forscher, von Sigonius an bis auf Fea und Laurent herab, für diesen wichtigen Zweig der Römischen Alterthumskunde geleistet worden war, bearbeitet. Wir erhalten auf diese Weise hier zum erstenmal ein eben so vollständiges als berichtigtes Verzeichnifs, das, weil es auf einer diplomatisch-kritischen Grundlage durchweg beruht, vor allen früheren Jahresverzeichnissen der Art sich auszeichnet. Das Gleiche gilt von dem angehängten Verzeichnifs: *Triumphi Romanorum usque ad Tiberium Caesarem;* und so können wir uns wohl freuen, dafs durch die Bemühungen des Herrn Baiter ein so schwieriger und doch so wichtiger Gegenstand, da an ihn die ganze Chronologie Roms und die Zeitbestimmung aller einzelnen Ereignisse Roms geknüpft ist, nun gewissermafsen erledigt und für jeden in der Römischen Geschichte uns entgegentretenden Punkt eine feste Norm gegeben ist, die man von nun an nicht verlassen sollte. Um aber den Gebrauch dieser Verzeichnisse beim Nachschlagen des Einzelnen noch mehr zu erleichtern, ward ein genauer *Index*

Digitized by Google

ad Fastos Consulares et Triumphos beigefügt, wo alle einzelnen in den Fasten vorkommenden Namen alphabetisch geordnet und verzeichnet sind, auch bei jedem einzelnen das Jahr des Consulats oder des Triumphs, und zwar urb. cond. bemerkt ist. Besonderen Dank verdient aber der Herausgeber für den in einem Nachtrage gelieferten, diplomatisch getreuen Abdruck der in der neueren Zeit von Fea, Borghesi und Marini (s. unsere Röm. Lit. Gesch. §. 201. not. 11) bekannt gemachten Reste älterer consularischer Fasten: *Fragmenta fastorum consularium et triumphalium a Carolo Fea edita cum nonnullis aliis.* Die Seltenheit der in Italien erschienenen Schriften, in welchen die genannten Gelehrten die von ihnen ans Tageslicht gezogenen, bisher unbekannten Reste des Alterthums bekannt gemacht hatten, konnte allein schon diesen Wiederabdruck rechtfertigen, der auch in der Wichtigkeit des Gegenstandes selber hinreichend begründet ist; die sechs ersten Nummern enthalten Reste der neu entdeckten Capitolinischen Fasten, wie sie Borghesi und Fea gaben, dann folgt unter Nummer 7 das Fragmentum Fastorum Triumphalium Kircherianum nebst dem von Fea dazu entdeckten neuen Zusatz, unter Nr. 8 das, ebenfalls durch Fea sorgfältiger herausgegebene Fragmentum Colotianum; unter Nr. 10 die Inscriptio Ostiensis, auch von Fea zuerst bekannt gemacht; unter Nr. 10 vier Stücke consularischer Fasten, und unter Nr. 11 Inscriptio Gabina, beides durch Marini und Clement. Cardinali bekannt gemacht und erläutert. So ist nun auch den deutschen Gelehrten der Zugang zu diesen seltenen und doch wichtigen Schätzen möglich gemacht.

Wir reihen an diese Anzeige noch nachfolgende, Cicero gleichfalls betreffende Schriften an, und zwar zuvörderst die schon früher in diesen Blättern nach den fünf ersten Lieferungen angezeigte und jetzt mit dem Erscheinen der sechsten bis achten Lieferung vollendete

Vorschule zum Cicero, enthaltend die zur Bekanntschaft mit diesem Schriftsteller nöthigen biographischen, literärischen, antiquarischen und isagogischen Nachweisungen. Ein Handbuch für angehende Leser des Cicero. Von Dr. Samuel Christoph Schirlitz, Professor u. Oberlehrer am k. Gymnasium zu Wetzlar, Mitglied der Direction des Wetzlar'schen Vereins für Gesch. u. s. w. Wetzlar, Verlag von C. Wigand. 1837. 8. Sechste bis achte Lieferung von S. 321—518 nebst XVI S. Vorrede und Register.

Wir haben schon in den frühern Anzeigen (Jahrgg. 1836. S. 936 ff. 1837. S. 804 ff.) Plan, Einrichtung und Bestimmung

Digitized by Google

dieser Vorschule besprochen, und freuen uns, nun ein für Schüler wie für Lehrer gleich brauchbares Buch vollendet zu sehen, dessen Lectüre der Förderung classischer Studien, insbesondere des Cicero, recht ersprieſslich werden kann. Wir haben bereits an den a. O. gezeigt, wie die Resultate der neueren Forschung hier allerdings mit Sorgfalt, aber auch mit der nöthigen Vorsicht benutzt worden sind, und daſs der Vf. darin nach selbständigem Urtheil und eigener Einsicht verfährt. Wir haben dies auch in dem hier anzuzeigenden übrigen Theile des Werkes bewährt gefunden, und können daher das Buch besonders jüngeren Lesern, für die es doch auch zunächst bestimmt ist, wohl empfehlen, da der Vf., ohne in einseitiges Lob und in eine Bewunderung zu verfallen, die Alles an Cicero groſs und unübertrefflich findet, doch auch den absprechenden Urtheilen, welche sich in neuerer Zeit über Cicero wieder haben vernehmen lassen, und welche, einzelne Schwächen des groſsen Mannes, von denen er so wenig wie irgend eine andere Menschenseele frei war und frei bleiben konnte, benutzend, seinen ganzen Charakter herabzuwürdigen suchen, um dadurch zumal jüngeren Lesern die Lectüre seiner Schriften zu verleiden, entschieden entgegen tritt und den Werth der Schriften Cicero's auch für unsere Zeit, die wichtige Stelle, die sie unter den Bildungsmitteln der classischen Literatur überhaupt einnehmen und auch wohl noch fürderhin da einnehmen werden, wo überhaupt von einer classischen und gründlichen Jugendbildung die Rede ist, hervorhebt. Wir haben nun noch in der Kürze die Gegenstände zu bezeichnen, welche in der bemerkten Weise in den oben angezeigten Lieferungen behandelt worden sind.

Zuvörderst ist die in der fünften Lieferung noch nicht geschlossene Angabe der Literatur zu den philosophischen Schriften Cicero's fortgesetzt und beendet, woran sich die Angaben über die Briefe Cicero's reihen, begleitet ebenfalls mit den erforderlichen literärischen Notizen, den Angaben der Ausgaben u. s. w. Der Werth der Briefe des Cicero für die Bildung des Styls, überhaupt für geistige Bildung, selbst abgesehen von anderen historischen oder biographischen Rücksichten, um deren willen wahrhaftig schon allein die Briefe gelesen zu werden verdienten, und daher auch die mit allem Unrecht bestrittene Zweckmäſsigkeit ihrer Lectüre auf Schulen, ist hier mit Gründen nachgewiesen, die auch wir gern anerkennen. Man lese z. B. S. 328—331, sowohl was im Text, als was in den Noten bemerkt ist. Bei

der noch immer, wie wir wenigstens zu glauben geneigt sind, nicht völlig entschiedenen Frage über die Ächtheit der Briefe ad Brutum hat sich der Verf. auf eine historische Darlegung der Streitfrage beschränkt, ohne weiter darauf einzugehen oder die Frage selbst durch einen Machtspruch entscheiden zu wollen; vgl. S. 338 ff. Die Verhältnisse seiner Schrift und deren nächste Bestimmung rechtfertigen allerdings ein solches Verfahren. Bei den Ausgaben der Briefe ad Diversos macht der Verf. S. 340 in der Note eine Bemerkung, deren Mittheilung wir uns erlauben. Während nämlich diese Briefe im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert so oft gedruckt wurden, dafs allein das fünfzehnte Jahrhundert mehr als dreifsig verschiedene Ausgaben derselben aufzuführen hat, (was allerdings ein Beweis fleifsiger Lectüre und fleifsiger Behandlungsweise derselben ist), so erscheinen dagegen in dem ganzen siebenzehnten Jahrhundert nur sechszehn Ausgaben. Sollte wohl, fragt der Vf., der dreifsigjährige Krieg, während dessen nur eine Ausgabe zu Leiden in Holland 1642, die erste seit 1610, erschien, darauf Einflufs gehabt haben? Wir glauben allerdings, zumal wenn wir den in jener Periode überhaupt gesunkenen Stand der Literatur und Wissenschaft in Betracht ziehen und weiter bedenken, dafs dieser Stillstand zugleich die natürliche Folge einer vielleicht unnatürlichen Überfüllung der unmittelbar vorhergehenden Periode war. Nun folgen Verzeichnisse der Ausgaben der Fragmente, der Scripta supposita, der Übersetzungen Cicero's und anderer Erläuterungsschriften, ausgewählt aus der Masse dessen, was das oben angeführte *Onomasticon Tullianum* enthält, das auch bei den übrigen literärischen Angaben dankbar benutzt worden ist.

Die Schilderung, die wir unter VII lesen: »Cicero als Privatmann, oder Cicero unter den Seinen,« S. 356 ff. ist, wie es wohl auch nicht anders zu erwarten war, keineswegs zum Nachtheil Cicero's ausgefallen, dessen Verhältnisse zu den verschiedenen Gliedern seiner Familie, zu seinen verschiedenen nächsten Freunden, zu Atticus, Tiro u. A. hier eben so wie seine Freundlichkeit im geselligen Umgange, sein Leben auf dem Lande und Anderes der Art näher besprochen wird. Über den meist sehr hart und ungünstig beurtheilten Sohn des Cicero, Marcus Cicero, stellt der Verf. S. 361 eine mildere und vermittelnde Ansicht auf, die wohl näher berücksichtigt und beherzigt zu werden verdient. Nun folgt VIII: Cicero mit seinen berühmten Zeitgenossen, S. 373 ff. In diesem Abschnitt werden

Digitized by Google

die verschiedenen bedeutenderen Männer Roms, mit welchen Cicero in irgend einem näheren Verhältnifs, es sey politischer oder literärischer oder anderer Art, stand, der Reihe nach aufgeführt und ihr Verhältnifs zu Cicero ganz kurz angegeben, ohne dafs die übrigen geschichtlichen Verhältnisse weiter entwickelt werden, wozu allerdings auch hier nicht der Ort war, zumal als das, was Cicero zunächst berührt, schon in der Lebensgeschichte desselben besprochen worden war. Es mufste hier natürlich auch Antonius, der Triumvir, genannt werden, und bei dieser Gelegenheit lesen wir unter Andern S. 376 Folgendes: »Die Darstellung seines Lebens von Drumann im angef. Werke Bd. I. S. 64—517, eine so gründliche und ausführliche Durchforschung der Geschichte der damaligen Zeit, dafs ihr Nichts an die Seite gesetzt werden kann, würde uns noch mehr angezogen haben, wenn dabei Cicero nicht in ein so unvortheilhaftes Licht, namentlich von Seiten seiner Gesinnungen, gestellt würde. Dafs Antonius, ungeachtet der Aufzählung aller seiner Sünden und Laster, zuletzt noch milde vom Hrn. Verf. beurtheilt wird; denn er sagt S. 508: »Antonius verscherzt unsere Achtung, aber nicht unsere Theilnahme; man zürnt und vergiebt ihm, und mufs man ihn verdammen, so mag man doch den Stein nicht auf ihn werfen« —: das ist schön und menschlich gedacht; dafs aber Cicero, der doch tausendmal mehr inneren Werth besafs, nicht mit derselben Milde beurtheilt, sondern oft mit seiner Gesinnung und Stellung zum Senate, zur Republik, ja zum ganzen Römischen Volke verkannt wird: das hat nicht blos uns unangenehm berührt; Andere haben es mifsbilligend sogar schon öffentlich ausgesprochen.« Konnte man sich, ohne übrigens doch der Wahrheit ihr Recht zu vergeben, gelinder aussprechen, als der Verf. hier gethan hat? Derselbe kommt im nächsten Abschnitte noch einmal bei Antonius auf diesen Punkt zurück, und spricht dort S. 417 in der Note die Hoffnung aus, dafs die schweren Beschuldigungen, welche in dem angef. Werke auf Cicero gehäuft werden, ihre Widerlegung finden werden, und nachdem er eine längere Stelle aus ebendemselben Werke angeführt, setzt er die bemerkenswerthen Worte hinzu, die auch Ref. gern unterschreibt: »Es ist hier nicht der Ort, polemisch diese harten Beschuldigungen zu besprechen, nur das Eine werde bemerkt, dafs Cicero nicht von dem rechten Standpunkt aus beurtheilt worden ist. Das Gewand des Alterthums ist ihm abgestreift worden; er wird wie ein Unterthan eines modernen Staates behandelt!« Ref. gehört

Digitized by Google

gewifs nicht zu denen, welche der mühsamen, bis in das geringste Detail sich erstreckenden Forschung, wie sie in dem mehrfach erwähnten Werke überall sich zu erkennen giebt, die gebührende Anerkennung versagen möchte; aber auch er ist der Überzeugung, dafs darin das ganze Verhältnifs der Sache umgekehrt, und über dem Bestreben, den Antonius, der historischen Wahrheit zuwider, als einen grofsen Staatsmann, und si diis placet, gar als Anhänger und Vertheidiger des monarchischen Princips und der Ordnung gegenüber einer republikanischen Demoralisation und Verwirrung erscheinen zu lassen, Cicero höchst ungerecht behandelt ist, dessen politische Grundsätze, wie sie in seinen Schriften mehrfach vorliegen, allerdings verkannt sind, auch wenn wir zugeben, dafs ein Antonius, von dem Standpunkt der höheren Politik, wie dies die Leute nennen, betrachtet, und nicht nach dem Mafsstabe einer gewöhnlichen Lebensmoral bemessen, in nicht so grellem Liehte erscheinen mag, als ihn z. B. Cicero's berühmtes Libell, wir meinen die zweite Philippische Rede, darstellt, und dafs dann die Schwächen in dem Charakter des Cicero in so fern mehr hervortreten, als die Folgen davon in dem ungleichen Kampfe gegen militärische Macht und gegen die Gewalt der Massen sichtbarer werden mufsten, ohne dafs wir darum jedoch aufhören werden, der Alles aufopfernden Vaterlandsliebe und dem Edelsinn eines Cicero Etwas von dem wohlverdienten Lobe zu entziehen.

Der neunte Abschnitt: Cicero im Kampfe mit seinen Gegnern S. 401 ff. kann für ein Corollarium zu dem vorhergehenden Abschnitt sowie zu dem, was schon in dem Abschnitt von der Lebensgeschichte Cicero's gesagt ist, angesehen werden; die Hauptgegner Cicero's in seiner politischen Laufbahn werden der Reihe nach hier aufgeführt, ein Verres, Catilina, Calpurnius Piso, ein Cäsar, Antonius, selbst Asinius Pollio und Octavian, sowie Sallust. Im zehnten Abschnift S. 422 ff.: Cicero, von der Mit- und Nachwelt beurtheilt, führt der Verf. zuerst die feindseligen und ungünstigen Urtheile über Cicero aus älterer und neuerer Zeit an und läfst darauf die milderen und günstigen folgen, unter denen allerdings die gewichtigen Stimmen eines Livius, Vellejus — man denke an die herrliche Stelle II, 66. — eines Quintilian u. A. eine Hauptstelle einnehmen, an welche sich die Urtheile und Ansichten neuerer Kritiker, selbst derjenigen, welche den Cicero von dem so oft gerügten Vorwurf der Eitelkeit freizusprechen oder doch zu entschuldigen suchen, anschliefsen.

Digitized by Google

Den folgenden, eilften, Abschnitt: Cicero, ein Muster guter Latinität und wegen seiner Schriften zur Lectüre und Jugendbildung ganz besonders zu empfehlen, S. 434 ff., empfehlen auch wir gern, weil er den bildenden Werth der Schriften Cicero's, den der Vf. mit Recht als den Mittelpunkt aller römischen Classicität und Alterthumskunde betrachtet, hervorhebt und die Gründe, die dafür sprechen, mit der Einsicht eines erfahrnen Schulmanns näher ausführt. Der letzte Abschnitt, der zwölfte S. 444 ff., gibt einige besondere Einleitungen in Schriften von Cicero, welche auf Schulen gelesen werden. Diese Einleitungen, in welchen zuerst die allgemeinen Punkte der Abfassung und Bestimmung der Schrift besprochen und dann Übersichten des Inhalts und des Ganges der Darstellung gegeben werden, erstrecken sich über den Cato, Laelius, die Tusculanen, die Officien (die übrigens Ref. als Schulbuch für die Lectüre auf Gymnasien nicht passend finden kann, Wyttenbach's Urtheil sich anschliefsend in der Biblioth. critic. I, 3. p. 15 ff.), die vier Catilinarischen Reden, die für Archias und für die Manilische Bill. Den Beschluss machen folgende Beilagen: I. *Consules Romani per Vitam Ciceronis.* II. *Tabulae genealogicae*, und zwar die Stammtafel der gens Tullia, die des C. Julius Cäsar, und die Verwandtschaft des Octavius mit Cäsar. III. Einige Nachträge. — Druck und Papier sind den früheren Lieferungen durchaus gleich.

M. Tullii Ciceronis Orationes selectae XVII. Pro Sex. Roscio Amerino. In C. Verrem Actio I. Actionis II. liber IV. V. De imperio Cn. Pompeji. In L. Catilinam IV. Pro Archia. Pro T. Annio Milone. Pro M. Marcello. Pro Q. Ligario. Pro rege Dejotaro. In M. Antonium Philippica I. IV. XIV. Nach den besten neuesten Hülfsmitteln für den Schulgebrauch bearbeitet und mit historischen Einleitungen versehen von Karl Fr. Süpfle, Professor am Lyceum zu Karlsruhe. Mit einer Zugabe kurzer meist kritischer Anmerkungen. Karlsruhe 1837. *Druck und Verlag von Chr. Th. Groos. XIII und* 350 *S. in gr.* 8.

An die von dem Verf. vor einiger Zeit gelieferte Ausgabe einer Auswahl Ciceronianischer Briefe zum Schulgebrauch (s. diese Jahrbb. 1836. S. 1208 ff.) schliefst sich diese Ausgabe einiger zu gleichen Zwecken ausgewählten Reden Cicero's passend an, und kann gleich jener Anstalten des In- und Auslandes als ein recht zweckmäfsig angelegtes und brauchbares Schulbuch empfohlen werden. Beschränkt durch die Gesetze dieses Instituts auf eine einfache Relation des Inhalts, wollen wir wenigstens nicht verfeh-

Digitized by Google

len, das Charakteristische dieser neuen Auswahl Ciceronianischer Reden, im Verhältnifs und im Vergleich zu ähnlichen Sammlungen, wie wir sie bisher erhalten haben, anzugeben und damit wenigstens unser eben ausgesprochenes Urtheil der Brauchbarkeit und Zweckmäfsigkeit begründen, das gewifs Jeder mit uns theilen wird, der mit Berücksichtigung der Bestimmung und des Zwecks der Auswahl dieselbe einer näheren Prüfung unterzieht. Hier müssen wir nun vor Allem zwei Punkte hervorheben, auf die auch der Herausgeber ein entschiedenes Gewicht legt, da er in ihnen gewissermafsen eine Rechtfertigung und Entschuldigung des eigenen Verfahrens findet, die Zahl der bereits bestehenden Sammlungen und Ausgaben Ciceronianischer Reden zum Schulgebrauch mit einer neuen vermehrt zu haben. Der eine dieser beiden Punkte betrifft die Auswahl der hier in eine Sammlung vereinigten Reden, der andere die Kritik des Textes, also zunächst die Form und die darauf bezüglichen Anmerkungen, so wie die jeder Rede vorausgehenden deutschen Einleitungen.

Was den ersten Punkt betrifft, so vermifste der Verf. und mit Recht in den bisherigen ähnlichen Ausgaben Mehreres, was doch gerade für die Schullectüre besonders geeignet und passend erschien, während Anderes, minder Passendes, in dieselben aufgenommen war. Unter jene Classe gehören neben der in manchen Schriften der Art vermifsten Rede pro Marcello, insbesondere die Verrinen, deren Aufnahme in die vorliegende Sammlung gewifs zweckmäfsig und durch die in der Vorrede angeführten Gründe hinlänglich gerechtfertigt erscheinen mufs, zumal da von den Verrinen nur die durch ihren Inhalt anziehenderen und passenderen Theile, nämlich Actio I. und von der Actio II. Buch IV. und V. aufgenommen worden, ebenso auch die erste, vierte und vierzehnte Philippische Rede, die hier an die Stelle der zweiten getreten sind, welche nach herkömmlicher Weise, und weil sie allerdings ein Meisterstück der oratorischen Kraft des Cicero ist, in den meisten Sammlungen vorkommt, aber, wie auch Ref. vollkommen überzeugt ist, eben so wenig, als z. B. unter den philosophischen Schriften Cicero's die Officien oder die Bücher De natura Deorum, für die Schule pafst, sowohl von Seiten ihres sonst so wichtigen und reichen Inhalts, als von Seiten der Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit in der ganzen Darstellung sowie des äusserst gereizten Tones, in welchem Alles gehalten ist. Ref., der diese Rede schon mehrfach in öffentlichen Vorträgen erklärt und seine Bewunderung für dieses ausgezeichnete

Digitized by Google

Denkmal Römischer Beredtsamkeit an mehr als einem Orte offen ausgesprochen hat, kann aber darum dieselbe für die Lectüre auf Schulen nicht passend finden, und es freut ihn, dafs ein wohl erfahrener und mit den Bedürfnissen der Schule wohl vertrauter Lehrer diese Ansicht unumwunden ausgesprochen und eben so entschieden hier durchgeführt hat. Es erfordert diese Redé, um richtig verstanden und gewürdigt zu werden, ein schon reiferes Alter, schon mehr Einsicht in die Staatsverhältnisse und in das politische Treiben, als man füglich selbst auf den oberen Classen der Gymnasien erwarten kann und soll; anderer nicht minder wesentlichen Punkte zu geschweigen. Dafs unter den übrigen Reden, grofsentheils dieselben, die wir wegen ihrer anerkannten Nützlichkeit und Brauchbarkeit für die Bedürfnisse und Zwecke der Schule auch in andern Sammlungen finden, die Catilinarien sich noch finden, würden wir wenigstens, aus gar manchen Gründen, nicht mifsbilligen, auch sind wir in der neuerdings so lebhaft wieder angeregten Frage nach der Ächtheit der drei letzteren dieser Reden keineswegs von der behaupteten Unächtheit derselben überzeugt worden, so gern wir auch sonst den Behauptungen eines so gediegenen und gründlichen Forschers wie Orelli uns anschliefsen; aber wir können selbst nach der ausführlichen Darstellung von Ahrens (s. diese Jahrbb. 1836. p. 94 —96 vgl. 1837. p. 805) die Sache noch nicht für entschieden und die Unächtheit als ausgemacht ansehen, um fortan diese Reden oder doch eine oder die andere derselben nicht mehr unter der Reihe der ächten und anerkannten Producte des Cicero erscheinen zu lassen. Selbst Eichstädt, der in dem auch vom Verf. angeführten Programm zunächst nur nachweisen wollte, und auch von S. 7 an nachgewiesen hat, dafs Wolf's Zweifel nur auf die dritte Catilinarische Rede sich bezogen, hat am Schlusse S. 14 über die ganze Streitfrage hier sowohl wie bei andern Reden des Cicero sich auf eine Weise ausgesprochen, die uns wahrhaftig vorsichtig machen und Mäfsigung anempfehlen mufs.

Wir kommen nun auf den andern nicht minder gewichtigen Grund, welcher den Verf. zur Herausgabe seiner Sammlung mit bewegen konnte. Es ist dies die gewaltige Umgestaltung, welche der Text dieser Reden durch die fortschreitende Kritik unserer Tage, insbesondere durch die Bemühungen eines Orelli, Madvig, Zumpt, Klotz u. A. erfahren hat, wodurch ältere Ausgaben und Sammlungen für den Schulgebrauch, der vor Allem einen gereinigten und geläuterten Text verlangt, ihre Nützlichkeit verloren

Digitized by Google

haben; zumal da diese Umgestaltung des Textes eben so sehr durch ein Streben, demselben eine urkundliche Grundlage durch Zurückgehen auf die ältesten und sichersten, von allen spätern Interpretationen freien Quellen zu geben, als durch die genauere Kunde des Sprachgebrauchs und der höheren grammatischen Grundsätze und Regeln bewirkt worden ist. So möchte auch von dieser Seite des Vfs. Verfahren gerechtfertigt erscheinen, wenn er hier einen nach den Bemühungen der genannten Kritiker, denen er sich meistens, obwohl nicht unbedingt, anschliefst, berichtigten, für den Schulgebrauch geeigneten Text einiger Reden Cicero's liefert, wobei zugleich jeder einzelnen Rede eine eigene Einleitung, welche über die geschichtlichen und antiquarischen Punkte sich verbreitet, vorausgeschickt ist, ohne dafs, wie dies wohl sonst und in andern Ausgaben Sitte ist, lange Inhaltsanzeigen oder Übersichten des Ganges der Rede, Schemen ihrer Eintheilung u. dgl. beigefügt sind, weil der Vf. von dem richtigen Grundsatz ausgeht, dafs diese besser von dem Schüler selbst nach beendigter Lectüre der Rede als eine nützliche Recapitulation oder Nachübung entworfen werden können. Erklärende Noten unter dem Texte, von welcher Art auch immer, sind nicht hinzugekommen; denn die Gründe, die den Verf. veranlassen konnten, der oben erwähnten Briefsammlung solche Anmerkungen beizufügen, fallen hier bei den Reden weg, bei denen es wohl ersprieſslicher seyn dürfte, dem Schüler einen bloſsen Text, aber einen kritisch möglichst berichtigten, Druckfehlerfreien und wohl interpurgirten in die Hände zu geben; die einzelnen Schwierigkeiten, die sich bei der Lectüre darbieten, werden die allgemeine Regel nicht umstoſsen und nur dazu dienen können, des Schülers eigene Kraft frühe zu wecken und zur Selbstthätigkeit anzuregen. Der Verf. will überhaupt solche Schulausgaben mit Noten, die in der Regel alle möglichen Zwecke in sich vereinigen sollen und darum keinem gehörig entsprechen und dienen, von der Schule fern gehalten wissen, zumal bei solchen Schriftstellern oder einzelnen Werken derselben, über welche dem Lehrer gute Hülfsmittel zu Gebote stehen (S. X). Er hat daher nur am Schlusse von S. 322 bis 350 eine Reihe von Anmerkungen beigefügt, welche indefs rein kritischer Art, und keineswegs als eine dem Schüler die Mühe erleichternde Nachhülfe zu betrachten sind, eher aber als eine Art von Rechtfertigung und Begründung der in zweifelhaften Stellen aufgenommenen Lesart gelten können, und zwar so, dafs der Gegenstand nicht durch ein Machtwort entschieden, son-

Digitized by Google

dern näher besprochen und unter Anführung der Gründe entschieden wird. »Darum enthalten (bemerkt der Verf. S. XI, dessen eigene Worte wir hier mittheilen) die dem Buche beigegebenen Anmerkungen nicht leere Varianten, die für dieses Alter der Schüler ohne allen Werth sind, nicht aufgeworfene Zweifel über des Schriftstellers Sprachgebrauch, nicht Angriffe, die nur verwirren und unsicher machen und zu leicht die Erlangung einer tüchtigen Sprachkenntnifs hindern und überhaupt die Liebe zum classischen Alterthum gefährden. Denn wenn wir nicht die Schrift der Alten selbst, die jedesmal zur Erklärung vorliegt, sondern unsere kritischen, grammatischen, lexikalischen Bedenklichkeiten und Probleme zur Hauptsache machen, so werden wir unsere Jugend der grofsen Aufgabe, um die es sich in unsern Anstalten handelt, früh entfremden, und in den Talentvolleren leicht einen Dünkel wecken und nähren, der für ihre ferneren Studien wie für ihren Charakter gleich nachtheilig ist.« Möchten diese Worte wohl beherzigt und als Regel, als Richtschnur bei dem Unterrichte befolgt werden; es würde dann gewifs auch auf Universitäten sich Manches anders gestalten, wo der eben dahin aus der Schule Entlassene oft nichts Eiligeres zu thun hat, als die auf der Schule ihm längst verleideten und zuwider gewordenen classischen Studien abzuwerfen und sich in die sogenannten Brodstudien hineinzustürzen, um so recht frühe jeden Keim einer edleren und höheren wissenschaftlichen Richtung zu ersticken.

Ref. kann, wie schon oben bemerkt worden, in eine Kritik der einzelnen Stellen, wie sie zunächst in diesen Anmerkungen, gewissermafsen zur Rechtfertigung des gegebenen Textes, behandelt werden, sich nicht einlassen; aber eine sorgfältige Durchsicht derselben hat ihn für das kritische Verfahren und die Behandlungsweise des Vfs. allerdings nur günstig stimmen können; eine Vergleichung, die er mit der gleich zu nennenden neuesten Ausgabe der Rede Pro Roscio Amerino durch Orelli (welche der Vf. noch nicht bei seiner Auswahl hatte benutzen können) an den betreffenden Stellen, welche aus dieser Rede in den Anmerkungen besprochen werden, unternommen hat, zeigte ihm eine auffallende, nur an wenig Stellen (wie z. B. cap. XI. §. 32, wo Orelli Madvig beizustimmen scheint, indem er die Worte *Sex. Roscium* als ein Glossem in eckige Klammern einschlofs) ausbleibende Übereinstimmung in den Urtheilen des Vfs. mit dem, wofür der genannte Kritiker sich entschieden hatte.

Digitized by Google

So möchte es denn wohl keinem Zweifel unterliegen, dafs der Verf. mit dieser auch durch ein angemessenes Äussere und correcten Druck sich vortheilhaft auszeichnenden Ausgabe einer Anzahl Ciceronianischer Reden ein recht brauchbares Schulbuch geliefert hat, das bei der erneuerten und verbesserten Einrichtung unserer Landesgymnasien und Lyceen allerdings eine allgemeine Aufnahme verdient, die wir ihm auch ausserhalb dieses Kreises seiner Nützlichkeit wegen gern wünschen.

Die eben erwähnte neue Ausgabe der Rede Pro Roscio Amerino erschien unter folgendem Titel:

Index Lectionum in Academia Turicensi, inde a die XXIV mensis Aprilis usque ad diem XXIII M. Septembr. habendarum. Inest M. Tullii Ciceronis oratio pro Sex. Roscio Amerino denuo emendata et in usum lectionum edita ab Jo. Casp. Orellio. Turici. Ex officina Ulrichiana. MDCCCXXXVII. 47 *S. in gr.* 4.

Herr Professor C. v. Orelli benutzte die ihm durch die Abfassung eines akademischen Programms sich darbietende Gelegenheit zu einem Wiederabdruck der schon früher von ihm in seiner Gesammtausgabe der Werke Cicero's gelieferten Rede, welche inzwischen durch die Bemühungen mehrerer Kritiker, vor Allen Madvigs, an vielen Stellen eine bessere Gestalt gewonnen hatte, die allerdings einen erneuerten und berichtigten Abdruck wünschenswerth machen konnte. Und diesen, gewifs den berichtigtsten, der nach den vorhandenen Hülfsmitteln zu geben war, bietet uns Hr. Orelli, dem Urtheile Madvig's über die geringe Bedeutung und den Werth der bis jetzt bekannten Handschriften dieser Rede, welche sämmtlich neueren Ursprungs sind, beipflichtend, so dafs allerdings die vorhandenen Varianten nicht sowohl nach der handschriftlichen Autorität, die hier, wie sich Hr. Orelli ausdrückt, durchaus null ist, als nach grammatischen, logischen und rhetorischen Gründen zu beurtheilen sind. Unter dem Texte, der so freilich bei diesen fortgesetzten Bemühungen des Herausgebers eine ganz andere, ungleich berichtigtere Gestalt, als der im Jahr 1826 gegebene, erhalten hat, sind die abweichenden Lesarten von Büchner, Klotz, Madvig und von der eigenen früheren Ausgabe, angezeigt und oft damit weitere kritische Bemerkungen verbunden, in der Art und Weise, wie wir deren schon zu mehrern ähnlichen Bearbeitungen einzelner Schriften des Cicero, namentlich Reden, erhalten haben. Dafs darin der oben erwähnte Standpunkt festgehalten und darnach stets verfahren worden ist,

Digitized by Google

bedarf wohl kaum noch einer Erinnerung. Ref. hatte diese Worte bereits niedergeschrieben, als ihm sein vieljähriger Freund und Mitarbeiter in diesen Jahrbüchern, Herr Rector Moser in Ulm, eine Anzeige dieser Schrift zuschickte, in welcher dieser gründliche und gelehrte Kenner des Cicero über diese Ausgabe in ähnlicher Weise, wie Ref. in den vorher bemerkten Worten sich aussprechend, dann Folgendes beifügt, was wir, da es auch von allgemeinerem Interesse ist, mit dessen eigenen Worten am Schluss unserer Anzeige mitzutheilen uns verpflichtet fühlen:

»Es kann nun nicht unsere Absicht seyn, die Abweichungen aufzuzählen, welche sich hier finden, wenn man diesen Text mit dem vom J. 1826 vergleicht, noch weniger sie einzeln zu beurtheilen. Den meisten müssten wir ohnedies unsern unbedingten Beifall geben. Übrigens sind der Abänderungen so viele, dass wir nur in den zwölf ersten Capiteln mehr als dreissig gezählt haben. Einige Anmerkungen vertheidigen auch die Beibehaltung des frühern Textes gegen neuere Änderungsversuche, einige vergleichen die Ansichten der genannten drei Gelehrten, einige erläutern auch, bei Gelegenheit der kritischen Besprechung, den Sinn schwieriger Stellen, einige endlich bringen eigene Conjecturen des Herausgebers. Unter den letztern gefiel dem Ref. besonders die Herstellung der Stelle C. 38, 110. Da hatte Hr. Pr. O. vor zehn Jahren, weil keine handschriftliche Lesart befriedigen kann: *cum illo partem suam depacisci, hisce, aliqua fretus mora semper, omnes aditus ad Sullam intercludere*, gegeben, dabei aber noch eine Menge von Conjecturen Anderer mitgetheilt. Jetzt, mit Recht nicht mehr befriedigt durch die aufgenommene Lesart, verbessert er aus dem handschriftlichen ALIQVAFRETVSHORA sehr glücklich: *hisce aliquam afferre moram semper.* Nur noch zwei Stellen berühren wir, an denen der Ref. selbst einen Versuch gemacht hat, wenn nicht Cicero's Hand herzustellen, doch das Gegebene so lesbar zu machen, dass es sich der Hand des Verfassers zu nähern scheinen mag. Die eine ist C. 5, 11: *Longo intervallo iudicium inter sicarios hoc primum committitur, cum interea caedes indignissimae maximaeque factae sint: omnes hanc quaestionem, te praetore, manifestis maleficiis quotidianoque sanguine demism* (so Hr. Or. im Text, aus den Pariser Handschriften, weil er an die Herstellung des Urtextes sich nicht wagt) *sperant futuram. Qua vociferatione* cet. Bekanntlich hat er in der Ausgabe der Werke Cicero's die Lesart des Naugerius aufgenommen, die auch Ernesti beibehalten hat;

haud remissius sperant futuram. Büchners Vermuthung: *quotidianoque sanguini haud demissius sperant fauturam*, hält er mit Recht für dem lateinischen Sprachgebrauche zuwider, und erklärt mit Madvig, Cicero's Worte lassen sich nicht herstellen, der Sinn aber sey offenbar folgender gewesen: *Omnes hanc quaestionem te praetore manifestis maleficiis quotidianoque sanguini finem et modum tandem sperant facturam.* Gewifs ein Sinn, der Jedem einleuchten mufs. Indessen hat doch Ref. einen Versuch gemacht, ohne dem verdorbenen Worte viel Gewalt anzuthun, durch Annahme von ein Paar Abkürzungen, welche, als sie unleserlich waren, jenem Worte den Ursprung geben konnten, etwas Lesbares, wenn auch nicht Cicero's Worte selbst, herauszubringen. Er nimmt an, die zwei letzten Buchstaben von *sanguine* haben ein $\overline{nc}$ (d. h. *nunc:* s. Baring. Clav. Diplomat. — compend. scrib. Tab. 8. col. 3.) verschlungen: die erste Hälfte von *demism* habe *demum* (*dem̄*) geheifsen, und die zweite *strenue;* und liest also: *nunc* (cum quotidianus sanguis et maleficia sint tam manifesta) *demum strenue sperant futuram.* Früher wollte er, mit mehr Veränderung, *strenue sperant factum iri*, oder *actum iri*, oder *strenuam sperant futuram.* Weniger noch vertraut Ref. einem zweiten Versuche, den er zum Schlusse noch mitzutheilen gedenkt, um, wie bei dem vorigen, vielleicht eine glücklichere Heilung durch eine glücklichere Hand zu veranlassen. C. 23, 64 heifst die Stelle, die schon so Viele beschäftigt hat, in Pariser Handschriften: *Quid poterat sa**** est suspiciosum autem, neutrumne sensisse?* In der Gesammtausgabe hatte Hr. Pr. v. O. nach Manutius, Lambinus, Ernesti, Beck, Schütz, auch Garatoni, gegeben: *Quid postea? erat sane suspiciosum: neutrum sensisse;* jetzt giebt er Madvig's zweifelhaft vorgetragene Conjectur: *Quid poterat tam esse suspiciosum? neutrumne sensisse?* Ref. vermuthete, den Pariser Handschriften näher, die Lücke und das *autem* berücksichtigend: *quid poterat sanequam esse suspiciosum tantum? neutrumne sensisse?* Für *sanequam* führt er an *de Legg.* II. 10. *lex sanequam brevi conclusa.* Der Gebrauch von *tantum* für *tantopere* scheint sich wenigstens aus andern guten Schriftstellern rechtfertigen zu lassen, wenn auch Cicero, wenigstens so weit sich Ref. erinnert, kein ganz gleiches Beispiel bietet. Doch genug um auf dieses neue Verdienst des Hrn. Pr. v. Orelli aufmerksam zu machen. Das Programm ist auch durch den Buchhandel zu erhalten.«

Chr. Bähr.

Geschichte Preufsens, von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens. Von Johannes Voigt. Siebenter Band. Königsberg, im Verlage der Gebrüder Borntträger. 1836. XVI und 787 S. gr. 8.

In diesem Bande führt der Verf. die Geschichte Preufsens von dem Hochmeister Ulrich von Jungingen (1407) bis zum Tode des Hochmeisters Paul von Rufsdorf (1441). Die Darstellung umfafst zwar schon Zeiten, die dem Ende des Mittelalters ziemlich nahe gerückt sind, aber dessen ungeachtet war es für den Verf. schwieriger und mühevoller, die Erzählung der Vorfälle und die Schilderung des Zustandes des Ordens in solcher Ausführlichkeit zu geben, wie es in den frühern Bänden bei der Geschichte des Ordens im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert geschehen ist, wo die Chroniken ziemlich in die Einzelheiten eingehende Berichte liefern. Von dem Jahre 1419 an, mit welchem der ausgezeichnetste Chronist Preufsens, Johannes von der Pusilie, gewöhnlich Lindenblatt genannt, endigt, führt kein gleichzeitiger bewährter Chronikschreiber den geschichtlichen Hauptfaden durch das Labyrinth der Einzelheiten. Das immer tiefer einreifsende Sittenverderbnifs und der Verfall des Ordens, das steigende Elend und die zunehmende Schwäche des Landes, das beständige Kriegsgetümmel und wilde Raub- und Mordwesen, all dieses Trübsal und Unglück regte keinen Geschichtschreiber zur Darstellung dieser unheilvollen Zeiten Preufsens an. Bei dem Mangel an geschichtlichen Nachrichten gleichzeitiger Chronisten würde es kaum möglich seyn, diese Zeit in ihrem inneren Zusammenhange der Begebenheiten genügend darzustellen, wenn nicht das reiche, wohlgeordnete Ordens-Hauptarchiv eine Menge von geschichtlichen Documenten jeder Art aufbewahrt hätte. Aus diesen Documenten hauptsächlich hat Hr. Voigt den gröfsern Theil des historischen Materials zum siebenten Bande der Geschichte Preufsens gewonnen und mit Geschick, Genauigkeit und Umsicht in ein Ganzes verarbeitet. Der Verf. hat nicht, wie in den frühern Bänden, in den Noten die Quellen selbst reden lassen oder Auszüge daraus gegeben; dieses konnte bei der Menge Urkunden und Briefe nicht füglich geschehen, indem der ohnehin schon grofse Umfang des Werkes durch eine solche theilweise Mittheilung der Quellen übermäfsig erweitert worden wäre. Der Verf. konnte sich damit begnügen, nur auf die Documente hinzudeuten, da er zu gleicher Zeit mit der Erscheinung dieses siebenten Bandes einen Codex diplomaticus Prussiae zum Druck befördert,

dessen erster Theil die bis jetzt ungedruckten wichtigsten Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts enthält.

Der siebente Band der Geschichte Preufsens ist in sieben Kapitel eingetheilt und stellt die Schicksale des Ordens dar unter den vier Hochmeistern, Ulrich von Jungingen, Heinrich von Plauen, Michael Küchmeister von Sternberg und Paul von Rufsdorf. Besonders interessant ist das erste Kapitel, das eine ausführliche Darstellung der für den Orden so unglücklichen Schlacht bei Tannenberg enthält; ein dem Buche beigefügter Schlachtplan veranschaulicht die Erzählung ungemein. Sehr zu bedauern ist es aber, dafs Hr. Voigt sein durch so viele Vorzüge ausgezeichnetes Werk bei der Darstellung der Verhältnisse des Ordens zu dem polnischen König Wladislaus Jagello durch eine ausserordentliche Partheilichkeit für den erstern und nicht geringe Abneigung gegen den letztern entstellt hat. Der Übermuth des Ordens vor der Schlacht bei Tannenberg findet sich nicht nur bei den polnischen und andern auswärtigen Chroniken angegeben, sondern auch selbst bei preufsischen Chronisten. Darüber geht Hr. Voigt leicht hinweg. Dagegen begnügt sich der Verf. nicht nur nicht damit, die Angaben von des polnischen Königs friedlichen Gesinnungen in Zweifel zu ziehen, sondern er legt auch seine Handlungsweise mittelbar vor der Schlacht als feige Heuchelei aus, ohne zu dieser Annahme durch einen historischen Grund berechtigt zu seyn.

S. 83 gibt Hr. Voigt an: »Der König, obgleich von der Aufstellung des Feindes Schlachtordnung längst unterrichtet, zauderte fort und fort, seine Streitmacht zum Kampfe zu stellen; hinter frömmelnden Gebeten seinen zaghaften Geist verbergend, verweilte er in seinem Kriegszelte etc.« In der Note 4) dazu wird des Chronisten Dlugofs Zeugnifs mit der Bemerkung begleitet: »dafs derselbe begreiflicherweise mit dem Gebete und der Frömmigkeit des Königs es sehr ernst meine.« Noch viel stärker aber lautet des Vfs. Abneigung gegen den polnischen König S. 98: »Als er (der König) die Botschaft erhielt, dafs der Meister selbst mit unter den Todten gefunden sey, sollen ihm Thränen entfallen seyn: — Thränen einer feigen und schuldbeladenen Seele oder Thränen einer elenden Heuchelei.«

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 11. HEIDELBERGER 1838.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Voigt: Geschichte Preufsens Bd. VII.

(Beschlufs.)

Sollen Cäsars Thränen beim Anblicke von des Pompejus Leiche auch nur Thränen elender Heuchelei gewesen seyn? Bei Wladislaus hätten wir noch weniger Grund dieses anzunehmen. Der Geschichtschreiber soll die Menschen nicht schlechter machen als sie sind. Warum soll es nicht möglich seyn, dafs auch Ehrgeiz und Herrschsucht einmal durch edlere Gefühle zurückgedrängt werden?

Dafs das eine oder beide Schwerter, welche von dem Orden dem König von Polen vor der Schlacht zugeschickt worden, in Blut getaucht gewesen und man den König dadurch zur Wahl des Friedens oder Krieges habe auffordern lassen, erklärt Herr Voigt (S. 86 Not.) für eine untergeschobene Nachricht späterer Chronisten. Jedoch, der für den Orden sonst so günstig gesinnte, gleichzeitig lebende Schriftsteller Eberhard Windeck, der in Geldangelegenheiten zwischen dem Orden und dem römischen König Sigmund verkehrte, bestätigt den erstern Punkt in einem Kapitel, welches im Menckenschen Druck sowohl, wie auch in der Gothaer Handschrift fehlt. Die Worte Eberhard Windeck's aber lauten: »Also entbot jne der kunig (Sigmund), sie soltent nit zu strite komen, er were denn selber by jnnen, oder wolte aber ine volck senden. Das tettent sie nit und zerstrittent mit grofser Hoffart und santent dem kunige von Krakau und Herzog Wittolt ein blutig swert und kament also zu stritte jemerlichen.«

Ein Bericht des polnischen Königs über die Schlacht bei Tannenberg findet sich S. 85 angegeben und daraus auch eine längere Stelle mitgetheilt; ein anderer Bericht des Königs über diese Schlacht an seine Gemahlin, wovon sich auf dem Frankfurter Stadtarchiv eine Abschrift befindet, scheint Herrn Voigt nicht bekannt zu seyn. Derselbe ist datirt: Dambrownis in campo proelii feria quarta in crastino division. Apostolorum 1410 (also am Tage nach der Schlacht), und stimmt in den wesentlichen Punkten mit dem S. 85 gegebenen Bericht überein: obwohl schon Namen von gefangenen vornehmen Personen angeführt werden, so scheint doch der König damals den ganzen Umfang seines Sie-

Digitized by Google

ges und den Tod des Hochmeisters noch nicht gewufst zu haben. In Bezug auf die ihm vor der Schlacht zugeschickten zwei Schwerter gibt der König in diesem Briefe Folgendes an: Magister Cruciferorum et Mareschalcus nobis et praeclaro principi domino Witoldo fratri nostro carissimo per suos herroldos duos gladios direxerunt sic dicentes: Noverint Rex et Witolde quod in hac hora vobiscum conflictum faciemus et hos gladios vobis pro subsidio dono damus. Nobis ergo locum date eligere certamini aut ipsis aut vos eligatis. Der König nimmt die Schwerter und den Kampf an, den Ort zu bestimmen für die Schlacht wird von ihm Gott überlassen.

Die Verhältnisse und Stellung des Ordens zu Polen vom Frieden zu Thorn bis zum Schiedsspruch des römischen Königs Sigmund zu Breslau im J. 1420 sind ausführlich aus den archivalischen Nachrichten dargelegt; dieser Theil der Geschichte Preussens ist eigentlich durch Herrn Voigt gröfstentheils ganz neu ans Licht gestellt worden. Noch mehr würde Herrn Voigt's Darstellung des Breslauer Tags gewonnen haben, wenn er Eberhard Windeck's ungedruckte Verhandlungen auf demselben benutzt hätte; denn was in dem Mencken'schen Druck von Eberhard Windeck mitgetheilt wird, ist nur höchst unvollständig.

Die andere Hälfte des siebenten Bandes beschäftigt sich gröfstentheils mit dem Verfalle des Ordens unter dem Hochmeister Paul von Rufsdorf. Die Bestimmung des Ordens, seitdem Litthauen auch christlich geworden, war in Preufsen erfüllt. Von dieser Zeit an rifs das Sittenverderbnifs und der Verfall des Ordens höchst sichtbar ein. Vielleicht hätte der Orden regenerirt werden können, wenn er in den Plan einer Verpflanzung; welche der römische König Sigmund beabsichtigte, mehr eingegangen wäre. Herr Voigt spricht davon beim Jahr 1427 S. 502, wo Sigmund seinen Secretär Kaspar Slick zum Hochmeister schickt, ihn ersuchend, Ordensritter nebst einer Anzahl Bürger, Kaufleute, Schiffsmeister und Schiffskinder zur Ansiedelung in seinem Lande gegen die Türken zu senden. Aber schon früher hatte Sigmund die Absicht, mit Hülfe des deutschen Ordens die Türken zu bekriegen. Schon in einem Schreiben an die Wetterauischen Städte vom 6. April 1412, als er daran arbeitete, den Orden mit Polen zu versöhnen, spricht sich der römische König dahin aus: » Also daz wir getruen, daz ein solich gruntlich vereynung darinne beschehen solle, daz wir, der vorgenannte König (von Polen) und der Orden, einander wider die ungleubigen (Türken) fürbasmere

getrulich helfen und daz der christenheit vil gutes daraus kommen werde.«

Erst im Jahr 1429 fing der Plan des römischen Königs Sigmund an theilweise zur Ausführung zu kommen. Davon handelt Hr. Voigt S. 534 ff. wie eine Anzahl fester Burgen in den Donaugegenden zwischen Ungarn, Servien und der Walachei zur Schutzwehr gegen die Türken einer dorthin verpflanzten ritterlichen Kolonie von deutschen Ordensbrüdern übergeben ward. Obwohl des fragmentarischen Berichts von Eberhard Windeck (c. 195. p. 1249 bei Menoken) erwähnt wird, wornach die Kolonie schon einige Jahre später einen harten Verlust erlitten, so wird doch über ihre weiteren Schicksale nichts mehr angegeben. Dafs die Kolonie noch im Jahre 1432, nach dem eben erwähnten Verluste, noch siegreich gegen die Türken bestanden, ersehen wir aus einem ungedruckten Kapitel des Eberhard Windeck: »In der Wile zugent die Durcken gen Ungern in die Windische marcke und woltent die Prussen Herren han vertriben us dem lande, das in der Römsche kunig zu Ungern geben hette und also besampten die Prussen Herren und auch Hertzog Swedertegel zu der Litten (Switrigal von Litthauen), der kam in zu hilfe mit den Ungern und überzugent die Durcken mit krafft und tottent sie und ertrankent ir LX tusent und me.«

Hr. Voigt kommt S. 700 noch einmal auf den Plan Sigmunds, den Orden ganz an die Donau zu verpflanzen, zurück. Auf dem Concilium zu Basel im J. 1437 beabsichtigte er, den Papst und das Concil dahin zu stimmen, dafs der deutsche Orden in Preussen gänzlich aufgehoben und an die Gränze der Türken versetzt werde, weil er hier seiner eigentlichen Bestimmung, des Kampfes gegen die Ungläubigen, näher kommen und Preufsen füglicher an andere Herren vertheilt werden könne. Auch war der Kaiser der Meinung, dafs wenn die griechische und lateinische Kirche vereinigt seyen, welche Vereinigung damals im Werke war, sollten auch der deutsche und Johanniter-Orden in Einen zusammengeschmolzen werden.

Nachdem Hr. Voigt im letzten Kapitel des Buches die Streitigkeiten des Hochmeisters mit dem livländischen und Deutschmeister ausführlich erzählt, die unzufriedene Stimmung im Lande Preufsen geschildert, die Bundesvereinigung der preufsischen Stände dargestellt hat, schliefst er diesen Band mit der Abdankung des Hochmeisters Paul von Rufsdorf, bei welcher Gelegenheit er über den damaligen Zustand des Ordens folgende Bemer-

kungen beifügt: »Es war in den letzten Wochen des Jahres 1440, als der Hochmeister tief gebeugt von Danzig in das Haupthaus Marienburg zurückkehrte. Er konnte wenig Hoffnung fassen, dafs der trotzige Deutschmeister, wie er ihn in Danzig näher kennen gelernt, sich auf dem eingeschlagenen Wege werde befriedigen lassen und dafs der Orden je wieder durch Friede und Eintracht zu Macht und Ansehen unter seinen Unterthanen und zu eigener innerer Festigkeit und Ordnung gelangen könne. Aber längst auch hatte er keine Freude mehr an der Regentschaft einer Körperschaft, die alle zur Auflösung und zum Untergange hinführende Übel und Gebrechen in sich trug, auch keine an der Verwaltung eines Landes, in welchem täglich an die Landesherrschaft Ansprüche und Forderungen erhoben wurden, die den Landesherrn nur wie zum Beamten der Stände herabwürdigten und alle Kraft und Wirksamkeit der alten Ordnungen und Gesetze immer mehr zu vernichten drohten.«

Es bieten zwar die nächstfolgenden Zeiten des Verfalles und Untergangs des Ordens weniger Erfreuliches und Grofsartiges dar als die in den frühern Bänden geschilderten der Entstehung und Blüthe des Ordens; dessen ungeachtet läfst sich erwarten, dafs der Verf. mit ausdauernder Kraft und in gleicher Ausführlichkeit die Geschichte zu Ende führen wird in dem nächsten, achten Band, welcher den Schlufs der Geschichte Preufsens enthalten soll.

Aschbach.

Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit, von Joh. Heinr. Deinhardt, Oberlehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Wittenberg. Hamburg, bei Fr. Perthes. 1837. *XXV und* 303 *S. gr.* 8.

Diese Schrift verdankt ihr Entstehen dem Bestreben des Vfs., sich über die Gegensätze, welche das jetzige Gymnasialwesen bewegen, gründlich zu belehren und ihre Lösung auf wissenschaftlichem Wege zu versuchen; sie soll also den Vf., welcher doch wohl schon belehrt seyn mufs, bevor er Andere belehren will, wie das für die Sache sich interessirende Publikum belehren. Dafs die gelehrten Schulen, namentlich seit des Übergewichtes der materiellen Interessen des Staates und der hierdurch dringend nothwendig gewordenen Ausbildung für technische Zwecke, viele Kämpfe zu bestehen hatten und durch den Andrang und die Auf-

nahme der verschiedenen Realien ihren eigenthümlichen Charakter als Humanitätsschulen fast ganz verloren haben, erweist sich am klarsten aus den über sie herrschenden Gegensätzen, welche der Verfasser in dem Gegensatz zwischen Wissenschaft und Leben oder zwischen dem Humanismus und Realismus, in dem zwischen Philologie und Mathematik und in dem zwischen Alterthum und Christenthum näher bezeichnet. Den Charakter jeder einzelnen Forderung und die Art des aus ihr sich ergebenden Gegensatzes giebt er in der Vorrede kurz an, um daraus die Richtung ersichtlich zu machen, welche seine Darstellungen nehmen, um die Einheit der Unterschiede zwischen je zwei Forderungen zu bestimmen.

Da er den Grad, bis zu welchem jedes Gymnasium diese Gegensätze löst, so wie den Grad der Blüthe und Vollkommenheit desselben sowohl von der subjektiven Einsicht, Bildung und Gewissenhaftigkeit seiner Lehrer und von dem aus deren Zusammenwirken entspringenden Geiste, als von der durch Anordnungen des Staates gegebenen objektiven Einrichtung abhängig macht, so erkennt man hieraus schon, dafs er den Gegenstand seiner Schrift nach seinen Hauptmomenten zu behandeln beabsichtigt. In Norddeutschland wurden die preufsischen Gymnasien durch die Abiturienten-Instruction vom Jahre 1812, worin das Ziel bestimmt wurde, bis zu welchem die Gymnasialbildung fortgehen sollte, wornach sich auch der Weg zur Erreichung dieses Zieles richtete, der Mittelpunkt der Entwickelung der gelehrten Bildung und der Anklage oder Vertheidigung der jetzigen wissenschaftlichen Erziehungsweise. Um die preufsischen Gymnasien, welche sich bisher mit einer gewissen Festigkeit und Consequenz ausbildeten, und in anderen deutschen Staaten, selbst im Auslande, Anerkennung und Nachahmung fanden, drehen sich daher seine Erörterungen vorzugsweise, weil nach seiner Ansicht diese die entgegengesetzten Bedürfnisse der wissenschaftlichen Bildung am vollkommensten befriedigten und eben darum die Gegensätze am deutlichsten hervorgetreten und durch die bekannte Schrift des Dr. Lorinser recht in das öffentliche Leben und vor das gesammte literarische Publikum gebracht worden seyen.

Über diese Schrift äussert sich der Verf. also: der Werth scheine ihm mit der Wirkung, die sie hervorgebracht habe, im umgekehrten Verhältnisse zu stehen; so ungerecht und grundlos sie sey und so inhaltslos sie dadurch werde, dafs sie blofse Behauptungen ohne Beweis hinstelle, so habe sie doch durch ihre

scharfe Entschiedenheit und bittere Anklage eine allgemeine Aufregung und Bewegung hervorgebracht und auf diese Weise in der pädagogischen Welt eine grofse Bedeutung gewonnen. Da bedächtige und erfahrne Schulmänner die Lorinser'sche Anklage bestätigen, manche wieder zurückweisen, so kann sie weder völlig ungerecht noch grundlos seyn, und der Vrf. ist unfehlbar zu weit in seinem Urtheile gegangen. Übrigens wurde über dieselbe schon so viel gesagt, dafs eine weitere Beurtheilung Überdrufs erregen mag, wie dieses bei dem Verf. der Fall zu seyn scheint. Gerade durch die in den Widerlegungsschriften vorgebrachten neuen Anklagen, Verbesserungsvorschläge und Wünsche, wurde der Streit vergröfsert und stellten die Gegensätze noch schroffer sich gegenüber, deren Ausgleichung um so nothwendiger ist, als sie das Gymnasialwesen in Preufsen zu erschüttern drohten, oder doch mit grofsen Gefahren für die Jugend verbunden sind.

Um den Streit zu entscheiden, will der Verf. denselben auf das Gebiet wissenschaftlicher Erkenntnifs und Entwickelung versetzen, weil viele Entgegnungen aus gewissen subjektiven Erfahrungen entspringen. Welcher Mifsbrauch aber mit diesen Erfahrungen und Berufungen auf Erfahrungen getrieben wird, zeigen die Vorschläge für verschiedene Unterrichtsmethoden, für Beschränken oder Verdrängen von Lehrgegenständen, für Einführung von mancherlei Schulbüchern u. dgl.; die verschiedenen Ansichten über die Wirkungen des mathematischen Studiums und andere die Gymnasien betreffende Verhältnisse. Aus dem Charakter der Erfahrung, welche durchaus des Begriffes von dem Zwecke und Principe der durch sie zu untersuchenden Sache bedarf, entnimmt der Verf. die Gründe für die Behauptung, dafs bei dem Streite über die Gymnasien Alles auf die Erkenntnifs ihres Zweckes und ihrer diesem entsprechenden Organisation ankomme, weil bei den vielerlei subjektiven Ansichten, Meinungen und Vorurtheilen nur in ihr der wahre Maafsstab für die Beurtheilung der Mängel und Gebrechen zu finden sey. Nachdem er den von Lorinser angeführten Grund, dafs die Vielheit der Unterrichtsgegenstände auf den Geist verwirrend und abstumpfend einwirke, aus dem Wesen des Lebensprincips der Gymnasien als unrichtig und gehaltlos dargestellt zu haben meint, was ihm jedoch nur theilweise gelungen ist, bestimmt er den Hauptzweck seiner Schrift dahin, eine gründliche Bestimmung und wissenschaftliche Entwickelung des Gymnasialprincips herbeizuführen und sowohl die Wahl der Unterrichtsmittel als die methodische

Anordnung und Behandlung derselben als Folge dieses Princips begreifen, und auf diesem Wege den rechten Maafsstab, nach welchem allein über die Verfassung und den Geist der gegenwärtigen Gymnasien ein competentes Urtheil gefällt werden könne, erhalten zu lehren.

Zu diesem Behufe theilt er das Gesammtmaterial in drei Theile und behandelt im ersten Theile die Bestimmung der Gymnasien hinsichtlich der Unterschiede der Erziehung nach Zeiten und Ständen, und dann des Zweckes des Gymnasialunterrichtes (S. 1—45); im zweiten die Unterrichtsmittel im Allgemeinen, den mathematischen, grammatischen Unterricht, die alten Klassiker und ihr Verhältnifs zur christlichen Welt, den Religionsunterricht; die Stellung und den Zweck der Realien auf Gymnasien mit einigen Bemerkungen über das Verhältnifs des Gymnasiums zur Universität und über die Bedeutung der deutschen Aufsätze und der deutschen Lectüre im (beim) Gymnasialunterrichte (S. 45—145). Im dritten Theile bespricht er die Methode des Gymnasialunterrichts im Allgemeinen, die methodische Vertheilung des mathematischen Unterrichts; die methodischen Fortschritte des Unterrichts in den alten Sprachen hinsichtlich der Empirie und Wissenschaft; die Anordnung des Religionsunterrichts hinsichtlich des Katechismus und des Wissenschaftlichen und die Klasification der Gymnasien in untere und obere (S. 145 bis 287). Den Beschluſs macht eine kurze Darstellung des Gymnasialunterrichts als eines organischen Ganzen und eine Bemerkung über Dr. Niemeyers Ansicht vom naturgeschichtlichen Unterrichte auf den Gymnasien (S. 287—303).

Die Materien dieser Übersicht erörtert der Verf. im Einzelnen und belegt seine Darstellungen mit bald haltbaren, bald unhaltbaren Gründen in mehr oder weniger bedachtsam erwogenen Sätzen, die nicht selten zu grofsen Mifsverständnissen Veranlassung geben können, wie schon der erste Satz der Schrift beweiset, indem es heifst: Die Erziehung eines Volkes hat den Zweck, die Jugend zu dem zu machen, was das Volk schon ist; — — die Erziehung eines Volkes ist eine Entwickelung dessen in der Jugend, was der Volksgeist schon geworden ist u. s. w. Hier fragt wohl jeder ruhige Beobachter, ob denn unsere Völker dasjenige besitzen, was in der Jugend entwickelt werden soll; ob nicht der Volksgeist ein allgemein verderblicher sey; ob nicht das Leben häufig verderbe, was die Schule angebildet habe; ob nicht die Klage über die zunehmende Unsittlichkeit und Irreligio-

Digitized by Google

sität unter dem Volke stets lauter, ernster, begründeter und allgemeiner werde, also zur bittersten Klage gegen die bisherige Erziehung sey? Ob nicht die Vermehrung des Selbstmordes und anderer Sittenlosigkeiten in England und Frankreich sich steigert; ob nicht die Demoralisation alle Stände durchdringt und der »grofsen Nation«, welche an Nationaleitelkeit wie kein Volk leidet, nicht alle ächte Religion und Philosophie mangeln; ob nicht alles verbraucht und degradirt, und ob nicht der Zustand des socialen Lebens auch in Deutschland bedenklich und gefahrdrohend ist, und ob nicht, wenn die Quellen dieses verderblichen Zustandes nicht verstopft werden, unserer Civilisation unvermeidlicher Untergang bevorsteht? Diesen Übeln kann doch durch Einpflanzung des jetzigen Volksgeistes in die Gemüther der Jugend nicht abgeholfen werden, und doch beruht ihre Beseitigung, die Verstopfung jener Quellen, auf einer durchgreifenden und ächten Volksbildung von den niedrigen bis zu den höheren Ständen; in ihr kann also bei der Jugend das nicht entwickelt werden, was der Volksgeist schon geworden ist. Dieses ist die Schattenseite des Volksgeistes, der auch eine Lichtseite hat, die wohl der Vf. zu meinen scheint, wobei er wahrscheinlich auf eine Nationalbildung, welche die Eigenthümlichkeit des Volkes zu beachten hat, wenn sie dieses wahrhaft bilden soll, hindeutet, aber genauer charakterisiren mufste, um zu keinen Mifsdeutungen zu veranlassen. Möge er Schwarz pädagogische Schriften lesen.

Dem Erziehungsprincip der Griechen als Volk der Schönheit im Sinnlichen und Geistigen ertheilt der Vf. das verdiente Lob; jedoch hat es auch eine Schattenseite, die uns Gründe genug darbietet, dasselbe für unsere Bildungsanstalten nicht mehr ins Leben rufen zu wollen, obgleich für den Gelehrtenstand Griechenthum und Christenthum die wahre Bildungsschule in der höheren Bedeutung ausmachen; letzteres geht den herrlichsten der alten Welt ab und durchdringt den Menschen im höheren Sinne zur Harmonie und Selbstbeherrschung. Den Unterschied zwischen der griechischen und christlichen Erziehung hebt der Verf. sehr gut heraus; er zeigt kurz, dafs der Grundcharakter aller unserer Erziehung der Geist Christi seyn müsse, wenn sie nicht gänzlich mifsrathen und dürre Naturen erzeugen solle, welche entfernt von der Quelle des Geistes und der Wahrheit durch den Genufs der Sinnlichkeit und äusserlichen Ehre ihr kümmerliches Daseyn fristeten, aber doch nie zur Ruhe und Freiheit gelangen konnten. Er zeigt, wie die Erziehung in der Familie eine andere ist wie

Digitized by Google

in der Schule, eine andere wie in der Kirche; hebt den Charakter einer jeden heraus, begründet die formale Gleichheit der kirchlichen und Familien-Erziehung, und erörtert, wie die Erziehung der Schüler in der Mitte steht zwischen beiden Erziehungsarten.

Aus der Eintheilung der Stände in den Nähr-, Wehr- und Lehrstand leitet er den Unterschied der Schulen ab; die theoretischen und praktischen Stände deuten auf die Gymnasien und Realschulen hin; beide sollen neben einander stehen und wissenschaftliche Kenntnisse zur Gründung und Entwickelung allgemeiner Verstandesbildung verschaffen helfen; nur sind die Unterrichtsmittel der ersteren ideeller Art, die der letzteren aber auf das praktische Leben gerichtet. Diesen Gegensatz weiset er in der Wahl der Unterrichtsmittel und in der Methode ihrer Behandlung nach und verschafft dadurch seinen ferneren Erörterungen eine sichere Grundlage für die Erkenntnifs des Zweckes der Gymnasien, welche den Realschulen wie die Theorie der Praxis entgegenstehen und mit diesen das zweite Stadium im Schulwesen ausmachen, das auf das erste, auf die Volksschule, bauet, die noch gar keinen Bezug auf irgend einen Stand oder Beruf nimmt und ganz recht Volksschule heifst. Dagegen ist das Gymnasium die allgemeine Vorbereitungsschule für die theoretischen, die Realschule für die praktischen Stände. Das dritte Stadium bilden die Berufsschulen; für die ideellen Stände die Universitäten und für die praktischen die besonderen Berufsschulen, als landwirthschaftliche, Handelsschulen, Militärschulen u. dgl.

Indem der Verf. in den bisherigen Darstellungen sich auf einen allgemeinen Standpunkt erhoben hat, bestimmt sich der Zweck des Gymnasiums als allgemeine Bildungsanstalt der theoretischen Stände, der Entwickelung des wissenschaftlichen Sinnes, welche die Grundlage der Wirksamkeit aller theoretischen Stände ist. Diese Zweckbestimmung ist nicht neu, nur konnte sie bei dem bisherigen Mangel an Anstalten für die praktischen Stände nicht realisirt werden, weil sich diese zu den Gymnasien hindrängten und die Aufnahme und vorzugsweise Behandlung von Unterrichtsmitteln forderten, welche den wissenschaftlichen Geist der Gymnasien sehr beeinträchtigten, ja diese fast um ihren ganzen Bestand brachten und die grofsen Gegensätze hervorriefen. Dadurch nun, dafs er für die praktischen Stände besondere Anstalten in Anspruch nimmt und die Gymnasien auf ihren wahren und wissenschaftlichen Charakter zurückführt, ist die Lösung seiner Auf-

gabe sehr erleichtert und der Weg geöffnet, den er betreten muſs, um jene zu Stand zu bringen. Die bewegende Seele der Gymnasien ist nicht gerade diese oder jene Wissenschaft, sondern die allgemeine Substanz aller Wissenschaften; daher spricht der Vf. von der logischen Natur des wissenschaftlichen Denkens, von der systematischen Methode der Wissenschaft, von den subjektiven und objektiven Kategorieen, deren Kraft er durch Beispiele belegt; von der Kunst der Darstellung; vom Verhältnisse des Denkens und Redens; von der klaren, flieſsenden und schönen Darstellung; von der Idee der Wahrheit; vom christlichen Glauben als Mittel wissenschaftlicher Erkenntniſs, und von der Disciplin der Gymnasien.

Besonders klar entwickelt er, wie alle Wissenschaften eine gemeinschaftliche Methode des Fortschreitens und einen gemeinschaftlichen Inhalt haben, alle wissenschaftliche Methode dogmatisch, Philosophie in dieser Hinsicht die vollendetste Wissenschaft ist, die Mathematik ein ausgezeichnetes Vorbild von der systematischen Einheit des Stoffes und ihr Unterricht die systematische Form der Erkenntniſs darzustellen, zu üben, zum Bedürfnisse und zur Gewohnheit zu machen, geeignet ist; wie der Inhalt aller Wissenschaften die Wahrheit und deren Erkenntniſs der allen Wissenschaften gemeinschaftliche Zweck ist; wie die substantielle Grundlage von aller Erkenntniſs jene allgemeinen Wesenheiten, die man Kategorien oder Erkenntniſsformen nennt, bilden und die Gymnasien jene allgemeine Grundlage zu der wissenschaftlichen Erkenntniſs mittelst der Sprachen und des Sprachunterrichts und mittelst der Mathematik zu legen haben. Hauptzweck des Gymnasiums ist logische Bildung; Logik ist Ziel desselben; ihre Surrogate bilden Grammatik und Mathematik, jene enthält und verschafft die Kategorieen, diese den systematischen Zusammenhang. Als zweiten Hauptzweck des Gymnasiums bezeichnet der Verf. die Bildung der Rede; seine Schüler sollen bestimmt und klar sprechen und schreiben, im Denken sich frei und ausdrucksvoll bewegen und schön ausdrücken lernen; der Geist des christlichen Glaubens soll das ganze Gymnasium, alle seine Einrichtungen und Mittel durchdringen und beleben; dieses ist der letzte und höchste Zweck des Gymnasiums. Den Charakter dieses mit der Disciplin eng zusammenhängenden Elements schildert er mit der gehörigen Umsicht und Klarheit; er fordert vom Lehrer eine scharfe und nachsichtslose, aber auf dem Grunde der Liebe be-

Digitized by Google

ruhende Zucht, welche weder sklavische Furcht, noch Entfremdung, noch Mifstrauen erzeugt.

Aus dem Zwecke der Schule folgert der Verf., welche Unterrichtsmittel eine würdige, verständliche und nothwendige Nahrung der Schüler bilden; er setzt den Zweck des Gymnasiums in die Entwickelung des wissenschaftlichen Geistes, und fordert dafür drei Momente, ein logisches, ein rhetorisches und ein religiöses, worauf er im Besonderen zeigt, dafs Grammatik und Mathematik die logischen, die Klassiker die rhetorischen und der Religionsunterricht die religiösen Bildungsmittel des Gymnasiums sind, denen die Realien gegenüber treten. Den Hauptcharakter der Mathematik in ihrer systematischen Totalität, in ihrem Zusammenhange mit der Philosophie, begründet durch historische Belege, und den Gewinn der Schüler aus ihrem Studium, bezeichnet er kurz aber richtig; nur schlägt er den Inhalt der Mathematik zu gering und einseitig an; Ref. hält ihn für umfassender und theilt des Vfs. Ansicht, dafs die Ergänzung zu der formalen Thätigkeit der Mathematik das Sprachstudium bilde, in so fern nicht, als er das mathematische Studium vielmehr für die Ergänzung der durch klassische Studien beabsichtigten Bildung ansieht, worüber er sich anderwärts näher ausgesprochen hat. Da er Grammatik und Mathematik als Logik des Gymnasiums betrachtet, so verbindet er seine Erörterungen hiermit, veranschaulicht den Reichthum der Kategorieen in der Grammatik, und entwickelt die Gründe, warum die Muttersprache kein rechtes Objekt des Unterrichts bilden könne; die Grammatik der alten Sprachen aber wegen ihrer Vollendung und wegen des in ihr liegenden Schlüssels zum Leben und Geiste des Alterthums auf Gymnasien gelehrt werden müsse. Das Meiste von dem Gesagten ist zwar nicht neu, jedoch trägt es den Charakter der eigenen Verarbeitung an sich und giebt in dem Verf. einen Mann von ruhiger Überlegung, von Verstand und Scharfsinn zu erkennen, der es mit dem, was er schreibt, ernstlich und mit der Sache selbst redlich meint.

Über die bildende Kraft der alten Klassiker mit Belegen aus der Geschichte; über die grofsen Fortschritte des Christenthums durch jenes Studium; über die griechische Freiheit; über den Unterschied der antiken und christlichen Freiheit; über den gegenständlichen Charakter des Alterthums und das Studium der Alten als Entwickelung der wissenschaftlichen Bildung; über Nothwendigkeit der antiken Bildung für christliche Wissenschaft und über die verschiedenartigen Wirkungen der griechischen und

römischen Klassiker sagt der Vf. viel Vortreffliches, um namentlich die immer häufiger werdenden Angriffe auf das Studium der alten Sprachen in den Gymnasien zu entkräftigen und völlig zu widerlegen. Ref. empfiehlt vor Allem den Gegnern der klassischen Studien das Lesen der Schrift, welche sie überzeugt, dafs der wissenschaftliche Geist und die wissenschaftliche Form der Darstellung nur durch jene auf die rechte und vollkommene Weise entwickelt werden kann, also die Gymnasien sie nicht entbehren können.

Zur Beseitigung von Mifsbräuchen und Gefahren fordert der Verf. eine lebendige Gemeinschaft des Studiums der Klassiker mit dem Christenthum, welches er darum als Unterrichtsmittel auftreten läfst, weil Alles, was für den Menschen Werth hat in Wissenschaft und Leben, aus der Religion entspringt und wieder in sie zurückkehrt; weil nichts wahr, nichts schön und nichts gut ist, was nicht aus der Religion seinen Ursprung ableitet und nicht im Geiste der Religion seine Kraft und seine Weihe empfängt. Den absoluten Endzweck der Religion, die Abhängigkeit wissenschaftlicher Erkenntnifs von ihr, den faulen Fleck vieler Gymnasien, in denen der eigenthümliche Inhalt des Christenthums entweder gar nicht oder doch in einer die Wahrheit mehr oder weniger in Unwahrheit verkehrenden Weise gelehrt werde, hebt er treffend hervor und beweist diesen grofsen Fehler an A. H. Niemeyers Lehrbuch für die oberen Religionsklassen, indem er es als dasjenige bezeichnet, das eher alle Religion zerstören als erzeugen und entwickeln mufs, woraus zugleich hervorgeht, dafs er mit dem theologischen Studium sich tüchtig befafst habe.

Nachdem er nachgewiesen hat, dafs alte Sprachen mit Literatur, Religion und Mathematik aus dem Zwecke der Gymnasien folgen, in aller Vollständigkeit und Gründlichkeit auf diesen gelehrt werden müssen und andere Gegenstände sie nicht verkümmern dürfen, geht er zu den die gelehrte Bildung ergänzenden Realien über, und zeigt, in wiefern das ideale Studium der Mathematik sein reales an der Naturwissenschaft, und das der Sprachen nebst ihren Produkten sein reales an der Geschichte und endlich die Religion ihr reales menschliches Daseyn in der Kirche hat. Dafs sich diese Realien zu den ideellen Unterrichtsmitteln wie Beispiel zur Lehre verhalten, also um so weniger fehlen dürfen, jemehr sie den Gymnasiasten aus der reinen Wissenschaft in das Leben hinüberführen; dafs die Naturwissenschaft sie in das Naturleben, die Geschichte in das der Staaten und ihre Verhält-

Digitized by Google

nisse; die Kirchengeschichte in das der Kirche einführt, woraus sich der Zweck der Realien ergiebt, entwickelt der Verf. mit Umsicht und Klarheit, worauf er zur Darlegung der Gründe für die Aufnahme des naturwissenschaftlichen Unterrichts, gegen den so viele Beschwerden erhoben wurden, übergeht; er wird jedoch wenige Gegner auf andere Ansichten bringen, wenn gleich jene eben so gehaltvoll als treffend sind und ihnen Ref. im Allgemeinen beistimmt, im Besonderen aber wegen der zerstreuenden, das ernste Studium der Sprachen störenden Wirkungen, manche Bemerkungen zu entgegnen hätte, wenn es der Raum gestattete. Da gegen den Geschichtsunterricht wenig oder gar keine Bedenken erhoben werden, so konnten die Darstellungen viel kürzer gegeben werden. Das Gesagte ist gut und bekannt. Neu ist die Anforderung für den kirchengeschichtlichen Unterricht; die für ihn beigebrachten Gründe machen denselben wünschenswerth, wenn die Zeit es zuläfst und derselbe mit dem Religionsunterrichte verbunden wird.

Da die Universität die Fortsetzung und Vollendung des Gymnasiums und in diesem der Anlage nach enthalten ist, so vergleicht sie der Vrf. mit diesem, um daraus für die Nothwendigkeit der bisher besprochenen Unterrichtsmittel neue Bestätigungen zu entnehmen. Die Charaktere der vier Fakultäten und ihr lebendiger Zusammenhang leiten ihn bei seinen Darstellungen und zeigen, dafs der Unterschied vorzugsweise in der Methode der Behandlung der Wissenschaften liegt. Während die Gymnasiasten zu Gliedern des Natur-, Staats- und kirchlichen Lebens gemacht und in den Wissenschaften vorbereitet werden sollen, bilden die Fakultäten die Leiter dieser Lebensstufen. Wegen der Gesammtbildung der Gymnasiasten nimmt der Vf. die deutschen Aufsätze sehr in Schutz, wodurch er beweist, dafs er den Werth derselben kennt. Er spricht sich über die Lektüre der deutschen Klassiker, über die Werke allgemeiner Nationalbildung, über den Drang des Jünglingsalters nach jener und über das Verhältnifs derselben zum Studium der alten Klassiker nebst zweckmäfsiger Leitung derselben sehr verständlich aus und giebt für die Sache manche treffende Winke.

Die Kenntnifs der zur Verwirklichung der wissenschaftlichen Bildung nothwendigen Mittel ist nicht allein hinreichend, sondern es gehört noch dazu die Art und Weise der Verarbeitung derselben, um dem Zwecke ganz zu entsprechen. Da jede Schule von bestimmtem Zwecke eine bestimmte Methode haben mufs

und die verschiedenen Bildungsstufen eine ungleiche Methode erfordern, worauf die Eintheilung des Gymnasiums in ein unteres und oberes oder in eine Verbereitung zum Gymnasium und in dieses selbst beruht, so weiset der Verf. zuerst nach, dafs die Gymnasialmethode zwischen der Elementar- und wissenschaftlichen Methode steht, charakterisirt beide und entwickelt daraus die Gründe für eine historisch-philosophische Methode des Gymnasialunterrichtes, welche er auf die einzelnen Gegenstände anwendet, in der Wahl und Behandlung der Unterrichtsmittel bestätigt und bei diesen völlig bewährt findet. Die gediegene und zusammenhängende Darstellung gestattet nicht gut das Herausheben einzelner Gedanken, weswegen Ref. auf das sorgfältige Nachlesen des Buches verweist.

Die vielfachen Angriffe gegen das mathematische Studium auf Gymnasien, namentlich die Arbeit der bekannten Rektorenconferenz, berührt der Verf. nur vorübergehend, nimmt aber daraus Veranlassung, dasjenige scharf zu bestimmen, was von der Mathematik in die Gymnasien gehört und was zu entfernen ist, um das Unwesen gehaltloser Behauptungen und ungerechtfertigter Angriffe zu beseitigen, und zeigt aus der Eintheilung in die Elementar- und höhere Mathematik, dafs erstere das Objekt des Gymnasialunterrichtes sey, weil in ihr der reflektirende Verstand, in der höheren die dialektische Vernunft thätig ist. Mit Recht verweist er alles Hereinziehen einzelner Theile der höheren, wie es auf preufs. Gymnasien vielfach geschieht, als zweckwidrig, und geht zu den zwei Haupttheilen der Elementar-Mathematik, der Zahlen- und Raumgröfsenlehre und Darstellung ihrer Charaktere über. Das praktische Rechnen und die geometrische Anschauungslehre läfst er als empirische Grundlage und Vorbereitung zur wissenschaftlichen Behandlung vorausgehen, dann letztere folgen. Geometrie, Arithmetik und Trigonometrie bilden ihm drei Glieder, die im Gymnasium zu bewegen und zu lebendigem Gebrauche zu bringen sind. In der Anordnung und Rangordnung des Vortrages der mathematischen Disciplinen stimmt ihm Ref. um so weniger bei, als sie weder im Wesen der Wissenschaft gegründet, noch ihrem Charakter und den Bildungsstufen entspricht. Er will mit der Geometrie begonnen haben, und doch führen ihn schon die ersteren Betrachtungen, namentlich die Ähnlichkeit der Figuren, auf die Zahl; die Beweisführungen beruhen häufig auf Gesetzen der Gleichungen; durch die Algebra entzieht er der Arithmetik ihren wissenschaftlichen Charakter und beraubt sie des inneren Zusammenhanges ihrer Lehren. Die Gesetze der Veränderungen der Zahlen nach ihrem ganzen Umfange, beherrscht durch die drei Hauptgegensätze zwischen Addition und Subtraktion, Multiplikation und Division, Potenzirung und Wurzelausziehung, müssen die Grundlage des mathematischen Studiums bilden; ihnen zur Seite, aber etwas später begonnen, laufe der geometrische Unterricht, der in der oberen Klasse mit der sphärischen Trigonometrie sich schliefse wie der arithmetische mit der

Vergleichung und Beziehung der Zahlen, worunter Ref. die niederen und höheren Gleichungen, die Logarithmen, Reihen, Funktionen und Anwendungen versteht, in der vorletzten. Ein besonderes Gewicht legt Ref. auf die freithätige Bearbeitung der nicht unmittelbar in das Gebiet des Vortrags gehörigen Lehrsätze und Aufgaben, wozu man in van Swindens Elementen der Geometrie übers. von Jakobi, die lehrreichsten Materialien hat. Jedoch kann er weder jene Ansicht über Anordnung und Methode, noch diese Bemerkung weiter verfolgen, weil es der Raum nicht gestattet. Das vom Verf. Gesagte verdient vielseitige Erwägung und fordert eine genauere Betrachtung als es hier geschehen kann.

Den Begriff des empirischen und rationalen Sprachunterrichtes und den Unterschied zwischen beiden erläutert der Verf. an dem grammatischen Unterrichte und an der Lektüre kurz und geht dann zu den fehlerhaften Extremen des ersteren, zur Übung des Gedächtnisses durch den etymologischen Unterricht über, wobei er unter andern die Entwickelung der Urtheilskraft durch Erlernung und Anwendung der syntaktischen Regeln, des Wesens des Urtheils, der Kraft des empirischen Unterrichts in der Sprache und den drei Klassen in dem Stufengange desselben mit Klarheit durchführt. Die Darstellungen entsprechen dem Wesen der Sache, geben eine richtige Kenntnifs derselben zu erkennen und beziehen sich besonders auf die Wirkung des empirischen Sprachunterrichtes, die er auf die Bildung des Schülers hat, bezeichnen aber doch zugleich die Stufenfolge, nach welcher er ertheilt werden müsse. Manches läfst sich dagegen erinnern, wenn das Gedächtnifs auf Kosten des Verstandes zu sehr überladen und angesprochen wird. Noch ausführlicher handelt der Verf. von der Verbindung des Studiums der alten Klassiker mit dem der Sprachen, von der Entwickelung des grammatischen Unterrichts nach Kategorieen, wobei er sehr in das Einzelne desselben eingeht, dasselbe genau zergliedert, den lexikalischen Theil des Sprachunterrichts und das Übersetzen in Bezug auf eine dreifache Stufe in der Aneignung des lateinischen Styls auf die passenden Schriftsteller, auch Anordnung, Eintheilung und Zweck des Lesens der Schriftsteller ziemlich umsichtsvoll erörtert und von den bei allen Verhältnissen obwaltenden Gesichtspunkten, welche vielfach eigenthümlich und von jedem Gymnasiallehrer aufmerksam zu lesen sind, sehr klare Ansichten veröffentlicht. Ref. hat sie mit vielem Interesse gelesen und darf von jedem Leser dasselbe erwarten, wenn er auch nicht in allen Ansichten mit dem Verf. übereinstimmt.

Gleich redlich und warm spricht er sich über die Anordnung und die Methode des Religionsunterrichts aus, indem er vorerst die Unveränderlichkeit des Inhalts der christlichen Wahrheit und den lebendigen Wechsel der Form darstellt, die Formen prüft und die Gründe angiebt, warum in den oberen Klassen ein rationales Element in den Religionsunterricht eintreten mufs, aber die Scheidung der Dogmatik und Moral nicht ins Gymnasium gehört.

Für den Katechismus und rationalen Religionsunterricht weiset er das Erforderliche nach drei Stufen nach und geht dabei sehr ins Einzelne ein, was gründliche gründliche theologische Kenntnisse verräth. Für protestantische Anstalten mögen die Ansichten ungetheilten Beifall finden, für katholische dagegen unterliegen sie vielen Abänderungen, in so fern sie das Materiale betreffen. Hinsichtlich des geistig bildenden Moments aber machen sie auf vielseitige Anerkennung Anspruch, wie sich aus dem Lesen ergeben wird.

Das Gymnasium ist dem Verf. ein System von Stufen, von denen stets eine nothwendig aus der andern hervorgeht und das Resultat der vorhergehenden als Grund der nachfolgenden ist; daher theilt er dasselbe in das untere und obere, rechtfertigt die Eintheilung objektiv und subjektiv dort durch den methodischen Fortschritt aller Unterrichtsobjekte, hier durch Lebensalter und Geistesthätigkeiten, durch untere und obere Seelenkräfte, und unterscheidet für jede Abtheilung drei Klassen; die erste neige sich nach der Elementarschule, die zweite nach der Universität; dort sey der empirische, hier der wissenschaftliche Charakter vorherrschend. Über die einzelnen Klassen spricht er sich nicht speciell aus, so dafs kein Vergleich mit andern Gymnasien anzustellen ist. Auch bleibt unbestimmt, was mit den Lyceen anzufangen ist, die in manchen deutschen Staaten bestehen, wodurch die Erörterungen keinen abgeschlossenen Charakter erhalten.

Am Schlusse sucht der Verf. die Ansicht Niemeyers, wahrscheinlich in dessen Gedanken über die jetzige Gymnasial-Verfassung in Preufsen, zu widerlegen; und will nachweisen, dafs die Schrift desselben principlos und ohne alle Logik sey, da kein Hauptgedanke die einzelnen Gedanken verbinde, die gegen jenen Unterricht vorgebrachten Hauptgründe so lange auf Null sich reduzirten, bis H. N. sein ideales Princip entwickelt habe. In diesen Streit läfst sich Ref. nicht weiter ein; der Angegriffene wird die Bemerkungen entweder zu widerlegen und zu entkräftigen suchen oder auf sich beruhen lassen. Manche Darstellungen verrathen eine gewisse Leidenschaftlichkeit und konnten mit weit mehr Ruhe und Besonnenheit gegeben seyn.

Enthält die Schrift nebst vielem Gediegenen auch manches Einseitige, so trägt sie zur Ausgleichung der Gegensätze in gelehrten Schulen wesentlich bei. Ist die für das praktische Leben erforderliche Bildungsstufe mittelst Realschulen befriedigt, so heben sich viele Gründe und Veranlassungen zu jenen und es gleichen sich die Ansichten unter den über gelehrte Bildung Streitenden nach und nach von selbst aus. Einen belehrenden und wirksamen Beitrag hierzu hat der Verf. geliefert. mögen seine Ansichten recht weit verbreitet, sorgfältig geprüft und das Haltbare derselben vielfach angewendet werden. Die Sprache ist klar und nicht gesucht. Das Äussere ziemlich gut.

Reuter.

Digitized by Google

N°. 12. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN.

Irrenstatistik der Provinz Westphalen, mit Hinweisung auf die medicinisch-topographischen Verhältnisse sämmtlicher einzelnen Kreise derselben, von Dr. Wilh. Ruer, Director der Irren-Heil- u. Pflegeanstalt für die Provinz Westphalen zu Marsberg. Berlin, Verlag von Enslin. 1837. 172 *Seiten* 8.

Über Entstehung dieser Schrift bemerkt der Verf. im Vorwort: mühsame Aufnahmen von Namenslisten, wie sie 1818 und 1825 statt hatten, lieferten ein ungleiches und unzuverlässiges Resultat. Deshalb erhielt Ruer 1829 von dem Oberpräsidenten Freiherrn von Vinke den Auftrag: »die Zeit bis zur Eröffnung der neu zu errichtenden Heilanstalt zu benutzen, um successive von Kreis zu Kreis die sämmtlichen Irren in der Provinz seiner persönlichen Ansicht auf den Grund der vorhandenen und zu rectificirenden Listen zur Stelle zu entwerfen, wodurch er zugleich Veranlassung erhielte, sich mit den auf diesen Krankheitszustand vorzugsweise einwirkenden und in dieser Provinz wirklich auffallenden Erscheinungen in den Kreisaufnahmen veranlassenden Lokal- und Provinzial-Verhältnissen und Eigenthümlichkeiten genau bekannt zu machen, welches seine künftige ärztliche Behandlung wesentlich unterstützen müsse, und wodurch ihm auch die Gelegenheit würde, den Ärzten die Punkte näher bemerklich zu machen, worauf sich das Urtheil über die Aufnahme solcher Kranken in öffentliche Anstalten besonders zu richten hat.« In Folge dieses Auftrags wurde der verdiente Verf. von dem Regierungs- und Medicinalrath Dr. Stoll mit einer Instruktion versehen, worin die Punkte über die Qualifikation der Irren für die eine und die andere Anstalt hinsichtlich wahrscheinlicher Heil- oder Unheilbarkeit, öffentlicher Gefährlichkeit, besonders herausgehoben, sowie auch auf die möglichst genaue Ermittelung der Provinzial- und Lokal-Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten, woraus die in manchen Kreisen auffallend gröfsere, in anderen mindere Frequenz des Irrseyns wahrscheinlich erfolgt, aufmerksam gemacht wurde. Die Landräthe und Kreisärzte wurden von diesem Auftrage in Kenntnifs gesetzt und aufgefordert, ihm bei seinen Untersuchungen die möglichste Unterstützung zu Theil werden zu lassen, damit die künftig heil- und wirksame Verwendung der Irrenanstalten für die Folgezeit vorbereitend vollständig geordnet

und gesichert werde.« Es darf wohl nicht erst hervorgehoben werden, in wie vielfacher Beziehung dieses Unternehmen für die Provinz Westphalen, für die Irren und die Anstalt, sodann für die Wissenschaft und namentlich auch dadurch nutzbringend seyn mufs, dafs der Arzt der Irrenanstalt mit den Bezirksärzten mehrere Punkte rücksichtlich der Behandlung der Irren vor und nach ihrem Aufenthalt in der Anstalt mündlich besprechen kann und wie sehr es darum wünschenswerth ist, dafs es auch anderwärts Nachahmung finden möchte. So viel Ref. weifs, ist eine ähnliche Aufmerksamkeit, die nämlich, dafs der Irrenarzt überall an Ort und Stelle selbst nachsehen konnte, dem Vorkommen des Irrseyns von Staatswegen noch nirgends gewidmet worden, und es möchte daher von Seiten der Psychiatrie und ihrer Pfleger hiefür dem Herrn Ober-Präsidenten von Vincke ein besonderer Dank auszusprechen und der Wissenschaft Glück zu wünschen seyn, dafs ein solcher Auftrag einen solchen Vollzieher gefunden hat. Zählungen der Irren sind, ausser den erwähnten in Westphalen, 1824 in der Rheinprovinz und 1830 in Schlesien vorgenommen worden. Von andern Ländern weifs Ref. in dieser Beziehung nur noch Norwegen anzuführen. Von allgemeinerem Interesse dieser keines Auszugs fähigen, werthvollen Schrift möchten folgende Punkte seyn: die Zahl der Irren, die Blödsinnigen mit eingeschlossen, verhält sich in der Provinz Westphalen wie 1 zu 846, mit Ausschlufs der blödsinnig Geborenen wie 1 zu 1590. Mit andern Ländern verglichen liefert Westphalen mehr Irren als die Rheinprovinz und Schlesien, ungefähr ebensoviel als England und die vereinigten Staaten. Die drei Zählungen von Westphalen unter sich verglichen, so war 1825 das Verhältnifs der Irren zur Bevölkerung stärker als 1834. [Ein Beweis, wie sehr die allgemein verbreitete Meinung von einer steten Zunahme des Irreseyns der Berichtigung bedarf. Ref.] Die männlichen Irren verhalten sich zur männlichen Bevölkerung wie 1 zu 712, die weiblichen wie 1 zu 1010. Die meisten Irren befinden sich zwischen dem 30sten und 50sten Lebensjahre. Zwischen 70 und 80 Jahren gibt es in Westphalen 32 Irren, über 80 eine weibliche. Evangelische Irren verhalten sich zur evangelischen Bevölkerung wie 1 zu 962, katholische zur katholischen Bevölkerung wie 1 zu 786, israelitische wie 1 zu 758. Unter 1365 Irren litten 108 an Tobsucht, darunter 70 männliche, 979 an Blödsinn. Unter diesen letzteren waren 728 blödsinnig geboren oder von Kindheit auf blödsinnig geworden. Blödsinnig und epileptisch zugleich waren 75. Der angeborene Blödsinn verhält sich zur Zahl der Bevölkerung wie 1 zu 1762; zur Zahl der Irren überhaupt wie 47 zu 100. Was die ursächlichen Verhältnisse betrifft, so waren unter 876 Irren mit somatischen Ursachen 613 mit erblicher Anlage. [Hiermit stimmen die Angaben Anderer überein und Herr Bird meint in seiner Pathol. u. Ther. der psychischen Krankheiten S. 87, man habe die Erblichkeit zu hoch angeschlagen. Ref.] Epilepsie und Convulsionen werden bei 158 als Ursache angegeben. Unter 251

Irren mit psychischen Ursachen fanden sich 129 weiblichen Geschlechts, und unter diesen letztern 30 mit unglücklicher Liebe und 34 mit Religionsschwärmerei, während beim männlichen Geschlecht 12 und 17 die entsprechenden Zahlen waren. Aus Schrecken sollen 18 Männer und 15 Weiber geisteskrank geworden seyn, aus Ärger 10 Männer, aus fehlgeschlagener Hoffnung überhaupt nur 2 Männer. [Dafs die letzte Veranlassung nicht ergiebiger war, ist Ref. aufgefallen. Der geehrte Verf. wird übrigens mit ihm einverstanden seyn, dafs die Aufstellung solcher ätiologischen Tabellen, worin nur ein Moment als Ursache der Seelenstörung genannt wird, ihr Bedenkliches habe.] Richtig scheint die Bemerkung, dafs Schreck der schwangeren Mutter den angeborenen Blödsinn der Frucht [vielleicht auch Convulsionen, Ref.] begünstige. Unter den Ursachen des in Westphalen so häufigen Blödsinns führt der Verf. auf in somatischer Beziehung: die in dieser Prozinz allgemein verbreitete Rhachitis und Scrofelkrankheit, welche er, ausser den feuchten, unreinlichen Wohnungen, der schwer verdaulichen, belastenden Nahrung, den in grofsen Massen genossenen Kartoffeln zuschreibt. Die hierbei gemachte Bemerkung, dafs in dem Mifsverhältnifs zwischen dem häufigen Genufs vegetabilischer und dem geringer animalischer Kost ein Grund für die frequente Entwicklung des Blödsinns zu suchen seyn möchte, verdient Beachtung und nähere Untersuchung. Mit Irreseyn gepaart kommen häufig Würmer vor. Einen andern Grund für den Blödsinn geben die unter dem Namen Terminen bekannten und häufig unrichtig behandelten Convulsionen ab. [Die Behauptung des Verfs., dafs das Alter der meisten in den Uebersichten enthaltenen Blödsinnigen in jene Zeit greift, wo der Brownianism und die Erregungstheorie eine eigene Epoche in der Medicin bildeten, was durch die letzte Tabelle allerdings bestätigt scheint, enthält eine ernste Warnung vor der voreiligen Aufstellung sowohl als der einseitigen Benutzung von Systemen in der praktischen Heilkunst. Man sollte wohl bedenken, dafs hierbei nicht allein eine wissenschaftliche, sondern auch eine moralische Verantwortlichkeit zu übernehmen ist. Es ist grausenhaft, wenn man nach Jahrzehnden die Wirkungen des Brownianismus in dem zum Thier herabgesunkenen Menschen erkennen mufs, und Nasse hat ganz recht, dafs er am Schlusse der Recension des Buches von Bird diesem die vielfachen Irrthümer ins Gewissen schiebt: »wer medicinische Lehren, die auf die Praxis Einfluss haben sollen, als zuverlässige, obgleich sie falsch sind, verbreitet, der setzt die Gesundheit und das Leben seiner Mitbürger in Gefahr, ohne dafs bessere Einsicht allemal im Stande ist, den Gefährdeten vor solchem verderblichem Angriffe Hülfe zu bringen.«] Der verkehrten Behandlung der Kopfausschläge erwähnt der Verf. ebenfalls als Veranlassung zu Gehirnkrankheiten, und führt dabei Nasse's Bemerkung über die Häufigkeit der Gehirnwassersucht an, wornach in Preufsen von den bis zum 14. Lebensjahre jährlich verstorbenen Kindern allein 32,000 auf Rech-

Digitized by Google

nung jener Krankheit kommen. Weitere somatische Ursachen sind: zu leichte Kleidung und zu grofse körperliche Anstrengung. Der Verf. bestätigt hiebei Halliday's Wahrnehmung, dafs die Beschäftigung mit dem Ackerbau in Vergleich mit Manufakturen die Zahl der Geisteskranken, insbesondere der Blödsinnigen, steigert. Ferner: zu langes Säugen der Kinder, zu frühes Heirathen, Zeugung im trunkenen Zustande, Onanie, besonders in Beziehung auf die Fortpflanzung. [Vgl. Flemming's Aufsatz: »Über das Causal-Verhältnifs der Selbstbefleckung« in Jacobi und Nasse's Zeitschrift 1s Heft S. 205. Ref.] Unter den gemischten Ursachen wird angeführt: die isolirte Lage der einzelnen Orte und Wohnungen, Abgeschlossenheit durch hohe Gebirge, vernachlässigter Schulbesuch. Der häufige Branntweingenufs scheint unmittelbar nicht besonders zur Vermehrung des Irreseyns, wohl aber des Selbstmordes, beigetragen zu haben. Dafs Verbrechen und Wahnsinn sich in gleicher Proportion verhalten, wie Pierquin glaubt, fand Ruer nicht bestätigt. Hierauf folgen die keines Auszugs fähigen, interessanten topographischen Notizen über alle Kreise der Provinz Westphalen, und zwar nach folgenden Rubriken: Gröfse, Bevölkerung, Religion, Boden, Bewässerung, Luft und Wind, Temperatur und Witterung, Nahrungsmittel und Kleidung, Beschaffenheit der Gebäude, Nahrungsstand und Erwerbsquellen, Kultur und zwar nach der Lebensweise und den Volksbelustigungen, Ehe, Erziehung und Schulunterricht, religiöser Unterricht, Beschaffenheit der Schulgebäude und Kirchen, uneheliche Geburten, Verbrechen, Selbstmord, Krankheitsconstitution, vorherrschende Krankheiten des Hirn- und Nervensystems, Irreseyn. Über jeden einzelnen der drei Regierungsbezirke, Arnsberg, Münster und Minden, so wie über die ganze Provinz, sind General Übersichten und Verhältnifstabellen beigefügt, welche im Auszuge gleichfalls nicht mitgetheilt werden können. Eigentliche, nicht blödsinnige, Irren gibt es 807. Über 20 Jahre dauerte der Wahnsinn bei 93 Männern und 84 Weibern. Von der Gesammtzahl der Irren und Blödsinnigen, 1535, hält der Verf. 1432 für unheilbar. Die wenigen Bemerkungen, welche er den Übersichten und Tabellen beifügt, erwecken den Wunsch, dafs er deren mehr hätte mittheilen mögen. Er verschmähte es, da viele Worte zu machen, wo er Thatsachen geben konnte. Die Art, wie sie geordnet sind, läfst nichts zu wünschen übrig, als dafs dieses Buch ähnlichen Arbeiten in andern deutschen Staaten recht bald zum Muster dienen möge. Druck und Papier sind gut.

Brierre de Boismont, Mémoire pour l'établissement d'un hospice d'aliénés. — Paris, imprimé chez Paul Renouard. 1836. 84 *Seiten in* 8. *Mit einem lithographirten Plan.*

Eine von der Société des sciences médicales et naturelles zu Brüssel 1834 aufgegebene und gekrönte Preisschrift. Besonders abgedruckt aus den Annales d'hygiène publique, Tome

XVI, 1re partie. — Nach dem Verf. besteht noch keine Muster-Irrenanstalt; nur der Arzt kann den Plan dazu entwerfen. Die vollkommenste Anstalt ist diejenige, die man mit einem Blick übersehen kann. Dem Vf. genügte die genaue Besichtigung der bedeutendsten Irrenanstalten Europa's nicht; er zog noch berühmte Männer dieses Faches, wie Esquirol, Desportes u. A. zu Rathe.

Die Irrenanstalt soll in ländlicher Einsamkeit unweit einer Stadt liegen. Es mufs für vollkommene Isolirung so wie dafür gesorgt seyn, dafs die wichtigsten Lebensbedürfnisse in der Nähe zu haben sind. Die Lage mitten in oder unmittelbar bei einer Stadt ist schädlich für die Ruhe der Kranken. Es wird ein trockner Grund und Boden, Wasser im Überfluſs, ein weites mit Bäumen bepflanztes Gebiet verlangt, das der Mittagssonne ausgesetzt und durch einen Hügel gegen rauhe Winde geschützt ist. Das Gebäude selbst soll gegen Osten liegen. Der Vf. führt die Übelstände mehrerer Stockwerke und die Vortheile der Erdgeschosse nach Esquirol an, entscheidet sich aber für zweistöckige Gebäude (ein Erdgeschofs mit einem Stock), weil dadurch bedeutendere Kosten erspart, weil gesündere, freundlichere Wohnungen gewonnen werden, weil bessere Aufsicht möglich ist und weil viele Kranke ohne Gefahr eine Treppe hoch wohnen können. Den strahlenförmigen Bau verwirft der Vf. wegen der damit verbundenen Winkel und wegen des dadurch beschränkten Hofraumes für die einzelnen Abtheilungen. Den Vorzug gibt er der Quadratform mit einer offenen, Vorübergehenden jedoch nicht zugänglichen Seite. Der angeheftete Plan besagt das Nähere. In der Mitte sind die Gebäude für die Administration und Ökonomie, auf der einen Seite die Männer, auf der andern die Frauen, jedes Geschlecht in 9 Quadraten, 3 für die Heilbaren, 5 für die Unheilbaren und das 9te für die Tobsüchtigen beider Klassen. Die Reconvalescenten sollen im Mittelpunkt in der Nähe der Beamten wohnen. Wie in Frankreich so gibt es auch in Belgien mehr weibliche Irren, daher der Verf. bei der Gesammtzahl von 500, für welche sein Plan bestimmt scheint, das Verhältnifs von 260 zu 240 annimmt. Schlafsäle für 10 Betten sollen 48 Fufs lang, 12 breit und ebenso hoch, die einzelnen Zellen 11 Fufs tief und 9 hoch und breit seyn. Für die Abtritte werden water-closets empfohlen. Die Fenster sollen nur 1 bis 2 Fufs hohe Brüstung haben und der Thüre gegenüberstehen. Für die Unreinlichen werden Fufsböden von Steinplatten, für die übrigen von Holz gefordert, die gepflasterten mit Abscheu verworfen. Eiserne Bettstellen für die ruhigen Kranken; für die Unreinlichen mit einem konkaven mit Blei belegten Boden, der in der Mitte ein Loch hat. Die Betten müssen zu beiden Seiten frei stehen. Weifse Wände. Mit jedem Quadrate sind bedeckte und offene Gallerien verbunden. Luftheitzung. Alles Gefängnifsartige mufs vermieden seyn, ein Schlüssel alle Schlösser öffnen. Die Badanstalten zu Charenton, St. Yon und in der Salpetriere werden als Muster empfohlen. Eine Mauer soll das Ganze umgeben.

Zur Aufsicht führenden Behörde verlangt der Vf. eine Commission aus einem oder zwei mit derartiger Administration bekannten Notabeln, aus dem Arzt en chef und dem Director der Anstalt. Über sämmtliche Irrenanstalten eines Landes soll ein Arzt als General-Inspector gesetzt seyn. Der Director der Anstalt soll in ihr wohnen, und so lange der Arzt en chef nicht ausschliefslich dem Institute angehört, ausser dem Rechnungswesen und der Ökonomie, auch die innere Hauspolizei, die Krankenzucht etc. handhaben. Für die Frauenabtheilung verlangt der Vf. eine weibliche Aufseherin. Für den Krankendienst gebührt geistlichen Orden der Vorzug. Immer auf 10 ruhige und auf 6 ruhige Kranke ist ein Wärter zu rechnen. Die alt gewordenen Wärter verdienen Ruhegehalte.

Der Vf. nimmt mit Burrows bei Irren einen eigenthümlichen Geruch an, verlangt daher sorgfältige Vorrichtungen zur Lüftung der Zimmer. Es wird die gehörige Rücksicht auf Heitzung und Nahrung empfohlen, auf Regelmäfsigkeit der Mahlzeiten und Verschiedenheit der Kostarten aufmerksam gemacht. Mittheilungen über die Verpflegungsklassen in der Salpetriere, dem Bicetre, St. Yon, namentlich von Charenton und von einigen auswärtigen Anstalten. Der Verf. dringt auf warme Kleidung für die rauhe Jahrszeit und erklärt sich gegen einen unter den Irren einzuführenden gleichförmigen Anzug. Mit dem von Pinel ausgedrückten Lob der Arbeit sich einverstanden erklärend, gesteht er zu, dafs sie in französischen Anstalten vernachlässigt werde, und erklärt dieses aus dem Nationalcharakter, indem die Deutschen, Schweizer, Amerikaner viel mehr an Zucht und Ordnung gewöhnt wären als die Franzosen, »ceux-ci sont toujours prêts à se révolter«, doch glaubt er, durch Belohnungen müfsten diese Hindernisse zu überwinden seyn, und gibt nun verschiedene Arten von Arbeiten, besonders die in Gärten und Werkstätten, an, räth Spaziergänge, verwirft das Theater etc. Unter den vom Vf. empfohlenen Zwangs- und Bändigungsmitteln ist auch der Zwangstuhl.

Der Irrenarzt, dessen Eigenschaften hier aufgezählt werden, soll in der Anstalt wohnen, was bis jetzt in Frankreich nicht üblich ist. Er mufs frei und unabhängig gestellt seyn. — Angehängt sind interessante Mittheilungen über den Kostenaufwand der Irrenanstalten zu St. Yon und zu Charenton.

Ref. glaubte in der Relation dieser Schrift um so kürzer seyn zu dürfen, je bekannter ihr Inhalt ist. Sie enthält übrigens meist sehr richtige, der Beachtung werthe Bemerkungen und hat aus den vielen verschiedenartigen Vorschlägen die besten in lobenswerther Kürze hervorgehoben. Gekrönt hätte jedoch Ref. die Preisschrift nicht, da sie in Manchem unvollständig ist und wichtige Punkte, wie der Vorzug gröfser Anstalten, die Verbindung von Heil- und Pflegeanstalten, ohne Erörterung als entschieden angenommen worden sind. Mit fremder Literatur ist der Verf., wie fast alle seine Landsleute, ziemlich unbekannt; von auswärtigen Irrenanstalten scheint er nur die italienischen, von

den deutschen nur den Sonnenstein zu kennen. Bemerkungen, wie dafs tobsüchtige Kranke unter den untern Ständen wegen mangelnder Erziehung häufiger wären als unter den höhern; dafs die Unheilbaren meist ruhig und ganz vernunftlos, dafs die weiblichen Irren lenksamer wären als die männlichen, hat Ref. in Deutschland nicht bestätigt gefunden.

Roller.

De Chiloplastice et Stomatopoësi adjecta nova illam instituendi methodo. Auct. Fr. Maur. Oswald Baumgarten. Accedunt IV tabulae lithogr. Lipsiae 1837. 59 *S.* 8.

Eine mit vielem Fleifse gearbeitete Abhandlung, die wir als einen gediegenen Beitrag zur Chirurgia curtorum ansehen. Besonders Werth hat der historische Theil der Schrift, in welchem wir keine Abhandlung von nur einigem Belang vermifst haben. Die beiden Fälle, in welchen Ammon die Operation nach einer neuen von ihm ersonnenen Methode verrichtete, werden namentlich jeden Arzt, der Sinn für die plastische Chirurgie hat, ansprechen. Sie riefen diese Dissertationen ins Leben, deren Zweck, die Ammon'sche Operationsmethode zur allgemeinen Kenntnifs zu bringen, sicher nicht verfehlt werden dürfte.

Chirurgische Erfahrungen, besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers, von Dr. J. F. Dieffenbach, Professor in Berlin., Erste Abtheilung mit 2 lithogr. Abbildungen 102 *S. Zweite Abth. mit 21 lithogr. Abbild.* 199 *S. Dritte und vierte Abth. mit 4 lithogr. Abbild.* 506 *Seiten. Berlin, bei Enslin.* 1834.

Wenn irgend ein Wundarzt und chirurgischer Schriftsteller berechtigt ist, auf den Ruf der Genialität Anspruch zu machen, so ist es Dieffenbach, durch dessen sinnreiche, einen wahren Künstlersinn aussprechende Operationsmethoden die organische Plastik einen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, welchen wir vor einem Decennium nicht erwarten konnten. Man wolle in diesem Ausspruche durchaus nicht eine Verkleinerung der Verdienste v. Gräfe's, Carpue's, Delpech's und Anderer erblicken, die wir gern anerkennen, aber den Leistungen Dieffenbach's gegenüber dürfen wir in ihnen nur die Anfänge einer später weit geförderten Kunst erblicken. Wir können hier in keine Beschreibung und Beurtheilung der einzelnen Operationsweisen des Verfs. eingehen, was wir andern Zeitschriften überlassen müssen, und beschränken uns nur auf die Mittheilung des Inhalts der drei uns vorliegenden Abtheilungen. In der ersten bespricht er den Wiederersatz der Nase, die Bildung der Lippen bei Verschliefsung des Mundes durch Überpflanzung der Schleimhaut, den organischen Wiederersatz des zerstörbaren Gaumensegels, die künstliche Bildung der Vorhaut, die Behandlung des zerrissenen Mittelflei-

sches, den Wiederersatz der theilweise zerstörten Harnröhre, (welcher in der jüngstverflossenen Zeit dem Verf. durch eine geniale Operationsmethode bei einem russischen Marineofficier gelang. Ref.)

Noch reichhaltiger ist die zweite Abtheilung, in welcher D. lauter neue, von ihm erdachte und vervollkommnete Methoden zur Excision und Elevation einzelner Nasenpartien, zum Wiederersatz verbildeter oder verloren gegangener einzelner Nasentheile durch Hautüberpflanzung, entnommen aus der Mitte der normalen Oberlippe, oder der Wangen- und Stirnhaut, zur Bildung vorderer Nasenpartien oder ganzer Nasen aus der Stirnhaut, sowie aus dem behaarten Theile des Kopfes, zur Unterheilung eines Stirnhautlappens zur Unterstützung eingesunkener Nasenrücken mittheilt. Als besonders werthvoll und lehrreich müssen wir die Bemerkungen zu den erzählten einzelnen Fällen bezeichnen. Nicht minder beachtungswerth ist der Abschnitt über die Spaltung der Nase zur Entfernung von Polypen oder andern Gewächsen aus ihrer Höhle. Um einen freieren Blick in das Innere der Nase zu haben und die Instrumente besser überallhin zu bringen, besonders wenn in beiden Nasenhöhlen Afterprodukte sich finden, schlägt der Vf. vor, nicht allein die Nasenflügel von unten nach oben zu spalten, sondern auch das Septum in gleicher Richtung zu durchschneiden, die Nase während der Exstirpation der Afterprodukte nach oben zu legen und nach Beendigung derselben durch die blutige Nath die Wiedervereinigung zu bewirken.

Ausserdem handelt D. hier noch von dem Wiederansatz des äussern Ohrs, von der Heilung der Thränenfistel durch Hautüberpflanzung, von der Heilung des Ectropions durch Verpflanzung der Conjunctiva an die äussere Haut, von der Ausfüllung der Augenhöhle nach der Exstirpation des Augapfels durch Hautüberpflanzung, von der Verpflanzung der Scrotalhaut zur Bedeckung entblößter Hoden, von der Heilung der Ulcera prominentia an den untern Extremitäten nach dem Verluste der Zehen, und schliefst mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Verpflanzung thierischer Theile und über die Verpflanzung nicht gänzlich vom Körper getrennter Hauttheile. Was er hier in Bezug auf die Rhinoplastik mittheilt, ist von hohem Interesse.

In der dritten Abtheilung handelt D. zunächst vom Wiederersatze der Nase. Das Wesentliche seines Verfahrens bei rhinoplastischen Operationen besteht in Ausschneidung eines bedeutend gröfsern Hautstückes aus der Stirnhaut, als andere Wundärzte zu thun pflegen, in Befestigung des Stirnlappens an den Stumpf durch die umschlungene Nath mittelst Insektennadeln, in streng antiphlogistischer Behandlung des transplantirten Theils durch kalte Aufschläge und Blutegel, in nachträglicher Gestaltung der Nase durch Wiederholte kleine blutige Operationen.

Der Vf. theilt in dieser Abtheilung mehrere lehrreiche Beispiele von Neubildung der ganzen fehlenden Nase oder ihres vordern Theils mit. Der Ersatz des Nasenflügels und auch des

Septums geschieht aus der Stirnhaut. Früher überstandene Scrophelkrankheit fand D. der Nasenbildung sehr entgegen, und in einem höhern Grade als Lustseuche und Herpes exedens.

Der zweite Abschnitt betrifft die Verwachsung oder Verschliefsung des Mundes, die nach D. dreifach ist, nämlich: 1) Verschliefsung des Mundes durch Verwachsung der inneren Oberfläche der Wangen und der Lippen mit den Kiefern, wobei die äussern Lippen unversehrt sind; 2) Verwachsung des Mundes und Verwandlung der Mundspalte in ein kleines rundes Loch; 3) Zerstörung der äussern Lippen mit bedeutendem Substanzverlust im weiten Umkreise, so dafs die Zähne unbedeckt daliegen und die Kiefern nicht von einander entfernt werden können. Alle drei Arten von Verwachsung des Mundes erklärt D. als das Resultat schlecht geleiteter Mercurialcuren. Die Operationsmethoden des Vfs. sind gut ersonnen und gewifs sehr praktisch. Eine besondere Beachtung verdienen die beschriebenen sechs Fälle von Wiederherstellung der Unterlippe nach der Exstirpation eines Lippenkrebses, ferner der Wiederersatz der Unterlippe aus den Wangen nach der Operation eines Lippenkrebses nebst der Resection eines Theils des Unterkiefers, die Bildung eines neuen Mundes wegen gänzlichen Mangels desselben, der Wiederersatz der Wange, der Oberlippe und eines Nasenflügels durch Überpflanzung.

Die vierte Abtheilung enthält nur einen Aufsatz, nämlich: über die Heilung der angebornen oder durch Krankheiten veranlafsten Spaltungen des Gaumens durch die Gaumennaht. Was der Vf. in dieser Beziehung geleistet, ist dem ärztlichen Publikum aus Rust's Magazin und Hecker's Annalen zur Genüge bekannt. Hier werden 25 Fälle mitgetheilt, in denen er die Gaumennaht verrichtete.

Die absichtliche Spaltung des Gaumensegels nahm D. in mehreren Fällen vor, um ein grofses Steatom oder um einen grofsen festen Polypen aus der Rachenhöhle entfernen zu können. Die Hülfe, die dieses Verfahren leistete, war immer nur eine palliative, da die Aftergebilde stets von Neuem kamen. Eine vollkommene Verwachsung des Gaumensegels mit der hintern Schlundwand widersteht in der Regel jeder Operation.

Noch bespricht der Vf. die Verlängerung der Uvula, welche nach D. entweder durch eine Erschlaffung der Schleimhaut des Zapfens, oder durch eine Vergröfserung, oder durch eine Hypertrophie der Uvula, oder durch eine krankhafte Entartung derselben bedingt ist.

Über den organischen Ersatz, von Dr. J. F. Dieffenbach. (Besonderer Abdruck aus Rust's Handbuch der Chirurgie.) Berlin, bei T. Chr. F. Enslin. 1831. 107 *S.* 8.

Während das so eben angezeigte Werk des Verfs. eigene Beobachtungen und Erfahrungen über die Morioplastik und nur diese enthält, ist die vorliegende Abhandlung eine systematische

Zusammenstellung und kritische Beleuchtung alles dessen, was bisher überhaupt rücksichtlich des organischen Ersatzes von den Wundärzten geschehen ist, mithin eine vollkommene Monographie über diesen Gegenstand, welche zu schreiben wohl niemand so berufen seyn konnte als Dieffenbach selbst, wie aus der eben gelieferten Anzeige seiner chirurgischen Erfahrungen über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers zur Genüge hervorgehen dürfte.

Eine Inhaltsanzeige halten wir für überflüssig, indem wir uns auf den Inhalt der eben besprochenen Schrift um so lieber berufen, als die dritte und vierte Abtheilung derselben je zwei Jahre später, als die vorliegende Abhandlung, erschien und aus diesem Grunde in mehrfacher Beziehung vollständiger manches enthält, was hier noch nicht gegeben werden konnte. Aufmerksam wollen wir jedoch machen auf die physiologischen Bemerkungen über die Verpflanzung thierischer Theile (S. 21 bis 34), welche ein allgemeines Interesse haben und insofern jeden interessiren müssen, der überhaupt Sinn für naturhistorische Forschungen hat. Als allgemeiner Erfahrunssatz ergibt sich aus diesen, dafs, je niedriger die Organisationsstufe ist, auf welcher der getrennte Theil steht, um so gröfser die Neigung zur Wiedervereinigung sich zeigt. Am leichtesten geschieht sie bei den hornartigen Fortsätzen der Haut, den Federn, Klauen und Sporen der Vögel, den Haaren der Säugethiere und Menschen. Von knöchernen Theilen sind es besonders die Zähne der Säugethiere und Menschen, und selbst völlig getrennt gewesene Knochenstücke, ferner Hautlappen, vorzüglich die Enden prominirender Körpertheile, wie Nasenspitzen, Ohrstücke, nur in den seltensten Fällen kleinere Gliedmafsen, wie Finger mit Haut, Nägeln, Bändern und Knochen.

Bericht über die Cholera-Epidemie in Mittenwald, von Dr. Karl Pfeufer, königl. Gerichtsarzte in der Vorstadt Au. München 1837. 146 S. 8.

Wenn es je gelingen kann, über die Natur dieser räthselhaften Krankheit einen weitern Aufschlufs zu erhalten, so ist es mit Hülfe nüchterner und wahrheitsgemäfser Berichte über einzelne Epidemien dieser Weltseuche, welche von wissenschaftlichen und vorurtheilsfreien Beobachtern niedergeschrieben wurden, denen es nicht wie dem sarcastischen Heine in der Porte Saint-Martin zu Paris erging, der hier den Tour de Nesle aufführen sah, aber hinter einer Dame mit einem grofsen Hute von rosa-rothem Gaze zu sitzen kam, durch welchen ihm also alle Gräuel dieses Stücks im heitersten Rosenlichte erschienen. Einem grofsen Theile unserer Choleraschriften sieht man das farbige Brillenlicht an, durch welches die Verf. gesehen und beobachtet haben. Von ihnen darf man sich daher auch nicht wundern, dafs sie nicht zur Entwirrung, sondern zur Verwirrung mitgewirkt haben.

Den vorliegenden Bericht über die Cholera in Mittenwald heifsen wir einmal wegen seiner prunklosen und nüchternen Darstellung und seines Inhalts, dann aber auch deshalb willkommen, weil er der erste ist, der uns über die Cholera innerhalb der Gränzen des baierischen Königreichs eine zuverlässige, wir können wohl sagen, officielle Kunde gibt, zu welchem niemand mehr als der Verf. berufen seyn konnte, der vom Gouvernement mit der Vollziehung der angeordneten ärztlichen Mafsregeln nach dieser inficirten Stadt committirt wurde.

Die von ihm gewählte Anordnung ist beifallswerth. Der Bericht beginnt mit einer medicinisch-topographischen Skizze, die bei Beschreibungen von Epidemien niemals fehlen sollte, indem aus ihnen allein sich ergeben kann, welchen Antheil die Örtlichkeitsverhältnisse an der Entstehung, dem Verlaufe und den Modificationen einer allgemeinen Krankheit haben. Wir erfahren hier, dafs Mittenwald im Isarthale, zwischen dem Hauptzuge der baierischen Alpen, 3119 Fufs über der Meeresfläche liegt, dafs sein Klima rauh, seine Strafsen schmutzig, seine Bewohner dem Branntwein ergeben sind und überdies hauptsächlich von Vegetabilien leben, dafs die Bleichsucht, Blutflüsse, Fehlgeburten, die Wurmkrankheit hier so zu sagen endemisch vorkommen, und dafs ein halbes Jahr vor dem Erscheinen der Cholera hier ein nervöses Schleimfieber epidemisch herrschte.

Die erste Cholerakranke, eine 48jährige Schwangere, starb noch am Tage der Erkrankung, am 14. August. Eine Berührung mit Cholerakranken hatte sie so wenig als die nächstfolgenden Kranken gehabt, sowie überhaupt die meisten hier beobachteten Thatsachen gegen eine contagiöse Verbreitung zeugen. Die vierte Woche der Epidemie lieferte die meisten Erkrankungen. Es wurden mehr Frauen als Männer ergriffen, aber letztere unterlagen in verhältnifsmäfsig gröfserer Zahl. Die meisten Erkrankungen kommen auf das Alter zwischen dem 50. und 70. Jahre, die meisten Sterbefälle auf das Kindes- und Greisenalter. Den epidemischen Einfluss empfanden auch in Mittenwald alle Bewohner. Über die Ursachen des Ausbruchs ruht hier, wie wohl überall, ein Dunkel; von einer Einschleppung der Krankheit fehlt jede Spur.

Die sanitätspolizeilichen Anordnungen müssen als in jeder Beziehung entsprechend anerkannt werden. Den grofsen Nutzen der ärztlichen Besuchsanstalt, die hier zum erstenmal ins Leben trat, wollen wir gewifs nicht verkennen. Aber zugestehen mufs jeder Unbefangene, dafs ihrer allgemeinen Einführung grofse und mancherlei Hindernisse in den Weg treten, die bei dem Auftreten der Cholera in einigen kleinern Ortschaften sich wohl hinwegräumen lassen, aber nicht beseitigt werden können, wenn die Krankheit in grofsen Städten schnell um sich greift und auf eine rapide Weise sich über ganze Länderstriche verbreitet, wie es 1831 in verschiedenen nordischen Ländern, 1832 in Frankreich, in spätern Jahren in Schweden, Portugall, Spanien, Italien der

Fall war. Woher dann ein ärzliches Personale bekommen, um 20 Häuser durch einen Arzt besuchen und surveilliren zu lassen? und auf welche Weise die Bewohner beschwichtigen, die, dieser ärztlichen Besuche bald überdrüssig, sich ihnen nur zu bald zu entziehen suchen? Es ist bekannt, dafs in einer grofsen süddeutschen Stadt gegen die Einrichtung solcher Besuchsanstalten von Ärzten und vom Publikum im verflossenen Jahre feierlich protestirt worden ist.

Das Bild der Cholera in Mittenwald bietet wenige Verschiedenheiten von ihrem Erscheinen an andern Orten. Diejenige Form, welche man Diarrhoea cholerica genannt hat, wurde hier vorzugsweise gegen das Ende der Epidemie beobachtet. Das Blut, welches man den Kranken während der Vorboten oder im Beginn der Krankheit aus der Vene liefs, sprang gewöhnlich in einem Bogen, war warm und bildete einen festen Blutkuchen. Bei ausgebildeter Krankheit war der Ausfluſs träge, die Temperatur des Blutes niedriger, und auch diese verlor sich schnell, im paralytischen Zustande erhielt man nur wenig schwarzes kühles Blut, und der sich bildende Blutkuchen war sehr mürbe. Fast alle Cholerakranke hatten eine kühle Zunge und überaus viele Spulwürmer. Der tödtliche Ausgang nach überstandenem Kältestadium erfolgte fast immer unter soporösen Symptomen. Eine Unterbrechung der Reaction mit Wiederkehr des Kältestadiums wurde auch einigemal wahrgenommen, Neigung zu Recidiven wenig. Eine Cholera incompleta, die sich durch Druck in der Herzgrube, Mangel an Efslust, Angst, eine sehr verminderte Urinexcretion, Stuhlverstopfung, kühle Zunge, kühle Extremitäten, vor allem durch copiöse Schweifse aussprach, wurde besonders auf der Höhe der Epidemie beobachtet.

Manches beachtungswerthe Neue theilt der Verf. in Bezug auf die Prognose bei der Brechruhr mit, über welche wir bisher sehr unsichere und schwankende Data hatten. In wie weit dieses von Pf. Dargebrachte in andern Epidemieen sich bewähren wird, müssen wir der Zeit daheimgeben.

Zwei Ansichten über den primären Sitz der Krankheit werden hier als zulässig hingestellt, nämlich die, welche ihn im Blute sucht, und die, welche ihn im Darmkanal annimmt. Der Verf. erklärt sich für die letztere und suchte durch Brechmittel, Calomel und Rhabarber und zur Unterstützung dieser eben genannten Mittel durch Blutentziehungen den Indicationen zu genügen. Wie er dies durchzuführen bemüht war, bekundet einen rationellen und denkenden Arzt, und es wäre zu wünschen, dafs auf so besonnene, ruhige Weise man überall gehandelt und nicht Verfahrungsweisen gehuldigt hätte, wie sie wohl clairvoyante Hystericae, aber nicht in Theorie und Praxis ergraute Söhne Machaon's ersinnen konnten. Leider leben überall so viele junge und alte Ärzte in dem traurigen Wahne, dafs man recht vieles thun müsse, um viel zu leisten und Erspriefsliches zu Stande zu brin-

Digitized by Google

gen, uneingedenk der Worte Sydenham's: Aeger non raro nulla alia de causa quam nimia medici diligentia ad plures migrat.

Die kalten Waschungen, namentlich mit Eis, bei der paralytischen Form der Cholera hat der Verf. nicht in Gebrauch gezogen, genügende Gründe anführend, warum er sie unterlassen. Überdies haben sie an einigen Orten, z. B. im Pariser hôtel-Dieu, wo man sie zu Anfang und auf der Höhe der Epidemie versuchte, nichts weniger als günstige Erfolge geliefert, so dafs man sich genöthigt sah, von ihnen abzustehen. Auch stimmen wir gern dem Vf. darin bei, dafs es etwas anderes ist, in einem Hospital oder in der Landpraxis zu fungiren, dafs in dieser oft Pflicht ist, zum allgemeinen Besten zu unterlassen, was in jener Pflicht ist, zum allgemeinen Besten zu versuchen.

Heyfelder.

BELLETRISTIK.

Die Lieder der Edda von den Nibelungen. Stabreimende Verdeutschung nebst Erläuterungen von Ludwig Ettmüller, Prof. am Gymnasium zu Zürich u. s. w. Zürich, bei Orell, Füfsli & Comp. 1837. gr. 8. XLIII S. und 119 Doppelspalten.

Auch diese Schrift des durch die Herausgabe der Vaulu-spá und ähnliche Leistungen rühmlich bekannten Vfs. empfiehlt sich zum Studium der nordischen Literatur durch Zweckmäfsigkeit, Gründlichkeit und eine für den Laien besonders erwünschte Ausführlichkeit, was Einleitung und Anmerkungen betrifft; in Beziehung auf die Übersetzung aber durch poetischen Geist und Ton, sowie durch eine sehr geschmackvolle und edle Behandlung der Sprache, die von ihm der nordischen Stabreimkunst vollkommen dienstbar gemacht wird. Eine schöne Rechtfertigung dieser letzteren, sofern sie auf den Boden deutscher Poesie übergepflanzt wird, ist in dem Dedikationsgedicht in Stabreimen enthalten, das der nordisch-germanische Philolog dem berühmten klassischen Philologen Caspar Orelli zusingt:

Fremd erklingt uns
des frühern Nordlands
leichtbeschwingte
Liederweise,
uns, deren Ohr
seit alten Tagen
dem süfsen Klange
des Südens lauschte.

Dann erzählt das Lied der heiligen Sage den Grund nach, warum in der Urzeit edle Skalden auf solche Weise die Laute des Liedes fügten: wenn nämlich am nordischen Nachthimmel die Asen ihrer ewigen Häupter Feuerstrahlen zeigten, der Welten Wohl berathend, da wurden kühnen Sterblichen Weise und Maafse ih-

rer Worte kund, und seitdem spiegelte sich das Wesen der nordischen Götter in ihrem Liede.

Schüchtern warum
scheut' ich nun mich
diese Lieder
Dir zu weihen?
Götterstimme
gern ja höret,
dessen Geist
der Gottheit voll.

Die einleitende Vorrede verbreitet sich nun zuvörderst über die Versuche der neuern Zeit, die Lieder der sämundischen *Edda* (die Bedeutung des letztern Wortes erläutert eine Note) in den neuern Sprachen, zumal der dänischen und deutschen, wiederzugeben; das Verdienst F. A. Gräters (1802), von der Hagens (1813), der Brüder Grimm (1815) und des ersten metrischen Uebersetzers Ferd. Wachter (1829) wird anerkannt, dagegen eine Verdeutschung von G. Th. Legis als aus dem Lateinischen zusammengesudelt abgewiesen. Als diejenige stabreimende Übersetzung, der man noch am besten den Klang der Verse der Urschrift abhört, wird die von J. L. Studach (1829) begonnene gerühmt. Das Ziel, nach welchem Herr Ettmüller selbst strebte, war, dafs man seiner Übersetzung nicht anmerke, dafs dieselbe Übersetzung sey, und er glaubt dieses Ziel wenigstens in den ältern, einfachern Liedern erreicht zu haben; in den künstlicheren, spätern Gesängen finde jedoch ein solches Bestreben Schwierigkeiten in unserer Sprache, die sich nie völlig dürften überwinden lassen. Hierauf werden die leitenden Grundsätze seiner Arbeit, mit Hülfe von Erasm. Christi. Rasks von Mohnike verdeutschter Verslese der Isländer, jedoch unter fortlaufenden Berichtigungen und Erweiterungen von Seiten unsers Verfs., entwickelt, und dieser Theil der Abhandlung (S. IX—XV) enthält eine sehr vollständige Belehrung über die Regeln der altnordischen Verslehre, in so fern sie in den übersetzten Liedern Anwendung finden. Alle diese Regeln des Versbau's und des Stabreims oder der Alliteration hat der Verf. in der Übersetzung angewendet, und dabei so wörtlich als möglich übersetzt, doch niemals die Zeilen der Urschrift sklavisch nachgebildet, wodurch alle Poesie, wie er vollkommen richtig bemerkt, nothwendig vernichtet wird. Die kühnen, bildlichen Ausdrücke altnordischer Dichtung sind wiedergegeben, ohne dafs neue Wörter gemacht worden wären, denn in dem letztern zeigt sich nur die Ohnmacht eines Übersetzers; dagegen hat der Verf. »gutem, alten Golde, dessen Gepräge, wenn auch nicht den Schriftstellern, doch dem Volke noch gar wohl bekannt ist, auch in der Schriftwelt aufs neue Geltung zu verschaffen gesucht,« und der Verf. hält dies immerhin für mehr erlaubt, als »die unverschämte Einschmuggelung überrheinischen Schellenklanges oder griechischer Gewaltbrocken.« Man kann mit diesen Grundsätzen des Herrn Übersetzers nur einverstanden seyn.

Von ihnen wendet sich Herr Ettmüller zu Untersuchungen über das Alter dieser Heldenlieder, die in ihrer uns überlieferten, leider fragmentarischen und durch Prose zusammengehaltenen Gestalt, nach P. C. Müllers gründlicher Untersuchung, gröfstentheils aus dem 8ten, die beiden Gesänge von Atli aber vielleicht erst aus dem 10ten Jahrh. stammen. Da sich jedoch viele derselben ausdrücklich auf ältere Lieder berufen, so dürfte man etwa das 6te Jahrh. als die Entstehungszeit der meisten annehmen. Mit dieser Annahme des Vfs. stimmt vollkommen überein, was C. F. Köppen in seiner eben erschienenen »Einleitung in die nord. Mythologie« S. 47 so schön als geistvoll auseinandersetzt. Die Frage nach den Dichtern dieser Lieder ist müfsig, mit geringen Ausnahmen ist das gesammte Volk des skandinavischen Nordens als ihr Verfasser anzusehen. Nach Island komen alle diese Lieder mit der norwegischen Bevölkerung, wo sie sich in ihrer sprachlichen Alterthümlichkeit Jahrhunderte hindurch erhielten, bis Sämund der Weise, christlicher Priester aus dem berühmten heidnischen Priestergeschlechte der norwegischen Ladejarlen (geb. zwischen 1054 und 1057, † 77 Jahre alt), sie sammelte. Während sein Vetter, John Ögmundssohn, der erste Bischoff zu Holum auf Island, der eifrigste Heidenverfolger war, sammelte er, in Paris gebildet, mit hohem Sinn für Wissenschaft und vaterländisches Alterthum, die immer mehr schwindenden Trümmer des Heidenthums und zeichnete sie schriftlich auf. Von einem einzigen, ziemlich schwachen Eddaliede, dem Sonnenlied, ist er nach Hrn. Ettmüller wahrscheinlich selbst der Verfasser (S. XV. XVI.), was aber von Andern widersprochen wird. (S. Köppen a. a. O. S. 67.)

Mit der Frage über die Heimath der Lieder ist nicht die Frage über die Heimath der Sage zu verwechseln. Hier ist die Hauptfrage, ob die Nibelungensage ursprünglich dem deutschen oder dem skandinavischen Stamme angehöre, oder ob sie beiden Stämmen als ursprüngliches Eigenthum zugesprochen werden müsse. P. E. Müller hat nun zwar die Hypothese aufgestellt und scharfsinnig vertheidigt, dafs die Skandinavier es seyen, die die Sage aus Asien mitgebracht haben, und Lange hat die Sigmundssage dem Norden als Eigenthum vindiciren wollen; es ist aber offenbar wahrscheinlicher und mit Lachmann, unserm Verf. u. A. anzunehmen, dafs die Sage fränkischen Ursprungs ist, und sich im fünften, sechsten Jahrhunderte, als das Christenthum noch nicht tödtlichen Hafs zwischen Deutsche und Skandinavier gebracht hatte, von Deutschland aus sich über den skandinavischen Norden verbreitet habe. Dafs die Örtlichkeiten in den Eddaliedern verworren und schwankend angegeben sind, läfst nur auf mündliche Überpflanzung und willkührliche Veränderung im Munde des Volkes schliefsen. (S. XVII—XIX.)

Nun theilt der Herr Vf. den fortschreitenden Gang der Sagenereignisse des von ihm zur Übersetzung und Bearbeitung ausgehobenen Cyclus epischer Lieder aus der kurzen Erzählung

Digitized by Google

Snorri's (Skaldskaparmâl 39) mit, unter lehrreichen Erläuterungen. (S. XIX—XXX.) Dann bespricht er die Ergebnisse der Sage, nach W. Grimm's und Lachmann's abweichender Kritik. Beide Forscher sind darin einig, dafs man sowohl eine Mythe als auch eine historische Sage in der Nibelungensage anzuerkennen habe, weichen jedoch hauptsächlich darin von einander ab, dafs Grimm den mythischen Theil der Sage erst mit Atli's (Etzels), Lachmann dagegen schon mit Sigmunds Tode schliefst. In den Anmerkungen folgt Herr Ettmüller der Grimm'schen Ansicht, theilt aber deswegen die Lachmann'sche Darstellung und Deutung der Sage in der Einleitung mit (S. XXX—XXXIV). Dann betrachtet er noch einige Erweiterungen der nordischen Sage, die ihr eigenthümlich sind, und sich theils in der Sage selbst befinden, theils vor- und rückwärts gehen. (S. XXXIV—XLIII.)

Snorri's mitgetheilte Erzählung und die letztgenannten Bemerkungen über die Dilatation der Nibelungensage in der nordischen Gestalt geben nun einen trefflichen Leitfaden für den Weg durch das Labyrinth der übersetzten Lieder selbst. Das erste Lied von Sigurd, Fafnirs Tödter, (S. 1—8) enthält in der Weissagung Grigirs eine vollständige Übersicht über die Geschichte des Helden und bildet so den passendsten Prolog zu der Sage. Wenn man an die Entstehungsweise der ganzen Liederreihe als Volksgesanges denkt, so wird man, auch abgesehen von den übrigen innern Gründen (vgl. S. XXXV), mit dem Verf. annehmen müssen, dafs diese Einleitung später gedichtet ist als die andern Sigurdslieder, und von einem Sänger herrührt, der jene Volkslieder überblickte. Darauf folgt das zweite Lied von Sigurd, erster Theil: von Sigurd und Regin, dem weisen, grimmen, zauberkundigen Zwerge, der Sigurden (den fränkischen Sigfried), den Sohn Sigmunds, des Sohnes Wölsungs und der Hiördis bei dem Könige Hialprek (dem fränkischen Chilperich) erzog und liebte (vgl. S. XXII.). Im Liede erzählt Regin einen Theil von des erschlagenen Oturs Sühnung aus der Ahnengeschichte Sigurds (vgl. S. XIX ff.); dann singt das Lied von Sigurds Erziehung und ersten Waffenthat (S. 8—13). Der zweite Theil des zweiten Liedes umfafst die Geschichte von Fafnirs, Regins Bruders, Tode, den Sigurd auf Anreizung Regins mit dem Schwerte Gram erschlug, und dadurch den von jenem geraubten Schatz gewann (S. 13 ff.); ein herrliches Lied, bilder- und spruchreich (vergl. S. XXIII.). Es erzählt dann weiter, wie Sigurd, der durch den Trunk von Fafnirs Herzblut die Sprache der Vögel hatte verstehen lernen, von Adlerinnen gewarnt, auch Regin erschlug. (S. 19 f. vergl. S. XXIV.)

(Der Beschlufs folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Belletristik.

(Beschluſs.)

Nun folgt das erste Lied von Brynhild, der Tochter Budlis, die sich Sigurdrifa nannte, Walküre ist, in Frankenreich von Sigurd schlafend in einer Schildburg getroffen wird, und den Helden Weisheit lehrt (S. 20 — 26). Es enthält zehn köstliche Sprüche, in einer Sprache voll Kraft und Salbung, die an Salomo's Weisheitssprüche erinnert. Da längere Auszüge aus dem historischen Theile der Lieder unmöglich sind, so mögen, als Übersetzungsprobe, von diesen Weisheitsregeln Brynhilds einige hier stehen:

22. Das rath' ich dir zuförderst,
daſs den Feinden dein
treu du seist ohne Trug.
Langsam es räche,
wenn sie Leid dir anthun;
das, sagt man, tauge den Todten.

23. Das rath' ich dir zum andern,
daſs keinen Eid du schwörest,
ausser der wahr werde.
Grimme Fesseln
folgen dem Eidbruch;
elend ist der Treue Trüger.

24. Das rath' ich dir zum dritten,
daſs du bei'm Thinge nicht
mit Heimlingen [Pflastertretern] händelst;
denn oft ist schlimmer
unweises Mannes
Wort, als sein Wissen.

. . . . . .

29. Das rath' ich dir zum sechsten:
Wenn du auch sagen hörest
von Recken Rausches Worte:
trunken kühr' nicht Hader
mit Kampfbäumen:
Manchen sticht der Wein vom Witze.

. . . . . .

33. Das rath' ich dir zum neunten,
daſs du nackte Todten hüllest,
wo du im Felde sie findest,
Sein es Seuchtodte,
oder sein es Seetodte,
oder sein es waffentodte Wehren.

Digitized by Google

34. Ein Hügel sich hebe
dem Heimgegangenen,
Hände wasch' und Haupt;
Kämm' ihn und trockne,
eh die Kist' ihn aufnimmt,
und bitte, dafs er selig schlafe.

Das dritte Lied von Sigurd zeichnet in einfachen aber starken Umrissen das Bündnifs Sigurds mit den Söhnen Giuki's (des (deutschen Gibich), Gunnar (Günther) und Högin (Hagen), seine Vermählung mit ihrer Schwester Gudrun (der deutschen Chrimhild); dann, wie er in Gunnars Gestalt diesem die Brynhild freit, doch das Schwert zwischen sich und sie aufs Lager legt. Seitdem fühlt Gunnars Weib ein Verlangen nach Sigurd:

„Ich will sterben,
oder Sigurden haben,
den jungen Mann,
mir im Arme.
Der raschen Rede —
Nun reut sie mich!
Gudrun ist sein,
ich Gunnars Weib;
Heide Norne
Schuf uns langen Harm!"
Oft geht sie mit Argem
innen erfüllet,
eilt ob Eisbergen
Abends dahin,
wenn mit Gudrun Sigurd
geht zum Lager
und Sigurd hüllet
sorglich ins Kleid,
der Männer Fürst,
sein minniges Weib.

In der Wuth mahnt Brynhild die Männer zum Mord, indem sie den Betrug entdeckt. Sigurd fällt durch die Hand Guttorms (Gernot), des jüngsten Niflungenbruders. Gudrun findet ihn jammernd Morgens in seinem Blute; sie stöhnt so heftig, dafs ihre Hengste im Grimme wiehern und die Gänse im Hofe ergällen. Doch, vom Gatten mit Grauen empfangen, gibt sie sich unter Weissagungen des Jammers, der aus Sigurds Mord erwachsen wird, selbst den Tod. (S. 26—36. vgl. S. XXVI f.) Das folgende Lied enthält eine abweichende und mit dem Nibelungenliede übereinstimmende Sage von Sigurds Ermordung (S. 36—40). Dann folgt »der Brynhild Helfahrt«. Hier erzählt sie einer Riesin, an deren Wohnung sie vorüber kommt, warum sie sich so grausam an Gudrun gerächt (vgl. S. XXVI); wie nämlich Sigurd sie für Gunnar gewonnen und schuldlos bei ihr gelegen:

11. Auf Einem Lager
lagen wir froh,
als ob mein Bruder er
geboren wäre.

Unser keines
in acht Nächten
über das Andre wollte
den Arm legen.

12. Doch zieh mich Gudrun,
Giuki's Tochter,
dafs ich Sigurde
schlief im Arme.

Jetzt folgt »das erste Lied von Gudrun«, das (vergl. S. XXXVI) durch und durch lyrisch ist und von dem Übersetzer für einen spätern Schöpfling der Sage gehalten wird. (Ein prosaischer Übergang erzählt im voraus die Ermordung der Giukunge oder Niflunge durch Atli (Attila), welcher von ihnen Gudrun zur Ehe erhalten hatte.) Im »zweiten Liede von Gudrun« theilt dem König Thiodrek (Dietrich), der bei Atli die meisten seiner Mannen verloren hatte, Gudrun ihr Leid mit (S. 47—50.). Auch in diesem Liede wird Sigurds Ermordung der fränkischen Sage gemäfser erzählt. Das dritte (schwache) Lied von Gudrun (S. 55. 56) ist (muthmafslich) von Sämund selbst gedichtet, und ein ebenso unbedeutender späterer Zusatz ist »der Oddrun Klage« (S. 56—62. vgl. S. S. XXXVI f.). Ächt ist wieder wie »grönländische (d. h. in Grönland, einem Theile des südlichen Norwegs verfafste oder gefundene) Sage von Atli.« In diesem (S. 62—72) wichtigen Liede wird zuerst die Ermordung Högni's durch Atli und die Qual Gunnars mit grofser, tragischer Kraft erzählt (besonders Vs. 20 ff.). Wir bedauern, die Geschichte von den Herzen Hialli's, des zagen, und Högni's des kühnen, wie der gefangene Gunnar beide in den Händen wiegt, Raumes halber hier nicht mittheilen zu können; die zerreifsendsten tragischen Mythen der Alten haben nichts der Art, keinen Jammer von solcher Heilkraft, aufzuweisen. Gunnar wird ins Wurmverlies gesperrt (V. 31 ff.), wo er zorngemuth, einsam, mit den Zehen die Harfe schlägt. Gudrun, Giuki's Tochter, rächt ihre Brüder, indem sie, ganz wie Atli (das Lied von Gudrun S. 54) geträumt hatte, die Söhne Atli's, die sie ihm selbst geboren, tödtet, ihm ihre blutigen Herzen in Honig zu schlingen gibt und alsdann den Greuel ihm offenbart. Geschrei der Männer schrillt, und der Hunnen Kinder weinen —

Nur allein die Königin
klagte nimmer mehr,
nicht die Bärharten Brüder
noch die blühenden Kinder,
die jungen, unschuldigen,
die sie mit Atli zeugte.

Den Atli selbst ersticht sie im Bette. Eine zweite Version dieser Sage bringt das nächstfolgende »grönländische Lied von Atli« (S. 72—91). Die zwei sich diesem Liede anreihenden Sagenlieder, »der Gudrun Aufreizung« (S. 91—97) und »das Lied von Hamdir« (S. 97—106), verknüpfen die Sage von den Niflungen,

Digitized by Google

die mit Högni's und Gunnars Tode geschlossen ist, durch Swanhild, Sigurds Tochter, die von König Jörmunrek geehlicht und grausam umgebracht, von ihren Brüdern aber, welche die Mutter Gudrun aufreizt, gerächt wird, mit einer gothischen Sage von Jörmunrek (gothisch Airmanareiks, deutsch Ermenrich), und sind, wie die benannten der frühern Gedichte, als willkührliche Erweiterungen des eigentlich mit Gunnars und Högni's Tode geschlossenen Sagenkreises zu betrachten. In Deutschland bildete Ermanarichs Ende eine selbständige Sage und war nicht mit der Sage von Sigfrid verbunden (Vergl. S. XXXVIII ff.) Die Eddalieder stimmen in ihr in der Hauptsache mit der Darstellung der nordischen Sage von Ermanarich bei Saxo Grammaticus überein. Saxo arbeitete hier schwerlich nach deutschen Liedern, sondern höchst wahrscheinlich nach einer selbständigen nordischen Sage. (S. XL f.) Den Beschluss gegenwärtiger Sammlung macht »Gunnars Harfenschlag« (S. 106—119), ein Lied, dessen Ächtheit bestritten wird, und das Gudmund Magnussen in Island in einer Papierhandschrift der Edden unter andern Liedern entdeckte. Weil nun Olaf Tryggwason eines alten »Gunnarlags« erwähnt, so wurde beschlossen, dieses Lied als das 13te Gedicht des zweiten Theiles der Edda abdrucken zu lassen. Nun schrieb aber ein Gerücht dasselbe dem gelehrten Gunnar Paulsen († 1785) als Verfasser zu, und es finden sich in demselben allerdings zwei bedenkliche Wörter. Allein da die vom J. 1764 stammende Papierhandschrift notorisch aus einer alten Handschrift copirt war, so glaubt Ettmüller nicht an jenes Gerücht, und hält die bedenklichen Ausdrücke nur für verfälscht. Deswegen theilt er auch zum Schlusse das schöne Lied mit, das jedenfalls der alten Gesänge würdig ist, und die Klänge schildert, die der im Wurmverliefs gefesselte Gunnar mit den Zehen der Harfe entlockte. Es schliefst:

Nun ist Gunnars Lied
ganz gesungen.
Die Leute labt' ich
Zum letztenmale.
Kein Fürst macht fürder
mit Fufses Ästen
hellschön klingen
der Harfe Stränge. —

Die vorliegende Übersetzung und Erläuterung dieser epischen Eddalieder ist gewifs sehr geeignet, der erhabenen nordischen Poesie auch in weitern Kreisen Eingang zu verschaffen. Wir wünschen von dem kunstsinnigen Verf. allmählig die vollständige Übertragung und Erläuterung der alten Edda in ihrem epischen mythologischen und ethischen Theile. Die beiden letztern Liedercomplexe würden jetzt eben zur gelegensten Zeit für deutsche Leser zugänglich gemacht, wo die Forschungen unserer gröfsten Nordlandskenner, namentlich Jak. Grimm's und Uhland's, in ihre innersten Tiefen einzudringen bemüht sind.

Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Metrisch übersetzt, nebst beigedrucktem Originaltexte, mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von August Kopisch. In einem Bande. Mit Dante's Bildnifs und einer Karte seines Weltsystems. Berlin 1837. Enslin'sche Buchhandl. (Ferd. Müller) Erste Lieferung, enth. die Hölle Ges. 1—12.

Es wäre schon ein verdienstliches Unternehmen gewesen, zum Behufe deutscher Leser, die, wie es viele giebt, des Italienischen nur bis auf einen gewissen Gnad kundig sind, den gröfsten und schwierigsten aller italienischen Dichter im Originaltexte mit einer wörtlichen Interlinearversion erscheinen zu lassen. Weit glücklicher aber ist der Gedanke, der hier durch einen schon mit Achtung genannten jungen Dichter realisirt wird, einer geschmackvollen, metrischen Übersetzung den Text beizugeben, und so für den Leser den Genufs des Originals erleichternd ihm zugleich in der Übertragung ein Kunstwerk zu bieten. Über die Grundsätze, die den Herrn Übersetzer geleitet haben, spricht sich der beigegebene Prospectus aus. »Die Hochschätzung der bisherigen Übersetzungen ins Deutsche, heifst es hier, darf das Streben, die Schönheiten eines Dichters, der längst unsterbliches Gemeingut aller Völker geworden ist, Deutschland immer näher zu führen, nicht hemmen. Bei gegenwärtiger Übersetzung ward die beengende Fessel des im Deutschen nur monotonen Terzinenreims abgeworfen und dadurch Raum und Kraft gewonnen, dem alten Dichter in Sprache, Sinn, Rhythmus und Symmetrie der Gedanken mehr Schritt nach Schritt folgen zu können, als den an den Reim gebundenen Vorgängern möglich war. Scheint mit dem Reim auf den ersten Blick viel verloren, so lehrt eine nähere Betrachtung Dante's dagegen, dafs es bei diesem ernsten Dichter nicht gleichgültig ist, welches Wort die Reimstelle einnimmt; der reimende Übersetzer aber mufs jeden Augenblick in den Fall kommen, ein unbedeutendes an die Stelle des bedeutenden zu setzen.« So viel Wahres in diesen Worten ist, so kann ihnen Ref. doch nicht unbedingt beitreten, weil einerseits die reimlose Terzinenform doch noch einförmiger ist als die gereimte, und andrerseits Ref. zu gewifs weifs, dafs der Zwang des Reimes die wahre Kunstfertigkeit nur zu höheren Triumphen führt und den Künstler viel eher zum Nachdichten zwingt, als die weit bequemere und dem Buchstaben nach getreuere Nachbildung in reimloser Übertragung.

Inzwischen hat der Verf., von welchem als Freund und Schüler Platens zum Voraus nichts Nachlässiges und Unförmliches zu erwarten war, auch auf jenem breiteren Wege es sich angelegen seyn lassen, sein Werk zu einer gewissen rhythmischen Vollendung zu bringen. Damit der Leser selbst eine Probe seiner Leistung und zugleich einen gedoppelten Mafsstab für dieselbe erhalte, mögen hier einige Strophen im Text, und in den Übersetzungen von Streckfufs und dem Verf. der vorliegenden Übertragung stehen:

(Hölle, Ges. V. v. 1 — 15.)

Dante:

1. Così discese del cerchio primajo
   Giù nel secondo, che men luogo cinghia,
   E tanto più dolor, che punge à guajo.
4. Stavvi Minos orribilmente, e ringhia,
   Esamina le colpe nell' entrata,
   Giudica è manda secondo qu'avvinghia.
7. Dico que quando l'anima mal nata
   Li vien dinanzi, tutta si confessa:
   E quel conoscitor delle peccata
10. Vede qual luogo d' Inferno è da essa;
   Cignese con la codà tante volte,
   Quantunque gradi vuol, che giù sia messa.
13. Sempre dinanzi a lui ne stanno molte:
   Vanno à vicenda ciascuna al giudizio:
   Discono e odono, e poi son giù volte.

Streckfufs:

1. So gings hinab vom ersten Kreis zum zweiten,
   Der kleinern Raum, doch gröfseres Weh umringt,
   Das antreibt, Klag' und Winseln zu verbreiten.
4. Graus steht dort Minos, fletscht die Zähn' und bringt
   Die Schuld ans Licht, wie tief sie sich verfehle, (verhehle?)
   Urtheilt schickt fort, je wie er sich umschlingt.
7. Ich sage, wenn die schlechtgeborne Seele
   Ihm vorkommt, beichtet sie der Sünden Last;
   Und jener Kenner aller Menschenfehle,
10. Sieht, welcher Ort des Abgrunds für sie pafst,
   Und schickt sie so viel Grad hinab zur Hölle,
   Als oft er sich mit seinem Schweif umfafst.
13. Von vielem Volk ist stets besetzt die Schwelle,
   Und nach und nach kommt jeder zum Gericht,
   Spricht hört und eilt zu der bestimmten Stelle.

Kopisch:

1. So stieg ich von dem ersten Kreis hinunter
   Zum zweiten, der geringern Raum umspannt,
   Und so viel Qual mehr, die zu Heulen stachelt.
4. Da stehet Minos graunvoll, weist die Zähne,
   Er prüfet die Verschuldungen am Eingang,
   Urtheilt und bannt, nachdem er sich umringelt;
7. Ich sage, wenn die schlimmgeborne Seele
   Vor ihn hintritt, so beichtet sie sich ganz ihm,
   Und dieser Kenner der begangnen Sünden
10. Schaut, welche Stätte in der Höll' ihr zukommt,
   Umwindet mit dem Schweif dann so vielmal sich,
   Als Stufen er hinabgebracht sie heischet.
13. Allimmer stehn vor ihm der Seelen viele,
   Ein' um die andre gehn sie all' zum Urtheil;
   Sie sprechen hören und sind hinabgewälzet.

Mit Ausnahme von V. 5 und 15 läfst sich nicht mit Gerechtigkeit behaupten, dafs die Streckfufs'sche Übersetzung dem Original Zwang anthue oder dasselbe schwäche, und ohne den italienischen Text würden wir den Reim ungern vermissen. Sobald aber, wie bei Kopisch der Fall ist, dieser uns gegenübersteht und wir die Melodie des Reimes im Original uns vergegenwärti-

gen können, thut allerdings Kopisch's strenge Treue nicht nur äusserst wohl, sondern auch dem Leser des Originals die allertrefflichsten Dienste, und wir wünschen ihr deswegen, und durch sie dem hohen Dichter von Herzen recht grofse Verbreitung. Vor unnöthigen Einförmigkeiten, neben der nothgedrungenen, wird sich wohl der nicht reimende Übersetzer vorzüglich zu hüten haben, und wenn Hölle VI, 43 *angoscia* durch Pein'gung und nachher v. 47 *pena* gleich wieder durch Pein'gung, beides an prägnanter Versstelle, übersetzt wird, so hätte das vermieden werden können und sollen.

Die Anmerkungen des Herrn Übersetzers sind hauptsächlich auf das innere Verständnifs des Gedichts berechnet, und setzen (mit Recht) die ordinären mythologischen und historischen Kenntnisse bei dem Leser, der sich an den Dante überhaupt wagt, voraus.

Wir behalten uns vor, wenn das ganze Werk vollendet ist, auf dasselbe zurückzukommen, und sprechen hier nur noch die zuversichtliche Hoffnung aus, dafs zu der versprochenen Abhandlung über Dante's Leben Fauriels treffliche Monographie nicht unbenützt bleiben werde.

G. Schwab.

Sämmtliche Dichtungen von J. H. v. Wessenberg. Fünfter Band. Stuttgart und Tübingen, Verlag der Cotta'schen Buchhandlung. 1837. *XII u. 387 S. 8. In Umschlag.*

Der rastlose und reichbegabte Geist des edeln Freiherrn ziert fortwährend den Tempel der neun Schwestern mit Weihgeschenken. Bald in beredte Prosa, bald in wohlklingende Verse, ergiefst sich mit genialer Beweglichkeit sein Gefühl für Schönheit der Natur und Kunst, seine ungeheuchelte Religiosität, sein patriotisches Interesse für Menschenbildung und Völkerglück. Heimisch an den reizenden Ufern des Bodensees, macht er jährlich, sobald die Reisezeit kommt, Ausflüge in die deutschen Gränzländer, die Schweiz, Frankreich und besonders nach Italien, wo Natur und Kunst sich vereinigen, das empfängliche Gemüth in die süfsesten Zauber einzuwiegen. Der Biene gleich sammelt er da im Sommer, und kehrt im Herbst heim mit mannichfachem Musenraube. Fern von der Einförmigkeit des Gelehrtenlebens, ruht er am Busen der Natur, lebt mit der gebildeten Welt, und füllt, fern von geistloser Unterhaltung, die Stunden seiner Muse mit interessanten Studien und Arbeiten.

So entstand auch diese Sammlung von Gedichten, in welcher sich an ein Epos in fünf Gesängen, von gleicher Anmuth als des Verfs. »Julius«, Bilder und Denkblätter aus Italien, vermischte lyrische und erzählende Dichtungen, endlich Epigramme, denen es an attischem Salze nicht fehlt, anreihen.

Das Epos, Irene, die letzten Kämpfe des siegenden Christenthums, führt uns in die Zeit der Kaiser Constantius und Julian, mit dessen Tode und dem Regierungsantritt des feigen Jovian es endigt. Eine Periode grofser Entscheidungen, in welcher die alte Götterwelt zum letzten Mal hell aufleuchtete, und, vom Kaiser aufgemuntert, das Hebräervolk den Grund zu einem Tempel legte, der den Salomonischen Wunderbau überragt haben würde, hätte das unbeugsame Schicksal es nicht verhindert. An grofsen Bildern, schlagenden Kontrasten, fehlt es hier nicht, und der Dichter benutzt mit geübter Hand den ergiebigen Stoff. Neben dem heuchlerischen Constantius erscheint, die Maske stolz abwerfend, der verirrte Alterthumsfreund Julian; gegenüber Schwärmern der gestürzten Religionen und christlichen Schismatikern stehen Charaktere, wie Cyrillus, Gregor von Nazianz, Hieronymus und die Glaubensheldin Paula, sämmtlich von ihrer Kirche zu Heiligen geweiht, und hier verwebt in die Geschichte Irenens, einer schönen Athenerin, die, heimlich von ihrer Mutter im Christenthum erzogen, Julians, den alten Göttern gleich getreuen, Freund und Feldherrn Euphranor liebt. Den Folgen von Julians Abfall ausweichend, flieht Theone mit der Tochter nach Palästina, und findet an des Erlösers Grabe Trost, ungeirrt durch das höhnische Frohlocken der Hebräer, das bald die Nachricht von Julians unverhofftem Tode dämpfen soll. In einer herrlichen Stelle, auf die wir unter vielen andern, gleich schönen, aufmerksam machen, schildert der Vf. ihre Ankunft, in Begleitung Gregors, bei Hieronymus zu Bethlehem. Man vergleiche z. B. aus dem vierten Gesange 55. u. ff. Stanze, und man wird bald sehen, wie leicht unser Dichter sich in den Fesseln eines Sylbenmafses bewegt, das einer an klangvollen Wortendungen nicht reichen Sprache ungleich schwerer fällt als ihren südlichen Schwestern, von welchen es zu uns einwanderte. Sogar baut er seine Stanze ganz regelrecht, wie metrische Rigoristen, und verschmäht die Freiheiten der Wieland und Streckfufs. Überhaupt handhabt Hr. v. W. mit Leichtigkeit den Reim, diese Klippe so Mancher, deren Geist sich in harten Geburten erschöpft, ohne dafs ihre »Schmerzenreich« die Leser vergnügten. Im Gegentheil ist dieses sein Hauptfeld, das ihm jederzeit schöne Ärnten gewährt, sowie der Mehrzahl moderner Dichter, welchen die antiken Formen immer mehr oder weniger fremd bleiben, und sie, gleichsam instinktartig, zur Anwendung der dort verpönten Rechte des Reims veranlassen. Sonderlich hat der Hexameter und sein Begleiter Schwierigkeiten, die selbst ein Göthe empfand. Hr. v. W. überwindet sie meist mit vielem Glück. Man urtheile selbst!

Castellamare, S. 253.

Hier in geräumiger Bucht, von schattigen Bergen umfangen,
Weilt der Pilger vergnügt, glüht von der Sonne die Luft.
Liebliche Kühlung verstreu'n breitwipflige Bäum' auf die Pfade,
Windend durch Thäler sich bald, bald zu umschauenden Höh'n.

Überall zeigt sich dem Blick in der Fern' am freundlichen Ufer
Herrlich des Feuerbergs stets rauchender Opferaltar.
Wann sich die Dämmerung bräunt, dann, Alles verdunkelnd, die Nacht sinkt
Malt sich des Flammenden Bild zaubrisch auf zitternder Flut;
Bald die Scheitel geschmückt mit bläulich zuckenden Blitzen,
Bald umflackert vom rothglühenden Stralengewind.
Schweigend wallt jetzt herauf der Mond, wetteifernde Schimmer
Werfend, die sich im Meer mischen der Glut des Vesuvs.
Doch am Gestad' ertönt beim Tamburin und der Cither
Tasso's Gesang, wie Olinth warb um Sophronia's Herz,
Wie für einander dem Tod sich weihend sie Amor belohnte;
Feuriger bei dem Gesang glühen jetzt Mond und Vulkan.

Ein reizendes Gemälde, aus welchem die Kritik nur einige Härte in Verkürzung langer Sylben (V. 5, 6, 11, 14, 16.) wegwünscht. Hier noch ein ähnliches in moderner Form:

Der Sanct Gotthardsberg, S. 266.

Hinauf, wo in Eisgefilden
Nur horsten Geier und Aar,
Und Sturmgewitter sich bilden
Mit leuchtender Donnerschaar!

Hinauf, wo schaurig die Rachen
Des Felsgeklüfts gähnen wild,
Eisburgen bersten mit Krachen,
Indefs die Lawine brüllt!

Dann oben gesenkt die Blicke,
Und rasch durch das Teufelsloch,
Flugs über der Teufelsbrücke
Des Abgrunds spottendes Joch!

Und gleich dem Sturm jetzt hinunter
Am schäumend brausenden Flufs,
Bis singend und grüfst und munter
Der Hirt an des Gotthards Fufs!

Genug zur Empfehlung dieser geistreichen Denkblätter! Ungern übergehen wir die römische Legende, einer altdeutschen Handschrift im Vatikan nacherzählt, wie der Dichter im Scherz versichert, mit der Überschrift: Honny soit qui mal y pense; die edeln Söhne, nach Pausanias X, 20; die Bekehrung eines Geizigen; des armen Pfarrers Leiche, nach Lamartine, und andere Stücke von derselben Gattung. Um diese Mittheilungen nicht über den beschränkten Raum auszudehnen, erinnern wir noch an einige vorzüglich gelungene Lieder, in welchen sich sein innerstes Herz erschliefst; wie das Gedicht An die Freiheit S. 325 ff., Am Morgen S. 339, oder Gute Nacht S. 340 ff.

Mit Freuden entsagt hier der Kunstrichter seinem Geschäft; denn auf diese Gedichte pafst das Sprichwort: Magna in parvo gratia.

Den Werth der Epopoe, die an der Spitze dieser Sammlung steht, erhöhen noch Anmerkungen (S. 185 bis 218), in welchem

alles Geschichtliche, mit Benutzung alter und neuer Quellen, von Eusebius und Ammianus Marcellinus herunter bis auf Gibbon, Joliffe, Sismonde Sismondi, Chateaubriand, Lamartine, Ballanche, eben so gelehrt als anspruchlos erläutert wird.

Verleihe der Himmel dem edeln Sänger, der den Ruhm Hartmanns von der Au und so vieler andern Dichter dieser Gegenden in alter Zeit aufrecht erhält, noch viele Jahre hindurch Kraft und Muse zu so schönen Hervorbringungen!

Don Karlos (Carlos). A dramatic Poem from the German of Schiller. By John Wyndham Bruce, Esq. Mannheim, Swan and Goetz. London, Black and Armstrong. 1837. Printed by G. Reichard at Heidelberg. Preface 42, Text der Übersetzung des Don Karlos 303, Anhang, Schillers Siegesfest, ins gleiche Versmaafs übersetzt, 7 Seiten 8. Geheftet, in Umschlag.

Eine literarische Erscheinung, die zu merkwürdig und zu ehrenvoll für Deutschlands gröfsten Dichter ist, als dafs sie in diesen Jahrbüchern unerwähnt bleiben dürfte. Herr John Wyndham Bruce, ein Verwandter des berühmten Reisenden, eine Zeitlang in englischem Seedienst, dann Student der Rechtswissenschaft, begab sich im September 1826 nach Bonn, und machte hier zuerst Bekanntschaft mit deutscher Sprache und Literatur, welche ihn, den Landsmann Shakspeare's, Milton's, Sterne's, und den, nach Brittenart mit den Schätzen des klassischen Alterthums Vertrauten, dennoch so mächtig anzogen, dafs er beschlofs, sein Vaterland mit einigen Hauptwerken derselben durch Übersetzungen bekannt zu machen. Sein Liebling war Schiller: mit dem Gedanken an ihn verliefs er im Februar 1827 Bonn, um seine Universitätsstudien zu Oxford im Exeter-College zu vollenden; worauf er seinen Wohnsitz in London nahm und sich als Anwalt auszeichnete. Kränklichkeit bewog ihn jedoch, 1835 England aufs neue zu verlassen und auf dem Continent Erleichterung jener Übel zu suchen, welchen unablässig Studirende (und ein Solcher ist Hr. Bruce) ausgesetzt sind. Er wählte wieder sein geliebtes Deutschland zum Aufenthalt, und lebte mit einer kleinen Familie 2 Jahre hindurch meist in und bei Mannheim, nur mit alter und neuer Literatur, besonders griechischer und deutscher, beschäftigt. Zu Anfang des Jahres 1837 begann er die Übersetzung des Don Karlos, beendigte sie in einer Zeit von 10 Wochen, deren 2 er überdies der Erholung von allzu angestrengter Arbeit widmen mufste (z. B. den Schlufsakt übersetzte er in 5 Tagen), und eilte hierauf an die lieblichen Ufer des Bodensee's, wo ich das Vergnügen hatte, seine Bekanntschaft zu machen und mich einige Monate lang täglich über Kunst und Wissenschaft mit ihm zu unterhalten. Dann kehrte er zurück nach Mannheim und Heidelberg, wo unterdefs die Übersetzung gedruckt wurde, und nach Beendigung des Drucks trat er abermals die Heimreise an, ohne seitdem Nachricht von sich zu geben. Doch gelangte er hoffent-

lich ohne Unfall nach London, oder auf eines seiner Landgüter, oder nach Duffryn Aberdare, Glamorganshire, zu seinem würdigen Vater, Hrn. John Bruce Bruce, dem das Buch zugeeignet ist.

Ziehen wir nun dieses Werk in nähere Betrachtung, so kann unser Urtheil nicht anders als vortheilhaft ausfallen. Des Übersetzers Talent und Fleifs, sein Enthusiasmus für schöne Kunst, seine Vorliebe für Schiller überhaupt und für Don Karlos insbesondere, liefsen dies im Voraus erwarten. Wir erinnern uns keiner Stelle, wo der Sinn verfehlt wäre; keiner, wo man die edle Einfalt und Würde des Originals vermifste; vielmehr reproducirt diese Dolmetschung den deutschen Genius wie ein treuer und heller Wiederhall. Ein desto gröfseres Verdienst, da in England Herr B. der erste Übersetzer von Bedeutung ist, der sich an dies Riesenwerk Schillers wagte. Denn während dort dessen übrige Dramen, mit Ausnahme der Braut von Messina, insgesammt übertragen sind, einige sogar mehrmals, Wilhelm Tell dreimal, besafs man von Don Karlos bisher nur eine prosaische Übersetzung, die wörtlich zu seyn vorgiebt, aber in der That untreu und geistlos alle Schwierigkeiten überhüpft, öfters 7 oder 8 Zeilen in eine zusammenpreſst, und nicht selten den Verfasser gänzlich mifsversteht. Dennoch fand dieses Machwerk Eingang bei der empfänglichen Nation; ein Abdruck vom Jahr 1798 nennt sich bereits den dritten, und wer weifs, ob er der letzte ist: so unmöglich war es, diesen kräftigen Geist bis zur Unwirksamkeit zu unterdrücken. Allein freilich Sensation wie in Deutschland, wenigstens früherhin, konnte eine Arbeit solcher Art bei unsern sprachverwandten Nachbarn jenseit des Kanals nicht hervorbringen. Und fragt man, warum in der langen Zeit bis zum Erscheinen der vorliegenden Übersetzung Niemand das so verunstaltete Werk würdiger nachbildete, so findet unser Verf. die Ursache in den Schwierigkeiten des Originals.

»I can only find one reason,« sagt er Seite 4 der Vorrede, »why this Drama should not have met with the attention and sympathy bestowed on the others, and this is from the *enormous and almost staggering difficulties of the plot* — difficulties which are of themselves sufficient to damp the ardour of every one, except of him, who grapples with them in good earnest — is willing to bestow frequent perusals on the original, and is thoroughly convinced of the complete success of the work, if these difficulties are either satisfactorily removed or explained, and if the translation is executed in manner not unbecoming the dignity and beauty of the original. — *It has also acknowledgedly, far more difficulties in the text itself than any other production of Schiller's* *) — and is in length, within a few pages, equal to the

*) An einer andern Stelle, Seite 5, hält Hr. B das vollkommene Verständnifs des Don Karlos für schwerer als das irgend eines modernen Stücks, und vergleicht ihn mit dem Agamemnon des Äschylus und Lykophrons Kassandra.

Piccolomini and Wallenstein's Death together — the two pieces of the Wallenstein trilogy so admirably, so inimitably translated by the then living greatest Poet in England, the late lamented and allaccomplished Mr. Coleridge. His translation may be fairly considered as amongst the most successful efforts of modern times, and will always continue to be a model in this department of literature.«

Wenn Hr. B. so die Vernachlässigung des berühmten Trauerspiels in seinem Vaterlande zu entschuldigen sucht, so findet er dagegen kaum Worte, die ihm stark genug schienen, seinen Zorn über deutsche Mifsverständnisse und Herabwürdigungen Schillers und des Don Karlos auszudrücken. Die hierauf bezügliche Stelle der Vorrede S. 13 ist zu charakteristisch, als dafs wir sie übergehen könnten. Nachdem der Verf. seine Bewunderung A. W. v. Schlegel's als Schriftsteller überhaupt bezeugt und ausdrücklich bemerkt hat, dafs er blos dem Verläumder Schiller's entgegentrete, läfst er sich so vernehmen:

»A. W. von Schlegel has, as every one knows, attacked Schiller in the most unworthy way; Tieck with more acknowledgment of his merits. The former blamed his lyrical poems, the latter his dramatic. The last distichs made by Schlegel on Schiller may be found in the Musenalmanach of 1832. He says there that Schiller knew nothing of English, of Greek or Latin; that in his correspondence with the mighty Göthe he made »scraping bows« to him; further that he could not rhyme, because he endeavoured to make »Rose« rhyme with »Schosse«, and much more of the same kind. — He does no justice whatever to Schiller in his justly celebrated »Lectures on dramatic art and literature.« He goes so far as to call »Wilhelm Tell« the best of Schiller's dramas. — This is, in my opinion, as a drama the most faulty; and even Solger, the warm panegyrist of A. W. v. Schlegel, in his critique of his friend's »Lectures etc.« (Solger's Nachgelassene Schriften, vol. 2. p. 492 — 626) is of the same opinion. Both, however, presume to treat Don Karlos in the same manner. — It was not to be supposed, that Schlegel — the professed admirer of Göthe — a man who merely wrote according to the spirit of the age he lived in, and was content with the applause that present time bestowed on him — who did the most perfect homage to the womanish weakness of his time — and could praise in exaggerated terms the »Roman Elegies« of Göthe — elegies that surpass in refined sensuality every thing that Ovid, Tibullus and Propertius ever tempted mankind with — could praise *the giant spirit — the manly vigour, the magnificent ideas of freedom, and the deep and intimate knowledge of the human heart — the splendour of thought and imagery — the bold vehemence of passion for the true and sublime under all their various forms*, that make up the worth of this, as Mr. Carlyle (Life of Schiller. London 1825.) terms it, »truly noble« tragedy — a tragedy that transports us into a holier and higher world

Digitized by Google

than our own — where everything around us breathes of force and solemn beauty. To these gentlemen may be applied Schiller's own sublime language in this play, when Karlos reproaches his father with the death of the Marquis Posa:

> Dies feine Saitenspiel zerbrach in Ihrer
> Metallnen Hand. Sie konnten nichts als ihn ermorden.

Diese Zurechtweisung ist allerdings derb; allein wie durfte auch literarische Eitelkeit so weit gehen, einer ganzen einstimmigen Generation *) schulmeisternd die Bewunderung des Grofsen, des Schönen zu verbieten, und zwar aus einseitiger, höchst pedantischer Ansicht der Kunst? Herr B. berührt diese Ansicht, und geht in den bekannten Streit der Objektiven und Subjektiven ein, deren Repräsentanten, nach Vieler Meinung, Göthe und Schiller sind. Bei diesem Anlafs vergleicht er Beider Charaktere und Leben von Jugend auf, mit Benutzung bekannter Quellen, und ohne sich aus Vorliebe für den Einen zur Ungerechtigkeit gegen den Andern hinreifsen zu lassen. Beide sind ihm (S. 12) »mächtige Apostel des Erhabenen und Schönen«, beide bewundert, beide liebt er, aber der stärkere Zug ist zu dem congenialen Dichter des Don Karlos.

Nach einer Charakterisirung der lyrischen Gedichte Schillers, von welchen Herr B. und sein talentvoller Bruder eine Übertragung in ihre Muttersprache beabsichtigen, kommt der Verf. S. 20 auf dieses controverse Drama zurück, und entwickelt dessen Plan, hauptsächlich, wie sich von selbst versteht, um Posa's so vielfach mifsverstandenen »grofsen kosmopolitischen Gang« (Schillers 3. Brief über D. K., 10. Theil, S. 373 der neuesten Ausg. seiner Werke) ins gehörige Licht zu setzen. Geister von dieser Art begegnen einander nur in Gemeinschaft hoher Ideen; jede andere Verbindung ist keine für sie, und kleine Hindernisse gemeiner Seelen bemerken sie nicht einmal im Hinblick auf ihr erhabenes Ziel. Menschenbeglückung ist die grofse Aufgabe, die der Marquis zu lösen sucht, zuerst durch den Sohn, dann durch den Vater. Beide sind ihm nur Mittel zum Zweck, und er bedient sich ihrer, im edelsten Bewufstseyn, mit der ganzen Kraft geistiger Überlegenheit; ja zuletzt opfert er unbedenklich diesem Zwecke sich selbst. Kein Wunder, dafs ein so ausserordentlicher Charakter das Verständnifs der Mehrzahl überstieg, dafs man Widerspruch auf Widerspruch zu finden glaubte, und den Dichter nöthigte, die individuelle Einheit und den moralischen Zusammenhang seiner Schöpfung zu zeigen. Siegreich bekämpfte er die Mifsdeuter mit den Waffen der Geschichte und Philosophie, und Hr. B. hatte zur Orientirung seiner Leser fast nur nöthig, sie in den Gesichtspunkt der Briefe über Don Karlos zu stellen, die an

*) Wir meinen die gebildete Welt überhaupt, nicht allein Deutschland; denn überall ist Schillers Verdienst anerkannt. Der Vf. hält ihn, etwa mit Ausnahme des Sophokles und Shakspeare's, für den gröfsten Dramatiker aller Zeiten.

Umsicht und Zartheit der Untersuchung mit der Charakteristik Hamlet's in Wilhelm Meisters Lehrjahren zu vergleichen sind.

Nach diesen Bemerkungen bleibt uns nur das angenehme Geschäft, eine oder die andere Stelle des Werks herzusetzen, damit unser Publikum im Stande sey, selbst zu beurtheilen, wie gut der Übersetzer es versteht, Treue mit Eleganz zu vereinigen. Die Wahl ist schwer und leicht, wo so viel Schönes sich überall anbietet. Die Scenen zwischen Karlos und Philipp, und zwischen Jenem und Alba, im 2ten Akt; desgleichen die höchst bedeutende zwischen Philipp und dem Marquis im 3ten, und manche andere reizen uns; wir erinnern auch an jene zwischen Posa und der Königin zu Ende des 4ten Akts, von welcher der Verf. (Vorrede S. 30) sagt, dafs sie vielleicht die schönste sey, die Schiller jemals geschrieben. Gegen die Mitte dieser Scene bricht im Kampf streitender Gefühle, und kaum vor Thränen sprechend, Posa in diese Worte aus, S. 235:

——————— Oh tell
The Prince that he bethink him of the oath
Which in enthusiasm's bright days we took
Upon the parted host! tell him, I have
Kept mine — till death have true to it remained!
Now 'tis for him his own —

Queen.
Till death?

Marquis.
Let him
Make — do you tell him — that same vision true —
That daring vision of a newborn state —
The godlike progeny of Friendship. Let
Him lay the first hand to this unwrought stone!
Whether he do accomplish or succumb —
To him alike — let him apply his hand!
When centuries are swallowed up in time,
Will Providence a Monarch's son raise up
Like him and place upon a throne like his,
And with the same enthusiasm her
New darling kindle! Tell him that he should
Regard with reverence his youthful dreams,
When he becomes a man — and not to open
The heart of the soft flower of the Gods
Unto the blasting insect of a boasted
And better reason — nor to be misled,
When by the wisdom of the dust he hears
Enthusiasm — the heavenly born — blasphemed!
I have told it him before! u. s. w.

Es ist wahr, nicht Alles in dieser Übersetzung ist so abgeglättet, so gelungen. Der Leser stöfst hie und da auf Härte des Ausdrucks oder des Verses, sehr selten sogar auf Mifsverständnifs. Wünschte man doch selbst in dieser Stelle anstatt des ohne Ursache verkürzten Verses And with the same enthusiasm her den gewöhnlichen der neuern Tragödie, und weiterhin anstatt der Worte Unto the blasting insect of a boasted And better reason das, Schillers Worten »dem tödtenden Insekte gerühmter besserer Vernunft« genauer Entsprechende Unto the blasting insect

of a reason, Boasted as better. Allein im Ganzen betrachtet mufs man der englischen Literatur zu dieser Erwerbung Glück wünschen. Die angedeuteten Mängel des ersten Wurfs wird bei neuen Auflagen, die nicht ausbleiben werden, die Feile des immer mehr gereiften Verfassers leicht hinwegschaffen.

Hier auch der Anfang von Schillers Siegesfest, als Probe der Übersetzung seiner lyrischen Gedichte, einer Arbeit von noch gröfserer Schwierigkeit, wozu wir dem Herrn Bruce die ausdauerndste Lust und die ungestörteste Muse wünschen.

The Festival of Victory.

Priam's Citadel was sunken,
Troy in dust and ashes lay,
And the Greeks with conquest drunken,
Richly laden with their prey,
On their lofty barks were sitting
Along the Hellespontus' strand,
Homeward their glad course directing
Unto Graecia's beauteous land.
Strike, oh strike the joyous strain!
For to the paternal hearth
Turned are our barks at last,
And our homes we see again!

Dr. Bothe.

SCHULSCHRIFTEN.

Correspondenzblatt für Lehrer an den Gelehrten- und Realschulen Würtembergs. Erstes, zweites, drittes Heft Stuttgart, bei Beck & Fränkel. 1837. *Zusammen* 12 *Bogen* 8. 36 *kr. (Monatlich erscheint wenigstens* 1 *Bogen, zu* 3 *kr. berechnet.)*

Im October 1836 kündigten einige Schulmänner Würtembergs, zum Theil schon durch frühere Leistungen im Kreise der Schule als Schriftsteller bekannt, eine Zeitschrift unter dem obigen Titel an, welche enthalten sollte: »Erörterungen über die Grundsätze der Pädagogik und Didaktik und die Anwendung der letzteren auf die einzelnen Unterrichtsfächer in philologischen und Realanstalten; Beurtheilungen von Schriften, welche dahin einschlagen, besonders Schulbüchern; Probebearbeitungen von Aufgaben und endlich Correspondenznachrichten.« Das Blatt sollte zwar von Würtembergischen Schulmännern geschrieben werden, aber, ob dies gleich nicht in der Ankündigung ausgesprochen ist, dennoch wohl auch in einem weitern Kreise wirken, und darum dürfte eine Anzeige desselben, die von den Herausgebern auch in diesen Blättern gewünscht wurde, zweckmäfsig erscheinen. Eine Anzeige aber, und keine Recension, will auch Ref. hier in der Kürze geben. Unsere Jahrbücher wollen nemlich nicht Recensionen von Recensionen geben: und Recensionen enthalten wenigstens zum Theil diese drei Hefte; über die Aufsätze aber kann Ref., selbst ein Schulmann Würtembergs, kein Urtheil aussprechen, indem sein Lob verdächtig, sein Tadel gehässig erscheinen könnte; den Inhalt jedoch will er angeben, überzeugt, dafs

die besprochenen Gegenstände anziehend genug erscheinen werden, um auch auswärtigen Schulmännern die Bekanntschaft mit dieser Zeitschrift wünschenswerth zu machen.

Das erste Heft enthält: I. Pädagogik: Vorschlag zur Hebung eines Hauptgebrechens bei der höhern Jugendbildung unsrer Zeit. [Es betrifft die sittlich-religiöse Bildung der Jugend.] II. 1. Philologie: Die Hamilton'sche Methode in der Anwendung auf den Unterricht in der griech. Sprache. 2. Geometrie: Geisttödtende, geistbildende Methode bei dem Vortrag derselben. III. Recensionen 1) geographischer Werke über Würtemberg, 2) über Krebs's Antibarbarus, Blume's lat. Schulgrammatik, dessen lat. Elementarbuch u. Übungen im Übersetzen aus dem Deutschen ins Griech. IV. Miscellen. Ein Wort über Prüfungen durch Schulbehörden. Lesefrucht. Aphorismen.

Das zweite Heft enthält: I. Rede von Prof. Klumpp über die gegenwärtige Entwicklungsstufe des Gelehrtenschulwesens. II. Pädagogik. Über Bildung der Lehrer an Gelehrtenschulen u. an Realschulen; Aphorismen über Erziehung; Über Lectüre für Knaben; Ob und in wiefern die Lorinser'sche Beschuldigung gegen die Schulen auch auf Würtembergische Lehranstalten Anwendung finde? III. Methodik. Die Hamilton'sche Methode; Soll man den Unterricht in der hebräischen Sprache aus den niedern Gelehrtenschulen verbannen? Über geograph. Unterricht und Landkarten. IV. Recensionen. Nagels Geometrie; Géometrie descriptive par Leroy, übers. von Kaufmann; Hafslers Bemerkungen üb. den Unterricht in der franz. Sprache auf Realschulen u. Gymnasien; Krebs's Antibarbarus; Keims Elementarbuch der griech. Sprache. V. Miscellen. 1. Über Demosthenes pro Corona V. 12 sq. 2. Anfrage und Antwort (die Zeit des Confirmandenunterrichts betr.).

Das dritte Heft: I. Welches Ziel hat die materielle Richtung unserer Zeit? Eine Rede von Prof. Nagel. II. Methodik. Das Fach- und Klassenlehrsystem, mit besonderer Rücksicht auf Realschulen; Biblische Geschichte. Andenken an Hebel; Über lat. Compositionen, nebst einem Anhange über die Schrift: Hamilton und seine Gegner. III. Philologie. Eine Parallele aus der israelitischen und aus der röm. Geschichte; Psalmen metrisch bearbeitet; Gnomen nach Salomo und Sirach; Eine Horazische Ode ins Griechische übersetzt; Plan und Probe einer Ὀδύσσεια μικρά. IV. Miscellen. Anfrage (Waiblinger oder Gibellinen? beantwortet). Lesefrüchte. (Burmann über die Folgen einer schlaffen Erziehung. Ein wahres Wort!)

Am Schlusse dieser Anzeige möchten wir wohl fragen, warum so Wenige der Mitarbeiter ihre Namen unter ihre Aufsätze setzen? Wir können uns wohl Gründe dafür denken: aber die Gründe gegen die Anonymität scheinen uns doch überwiegend. Eine zweite wichtigere Frage, die Ref. thun möchte, mufs er, wenn er nicht seiner obigen Erklärung untreu werden soll, unterdrücken.

Ulm. *G. H. Moser.*

Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange Nassau. Recueil publié avec autorisation de S. M. le roi par Mr. G. Groen van Prinsterer, chevalier de l'ordre du lion belgique, conseiller d'état. Première Série. Tom. IV. Année 1572—1574. *Leyde, S. et J. Luchtmanns.* 1837. 399 *und* 132 *besonders paginirte Seiten gr.* 8.

Ref. hat die drei ersten Theile dieses für die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts sehr schätzbaren Werks mit dem verdienten Lobe angezeigt, und ist weit entfernt, es dem Verf. zu verdenken, wenn er einige Punkte eines Vorwurfs, den Ref. mehr angedeutet als ausgeführt hatte, widerlegt oder von sich weiset. Ref. ist sehr froh, wenn er erfährt, dafs er sich in Vermuthungen und Analogieen geirrt habe; auch giebt er nie seine Vermuthungen für Thatsachen aus, wie er auch nicht abgeschmackt genug ist, um zu behaupten, wie der Verf. zu glauben scheint, dafs in Deutschland alle Frömmigkeit Heuchelei sey. Eine solche Behauptung würde nicht geeignet seyn, die Art Religion, zu der er sich bekennt, zu empfehlen.

Ref. mufs sich, um nicht näher in die Geschichte der niederländischen Unruhen und des Kriegs mit den Spaniern eingehen zu müssen, als ihm in einer Anzeige der Fortsetzung des Drucks von Actenstücken passend scheint, dieses Mal begnügen, die Beziehung der hier gelieferten Briefe im Allgemeinen anzudeuten und hie und da eine Stelle besonders zu erwähnen. Er übergeht daher auch die historische Einleitung des Herausgebers, welche manchen Wink für den enthält, der sich mit der Specialgeschichte jener Zeiten beschäftigt. Herr G. v. P. geht nämlich auf neun und achtzig Seiten einzelne Staaten durch, und deutet die Stellen an, welche sich in diesen Briefen auf die Staaten oder auf angesehene Personen derselben beziehen.

Gleich der erste Brief dieses Theils, vom October 1572, ist dadurch anziehend, dafs Wilhelm auch sogar in diesem Briefe an seinen Bruder Johann sich stellt, als wenn es gar nicht auffallend wäre, dafs er jetzt erst seine Eigenschaft als königlicher Statthalter von Holland und zwar gegen den königlichen Generalstatthalter der Niederlande und noch dazu mit den Waffen geltend machen wolle. Dieser Brief ist ziemlich ausführlich, und

kann denen nützlich seyn, welche es für nöthig halten, Unternehmungen, wie die der Niederländer, durch Advokatenkunst zu rechtfertigen oder auch anzugreifen. Das zweite Stück (Lettre LXXXIX) scheint uns, so ausführlich es auch ist, sehr wenig brauchbar oder anziehend; es ist ein langer Auszug (sommaire) aus der langen und lahmen Vertheidigung des Herrn von Merode wegen seines verunglückten Zugs nach Mecheln. Eine Anzahl der folgenden Briefe und Billete betreffen fast ausschliefsend die unglücklichen Kriegsunternehmungen der Verwandten und Bekannten Wilhelms, oder auch die von den Spaniern unternommene Belagerung von Harlem. Es sind darunter freilich sehr unbedeutende Stücke, wie z. B. der lange Brief eines Abentheurers, aus Leipzig datirt, wie man es anfangen könne, um die spanische Peru-Flotte wegzunehmen. Die beiden Schreiben Wilhelms an seinen Bruder Ludwig aus Delft vom 15. April und 5. Mai 1573 (lettre CDXI und CDXIII) geben kurze aber eben darum sehr bestimmte Nachrichten von dem Stande der Dinge um diese Zeit und enthalten die dringendsten Aufforderungen an Ludwig, wenn nicht Alles verloren gehen sollē, der belagerten Stadt zu Hülfe zu eilen. Wilhelm sagt p. 88: Ludwig möge eilen, aus Deutschland heranzuziehen, afin que nous trouvions moyens de la desassiéger; espérant que si cela se peut faire, le duc d'Albe n'aura moyens de nous faire grand mal, si ce n'est qu'il soit renforcé de soldats Italiens, lesquels on dit descendre avec grande puissance à quoi certes les princes d'Allemagne devroient s'employer pour leur empêcher le passage. Landgraf Wilhelm von Hessen läfst es um diese Zeit an kräftigen Vorstellungen bei Münster und Mainz nicht ermangeln, auch verwendet er sich sehr dringend beim Kaiser, bei August von Sachsen, bei Mainz und Köln für Friedensstiftung. Das war Alles gut gemeint, nach deutscher Art, aber Ref. kann sich nicht überzeugen, dafs die Geschichte durch die Masse von diplomatischen Schreibereien dieser Art, welche man jetzt aus den Archiven hervorzieht, jemals viel gewinnen kann. Viele der folgenden Stücke sind ebenfalls blos diplomatischer Art. Es sind Vorschläge, Instructionen u. dgl. wegen der Unterhandlungen mit Frankreich. Wir übergehen die ganze Reihe von Briefen bis auf den 433sten, worin Wilhelm seinem Bruder von der bekanntlich am 12. Juli 1573 erfolgten Übergabe von Harlem kurze Nachricht giebt. Dieser Brief ist nicht diplomatisch, er ist aus dem Herzen geschrieben und zeigt den sonst immer nur klugen und besonnenen Mann

unternehmend und aufopfernd. Er schreibt S. 175: »Ich nehme Gott zum Zeugen, dafs ich Alles gethan habe, was in meiner Macht stand, um die Stadt zu retten. Ich habe kein mögliches Ding unversucht gelassen, von dem ich glaubte, dafs es zu dem guten Zweck dienlich seyn könnte, und selbst noch ganz neulich, als ich auf dringendes Verlangen der Stände dieses Landes und des Volks einen Versuch machen mufste, Lebensmittel in die Stadt zu bringen, ward dies Wagstück, ob es gleich sehr unbedachtsam und ganz gegen meine Meinung unternommen war, doch so geschickt eingeleitet, dafs unsere Leute, als sie am 9ten dieses im Gehölz standen, die besten Aussichten auf einen glücklichen Erfolg hatten (estoient en assez bon train d'effectuer leur entre prinse). Sie hätten in dem Augenblick, als sie an Ort und Stelle waren, durchdringen können, wenn die Harlemer unsern ihnen gegebenen Rath befolgt hätten und unmittelbar zu ihnen gestofsen wären. Dies thaten sie nicht, es hatten daher die Feinde Zeit, Verstärkung an sich zu ziehen und den Unsern eine Niederlage beizubringen. Der gröfste Theil unserer Leute blieb auf dem Platze, Batenburg ward tödtlich verwundet, Feldstücke wurden verloren, sowie das ganze übrige Gepäck. Dies Unglück traf nicht blos die Bürgerschaften, die den Zug mit Batenburg gemacht hatten, sondern auch Alles, was in dem Lager geblieben war, welches wir zwischen den Städten aufgeschlagen hatten, wurde zerstreut, so dafs wir jetzt keine Armee mehr im Felde haben, obgleich wir anfangen, wieder Soldaten zu sammeln. Seit diesem Augenblicke fanden sich die Harlemer so sehr vom Hunger gedrängt, dafs sie sich durch eine schlechte Capitulation ergeben mufsten. Der Feind ist am Sonntage, den 12ten dies. Monats, eingezogen und hat seit der Zeit (der Brief ist vom 25sten) nicht aufgehört, die grausigsten Executionen auf eine Weise, die selbst im Kriege und nach Kriegsrecht unerlaubt ist, an Bürgern und Soldaten vollziehen zu lassen; er ist im Begriff jetzt Alkmar anzugreifen. Diese Stadt, so wichtig sie uns auch für das ganze übrige Waterland ist, kann den Angriff nicht aushalten.« Weiter unten giebt er noch einige andere verzweifelnde Nachrichten, aber immer mit dem Muth und der Fassung einer grofsen Seele, die sich auch am Schlusse zeigt, wo er vom Verzagen der Menge redet. Er sagt dort: Die Herzen der hier herum Wohnenden verzagen immer mehr und der Muth verliert sich; viele ziehen sich zurück, die Geldmittel sind erschöpft, so dafs uns kein Mittel irgend einer Art übrig bleibt, um auf die Dauer aus-

zubalten. Im folgenden Briefe meldet er dann, dafs der Angriff auf Alkmar gescheitert sey und dafs die Spanier im Lager bei Harlem den Dienst verweigerten, weil Ferdinand von Toledo die ganze Harlemer Beute für sich behalten habe und ihnen auch nicht einmal den schuldigen Sold bezahle. Die folgenden Briefe enthalten wieder allerlei unsichere Nachrichten, Vorschläge, Unterhandlungen und Unternehmungen, Beschwerden. Unter die letztern rechnen wir die egoistische Klage des Grafen von Nuenar, dafs man Städte seines Gebiets, besonders auch Crefeld, zum Sammelplatz der Landsknechte und der andern Leute mache, welche doch bestimmt waren, in den Niederlanden zur Rettung seiner besten, seiner brüderlichen Freunde, Wilhelms und seiner Brüder, gebraucht zu werden. Die beiden Briefe Wilhelms, CDXLV und CDXLVI, sind dadurch anziehend, dafs sie unmittelbar nach einander erhebende und niederschlagende Begebenheiten auf gleiche Weise ruhig und wahr berichten. Im ersten Schreiben wird erzählt, wie die Spanier am 8ten October zum zweiten Mal von Alkmar hätten abziehen müssen, und damit die Nachricht verbunden, dafs die ganze spanische Flotte vernichtet und der Admiral Bossu gefangen sey. In dem andern meldet Wilhelm, dafs auch Marnix von Sct. Aldegonde nach erlittenem bedeutenden Verluste gefangen und die Einschliefsung von Leyden vom Feinde begonnen sey. Übrigens sieht man aus diesen Briefen sehr deutlich, wie ähnlich dieser niederländische Krieg in dieser ersten Zeit dem bürgerlichen Kriege war, der jetzt in Spanien geführt wird, und wie sich Spanier und Niederländer einander dadurch, dafs sie grobe Fehler machten, abwechselnd wieder empor halfen. Die folgenden Briefe betreffen entweder die Expeditionen der Brüder Wilhelms, die von Deutschland aus unternommen werden und gegen Gröningen oder Mastricht gerichtet seyn sollten, oder auch allerlei kleine Entwürfe und Vorfälle, die in der Entfernung der Zeiten ihr Interesse um so mehr verloren haben, als nur hie und da ein einzelner, im Grunde keiner der Briefe ein eigentlicher Privatbrief ist. Es sind lauter officielle Schreiben im officiellen Style verfafst.

Mit Brief CDLVI beginnt eine ganz neue Periode, wo die Briefe wieder wichtiger werden, weil darin von wichtigeren Dingen die Rede ist. Dieses hat der Herausgeber recht gut bemerkt, und hat deshalb eine historische Erörterung eingeschoben, auf welche wir den Forscher der spanischen, französischen, niederländischen Geschichten dieser Zeit aufmerksam machen wollen.

Digitized by Google

Diese Erörterungen stehen S. 257—278. Diese Noten erhalten dadurch besondere Bedeutung, dafs sie entweder die angeführten Originalstellen mittheilen, oder doch wenigstens Nachweisungen geben, wo diese entweder in Urkunden oder in vorher weniger sorgfältig benutzten gleichzeitigen Geschichten zu finden sind. Alles dieses ist durch kurze Fingerzeige des Verfs. verbunden. Diesen sehr nützlichen und der gedrängten Kürze wegen doppelt schätzbaren Noten hat der Verf. folgende Notiz vorangesetzt, die wir übersetzen wollen, weil man daraus am leichtesten lernt, was eigentlich den folgenden Briefen für die allgemeine Geschichte gröfsere Bedeutung giebt, als die in der ersten Hälfte des Bandes gehabt hatten. Er sagt S. 257:

Gegen diese Zeit ereigneten sich zwei Dinge, welche von der gröfsten Bedeutung für die Niederlande waren, die Ankunft des neuen Statthalters Requesens und die Zusammenkunft zu Blamont. Die erste deutete auf eine Veränderung des Systems der spanischen Regierung; die zweite gab den Unterhandlungen mit Frankreich eine gröfsere Reife. Ehe wir zu den besonderen Umständen kommen, welche Graf Ludwig in dem folgenden Briefe erwähnt, müssen wir nothwendig im Vorbeigehen anführen, was voranging und was mehr oder weniger diese Dinge vorbereitete, um bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit der Leser auf einige der zahlreichen Belehrungen zu richten, welche sich aus den Stücken ziehen lassen, die wir am Ende dieses Bandes mittheilen. Da uns dieser Zweck nicht aufhalten darf, so gehen wir unmittelbar zu dem Briefe (CDLVI) über.

Graf Ludwig schreibt an seinen Bruder Wilhelm (Dec. 1573) — — Wenn Sie lange keine Briefe von mir empfangen haben, so kommt das daher, weil ich aus Frankreich Kundschaft erhalten hatte, dafs der neue Statthalter der Niederlande durchkommen würde, und dafs er eine ganze Bagage trügerischer Friedensvorschläge mit sich bringe. Mir ward daher von dem Herrn Kurfürsten von der Pfalz und von anderen gerathen, ich möchte versuchen, ihn unterwegs zu erwischen. Ich hatte die zu diesem Zweck nöthigen Befehle gegeben und machte mich alsbald auf den Weg nach Heidelberg. In Heidelberg erfuhr ich aber, dafs der erwähnte Statthalter in grofser Eile durchgekommen sey und blos mit hundert Pferden eilig nach Thionville abgegangen, weil er von deutscher Seite her einigen Verdacht hatte. Da auf diese Art aus dieser Unternehmung nichts geworden war, so bat mich der Kurfürst von der Pfalz dringend, mich an die Gränze von

Digitized by Google

Frankreich zu begeben, zu einer Zusammenkunft mit der Königin von Frankreich, der Mutter des Königs, und mit dem Könige von Polen. Der König von Polen wollte sich gerade in sein Königreich begeben, wir haben ihn daher jetzt eben bis nach Hanau geleitet, von wo er heute abgereiset ist. Der Kurfürst meinte, wir würden wohl irgend eine Übereinkunft mit der Königin Mutter treffen können. «

Ludwig setzt hinzu, die Verbindlichkeit, die er dem Kurfürsten hätte, habe ihm nicht erlaubt, den Vorschlag abzulehnen, was in Blamont ausgemacht worden, wolle er in wenig Worten berichten: Der König von Frankreich, sagt er, hat versprochen, sich der Angelegenheiten der Niederlande anzunehmen, doch nur soweit und in sofern (aultant et aussy avant), als die protestantischen Fürsten auf irgend eine Weise öffentlich oder anders sich mit den Niederländern einlassen. Der König wird dabei das Geld, welches ihr schon von ihm bezogen habt, nicht in Anschlag bringen. Dann fügt er noch hinzu, dafs er mit dem D. Ehem und Zuleger zum Landgrafen Wilhelm reisen wolle, wo er auch den Herzog Johann Casimir zu finden hoffe. Dieser ganze Brief ist nicht blos in Beziehung auf die Niederlande, sondern auch ganz besonders in Beziehung auf die deutschen Angelegenheiten und die Politik der Franzosen von grofser Bedeutung. Der Herzog von Alençon (der nachher als Herzog von Anjou an die Spitze der Niederländer kam) suchte schon damals den Grafen Ludwig zu gewinnen.

Der folgende Brief ist von Wilhelm an seine Brüder und geht besonders die erste Belagerung von Leiden (Oct. 1573 bis März 1574) an. Wilhelm dringt sehr auf Entsatz oder Diversion von Deutschland aus; dies auch aus dem Grunde, weil es in Holland an Geld gänzlich mangele und ein Aufstand des Volks zu fürchten sey. Die Briefe, welche hernach folgen, scheinen uns wieder nur von ganz speciellem Interesse, wir übergehen sie daher. Im Briefe CDLXVI giebt Ludwig Nachricht von seinen Zurüstungen zu dem unglücklichen Kriegszuge gegen die Spanier. Unter den folgenden Briefen sind einige deutsche von Wilhelm Zuleger, dem tüchtigen pfälzischen Diplomaten, worin unter andern von den Unterhandlungen des Kurfürsten mit den Franzosen (zu Gunsten seiner Religionsparthei) Nachricht gegeben wird. Einer dieser Briefe betrifft die Anwesenheit des Königs von Polen (nachher Heinrichs III.) in Heidelberg. Bei dieser Gelegenheit sagte bekanntlich der edle Pfalzgraf seine Meinung über die

Bartholomäusnacht recht derb. Aber freilich war an einen Menschen, wie Heinrich III. war, die Unterhaltung, die er von 7 bis 10 Uhr mit dem biedern Pfalzgrafen ganz allein im Spiegelsaal des Heidelberger Schlosses hatte, durchaus verloren und verschwendet. Von den folgenden Briefen betreffen viele die bekannte Kölnische Angelegenheit und die Unterhandlungen, welche Cassel, Pfalz, Nassau darüber mit den Franzosen führten, wobei man nicht ohne Lächeln bemerken wird, wie der gute Ehem, von Cassel beauftragt, immer gelegentlich einen Jahrgehalt, oder doch Geld, so wenig es auch sey, von den Franzosen für seinen gnädigen Herrn suchen mufs.

Die Briefe und Billette CDLXXXIII u. f. betreffen jenen Zug Ludwigs, der auf der Mooker Heide so höchst unglücklich endigte. Ref. legt dabei auf die Billette, welche Wilhelm seinen Brüdern schreibt, eine grofse Bedeutung, weil aus den Winken und Weisungen, die er ihnen giebt, deutlich hervorgeht, wie weit er ihnen in jeder Rücksicht überlegen war. Im Briefe CDLXXXVI räth er ihnen, weil es ihnen unmöglich seyn werde, bis in die Provinz Holland zu dringen, lieber eine Demonstration über Emden zu machen. Der 89ste Brief, der nach der Niederlage auf der Mooker Heide geschrieben ist, bezeichnet eine bewundernswürdige Ruhe, Klugheit und Festigkeit selbst in dem Augenblicke, wo Wilhelm zwar von der Niederlage seiner Brüder und ihrer edlen Mitstreiter, des Herzogs Christoph von Würtemberg und des wackern pfälzischen Prinzen, unterrichtet war, aber neun Boten vergeblich abgeschickt hatte, um vom Schicksale seiner Brüder und der andern Anführer etwas zu erfahren. Es waren seit der Niederlage damals schon neun Tage verflossen. Wilhelm schreibt unter andern:

Im Falle, dafs Herzog Christoph oder mein Bruder, was Gott verhüte, geblieben sind, oder ihre Leute nicht mehr zusammenbringen können, bleibt nichts anderes übrig, als dafs irgend einer meiner Brüder die Franzosen und die Wallonen nehme, mit ihnen eine Anzahl Pikenträger und Reiter verbinde, geraden Wegs auf Emden ziehe, und zusehe, ob man nicht vielleicht Delfsil überrumpeln kann. Wenn das nicht ist, mufs er sich in Emden einschiffen und zu uns nach Holland kommen. Der letzte Brief dieses Bandes (CDXCII) ist nicht eigentlich ein Brief, sondern ein officieller, sehr ausführlicher Aufsatz, den Wilhelm von Oranien blos unterschrieben und an seinen Bruder Johann gerichtet hat. Es werden dort die Hülfsmittel von Holland im Jahre 1573

(Anfang Mai) aufgezählt und die Art angegeben, wie durch Stiftung einer Verbindung gegen Spanien den durch die Niederlage der deutschen Armee auf der Mooker Heide sehr niedergeworfenen Insurgenten könnte und müfste Hülfe geschafft werden.

Da der Vf. über die auf den letzten 132 Seiten abgedruckten, als Anhang beigefügten fremden, die holländischen und französischen Angelegenheiten betreffenden Briefe, Actenstücke und Fragmente von Briefen in der Einleitung sehr gelehrte, sehr ausführliche, sehr gründliche und nützliche Auskunft gegeben hat, so kann Ref. hier abbrechen. Seine Absicht bei dieser Anzeige war ganz allein, seine Pflicht gegen den Herausgeber der Briefe und gegen das Publikum dadurch zu erfüllen, dafs er diejenigen Briefe andeutet, die ihm Stellen dargeboten haben, welche er zu seiner Belehrung benutzen konnte.

Die deutsche Geschichte, für Schulen bearbeitet von F. Kohlrausch. In zwei Abtheilungen. Eilfte verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1838. *Robert Crayen.* 693 *S.* 8.

Ref. zeigt dieses allgemein beliebte populäre Lehrbuch der deutschen Geschichte blos darum an, weil er dem Verfasser desselben schuldig ist, einzugestehen, dafs er bei einer frühern Erwähnung dieses Buchs in einer Collectivanzeige, die dem Archiv für Geschichte und Literatur einverleibt ward, nur die erste und zweite Auflage vor Augen hatte. Vom Verf. aufmerksam gemacht hat er die spätern Auflagen verglichen und besonders diese eilfte sorgfältig durchgesehen; er glaubt jetzt dem Verf. schuldig zu seyn, ausdrücklich zu erklären, dafs er selten ein Schulbuch so sorgfältig, so passend und so würdig in den verschiedenen Ausgaben verbessert gesehen hat. Wenn der Verf. übrigens dies in seiner Vorrede besonders in Beziehung auf Wallenstein geltend macht, so zweifelt Ref. sehr, ob er gerade dort hätte ändern sollen oder dürfen. Ref. hat die von Förster bekannt gemachten Actenstücke ganz genau geprüft und mit allem, was früher bekannt war, verglichen, er hat aber zu keinem andern Resultat kommen können, als dafs Wallenstein, um prahlen, herrschen, tyrannisiren zu können, bereit war, Freund und Feind zu verrathen und deshalb bei Niemand Glauben fand. Den Tod hatte er, wenn man auch [illegible] die Actenstücke, die Förster giebt, zu Rathe zieht, an Deutschland tausend Mal, am Kaiser seit der Schlacht bei Lützen, nach den Actenstücken, vielfach ver-

dient, man mufs es daher ganz allein der damals in Österreich herrschenden jesuitischen und italienischen Politik zuschreiben, wenn man den Kaiser dahin brachte, gleich dem türkischen Sultan einen Meuchelmord förmlich zu befehlen, selbst alles dazu anzuordnen, Männer aus den ersten Familien seines Reichs dabei zu gebrauchen. Das Letztere ist eigentlich das einzige Neue von einiger Bedeutung, was aus den Försterschen Actenstücken deutlich hervorgeht. Auf Ferdinand fällt daraus Schatten, auf Wallenstein wahrlich kein Licht!!!

In Beziehung auf das Vorstehende mufs Ref. hinzufügen, dafs dies nur als seine Meinung, als ein Urtheil, wie man es etwa in Vorlesungen im Vorbeigehen äussert, angesehen werden darf, nicht als ein begründetes Resultat, das irgend ein Gewicht haben könnte. Sollte es das haben, so würde er Forschung gegen Forschung stellen müssen. Da ihm die Sache wichtig genug war, hatte er vor vier Jahren die Prüfung wirklich angestellt und seinen Satz besonders aus dem dicken Bande der von Herrn Förster bekannt gemachten neuen Actenstücke erwiesen; er bedauert aber diesen Aufsatz verloren zu haben. Der Aufsatz betrug mehrere Bogen; Ref. hielt ihn zuerst zurück, weil er keinen Beruf fühlte, die Menge, die immer aus Menschen gern Götzen macht, durch Kritik zu ärgern, oder eine herrschende Einbildung zu bestreiten; hernach hat er ihn einem Freunde gegeben, der ihn, wie es scheint, verlegt hat, weil er ihn nicht zurück erhält.

Herr Kohlrausch verdient übrigens die höchste Achtung, weil ihn der ungemein grofse Beifall, den sein Buch gefunden hat, keineswegs berauscht, er fährt vielmehr unermüdet fort, den Mängeln abzuhelfen, welche seiner als Schul- und Lesebuch unter der Jugend und unter dem Volk sehr verbreiteten deutschen Geschichte in den frühern Ausgaben anklebten. Ref. glaubt aus dieser Ursache das Seinige zur weitern Verbesserung des Buchs beitragen zu müssen, und will desbalb einige Andeutungen, nicht sowohl vom historischen Standpunkte aus in Beziehung auf Thatsachen und auf die Erzählung, als vom Didaktischen und in Beziehung auf die Beurtheilung der Thatsachen, als Winke möglicher Verbesserungen mittheilen.

Ref., der jetzt drei und vierzig Jahre die Jugend recht eifrig gelehrt hat, glaubt einiges Recht zu haben, mitzusprechen, wenn von der Gefahr die Rede ist, dafs man der Jugend durch Bücher und Vorträge etwas eintrichtere, was hernach im Leben nirgends Platz hat und nur Fanatiker für das Bestehende bildet;

Digitized by Google

die trotz allem Geschrei doch am Ende den Fanatikern des Umstürzens nicht werden gewachsen seyn. Man erzähle der Jugend; man erzähle dem Volk; man deute ganz leise sein Urtheil an. Absprechen, entscheiden, allgemeine Urtheile fällen, ach das lernt man in unsern Tagen früh genug — sey es als Fanatiker der Freiheit oder der Servilität. Jeder Schüler übersieht den Lehrer; die Studenten wissen Alles besser wie der Professor.

Beginnen wir einmal mit der Revolution. Darf, nicht einmal zu reden von der allgemeinen historischen Erfahrung vom Untergange der Reiche, oder der biblischen Lehre von der Vergänglichkeit alles Menschlichen und Irdischen, ein Protestant, ohne sich an seinen religiösen Überzeugungen, an Luther oder Calvin zu versündigen, dem Volke und den Kindern in den Schulen zumuthen, zu glauben, wie hier S. 608 geschieht, »dafs es Sünde sey, den Verstand zu gebrauchen, und doppelte Sünde, einen scharfen Verstand zu gebrauchen. Dafs Friedrich II. und Joseph II. diese Sünde begangen hätten, und dafs daraus das Unheil entstanden sey, dafs sich die Menschen allmählig gewöhnt hätten, auch das Festeste für wandelbar, das durch Alter und Gewohnheit Ehrwürdigste für vergänglich zu halten.« Es scheint uns, dafs auch der lojalste Schulmeister, wenn er diesen Satz ordentlich erklärt hat und dabei ehrlich und treu und wahr bleiben will, in grofser Verlegenheit seyn mufs, wenn er seinen Jungens sagen soll, was aus Indien, Persien, Ägypten, Griechenland, Rom u. s. w., deren Monumente der Ewigkeit trotzen, geworden sey, ja aus allen orientalischen Staaten, obgleich in Afrika und Asien bekanntlich der scharfe Verstand schon seit Jahrtausenden nichts Gutes oder Böses wirkte und nie etwas galt. Der Vf. leitet aber hernach sehr verständig ein, und läfst zugleich dem Volke, dem Regenten und der bestehenden Ordnung ihr Recht widerfahren. Er hätte nur den angeführten Satz nebst ein paar andern ausstreichen dürfen, so wäre auf jenen beiden Blattseiten Alles in der Ordnung und der Verlegenheit der Schulmeister abgeholfen. Zu den Sätzen, die Ref. gestrichen wünschte, weil sie eine halbe Wahrheit aber zugleich eine ganz und durchaus falsche historische Ansicht enthalten, also leicht die Einen heftig erbittern, die Andern zu ganz abgeschmackten Erläuterungen und Erweiterungen Anlafs geben, gehört auch der folgende S. 611, Wir Deutsche wären dadurch vor den Übeln der Revolution bewahrt worden, weil unsere Fürsten zu besonnen, die deutschen Völker zu treu und gut gewe-

sen, als dafs die Leidenschaft jede andere Stimme hätte überschreien können. Dennoch, fährt der Verf. fort, haben wir und die übrigen Völker der Theilnahme an den Leiden dieser stürmischen Zeit nicht entgehen können, durch plötzliche und langsam zehrende Angst, durch tausende der theuersten Leichen hat Europa die Irrthümer des vergangenen Jahrhunderts mit gebüfst. Dafür hatte Europa sich insgesammt von Frankreichs Beispiele leiten lassen, und Frankreich, weil es den Zug mit Selbstgefälligkeit und Übermuth geführt, mufste auch zuerst und am bittersten die Züchtigung erfahren. So etwas soll ein Schüler und das Volk nie sagen lernen.

Wir dächten, ein so wohlwollender und erfahrner Mann, wie Herr Kohlrausch, müfste wohl einsehen, dafs er hier Allem, was unsere Väter grofs und glänzend genannt haben, den Stab bricht. Ist er nicht auch ein Kind der Zeit und seine Lehre wie er? Wenn wir der Sophistik der Fanatiker rechts und links eine christliche Schranke setzen wollen, müssen wir uns schlechterdings auf Specialitäten und auf das Gegebene beschränken. Wir müssen die Jugend und ihre jüngeren Lehrer vor allem allgemeinen Absprechen in historischen Dingen warnen. Wenn wir Leute, die sich, weil sie mit dem Einzelnen und mit der Welt unbekannt und zu bequem sind, um vom Besondern zum Allgemeinen aufzusteigen, im Interesse des Bestehenden, so gut es uns auch gefallen mag, lehren, im absprechenden und orakelnden Ton schneidend zu entscheiden, müssen wir nicht erwarten, dafs die Benthamiten, die Schüler eines Rousseau und La Mennais auf demselben Wege, der uns zur Erhaltung des Bestehenden zu führen scheint, zur Auflösung desselben leiten? Allgemeinheit um Allgemeinheit wird jeder diejenige wählen, die seiner Natur, seinen Verhältnissen, seinen Vorurtheilen, seinen Leidenschaften am angemessensten ist, er wird eine weite Kluft zwischen sich und den Andersdenkenden und Verketzerten öffnen, und der Lehrer der Geschichte wird auf diese Art die Feindschaft der Partheien unversöhnlich machen. Bleibt man beim Besonderen stehen, so bildet das Publikum selbst die Jury. Über einen bestimmten Fall wird nur der vorsätzliche Sophist sich Täuschungen vorgaukeln; das unmittelbare Rechtsgefühl geht im Volke niemals aus, wohl bei Gelehrten. Wir wollen noch einiges Andere herausheben, was gewifs dem Auge des milden und billigen Vfs., der sonst Alles ausgestrichen hat, was die Jugend zu übereilten Urtheilen verleiten könnte, nur zufällig entgangen ist.

Er lehrt die Jugend, unstreitig ohne zu denken, wohin wir gelangen würden, wenn wir mit Baronius und Andern den Causalzusammenhang der Dinge ganz willkührlich festsetzen wollten, S. 613: Die Franzosen hätten den unschuldigen und frommen König auf das Blutgerüst gebracht, und verknüpft dann diesen Satz auf folgende Weise mit dem Kriege in der Vendée: Zur unmittelbaren Strafe (die aber leider gerade diejenigen traf, die der Königsmord am tiefsten betrübte) erhob sich gleich darauf ein blutiger Krieg in der Vendée u. s. w. Das Übrige ist frei von diesen kleinen Flecken, nur scheint uns die folgende Geschichte der französischen Revolution der deutschen Geschichte nicht anzugehören. Wir würden blos den Krieg, der in Deutschland geführt wurde, berührt haben, und lieber mit der Jugend oder mit dem Volke von der Revolution gar nicht reden, als so im Vorbeigehen. Vortrefflich und als Grundlegung gründlicher Schulbelehrung unvergleichlich ist dagegen der folgende allgemeine Satz, der, wenn ihn der Lehrer deutlich zu machen versteht, gewifs den jungen Gemüthern eine richtige und auch billige Beurtheilung ihres Vaterlands und ihrer Landsleute einprägen und sie vor Übertreibung bewahren wird. Der Verf. sagt S. 623 vom Frieden zu Rastadt:

»Aber, wie konnte solcher Friede anders als sehr schmachvoll ausfallen? Wie früher von Preufsen, so war das Reich nun auch von seinem Kaiser verlassen; Österreich hatte in einem geheimen Artikel schon in die Abtretung des linken Rheinufers gewilligt, und wer sollte das Reich vertreten, wenn die Mächtigsten sich ihm entzogen? Doch kein Einzelner ist anzuklagen, weil Alle gefehlt haben; viele einzelne Reichsglieder hatten sich auch von der Theilnahme des Ganzen getrennt, so wie die Gefahr ihnen nahe kam; von Österreich durfte nicht gefodert werden, dafs es sich allein aufopferte — Der Blick eilt gern über das Ende des achtzehnten und den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinweg, wo das Vaterland in seiner tiefsten Erniedrigung dalag; doch dürfen diese Zeiten nicht mit Stillschweigen übergangen werden, damit die Gemüther mit Entsetzen gewahr werden, wohin Uneinigkeit, Trennung, Selbstsucht der Einzelnen, Mangel des vaterländischen Gemeingefühls die deutschen Völker führen konnten.«

In der Geschichte der ersten Kriege Bonaparte's, seines Zugs nach Ägypten u. s. w. hätte der Verf. noch hie und da einen Satz streichen können, den er gewifs jetzt selbst nicht mehr für

Digitized by Google

passend hält. Unter diese Sätze rechnen wir auch die viertausend Jahre, die von der Spitze der Pyramiden auf den Kampf der Franzosen und Mamluchen heruntersehen. Wie konnte ein so deutscher und deutsch gebildeter Mann, wie der Vf., sich durch französisches Phrasengeklingel so weit irreleiten lassen, dafs er für unsere derben Knaben, und noch dazu für seine tüchtigen Westphalen, in einer deutschen Geschichte S. 625 einen Satz folgendermafsen bildete? »Hier, am Fufse der grofsen Pyramiden, fand Bonaparte 23 Beys gegen sich in Schlachtordnung, »Bedenkt, sagte er zu seinen Kriegern, dafs von diesen Denkmälern 4000 Jahre auf euch herabblicken.« Nach diesen Worten schlugen sie u. s. w. Diese Verbindung des Siegs mit der Phrase begreift der Franzose, der Deutsche aber nicht. Das ist gewifs nur aus Versehen stehen geblieben.

Sehr klar und eben so kurz als bestimmt ist, was S. 630—632 von den Resultaten des Rastadter Friedens angegeben ist; gerade genug und in keinem Stücke zu viel. Was hernach über Bonaparte als Kaiser gesagt wird, hat Ref. ganzen Beifall, nur hätte er gewünscht, dafs der ganze Absatz voller Tiraden, der S. 636 die halbe Seite füllt, weggefallen wäre, denn dergleichen wirkt nur auf leere Gemüther, denen diese Wirkung sehr schädlich ist. Auch ist die Vergleichung mit Karl dem Grofsen, in dessen Leben sich (was Refn. zu hoch ist) der unendliche Himmel mit seinen Welten gespiegelt haben soll, schon aus dem Grunde unbillig, weil die Entfernung der Zeiten und der werdenden Dinge Gährung Carls des Grofsen Geschichte zur Poesie gemacht hat; dagegen Bonaparte's Thaten, allen Herren Quinets zum Trotz, noch wenigstens fünfhundert Jahre lang Eigenthum der Prosa bleiben.

Die Erzählung von Mack's Feldzug im Jahr 1805 und der Capitulation von Ulm scheint Refn. etwas zu dürr und zu wenig belehrend; er glaubt, man hätte bei der Gelegenheit die Jugend kräftiger anregen können und sollen. Dagegen hat der Verf. Haugwitz Mission und den von ihm geschlossenen Tractat vortrefflich, nämlich zugleich gerecht und gemäfsigt, beurtheilt, so wie er überhaupt die letzten Bogen des Buchs mit grofser Sorgfalt von Allem gereinigt hat, was früher die Jugend des Verfs. und die neue Begeisterung des Kampfes für deutsche Nationalität gegen die ernste Geschichte gesündigt hatten.

Auch in der letzten Abtheilung wünschte übrigens Ref., in Beziehung auf den Hauptzweck dieses so ungemein verbreite-

ten und in ganzen Gegenden als Schulbuch eingeführten Buchs, weniger von der allgemeinen Geschichte und mehr von der deutschen Spezialgeschichte, weniger allgemeine Bemerkungen, mehr Thatsachen aufgenommen zu sehen.

Wäre es nicht viel besser, z. B. ohne Lob oder Tadel blos zeitungsmäfsig zu berichten, wie es unter König Friedrich in Würtemberg ging, und wie es jetzt geht; was in Baiern König Max Joseph und sein aufgeklärter Minister versuchten und was jetzt geschieht; was Grofsherzog Ludwig von Baden trieb und was jetzt getrieben wird; wie Wilhelm IX. nach seiner Wiedereinsetzung wirthschaftete und was jetzt in Hessen geschieht; was Wilhelm IV. in Hannover begann und was König Ernst versucht; wie Coburg münzt und was in Nassau wegen der Domänen geschehen ist; als dafs Lehren, wie sie S. 672 den Schülern gegeben werden, an ein Volk gerichtet sind, dem der wohlmeinende Verf. selbst zutraut, dafs es Überfluſs an Geduld und Demuth und Frömmigkeit und stete Rücksicht auf Haus und Hof und Kind und Brod und Titel habe.

Herr Kohlrausch giebt nämlich dort zuerst manchen andern guten Rath, der sehr verständig und nützlich seyn mag, aber doch nicht historische Belehrung heifsen kann, endlich als Einleitung zu der trocknen Notiz, dafs in dem einen Jahr ein Wilhelm statt eines Friedrich, im andern ein Ludwig statt eines Maximilian, ein Friedrich statt eines Anton u. s. w. Regent geworden, folgt der sonderbare Satz: Es ist oft als ein Grundzug des deutschen Charakters bemerkt worden, dafs er in allem Übel doch das Gute herauszufinden bemüht sey. Im Grunde ist dies doch vom Italiener, Spanier und Russen, die auch nicht einmal etwas anders wünschen als sie haben, oder vom Lappländer und Esquimaux, noch viel mehr wahr als vom Deutschen.

Was soll aber die Jugend, die ja hernach von einem Heine und Börne und einer grofsen Anzahl unserer witzigsten Köpfe ganz anders belehrt wird, von der Manier sagen, wie hier eine ihr einzuimpfende religiöse Stimmung gebraucht wird, um ihr Geduld alter Weiber und Hoffnung der Thoren statt des Eifers für Wahrheit und Recht zu empfehlen? Dergleichen nützt nur solange die Macht bei denen ist, deren Unrecht der Verf. gleichwohl, was ihm Ehre macht, durch Achselzucken zu verstehen giebt; diese brauchen und wollen aber gewifs nicht Hohn und Sophistik neben der Gewalt anwenden? Sobald die Gewalt ein-

mal fehlt, wird aber eben durch früheren Mifsbrauch des Tröstens und Einschläferns jeder Gemäfsigte verdächtig, jeder religiöse Rath vergeblich. Der Verf. fügt nämlich dem oben unterstrichenen Gemeinplatze den folgenden Satz bei: Halten wir denn auch an dieser Eigenschaft (nämlich, dafs wir uns Alles gefallen lassen), so viel davon bei uns noch übrig geblieben, mit aller Kraft fest. Sie spricht die religiöse Stimmung des Gemüths aus, welche u. s. w.

Ref. will hier abbrechen und zum Schlusse nur noch einmal erinnern, dafs er bei einem Buche, das sein grofses und bestimmtes Publikum hat und dessen Ton und Manier unstreitig dem Bedürfnisse und Wunsche der gemäfsigten, der bestehenden Ordnung günstigen Deutschen angemessen ist, dem Verf. seine Aufmerksamkeit nicht besser glaubte beweisen zu können, als wenn er ihm Zweifel über einige wenige Punkte andeutete.

Ref. verbindet mit der Anzeige dieses sehr bekannten und verbreiteten Elementarlehrbuchs der Geschichte noch die eines andern, weniger bekannten, dessen Zweck er mit den Worten der Vorrede bezeichnen und dann nur wenige Bemerkungen über die Ausführung hinzusetzen will.

Geschichte des deutschen Volks, mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Entwickelungen. Für Schulen von Dr. Heinrich Fortmann. Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung. 1837. 534 *S.* 8.

Der Verf. berichtet uns in der Vorrede, dafs er eine Geschichte des deutschen Reichs seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Entwickelungen (dieser Lieblingsausdruck des Verfs., der hernach unendlich oft wiederkehrt, ist sehr incorrect; wir finden sogar hier theologischen sowohl als kirchlichen Entwickelungen gedruckt, glauben aber, dafs es wohl politischen sowohl als u. s. w. heifsen soll) auszuarbeiten angefangen, hernach aber rathsamer gefunden, es zuerst mit diesem Buche zu probiren. Seinen Zweck dabei spricht er hernach in einer Periode aus, die er ohne viele Mühe hätte kürzer machen können. Wir wollen des Verfs. Periode geben, wie wir sie finden, gestehen indessen, dafs ihr Bau nicht gerade geeignet ist, ein Lesebuch zu empfehlen, oder Herrn Fortmanns Talent zur räsonnirenden Behandlung der Geschichte zu beurkunden. Er sagt:

»Insbesondere darf ich bei dem Plane des vorliegenden Buchs nicht unberührt lassen, dafs ich hauptsächlich katholische Schu-

len dabei im Auge gehabt habe; nicht als wenn es an sich eine katholische und protestantische Geschichte gäbe, sondern weil es wohl kaum der Erwähnung bedarf, dafs die meisten Schulschriften dieser Art von Protestanten sind und diese bisher das katholische Interesse zu wenig geschont, ja meistens mit bitteren Ausfällen ihre historische Ansicht geltend gemacht haben. Und mufs hier des auch sonst in vieler Hinsicht vortrefflichen Lehrbuches von Kohlrausch als einer seltenen Ausnahme gedacht werden, so darf dagegen nicht unerwähnt bleiben, dafs ich, einer solchen, bei so heterogenen Überzeugungen ohnehin kaum ausführbaren, Neutralität gegenüber, bei der Ausarbeitung des vorliegenden Buchs mich von der, wenn auch unduldsam klingenden Ansicht (welcher Ausdruck — eine klingende Ansicht!) nicht habe losmachen können, dafs es im Gegentheile gemäfs der nun einmal verwirklichten Opposition der kirchlichen Standpunkte geradezu nöthig und nützlich sey, von den bestehenden Differenzpunkten jedesmal so viel aufzunehmen, als die Jugend zur Belehrung und Warnung für ihren Glauben bedarf.«

Ref. lobt den Glauben des Verfs., weil er nützlich und im Ganzen nicht unverständig ist, ihn auch keineswegs unduldsam macht; aber den Styl dieser Vorrede und die historische Manier, zu der sich der Vrf. bekennt, kann er unmöglich loben. Da ist von einer Geschichte die Rede, die ein Resultat voraussetzt, welche die Thatsachen nach einer gegebenen Regel beurtheilt, und einen frommen und lojalen Zweck erreichen mufs, es gehe wie es wolle. Eine solche Methode bildet heute Fanatiker und Finsterlinge, morgen aber Schüler Marats und kühne Cordeliers. Extreme rufen, wie wir rund um uns wahrnehmen, nur Extreme hervor. Übrigens ist der Styl des Buchs erträglicher als der der Vorrede, und abgesehen von der kecken Anmafsung des steten Beurtheilens und Charakterisirens ist es nicht gerade fanatisch oder durchaus einseitig geschrieben, wie man nach der angeführten Stelle der Vorrede erwarten sollte.

(Der Beschlufs folgt.)

N°. 15. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Fortmann: Geschichte des deutschen Volks.

(Beschlufs.)

Den erwachsenen Glaubensgenossen des Verfs. würde Ref. das Buch ohne Bedenken empfehlen, dagegen hält er es für Kinder und Schulmeister für sehr gefährlich, weil sie nur ein eingebildetes Wissen und vornehme Anmafsung, über alles abzuurtheilen, daraus lernen können, statt dafs sie nur den Hauptfaden der Begebenheiten und hie und da interessante Geschichten lernen sollten. Ob nicht Herr Kohlrausch, als erfahrner Schulmann und Vorsteher von Schulen, den Vf. in die falsche Manier geleitet hat, will Ref. nicht entscheiden, er will dagegen, um dem Verf. nicht Unrecht zu thun, statt von seinem Standpunkte aus *ein* Urtheil zu sprechen, welches nothwendig dem Verf. und seinen Glaubensgenossen ein eitig erscheinen müfste, einige Stellen wörtlich anführen, und diese auf eine solche Weise wählen, dafs man Manier, Ansicht und Styl des Buchs daraus kennen lernen kann. Er wählt zuerst eine Stelle, wo von dem sogenannten römischen Huren-Regiment, oder von den Zeiten der Theodora und Marozia die Rede ist. Es heifst davon S. 161: Da mufste denn die päbstliche Würde mit darunter leiden und der Kirche wurden Hirten aufgedrängt, oder drangen sich selbst auf, welche, weil sie an sich schon zu den Schändlichen gehörend, in ihrer erbeuteten Stellung das heilige Amt jämmerlich mifsbrauchten, dessen hohe Würde schändeten und sich ebensosehr. Aber solche Zeiten waren Zulassungen des Herrn, über deren Zweck und Bedeutung wir nicht nachzugrübeln haben. Der fromme Christ kann sich der Überzeugung nicht entschlagen, dafs sie am Ende für ein gröfseres Gut haben dienen sollen und wirklich gedient haben. Und es ist doch auch an sich gewifs genug, dafs die persönliche Schlechtigkeit des Pabstes, den die unwiderstehlichen Zeitumstände für den Augenblick zu dulden gebieten, die Bedeutung des Oberhirtenamts selbst nicht verkümmert also die Kirche Gottes nicht zerstört, noch auch die Wahrheit je zu Schanden wurde, dafs ihr Grund ein Fels sey.

S. 347 heifst es bei Gelegenheit des Religionsfriedens von 1555: »Das war der sogenannte geistliche Vorbehalt, wonach näm-

Wie verkehrt die Methode ist, nach welcher man auf diese Weise, sey es nun im liberalen oder illiberalen Sinn, immer auf Stelzen voranschreitet, und ohne es zu ahnden oder zu wollen, durch die Geschichte anmafsende Menschen bildet, bedarf keiner Beweise; man wird finden, dafs immer die Unwissendsten und Trägsten dergleichen Allgemeinheiten am mehrsten suchen. Wer auf diese Weise rhetorischen Geschichtsunterricht erhalten hat, ist für jede weitere Belehrung ganz unzugänglich; er ist mit jedem Einzelnen durch eine allgemeine Schilderung fertig. Auf diese Weise bekämpfen sich alsdann die aufgeblasenen, jedes positiven Grundes der bestimmten Thatsachen ermangelnden, durch auswendig gelernte Redensarten irgend eines Philosophen oder eines Systems gebildeten Streiter der beiden Extreme, wissen aber dabei recht gut, dafs ihre Theorien nur dort gelten, wo ihre Faust gilt, oder wohin ihr Bajonet reicht. Ref. will indessen nicht läugnen, dafs entscheidendes Absprechen und sophistisches Phrasendrechseln in der Geschichte in doctrinären Zeiten und unter doctrinären Regierungen, wo man die eiserne Hand gern in einem sammtnen Handschuh verbirgt, sehr nützlich seyn mögen.

Mit der angeführten, auf kirchliche Zwecke berechneten katholischen deutschen Geschichte läfst sich am passendsten eine auf Erbauung berechnete protestantische Kirchengeschichte verbinden, welche den frommen Zweck hat, das, was in den glänzenden Salons eine schon herrschende Lehre ist, auch unter die Leute zu bringen, die für ein gutes Buch nicht gern mehr als 7½ Silbergroschen auf einmal ausgeben. Ref. findet es ganz passend, dafs die Gesellschaft unserer Salons, die zu seinem Erstaunen zu den Kleidern, dem Hausrath, zu den Schnörkeln, und sogar zu den ganz geschmacklosen Bauzierrathen der Zeiten Ludwigs XIV. und XV. zurückkehrt, auch die Lehre und den Glauben zurückrufe, die zu diesem Geist und Geschmack passen; leider ist das Alles aber lauter Gaukelspiel, weil es unmöglich ist, dafs diese jemals unter das Volk kommen. Das lassen sich freilich die Herren, die Alles machen und schaffen wollen, nicht sagen, es wird aber eine Zeit kommen, wo sie es fühlen müssen.

Da das Buch, welches Refn. zu diesen Betrachtungen Veranlassung giebt, aus Neanders Heften gezogen ist, so könnte man glauben, es wäre von diesem die Rede; dagegen mufs Ref. protestiren. Neander richtet sich nur an Leute, die eignes Urtheil

Digitized by Google

haben, oder doch haben sollen; er ist treu und wahr und hat wirklich, nicht blos vorgeblich, den festen, eisernen Glauben eines d'Arnauld und Pascal, mit denen ihn Ref., um ihn zu ehren, immer vergleicht; aber wie steht es mit denen, die aus seinen Brosamen neue Gerichte machen?

Ref. schickt diese Bemerkung dem Berliner Buche voraus, weil die Mode tyrannisch herrscht, und da sie lästige und lächerliche Kleider und Zierrathen der Zeiten der Reifröcke und Perücken zurückfordert, und alle Erscheinungen, die uns umgeben, alle Nachrichten, die uns zukommen, uns in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurückversetzen, eine mönchische, einschläfernde, überzarte Betrachtung der Religionsgeschichte und ihrer Helden dem Volke nicht heilsam seyn kann. Wie reimt sich überdem dieses laute Gewimmer von Heiligen und Kirchenvätern und Dogmen, von Glockentönen und Kirchengebeten und Kerzen und Liturgien, zu dem in unsern Tagen so lauten Geschrei der Zeit von Wucher und Geld, von Speculation und Erwerb, dem die neuen Heiligen selbst nie fremd sind?

Der Titel des Büchleins, das uns ganz gelegentlich auf die ungeheure Menge der neuesten Andachtsbücher gebracht hat, lautet:

Geschichte der christlichen Kirche von C. Judä, ordentl. Lehrer an der Königstädt'schen Stadtschule in Berlin. Berlin 1837. 608 *S.* 8.

Schon auf dem Titelblatte dieses Buchs sieht Ref. mit Verwunderung, dafs man im Norden von Deutschland denselben elenden Kniff, ein Buch, das nothwendig zusammen gelesen werden mufs, in einzelnen mitten im Context abgebrochenen Lieferungen zu verkaufen, den in Süddeutschland die Ungläubigen und Ketzer erfunden haben, zur Ehre Gottes gebraucht. Dies geschieht bekanntlich scheinbar, um den Ankauf zu erleichtern, eigentlich aber um Waaren zweifelhafter Art einzuschwärzen und mehr Geld dafür zu erhalten. Dieses Bändchen z. B. ist in sechs Lieferungen ausgegeben, jede zu 7 ½ Silbergroschen. Ref. kann und darf das Buch um so weniger beurtheilen, als ihm sein Herr College, der Redactor der Jahrbücher, nur die drei letzten Lieferungen zur Anzeige zugeschickt hat; er will es indessen denen, die in der Geschichte Erbauung suchen, mit wenigen Worten kräftiger empfehlen, als durch eine lange von ihm allein herrührende Anzeige jemals geschehen könnte. Es hat nämlich der Herr Consistorialrath und Professor Neander dem Buche eine

Digitized by Google

kurze empfehlende Vorrede beigefügt, und ein flüchtiger Blick wird dem Leser sogleich zeigen, dafs das Wesentliche des Inhalts und der Kern dem Vorredner, die populäre Form aber dem Herrn Candidaten Judä angehört.

Ref. mafst sich über Collegienhefte kein Urtheil an; es ist indessen sehr die Frage, ob es passend ist, dafs man ihre Form ändere und den gelehrten Zusatz, der ihnen ihren Werth giebt, weglasse. Was den Inhalt des Buchs und die darin herrschende Ansicht betrifft, so will Ref. seine Bemerkungen ein anderes Mal mittheilen, da er bei Erscheinung eines neuen Bandes von Neanders Kirchengeschichte die letzten Bände dieses Werks durchzugehen gedenkt, um sich darüber mit dem Verf. freundschaftlich unterhalten zu können. Alte Freundschaft und Achtung für die Gelehrsamkeit, Treue und Wahrheit dieses frommen Mannes machen Ref. sehr geneigt, sich von ihm über Dinge belehren zu lassen, die er vielleicht gar zu weltlich betrachtet.

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für Schule und Haus von Dr. Joseph Beck. Zweiter Cursus. Hannover 1837. *Hahn'sche Buchhdl.* 179 S. 8.
Auch unter dem Titel:
Geschichte der Griechen und Römer für höhere Unterrichtsanstalten.

Ref. hat schon bei der Anzeige des ersten Theils dieses nützlichen, einfachen, verständigen neuen Leitfadens für den Schulunterricht in der Geschichte erklärt, dafs er in Beziehung auf die Methode durchaus mit dem Verfasser übereinstimme. Der Verf. ist sich in diesem zweiten Cursus gleich geblieben, er gibt einen Leitfaden, den jeder verständige Schulmann leicht erklären und ausführen kann und den jeder Schüler sich ins Gedächtnifs prägen sollte. Dafs das Buch für den letzten Zweck etwas zu viel enthalte, scheint dem Verf. selbst eingefallen zu seyn, wie wir aus einer Stelle der Vorrede schliefsen. Der Verf. sagt freilich, wenn des Materials zu viel wäre, solle jeder Schulmann herauswählen u. s. w.; Ref. hofft aber, der Verf. wird es nicht übel nehmen, wenn er ihm gerade heraus sagt, dafs das nicht angebracht ist, und dafs er bei der Fortsetzung besonders darauf sehen mufs, nie zuviel Material zu geben; sonst braucht man ja sein Buch nicht, sondern kann auch jedes andere nehmen. Hinzusetzen kann der Lehrer zum Lehrbuch, weglassen darf er nicht, wenn der Schüler einmal das Buch in der Hand hat; es würde aber allerdings einem Lehrer sehr schwer werden, alles, was in diesem Buche berührt ist, gehörig zu erklären. Der Takt

Digitized by Google

des Lehrers und besonders des Verfassers eines Lehrbuchs für Schüler mufs sich besonders darin zeigen, dafs er aus der ungeheuern Masse der Thatsachen wenige, aber gerade solche wähle, die zum Zweck führen; darum ist es so schwer ein kleines, so leicht ein grofses Buch zu schreiben. Wenn der gelehrte Verf. mehr Erfahrung hat, wird er selbst gewifs vieles aus dem Buche weglassen, was in den Antiquitäten oder bei der Erklärung alter Schriftsteller besser angebracht ist. Die Fülle hindert indessen die Klarheit und Übersicht nicht, und Ref. würde, wenn er einer Lehranstalt vorstände, das Buch aus vielen Gründen zur Einführung empfehlen.

Der Kreis Wetzlar historisch, statistisch und topographisch dargestellt von Friedrich Kilian Abicht, evang. Pfarrer zu Hochelheim und Dornholzhausen u. s. w. Dritter Theil, enthaltend die Kirchengeschichte des Kreises. Wetzlar 1837. 517 *S.* 8.

Ref. hat zu einer andern Zeit die zwei ersten Bände dieses allerdings sehr starken Werks angezeigt, er bittet jetzt die Leser, nicht zu erschrecken, wenn sie von einer Kirchengeschichte des Kreises Wetzlar auf mehr als fünfhundert enggedruckten Seiten hören. Die Amtsbrüder des Vfs., die Schulmeister, ja selbst viele Bauern wird gerade dieses Detail, dies Specielle, Persönliche anziehen. In der That mufs man den Fleifs und die Geduld des Vfs. bewundern, der alle Dörfer und Filiale, alle Pfarrer, die kurz vor und seit der Reformation gepredigt haben, und wo es möglich war, ihre höchst einfache Lebensgeschichte und Genealogie, so wie jede Religionszänkerei, die sich jemals in diesem Theile der Wetterau ereignet hat, ganz genau und ausführlich erzählt. Ein Abschnitt dieses Buchs hatte für Ref. viel Anziehendes, er würde ihn gern noch aufmerksamer gelesen haben, wäre nicht das Buch mit stumpfen Lettern auf so grauem, schwarzen Papier gedruckt, dafs selbst der Schwäbische Merkur besser und auf besserem Papier gedruckt wird; was viel sagen will. Der Abschnitt, von dem die Rede ist, enthält die Kirchenvisitationen und die Auszüge aus den Acten der Synoden. Man lernt daraus, dafs es am Ende des 16ten Jahrhunderts, allen laudatoribus temporis acti, allen Lobrednern der patriarchalisch evangelischen Zeit zum Trotz, sehr schlecht mit dem Religionsunterricht der Pfarrer stand. Der Trunk fällt dort unter zehn Pfarrern wenigstens sieben zur Last, und was wir nicht erwartet hätten, der Brantewein, der bekanntlich in der Wetterau und

am Vogelsberge jetzt allmächtig regiert, spielt schon eine bedeutende Rolle, und manche Pfarrer gestehen ganz naiv ein, dafs neben dem Predigen Branteweintrinken ihr Geschäft im Leben sey. Hier kommt unter andern S. 240 vor:

Justus Hofmann von Lützellinden wurde, wie im vorigen Convent, ermahnt, »sich der Gerichtshändel und des Umgangs mit den Nobilibus zu entschlagen«, excusirt sich aber, dafs er den Junkern, weil es seine Collatoren wären, nicht entsagen könne. Ein anderer Pfarrer, der Magister Tobias Stockhausen, wird dem Trunke sehr geneigt erfunden und braucht viel Brandwein. Seine Entschuldigung ist: Es werde in seinem Amte nichts versäumt, weshalb man sich bei seinen Zuhörern erkundigen könne. Pfarrer Kinzenbach zu Hausen ward, wie in der vorigen Synode, zu mehr Fleifs in seinem Amte, besonders zum Exercitium des Katechismus admonirt, und vom Zechen, Vollsaufen, Gezänken und andern Lastern dehortirt, hat aber solche treue Ermahnung wenig geachtet. Namentlich wurden ihm unter andern folgende Laster vorgeworfen: 1) Er mische sich in Gerichts- und andere Händel; 2) In Zechen fange er Zank mit den Leuten an; 3) Im Zechen reifse er den Weibern den Schleier ab; 4) stehe er jetzt im Lande in einem bösen Geschrei wegen seiner Famula.

Der ganze übrige Inhalt dieses Bandes hat nur für die Einwohner des Kreises einiges Interesse, und das nur zum Nachschlagen; lesen läfst sich das Buch nicht.

Das zweite und dritte Heft des siebenten Bandes des Archivs für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens von Dr. Paul Wigand. Lemgo 1836.

hätte freilich früher angezeigt werden sollen, es ist aber erst vor drei Tagen Refn. zu diesem Zwecke mitgetheilt worden; er hat daher nicht säumen wollen, die Erscheinung desselben, dem erhaltenen Auftrag gemäfs, sogleich hier anzumerken. Dasselbe gilt vom

Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa, von Dr. Friedrich Wilhelm Schubert, ord. Prof. der Geschichte und Staatskunde an der Universität in Königsberg. Ersten Bandes dritter Theil. Königsberg 1836. 498 S. 8.

Dieser Theil enthält Spanien und Portugall, und Ref. glaubt, dafs der Name des Verfs. hinreichend ist, dem Buche eine gute

Digitized by Google

Aufnahme zu sichern, er selbst ist in diesem Fache, und am Ende gar nur in gewissen Theilen desselben, zu sehr blofser Dilettant, um sich ein Urtheil anzumafsen; ihm bleibt daher nichts übrig, als den Lesern der Jahrbücher zu melden, dafs dieser Theil schon im Anfange des vorigen Jahrs versendet worden, dafs ihm aber die Fortsetzung von der Redaction der Jahrbücher noch nicht mitgetheilt ist.

Wetzlar'sche Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer, herausgegeben von Dr. Paul Wigand. 2tes Heft. Wetzlar 1837. 188 S.

Ref. hat das erste Heft dieser schätzbaren und interessanten Beiträge in den Jahrbüchern angezeigt und die dort gegebenen Notizen vom Femgericht ausführlich eingerückt; der Verf. fährt in diesem Hefte fort, aus dem Archive des Reichskammergerichts, von welchem Herr Hofrath Dietz hier ausführliche historische Nachrichten giebt, solche Stücke auszuziehen, die für deutsches Recht, deutsche Rechtspflege und für die Geschichte der deutschen Verhältnisse in verschiedenen Zeiten wichtig sind. Ref. legt auf solche aus Acten und wirklichen Rechtsfällen ans Licht gebrachte Thatsachen und der daraus hervorgehenden Anschauung wirklicher Zustände gröfsere Bedeutung für die Geschichte als auf alle die Stöfse diplomatischer Schreibereien, welche man jetzt prahlend hie und da drucken läfst. Das interessanteste Stück dieses Heftes war für den Verfasser dieser Anzeige S. 152, das Urtheil des Landfriedens Gerichts zu Nürnberg gegen Götz von Hochenloch 1379. Dieses Urtheil selbst will Ref. hier nicht abschreiben, wohl aber die vortrefflichen Bemerkungen, die der Verf. beigefügt hat, theils weil er dadurch diese Zeitschrift am kräftigsten zu empfehlen glaubt, theils um den Freunden deutscher Geschichte, denen dies Schriftchen nicht zu Gesichte kommt, die in der Stelle enthaltenen Belehrungen mitzutheilen. Der Verf. sagt:

Die Sprache dieser Urkunde ist eben so unbeholfen, als die Sentenz von Schwäche zeugt. Wieviel kräftiger traten die Femgerichte auf, die auch den Landfrieden zu beschützen sich berufen fühlten!

Verstehen wir die Richter recht, so wird der Angeklagte, der dem Kläger die nach damaliger Gerichtsform gültig gezogenen Pfänder gewaltsam wieder abgenommen hatte, in contuma-

einem schuldig erkennt, die tausend Mark, die der Kläger als seinen Schaden angiebt, zu entrichten, und sollen dieselben als erklagt und erfolgt angesehen werden, dafs kein Läugnen mehr hilft, und soll man dem Kläger durch den Landfrieden dazu helfen. Wollte der Angeklagte sich annoch freundlich richten und an die, die über den Landfrieden gesetzt sind, zweihundert Mark geben, ehe man gegen ihn zieht, dann soll sich der Kläger damit begnügen.

Ich nehme Gelegenheit, setzt Herr Dr. Wigand hinzu, an den Landfrieden des Kaiser Friedrichs II. vom Jahre 1236 zu erinnern, worüber sich in den neuen Mittheilungen des thüringisch-sächsischen Vereins II. S. 507 eine Abhandlung von Dr. B. Thiersch befindet. Bekanntlich ist es unter den Diplomatikern und Publicisten bestritten, ob diese wichtige Urkunde ursprünglich lateinisch oder deutsch sey verfafst worden (Ref. erfährt von seinem Collegen Rofshirt, dafs er, der Ref., darüber einen derben Wischer vom Dr. und Bibliothekar Böhmer in Frankfurt erhalten hat — und doch ist die Sache immer noch nicht ausgemacht), ob sie folglich im letzten Falle die erste Reichstagssatzung in deutscher Sprache sey. Herr Thiersch will nun in Dortmund das deutsche Original gefunden haben, welches den Zweifeln plötzlich ein Ende mache. Diese gleichzeitige Ausfertigung besteht in einem Pergament, circa drei Fufs lang und einen Fufs breit. Die grofse und sehr scharfe Schrift steht in zwei schmalen, langen Columnen in die Länge geschrieben und erscheint auf den ersten Blick als die Schrift der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Über diese Schrift kann ich nicht urtheilen; in der Form zeigt sich, der Beschreibung nach, nichts, was auf ein Original, auf eine Ausfertigung schliefsen liefse, im Gegentheil scheint es mir eine Abschrift, die die Stadt Dortmund, etwa auf ihrem Rathhause, zur Warnung und Kenntnifsnahme hat anschlagen oder aufhängen lassen. Wenn es aber heifst: Eben so ist die Sprache das Idiom jener Periode, und beweiset, wie die bisher bekannt gemachten Texte je nach der Zeit ihrer Entstehung die abweichende Gestalt erhalten haben, so kann ich, da der Text beigegeben ist, dieser Ansicht nicht beistimmen. Ich erkenne darin keineswegs das Idiom jener Periode von 1236; es scheint mir vielmehr die jüngere Abschrift, sey es von einem Originale oder von einer Version. Denn man erkennt geradezu, dafs der Abschreiber zwei

Dialekte unter einander gemischt und meist seinen westphälischen gewählt hat. Ebenso erkennt man aber auch aus vielen einzelnen Worten, dafs er nicht aus dem Lateinischen übersetzte, sondern schon eine andere Version vor sich hatte. Ich mufs es Andern überlassen, schliefst er, das Nähere zu ermitteln und den Gegenstand weiter auszuführen.

Von der schätzbaren Sammlung historisch-theologischer Schriften und Abhandlungen, welche Herr Illgen in Leipzig herausgiebt, sind drei ziemlich starke Hefte dem Ref. zur Anzeige zugeschickt; auf eine Kritik kann er sich in diesem Augenblick um so weniger einlassen, als die einzelnen Aufsätze der Hefte mehrentheils jeder für sich einen mäfsigen Band füllen würden.

Zeitschrift für die historische Theologie, in Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. C. F. Illgen, ordentl. Professor der Theologie zu Leipzig. Sechsten Bandes 2tes Stück 286 *S.* 1836. *Neue Folge. Ersten Bandes 1s Stück* 178 *S. Ersten Bandes 2s Stück* 177 *S.* 1837.

Der erste Aufsatz des zweiten Stücks des dritten Bandes füllt 122 Seiten, und ist, hilf Himmel!! von einer Karte des Paradieses und der umliegenden Länder begleitet, woraus Ref. sieht, dafs das verlorene Paradies vom Herrn Rask nicht weit vom Ausflufs des Euphrat, nördlich von Basra wieder aufgefunden ist. Die ungeheuer gelehrte Abhandlung, zu welcher alle orientalischen Sprachen und auch sogar China aufgeboten worden, ist ursprünglich von Herrn Rask dänisch geschrieben und hier von Herrn Mohnike deutsch übersetzt. Der Titel ist: Die älteste hebräische Zeitrechnung bis auf Moses, nach den Quellen neu bearbeitet von Rasmus Rask u. s. w. aus dem Dänischen übers. von D. Gottlieb Mohnike, Consistorial- u. Schulrathe in Stralsund. Wir sehen also in unsern Tagen alles Alte wiederkehren und werden bald neue Werke über die mosaische Zeitrechnung, über die Lage des Paradieses, über die Ursprache und die Sündfluth neben den zahlreichen Quartanten und Folianten des vor. Jahrhunderts aufstellen können. Die frommen und übergelehrten Chronologen bauen nämlich nicht blos einen babylonischen Thurm der Zeitrechnung, der nie vollendet wird, sondern jeder neue Baumeister, und unter ihnen sogar ein Neuton, reifst den Bau seines Vorgängers völlig wieder ab und baut ganz von neuem. Ref. wird sich wohl hüten, mit so gelehrten Leuten,

Digitized by Google

wie Herr Rask war und Herr Mohnike zu seyn scheint, einen gelehrten Streit anzufangen. Er hat sich in frühern Jahren, als er Mathematik und Rechenkunst eifrig betrieb, mit den Systemen, welche von Scaliger, Petav, Usser und ihren unzähligen Nachfolgern, zu denen auch sogar Semler gehört, aufgestellt sind, beschäftigt; er hat aber gefunden, dafs aus dem Rechnen in der Urzeit gar nichts herauskommt, hat Alles aufgegeben und holt sich jetzt nur von Zeit zu Zeit bei Ideler Rath. Er hat oft und viel die historischen Bücher des alten Testaments gelesen und es endlich ganz lächerlich gefunden, die Mosaischen Geschichten zur Grundlage einer Chronologie zu machen, oder vielmehr an diesen Erzählungen dadurch zum Ritter werden zu wollen, dafs man zu tausend Systemen das tausend und erste hinzufügt. Aber freilich, die Gelehrten müssen doch zu thun haben, das Bücherschreiben mufs fortgehen und mufs um so gelehrter werden, je seltener wahre Gründlichkeit und brauchbare Lehre wird. Dafs hier Inder und ihre Avataras und das Sanscrit, und die Divs, welche Eloher sind, nicht fehlen, dafs Chinesen und Klaproths Asia polyglotta zu Hülfe genommen werden, versteht sich von selbst. Ref. bleibt immer der Meinung, Grübeln sey nicht Denken, und es komme am Ende, wenn man Hypothesen machen wollte, noch mehr dabei heraus, zum tausendsten Mal zu untersuchen, wo Hannibal über die Alpen gegangen sey, als die Lage des Paradieses herauszugrübeln, was schon von Millionen geschehen ist. Nützlicher, wenn auch weniger gelehrt und durch Gelehrsamkeit abschreckend, ist der zweite Aufsatz, Begründung der Metropolitanverbindung der preufsischen Kirche mit dem Erzbisthum Riga, von Jacobson, Professor der Rechte in Königsberg. Dieser Aufsatz lockte den Ref. um so mehr an, als er gerade vom Studium der fünf ersten Bände von Voigts Geschichte von Preufsen herkam, und meinte, die Sache sey von Voigt im zweiten Theile völlig aufs Reine gebracht worden. Der Verf. des Aufsatzes beharrt allerdings im Wesentlichen auf Voigts Resultat, er giebt aber S. 130 das Verhältnifs seiner Arbeit zu Voigts Werk folgendermafsen an: »Das wahre Verhältnifs — — — hat Voigt mit erfreulicher Kritik aufgedeckt, seinem Zwecke gemäfs aber nicht so genau verfolgt, als es hier versucht werden soll. Der Verf. geht darauf mit einer etwas gar lästigen, an die philologischen und juristischen Dissertationen erinnernden, überflüssigen Gelehrsamkeit auf das Kleinste und Einzelnste ein, was

Digitized by Google

bei der Entfernung der Zeiten nur für sehr Wenige ein Interesse haben kann. Ref. darf daher, wenn er den Zweck der Jahrbücher nicht aus den Augen verlieren will, auf den Inhalt nicht näher eingehen. Der dritte Aufsatz, S. 180—250, ist eine deistische Schrift aus dem 16ten Jahrhundert, welche der Pfarrer Olearius zu Schwäbisch Hall zu seinem grofsen Schauder und Schrecken auf einer Stufe seiner Kanzeltreppe fand, als er hinaufsteigen wollte, um (1587) seine Predigt zu halten. Der gelehrte, durch kirchenhistorische Schriften und durch sein Leben Gustav Adolphs rühmlich bekannte Bibliothekar Gfrörer in Stuttgart hat den Aufsatz mitgetheilt, und giebt folgenden Aufschlufs über Tendenz und Inhalt:

Plan und Geist des Verfassers liegt zu Tage. Er wollte eine eigne kirchliche Gesellschaft stiften, alle positiven Dogmen des Christenthums verwerfend, von den Gebräuchen nur die Heilighaltung des Sonntags beibehaltend und den ganzen religiösen Cultus auf die alleinige Verehrung Gottes mit völliger Ausschliefsung des Namens und der Persönlichkeit Christi, gründend. Um Anhänger für diese Ansicht zu gewinnen, sucht er den positiven Glauben an der Wurzel anzugreifen. Als Waffen müssen ihm dienen ein auf die Spitze getriebener Rationalismus, jedoch nicht speculativer, sondern historischer Art. Aus einer Masse von Stellen des A. T., das er, von grofsen Sprachkenntnissen unterstützt, mit Vorliebe studirt zu haben scheint, wird der Beweis versucht, dafs die Messianischen Verheifsungen der Propheten etwas ganz anders bedeuten, als das ist, was durch Jesum Christum verwirklicht worden sey. Somit, meint er, falle die Hauptargumentation für die Göttlichkeit Christi, wie sie von den Aposteln und Evangelisten geführt worden, in Nichts zusammen; denn keinen auf Erden leidenden, nur im Himmel thronenden Gott, sondern einen thatkräftigen Herrscher haben die Bücher des alten Bundes verheifsen. Die historische Glaubwürdigkeit der Evangelien, selbst den Charakter des Johannes und besonders des Paulus, greift er auf eine unerhört kühne Weise an.

Die Leser werden schon aus diesen Sätzen, denen Hr. Gfrörer noch andere beifügt, sehen, dafs diese Schrift ein doppeltes Interesse hat, wir müssen es aber theologischen Journalen überlassen, näher auf den Inhalt einzugehen. Der vierte Aufsatz enthält eine Rede zum Lobe und Andenken des verstorbenen Professors der Theologie Schott in Jena.

Digitized by Google

Das erste Heft des ersten Bandes der neuen Folge enthält lauter solche Schriften, über welche sich Ref. kein Urtheil anmafst, die er daher auch gar nicht gelesen hat. Die Aufsätze sind: S. 1—88 Die Natur- und Religionsphilosophie der Chinesen nach Tschuhi, vom Prof. Neumann in München; S. 88—114 Der Prophet Jonas, ein assyrisch-babylonisches Symbol, von Prof. Baur zu Tübingen. Von S. 115—S. 158 Julian der Abtrünnige, ein Verfolger des Christenthums und ein Verfolger der Christen, von Wiggers, Prof. der Theologie in Rostock. S. 159—177 Literarhistorische Beiträge zur Geschichte der Bekämpfung des Judenthums durch christliche Schriftsteller, vom Mittelalter bis zur Zeit der Reformation. Von Mayerhoff, theolog. Privatdocenten in Berlin. Unter den fünf Aufsätzen des zweiten Hefts des ersten Bandes der neuen Folge nehmen drei einen bedeutenden Raum ein, nämlich: Die welthistorische Fortbestimmung der Familie, des Staats und der Kirche von Carové. Zweitens eine lateinische Dissertation des ausserordentl. Professors der Theologie, Grimm in Jena: De Joanne Staupitio ejusque in sacrorum Christianorum instaurationem meritis. Endlich drittens: Louis Bautain, als Philosoph und Priester, besonders in seinem Streite mit dem Bischoff von Strafsburg, dargestellt vom Candidat Junge zu Leipzig.

Von dem

Staats-Lexikon, oder Encyklopädie der Staatswissenschaften u. s. w. von Carl v. Rotteck und Carl Welcker

sind Ref. die fünfte Lieferung des vierten Bandes nebst der ersten und zweiten Lieferung des fünften Bandes zugeschickt worden. Der letzte Artikel in diesen Heften ist Europa, so dafs das folgende wahrscheinlich den Buchstaben F enthalten wird. Diese drei Hefte scheinen übrigens von dem Fehler der mehrsten früheren, dafs sehr viele Dinge abgehandelt werden, welche niemand in einem Staatslexikon sucht oder vermifst, ganz frei zu seyn. Das Werk erhält durch den Gang der Dinge in unsern Tagen für die Nation und die Vertheidigung der Bürger- und Menschenrechte gegen Pfaffenthum, Gewalt und Sophistik einen neuen und unschätzbaren Werth, den es in andern Zeiten nicht haben würde. Referent, der durch Alter erkältet, durch Erfahrung und Kritik abgestumpft, weder das System, noch die

Digitized by Google

Manier, noch den Grundsatz, noch die Hoffnungen der Verfasser zu den seinigen machen kann, glaubt es jetzt sehr dringend empfehlen zu müssen. Wenn Alles verstummt, wenn Gelehrsamkeit dem Volke sein Recht verdunkelt, wenn Sophistik die Geschichte, Dialektik die Philosophie, Fanatismus und dogmatische Verblendung die Religion, Geld und Geldsucht die Seelen vergiftet, wenn selbst die Poesie faselt, dann ist es wichtig, dafs ein Buch vorhanden sey, welches von muthigen Männern abgefafst, einer Lehre der Servilität, die überall gepredigt und gefördert wird, eine andere entgegensetze, die täglich um so mehr stillen Anhang gewinnt, je mehr sie die einer ecclesia pressa ist. Darüber täuschen sich freilich die Beamten und die Sophisten der Regierungen in Frankreich, wie in Deutschland; allein es ist ja ein alter Spruch: quos Jupiter perdere vult dementat. Übrigens ist das après nous le deluge ein altes Sprüchwort derer, die für Geld, gute Worte und Bänder ohne Fundament bauen lassen.

Nach dieser Empfehlung des Buchs als ein Gegengift gesunden Verstandes, oft kühnen Absprechens und Stürmens gegen das Gift unverdauter und halbverdauter Transcendentallehre und hierarchischer und monarchischer Grübelei, ist es unnöthig, einzelne Artikel eines so allgemein verbreiteten Buchs anzuführen. Alle Mitarbeiter theilen die Grundsätze und das System der Herausgeber, welche so allgemein bekannt unter uns sind, dafs jedes Wort darüber verloren seyn würde. Wer daher in irgend einem Punkte der Zeitgeschichte, oder des Staatsrechts, der Staatswirthschaft oder Statistik einen andern Rath sucht, als den, welchen ihn die Lehrer des privilegirten und herrschenden Systems entweder orakelnd und dunkel, oder lang und breit im Wasser ihrer ledernen Weisheit ertränkt in dicken Büchern ertheilen, der mufs freilich diese Encyklopädie befragen.

Zum Schlusse dieser langen Anzeige will Ref. mit Vergnügen noch einiger ihm schon seit längerer Zeit aus Basel zugeschickter Schriftchen rühmlich erwähnen, weil er daraus den vortrefflichen Geist der jüngeren Lehrer der Baseler Universität, unter denen er die Lehrer des Rechts fast alle ehemals viel in seinem Hause gesehen hat, kennen lernt.

Digitized by Google

Die Kriminalgerichtsbarkeit in Rom bis auf die Kaiserzeit. Einladungsschrift zur Rede des zeitigen Rector magnificus, Herrn Prof. Dr. F. D. Gerlach, vom Prof. Dr. Adolph Burkhardt. Basel. 24 *S.* 4.

Ref. ist nicht competent, um über die Sache zu urtheilen, welche hier behandelt wird; er freut sich nur über die passende Wahl des Stoffs der Schrift (denn zu einer Rede eignet sich der Gegenstand weniger) und über Belesenheit, Kenntnifs, Urtheil, welche der Verf., den Ref. mehrere Jahre als einen ausgezeichneten jungen Mann beobachtet hatte, bei dieser Gelegenheit beweiset. Da Ref., der doch einigermafsen mit der Sache und ziemlich mit den Quellen und den Lehrbüchern, worin sie behandelt wird, bekannt ist, die Schrift mit Vergnügen gelesen hat, den Vortrag sehr klar findet und viele Belehrung daraus geschöpft hat, so glaubt er, dafs der Verfasser sein Talent und seinen Beruf zum öffentlichen Lehrer recht glänzend gezeigt habe.

Mit derselben Einsicht und Gelehrsamkeit hat ein Schüler des Herrn Prof. Kortüm in Bern seinen Beruf und seine Fähigkeit, als Lehrer der Geschichte aufzutreten, durch eine gründliche Gelegenheitsschrift bewiesen:

Die oligarchische Partei und die Hetairien in Athen von Kleisthenes bis ans Ende des peloponnesischen Kriegs. Eine akademische Gelegenheitsheitsschrift von Wilhelm Vischer, Dr. ph. und ausserordentl Prof. an der Universität zu Basel. Basel 1836. 36 *S.* 4.

Wir müssen den Lesern der Jahrbücher überlassen, in dem Schriftchen selbst nachzulesen, wie der Verf. die Idee seines Lehrers durchgeführt und seinen Satz besonders aus Thucydides erwiesen hat. Dem Einzelnen zu folgen mufs Ref. den Philologen überlassen, denen die Quellen bekannter und das Nachschlagen leichter ist; er beschränkt sich darauf, von dem Verf. zu rühmen, dafs er, ganz und durchaus mit den Quellen bekannt, seinen Gegenstand so behandelt, dafs er ein allgemeines Interesse und Nutzen fürs Leben behält. Dies ist die Hauptsache, selbst bei Niebuhr; werden nur Dinge behandelt, die von unmittelbarer Anwendung sind, so mag das Resultat bei der Entfernung der Zeiten und der Unzulänglichkeit der Quellen am Ende immer nur Hypothese bleiben, so übel dies auch die

Digitized by Google

Leute, die auf ihre grübelnden und spitzfindigen Forschungen den höchsten Werth legen und stets Neues gefunden haben wollen, wie z. B. Niebuhr, es nehmen möchten, wenn man ihnen das offen sagte.

Von demselben Verfasser findet sich eine gelehrte, gründliche und doch klare Behandlung der Geschichte des Königs Perdikkas in einer neuen schweizerischen Zeitschrift:

Schweizerisches Museum für historische Wissenschaften, herausgegeben von D. Gerlach, J. J. Hottinger, W. Wackernagel. Erster Band, Erstes Heft. Frauenfeld 1837. 131 *S.* 8.

Der Aufsatz über Perdikkas steht hier S. 1 — 36, und ist der Stelle neben der vortrefflichen Abhandlung Hottingers über Rudolph Brun und die von ihm in Zürich bewirkte Staatsveränderung S. 37 — 95 vollkommen würdig, soweit es Quellenstudium und Reichthum an einzelnen Angaben und Thatsachen angeht; sonst hätte Ref. in einer so bekannten, so oft behandelten, von den Philologen bei Erklärung des Demosthenes und in den Einleitungen zu dessen Reden so oft und gründlich untersuchten und entwickelten Materie, weniger Einzelnes, mehr Untersuchung und mehr eigentlich Neues erwartet, weil man sonst lieber eine andere Materie für ein neues Journal wählt.

Schlosser.

N°. 16. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schriften christlicher Philosophen über die Seele, herausgegeben von Boissonade, Krabinger und Sinner.

Die grofse Bedeutung der Seelenlehre für verschiedene Wissenschaften bezeichnet ein christlicher Ausleger des Aristoteles auf folgende Weise *): »Die Lehre von der Seele, sagt Aristoteles, erstreckt sich auf alle Wahrheit. Damit ist gesagt, auf alle Philosophie. Jene erstreckt sich nämlich auf die Ethik, auf die Theologie und auf die Physik. Sie bezieht sich auf die Ethik, weil es unmöglich ist unsere Sitten zu ordnen, ohne dafs wir zuvor die Kräfte der Seele untersucht hätten. **) Denn wenn die Tugend die Zierde der Seele, diese Zierde aber Wohlordnung der Seelenkräfte ist, der Ethiker diese jedoch nicht ordnen kann, ohne ihre Natur untersucht zu haben, so mufs er folglich von der Seele handeln. Jene Lehre gehört aber auch zur Theologie. Hier fragen wir nämlich nach dem uns inwohnenden trennbaren Geist, ob er auch unsterblich ist. Da aber der Geist Geist der intelligiblen Dinge ist, so gehört er den relativen Objecten an; wer vom Relativen aber das eine Eins von zweien weifs, der wird auch das Übrige wissen. ***) Es ist also offenbar, dafs die Betrachtung über den Geist auch für die Theologie Grofses leistet. Daher hat er (Aristoteles) auch an einem andern Orte gesagt, dafs der Physiker nicht über die gesammte Seele zu sprechen habe. Denn wenn über die gesammte, so hätte er auch

*) Johannes Philoponus in Aristotel. de anima p. 11 ed. Venet. a 1535.

**) Was bisher unbemerkt geblieben, ein ganzer Abschnitt unserer, dem 11ten Jahrhundert angehörigen Pergamenthandschrift cod. Palatin. Heidelberg nr. 281) fol. rect. 115—153, Δόξαι περὶ ψυχῆς überschrieben, ist nichts anders als ein Auszug aus einem Theil dieses Commentars des Jo. Philoponus, und kann zur Verbesserung des Textes gute Dienste leisten. Hier hat er folgende Lesart: τὰς δυνάμεις τῆς ψυχῆς μὴ ἐπισκεψαμένους. — Übrigens werden auch Δόξαι περὶ ψυχῆς (in Origenis Philocalia ed. Paris. 1619. p. 626 sqq.) von Matthei zum Nemesius p. 406 angeführt.

***) Nach dem vollständigern Text der Handschrift: ἐπειδὴ δὲ ὁ νοῦς νοητῶν ἐστὶ νοῦς, τῶν πρός τι ἐστί· τῶν δὲ πρός τι ὁ τὸ ἕτερον ἓν εἰδὼς καὶ τὸ λοιπὸν εἴσεται.

über den Geist zu sprechen; wenn aber dies, auch über die intelligiblen Dinge. Denn der Geist gehört den intelligiblen Dingen an. Das ist aber Sache der Theologie und der höchsten Philosophie. Es bezieht sich jene Lehre jedoch auf die Physik, indem es Sache der Physik ist von den Körpern zu sprechen und von den Ideen (Begriffen, εἰδῶν) derselben und den Kräften. Von den Ideen (Begriffen) in den Körpern ist aber die schönste die Seele.« *)

In diesen Sätzen eines christlichen Peripatetikers sind zuvörderst blos die Hauptbeziehungen der Seelenlehre zu verschiedenen Disciplinen angegeben. Die sehr verschiedenen Richtungen, die diese Lehre genommen, hatte schon Aristoteles, der erste kritische Geschichtschreiber der Philosophie, zu bezeichnen und zu beurtheilen angefangen. Nachfolgende Epikrisen fanden immer neuen Stoff, von Cicero, Plutarchus, Sextus Empirikus an bis zu Nemesius und Damascius herab, da eben diese in alle religiöse und wissenschaftliche Fragen eingreifende Lehre fast zweitausend Jahre hindurch, in griechischer und lateinischer Sprache, von den ältesten Pythagoreern an bis auf die Wiederhersteller der Wissenschaften aufs eifrigste bearbeitet wurde.

Da es in diesen Jahrbüchern meine Aufgabe nicht seyn kann, die Texte der hier anzuzeigenden neuen Ausgaben christlich-philosophischer Schriften in ihren kritischen und grammatischen Einzelheiten durchzugehen, so will ich zuvörderst einleitungsweise einige Hauptmomente antiker Psychologie hervorheben, in so weit sie auf diese christlichen Schriftsteller Einfluss äussern, und von ihnen mit Anführung der Philosophen, oder auch so, dass diese auch ohne Namen deutlich bezeichnet sind, berührt werden, und dabei einige neugewonnene Data berücksichtigen; sodann über die vorliegenden Schriften kürzlich im Allgemeinen sprechen. Vorher aber sind die Schriften anzugeben, zu denen diese Vorworte gehören:

---

*) Nach dem Text der Handschrift: εἴγε Φυσικῆς μέν ἐστιν ἔργον τὸ περὶ σωμάτων διαλεχθῆναι, καὶ τῶν εἰδῶν αὐτῶν καὶ τῶν δυνάμεων· τῶν μὲν δὲ ἐν τοῖς σώμασιν εἰδῶν τὸ κάλλιστον ἡ ψυχή. — Gelegentlich bemerke ich, dass auch des Simplicius Commentar über Aristoteles von der Seele in der griech. Ausgabe (Venet. 1527) nicht vollständig ist, schon vollständiger in der lateinischen von Fascoli (Venet. 1543.), und doch hat Iriarte aus Madrider Codd. (Catal. p. 181 sq.) noch ein Stück herausgegeben, und es finden sich deren noch mehrere in Mss.

1) ΑΙΝΕΙΑΣ ΖΑΧΑΡΙΑΣ. *Aeneae Gazaeus et Zacharias Mitylenaeus De immortalitate animae et mundi consummatione. Ad codices recensuit, Barthii, Tarini Ducaei notas addidit Jo. Fr. Boissonade. Accedit Aeneae interpretatio ab Ambrosio Camald. facta. Parisiis ap. J. Alb. Merklein* 1836. *XXV u.* 530 *S.* 8.

2) *S. Gregorii Episcopi Nysseni de Anima et Resurrectione cum sorore sua Macrina Dialogus. Graece et Latine ad Codicum Mss. fidem recensuit et illustravit Jo. Georgius Krabingerus, Bibliothecae Reg. Monacensis Custos. Lipsiae* 1837 *in libraria Gust. Wuttigii. XXII und* 374 *S. gr.* 8.

3) *S. Gregorii Nazianzeni Theologi In Caesarium Fratrem Oratio Funebris. Graece. Secundum editionem D. Clemenceti ad optimorum codicum mss. fidem denuo recensuit, Annotatione illustravit, Scholiaque Graeca Basilii minoris Caesareensis hactenus (adhuc) inedita adjecit L. de Sinner. Parisiis apud Gaume fratres bibliopolas* 1836. *XII und* 59 *S. kl.* 8.

Da Äneas nicht nur die Scene seines Dialogs nach Ägypten verlegt, sondern auch der Lehrsätze der Ägyptier, Chaldäer u. s. w. gedenkt (p. 8 sq. ed. Boissonade), wie auch Zacharias thut (p. 123), so stelle ich die Zeugnisse der Alten voran, dafs Indier, Chaldäer die Unsterblichkeit der menschlichen Seele zuerst behauptet haben, die Ägyptier aber zuerst, dafs sie mit dem Tode in Thierleiber einwandern müsse, bis sie wieder in einen Menschenkörper zurückkehre. Diese Seelenwanderungslehre hatten und haben bekanntlich die Indier auch, um von andern Völkern nicht zu sprechen; ich unterlasse jedoch hier zu fragen, welcher jener zwei Nationen die Priorität dieser Lehre gebühre, und bemerke dafür, dafs zugleich mit jener Nachricht die Bemerkung verbunden wird, dafs jene Lehren griechische Weise den Agyptern abgeborgt, sie aber als ihre eigene vorgetragen; womit ohne Zweifel Orphiker, Pherecydes von Syros und Pythagoras gemeint sind.*) — Ob Gregorius von Nyssa in seinem Dialog über die Seele auf Anaxagoras anspielt (z. B. p. 104 ed. Krabinger) kann man dahingestellt seyn lassen. Im Allgemeinen darf man annehmen, dafs die jonischen Philosophen sich mit dem ganzen Morgenlande in dem Hauptsatze vereinigten, »die Seele, als ein Theil des Alles durchdringenden göttlichen Geistes, überdaure dieses Leben im Körper, ohne dafs sie über den Zu-

*) Herodot. II. 123 mit den Commentatt. Herodott. p. 315. Pausan. IV. 32. 4. Davies zu Cicer. Tuscull. I. 16 p. 127 ed. Moser und Wyttenbach Comm. de Veter. sententt. de vita et statu animorum post mortem, in den Opuscull. Tom. II. p. 521 seqq.

stand nach dem Tode etwas bestimmten; wenigstens ist von solchen Behauptungen nichts bekannt. *) Des Pythagoras und seiner Anhänger wird desto öfter gedacht, theils namentlich, theils so, dafs man sie nicht verkennen kann. **) Die Pythagorische Lehre von der Seelenwanderung in Verbindung mit jenseitigen Strafen und Belohnungen, wie sie auch bei Pindar geschildert werden, findet ein gelehrter Forscher ***) der indischen sehr ähnlich. Wenn auch der bilderreiche Empedokles vielleicht wenig oder nichts Eigenes dieser Pythagorischen Lehre beigefügt hatte, so wird er doch in diesen Gesprächen eben des poetischen Glanzes willen, womit er jene umgab, oft besprochen. †) Desto

---

*) Wyttenbach a. a. O. p. 511 seq.

**) Aeneas p. 18. Zachar. p. 102. Boiss. Gregor. Nyss. p. 102 sq. Krab.

***) W. v. Humboldt in A. W. v. Schlegels Indischer Bibliothek II. S. 360 und die Stellen des Pindar in Platons Menon p. 16. vgl. Olymp. II. Plutarch. Morall. p. 120. Clem. Alex. Stromm. III. p. 433. IV. p. 541. Doch ist hier Einiges zu unterscheiden, z. B. wenn die Vedanta-Lehre einen solchen Zustand geistiger Reinheit und höchter Erkenntnifs vollkommener Menschen behauptet, die diese ausnahmsweise von der Nothwendigkeit der Seelenwanderung befreiete, und ihren Geist nach dem Tode sich mit der Gottheit wieder vereinigen liefs. (vergl. Windischmann Sancara p. 115 seqq.)

†) S. Aeneas p. 5 sq. Gregor. Nyss. p. 102 u. a. a. O. — Seine Seelenlehre bei Simplic. in Aristotel. de anima fol. 6. vergl. Sturz p. 203 sq. 217. p. 443 sq. und Annot. in Plotin. p. 270 sq. — Jo. Philopon. fol. rect. 18 nimmt in dieser Lehre des Empedokles Einiges symbolisch. Dasselbe sucht dieser Ausleger in derselben Lehre von allen Pythagoreern zu erweisen, von denen gerade hierbei auffallende Bilder und Ausdrücke überliefert sind. ἀλλ' ἴσμεν (fol. 17) συμβολικὴ ἦν ἡ τῶν Πυθαγορείων διδασκαλία ἀποκρυπτόντων τὰ δόγματα — und im Verfolg: δεῖ ζητεῖν τι τῶν φαινομένων σεμνότερον, — und weiterhin ἄλλό τι διὰ τούτων αἰνιττόμενοι. Das heifst doch wohl, die Pythagoreer tragen ihre Lehren bildlich, sinnbildlich vor; sie brauchen bei ihrem Vortrag Metaphern, Allegorieen u. dgl. Kaum hatte ich diese Bedeutung von σύμβολον, συμβολικῶς u. τ. λ. gegen Herrn Hartungs Behauptung (Religion der Römer VII. f. u. 14): „σύμβολον bedeute nur Zeichen und Pfand", in der Anzeige dieses Werks (Heidelb Jahrhb. d. Lit. 1837. S. 116. f.) neu zu bestätigen gesucht, so kommt ein unreifer aber desto vornehmer thuender Referent über dasselbe Buch, und schiebt meinen Begriffen von Symbol und Symbolisch sehr gütig die Bedeutungen von „abstrakten Bildern" unter, die „aus dunkler Speculation und verworrener Allegorie hergeleitet werden." — Dieser Referent ist nicht ebenbürtig und braucht also nicht genannt zu wer-

Digitized by Google

bedeutender sind einige Sätze dieser Psychologie und Ethik, die dem Pythagoreer Philolaos beigelegt werden. Folgende Worte haben wir noch in Dorischer Mundart übrig: »Es bezeugen auch die alten Theologen und Weissager, dafs gewisser Züchtigungen wegen unsre Seele mit dem Leibe verbunden, und in demselben wie in einem Grabe beerdigt ist.« — Ein Satz, der als allgemein pythagoreisch betrachtet werden mufs, da er auch unter dem Namen anderer Philosophen dieser Schule angeführt wird. Jene Theologen sind die Orphiker, und diese ganze Lebensansicht war nicht blos thrakische Geheimlehre, sondern hatte auch eine Volkssitte zur Folge, dafs der Mensch bei seiner Geburt mit Trauer und Wehklagen empfangen wurde. Jener Gedanke ward auch so gewendet, dafs es hiefs, wir seyen hier in Gefangenschaft. Erst spätere Philosophen, namentlich Stoiker, haben diesem Ausdruck den andern Gedanken untergelegt, wir seyen hier auf einem Wacheposten, den wir unabgerufen nicht verlassen dürften. *)

Aber auch aus jener ältern Erklärung, dafs wir in diesem Leibe wie in einem Kerker zur Strafe eingeschlossen seyen, wird als Folgesatz die Verwerflichkeit des Selbstmordes abgeleitet. Da Zacharias in seinem Gespräche dieser Folgerung gedenkt **), so mufs hiervon etwas ausführlicher gehandelt werden. Wie frühe dieser Folgesatz aufgestellt worden, beweiset die Anführung des Philolaos, der ihn eingeschärft habe, und zwar mit Beifügung folgender Gründe, zuvörderst aus der Gefangenschaft, worin sich unsere Seele im Körper befände, dürfe sie sich selbst nicht befreien, sodann, weil die Götter für uns sorgen, die Aufsicht über uns führen, und wir ihre Besitzthümer seyen ***). Von andern

---

den. Aber die so eben wieder einreifsende, zum Theil vielleicht absichtlich herbeigeführte Begriffsverwirrung über Symbol und Mythus verdient eine neue besondere Erörterung.

*) Clemens Alex. Strom. III. p. 433. Athen. IV. p. 157. vgl. Wyttenb. l. l p. 532, Boeckh's Philolaos und die Annott. in Plotin. Vol. III. p. 77 seqq. und pag. 260 seq.

**) Pag. 93 Boiss. Plato habe im ganzen Phädon durch den Mund des Sokrates das Sich nicht selbst herausführen dürfen zu erweisen gesucht; τὸ μὴ δεῖν ἑξάγειν ἑαυτόν, nach dem bekannten philosophischen Kunstausdruck. Daher der Selbstmord: ἐξαγωγή und der aus guten Gründen unternommene der Stoiker εὔλογος ἐξαγαγωγή, rationalis exitus; wovon im Verfolg.

***) Platon. Phaedon. p. 61 D, E p. 62 B mit Wyttenbach p. 180 sqq. und Boeckh a. a. O.

Digitized by Google

dialektischen und moralischen Gründen sprechen hierbei die Ausleger des Platon, und es werden hernach einige davon angeführt werden. Hier mufs zuerst eines mythischen Grundes gedacht werden, den sie auch berühren: Wir sollen uns nicht selbst aus dem Leben befreien, weil unser Leib ein Theil des Dionysischen Leibes ist, denn aus der Asche der verbrannten Titanen, welche des Dionysos Fleisch gegessen, sind unsere Menschenkörper gebildet worden *). — So fremdartig und seltsam eine solche Anthropologie uns erscheinen mag, so sehr gemäfs ist sie dem Geiste des Orients. Das Brahma, sagt die indische Lehre, ist der Menschenseele Quell und Ursitz, zu welchem sie als geläuterter Geist aus dem Kreislaufe durch die Körper wieder zurückkehrt, und die Menschenleiber in der Folge der Generationen sind Decompositionen von Brahmas Ur- und Universalkörper. Nicht anders die ägyptische, welche im Osiris das Substrat aller Leiber und des gesammten Leibeslebens erkennt, in dessen Schoos die Seelen am Schlusse der Umkörperungen (Metensomatosen) wieder aufgenommen werden. Erkennt man in jenem wunderlichen Orphisch-Pythagorischen Dogma Bruchstücke jener orientalischen Seelenlehre, so verlieren sie ihr Seltsames und Abstofsendes. — Die Gründe gegen den freiwilligen, gewaltsamen Tod hat ein Lehrer des fünften Jahrhunderts, David der Armenier **), weiter ausgeführt. Da der Commentar, worin diese Sätze enthalten sind, noch ungedruckt ist, so hebe ich hier einige aus. ***) Zuvörderst wird das Mifsverständnifs besprochen, als ob Platon im Phädon unter der Vorbereitung zum Tode (μελέτη θανάτου) das Beschleunigen und gewaltsame Ergreifen des physischen Todes verstanden habe; wobei das Beispiel des Kleombrotos erzählt wird, der nach Lesung jenes Platonischen Gesprächs sich von einer hohen Mauer herabgestürzt habe, und die Grabschrift des

*) Olympiodorus in Phaedon. bei Wyttenbach p. 134 und in der ed. princ. p. 1 ed. Mustoxydis; und über die ganze Lehre die Annott. in Plotin. I. g. περὶ ἐξαγωγῆς Vol. III. p. 79—83.

**) Über ihn s. Prolegg. ad Plotin. Tom. I. p. XXXI—XXXIV. Dieser Philosoph, der am Anfang des sechsten Jahrhunderts gestorben zu seyn scheint, hat armenische und griechische Schriften hinterlassen; wie er denn beider Sprachen vollkommen mächtig war.

***) Aus dem griechischen Commentar in quinque voces Porphyrii, nach Pariser und Münchner Handschriften. (s. die angeführten Prolegg.)

Digitized by Google

Kallimachos auf diesen unglücklichen Jüngling angeführt *) ist. Dafs Plato nicht die eigene Wahl des physischen Todes habe empfehlen wollen, wird darauf durch vier Schlufsfolgen dargethan: Erstens, im Gegenfall würde dieser Philosoph in demselben Buche sich selbst widersprechen, da er ja im Verfolg darauf dringe, dafs wir in dem Kerker dieses Leibes, in welchen wir von Gott verwiesen seyen, ausharren sollen, bis Gott uns selbst von unsern Fesseln löse. Zweitens, der Philosoph solle sich Verähnlichung mit Gott zur Aufgabe seines Lebens machen, dasselbe aber vor der Zeit verlassen entspreche nicht nur nicht der Ähnlichkeit mit Gott, sondern sey auch der Frevel eines Tyrannen. Der dritte Satz wird dem Plotinos abgeborgt. Dieser lehre: Gott sey gut, und erstrecke seine Güte gleichmäfsig über alle nach ihrer verschiedenen Empfänglichkeit. Auch auf die geringsten Geschöpfe verbreite er seine Aufsicht und Fürsorge. Wolle nun der Philosoph ihm ähnlich seyn, so müsse seine philosophische Seele für den geringeren Körper sorgen, ihn nicht verlassen, sondern abwarten, bis der, welcher sie in den Körper gebunden, sie löse und aus demselben herausführe. Der vierte Satz wird vom Proklos entlehnt. Er lautet so: Die Tugend ist sich selbst genügend zur Glückseligkeit, diese letztere aber entflieht nicht den härtesten Schicksalen, sondern sie behauptet darin ihre Stärke. Da nun die Philosophie ein Chor (Verein) der Tugenden ist, so besitzt sie auch die Glückseligkeit; woraus folgt, dafs sie auch im äussersten Mifsgeschick sich standhaft erweiset und demselben auf keine Weise zu entlaufen sucht.

Auf Stellen des Dichters, der die Pythagoreische Weisheit auf die Bühne gebracht, spielt Gregor von Nyssa in diesem Ge-

---

*) Der erste Vers erscheint auch hier so:

Εἶπας Ἥλιε (ἦλιε (Cod. Mon.) χαῖρε Κλεόμβροτος ὠμβρακιώτης (Ἀμβρακιώτης Cod. Mon.) statt des mehr poetischen:

Ἥλιε χαῖρε φαεινέ, Κλεόμβροτος ὠμβρακιώτης

(S. Jacobs Commentar in Anthol. Graec. Vol. VII. p. 308.) Es ist aber ausserdem nach Handschriften und Münzen zu schreiben: ὠμπρακιώτης (s. meine Anmerkung zum Olympiodor. in Platon. Alcib. I. p. 5). Denselben Grammatikern, die uns jenen poetischern Anfang geliefert, verdanken wir auch ein Distichon des Philosophen Olympiodorus, worin er im scharfen Gegensatze bekennt, hätte ihn dieselbe Schrift des Platon nicht über den Sinn und Geist des Lebens belehrt, so würde er einem elenden Leben lieber ein Ende gemacht, als es ertragen haben. (s. zum Olympiodor p. 332.) Diese Platonische Lebensweisheit thäte unsrer Jugend noth!

Digitized by Google

spräche zweimal an, wie in den Anmerkungen richtig nachgewiesen worden. *) Hierher gehört der bekannte Satz des Epicharmus von dem Principat des Geistes, dafs er allein sehe und höre, und alles Andere blind und taub sey. **) Aber einen besonders hierher gehörigen Kernspruch desselben Poeten haben wir allein dem Plutarchus zu danken. ***) »In Wahrheit, heifst es dorten, gar viele sterben wegen ihrer Nichtigkeit und Todesscheu, damit sie nicht sterben. Schön sagt daher Epicharmos: Es war zusammengefügt und ist getrennt worden, und ist zurückgekehrt woher es gekommen war, Erde zur Erde, der Geisteshauch aber aufwärts. Was ist bei dem Allen für Beschwerde? Nicht Eine.« welchem Gedanken derselbe Dichter in einer andern Stelle diese ethische Wendung giebt: »Warst du im Geiste fromm, so erleidest du gestorben nichts Übles. Oben verharret der Geisteshauch im Himmel.«

So behaupteten also die Pythagoreer aus denselben Principien wie die jonischen Philosophen die Unsterblichkeit der Menschenseelen; die Gottheit sey die wirkende und die materielle Ursache der Seelen, welche demnach, höhern Ursprungs als die Körper, fortdauerten, und ihr Bewegungs- und Handlungsprincip in sich selbst hätten. Wenn aber die Joniker über ein künftiges Leben nichts bestimmten, nahmen die Pythagoreer eine Fortdauer des Läuterungsprocesses im gegenwärtigen Leben, die Seelen-

---

*) Zu p. 20, B. und zu p. 138, D — Wenn zu der ersten Stelle zwei Handschriften zu den Worten: *ὁ καλῶς τις τῶν τὰ ἔξω πεπαιδευμένων εἰπὼν μνημονεύεται* die Anmerkung haben: *οἶμαι τὸν Μένανδρον εἶναι* (s. p. 193), wie auch Orsini zu Cic. Tuscull. I, 20 meinte, so werden beiden Dichtern, Epicharmus und Menander, nicht selten dieselben Sprüche beigelegt (s. Meineke ad Menandri reliqq. p. 191 cf. 166), und beide haben manche Gedanken mit einander gemein.

**) s. Davies und Moser ad Cic. l. l. p. 154 sq. ed. Moser, vgl. Krusemann in Epicharmi Fragg. p. 82 sq. und Annott. in Plotin. p. 122, b; wo ich unter Anderm bemerkt habe, dafs Platon im Theätet und Aristoteles von der Seele diesen Gedanken weiter ausgeführt haben.

***) Consolat. ad Apollonium p. 110, A p. 435 Wyttenb., wo im Text *οὐθένειαν* und in der lat. Übersetzung ob *vilitatem* animi zu verbessern ist. — Auch diese Gedanken des Epicharmus hatte sich Menander angeeignet, dem hinwieder Gregor von Nazianz eine Sentenz über den Werth des Lebens abgeborgt hat Gnom. monost. 444 (s. Valkenaer Diatrib. Euripid. p. 54 C Wyttenb. ad Plutarch. l. l. p. 734 und Meineke ad Menandr. p. 166 sq.) Die andern Stellen des Epicharmus hat Clemens Alex. Stromat. IV. p. 541, C aufbehalten.

wanderung an mit einer providentiellen Anstalt von Bestrafung oder Belohnung der menschlichen Handlungen während dieses Lebens; welche Lehrsätze in Mythen eingekleidet waren, deren Pythagoreische Grundzüge in den oben berührten Stellen des Pindar und im Platonischen Phädrus *) durchschimmern. Herakli-tus wird von unsern christlichen Philosophen ausdrücklich angeführt, doch öfter nach seinen Dogmen bezeichnet. **) Bei diesem tiefen Denker ist man jedesmal in Verlegenheit, seine wahre Meinung auszumitteln. — Das ist denn auch bei seiner Seelenlehre der Fall. Denn ein Philosoph, welcher sagt, »er habe in dem ewigen Flusse (des Universum) sich selbst gesucht, und auch sich nicht gefunden«, könnte fast beargwohnt werden, als habe er die Permanenz des Geistes bezweifelt, oder gar geläugnet. Allein er statuirte in der That, es gebe ein Seelenleben nach des Körpers Tod, und zwar ein viel klareres und wirksameres als das gegenwärtige, sinnliche; so dafs dieses letztere dem Tode ähnlich sey. Daher auch sein Satz vom Tode der Seelen nichts Anderes besagte, als ihre Verbindung mit dem Körper, und der vom Leben der Seelen nichts Anderes, als deren Befreiung vom Körper. Daher er sich auch im Preisen des Todes und im Verachten des Lebens den Orphikern anschlofs; wie ihnen und den Pythagoreern in der Annahme von künftigen Belohnungen und Strafen. Auch spricht sich ein wahrhaft ethisch-religiöses Bewufstseyn in mehreren seiner Sentenzen aus, wie z. B. in diesen: »die Leiber sind der Seelen Gräber; die Menschen sind sterbliche Götter, lebend jener Tod und sterbend jener Leben, und die Menschen erwartet nach dem Tode was sie nicht hoffen noch glauben«. ***) Dafs Plato von Äneas, Zacharias und dem Nyssener Gregorius theils ausdrücklich genannt, theils noch öfter bei manchen Stellen gemeint sey, braucht nicht besonders bemerkt zu werden. Um beurtheilen zu können, ob und in wie weit ihre Auffassung seiner Seelenlehre richtig sey, besonders die von der Unsterblichkeit, ist hier eine kurze Dar-

*) Worauf auch Äneas p. 5 sq. anspielt. Man s. auch Dissen ad Pindari Olymp. II. 68 und Thren. fragm. 4 vergl. Platon. Phaedr. p. 246, c — 248 mit Ast's Commentar p. 393 ff. 2ter Ausg.

**) Aeneas p. 5 und p. 37. Gregor. Nyss. de anima p. 112. 122 u. 138.

***) Schleiermacher's Herakleitos in F. A. Wolf's und Buttmann's Museum d. Alterth. I. S. 498 ff. u. 531. Ich habe die Herakliteischen Lehrsätze mehrmals besprochen zum Plotinus Vol. III. p. 85 b. p. 138 b. p. 200 und p. 512.

Digitized by Google

legung der wahren Ergebnisse der Platonischen Doctrin erforderlich.

Über das Wesen der Seele erklärt sich dieser Philosoph in mehreren Dialogen, besonders im Phädros und im Timäos *). Die Lehre von der Seelen Schicksal läuft auf folgende Sätze hinaus. Die Seelen werden künftig seyn, wie sie vorher gewesen. Nach dem Tode des Körpers werden in der Unterwelt ihre Belohnungen und Strafen bestimmt; letztere als Arznei um ihrer Heilung willen, oder zur wohlthätigen Läuterung **). Nur den Unheilbaren werden diese pädagogischen Mittel nicht zu Theil; diese bleiben ewig im Tartaros, damit die Übrigen von Verbrechen abgeschreckt werden ***). Die Seelen, welche in diesem Leben ernstlich sich der Philosophie ergeben, und sich der sinnlichen Lüste entschlagend rein geblieben, bleiben bei den Göttern und kehren nicht in Körper zurück, die übrigen müssen nochmals wandern †), doch so, dafs ihnen die Wahl gelassen wird, welche Lebensweise sie wählen wollen. Je nachdem sie nun dieses zweite Leben geführt, wird nach dem neuen Tod ihr Schicksal seyn. Zum ersten und ursprünglichen Zustande kehrt keine Seele zurück, als die, welche sich von allen Flecken des Körpers und der Sinnlichkeit gereinigt hat. Der Lehrsätze des Aristoteles wird von Zacharias ††) Erwähnung gemacht. Was aber von Bedeutung ist, so wird dieser Philosoph im Gespräche des Nysseners als Leugner der Unsterblichkeit der Seele bezeichnet †††). Wie solch eine Meinung entstehen konnte,

---

*) Phaedr. p. 247 (Tim. p. 34 vgl. auch Phaedon. p. 95. Der Kürze wegen mufs ich auf meine Bemerkungen zum Plotinus verweisen, besonders zu III. 6 (Annott. p. 173 — 177 sqq.) und zu den Büchern περὶ ψυχῆς IV, 1 sqq. (Annott. p. 200 sqq.)

**) Cratyl. p. 403, e. Legg. V. p. 727. VIII. p. 828. vergl. Wyttenb. Opuscull. II. p. 596 sq. und ad Phaedon. p. 206.

***) Phaedon. p. 113. Gorg. p. 525. Letztere Stelle erklärt richtig Lessing in den theologischen Aufsätzen, im Abschnitt: Leibnitz von den ewigen Strafen Nr. 18. (Werke Bd. XXV. S. 277 f.)

†) Phaedon. p. 107 de republ. X. p. 617 vgl. Annott. in Plotin. p. 160 sqq. und p. 166 sqq. Der letzte Satz des Plato stimmt mit dem oben aus der indischen Religionsphilosophie angeführten überein.

††) Pag. 98 ed. Boiss.

†††) Pag. 42 ed. Krab. mit dessen Anmerkungen p. 218 sq., wo in Betreff der bekannten Entelechie auf meine Note zu Plotin. Vol. II. p. 676 verwiesen wird. Jetzt vergleiche man die schöne Erörterung in den Münchner Gelehrt. Anzeigen 1837 Nr. 228 S. 807 f. — Jene Behauptung des Gregor von Nyssa berührt auch Rupp in der Schrift:

ergiebt sich eines Theils aus einem Zeugniſs des Philosophen Attikos, welcher sagt, Aristoteles habe zwar den Geist (νοῦς) als unsterblich gesetzt, aber nicht erklärt, wie die Unsterblichkeit dem Geiste zukomme, auch habe er sich gar nicht darüber ausgesprochen, welches der Zustand des Geistes nach dem Tode sey. Es hatte also dieser Philosoph auf eine unbestimmte Weise von der Unsterblichkeit des Geistes geredet, wie es scheint, demselben ein unsterbliches Leben beigelegt, jedoch baar der individuellen Vorstellung, des Gedächtnisses, des Verlangens, der Lust und des Schmerzes. — Verglich man nun noch die Richtung der Philosophie Plato's mit der des Aristoteles; wie jener die Unsterblichkeit zur Hauptgrundlage aller seiner Lehren gemacht, während sie bei Aristoteles nur die untergeordnete Bedeutung eines Folgesatzes hatte, durch dessen Aufhebung der Zusammenhang des ganzen Systems nicht im Geringsten erschüttert ward; ferner daſs Plato's ganze Ethik auf die Unsterblichkeitslehre gebaut war, hingegen die des Aristoteles nicht, so wird es sehr begreiflich, wie die Meinung sich bei Vielen geltend machen konnte, als habe Letzterer der Seele die Unsterblichkeit geradezu abgesprochen. *).

So begreiflich die Entstehung einer solchen Vorstellung von des Aristoteles Seelenlehre im Allgemeinen ist, so schwer ist doch einzusehen, wie der Nyssener Gregorius sich derselben hingeben konnte, da er doch zu einer Schule gehörte, welche die exoterischen Schriften des Aristoteles und namentlich seine Dialogen kannte, dann über letztere verdanken wir Basilius dem Groſsen eine sehr bestimmte Nachricht, nämlich, wie des Aristoteles und Theophrastus Dialogen sich von denen des Plato unterschieden. **) Unter den Gesprächen des Stagiriten war aber das, Eudemos, oder von der Seele betitelte eines der berühmtesten. Aristoteles hatte es seinem Freund Eudemos aus Cyrene geweiht. Die-

---

Gregor's, des Bischofs von Nyssa, Leben und Meinungen, Leipzig 1834. S. 17. Anm. 10, ohne jedoch die Gründe dieses Satzes oder überhaupt den Inhalt des ganzen Dialogs von der Seele näher zu würdigen.

*) Eusebius Praep. Evang. XV. g vgl. Wyttenb. Opuscull. II. p. 605 —615. Auch Theophrastus, des Aristoteles Schüler, hatte eine Θέσις περὶ ψυχῆς geschrieben (Diog. Laert. V, 26.) Weil keiner Differenz der Seelenlehre beider Philosophen gedacht wird, so hielt man sie wahrscheinlich für übereinstimmend.

**) Basilii M. Epistoll. nr. 167.

Digitized by Google

ser hatte sich mit mehreren anderen Griechen der Unternehmung des Dion angeschlossen, war aber bei Syrakus in einem Treffen geblieben. Ihm hatte Aristoteles Elegieen gewidmet, und aus Anlafs seines Todes den nach ihm genannten Dialog geschrieben. *) Vermuthlich war in dieser Schrift die von Cicero aufbewahrte Erzählung eines eingetroffenen Traumes vorgekommen **); woraus wir schon auf populären Ton und Inhalt dieser Schrift zu schliefsen berechtigt sind. Dies letztere sagen uns auch die Erklärer des Platon und des Aristoteles bestimmt. Sie vergleichen die strengere und vom Mythischen abstrahirende Seelenlehre im Timäus mit der Behandlung desselben Gegenstandes in den drei esoterischen Büchern des Aristoteles von der Seele (worin nämlich diese Lehre mehr auf physische Weise, φυσικῶς, abgehandelt worden; hingegen die mehr in den religiösen Volksglauben eingehenden Lehren und Mythen im Phädon und in einigen andern Platonischen Dialogen (z. B. von der Herabkunft der Seelen, von den Loosen, die sie sich erwählen u. dgl.) mit der Einkleidung und dem Inhalte dieses Aristotelischen Dialogs Eudemos, den sie selbst eine Nachahmung des Phädon nennen. ***) — Die Lehren, welche der Stagirit in seinem Eudemos populär darzuthun bemüht war, vereinigten sich in dem Hauptsatz, dafs die Seele nicht eine Harmonie sey. Der Gegensatz war eine im Alterthume, besonders unter den Pythagoreern und Musikern sehr

---

*) Plutarch. Dion. cap. 22. Fabricii bibliotheca Graec. III. p. 392 ed. Harles. Εὔδημος ἢ περὶ ψυχῆς. Aus ähnlichem Anlafs, nämlich wegen des jüngst erfolgten Todes seines Bruders Basilius, hatte auch unser Gregor das vorliegende Gespräch über die Seele verfafst.

**) Cic. de Divinat. I, 35. 53. Jetzt ersehe ich aus den Münchner copiae Victorianae in der Moser'schen Ausgabe p. 129, dafs schon Pietro Vettori dieselbe Vermuthung gehabt hat.

***) Über das Exoterische des Eudemos überhaupt: Joh. Philopon. in Aristotelem de anima fol. 158; sodann das Nähere bei Simplicius de anima fol. 14. und Proclus in Platonis Tim. V. p. 338. Diese letztere Stelle habe ich zum Plotinus mitgetheilt Annott. p. 259 a. Hierbei bemerke ich gegen Wyttenbachs Ansicht (ad Phaedon. p. 210 sqq.), dafs Plotinus in seinen späteren Schriften die Lehre von der Seelenwanderung und so manche andere von den Philosophen fortgepflanzte Erzählungen für Mythen hielt, und vom Mythus überhaupt eine sehr gesunde Vorstellung hatte (s. Annott. p. 5, a. p. 162, b. p. 209, a. und p. 264, b.). Über Plotins Pneumatologie hier nur noch dies: Ein solcher Philosoph konnte überhaupt eine Geschichte der Seele nicht zulassen, weil er die Seele als solche weder zeitlich noch räumlich sich denken konnte.

verbreitete und von Aristoxenos wieder aufgenommene Meinung, welche Aristoteles auch in seinem esoterischen Werke *) zu widerlegen sucht. Die populäre Methode der Beweisführung läfstt sich ziemlich deutlich aus einer Stelle des Olympiodor **) abnehmen. Er hatte dagegen behauptet, die Seele sey ein Wesen (οὐσία) an sich oder ein Begriff (εἶδος) ***) — Ein neueres Bruchstück, nach Ton und Inhalt unstreitig den exoterischen Schriften angehörig, hat uns noch ein späterer Schriftsteller †) aufbehalten: »Wenn Tugend ist (vermögend uns glücklich zu machen), so ist Glück (Zufall) nicht. Denn was des Glückes ist, wird in den menschlichen Dingen auf- und abwärts in einer rastlosen Bewegung herumgetrieben durch Reichthum und besonders durch Ungerechtigkeit. Die aber der Tugend sich hingeben, Gottes eingedenk sind, und in besseren Hoffnungen auf die seeligen und unkörperlichen Dinge sich einwiegen, — solche verachten die Glücksgüter dieser Erde.« — Da der Schlufs die Seelenunsterblichkeit ganz deutlich ausspricht, so könnte dieses Fragment wohl selbst dem Eudemos angehören. Dafs ihm ein anderes und zwar ein herrliches Bruchstück angehört, versichert Plutarch ausdrücklich, der es uns wörtlich mittheilt. ††). Ich setze den Anfang hierher: »Daher, mein Bester, achten wir die Abgeschiedenen nicht allein glücklich und seelig, sondern wir halten es auch für gottlos, etwas Unwahres oder Lästerliches von ihnen zu sagen, sintemal sie schon bessere und göttergleiche Wesen geworden.« Es ist dieses Fragment deswegen merkwürdig, weil jene Lebensansicht, welche den Tod anpreiset, einem mythischen Wesen, dem alten Silenos, in den Mund gelegt wird. Der Charakter der Sprache ist darin ebensowohl dem grofsen Gegenstande als dem volksthümlichen Zwecke angemessen, und,

---

*) De anima I. 4. Simplicius a. a. O. vgl. Annott. in Plotin. p. 171 sq.

**) Zum Phädon bei Wyttenbach p. 249.

***) Simplicius de anima fol. 62, wo εἶδός τι ἀποφαίνεται τὴν ψυχὴν εἶναι als Hauptsatz dieses Eudemos angegeben wird; welche von Wyttenbach übergangene Stelle ich deswegen wörtlich beifüge, weil, bei Darlegung verschiedener Ansichten vom Wesen der Seele, dieser Satz auch einem andern angehören könnte. Aber Aristoteles selbst hatte die Seele so bezeichnet.

†) Joh. Laurentius Lydus de Mens. IV, 61. p. 252—254 ed. Röther.

††) Consolatio ad Apollonium p. 115 B—E, p. 458—455 ed. Wyttenbach. Ich folge dabei den Textesverbesserungen dieses Herausgebers in den Animadvers. p. 766.

Digitized by Google

ganz verschieden von der nüchternen und gedrängten Schreibart des Philosophen in den esoterischen Werken, hat sie Kraft, Fülle, Grofsartigkeit und fast tragischen Ton und Farbe.

Des Stoischen Dogma's von der Weltverbrennung (ἐκπύρωσις) gedenkt Zacharias; und Gregorius führt in diesem Gespräche die Stoiker und Epikureer an *). Die ersteren hatten die Seelenlehre fleifsig bearbeitet, und Chrysippos allein hatte ein Werk von zwölf, wo nicht mehreren Büchern περὶ ψυχῆς geschrieben **). Sie nahmen mehrere Theile (Kräfte) der Seele an, Chrysippos acht, und nannten den edelsten das Hegemonikon. Doch behaupteten sie, die Seelen seyen nicht unsterblich, denn auch die lebenskräftigsten würden vom fatalistischen Weltbrande verzehrt, oder vielmehr in das allein ewige göttliche Element des Feuers aufgelöst, ohne jedoch bei der neuen Weltentstehung wiederum ins Leben gerufen zu werden. Die Seelenunsterblichkeit war nicht ein Fundamentalsatz in diesem System, wie im Platonischen. Wenn sie nämlich den Seelen der Guten eine längere Dauer und eine gröfsere Glückseligkeit beilegten, als denen der Bösen, so erkannten sie in dieser Verschiedenheit keine Anstalt providentieller Gerechtigkeit, sondern nur eine natürliche (physisch-nothwendige) Folge aus der Natur der Tugend und des Lasters ***).

Dieses praktische System bekämpften die Platoniker insgemein und in allen Sätzen. Insbesondere widersetzten sie sich auch jener Stoischen Lehre von einem in gewissen Fällen wohl begründeten Austritt aus dem Leben (εὔλογος ἐξαγωγή). Diese Fälle zählt der Armenier David in den vor mir liegenden handschriftlichen Excerpten †) auf, und ich will das Wesentliche aus diesem Vortrag hier mittheilen: »Die Stoiker, sagt er, sind so eine Art Menschen wie Kleombrotos, weil sie die Philosophie als eine Vorbereitung zum physischen Tode genommen. Daher haben sie auch fünf Arten eines vernunftmäfsigen Selbstmordes schriftlich aufgezeichnet. Es gleicht nämlich, sagen sie, das

*) Zachar. p. 111 und Gregor Nyss. p. 10.

**) Baguet Comment. de Chrysippo p. 89 sq. p. 181 sqq.

***) Wyttenbach. Opuscull. II. p. 631. vergl. meine Annott. in Plotin. pag. 200 sqq.

†) Aus Codd. Mss. Pariss. nr. 1939 fol. 117. Monacc. nr. 99 u. 399. — Über Kleombrotos s. oben.

Leben einem langen Gastmahle *), an welchem die Seele zu schmausen scheint; und auf wie viele Weisen das Gastmahl aufgehoben wird, auf eben so viele Weisen geschehen auch die wohlbegründeten Austritte aus dem Leben. Denn das Mahl wird aufgehoben auf fünf Arten, entweder wegen einer plötzlich eingetretenen grofsen Nöthigung, wie wegen Ankunft eines lang abwesend gewesenen Freundes. Aus Freude erheben sich nämlich die Freunde, und das Mahl wird aufgehoben; oder wegen hereinstürmender Nachtschwärmer, welche unanständige Dinge reden; oder weil die aufgetragenen Speisen faulig und ungesund sind; oder wegen Mangels an Nahrungsmitteln; oder endlich wird das Gastmahl auch wegen Trunkenheit (der Gäste) aufgehoben. Auf dieselben fünf Weisen geschehen auch die vernunftmäfsigen Austritte aus dem Leben: entweder wegen einer grofsen eintretenden Noth, wie die Pythia einem befahl, sich für seine Vaterstadt selbst abzuschlachten, weil über dieser Stadt der unvermeidliche Untergang schwebte; oder wegen der frech anstürmenden Tyrannen, die uns zwingen wollen, Schändliches zu thun, oder die Geheimnisse auszuplaudern; oder wegen einer langwierigen Krankheit, welche die Seele lange Zeit hindert, sich des Körpers als ihres Werkzeugs zu bedienen **); oder aus Armuth; oder endlich wegen Wahnsinns, denn so wie dort die Trunkenheit das Gastmahl aufhob, so ist es auch hier einem erlaubt, sich Wahnsinns wegen selbst zu tödten. Denn Wahnsinn ist nichts anders als eine natürliche Trunkenheit, und nichts anders ist die Trunkenheit als ein vorsätzlicher Wahnsinn. — Plotinos jedoch, in seiner Schrift über den vernünftigen Austritt ***), nimmt gar

*) Diese Vergleichung kommt schon bei Aristoteles und Menander vor, war ein locus communis der consolationes, und wird auch vom Stoiker Epiktet angewendet (Dissert. I. 24. II. 16.) Daher auch die Paronomasie: ἢ πίθι, ἢ ἄπιθι, worauf Cicero (Tuscull. V. 41.) mit seinem: aut bibat, aut abeat, anspielt. Vergl. Wyttenbach Animadverss. in Plutarchi Consolat. Apollonii pa. 792.

**) Hierher gehört auch die Volkssitte der Bewohner der Insel Ceos, welche Personen beiderlei Geschlechts im gebrechlichen Alter die Pflicht auflegte, freiwillig das Leben zu verlassen (Heraclides Pont. de reb. publ. IX. p. 210 sq. ed. Korai), worauf Menander anspielt: (p. 237 Meineck)

„Der Keier Sitte scheint mir edel, Phanias,
Wer nicht kann glücklich leben, wirft das Leben weg."

(Vrgl. Broendsted Reisen u. Untersuch. in Griechenland I. S. 63 f.)

***) Ennead. I. lib. 9. p. 163 sqq. ed. Oxon.

keine dieser fünf Arten an; er sagt, man solle überhaupt aus Fürsorge für die Seele den Körper nicht vernachlässigen, sondern die gehörige sorgsame Aufsicht über ihn führen, bis er, untauglich geworden, sich selber von der Gemeinschaft mit der Seele losmacht.« — So weit David.

Die Epikureer endlich, welche in der Ethik viele Sätze des Aristippus und Theodorus des Atheisten beibehielten, in der Physik aber den Mechanikern, namentlich dem Demokritus, folgten, hoben Vorsehung und Unsterblichkeit der Seele gänzlich auf. Sie liefsen den Menschen wie einen Rauch zerfahren, und das Leben wohl auch wie eine Wasserblase. *)

Aus dieser Übersicht ergiebt sich, dafs unter den in den vorliegenden Dialogen berührten Systemen, wenn wir den Aristoteles und seine Schule ganz bei Seite lassen, die übrigen zwei gröfsten und einflufsreichsten, das Pythagoreische und Platonische, in Übereinstimmung mit den meisten Religionen des gesammten Morgenlandes, die Präexistenz (προϋπαρξις) der menschlichen Seele vor diesem Leben, ihr vorheriges Seyn in Gott und ihre endliche Rückkehr in ihn als Cardinalsätze behaupteten. Gegen die hiervon gänzlich abweichenden Lehren der biblischen Schriftsteller A. und N. Testaments hatten christliche Väter kein Bedenken getragen, jenem Strome des Orientalismus zu folgen, und namentlich Origenes Adamantius war in dieser wie in manchen andern Lehren ganz Platoniker geworden. In seiner Seelenlehre waren die προϋπαρξις und die ἀποκατάστασις **), die Präexistenz und die Wiederherstellung, die beiden Angelpunkte seines Philosophirens. Je gröfser aber die Macht seines Geistes und der Einfluſs seiner Lehren war, desto ausgebreiteter und entschiedener war der Widerstand der Andersdenkenden.

---

*) Gregor. Nyss. Dialog. de anima p. 10 mit den Auslegern. Wyttenbach ad Plutarch. de S. N. V. p. 402 sq. ed. Oxon. Plotinos bekämpft diese und andere Sätze der Epikureer zum öftern, z. B. IV. 3. 19. IV. 4. 12. IV. 7. 11. VI. 7. 24 u. 37 und VI. 8. 7.

**) Letzteres war ein aus der Astronomie in die Religionsphilosophie herübergenommenes Kunstwort; denn ἀποκατάστασις und ἀποκαταστατικός wurde zuerst von Sonne und Mond gebraucht, wenn sie nach Vollendung ihres Laufs auf den Ausgangspunkt zurückkommen, dann aber auch von Sternen- und Sphärenperioden (s. die Anmerkk. zum Olympiodor. in Alcib. pr. p. 37 und zu Procl. Institut. theolog. 296.)

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 17. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schriften christlicher Philosophen über die Seele.

(Beschlufs.)

Die Waffen wurden theils gegen die morgenländisch-heidnischen Religionssysteme gerichtet, theils gegen die griechischen Philosophen, von den alten Pythagoreern und Plato an bis auf die spätesten Platoniker, Proclus u. A. herab, theils endlich direct gegen Origenes und seine Anhänger; und wenn der erste Verfasser einer christlichen Dogmatik jene Sätze als unschickliche Thorheiten des Origenes bezeichnete, so that die fünfte Constantinopolitanische Synode in ihrem ersten Kanon jeden in den Bann, welcher jene mythische Präexistenz und Wiederherstellung zu behaupten wage. Wir haben in neuester Zeit aus der vatikanischen Bibliothek einen ansehnlichen Zuwachs an Urkunden dieser Polemik gewonnen, und der neuen Ausgabe des Plotinus und des Proclus sind aus Manuscripten drei Streitschriften desselben Inhalts beigefügt worden. *) — Als ein Beispiel des mitunter sehr sarkastischen Tones solcher Polemik gegen die Philosophen hebe ich aus jener vatikanischen Sammlung **) eine Stelle des Antiocheners Eustathius aus: »Aber da sie sich offenbar gefangen sehen, so nehmen sie von da an eine andere Wendung, und erdichten das Wasser der Vergessenheit, wovon sie sagen, dafs Alle, die dasselbe trinken, ihres vorigen Lebens Ursprung vergessen. Dafs dieses aber fabelhafte und der Philosophie fern liegende Reden sind, scheint kein Vernünftiger zu miskennen. Denn was sollen wir sagen, o ihr Pythagoren und Platone, habt ihr selbst das Vergessenmachende genommen und getrunken; oder seyd ihr im Gegentheil ihm unbemerkt entflohen? Wenn ihr also im Stande waret, dem Tranke des Irrthums zu entlaufen, so gilt

*) S. Annott. in Plotin. p. 250—266. Zwei Schriften gegen Plotinus, wie es scheint, beide von Nicephorus Nathanael und die des Nikolaus von Methone gegen Proclus. In letzterer wird des Origenes ἀποκατάστασις mehrmals ausdrücklich erwähnt p. 55. 57. 188. ed. J. Th. Voemel.

**) Τοῦ ἁγίου Ἐπιφανίου Ἀντιοχείας — ἐκ τοῦ περὶ ψυχῆς κατὰ Φιλοσόφων, in der Scriptorum veterum nova Collectio Vaticana Vol. I. part. 8. p. 77 ed. Ang. Mai.

dies auch von vielen Andern; wenn ihr aber, die Allen gemeinsame Luft einathmend, der Vergessenheit Wasser in vollen Zügen getrunken, wie und woher nehmet ihr eure mythischen Geschichten von den Seelen? Woher kennet ihr überhaupt der (unterirdischen) Flüsse Art? Denn wenn ihr nicht davon gekostet habt, so wisset ihr auch nichts von dieser Gewässer Quell; wenn ihr aber eingeschlürft und gekostet habt, so habt ihr in Folge der Vergessenheit auch die Erinnerung an den Trunk daraus verloren, und das Bewufstseyn davon ausgespieen. Aber auf solchen barbarengleichen Aberglauben sind sie in ihrer Täuschung verfallen, weil sie die Ägyptier zu ihren Führern genommen.« *)

Ein ironischer Ton läfst sich auch in den vorliegenden Gesprächen gegen die Philosophen der Griechen zuweilen vernehmen, besonders in denen des Äneas und des Zacharias; ja die Rolle, die in dem des Äneas dem Theophrastos zugetheilt wird, ist selbst die gröfste Ironie; dafs nämlich dieser Philosoph im Eingange des Dialogs mit so grofsem Aufheben und mit so herrlichen Lobsprüchen eingeführt wird, und im Laufe desselben, bis zum Ende hin, dem Euxitheos gegenüber so sehr schwächlich und unkundig sich giebt, so dafs die Rollen völlig gewechselt werden und der anfangs um Belehrung bittende Euxitheos, der Sprecher für die christliche Seelenlehre, aus einem Schüler der Lehrer jenes berühmten Vertreters der hellenischen Weisheit wird. **)

---

*) — ἀλλ' εἰς ταύτην βαρβαρώδη δεισιδαιμονίαν ἀτραπέντες ἐσφάλησαν. Ich vermuthete zum Plotin (Annott. 263 b.) βαραθρώδη, in den Abgrund führenden, wenn man nicht das βαρβαρώδη als eine verächtliche Bezeichnung der Ägyptier stehen lassen wolle; sodann ἀνατραπέντες, umgewendet, umgekehrt, wenn man jetzt nicht lieber will: ἀλλ' εἰς ταύτην βαραθρώδη δεισιδαιμονίας ἄτραπον ἐσφάλησαν, sie sind auf diesen, an den Abgrund führenden Pfad des Aberglaubens irregeleitet worden. Wenn übrigens Ang. Mai jene Bilder auf Papyrusrollen und Sarkophagen, welche Seelen trinkend vorstellen, blos auf diesen Lethe-Trunk beziehen will, so hat er nicht an die in solchen Denkmalen häufige Idee der Erfrischung, des Labetrunkes, und nicht an die Formel: „Osiris gebe dir das kühle Wasser" gedacht. (S. jetzt Raoul-Rochette Deuxieme Mémoire sur les Antiquités Chrétiennes p. 21 sq.)

**) Theophili Wernsdorfii Disputatio vor dem Aeneas Gaz. ed. Boissonade p. XXV und daselbst Casp. Barth vgl. denselben ad Zachariae p. 823. Minder wahrscheinlich finde ich Wernsdorfs Annahme, dafs christliche Abschreiber in diesem Dialog viel Triftiges und Gehaltvolles aus den Reden des Theophrast absichtlich ausgemerzt hätten

Und hiermit könnte ich das Allgemeine dieser meiner Einleitung beschliefsen (womit eine Contrôle beabsichtigt war, ob und wie weit jene christlichen Schriftsteller die hellenische Philosopheme richtig dargestellt haben) und zu den kurzen Bemerkungen übergehen, die ich über diese einzelnen Schriften noch zu machen habe, wenn ich nicht noch zuvor einen Blick auf Bilddenkmale zu werfen hätte, welche mit dem Zeitalter und mit dem Inhalte solcher Schriften in Beziehung stehen. Wie nämlich in diesen christlichen Gesprächen heidnische Ausdrücke, Redensarten und Sentenzen mit biblisch-jüdischen und christlichen durchzogen sind, nur dafs letztere im Ganzen als Hauptfäden hervortreten, so bekunden seit dem dritten und vierten Jahrhundert viele bildliche Denkmale eine ähnliche Verwebung biblischer Sagen und Vorstellungen mit den Persönlichkeiten und Handlungen aus griechischer Mythologie. Besonders sind hier die Grabesdenkmale sprechend. Da sehen wir neben Seeprocessionen nach den Inseln der Seeligen *) und dem ganzen Gefolge der Thetis, die Seegefahren des Jonas und den Wallfisch; neben Amor und Psyche und dem hellenischen Thanatos, Adam und Eva mit der Schlange und Cain den Abel erschlagend u. s. w. Für die Lehre von der Seele, ihrer Fortdauer und ihres verschiedenen Looses nach diesem Leben ist jedoch kein Monument interessanter als der Sarkophag Pamphili **). Unter den Gruppen dieses reichen Basreliefs tritt von der einen Seite die den von Prometheus so eben geformten Menschen beseelende Pallas auf; es folgen die Parcen, Amor und Psyche, die Gottheiten der Tagewerke und zuletzt die ersten Eltern (die Protoplasten), Adam lüstern nach den Früchten des Baumes langend und Eva mit beiden Händen ihre Blöfse bedeckend. Auf der andern Seite

*) Über diese Vorstellung, selbst auf christlichen Todten-Denkmalen, so wie über die Erscheinung des Propheten Jonas in demselben Bilderkreise s. Raoul-Rochette Deuxiéme Mémoire sur les antiquités Chrétiennes p. 60. Auch wird, statt der Inseln der Seeligen, zuweilen das Wohnen unter den Frommen, oder der Gedanke, dafs die Frömmigkeit, die eine Seele in diesem Leben bewahrt, sie glücklich in die andere Welt einführe, ausgesprochen. (s. ebendas. p. 56 und desselben Verfs Monumens inédits I. p. 118.)

**) Zum öftern abgebildet, zum Theil fehlerhaft, und erklärt von Foggini, Matth. Gesner, Millin (Galerie mythologique zu pl. XCIII nro. 383) und zuletzt mit manchen Berichtigungen von Böttiger in den Ideen zur Kunstmythologie; zweiter Band, herausg. von Julius Sillig. Dresd. u. Leipzig 1836. S. 365 ff. vgl. S. 540 f.

erscheinen der Genius des Caucasus (oder wohl richtiger Moses, s. unten), Herkules mit dem Pfeil, den Geier tödtend, der die Leber des an den Felsen gefesselten Prometheus nagt; die von einer Rolle den Todesspruch ablesende Atropos, ein vor ihr liegender Todter, auf dessen Brust der Todesgenius die gesenkte Fackel stützt, woran ein Todtenkranz unter einem Nachtfalter sichtbar ist; neben dem Todten das verschleierte Schattenbild desselben stehend, und zur Seite Hermes der Seelenführer, die entschwundene Seele in die Unterwelt bringend; andrerseits endlich Elias auf dem Feuerwagen zum Himmel auffahrend.

Die Grundgedanken der philosophischen und biblischen Seelenlehre liegen am Tage. Nach Pythagoreisch-Platonischem Dogma von der Präexistenz war des Menschen unsterbliche Seele in den Wohnungen der Götter glückseelig, bis Prometheus sie mit der irdischen Materie verband und sie in diesen engen Kerker des Leibes bannte. Diesen Frevel mufs er, am Felsen angeschmiedet, von Reue (dem Geier) zernagt büfsen. Die Protoplasten, die ersten Erdgebilde, haben durch den Genufs der verbotenen Baumfrucht den Tod in die Welt gebracht. Mit dem Tode haben die Seelen nach ihrer verschiedenen Natur ein verschiedenes Loos; die feuchten führet der Seelengeleiter Hermes *) ins Schattenreich über die Todesflüsse; die trockenen, feurigen Seelen entschweben dem Wege abwärts und gehen aufwärts (nach Heraklitеischer Lehre von den feuchten und von den trockenen Seelen und von κάθοδος und ἄνοδος) und, von dem ihnen verwandten Elemente getragen, wie Elias auf dem Feuerwagen, steigen sie ungehindert zu den himmlischen Wohnungen auf. — Unter diesen deutlichen Spuren biblischer Bildnerei ist denn auch die Erklärung die treffendste, dafs die hinter dem Herkules auf einem Felsen sitzende bärtige Figur mit der Schlange nicht der Genius des Caucasus, sondern Moses ist, der dem gequälten Prometheus, der hier als Repräsentant des ganzen Menschengeschlechts leidet, die von den Israeliten noch lange verehrte (2 Kön. 18, 4.) eherne Schlange (Nehustan) als das Zeichen der Erlösung mit sichtbarer Bewegung entgegenreicht **).

*) S. Raoul-Rochette Premier Mémoire sur les Antiquités Chrétiennes. Paris 1836. pag. 59.

**) Vergl. auch Exod. XXI, 9. verbunden mit Jablonski Panth. Aegypt. P. I. cap 4. und über die Heilschlangen des Äsculap, der Hygiea u. A. Festus p. 188. Dac. Plin. H. N. XXV. 5. mit den Bemerkungen in meinen Historr. antiqq. fragg. p. 193 sqq. und Raoul-Rochette Monuments inédits I. p. 21.

Wie endlich neulich in der Symbolik bemerkt worden, dafs das Buddhistische Dogma von der Hinfälligkeit des menschlichen Leibes unter dem Bilde der Wasserblase symbolisch in die Architektur übergegangen, ebenso sehen wir dasselbe Bild, welches Gregor von Nyssa aus griechischen Philosophen entlehnt hat*), in die Sculptur aufgenommen. Auf einem Intaglio in Sardonyx, bei Buonarotti abgebildet, erscheint ein Skelet, und neben dessen Kopf links ein Schmetterling, das bekannte Sinnbild der Seele in ihren Wandlungen; rechts eine Luftblase, Erinnerung an den Spruch: homo bulla (Varro de Re rust. I, 1.), und unten ein Blumenkranz und ein Pokal.

Über 1) oder über das Gespräch des Äneas hat Th. Wernsdorf in jedem Betracht genügend gesprochen, und Herr Boissonade hat mit Recht dessen Disputatio ganz abdrucken lassen. Sein Zeitalter fällt zwischen das des Proklos (Diadochos) und des Zacharias, d. h. etwa zwischen die zweite Hälfte des fünften und die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts, in dessen Mitte Zacharias verstorben ist. Als Jüngling hörte Äneas zu Alexandria den Platoniker Hierokles, und wurde unbeschadet seines Christenthums auch selbst Platoniker genannt. Jedoch nahm er fast alle Elemente der damaligen Erudition in sich auf, übte sich auch im mündlichen und schriftlichen Vortrag, und verfeinerte seine Darstellung zur höchsten Eleganz. Er scheint ein hohes Alter erreicht zu haben, und war noch ein Zeitgenosse des Zacharias. Die Ergebnisse so vielseitiger Bildung liegen, ausser seinen übrigen Schriften, besonders Briefen, auch in diesem Dialoge vor. Die griechische Mythologie, die Werke der Dichter, die Schriften der Historiker, die ganze Fülle der profanen Literatur stehen ihm gleichmäfsig zu Gebot. Von der Philosophie kennt er alle Schulen und die verschiedenen Richtungen in denselben, von Plato an bis zum Plotinus herab. Von dem Letztern entlehnt er besonders Sätze und Redensarten, und bekämpft ihn, so wie den Kirchenvater Origenes, gewöhnlich in seiner eigenen Sprache und

---

*) Im Dialog de anima p. 185 b, pag 10 ed. Krabing. — καὶ τὴν ἀνθρωπίνην ζωὴν κομφόλυγος δίκην ᾤετο, und mehrere Beispiele dieses Bildes in den Annott. p. 178 sq. und p. 366. — Die Stelle der Symbolik ist: Band I. S. 567 f. der 3ten Ausg. Über die Gemme s. Böttiger a. a. O. S. 495.

Ausdrücken. Denn von diesem Letzteren trennt er sich in dem Hauptsatze, dafs die Menschenseele vor der Geburt in höheren Regionen gewohnt, indem er zu zeigen sucht, dafs sie zugleich mit dem Körper durch die Eltern erzeugt sey *). Er ist ein beredter Vertheidiger der göttlichen Vorsehung, so wie der menschlichen Willensfreiheit. Die ewige Zeugung des Sohnes und den Ausgang des heiligen Geistes trägt er in der orthodoxen Weise des Athanasius und mit dialektischer Schärfe vor; doch platonisirt er in der Zeichnung des heiligen Geistes als einer Weltseele; und in der idealen Auffassung der menschlichen Natur scheint er an den Pelagianismus anzustreifen. Nach dem Geiste seines Zeitalters zeigt er sich als Freund der Askese, des Mönchslebens, und weifs von den Wundern der Anachoreten Manches zu berichten. Was dagegen seine Sprache und Darstellung betrifft, so hat er mit feinem Sinne den Mittelton des Dialogs wohl zu treffen verstanden. — Vom Theophrastos ist eben die Rede gewesen, die beiden andern redenden Personen dieses Gesprächs sind Euxitheos und Aigyptos. Bei dem Erstern hat Äneas wohl an einen Pythagoreer dieses Namens gedacht, von dem wir einen denkwürdigen Lehrsatz über die Seele haben **), und bei dem Zweiten an Ägyptus, den Mutterbruder des Philosophen Isidorus und Freund des Hermias, des Vaters des Ammonius, dem, als er am Sterben war, Hermias die Unsterblichkeit der Seele eidlich versicherte. Jenen Ammonius hat Zacharias in sein Gespräch als Sprecher eingeführt. Dieser Sohn des Hermias war ein Schüler des Proclus und Lehrer des Simplicius, und ist der gelehrte Ausleger des Aristoteles; er war Lehrer zu Alexandria, wo er im Jahr Christi 484 gestorben ***). Ob Zacharias den Dialog des Äneas copirt, oder dieser Letztere durch das Gespräch des Za-

*) In einer Stelle des Antiochos von Ptolemaïs (Collect. Vatic. I. 3. pag. 81 ed. Ang. Mai) heifst es: bei der Schöpfung habe Gott die Körper und Seelen der Thiere zugleich geschaffen. Dagegen habe er der Menschen Leib erst gebildet, dann habe er die von ihm geschaffene Seele mit diesem Körper vereinigt, theils um dem Menschen vor dem Thiere einen Vorzug zu geben, theils damit der Mensch nicht Zeuge des Schöpfungswerks seyn und sich etwa rühmen könne, Gott dem Schöpfer hierin Beistand geleistet zu haben.

**) Athenaeus V. p. 157. C. Schweigh. s. Boissonade ad Aeneam p. 158 und ad Zachar. p. 862, vergl. noch Böckh's Philolaos p. 180 und Verraert de Clearcho p. 10.

***) Boissonade ad Zachar. 323.

Digitized by Google

charias zum Abfassen des seinigen veranlafst worden, ist verschieden beantwortet. Wir verweilen dabei nicht, da des Zacharias Dialog, mit dem des Äneas verglichen, von sehr untergeordnetem Werth ist. Doch hat die erstere Meinung *) mehr für sich als die letztere.

Von diesen zwei Gesprächen haben wir nun diese wohlausgestattete Ausgabe dem geübten Kritiker Herrn Boissonade zu verdanken, einem Gelehrten, der nach dem Beispiele seiner grofsen Landsleute, Casaubon, Valois, Saumaise u. A., das ganze Gebiet der griechischen Literatur umfafst, und es nicht verschmäht, neben der Textesverbesserung der Classiker auch den spätesten christlichen Schriftstellern seine Sorgfalt zu widmen. Die neuesten Früchte seiner gelehrten Arbeiten sind eine sehr saubere und correcte Ausgabe der griechischen Bukoliker und eben die vorliegende dieser beiden Dialogen über die Seele. Die äussere Ausstattung entspricht in jeder Hinsicht ihrem innern Werthe und beurkundet aufs neue die Trefflichkeit der Didot'schen Officin.

2) Zur richtigen Würdigung des vorliegenden Dialogs des Gregor von Nyssa ist ein Blick auf die dreifache Richtung nöthig, welche die religiöse Anthropologie gegen das Ende des vierten Jahrhunderts unter den christlichen Lehrern genommen hatte. Namentlich bestanden damals über den Ursprung der Seele drei Theorieen neben einander: die Platonisch-Origenische von der Präexistenz der Seele, wovon oben; die von einem Gezeugtwerden durch die Eltern zugleich mit der Erzeugung des Körpers (Traducianismus); und die von einem Geschaffenwerden derselben von Gott beim Acte der körperlichen Zeugung (Creatianismus) — Theorieen, welche wieder verschiedene Modificationen erfuhren. Obschon nun die kappadocische Schule, wozu die beiden berühmten Gregore gehörten, voll von Bewunderung und Verehrung des grofsen Origenes war, und von der Macht seines Geistes in manchen Lehren abhängig blieb, so behauptete doch Gregor von Nazianz in der Seelenlehre seine ganze Selbstständigheit, und erklärte sich aufs entschiedenste gegen die Präexistenz oder das frühere Daseyn der Seele in höheren Sphären. Aber eben so bestimmt sagte er sich vom Traducianismus los, und erklärte sich für die dritte Theorie, die des Creatianismus, ohne sich jedoch über das Wie der Verbindung der Seele mit dem Körper in

*) Der auch Wernsdorf ist (s. pag. X.)

Digitized by Google

nähere Erörterungen einzulassen *). Verschieden davon war die Stellung, die Gregor von Nyssa dem grofsen platonisirenden Kirchenlehrer gegenüber einnahm **). In seiner Seelenlehre, welche uns hier allein angeht, schimmerten gar viele Sätze des Origenes mehr und minder deutlich hindurch, und nachherige Theologen schlugen zwei Methoden ein, um den ehrwürdigen Vater von Nyssa dem Vorwurfe des Origenianismus zu entreifsen. Sie suchten entweder solche Sätze conciliatorisch mit dem orthodoxen System in Einklang zu bringen, oder sie behaupteten, dessen Schriften seyen von Origeniasten interpolirt worden. Keine dieser Annahmen entspricht der Wahrheit. Vielmehr mufs zugegeben werden, dafs der Nyssener Gregor in seiner Anthropologie noch sehr unter den Einflüssen des Origenes gestanden, und dafs er in dieser Lehre nicht so biblisch war, wie der Nazianzener ***).

In die Ausgaben der Werke des Gregor von Nyssa ist ausser diesem Dialog noch eine Schrift: de anima et resurrectione aufgenommen. Sie gehört ihm aber nicht an, sondern dem Nemesius von Emesa, in dessen Buch von der Natur des Menschen sie das zweite und dritte Capitel bildet †).

---

*) Dr. C. Ullmann's Gregorius von Nazianz, der Theologe, dritter Abschnitt. I. S. 414 f. Nikolaus von Methone führt in seiner Schrift gegen Proclus die Reden des Gregor von Nazianz zum öftern an.

**) Im Allgemeinen ist darüber Herr Rupp in der oben angeführten Schrift, Anhang, überschrieben: Der Origenianismus Gregors von Nyssa S. 243 ff., nachzusehen.

***) Dionys. Petavii Theol. dogm. III. p. 208 und Krabinger zum Dialog des Gregor von Nyssa p. XVIII — XX. — Über die προϋπαρξις s. Origen. de Principp. I, 3, 8. p. 64 Ruaei; über die ἀποκατάστασις Huetii Origenian. XIX. p. 490. Über die Läuterung der Seelen Krabinger ad Dialog. de anima p. 245 vrgl. p. 271 und p. 283. Derselbe bemerkt p. 348, dafs Gregor von Nyssa vom Origenes die Lehre von der Endlichkeit der Strafen nach dem Tode angenommen. Dafs Plato selbst nicht unbedingt und allgemein so lehrte, geht aus dem oben Angeführten, besonders seines Gorgias hervor.

†) S. die gehaltvolle Vorrede des Joh. Fell zur Oxforder Ausgabe des Nemesius p. 23 sq. ed. Matthaei und die Anmerkung des Matthäi zu seiner Ausgabe p. 67. vrgl. Casp Barth. ad Zachar. p. 360. Boiss. und Krabinger ad Gregor. Nyss. Dialog. p. 360. Ich hätte also in den Anmerkungen zum Plotin (z. B. p. 348) die Anführungen daraus unter des Nemesius Namen geben sollen. In dieser gehaltreichen und an naturwissenschaftlichen Kenntnissen fruchtbaren Schrift neigt sich Nemesius zur Präexistenz der Seele nach Origenes hin; welches Launoi de varia Aristotelis fortuna p. 24 entschuldigt. Diese

Der Dialog ist höchst wahrscheinlich nicht, oder doch nicht so, d. h. auf diese gelehrte und sorgfältige Weise, gehalten worden, sondern Gregor hat diese Abhandlung aus Anlafs des Todes seines Bruders Basilius, in dieser Form eines Gesprächs mit seiner Schwester Macrina, sorgfältig ausgearbeitet und niedergeschrieben *). Die Fülle von philosophischen, naturwissenschaftlichen und andern Kenntnissen, die ihn auszeichnen, gehörten ihm an, von dem wir wissen, dafs er vielseitige Studien gemacht und sogar praktisch angewendet hatte, z. B. seine ärztlichen. Aber alle diese Belehrungen werden der Macrina in den Mund gelegt, von der wir doch wissen, dafs sie, so grofse Geistesgaben sie auch besafs, vielmehr eine biblische und geistliche als eine allgemeine (encyklopädisch-hellenische) Bildung genossen hatte. Und doch erscheint sie in diesem ganzen Discurs nicht als Zuhörerin oder auch Mitsprecherin, sondern als Lehrerin, und wird auch ausdrücklich genannt: ἡ διδάσκαλος. Ein verdienstvoller Kirchenhistoriker, der einen kurzen Auszug aus diesem Gespräche gegeben, nimmt hieran Anstofs. »Nicht wenig philosophische und physische Erörterungen dieses Gesprächs, sagt er, sind der Schwester des Verfassers nicht eben am schicklichsten in den Mund gelegt worden; obgleich sonst dasselbe lebhaft und nicht ohne häufige Spuren des Nachdenkens geschrieben ist.« **) Diese Unschicklichkeit wird, wo nicht beseitigt, so doch sehr gemildert, wenn wir bemerken, dafs Gregor seine, ihrer fast priesterlichen Heiligkeit wegen im Kreise der Ihrigen sehr hoch gestellte Schwester nach dem Vorbilde der priesterlich-weisen Diotima aufgefafst und dargestellt hat, der er, wie Sokrates dieser letztern, als ein zwar wifsbegieriger, aber noch sehr unwissender Schüler sich gegenüberstellt. Wie Diotima beim Platon

---

Lehre kam auch erst nach dem 4ten Jahrhundert in Verruf, und wenn Nemesius erst am Ende des 3ten lebte, wie Fell behauptet p. 27; so konnte er sich ganz arglos solcher Theorie hingeben; ja selbst der Nyssener Gregor noch, wenn erst im fünften Jahrhundert solche Sätze bestritten wurden. Übrigens konnten die physikalischen Kenntnisse, die der vorliegende Dialog beurkundet, Mitveranlassung seyn, jene zwei Kapitel des Nemesius unserm Nyssener Gregorius beizulegen.

*) Wie schon J. Chr. Wolf in der Praefat. zu seinen Anecdott. graec. Tom. II. annahm, wo er Stücke dieses Dialogs mittheilt; vgl. auch Krabinger in den Annott. p. 164.

**) Schröckh in der christlichen Kirchengeschichte, Th. XIV. S. 102.

als ein höheres und so zu sagen geschlechtloses Wesen von Dingen redet, und reden darf, von denen Frauen und Jungfrauen nicht reden, noch reden dürfen *), so konnte auch Gregorius seiner engelgleichen Schwester Reden über alle Geheimnisse der Natur in den Mund legen. Die Platonischen Dialogen waren nun einmal der Typus für alle christlichen Schriften, in welchen die Gesprächsform gewählt worden. Das Exordium beider Dialoge, des Äneas und des Zacharias, wie so manche Wendung im Verfolg, ist ja dem Platon abgeborgt, und das Gastmahl der zehn Jungfrauen (oder über die Keuschheit) des Bischofs Methodius ist ja, obschon es manche Sätze des Plato zu widerlegen sucht, nichts anders als ein in Worten und Redensarten durch und durch vom Platonischen Gastmahl genommener Abdruck **). — In dem Gespräche des Gregorius mit Macrina über die Seele kehrt sich von vornherein das gewöhnliche Verhältnifs um: die Seele des Bruders erscheint als die zaghafte, am Sinnlichen klebende weibliche Menschenseele, die der Schwester als eine christliche Weltseele, die in lauter Gottesgedanken unbewegt und männlich über den Räthseln der Welt und dem Tumulte der Erscheinungen waltet. ***)

So viel von der Schrift. Die Ausgabe ist so ausgestattet, wie es von einem Gelehrten, als welchen Her Krabinger sich bereits durch zwei Schriften des Synesius legitimirt hatte, zu erwarten war. Das kritische und grammatische Element waltet auch in dieser Bearbeitung des Gregorius vor; womit jedoch ein grofser Schatz von Belesenheit, auch in patristischen Werken,

---

*) S. z. B. Platon. Sympos. p. 203 und p. 206.

**) Μεθοδίου συμπόσιον τῶν δέκα παρθένων ἢ περὶ ἁγνείας. Es hatte eine Art von Celebrität erhalten, und wird öfter angeführt (s. Anastasius Sinaïta bei Barth zum Aeneas Gaz. p. 260). Herr Ludw. v. Sinner hat in seiner leider nicht vollendeten Ausgabe des Platonischen Symposium, Paris 1834, von diesem Werke des Methodius p. 30–33 eine genaue Literarnotiz, und in den Anmerkungen Proben gegeben.

***) Plotinus nennt II. 9. 18. p. 395 Oxon. die Weltseele der Menschenseele gute Schwester. Die Weltseele erscheint als eine Tochter Gottes, im Verhältnifs zur Welt und zur Menschenseele, beim Synesius excom. calvit. 8. p. 13 ed. Krabinger. Über diese Correlationen vergl. Bonitz disputationes Platonicae II. Dresd. 1837. Im Gespräche des Gregorius ist es ein Hauptsatz, dafs wie in der Natur Gott auf gleiche Weise ist und waltet, so die Seele im und durch den Körper ebenfalls.

Digitized by Google

aufs glücklichste vereinigt ist. Auch sind in der von ihm verfafsten lat. Übersetzung die Vorzüge der früheren Übersetzungen aufs glücklichste vereinigt. Dieser erfahrne Kritiker hat zugleich hier mit wiederholtem und gerechtem Lobe die Anmerkungen eines jungen Philologen, des Herrn Albert Jahn aus Bern, aufgenommen. Diese Empfehlung kann ich noch aus persönlicher Bekanntschaft unterzeichnen. Aus Freundschaft gegen den Empfohlenen darf ich wohl aber auch beifügen: Möge er Maafs halten lernen, bedenken, dafs schon mancher Commentar an der Plethora gestorben, und möge er der Lehren seines berühmten Landsmanns Dan. Wyttenbach eingedenk seyn, und dem Beispiele seines andern Mitbürgers, des Herrn v. Sinner, folgen, von dessen netter Ausgabe einer Leichenrede des Gregor von Nazianz ich nun schliefslich noch ganz kurzen Bericht zu geben habe.

3) Diese Edition der Grabrede des Gregorius von Nazianz auf seinen jüngern Bruder Cäsarius soll nach dem Vorworte des Herausgebers eine Vorläuferin einer Sammlung epitaphischer Reden der griechischen Kirchenväter seyn, und wir würden denn auch den berühmten Leichensermon desselben Autors auf Basilius den Grofsen in einer neuen Ausgabe besitzen, wozu ich vor mehrern Jahren nur ungedruckte Scholien mittheilen konnte. *) Nach dieser schönen Probe müssen wir diesem Unternehmen den besten Erfolg wünschen. Herr v. Sinner hat diese Rede nach Clemencets Ausgabe durch Hülfe von Handschriften in einer neuen Recension geliefert, zweckmäfsige kritisch-grammatische Anmerkungen beigefügt, welche sich durch eine von Überfüllung freie Belesenheit empfehlen, und worin auch bereits die Noten des Herrn Boissonade zu den Dialogen des Äneas und des Zacharias benutzt worden sind. Eine erfreuliche Zugabe sind die ungedruckten griechischen Scholien eines jüngern Basilius von Cäsarea und ein gedoppeltes Register der Wörter und der Autoren. Auch ist unter dem Titel: Analysis orationis; der Organismus dieser Rede nach A. Auger dem Texte vorgesetzt, was bei der Ausgabe jener drei Dialoge ebenfalls von Nutzen gewesen wäre. **) — Was

*) Aus zwei Münchner Handschriften in den Meletemm. e discipl. antiquit. I. p. 59 — 97.

**) Hier schliefslich noch ein Wort über die Sprache und Darstellung der drei Meister dieser Kappadocischen Schule: Nachahmungen der grofsen Attischen Schriftsteller, des Thucydides namentlich und des

den Inhalt betrifft, so kommen auch hier wieder die Grundgedanken von der Seele, von der philophisch-christlichen Vorbereitung zum Tode, von der Nichtigkeit dieses Lebens, von der Ideenwelt und von dem Bürgerrecht in derselben u. s. w. zur Sprache, doch mit denjenigen Unterschieden, die wir oben, als der Anthropologie dieses Gregorius eigenthümlich, bezeichnet haben. Wir danken dem Herausgeber für diese niedliche Ausgabe, die sich auch durch Druck und Papier, so wie durch Correctheit, dem Leser empfiehlt.

Demosthenes habe ich in des Gregor von Nazianz Epitaphios auf Basilius den Gr. (Meletemm. I. p. 61 sqq.) nachzuweisen gesucht. Die Schönheit der Sprache des Nysseners so wie die Lieblichkeit derselben preiset Photius (s. Veterum Scriptorum de Gregorio Nysseno testimonia. p. XVII in der vorliegenden Ausgabe des Herrn Krabinger), und der feine und schwer zu befriedigende Libanius hat in seinen Briefen gegen den Geschmack des Basilius nichts einzuwenden, obschon er sonst die Ironie über die Kappadoken nicht unterdrückt (s. Bergler ad Alciphron. II. 2. p. 294 Wagn.), wo es im Texte vom Epikurus heifst: οὔτε ὡς Ἄττικος, οὔτε ὡς φιλόσοφος, ἐκ Καππαδοκίας πρῶτος [εἰς] τὴν Ἑλλάδα ἦκων, wo unsere Handschrift nr. 132 die Präposition auslāfst. Dagegen sagt Philostratus vom Kappadocier Apollonius aus Tyana (de vit. Apollon. I. 7. p. 8. Olear.): καὶ ἡ γλῶττα Ἀττικῶς εἶχεν, οὐδ' ἀπήχθη τὴν φωνὴν ὑπὸ τοῦ ἔθνους. So hat dort auch cod. Schellersh. Man besserte: τὴν γλῶτταν, Suidas giebt eben so gut καὶ γλώττης ἀττικῶς εἶχεν (wo aber im Texte auch: ἡ γλῶττα, dagegen an einer andern Stelle: ὁ δὲ Ἀπολλώνιος τὴν γλῶτταν Ἀ. s. s. Suidas p. 461 und p. 1494 ed. Gaisf.) Am bittersten hat diesen Spott über die Sprache und Schreibart der Kappadocier Lucianus ausgesprochen, in einem Epigramm, worin er sagt: Es lasse sich eher ein weifser Rabe, oder eine geflügelte Schildkröte finden, als ein ächter Kappadokischer Redner (Lucian Vol. III. p. 689 sq. Wetst. Analect. gr. II. p. 312. nr. XXII. Anthol. Palat. Tom. II. p. 444. vergl. Jacobs dazu Tom. IX. p. 424 sq. Über die Sache vergl. man jetzt noch: J. Joh. Hisely Disput. de historia Cappadociae Ultraject. 1836. p. 85.) — Was hätte dieser satyrische Religionsverächter wohl gesagt, wenn er die herrlichen Werke jener drei grofsen Kappadocischen Kirchenväter hätte lesen können?

Fr. Creuzer.

Vortrag der Special-Kommission für Reform des Finanz-, Armen- und Gemeindetellwesens an den Regierungsrath der Republik Bern. Bern 1837. 84 *S.* 8.

Mit grofsem Interesse und mit eben so vieler Befriedigung hat Ref. diesen Kommissionsbericht gelesen. Der Bericht verbreitet sich über Gegenstände, die auch für andere Staaten, für Monarchieen, wie für Republiken, von hoher Wichtigkeit sind, die gerade jetzt in so vielen europäischen Staaten an der Tagesordnung sind. Der Natur der Sache nach konnte die Kommission dem ihr gewordenen besonderen Auftrage nur so Genüge leisten, dafs sie auf die allgemeinen Grundsätze einging, welche in einen jeden Theil der Aufgabe einschlugen. (In allen Fächern des menschlichen Wissens läfst sich auch die allerspeciellste Frage auf die allgemeine zurückführen: Welches sind die allgemeinen Grundsätze, die man auf den gegebenen Fall anzuwenden hat? Und doch haben Einige einen Scheu vor dem Philosophiren!) Und der vorliegende Bericht enthält eine eben so klare als bündige Darstellung dieser Grundsätze. Eben so giebt er mehrere interessante Aufschlüsse über den inneren Zustand des Kantons Bern, auch einige über den anderer Kantone der Schweiz. Man ersieht aus diesen Nachrichten mit Vergnügen, dafs schon viel Gutes geschehen, anderes im Werke ist, dafs man in Deutschland Gefahr läuft, sich eine ganz irrige Vorstellung von dem Zustande der Schweiz zu machen, wenn man sich durch die Auctorität der Zeitungsblätter verleiten läfst, nur den Kampf zwischen einander feindselig gegenüber stehenden politischen Partheien als das Thema der neuesten Geschichte der Schweiz zu betrachten. Auch die Verbesserungsvorschläge, welche der Bericht enthält, sind zum Theil von der Art, dafs sie nicht blos im Kanton Bern Beachtung verdienen. Und da der Bericht überdies durchgängig mit Ruhe und Mäfsigung abgefafst ist, so darf er wohl als ein erfreuliches Zeichen von dem besseren Geiste betrachtet werden, der in der Schweiz unter den Stürmen der Zeit dennoch fortlebt oder von neuem aufgelebt ist. Es ist nicht mehr als billig, die Männer auch hier zu nennen, von denen dieser Bericht ausgegangen ist. Ihre Namen sind: J. Stettler, Grofsrath, Präsident, (Berichtserstatter?) — J. Mühlemann, Grofsrath, — J. Regez, Regierungsstatthalter, — Kohli, Regierungsstatth. — Jäggy, Grofsrath, — C. F. Morel, Dekan, — D. K. Herzog, Prof. d. Staatswissenschaften, — N. Häberli, Grofsrath, — P. Sommer, Grofsrath.

Digitized by Google

Inhaltsanzeige. Wegen der Kürze und Unvollständigkeit derselben kann und mufs sich Ref. mit dem Zwecke dieser Jahrbücher entschuldigen. — I. Reform des Staats-Finanz-Systemes. S. 4. Es ist hier nicht von einer gänzlichen Umgestaltung des Staatshaushaltes des Kantons Bern die Frage; sondern nur von der Aufhebung der Zehnten, der Bodenzinsen und einiger ähnlichen Grundlasten, so wie von der Art, wie der Ausfall in der Staatseinnahme, der durch die Aufhebung dieser Abgaben entstehen würde, zu ersetzen seyn würde. (Ref. wird sich in dieser Anzeige auf das beschränken, was der Bericht über die Zehnten enthält.) Die Zehnten sind im Kanton Bern im Verlaufe der Zeit — besonders durch die Einziehung der Klöster — gröfstentheils in die Hände des Staates gekommen. Sie waren einst öffentliche Abgaben; sie haben diese Eigenschaft auch jetzt noch, wenigstens in dem Sinne, dafs mit dem Ertrage derselben ein Theil der Staatsausgaben bestritten wird. Sie müssen aufgehoben werden, um den Grundsatz der gleichen d. i. der verhältnifsmäfsigen Vertheilung der öffentlichen Lasten auch in dieser Beziehung durchzuführen. (Der Bericht leitet diesen Schlufs aus dem Charakter der Berner Staatsverfassung ab. Aber sollte er nicht vielmehr auf dem Principe beruhen: Was jemals eine öffentliche Abgabe war, kann nie aufhören eine öffentliche Abgabe zu seyn?) Gleichwohl geht der Bericht von der Ansicht aus, »dafs die Aufhebung der Zehntlast auf dem Grundsatze der Loskäuflichkeit, auf dem der Verpflichtung zum Loskaufe innerhalb einer zu bestimmenden Frist und auf dem der Festsetzung eines erniedrigten Loskaufspreises beruhen müsse, — oder, wie man diesen Satz auszudrücken berechtigt seyn dürfte, von der Ansicht, dafs gleichwohl zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit, zwischen dem, was an sich Rechtens ist, und dem bestehenden Rechte ein billiger Vergleich zu stiften sey. Hiernach wird vorgeschlagen, dafs der Staat alle Zehnten, welche Privatpersonen oder einer Körperschaft gehören, käuflich an sich bringen und dafs hierauf die Ablösung mit dem fünfzehnfachen Betrage nach dem Durchschnittsertrage der letzten 21 Jahre in 10 Jahren mittelst terminlicher Zahlungen von den Zehntpflichtigen geschehen soll. (Abgesehn von der Verpflichtung zur Ablösung, gewifs ein sehr billiger Vorschlag.) Da schon zufolge früherer Gesetze die Zehnten ablöslich waren, jedoch nur zu ihrem wahren Werthe, so sollen diejenigen entschädigt werden, welche die Zehnten nach diesen Gesetzen abgekauft haben, we-

Digitized by Google

gen des zu viel Gezahlten entschädigt werden, wenn sich auch die Mitglieder der Kommission nicht über den Betrag dieser Entschädigung vereinigen konnten. Ebenso waren die Meinungen über die Frage getheilt, welche Steuer oder welche Steuern den durch die Aufhebung der Zehnten entstehenden Ausfall in dem Einkommen des Staates decken sollen. Die Mehrheit entschied sich für eine allgemeine Einkommensteuer, die Minderzahl für die Einführung oder für die Erhöhung gewisser besonderer Steuern. (Der Bericht verbreitet sich ausführlich über die Gründe für und wider die eine und die andere Meinung.) — II. Reform des Armenwesens. Das Armenwesen hat in dem Kanton Bern ohngefähr denselben Gang genommen, wie in England. Auch in Bern wurde es von den Gesetzen den Gemeinden zur Pflicht gemacht, für ihre Armen zu sorgen. Die Folgen konnten nicht ausbleiben und sie blieben nicht aus. Es vermehrte sich die Zahl der Armen, es stiegen die Armentaxen; es entstand, da die Zahl der Armen besonders in einigen Theilen des Kantons zunahm, eine neue Ungleichheit in der Vertheilung der öffentlichen Lasten, anderer Übel nicht zu gedenken, die sich an diesen Zustand der Dinge anreihten. Der Bericht geht nun von dem Grundsatze aus: »Der Staat als solcher hat keine Pflicht zur Unterstützung der Armen« und mithin eben so wenig das Recht, Abgaben für diesen Zweck zu erheben oder den Gemeinden die Pflicht aufzuerlegen, für ihre Armen zu sorgen. Dieser Grundsatz klingt allerdings hart. Aber er ist nur eine Folgerung aus dem allgemeinen Satze, dafs Niemand, der sich selbst helfen kann, einen Rechtsanspruch auf die Hülfe Anderer zur Erhaltung seines Lebens oder seines Eigenthumes hat. Er spricht nun von einem Rechte und nicht von einem Anspruche auf die Hülfe oder Mildthätigkeit Anderer. Er wird überdies in dem Berichte, wie das von Rechtswegen geschehen mufste, nur mit der Einschränkung aufgestellt, dafs dem Gemeinwesen gleichwohl die Rechtsverbindlichkeit obliege, für diejenigen zu sorgen, welche, ohne Vermögen und ohne dafs sie Verwandte haben, welche sie zu unterhalten rechtlich verflichtet sind, schlechthin ausser Stand sind, sich selbst zu ernähren, also für Greise, für gebrechliche Personen, für Kranke, für Waisen (und für uneheliche Kinder,) in so fern sie in diese Klasse der Armen gehören. Der Vorschlag der Kommission geht nun dahin, die Last der Vorsorge für die Armen dieser Klasse den Gemeinden abzunehmen und sie dem Staate aufzulegen; wobei sich der Bericht zugleich über die Art,

Digitized by Google

wie dieser Vorschlag (z. B. durch die Errichtung von Armen- und Waisenhäusern) in Vollziehung gesetzt werden könnte, verbreitet. Dagegen glaubt die Kommission den obigen Grundsatz auch auf diejenigen Armen anwenden zu können und zu müssen, welche erklären, dafs sie bereit sind zu arbeiten, aber behaupten, dafs sie keine Arbeit finden können. (Eine sehr schwierige Frage! Das neueste englische Armengesetz hat sie anders entschieden.) Auch ist noch aus diesem Theile des Berichts anzuführen, dafs die Kommission gegen den Strafsenbettel Zwangsarbeitshäuser in Vorschlag bringt. (Hierbei kann man die Frage aufwerfen: Wenn die Gesetze eines Staates den Grundsatz bekräftigen und durchführen, dafs Armuth kein Recht auf Unterstützung gebe, welchen Einfluſs hat das oder soll das auf das Recht der Armen haben, Andere um Almosen anzusprechen? Die Kommission hatte einen ohnehin so reichhaltigen Auftrag, dafs man ihr nicht daraus einen Vorwurf machen kann, dafs sie nicht auf diese Frage eingegangen ist.) — III. und IV. Reform des Finanzwesens der Gemeinden, der bürgerrechtlichen Verhältnisse, (des Ortsbürgerrechts.) S. 75. *) Die Kommission konnte sich in diesen Abschnitten kurz fassen, da sie gröſstentheils nur auf Erhaltung des Bestehenden anträgt. Doch will Ref. aus diesem Theile der Schrift zwei Sätze anführen, die allgemeine Beherzigung verdienen dürften. »Da die Gemeinden blos kleinere Theile eines gröſseren Ganzen, des Staates, bilden, so mufs ihr Organismus, und daher auch ihr Steuerwesen, auf den nämlichen Grundsätzen, nur in kleinerem Mafsstabe, wie das des Staates, beruhen.« (S. 70.)

*) Was wir in hiesigen Gegenden Gemeindeumlagen nennen, nennt man in Bern Gemeindetellen. Von taille? oder von Zoll, Toll, teloneum?

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Reform des Finanzwesens in Bern.

(Beschlufs.)

»Die Aufhebung der Ortsbürgerrechte würde, auch wenn ihr weniger Schwierigkeiten entgegenständen, kaum diejenigen wohlthätigen Folgen herbeiführen, die man sich von einer so wichtigen Mafsregel verspricht, sondern viel eher sehr verderblich wirken. Zwar kennt die Kommission die Nachtheile sehr gut, die man gewöhnlich diesen Instituten vorwirft, und die sich auch nicht ganz wegläugnen lassen. Sie weifs wohl, dafs die Bürgerrechte die Quellen sind des eigennützigen, kleinlichen Örtli- und Kantönligeistes, welcher den Vortheil des Bürgerorts vorzieht demjenigen des gemeinen Vaterlandes, weil er im Grunde sein ganzes Vaterland nur in seinem Bürgerorte, höchstens in seinem Kantone erblickt; sie weifs, dafs zu andern schädlichen Früchten jenes Geistes auch die kleinliche Unterscheidung in den Begriffen von Bürgern und Hintersassen mit ihren Folgen zu zählen ist. Aber neben dieser Schattenseite verkenne man die Lichtseiten jener tief gewurzelten Institutionen nicht. Zwar erkennt mancher in der That sein Vaterland nur in seinem Bürgerrecht; aber würde ihm dann jenes lieber werden, wenn man ihm dieses entreifst? jetzt findet er in der Beförderung der Interessen seiner Bürgergemeinde, die doch auch einen Theil des gröfsern Ganzen bildet, einen ihm werthen Wirkungskreis, in welchem er nützlich ist, während er ohne diesen ein unnützer Bürger wäre. Da nun nicht alle Bürger an den höhern vaterländischen Angelegenheiten thätigen Theil nehmen können, so ist es gewifs im klugen Interesse der Regierung, doch jedem so viel möglich einen engern Wirkungskreis anzuweisen, in welchem er seine Kräfte mit Freuden übt, und mittelbar auch den Nutzen des gemeinsamen Vaterlandes fördert. Weit entfernt also, dafs mit Aufhebung der Bürgerrechte ein gemeinnützigerer Patriotismus einträte, würde höchst wahrscheinlich todte Gleichgültigkeit an allen vaterländischen Interessen, bei einer grofsen Zahl der Staatsbürger die Stelle des Örtligeistes einnehmen, welcher dann leicht die Wahrheit der Worte von Montesquieu bewähren liefse: »du moment qu'un citoyen dit que m'importe, l'état est perdu.«

Refn. hat sich bei dem Lesen dieses wacker ausgearbeiteten Kommissionsberichts mehr als einmal der Gedanke aufgedrungen, dafs, wie die Sachen jetzt in den deutschen und in mehrern andern europäischen Staaten stehn, der Unterschied zwischen einer Republik und einer Monarchie, was das endliche Resultat dieser Verfassungen für die einzelnen Bürger betrifft, denn doch nicht so bedeutend sey, als man, wenn man blos die Begriffsverschiedenheit dieser Verfassungen berücksichtiget, erwarten könnte.

Zachariä.

Rappoltstein. Eine Wundersage aus dem Mittelalter, dichterisch bearbeitet von G. (Georg) D. (Dürrbach). Zürich, bei Schulthefs. 1836. 487 S. 8.

Obschon der gegenwärtig geringere Anbau der epischen Poesie in allgemeinen Verhältnissen der Zeit und der Literatur seinen Grund hat, so trägt doch auch ein gewisser Mangel an Kraft des Hervorbringens von Seiten der Dichter und der Auffassung von Seiten des Publicums einen Theil der Schuld daran. Wie auf andern Gebieten des Lebens, so liebt auch hier der gröfsere Theil die flüchtigen Genüsse, welche durch Neuheit oder durch irgend andere auffallende und überraschende Eigenschaften reizen und durch die Kürze ihrer Dauer schnell wieder andern Genüssen den Platz räumen. Wir schlürfen jetzt lieber aus Liqueurgläschen den poetischen Nektar, oder was uns dafür angeboten wird, als dafs wir volle Schalen aus der kastalischen Quelle schöpfen. Um so interessanter ist es, wenn ungeachtet dieser nicht einladenden Umstände ein Dichter solche volle Schalen schöpft und uns anbietet. Ein solches Unternehmen mufs um so mehr Aufmerksamkeit verdienen, wenn es mit dichterischer Kraft, mit Phantasie und richtigem Geschmack begonnen, mit Ausdauer, Liebe und Kunstfertigkeit ausgeführt ist. Wir stehen nicht an, das vorliegende Werk als ein solches Unternehmen zu bezeichnen, und zweifeln nicht daran, dafs Leser, welche nicht durch poetische Genrestücke verwöhnt sind, sondern den Sinn für gröfsere Compositionen behalten haben, diesem Urtheile beistimmen werden. Das Werk ist ausserdem noch durch besondere Umstände bemerkenswerth. Es ist nämlich im Elsafs und von einem elsässischen Dichter verfafst, und gehört seinem Inhalte nach der deutschen Vorzeit des Elsasses an. Es kommt also aus jenen schönen Gauen, wo in Sage und Sitten und in der geistigen Rich-

tung überhaupt sich ein so unzerstörbares deutsches Element findet. Jede Blüthe deutscher Kunst und Wissenschaft, welche dort sprofst, verdient gewifs in erhöhtem Maafse unsre Aufmerksamkeit und Pflege. Wir glauben daher den Lesern dieser Blätter einen Dienst zu erweisen und zugleich eine Pflicht der deutschen Kritik gegen die Erzeugnisse der deutschen Muse jenseits des Rheins zu erfüllen, wenn wir Inhalt, Geist und Ausführung dieses Werkes etwas genauer darzustellen versuchen.

Die Sage, welche den Grundstoff dieses Epos ausmacht, ist auf den kürzesten Ausdruck gebracht folgende: Conrad, Herr von Rappoltstein, durch seine erste Gemahlin Gisberte Vater zweier Söhne, Ortolphs und Wipolds, und einer Tochter, Gertrude, ein harter und übermüthiger Mann, bringt durch diese Härte die Bewohner von Rappoltsweiler gegen sich zur Empörung und bekämpft diese, unterstützt durch Egenolf von Bildstein, den jedoch nur die Liebe zu Conrads Tochter dazu bewegt. Ortolph und Wipold weigern sich, Conraden bei diesem Kampfe beizustehen, worüber dann auch zwischen dem Vater und den eignen Söhnen Fehde entsteht. Conrad wird dabei getödtet und flucht seinen Söhnen. Nun erhebt sich zwischen den Brüdern ein Streit um das väterliche Erbe. Ortolph gewinnt Egenolf für sich; Wipold sucht durch allerhand Ränke gegen seinen Bruder sich in den Besitz der Herrschaft des Vaters zu setzen, welche jenem als dem ältern gebührt. Obgleich Ortolph selbst, so wie Egenolf und Gertrude den Ausbruch des Bruderzwistes auf alle Art zu verhüten suchen, so läfst sich diese Fehde nicht zurückhalten und Ortolph bleibt Sieger. Kaiser Friedrich Barbarossa, der nach einem Römerzuge in diese Gegend kommt, zieht beide Brüder, als Mörder ihres Vaters, zur Rechenschaft. Durch die Bitten ihrer Schwester wird beiden verziehen. Die beiden Liebenden, Egenolf und Gertrude, werden nach einer Reihe von Hindernissen und Prüfungen endlich mit einander vereinigt. Allein der Vaterfluch sollte doch noch in Erfüllung gehen. Ortolph erschiefst unfreiwillig bei Gelegenheit eines Jagdfestes seinen Bruder Wipold durch ein Geschofs, an welches ein besonderes unheilbringendes Verhängnifs geknüpft ist. Ortolph in verzweiflungsvollem Schmerze darüber unternimmt zur Sühne eine Kreuzfarth, wobei er den Tod findet. Egenolf und Gertrude kommen so in den Besitz des Rappoltsteinischen Erbes und leben in glücklicher Ehe. Es ist also der Inhalt des Ganzen: der verhängnifsvolle Untergang

Digitized by Google

eines mächtigen Dynastengeschlechtes und das Aufblühen eines neuen durch Vereinigung des letzten Zweiges desselben mit einem andern edeln Stamme.

Ausser den genannten Personen und einer Anzahl Nebenfiguren treten noch folgende als in den Gang der Begebenheiten eingreifend hervor: Ortlieb, ein heiliger Klausner von Rappoltsweiler, später Bischof von Basel; Xaver, ein listiger und energischer Mönch, dem Jagd, Krieg und weltliche Händel mehr als Mefsbuch und Brevier gefallen; Raimund, ein Verwandter Leonorens, der zweiten Gemahlin Conrads und dadurch auch der Kaiserin Beatrix, der Gemahlin Friedrichs, ein gaskonischer Ritter, prahlerisch, unzuverlässig und zu jedem Betrug, wenn es seinen Vortheil gilt, stets bereit, der Nebenbuhler Egenolfs in der Liebe zu Gertrude; Landulf, ein elsassischer Ritter, treu, bieder und tapfer, aber von unangenehmen äussern Ansehen, Adelheide liebend ohne Gegenliebe und darum in Krieg und Abentheuern die Welt durchstreifend; Till, der lustige Rath des Kaisers Friedrich, dabei lieblicher Sänger und Dichter; Adelheide, Raimunds Schwester, wie er von den Ufern der Garonne, in heifser Liebe für Egenolf glühend und Alles für diese Liebe ohne Erfolg unternehmend; Beatrix, Kaiser Friedrichs Gemahlin; aus Burgund, wie ihre Verwandte Leonore; Herzlande, ebendaher, früher die Vertraute Gisbertens, der ersten Gemahlin Conrads, zu der sie als eine arme Vertriebene kam und die sie durch Klugheit und erheuchelte Herzensgüte für sich gewann, aber im Geheimen arge Zauberkünste treibend.

Aus dieser kurzen Andeutung wird schon hervorgehen, dafs es an Mannigfaltigkeit der Charaktere nicht fehlt. Sie sind aber auch überdies bestimmt aufgefafst, lebendig dargestellt und gut durchgeführt. Die beiden Liebenden, Egenolf und Gertrude, haben, wie sich erwarten läfst, eine etwas idealische Färbung, ohne jedoch dadurch zu charakterlosen Gestalten zu werden. Schärfer tritt das charakteristische Gepräge bei den Personen des Gedichtes, die in zweiter Linie stehen, hervor, bei Landulf, Raimund, Adelheide, Xaver, Till. Die Charaktere der beiden feindlichen Brüder sind einander so entgegengesetzt, dafs Ortolph, der ältere, als der edlere erscheint, Wipold, als der unedlere, gewaltsamere; so werden sie auch ihrer äussern Erscheinung nach unterschieden: »Wipold war stark, und Ortolph hiefs der Schöne.« Indessen tritt dieser Gegensatz erst im Verlauf des Gedichtes ein, weniger im Anfange, wo auch der

jüngere Bruder, Wipold, edle Gesinnungen zeigt (II, S. 25.). Es wäre zweckmäfsiger in künstlerischer Hinsicht und natürlicher gewesen den Unterschied der Charaktere beider Brüder gleich bei ihrem ersten Auftreten bestimmter anzudeuten. Die Charaktere der handelnden Personen zeigt der Dichter übrigens, wie es sich gebührt, mehr durch die Art ihres Handelns und durch ihre unmittelbaren Äusserungen, als durch reflectirende Beschreibung. Eine Charakteristik der weiblichen Hauptperson, Gertrudens, gibt er auf eine glückliche Weise durch die Erzählung ihrer Erziehung (IV. Ges. S. 78. 79). Auch wo keine Darstellung und Entwicklung eines Charakters, sondern nur ein charakteristisches Bild der äussern Erscheinung einer Person zu geben, weifs der Dichter gut zu schildern. Als Probe mag das erste Auftreten des Kaisers gelten, der unerkannt von Egenolf (dem Urselinen) während seines Streites mit Till im Walde erscheint (Ges. XIX. S. 397):

— — Mit edler Sitte
Begrüfsten ringsum alle Krieger ihn;
Ein tiefes Schweigen herrschet in der Mitte,
Mit Ehrfurcht nur vermag der Urselin
Des Fremdlings hohe Würde anzuschauen,
Die seine Stirn umschwebt und seine Brauen.

Auf seinem schönen Angesichte pauren
Sich hoher Ernst und sanfte Mildigkeit;
Schon ist mit vielen grauen Silberhaaren
Sein blondes Haupt, sein rother Bart bestreut;
Schon stand er an der Schwelle von den Jahren,
Wo unsers Lebens kräft'ge, goldne Zeit
Sich zu des Abends milder Dämm'rung neiget,
Und unser Fufs ins Thal hinuntersteiget.

Doch schauten noch die Blicke kühn und bieder
Hervor aus seiner Augen hellem Blau;
Die Schultern breit, und schön und stark die Glieder,
Und grofs des Leibes wohlgestalter Bau.
Ein Jagdschwert hieng ihm von dem Gürtel nieder,
Ein grünes Jagdgewand, verbrämt mit Grau,
Das war des hohen Eingetret'nen Hülle;
Doch also unterbrach er nun die Stille: u. s. w.

Die beiden Elemente der epischen Gattung, die historische Grundlage und das Wunderbare, sind mit selbständiger Kraft und mit künstlerischer Einsicht von dem Verf. benützt. Das schöne Land, welches die Scene bildet, ist mit frischen Farben geschildert, mit seiner fruchtbaren Fülle in Berg und Thal, mit seinen

Digitized by Google

jetzt in Trümmern liegenden Burgen und seinen noch blühenden Städten. Das Ganze gewinnt einen guten historischen Hintergrund durch die Verbindung der Sage mit dem Aufenthalt und dem Walten Friedrich Barbarossa's in jener Gegend und durch einige glücklich eingeflochtene Episoden, wie die Beschreibung der Schlacht von Legnano (S. 43 ff.). Auch ist von dem Dichter sehr glücklich benützt worden die Individualität des Landes und der Bevölkerung an der Gränze von Deutschland und Frankreich, der gegenseitige Verkehr und der Gegensatz zwischen dem deutschen und französischen Wesen. So kommen zu den deutschen Personen und Charakteren Conrad mit dessen Söhnen, Gertrude, Egenolf, Landulf u. a. andrerseits die französischen, Raimund, Adelheide, Beatrix, Leonore hinzu und bilden mit ihnen einen natürlichen Contrast.

Motive aus dem Gebiete des Wunderbaren gab einmal schon die hier behandelte Sage selbst. Rimbaldo, einer der Ahnherren des Geschlechts von Rappoltstein, von normannischer Abkunft aus dem Stamme der Ursinen, aus Italien in das Elsafs eingewandert, war wie der Ritter von Staufenberg mit einer Fee — (Habande nennt sie der Dichter) — vermählt. Er führte lange ein heidnisches Leben, obgleich er vor seinem Tode sich noch bekehrte. Sein Geist ist zur Strafe und Sühnung in das Steinbild seines Grabdenkmales gebannt. Von dieser Zeit an herrschte ein unglückliches Verhängnifs über seinem Geschlechte bis zu seinem Untergange. Ebenso wird auch auf den hohen Norden der Ursprung des Geschlechtes Egenolfs zurückgeführt. Sein Urahne war Urseling, ein Freund Ursins, die sich aber nach einer schön erzählten Sage (II. S. 28) in der nordischen Heimath entzweiten, und von deren Nachkommen die einen, die Ursinen, nach Italien, die Urselinger nach Schwaben auswanderten. Beide Geschlechter aber waren aus dem Stamme Horters, des Besiegers Balders; und das Unheil, das auf einem Theile der Nachkommen Horters ruhte, kam von der Fee Habande, die den Tod des von ihr geliebten Balders auf diese Art rächen wollte, bis sie durch Egenolfs Schönheit und Trefflichkeit gerührt für diesen in Liebe entbrannte (XV. S. 333 ff.). Nicht minder tragisch ist das Schicksal Brunhildes, der Ahnfrau des Rappoltsteinischen Geschlechtes nach seiner Übersiedelung aus Italien. Diese hatte aus Liebe für den schönen Normanen ihren frühern Gemahl mit seinem eignen Schwerte getödtet und sich mit Rimbaldo vermählt. Nach dessen Tode wollte ein Verwand-

Digitized by Google

ter ihres ersten Mannes Rache an ihr nehmen, sie aber flüchtete sich mit Rimbaldo's Schwert in eine Kapelle im Gebirg, deren Thüre sich hinter ihr schlofs, und nie gelang es Jemanden, sie zu öffnen. Jahrhunderte lang war der Geist der Verbrecherin hier eingeschlossen und man hörte von Zeit zu Zeit ihre klagende Stimme, bis sie Gertrude erlöste und mit dem aus der Kapelle genommenen Schwerte Egenolf im Kampfe zu Hülfe eilte. Den Charakter der Volkssage hat auch die Zauberburg der Kaiserin Beatrix, auf der höchsten Spitze der Vogesen. Andere Wundersagen holt der Dichter aus dem hohen Norden, woher er seine Helden abstammen läfst. So die Sage von dem Zaubergürtel, den Horter, der gemeinschaftliche Stammvater der Ursinen und Urselingen von den Nornen einst erhielt und der seinen Nachkömmling Egenolf schützte. Eine andre Quelle des Wunderbaren geben volksmäfsige heidnische und christliche zum Theil ja noch heutigen Tages bestehende Vorstellungen. Dahin gehören die mit lebhaften Farben geschilderten Zauberkünste, welche Herzlande auf Adelheidens Ansuchen vornimmt, um Egenolfs Liebe zu gewinnen (XI, S. 223. XXI, S. 444); Geister von Verstorbenen, welche erscheinen und geheimgehaltene Verbrechen offenbaren (X, 203. XII, 236); Herzlande's zauberisches Hexenwerk gegen die Amme Gertrudens, aus Zorn darüber, dafs die Amme nicht der kleinen Gertrude Herzlande's Kind verwechseln lassen will (XII, 246); die Vision des heiligen Klausners Ortlieb, der im Geiste eine reinere, bessere Zeit sieht, wobei eine ehrenvolle Erinnerung an den berühmten Theologen Spener, dessen Geburtsort Rappoltsweiler war, glücklich angebracht ist. Höhere Wesen, welche selbst redend und handelnd auftreten, sind ausser der schon genannten Fee Habande, die durch ihren Hafs und ihre Liebe in den Gang der Begebenheiten besonders eingreift, ein Seegeist vom Kaisersberge, der nach der Art solcher Elementargeister mit Elfenherzen nicht minder wie mit armen Menschenherzen sein neckisches, tückisches Spiel treibt und bei welchem Habande in ihrer Liebe zu Egenolf vergeblich Hilfe sucht (VII, 135); und aus dem Kreise der christlichen Vorstellungen die heilige Maria, welche der Dichter der schlummernden Gertrude also erscheinen läfst:

Und süfse, heil'ge Wonneschauer beben
Durch ihre Brust, war's träumend? einen Chor
Von Engeln sieht sie lächelnd niederschweben,
Und sanfte Töne schallen um ihr Ohr.

Digitized by Google

Nun schreitet selbst, von Himmelsglanz umgeben,
Maria durch ein goldnes Strahlenthor,
Ihr Haupt umleuchten Sterne, auf dem Wagen
Der Silberwolken wird sie hingetragen.

Die Sonne war ihr Kleid; zu ihren Füfsen
Sah man der Mondesscheibe gold'ne Pracht.
Ihr Arm umschlang den Knaben, der den Riesen
Der Hölle stürzte in die ew'ge Nacht.
Bezaubernd war der Lippen holdes Grüfsen,
Wie Maienglanz, der auf den Fluren lacht:
Und also redet sie voll sanfter Milde
Gertruden an, die hohe Wonne füllte.

Auch läfst der Dichter Gott selbst durch Absendung eines guten Engels unmittelbar in die Handlung einwirken, um Egenolf aus den Schlingen der Verführung zu befreien (XIII, 277).

So verschieden und mannigfaltig diese höhern Wesen und überhaupt diese Motive des Wunderbaren sind, so wird man doch anerkennen, dafs hier nicht eine Zusammensetzung heterogener Elemente ist, sondern dafs der Dichter nur vereinigt läfst, was im Volksglauben zu gewissen Zeiten vereinigt vorkam und zum Theil noch vorkommt, so dafs er gerechtfertigt erscheint, wenn er hierin der Weise früherer epischer Dichter folgt. Die Charaktere jener höhern Wesen sind im Ganzen gut gehalten, besonders Habandens und des Seegeistes. Die Worte, welche der Dichter der heiligen Maria in den Mund legt und wodurch sie ausspricht, wie sie verehrt seyn will und wie nicht, deuten zwar auf spätere Ansichten hin; so wie ähnliche protestantische Anklänge in Ortliebs Vision, worin Speners Andenken gefeiert wird, und in einer andern Rede desselben (XIV, 309) bemerkbar sind. Aber dies stört in poetischer Hinsicht nicht; im Gegentheil durch diesen mehr individuellen, an wirkliche Verhältnisse erinnernden Ausdruck erhält das Ganze gleichsam einen festern Bestand. Einmal jedoch finden wir, dafs der Dichter den sonst richtig verfolgten Weg verlassen hat, und statt solcher im Volks- und Dichterglauben bestehender Individualitäten, ein allgemeines allegorisches Wesen — die Rache, oder einen Rachegeist auftreten läfst, welcher Adelheiden einen nie fehlenden Pfeil gibt, denselben, durch den später Wipold, der eine der beiden feindlichen Brüder, fällt. Übrigens weifs der Dichter in dem Eingange mehrerer Gesänge die Leser auf das Wunderbare gut vorzubereiten. Ohne prosaisch darüber zu reflectiren, fügt er auf eine geschickte Weise vermittelnde Gedanken ein, indem er

Digitized by Google

theils auf die alte Sage sich beruft, theils auf den geistigen Sinn derselben hinweist (VII, 134. XII, 231.).

Aus dem Zusammenwirken jener Charaktere, mit ihren Interessen und Leidenschaften, in Verbindung mit diesen Motiven aus dem Gebiete des Wunderbaren erweitert sich die oben kurz angedeutete Hauptbegebenheit zu einem ausgedehnten, vielfach verschlungenen, kunstreichen Ganzen. Der unselige Bruderzwist, welchem Gertrude und Ortlieb oft vergeblich entgegenarbeiten, wird vornehmlich durch den schlauen und ehrgeizigen Xaver, der auf Wipolds Seite ist, durch Raimund und auch, obwohl ohne Absicht, durch Landulf unterhalten und immer aufs neue angefacht. Egenolfs und Gertrudens Liebe, neben dem Streit zwischen dem Vater und den Söhnen und den Söhnen unter einander, der Hauptgegenstand des Gedichtes, wird durch Adelheidens unglückliche Liebe zu Egenolf und Raimunds zu Gertrude vielfach gehindert und geprüft; so wie nicht minder die unerwiederte Landulfs zu Adelheide mehrfach in den Gang der Begebenheiten eingreift. Diesen Gang in allen seinen zahlreichen Windungen, welche der Dichter ihm gibt, bis ins Einzelne zu verfolgen, würde eine zu ausführliche Darstellung fordern. Andrerseits erfordert aber der Zweck dieser Anzeige wenigstens in einigen Grundzügen die innere Ökonomie des Gedichtes anzugeben.

Der glücklich aufgefafste und dargestellte Eingang des Gedichtes führt uns mitten in die Weinlese zu Rappoltsweiler. Durch die Härte, womit bei der Weinlese der Zehnte eingefordert wird, bricht die lange genährte Unzufriedenheit der Grundholde und Bürger von Rappoltsweiler in einen Aufstand aus, bei welchem Conrad vergebens die Hülfe seiner Söhne in Anspruch nimmt, so dafs er sich an Egenolf wendet. Daran knüpft sich die Exposition der Hauptpersonen des Ganzen (Ges. I. und II.). Indessen wird Egenolf durch Landulf, welcher von Raimund dazu verrätherischer Weise angestiftet worden war und Ortolphs Rüstung angelegt hatte, verwundet. Ortlieb, der heilige Einsiedler, sucht vergebens Conrad zu bekehren und zur Versöhnung mit seinen Unterthanen zu bringen. Derselbe heilt den verwundeten Egenolf (Ges. III. und IV.). Gertrude sucht ihren Bruder Ortolph, der fälschlich für den Feind gilt, der Egenolf verwundete, zu versöhnen und begibt sich heimlich auf dessen Burg St. Ulrich, während Egenolf, von Conrad dazu gereizt, in derselben Nacht die Fahne von der Zinne dieser

Digitized by Google

Burg holt. Gertruden erscheint in der Kapelle, wo sie betet, der Geist ihres Ahnherrn Rimbaldo, der ihr seine und seines Hauses Geschichte und Schicksal verkündet. In derselben Nacht unternimmt Conrad einen Angriff auf Rappoltsweiler, wobei ihm der von St. Ulrich zurückkehrende Egenolf zu rechter Zeit noch zu Hülfe kommt (Ges. V.). Gertrude sucht bei Herzlande Rath wegen der Erscheinung ihres Ahnherrn. Durch den Verrath derselben wird sie von Raimund geraubt, aber durch einen glücklichen Zufall von ihren Brüdern, die von dem Kirchweihfeste zu Tannenkirchen kommen, aus den Händen des Räubers befreit. Sie geht mit dem jüngern Bruder Wipold auf dessen Burg Girsberg (Ges. VI.). Die Fee Habande wendet sich an den Seegeist des Sees auf dem Kaisersberg um Rath und Hülfe, um in ihrer Liebe zu Egenolf an ein glückliches Ziel zu kommen. Durch das tückische Spiel des Seegeistes nimmt die Feindseligkeit und Verwirrung in Conrads Familie noch mehr zu. Ein treuer Diener, den Conrad nach Girsberg schickt, um Gertrude zu holen, wird dort gefangen zurückgehalten. Die Fehde Conrads gegen seine Söhne kommt zu Ausbruch; er zieht gegen sie mit Egenolfs Hülfe (Ges. VII.). Die folgenden Gesänge bis zu dem X. Gesang erzählen den Fortgang dieser Fehde, den Kampf um Ortolphs Burg St. Ulrich, und Conrads Ende, welcher verwundet und seinen Söhnen fluchend sich einen Felsen herabstürzt, nachdem Egenolf, der zu kühn vorandrang, gefangen worden war. Bei diesem Kampfe hatte der Mönch Xaver, an den sich Wipold anschloſs, die Burg Conrads, Rappoltstein, durch List eingenommen, indem er Raimunden, der sie zu bewachen hatte, als Preis seines Verrathes den Besitz Gertrudens zusagte. Nach Conrads Tod sucht der jüngere der beiden Söhne, Wipold, durch den ränkevollen Xaver dazu angetrieben, das väterliche Erbe sich zuzuwenden. Er versöhnt sich mit seiner Stiefmutter Leonore, wegen ihres Einflusses bei der Kaiserin Beatrix. Xaver hält das Volk ab Ortolph als Herrn anzuerkennen. Inzwischen sucht Adelheide mit Hülfe Herzlandens durch Zauberkünste die beiden Liebenden Egenolf und Gertrude zu trennen, und da sie die Überzeugung haben, dies könne nur am Hofe der Kaiserin auf dem nahen Kaisersberge geschehen, so ziehen auf Adelheidens und Raimunds Veranstaltung Wipold und Gertrude mit ihnen dorthin (Ges. XI.). Ortolph verbindet sich mit Egenolf, dem er die Freiheit schenkt, wider Wipold, der sich der väterlichen Burg Rappolt-

Digitized by Google

stein bemächtigt hatte. Ortolph und Egenolf schicken Gertrudens Amme, um diese zu suchen; allein von Herzlande wahnsinnig gemacht kehrt sie nicht zurück. Ein Diener Ortolphs, zur Kundschaft und Versöhnung nach Rappoltstein geschickt, wird von Xaver erschlagen. Die Bruderfehde ist unvermeidlich (Ges. XII.). Vor dem wirklichen Ausbruch derselben wird erzählt, wie Egenolf nach Kaisersberg geht, um Gertruden aufzusuchen. Er wird durch ein mit magischen Künsten zubereitetes Gewand von der reizenden Adelheide auf jener Zauberburg gefesselt, durch Ortliebs Zuspruch wieder befreit; in dessen Kapelle kommt er auf dem Rückweg von Kaisersberg mit Landulf, der in der Liebe zu Adelheiden umherirrt, zusammen und versöhnt sich mit ihm nach Aufklärung früherer Irrungen, darauf kehrt er zu Ortolph zurück (Ges. XIII.). Inzwischen hat auf dem Kaisersberg Raimund vergeblich versucht, Gertrudens Herz zu bethören. Sie verläßt Kaisersberg, sucht bei Ortlieb Rath und Trost; sie kommt in die Kapelle, wo bisher der Geist ihrer Ahnfrau verschlossen war (XIV.). Bei dem nun erfolgenden Ausbruch des Kampfes zwischen den Brüdern ficht Egenolf, der sich von Gertruden verschmäht glaubt, auf Ortolphs Seite, unverwundbar durch einen Zaubergürtel, dessen wunderbare Geschichte erzählt wird (Ges. XV.). Die Fee Habande sucht Egenolf während dieses Kampfes durch Trugbilder davon zu entfernen; Gertrude, mit dem aus der Kapelle ihrer Ahnfrau genommenen Schwerte, kommt Egenolf zu Hülfe und vollbringt die Erlösung ihres Ahnherrn Rimbaldo (Ges. XVI.). Vergebens suchen Egenolf und Gertrude die kämpfenden Brüder mit einander zu versöhnen. Ortolph ist dazu bereit, Wipold heuchelt Versöhnung, setzt aber den Kampf fort, wird von Ortolph besiegt und gefesselt. Gertrude sucht nun die Kaiserin auf, um durch ihre und des Kaisers Einwirkung den Bruderzwist zu endigen; Ortolph wendet sich nach Rappoltsweiler, welches auf Wipolds Seite war (Ges. XVII.). Aufruhr zu Rappoltsweiler und Kampf der Bürger unter sich für und gegen Ortolf und Wipold. Ortolph zieht siegreich ein. Egenolf sucht inzwischen die bei der Kaiserin weilende Gertrude auf, kommt auf dem Wege mit Till, des Kaisers lustigen Rath, im Walde zusammen, geräth mit ihm in Streit; der Kaiser Friedrich kommt dazu, übergibt Egenolfen dem Bertold von Zähringen als Gefangenen, und bescheidet Ortolph, Wipold, Ortlieb nach Rappoltsweiler, wo er selbst sich hin-

wendet, um den Streit zu schlichten (Ges. XVIII. XIX.) Inzwischen hatte Raimund die Kaiserin Beatrix, seine Tante, beredet, ihm Gertrudens Besitz zu verschaffen, und nimmt diese selbst durch falsche Anklagen gegen Egenolf ein. Beatrix wendet sich an Gertrude und zeigt ihr durch die Einwilligung zur Verbindung mit Raimund die Aussicht, dafs sie dann um so eher bei dem Kaiser für ihre Brüder Verzeihung finden werde. Dieser hält zu Rappoltsweiler Gericht und läfst beide Brüder in das Gefängnifs bringen. Beatrix und Gertrude erscheinen, für die Brüder bittend. Beatrix nennt Gertrude Raimunds Braut und also ihre Verwandte; diese, welche darin die einzige Rettung für ihre Brüder sieht, willigt, obgleich wider Willen, ein. (Ges. XX.) Adelheide unternimmt nun mit Herzlande neue Zauberwerke, um sich Egenolfs Liebe zu gewinnen, und erhält einen Zaubertrank, welcher dem Nichtliebenden die heftigste Liebe einflöfst aber den schon Liebenden von der Liebe befreit, und einen schön gearbeiteten nie fehlenden Pfeil. Sie giebt jenen Trank Landulfen, dem bisher von ihr verschmähten Liebhaber, mit dem Auftrage ihn Egenolfen trinken zu lassen; sie macht ihm einige Hoffnung auf ihre Liebe und gibt ihm als Geschenk den nie fehlenden Pfeil. Dieser aber, in der Meinung es sey ein Gifttrank, thut dieses nicht; von Zweifel und Kummer über Adelheidens Härte gegen ihn gequält, trinkt er ihn vielmehr selbst und wird so von seiner Liebe geheilt. Da er Kenntnifs erhält von dem, was zu Rappoltsweiler vorgeht, eilt er dorthin und entlarvt die vielfachen Ränke und schlechten Handlungen Raimunds durch öffentliche Anklage. Es soll ein Gotteskampf darüber am folgenden Tage entscheiden. Landulf siegt und tödtet seinen Gegner. Dies war jedoch nicht Raimund, sondern der Mönch Xaver, der auf des feigen Raimunds Bitte diesen Kampf für ihn und in Raimunds Rüstung übernommen hatte. Raimund wird aufgesucht und zur Strafe in ein Kloster gesperrt (Ges. XXI.). Darauf folgt durch Ortliebs Zuspruch endlich Versöhnung zwischen beiden Brüdern, Verzeihung des Kaisers, Vereinigung Gertrudens und Egenolfs. Ortolph und Landulf schliefsen aufs neue den Freundschaftsbund: ersterer schenkt Landulfen einen schönen Schild; Landulf schenkt ihm den nie fehlenden Pfeil. Auf den folgenden Morgen wird ein grofses festliches Jagen bestimmt. Als am andern Morgen das ganze Jagdgefolge schon versammelt ist und Wipold noch fehlt, so schiefst Ortolph in heiterem Scherze, um ihn zu

Digitized by Google

wecken, hinauf an den Fensterladen des Zimmers auf der Burg Girsberg, wo Wipold schläft, und nimmt dazu, um ihn zu prüfen, den von Landulf zum Geschenk erhaltenen Pfeil. In demselben Augenblick sucht Wipold, von bösen Träumen geplagt, in welchen ihm der Geist seines Vaters Conrad sich zeigt, die Tageshelle, öffnet den Fensterladen und wird von dem Pfeile Ortolphs getroffen. Hiermit schliefst das Gedicht; nur wird noch kurz erwähnt, dafs Ortolph auf einem Kreuzzuge den Tod suchte und fand, Egenolf und Gertrude im glücklichen Besitz des Rappoltsteinischen Erbes lebten (Ges. XXII.).

In dieses Gewebe der Erzählung wirkt der Dichter eine reiche Menge der verschiedenartigsten Scenen ein und zeigt uns jene epische Fülle und Mannigfaltigkeit, welche mit dem Leben selbst wetteifert. Da finden wir in abwechselnder Folge friedliche Feste, wie die Weinlese und eine ländliche Kirchweihe, neben blutigen Fehden; den Kampf der Ritter und wilden Aufruhr der Bürger und Bauern; Schilderungen des bewegten Spieles menschlicher Leidenschaften und ruhiger Naturscenen mit der anziehenden Beschreibung von heimathlichen Örtlichkeiten; die Liebe in allen ihren vielfachen Strahlenbrechungen, rein und erhaben, daneben wild und durch niedrige Begierde getrübt, in Männer- und in Frauenherzen, in edlen und in unedleren Naturen. Wir finden Ernst und Scherz, Scenen des täglichen Lebens und Beschreibungen von Festen; Wirkliches, Wunderbares, Phantastisches; dabei die Erzählung an einzelnen Stellen mit kurzen Betrachtungen und Sentenzen durchwoben, die durch ihren Inhalt oder durch die glückliche Art des Ausdruckes interessiren und gefallen. Leicht würden sich Proben von allem diesem geben lassen, aber wir besorgen, diese Anzeige möchte dadurch eine zu grofse Ausdehnung erhalten; zugleich hoffen wir, dafs diejenigen Leser dieser Blätter, welche sich für poetische Werke näher interessiren, die Proben in dem Gedichte selbst suchen und finden werden.

Die Auffassung und Darstellung ist edel, gediegen, dabei lebendig und anschaulich. Statt einer ausführlichern Begründung wollen wir hier nur einen Punkt hervorheben, der uns überhaupt für die Beurtheilung der dichterischen Erfindungskraft und Darstellungsgabe kein ungeeigneter Maafsstab zu seyn scheint, nämlich die Art, wie der Dichter die Gleichnisse behandelt. Productionsvermögen, Combinationsgabe, Phantasie, Anschaulichkeit, welche Eigenschaften für den Dichter wesentlich sind, finden

Digitized by Google

hier gleichsam in einen kleinen Raum concentrirt ihre unmittelbare Anwendung. In dieser Beziehung nun scheint unser Verf. sich wirklich auszuzeichnen. Wir finden in dem Gedichte einen Reichthum von Gleichnissen, welche entweder durch die Neuheit und das Treffende ihres Inhalts oder durch die gelungene Form oder durch Beides sich bemerkbar machen. Einige wenige Proben aus vielen mögen dieses Urtheil rechtfertigen:

Die Hoffnung kann an dünnen Fäden schweben,
Und reifst doch nicht, wie sehr auch alles wankt;
An dünnen Fäden hängt der Schofs der Reben,
Der um des Ulmbaums hohe Äste rankt;
Er wächst, er grünt, so stark im innern Leben,
Bis er die höchsten Zweige überschwankt;
Und wie die Hoffnung aus den strengsten Augen,
Kann aus dem Fels die Rebe Nahrung saugen.

Dann:

Wie sich von einem Dorf ein Rauch erhebet,
Doch bald beschwert von eigner Last, zum Raum
Der niedrigeren Luft herniederschwebet,
Und wirbelnd um den schattenreichen Baum
Und um die Häuser seinen Schleier webet,
So sah man von des Waldes dunklem Saum
Und von dem Fels her Wipolds Schaaren dringen,
Um Ortolphs Schaar im Rücken zu umringen.

Die Sprache und Versification empfiehlt sich nicht minder durch natürlichen Flufs der Rede, Gewandtheit und Harmonie, als durch Correctheit und künstlerische Sorgfalt. Dafs in einem Gedicht von so grofser Ausdehnung hie und da eine Stelle vorkommt, wo ein strengerer Kritiker einen Ausdruck oder eine Wendung tadeln könnte, ist eben so natürlich, als es im Ganzen nicht von Gewicht ist. Doch können solche Stellen nicht zahlreich seyn, wenigstens ist dem kritischen Auge des Schreibers dieser Zeilen auch bei sorgfältigem Durchlesen des Werkes so gut wie Nichts der Art begegnet.

Der unmittelbare Geschmack und die theoretischen Ansichten sind bei uns so verschieden, dafs in vielen Fällen die ästhetische Beurtheilung verschieden ausfallen mufs; überdies ist die unbefangene Auffassung gröfserer poetischer Werke noch mit besondern Schwierigkeiten verbunden, und unser Verf. hätte gewifs eine schnellere und allgemeinere Verbreitung und Anerkennung seinem Gedichte gesichert, wenn es eine minder grofse Ausdehnung hätte. Aber darin wird eine aufmerksamere und

Digitized by Google

unparteiische Würdigung des vorliegenden Werkes, von welchem Standpunkte aus sie auch unternommen wird, übereinstimmen, dafs es das Werk eines nicht gewöhnlichen Talentes und nicht gewöhnlicher Kraft sey; dafs es eine sehr interessante neue Erscheinung auf dem Gebiete der Poesie und zugleich eine Production von bleibendem Werthe sey. Jedenfalls wird jeder unbefangene Freund der Poesie, der sich mit dem Dichter einschifft und dem vollen, reichen und vielgewundenen Strome seiner Dichtung folgt, welche das Streben nach Tasso's edler Würde und schöner Harmonie mit dem Streben nach der bunten Fülle und reichen Mannigfaltigkeit Ariost's vereinigt, einen vielfachen und vollen Genufs finden. Der Dichter aber kann nur zu den Freunden, an die er am Schlusse sich in einer schönen und gefühlvollen Anrede richtet, in diesen seinen Lesern noch neue Freunde gewinnen.

Zell.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE.

Der evangelische Protestantismus in seiner geschichtlichen Entwickelung, in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt von Dr. K. R. Hagenbach, Prof. d. Theol. in Basel, der hist. theol. Gesellsch. in Leipzig Mitglied. Erster Theil. Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum dreifsigjähr. Krieg. Leipzig, bei Weidmann. 1837. 148 *und XII S. in* 8.

Öffentliche, allgemein belehrende Vorträge dieser Art sind gewifs äusserst nützlich und werden, da so viele, mitten im Gewühl der materiellen Industrie, doch auch nach Geistesnahrung sich umsehen und deswegen, weil ihnen nur scholastisches Stroh und speculativer Häckerling geboten wird, lieber dem Mysteriösen und Überschwänglichen sich hingeben, immer mehr ein Zeitbedürfnifs!

Eine meist nicht erkannte Wohlthat der Kirchenreformation war es, dafs sie, weil allgemeinere Selbstüberzeugung über das Wesentliche der Religiosität und Christlichkeit der Hauptzweck ihres protestantisch-evangelischen Princips war, erbaulich belehrendes Predigen und Ratechisiren bis in jedes Dorf hinaus verbreitete. Abgesehen von dem Inhalt, der, wenn auch oft allzu unverständig und abgeschmackt, doch

Digitized by Google

besser als gar nichts war und immer mehr, als eine blos anschaubare heilige Cäremonie, zu einigem Denken aufregte, wirkte schon das Hören einer geordneten Darstellung von Behauptungen und Gründen, besonders aber die Darstellung in der Muttersprache und in einem über das Gemeinste sich erhebenden, der Wissenschaftlichkeit näheren Dialekt der Muttersprache, unglaublich viel.

Die fremdartige Gewohnheit, dafs die Gebildeteren blos in barbarischem Latein, in Quidditäten und Terminologien, denken zu können meinten, mufste allmählig weichen. Wer irgend regere Fassungskraft hatte, lernte Sätze an Sätze reihen, Grund und Folgerung vergleichen und den Zusammenhang einer ganzen Rede, mit ihren Pro und Contra, umfassen, also zum Verstehen und Beurtheilen vieler anderer Gegenstände sich vorbereiten. Aber auch der gemeinste Verstand erhielt eine gewisse Erziehung und Übung. Unser Bewufstseyn ist ursprünglich nur ein Seyn in der ersten Potenz, nur Bewufstwerdenkönnen. An sich ist es inhaltlos und leer. Wird es aber auch allmählig durch sinnliche Vorstellungen angefüllt und bildet sich der Geist als abstrahirender Verstand daraus Begriffe, so sind doch Vorstellungen und Begriffe nicht lange festzuhalten und nicht leicht zum weiteren Denken anzuwenden, wenn wir nicht für die Abstractionen passende Worte, als fixirende Zeichen, erfassen. Wie viele von dergleichen Hülfsmitteln erhielt nun schon jedes Dorfkind durch die sich in jedem Fall doch über die Alletagssprache und beschränkte Erfahrung erhebende Predigten und Katechisationen, gesetzt dafs auch der religiöse und der rednerische Inhalt derselben viel zu wünschen übrig liefs.

Mit einem Wort: Das Allgemeinerwerden der deutschen Volksbildung, die Möglichkeit sich selbst zu verstehen, das Selbsterfahrne zu beschreiben, vornehmlich alsdann auch Gesetze, Verordnungen, Verträge und sonst verwickeltere Gedankenmittheilungen nicht blos theilweise aufzufassen, begann am meisten durch die religiösen mündlichen Vorträge. Sehen wir uns nur um in dem weiten Umfang der Deutschredenden. Gegenden, wo diese mündlichen Geisterregungen fehlen oder aus allzu pöbelhaften Kapuzinaden bestehen, erscheinen noch jetzt als die in der Verständigkeit am weitesten zurückgebliebene.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 19. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Theologie.

(Beschluſs.)

Allerdings aber ist es jetzt von groſsem Einfluſs, wenn mündliche auf die Fassungskraft der Meisten berechnete Vorträge auf viele andere Fächer, ausser der allzu einseitig und meist ohne heilsame Wirkung auf die Moralität betriebenen Glaubenslehre, ausgedehnt werden. Das Mündliche, weil der Lehrer durch Ton und Gebärden seine Worte belebt und weil überhaupt mehrere Sinne zugleich angeregt werden, wirkt stärker, bleibender. Auch nähert es sich immer eher dem Gespräch, als die strenger geregelte Buchsprache. Wer einem Buch vielleicht kaum eine Viertelstunde lang gleich starke Aufmerksamkeit widmen kann, folgt gewiſs einem lebendigen Vortrag viel länger und ergreifender. Möge also unsere Zeit recht viele dergleichen beredte Volkslehrer in allen allgemein anziehenden Fächern hervorbringen.

Möge dadurch besonders der geistliche Stand, welcher, wenn er mit Ehren bestehen und nicht, während man überall im Denken gewandter wird, wie jene Salzsäule stillstehend versinken soll, das ihm eigenthümlich anvertraute Geistige geltend zu machen hat, dazu aufgemuntert werden, daſs er sich nicht blos um gewisse allzu bekannte Formeln der Glaubenstheorien drehe. Möge er, nach des Verfs. Beispiel und sonst auf jede schickliche Weise durch das, was die alte und neuere Geschichte der Religion, hauptsächlich aber durch das, was das weite Feld der Sittenlehre und der Lebenserfahrungen ihm selbst unerschöpflich darbieten kann, seine Kirchen anziehender und besuchter machen. Wäre es umgekehrt, enthielten seine Agenden und Vorträge immer nur das, was von etlichen dogmatisch metaphysischen Behauptungen ausgehend und von dem Declamationseifer gegen den sogenannten Unglauben angeflammt, dennoch jedermann längst auswendig weiſs; wer wäre dann nicht nur an der verschrienen Unkirchlichkeit, sondern am Ende sogar an einer zunehmenden Zurücksetzung und Beseitigung des ganzen Standes schuld? Die gute Meinung, daſs man unentbehrlich bleibe, läſst sich weder bittweise noch durch Wehklagen, sie läſst sich nur selbstthätig dadurch gewinnen, daſs man in das, was die Zeit, und wie sie es bedarf, eigenthümlich einwirke und die vom Publicum gefühlten Lücken wirklich ausfülle. In diesem Sinne muſs wahrhaftig der geistliche Stand factisch zu beweisen eilen, daſs er für Schule und Kirche, das heiſst, für Geistesübung bei Jüngeren und Älteren, nicht entbehrt werden könne.

Digitized by Google

Der Verf. hat auch in so fern wohlgethan und den Dank seiner gebildeten Mitbürger verdient, als er einen nicht allzu entfernten Gegenstand ins Licht stellt. Nur was auf uns noch einwirkende Beziehungen hat, verdient allgemeiner bekannt und beachtet zu werden. Die Gelehrsamkeit soll überall das Speciellere, auch das vergangenste und gleichsam verschollenste erforschen. Aber für Alle gehört nur die Ausbeute des zur Nacheiferung erhebenden, des anwendbaren oder auch des abwarnenden.

Häufig hat der Verf. das, was ansprechend seyn konnte, aus einer Menge entbehrlicher Umstände zweckmäfsig ausgewählt. Hie und da, z. B. über Joris, ist auch unbekannteres hervorgehoben, besonders was dem Fanatismus als verfolgendem Meinungseifer entgegenzustellen war. Jakob Böhm ist gut durch Auszüge vergegenwärtigt. Als vornehmlich anziehend und wohlthuend aber müssen wir bei dem ganzen Werk dies auszeichnen, dafs der Verf. in den verschiedensten Gestaltungen und Entfaltungen des menschlichen Gemüths, namentlich im Mysticismus wie in der Verstandes- und Vernunfttheologie, im Protestantismus wie in der zelotischen Orthodoxie, in den Eigenthümlichkeiten nicht nur der lutherischen und reformirten, sondern auch der katholischen, bei aller Infallibilität sich doch auch factisch reformirenden Kirche, das Gute hervorhebt und die zu vermeidende Einseitigkeit jeder Parthei desto anschaulicher absondert. Seine ganze Darstellung ist sehr ruhig und moderat, aber nicht nach jenem erkünstelten Moderantismus, der es mit niemand verderben will, sondern dadurch, dafs er das wahrbleibende Gute ebenso klar aufsucht, als er scharfsichtig über das Vergängliche abur theilt und es beseitigt. Mir fiel dabei die Wahrheit auf, von zwei Strophen, welche der Verf. einst gesungen hat:

Sieh, fromme Geister pflegen zart,
Was aus dem Geist geboren ward.

Von ganzem Herzen kann man deswegen mit ihm besonders in dem Resultat einstimmen: Das Princip des Protestantismus, Autoritäten als vorbereitende menschliche Prüfungsmittel zu achten, aber nur dem selbstgeprüften über alle Machtgebote hinaus zu vertrauen, dieses über hundert Kleinlichkeiten weghebende Princip ists, was uns (wie in allen Fächern, so) auch im Wissen und Glauben über Religion und Christenthum — oft gegen den Willen der Stabilisten oder Statisten — offenbar zum Besseren verholfen hat und auch weiter helfen wird.

Digitized by Google

Praktischer Cursus über die Formenlehre der hebräischen Sprache oder Analisierübungen zur methodischen Einführung des Scholars in die hebr. Formenlehre. Nebst einem etymolog. Wortregister. Von Dr. F. J. V. D. Maurer, Mitglied der histor. theol. Gesellschaft zu Leipzig. XX u. 172 S. in 8. Leipzig b. Fr. Volkmar. 1837.

Der leichteste Weg, eine Sprache zu erlernen, geht nicht durch das schwierige Begreifen abstrahirter Regeln, um durch vermeintliche Gesetze zu der Wirklichkeit, zu den Beispielen, zu kommen. Vielmehr umgekehrt ist von den Beispielen, als dem wirklichen Sprachschatz, viel leichter zu der schnellen Einsicht in die Regeln, insofern diese wirklich nöthig sind, zu gelangen. Denn jedes richtig gewählte Beispiel enthält schon die Regel und macht durch den einzelnen Fall der Wirklichkeit das anschaulich, was, in abstracten Beschreibungen generalisirend ausgedrückt, schwer zu umfassen ist.

Gerade auf die hebräische Sprache, welche doch sonsther, nämlich schon durch das Lesenlernen zweier Reihen von Zeichen zugleich, noch mehr durch die Unsicherheit mancher Wortbedeutungen, durch die Unbestimmtheit der tempora u. dergl. m. Schwierigkeiten genug hat, wird die Methode, durch Beispiele zu den Regeln zu kommen und nicht deren abstracte Betrachtung voranzustellen, allzu selten gebraucht; wie man überhaupt mit dem Eifer, Regeln zu machen, bei keiner Sprache so freigebig ist, als bei diesem so einfachen und nur durch ein so kleines Buch noch bekannten Überrest des Alterthums einer Nation, die, während sie noch allein diese Sprache hatte, nicht so weit gekommen war, dafs sie die für Redekunst und für Philosophie unentbehrlichsten Worte und Partikeln als Bedürfnifs gefühlt und in bestimmte Unterschiede gefafst hätte. Was kann eine Sprache vieler grammatikalischer Regeln bedürfen, die noch nicht einmal eigene Partikeln für aber, atqui, ergo, obwohl u. dgl, auch nicht einmal Worte für Grund, Ursache, Folgerung etc. erhalten hatte, ehe sie, theils als todt, theils als durch Fremdartiges umgeändert, sich aus dem Volksleben verlor.

Ich gestehe, vor den übervollen hebr. Grammatiken immer erschrocken zu seyn, welche jetzt wie Gesetzgebungen, meist mehrere nebeneinander, ehrfurchtsvoller citirt werden, als vor einigen Jahren noch der Code Napoleon nebst dessen Nachbesserungen; während es doch bei der Hälfte des überlieferten, einer so kleinen Nation angehörigen Textes, bei der Punctation, gar zweifelhaft ist, ob nicht manche unter Regeln und Ausnahmen gebrachte Ungewöhnlichkeit blos von einer alten Verwechslung etlicher Pünktchen, oder von einer rabbinischen Caprice abhängt.

Zur Zeit, als man noch dafür Varianten collationirte, erzählt man, entdeckte einer der christlichen Rabbinen einen Punkt an einer anomalen Stelle, fand dafür bald eine regelartige »Analysis« und begann flugs eine grundgelehrte Observation (für Dr. Kennicott) niederzuschreiben. Mitten in dieser Bemühung blickt er

Digitized by Google

wieder in sein Manuscript, und siehe, der Punkt war an einer andern, nahen Stelle, aber so, dafs er eine noch gelehrtere Observation möglich machte, über welche sofort der Grammatista emsig meditirte. Fast bereit, ein neues Sprachgesetz niederzuschreiben, blickt der Forscher mit der Brille noch einmal nach des merkwürdigen Punkts Erscheinung; aber gerade in diesem Augenblick flog das minutiöse Käferchen auf, welches beinahe in einer grammatikalischen Note unsterblich geworden wäre, und die hebr. Analysis ward so glücklich, eine Anomalie weniger studiren zu müssen.

Soll nun aber wirklich für das Nöthige die *brevis via per exempla* angewendet und dadurch die alte Überpünktlichkeit, welche der lingua sacra zu gebühren schien, endlich factisch beseitigt werden, so versteht es sich, dafs die lehrenden Beispiele wohl geordnet und ausgewählt seyn müssen, um vom Einfachsten zum Schwereren, von den Grundlagen zu den Entwicklungen überzugehen, so dafs so wenig wie möglich anticipirt, vielmehr durch das Vorangeschickte das Folgende vorbereitet werde. Die Rastlosigkeit des Verfassers hat die hiezu erforderliche, nicht kleine Mühe überwunden. (Nur selten kann man zweifeln, ob eines der Beispiele ganz dem althebräischen entspreche.) Er giebt auch in dem vorangestellten Plan davon so verständig und genügend Rechenschaft, dafs jeder andere Sprachlehrer mit Bewufstseyn der Gründe in die Benutzung dieses gewifs dem Anfänger viel erleichternden Hülfsmittels, wie Rec. dazu gerne rathen möchte, eintreten kann.

Der Umfang ist nicht zu grofs. Wenn wöchentlich nur zwei Stunden darauf verwendet werden und in jeder bequem ein Blatt gelesen wird, so ist der Cursus nach S. XIV längstens in einem Halbjahr durchgemacht. (Rec. kann hier nicht unbemerkt lassen, dafs unsere Studien gegenwärtig durch nichts mehr als durch die leidige Zerstückelung der Pensa an Fülle und *Reife* gehindert werden. Damit recht vielerlei gelehrt werde, wird auf manches Pensum ebenso nur ein Paar Stunden in der Woche assignirt. In den dazwischen liegenden 5 Tagen wird dann hoffentlich von dem Gefafsten ein gutes Drittheil vergessen, weil man sich noch mit zehnerlei andern Pensis dazwischen beschäftigen mufs. Der Lehrer verliert ohnehin auch noch einen Drittheil der entfernten Fortsetzungsstunde, um das, was folgen soll, an das vor 5 Tagen Gehörte anzuknüpfen. Und bei dieser in unsern Lehranstalten dominirenden Antimethodik wundern sich unsere pädagogischen Methodologen, nebst den Verfertigern immer neuer Studienplane: wie es doch komme, dafs, indem sie *multa* geben lassen, dies nicht so wirke, wie wenn *multum* gegeben worden wäre? In der Verzweiflung vermindert man wohl gar noch, um der lieben (erholungsbedürftigen?) Jugend willen, die Zahl der Lehrstunden, statt dafs der, welcher von denen im Lehrplan auf ein Halbjahr für ein bestimmtes Pensum ausgedehnten Stunden alle Tage nach einander wenigstens Eine erhielte,

Digitized by Google

in wenigen Wochen, ohne Schaden für die theuere jugendliche Gesundheit, so weit kommen würde, als durch die alle Aufmerksamkeit zerstreuende Zerstückelung in einem Semester!

Kurz. Rec. räth Jedem, welcher ernstlich Hebräisch lernen will, statt der auf ein Halbjahr auseinander gerückten zwei wöchentlichen Lehrstunden, etwa zwei Monate lang jeden Tag dem Unterricht des Vfs. nach diesem Elementarbuch eine Stunde zu widmen und das Erklärte, wie auf jeden Fall nöthig ist, gut zu repetiren. Sicherlich wird er dann im dritten Monat zu der von Hrn. M. S. XIV empfohlenen Chrestomathie fortgeführt, oder schon durch des Vfs. *Commentarius grammaticus et criticus* in die leichteren, historischen Bücher eingeführt werden können. Ist ja doch die ganze althebr. Schriftensammlung von so wenigem Umfang, dafs sie mit Beihülfe eines gewandten Lehrers, der das Nöthige schnell aufzuhellen versteht, in weit kürzerer Zeit, als gewöhnlich, cursorisch durcherklärt werden könnte, wenn nur die Studirenden dabei selbstthätig durch Präpariren, Vorlesen und Selbstübersetzen der leichtverständlichen Theile des Textes mitarbeiten und sich selbst fördern wollten, so dafs dem Lehrer nur das Verbessern und die Erklärung des Schwereren obläge. Durch ein solches cursorisches Selbstübersetzen, wenn es vom Lehrer durch Nachhelfen und schnelles Hinweisen auf das Richtige gefördert wird, wächst die Bekanntschaft mit der Sprache und den Eigenthümlichkeiten des Textes in Kurzem so, dafs, was kaum noch schwer und dunkel schien, bald wie etwas Bekanntes und Gewohntes gefafst wird.

Rec. sieht aus S. XVI mit Vergnügen, dafs des Vfs. Commentar nicht nur den Jesaias und Jeremias, wie unsre Jahrbücher davon eine Anzeige gaben, umfafst, sondern auch den Ezechiel und Daniel bereits, und zwar *in usum maxime Academiarum*, also, wie wir nach dieser Andeutung annehmen, sacherklärend und zum Verständnifs des Schwierigen genügend bearbeitet hat. Privatunterricht solcher Lehrer, die, wie der Vf. über die Mittel zur möglichbesten Mittheilung angelegentlich denken, wird das genauere Bekanntwerden mit den Altbundesschriften hoffentlich wieder allgemeiner machen, ohne welches man nicht auf den historisch gültigen Standpunkt kommt, die Entstehung des Urchristenthums und dessen Erhebung zum Reineren und Universaleren factisch und idealisch zugleich zu erkennen.

Sehr zweckmäfsig ist ein kurz erklärendes Wortregister S. 87 bis 170 angehängt, welches aber nicht oberflächlich nach dem Angewohnten bearbeitet ist, sondern durch viele eigene oder verbesserte Andeutungen der Wortabstammung, Grundbedeutung und Genealogie der ausgedehnteren Bedeutungen beweist, dafs der Vf. das, was der längst todtgewordenen hebr. Sprache noch immer am meisten Noth thut, das Erforschen und Beweisen der Bedeutungen praktisch erkennt und dafür thätig ist. Eine Arbeit, die nicht blos den dem Vf. eigenen Fleifs und Blick in die möglichen Verwandtschaften der Bedeutungen nach dem Zu-

Digitized by Google

sammenhalten der Dialekte fordert, sondern oft auch von vorurtheilsfreien glücklichen Augenblicken abhängt.

Sehr bescheiden deutet das letzte Blatt auf eine gute Anzahl solcher Worte hin, bei denen er für die Wissenschaft einen Nebengewinn geben konnte. Rec. will nur Eine Bemerkung bei S. 106 hinzufügen. Herr M. nimmt, wie fast Jedermann, an, die Vocale des Worts יְהוָה seyen von dem Wort אֲדֹנָי wie auf ein K'ri perpetuum hinüber genommen, damit nie der hochheilige Laut, der geheime Name des theokrat. Nationalgottes ausgesprochen erschallte. Vielleicht sey יְהוִה *Jahwe* zu lesen. Ich denke: Wäre jene Scheu alt gewesen, so würde dieser Laut nicht bei so vielen nominibus propriis am Anfang oder Ende gebraucht und also sein Aussprechen aufgenöthigt worden seyn. Noch mehr. Hätte man ursprünglich *Jahwe* ausgesprochen, so würde nicht in manchen Eigennamen, wie יְהוֹצָדָק gerade auch der Laut *Jeho* angenommen und ausgesprochen seyn. Dafs man ursprünglich *Jahwozadak* ausgesprochen habe, ist nicht wahrscheinlich. יְהוֹצָדָק wäre eine sehr anomale Form. Und dergleichen Eigennamen hat das Hebräische doch eine Menge. s. Simonis Onomastic. p. 512 bis 518. Mir scheint die Form *Jehowah* als *futurum Pihel* daraus erklärbar, dafs das Verbum הָיָה nicht blos als Verbum לה, sondern auch in der Mitte als ein עו zu formiren ist. Wie im Pihel יְקוֹמֵם von קוּם, ist also das וֹ in der Mitte ein Pihelicum und יְהוֹוֶה ist *is, qui esse, fieri, evenire facit.* In andern Eigennamen, wie בְּנָיָהוּ wurde statt *Jeho* ausgesprochen *Jahu.* Abgekürzt erscheint oft, wie in בְּנָיָה das *Jah* ohne Mappik, weil das letzte He nach der Form לֹה ohne Mappik ist. Das ה mit Mappik in dem Namen יה dagegen wurde in der Orthographie als radical und mobil behandelt, weil es aus der ersten Sylbe von יְהוָה formirt schien. Vgl. meine Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeschichte. Zweite Ausg. von 1837. S. 61.

Dr. Paulus.

Digitized by Google

MEDICIN.

Klinische Darstellungen der Krankheiten und Bildungsfehler des menschlichen Auges, der Augenlieder und der Thränenwerkzeuge, nach eigenen Beobachtungen und Untersuchungen herausgegeben von Dr. Fr. Aug. v. Ammon, Leibarzte etc. Erster Theil, enthaltend klinische Darstellungen der Krankheiten des menschlichen Auges. Hierzu 37 illuminirte Figuren auf 23 Tafeln.

Auch unter dem Titel:

Klinische Darstellungen der Krankheiten des menschlichen Auges nach eigenen Beobachtungen zum Selbststudium und zum Unterrichte. Berlin bei G. Reimer. 1838. 69 S. in gr. Folio.

Den Zweck des vorliegenden Werks bezeichnet der durch seine Leistungen in allen Zweigen der Arzneiwissenschaft rühmlichst bekannte Verf., eine möglichst systematische Darstellung der äussern Erscheinungen der Augenkrankheiten und eine bildliche Darlegung ihrer pathischen Histologie zu geben. Um diesen Zweck zu erreichen, liefert er hier systematisch geordnet naturgetreue Abbildungen der wichtigsten Augenkrankheiten, welchen er eine wissenschaftliche Beschreibung beifügte. Bei der Anordnung des Gegenstandes wählte er den anatomischen Weg, als den ihm am meisten geeignet erscheinenden, und sicher ist dieser als praktisch brauchbar zum Selbststudium wie zum Unterrichte jedem andern vorzuziehn.

Dieser erste Theil handelt von den Krankheiten des Augapfels, der zweite wird die Krankheiten der Augenlieder, der Thränenwerkzeuge und der Augenhöhle, der dritte die Bildungsfehler des Auges darstellen. Ein Handbuch der Augenheilkunde soll folgen und gleichsam den Commentar zu diesen klinischen Darstellungen abgeben. Dafs der Vf. mancherlei Hindernisse zu überwinden hatte, bevor es ihm möglich wurde, dieses Werk vor die Augen des ärztlichen Publicums treten zu lassen, glauben wir ihm gern, und wünschen ihm von Herzen, dafs nicht neue aufstofsen mögen, die das Erscheinen des Versprochenen verzögern.

Die erste Tafel stellt die Krankheiten der Bindehaut des Augapfels und der Augenlieder dar, wobei er von der Absicht ausging, zu zeigen, dafs viele Krankheiten der Conjunctiva bulbi Folgen der Blepharoblennorrhoea sind. Die zweite enthält pathologisch-anatomische Darstellungen zur Erläuterung einiger pathologischen Vorgänge in der Bindehaut und in der Hornhaut, die zum Theil erst im zweiten Theile erläutert werden sollen. Die dritte Tafel versinnlicht Veränderungen, welche Folgen der Hornhautentzündung sind und in dieser Membran statt finden; die vierte Tafel kranke Zustände der Sclerotica und der Cornea, die vorzugsweise Folgen traumatischer Eingriffe in diese Organe sind; die fünfte eine Reihe kranker Augen, an welchen theils das beginnende, theils das ausgebildete Hornhautstaphylom mit

Digitized by Google

den Übergängen in partielles Staphyloma scleroticae und in Staphyloma racemosum sichtbar ist. Auf der sechsten Tafel wird eine anatomisch-pathologische Darstellung des Wesens des Hornhautstaphyloms gegeben, die Art der Metamorphose der Cornea näher erörtert; und der Einfluſs nachgewiesen, welchen die Bildung der Hornhaut auf die Öconomie des Auges überhaupt hat. Die siebente versinnlicht den Antheil, welchen die Regenbogenhaut an der Staphylombildung der Hornhaut nimmt, und die Art und Weise ihrer Metamorphose, sodann die verschiedenartigen Formen des Scleroticalstaphyloms, sowie das Wesen dieser Krankheit und ihren Einfluſs auf andere Theile des Auges, namentlich auf die Choroidea, den Glaskörper, die Linse, Hornhaut, Sehnerven u. s. w. Die achte Tafel enthält Abbildungen pathischer Zustände des Orbiculus ciliaris allein oder in Verbindung mit kranken Zuständen der Membrana humoris aquei und der äussern Fläche der Choroidea; die neunte und zehnte versinnlicht die verschiedenen Krankheiten der Linse und der Linsenkapsel, die eilfte und zwölfte die pathologische Anatomie der Linsenkapsel und der Linse. Die dreizehnte stellt die vorzüglichsten Formen der Augenkrankheiten dar, die so oft nach Staaroperationen entstehen; die vierzehnte die pathischen Zustände der Regenbogenhaut, und zwar auf ihrer vordern und hintern Fläche, sowie in ihrem Parenchym. Die fünfzehnte die pathologische Anatomie der Iris im Zusammenhang mit Krankheiten der Choroidea, des Glaskörpers und der Netzhaut; die sechszehnte enthält Beiträge zur pathologischen Anatomie der Sclerotica, Iris und Choroidea, und giebt einigen Aufschluſs über krankhafte Veränderungen der Pigmentabsonderung im Auge; die siebenzehnte die vorzüglichsten organischen Leiden des Glaskörpers und Canalis Petiti. Die auf der achtzehnten Tafel befindlichen Abbildungen geben theils eine bildliche Übersicht der verschiedenen Erscheinungen, welche bei der Atrophia bulbi überhaupt, vorzüglich aber in der Sclerotica eintreten, theils zeigen sie Ossificationen in den verschiedenen innern Theilen des Auges, daher man durch diese Darstellungen eine Vorstellung von der Genesis der Atrophie und dem Einfluſs derselben auf die innern Gebilde des Auges gewinnt. Die neunzehnte Tafel versinnlicht die Krankheiten der Choroidea und Retina, die zwanzigste die pathologische Anatomie der Choroidea, Retina und Augennerven; die einundzwanzigste und zweiundzwanzigste die Entstehung und die Natur der Krankheiten, die in dem Auge und dessen Umgebungen vorkommend den gemeinschaftlichen Namen Fungus oculi führen; die dreiundzwanzigste enthält Darstellungen beginnender und weit vorgeschrittener Melanosis bulbi. Die Ausführung ist des Gegenstandes würdig.

Digitized by Google

Beobachtungen ursprünglicher Bildungsfehler und gänzlichen Mangels der Augen, von Dr. B. Wilh. Seiler, Director der chirurg.-med. Academie, Professor der Anatomie u. s. w. Dresden, in der Waltherschen Hofbuchhandlung 1833. 64 S. in gr. Fol. mit einer Kupfertafel.

Das vorliegende Werk ist eine Gratulationsschrift im Namen der Dresdener medicinisch-chirurgischen Academie an den nunmehr verstorbenen Hedenus zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum, und gibt in der Vorrede eine Skizze seines Lebens und Wirkens als Arzt, Gelehrter und Beamter. Der eigentliche Inhalt der Schrift ist eine interessante und lehrreiche Zusammenstellung eigener und fremder Beobachtungen und Untersuchungen über angeborene Bildungsfehler der Augen bis zu dem gänzlichen Mangel derselben, woraus für die pathologische Anatomie und die Bildungsgeschichte der Augen nicht unwichtige Resultate sich ziehen lassen. Nach einem kurzen, dem Inhalt entsprechenden Vorworte giebt S. die Beschreibung und Erklärung einiger Mifsgeburten, wobei wir ihm hier nicht folgen können und nur andeuten wollen, dafs sie die Hemmung der Entwicklung des Augapfels in einer Periode, in welcher sie bisher kaum beobachtet seyn dürfte, den Mangel der Sehnerven bei der freilich unvollkommenen Entwickelung der Augen, das Vorhandenseyn eines Theils der Sehnerven und aller andern für den Augapfel und seine nächsten Umgebungen bestimmten Nerven bei dem gänzlichen Mangel aller zu den Augen gehörigen Gebilde und die mit diesem zugleich vorhandene unvollkommene Entwickelung mehrerer andern Theile betreffen.

Eine hinlänglich bestätigte Beobachtung von mehr als zwei Augen in einem Kopfe, bei welchem keine Spur von Verschmelzung zweier Köpfe obwaltete, hat S. nicht auffinden können, wohl aber den ursprünglichen Mangel des einen Auges neben der vollkommenen Entwickelung des andern am gehörigen Orte. Er geht die Abweichungen rücksichtlich der Lage beider Augen durch, welche im Allgemeinen aber nicht den Mifsbildungen beigerechnet werden können, ebenso rücksichtlich ihrer Gröfse, und bespricht hier den Megalophthalmus und den Microphthalmus, von dem letzteren sechszehn Fälle zusammenstellend und sie als Bildungshemmungen bezeichnend. Gleich an diesen Abschnitt reiht er seine Untersuchungen über die abweichende Form des Augapfels rücksichtlich der Verhältnisse seiner Durchmesser.

Über den gänzlichen Mangel beider Augen hat der Verf. alles diesen Gegenstand Betreffende zusammengestellt, die Bildungsabweichungen einer Mifsgeburt auf natürliche Entwicklungsstufen zurückgeführt, und hieran einige allgemeine Bemerkungen geknüpft, darthuend 1) dafs man nicht als allgemein gültig annehmen dürfe, dafs die Nerven solcher Organe fehlen, die nicht gebildet sind, obgleich es sich so in der Regel verhalte; 2) dafs aber auch der Satz nicht fest stehe, dafs Augen ohne Sehnerven und Netzhaut nicht vorkommen können; 3) dafs es Beispiele

Digitized by Google

giebt, welche für die Beobachtung zeugen, dafs die zu einem Systeme gehörigen Theile oft zusammen fehlen. Doch darf man aus diesen Beobachtungen nicht den Schluſs ziehen, dafs ein Theil durch den andern gebildet werde, oder dafs die verschiedenen Organe aus einem Centrum nach der Peripherie gleichsam herauswachsen müssen. Bei der regelmäfsigen Entwicklung des Embryo sehen wir allerdings, wie ein Theil nach und nach an den andern sich anreiht, aber hierin so wenig, als in dem oft vorkommenden gleichzeitigen Mangel der zu einem Systeme gehörigen Gebilde können die Beweise für eine solche Abhängigkeit der Organe von einander gefunden werden, und es scheint das von Rudolphi aufgestellte Bildungsgesetz durch mehrere Beobachtungen bestätigt zu werden, dafs jeder Theil des Centrums und der Peripherie nach Maafsgabe des Zeitpunktes seiner Entwicklung an seiner Stelle als primitiv oder durch Zeit und Ort nothwendig bedingt, nach bestimmtem Typus geformt werde, wofern kein Hinderniſs in diesem Punkte stattfindet.

Unter den ursprünglichen Bildungsfehlern der einzelnen Theile des Auges betrachtet der Vf. die Augenhöhlen rücksichtlich ihrer Gröfse, ihrer Stellung, ihrer Gestalt und des Mangels einzelner zu ihrer Bildung beitragenden Theile; sodann die Augenbrauen und Augenwimpern, die Augenlieder, die Thränenorgane, die Augenmuskeln, die Augennerven, die Bindehaut des Augapfels, die Sclerotica und Hornhaut, hier besonders bei der Hyperkeratosis verweilend, welche er als eine Folge einer früher vorhandenen, zum Stillstand gekommenen krankhaft zu reichlichen Absonderung von Wasser in dem vordern Theile des Augapfels betrachtet wissen will, welches zur Wucherung und Verdickung der Hornhaut Veranlassung gegeben hat, wie dies auch bei andern Geweben gesehen wird, die die zum Stillstand gekommene krankhafte Wasseransammlung umgeben.

Hierauf handelt S. von dem Mangel der Choroidea und Strahlenkörpers, von dem Coloboma choroideae und von dem Mangel des schwarzen Pigments, welch letzteren Zustand er zu den Bildungshemmungen aus nachstehenden Gründen rechnet: 1) die Pigmentbildung im Auge beginnt allerdings sehr zeitig; schon bei Embryonen vom 19ten bis 20sten Tage bei Säugethieren, bei vier- und fünfwöchentlichen Embryonen von Menschen erscheint das Auge schwarz; allein das schwarze Pigment ist noch in der spätern Zeit des Fötuslebens an dem vordern Theile der Choroidea und dem Strahlenkörper am reichlichsten angehäuft, so dafs der hintere Theil dieser Haut röthlich erscheint; ja öfters hat S. denselben noch ganz frei von Pigment gefunden, und er zweifelt nicht, dafs in der frühern Zeit der Entwicklung der Augen, die man bei Säugethieren noch nicht beobachtet hat, das schwarze Pigment ganz fehlt; 2) in den Augen der Isabellenpferde sieht man jene Hemmung der Pigmentbildung deutlich, indem sie durchs ganze Leben auf den Strahlenkörper beschränkt bleibt; 3) die Haut der Embryonen ist in den ersten Monaten ohne Pigment; 4) auch

Digitized by Google

die Infusorien sind ungefärbt oder grün; 5) die feinen weifsen Haare auf der Haut der Albino's zeigen auch eine zurückgebliebene Bildung an; 6) die Schwäche der Körper- und Geisteskräfte gehört zwar nicht zu den beständigen Zeichen der Weifssucht, sie ist aber doch bei vielen Albino's beobachtet worden und kommt in der Schweiz nach Troxler oft mit Cretinismus vor. In Bezug auf die entfernten Ursachen der Leucosis nimmt S. an, dafs alles, was auf Seele und Körper deprimirend einwirkt, die Thätigkeit der organisirenden Kraft mindern und hemmen könne, wie es auch bei mehreren Müttern von Albino's nachgewiesen worden ist, die theils in Dürftigkeit lebten und einen durch viele Wochenbetten erschöpften Körper, theils vielen Kummer und Sorgen hatten, oder angaben, in den ersten Monaten der Schwangerschaft über weifse Kaninchen mit rothen Augen erschrocken zu seyn. Bei den Mifsbildungen der Iris wird besonders der Mangel dieser Membran und das Coloboma iridis besprochen. Den Beschlufs machen die Bildungsfehler der Nervenhaut, der wässerigen Feuchtigkeit, der Krystalllinse und ihrer Kapsel, des Glaskörpers und des Strahlenplättchens.

Das Werk ist sehr elegant ausgestattet und der Preis dafür im Verhältnifs sehr gering.

Heyfelder.

Nicolaus Anton Friedreich. Ein biographischer Denkstein. 1837. *(Quart. 15 Seiten. Ohne Angabe des Druckorts.)*

Dies kleine Programm verdient in doppelter Hinsicht eine empfehlende Anzeige in unsern Jahrbüchern; einmal, weil der Dahingeschiedene, dessen Andenken hier gefeiert wird, als Mensch, als Arzt und als Lehrer unstreitig zu den Vorzüglicheren gehörte, und darum wohl verdient, dafs sein Name möglichst weit verbreitet und möglichst lange in ehrenvollem Andenken erhalten werde; und dann, weil diese, wenngleich kurze, Lebensbeschreibung wirklich so schön und bündig geschrieben ist, dafs, wenn schon der Name des Gefeierten der Verbreitung des Schriftchens günstig seyn mufs, hinwiederum durch die so wohlgelungene Arbeit des Biographen wie der Ruhm des Erstern so auch der Absatz der letztern nur noch mehr gewinnen dürften.

Groos.

Digitized by Google

GRIECHISCHE UND RÖMISCHE LITERATUR.

Platons Apologie des Sokrates, übersetzt und erläutert für gebildete Leser von Friedr. Aug. Nüfslin, grofsh. bad. Geh. Hofrathe, a. Director und Professor des Lyceums zu Mannheim. Mannheim, Verlag von Tobias Löffler. 1838. *X und* 115 *S. in gr.* 8.

Wir haben bereits früher in diesen Blättern (Jahrgg. 1834. S. 1146 ff. und insbesondere 1835. S. 1123) einiger Schriften des Herrn Vfs. gedacht, die in ähnlicher Weise wie die vorliegende von dem gleichen Bestreben Zeugnifs geben, das Alterthum der Gegenwart zu befreunden, insbesondere aber seine hohe geistige Würde und sittliche Kraft auch einem gröfseren Kreise gebildeter Leser darzustellen, die noch nicht im Strudel materieller Interessen untergegangen oder im Taumel sinnlicher Genüsse erschlafft sind, dadurch aber edlere und höhere Richtungen des Lebens zu fördern und zu erkräftigen. In einer Zeit, wo freche Unwissenheit und eine flache, blos den gemeinsten Interessen des Tags huldigende Afterbildung ihre zerstörende Richtung auch auf die Studien des classischen Alterthums ausdehnen und unserer Jugend diese ewigen Quellen ächter und wahrer Geistesbildung entfremden, wo nicht gar entreifsen möchte, wird ein solches Bestreben eines um höhere und edlere Bildung unserer Jugend hochverdienten Mannes nur mit dem innigsten Dank anerkannt werden können.

Eine nicht allzu ausführliche, aber desto zweckmäfsigere Einleitung geht der Übersetzung voraus; sie hebt für diejenigen, welche der Vf. zunächst bei Abfassung seiner Schrift vor Augen hatte, die wichtigsten, zum Verständnifs der Apologie nothwendigen Punkte in bündiger Klarheit hervor, und kann auch dem gelehrten Forscher bald zeigen, wie der Verf. den Gegenstand wohl durchdacht und in der richtigen Auffassung und Darstellung desselben durch die mancherlei Hypothesen, welche in der neueren Zeit auch über diese Schrift des Plato verbreitet worden sind, keineswegs irre gemacht werden konnte; wie er vielmehr besonders die hohe sittliche Würde eines Sokrates, und sein Verhältnifs zur Gegenwart wie zu jeder Zeit, so treffend und schön hervorgehoben hat. Auf diese Einleitung folgt die Übersetzung der Apologie, in ähnlicher Weise gehalten und in gleichem Geiste geschrieben wie die des Kriton, von der wir zuletzt in diesen Blättern am o. a. O. berichtet haben; sie zeigt eine ebenso richtige Auffassung des Grundtextes, so wie das Bestreben, Ton und Farbe der meisterhaften Rede, die wir nimmermehr für ein blofses Übungsstück, in Rhetorschulen einer späteren Zeit gefertigt, ansehen können, auch in der deutschen Übertragung möglichst getreu und ohne Verstofs gegen die Gesetze und gegen den Geist unserer Sprache erkennen zu lassen; wodurch sie allerdings geeignet ist, auch in einem gröfseren Kreise eines gebildeten Publikums den wohlverdienten Eingang zu finden. Auf die Übersetzung folgen Anmerkungen, wie sie zum besseren und voll-

Digitized by Google

kommneren Verständnifs einzelner Stellen allerdings nothwendig waren; sie sind zwar nach der ausdrücklichen Erklärung des Hrn. Vfs., gleich denen zum Kriton, nicht für Gelehrte bestimmt; doch werden auch diese, nach unserer innigsten Überzeugung, aus diesen Bemerkungen, welche sich als die Früchte vieljähriger Studien und Forschungen darstellen, Manches lernen, und insbesondere auch daraus ersehen können, Gegenstände des Alterthums auf eine gewandte und wahrhaft praktische Weise nach ihrem sittlichen und geistigen Gehalt in allen ihren Beziehungen und Verhältnissen zur Gegenwart zu behandeln. Der Verf. hatte zunächst dabei gebildete Freunde des Alterthums im Auge, die bei der Lectüre der Apologie einer solchen Zugabe allerdings bedürfen. »Auch solchen Kennern, fährt dann Derselbe S. 47 fort, möchten sie förderlich werden, welche durch fremdartige Berufsgeschäfte so sehr in Anspruch genommen sind, dafs ihnen die Benutzung streng gelehrter Commentare unmöglich oder unerfreulich wird. Finden sich ja selbst unter den vielen Zuhörern, welchen ich seit dreifsig Jahren diese Apologie erklärt habe, manche würdige Privat- und Geschäftsmänner, welche mit warmer Liebe an die Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit derselben zurück denken. Diesen, soviel ich es in dem mir ungewohnteren schriftlichen Worte vermag, jene schönen Jugendeindrücke wieder zu vergegenwärtigen, den Andern das Verständnifs dieses herrlichen Denkmales ruhiger, sittlicher Gröfse möglichst zu erleichtern und den Genufs daran zu erhöhen, dies ist der Zweck meiner Übersetzung und der, fast ganz den Alten entnommenen und in ihrem Geiste niedergeschriebenen Erläuterungen.« Wir haben diese schöne Stelle absichtlich mitgetheilt, weil sie zugleich einen Begriff geben kann von der Art und Weise, wie der Vf. seinen Gegenstand aufgefafst und behandelt hat, zumal da eine nähere Kritik und ein näheres Eingehen in das Einzelne der Schrift durch die Gesetze unseres Instituts versagt ist, es auch einer solchen gewifs nicht bedarf, um wahre Freunde einer höheren, edleren Geistesrichtung und Geistesbildung auf diese Schrift aufmerksam zu machen, und dem Verf. selbst unsern Dank für diese neue Gabe auszusprechen.

Ξενοφῶντος τὰ Σωζόμενα. ***Xenophontis quae exstant. Ex librorum scriptorum fide et virorum doctorum conjecturis recensuit et interpretatus est Jo. Gottlob Schneider, Saxo. Tomus primus, Cyri disciplinam continens. Lipsiae, sumtibus librariae Hahnianae MDCCCXXXVIII. XVI und 518 S. in gr. 8.***

Auch mit dem besondern Titel:

Ξενοφῶντος Κύρου Παιδείας βιβλία ὀκτώ. ***Xenophontis De Cyri Disciplina libri VIII. Editio tertia major. Curavit Fridericus Augustus Bornemann Haynensis. Pars prior continens Lib. I—V. Lipsiae etc. etc. (wie oben)***

Bei einer Ausgabe, die, wie die vorliegende, nun schon zum

Digitized by Google

drittenmal erscheint, wird es in der That nicht mehr nöthig seyn, an das zu erinnern, was die beiden oben genannten Herausgeber, der frühere, längst verstorbene, und der, der dann an seine Stelle getreten, für diese Schrift des Xenophon, so wie für andere desselben Autors gethan haben. Hier kann daher nur von dem die Rede seyn, was in der dritten Ausgabe neu hinzugekommen, was verändert worden u. s. w., wodurch also überhaupt die neue Ausgabe von den beiden vorhergehenden sich unterscheidet. Wenn sie in dieser Hinsicht wohl die Beachtung des philologischen Publikums ansprechen kann, so ist vor Allem hier rühmlichst zu nennen die überaus sorgfältige und *höchst* genaue Zusammenstellung des gesammten kritischen Apparats, wie er aus der Vergleichung der älteren, in kritischer Hinsicht wichtigen Ausgaben, so wie aus den in neuer und neuester Zeit bekannt gewordenen Handschriften sich ergiebt, so dafs nun ein vollständiger Überblick möglich wird und dem Text eine sichere, diplomatische Grundlage gegeben ist. Freilich findet sich in den aus Handschriften mitgetheilten Varianten nicht immer die gleiche Vollständigkeit, die im Interesse der Kritik zu wünschen wäre; dies ist aber nicht sowohl die Schuld des Herausgebers, als vielmehr derer, die aus den Handschriften, zu denen der Zutritt ihnen eröffnet war, nur unvollständige und nicht immer durchaus genügende Mittheilungen geliefert haben; dagegen, was die zahlreichen älteren Ausgaben betrifft, in deren Angaben selbst Schneider sich öfters die Sache etwas leicht gemacht, so ist vom Herausgeber mit einer, in Betracht der mühevollen Arbeit, nicht genug mit Dank anzuerkennenden Sorgfalt Alles von einigem Belang mitgetheilt, und dabei Alles, in so weit es dieser oder jener Ausgabe angehört, aufs sorgfältigste unterschieden, dadurch aber allerdings ein Theil der Kritik auf eine Weise zum Abschlufs gebracht worden, wie dies bisher keineswegs der Fall war. Auf solche Weise mufste natürlich auch der Text selbst eine *andere* Gestalt gewinnen, zumal da zu dieser kritischen Unterlage sich eine seltene Kenntnifs des Xenophonteischen Sprachgebrauchs bis in seine gröfsten Einzelheiten herab, gesellt, von der uns Herr Bornemann schon so manche andere Belege in seinen andern Schriften und Ausgaben gegeben hat, und auch in dieser Ausgabe von Neuem auf jeder Seite giebt, so dafs Ref. neben den eben bemerkten Verdiensten um die Kritik, zunächst die Erörterungen des Sprachgebrauchs und die damit verbundene sprachlich-grammatische Interpretation zu nennen hat, zumal als auch darin Schneider, dessen Anmerkungen hier, blos mit Weglassung dessen, was als offenbar unrichtig wegfallen mufste, wörtlich wieder aufgenommen sind, Manches zu wünschen übrig gelassen hatte. Spärlicher sind die Zusätze ausgefallen für den sachlichen Theil der Erklärung. Hier gebot der, durch jenen kritischen Apparat und die zahlreichen grammatisch-sprachlichen Bemerkungen allzu sehr schon in Anspruch genommene Raum Beschränkung, wenn nicht die Ausgabe allzu stark im Umfang wer-

Digitized by Google

den und dadurch ihre Verbreitung erschwert werden sollte. Doch hat es auch hier der Herausgeber an zahlreichen Verweisungen auf die nahmhaftesten Schriften, in welchen diese Gegenstände in neuerer Zeit behandelt worden sind, oder an Anführung der geeigneten Parallelstellen aus Herodot und andern Autoren nicht fehlen lassen, und dadurch Manches, was auf persische oder überhaupt orientalische Sitte sich bezieht, oder mit dem Plan, der Anlage und Tendenz der Cyropädie in Verbindung steht, auf befriedigende Weise erörtert. Wir möchten, unter Anderm, was den zuletzt berührten Punkt betrifft, ausser dem, was in einer Note am Eingang kurz bemerkt ist, auf eine längere Note S. 65 zu I, 4, §. 16 (vgl. auch S. 82 zu I, 5, §. 2.) aufmerksam machen, indem sich hier der kundige Verfasser über die hauptsächlich in Frage stehenden Punkte auf eine Weise ausgesprochen hat, der auch wir Nichts entgegenzusetzen wüfsten; weshalb wir, um unsere Leser selbst darüber urtheilen zu lassen, die wichtige Stelle hier wörtlich beifügen:

»Mihi quidem verissimum videtur, quod de operis consilio Cicero statuit. Nam quum Xenophon Spartanorum civitatem majore quam Atheniensium amore amplexus non sine gravi indignatione et dolore animadvertisset, quantis turbis excitandis respublica Atheniensium, qualis tunc fuit, ansam praeberet, ut cives suos edoceret, in unius quoque moderato imperio felicem esse posse et potentem populum, relictis philosophorum placitis, quae et olim populum fugerunt et semper fugient, in uno Cyro exemplum imperii proposuit tum prudentissime parti tum gesti justissime. Atque quoniam una cum superstitione populi jam pridem a philosophis refutata et ad incitas redacta optimates metuerunt, ne publica salus propediem collapsa everteretur, praesertim si quis de Deo ejusque cultu saniora cum populo communicasset, nihil prius habuit Xenophon, quam ut hunc quoque insignem errorem esse ex civitate et religione Persarum, quibus fere Socratis et Socraticorum mores et opiniones attribuit, clarissime ostenderet. Quae cum ita sint, quare res vere gestas describeret, nihil causae erat, modo id daret operam, ut suam de civitatium et religionis discrimine sententiam quam verisimillimis rebus enarrandis exornaret. Neque enim periculum erat, ne in tanta ignoratione rerum Persicarum Graeci omnia ad veritatem exigerent. Exempla autem quum plus efficiant, quam optime praecepta, fieri non potuit, quin Cyri disciplina meliores de Diis eorumque reverentia, ut de civitatium formis rationes lectorum animis instillaret, eaque simul tempora praepararet, quibus sublata superstitione melior rerum ordo terrarum orbi tandem aliquando arrisit.«

Anderes übergeht Ref., was zweckmäfsig zur richtigen Auffassung des Ganzen und zur Erklärung des Einzelnen beigebracht ist, und wenn der Herausgeber die von ihm auch schon früher einmal in einem eigenen Programm besprochene Annahme einer doppelten Recension der Cyropädie auch jetzt wieder als grundlos verwirft (vergl. S. 72 zu I, 4, §. 22), so wird er wohl der

Digitized by

Beistimmung aller unbefangenen Kritiker ziemlich sicher seyn können. Die Manie, überall doppelte Recensionen in den namhaftesten und zum Theil vollendetsten Schriften des griechischen wie des römischen Alterthums wittern zu wollen, scheint jetzt fast vorüber; das Mittel, durch solche und ähnliche, oft recht keck hingeworfene und stattlich aufgeputzte Hypothesen sich Ansehen und Ruhm gewinnen zu wollen, ist abgenutzt. Zu einzelnen Nachträgen oder weiteren Verweisungen sowohl bei den sachlichen wie bei den sprachlichen Bemerkungen kann Ref. sich hier um so weniger entschliefsen, als er vielmehr dankbar des Gegebenen sich freuen möchte, wozu er wahrhaftig allen Grund hat; eben sowenig kann er sich entschliefsen, über einzelne Stellen, wo das subjective Urtheil stets verschiedener Art seyn wird, mit dem Verf. zu rechten, indem damit doch nur ein neuer Beweis geliefert werden könnte, mit welcher Umsicht und Sorgfalt der Vf. in der Behandlung des Textes, der hier in möglichster Reinheit, soweit es die vorhandenen Hülfsmittel erlauben, erscheint, verfahren ist. Bei dem höchst schwierigen Drucke wird man alle Ursache haben, mit der Correctheit, im Text wie in den Noten, zufrieden zu seyn. Ein Versehen der Art in den Noten bittet Ref. zu berichtigen: S. 400 in der Note, 2te Columne Zeile 1 mufs es statt Herod. I, 90 heifsen: I, 190.

Homeri Odyssea. Mit erklärenden Anmerkungen von Gottl. Christ. Crusius, Subrector am Lyceum zu Hannover. Erstes Heft. Erster bis vierter Gesang. Zweites Heft. Fünfter bis achter Gesang. — Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1837. 168 *S. und* 116 *S. in gr.* 8.

Der durch sein Wörterbuch über Homer sowie sein Wörterbuch griechischer Eigennamen bereits rühmlichst bekannte Vf. übergiebt in diesen die acht ersten Gesänge nebst einer kurzen Einleitung befassenden Heften den Anfang einer neuen Bearbeitung der Odyssee, welche zunächst auf das Bedürfnifs jüngerer Leser berechnet ist und einem doppelten Zweck dienen soll: einmal dem Anfänger Anleitung zu geben, den Dichter auch schon bei der Vorbereitung zu verstehen, und zweitens auch demjenigen, der schon einen Theil der Gedichte unter Leitung des Lehrers gelesen hat, die Privatlectüre derselben durch eine Erklärung zu erleichtern (S. 4).

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

N°. 20. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Griechische und römische Literatur.

(Beschluſs.)

Es soll also eine Ausgabe seyn, welche der Bildungsstufe der Schüler, welche den Homer lesen, angemessen ist, immerhin aber eine gründliche Kenntniſs der Formenlehre und einige Fertigkeit im Übersetzen bei diesen voraussetzt. Daſs darum die eigentliche Texteskritik ausgeschlossen bleiben muſste, versteht sich von selbst; der Vf. giebt uns den Wolfischen Text, und berücksichtigt nur hie und da einzelne abweichende Lesearten in den Noten. Es sind nämlich dem griechischen Texte erklärende Noten in deutscher Sprache beigefügt, welche ebensowohl die Sprache als die Sache betreffen, schwierigere Formen und Ausdrücke erörtern, in schwierigen Stellen die Construction nachweisen und selbst manchmal die verschiedenen Erklärungsarten anführen, obwohl allerdings in wesentlicher Beschränkung und mit steter Rücksicht auf das, was die eben bemerkte Bestimmung und der nächste Zweck der Ausgabe erforderte, auch mit öfterer Verweisung auf die Grammatiken von Buttmann, Rost und Kühner; für die sachliche Erklärung findet sich überall das Nothwendigste befriedigend angegeben, indem ebensowohl das Antiquarische und Geographische wie das Mythologische erklärt ist; es ist hier und dort auch auf Camman's zu ähnlichen Zwecken bestimmte Homerische Vorschule verwiesen worden. Freilich wird sich auch hier bei den oft ziemlich ausführlich dem Texte untergestellten Noten die bei allen solchen Arbeiten unwillkührlich wiederkehrende Frage darbieten, über das hier zu beobachtende Maaſs und über die Gränzen, innerhalb deren solche Anmerkungen, das Zuviel ebensosehr wie das Zuwenig vermeidend, sich zu halten haben; es wird auch hier die Beantwortung je nach dem verschiedenen Standpunkt und den verschiedenen subjectiven Ansichten verschieden ausfallen, und wenn dem Vf. vielleicht von manchen Schulmännern der Einwand gemacht werden dürfte, daſs er in seinen, namentlich alles Sprachliche mit seltener Genauigkeit behandelnden Anmerkungen oder in den grammatischen Noten zu viel gegeben und dadurch dem Schüler die Sache zu leicht gemacht, werden Andere in der ganzen Art und Weise, wie der Vf. seine Bemerkungen mittheilt, ein insbesondere für die Privatlectüre treffliches Hülfsmittel und einen verlässigen Führer in diesem Werke gern anerkennen, zumal da auch passende Vergleichungen mit den lateinischen Dichtern und deren Nachbildungen überall angestellt sind, und in allen sachlichen Gegenständen gewiſs nirgends das zu beobachtende Maaſs überschritten worden ist. Und

Digitized by Google

so können wir wohl dieser neuen Ausgabe eine freundliche Aufnahme wünschen, und sie da insbesondere empfehlen, wo die Lectüre der Homerischen Gedichte, nach einer schon vorausgegangenen Einführung in dieselben durch den Lehrer, nun weiteren Privatstudien überlassen werden soll.

Noch bemerken wir, dafs überall die Argumente beigefügt sind, dafs ferner dem ersten Buche eine Einleitung vorangesetzt ist, welche zuerst eine genaue Übersicht des Inhalts und des Gangs der Erzählung in der Odyssee nach ihren einzelnen Theilen und Gesängen giebt und darauf einige Bemerkungen über den Charakter der Odyssee und ihr Verhältnifs zur Ilias, dann über die Zeit der Abfassung und die jetzige Gestalt der Odyssee folgen läfst. Wir berühren daraus nur Eine Äusserung, die uns allerdings aufgefallen, weil wir sie nach den neuesten, auch in diesen Blättern mehrfach besprochenen Untersuchungen von Nitzsch keineswegs für richtig halten können; es heifst nämlich S. 13: Der Tyrann Pisistratus (um 600 v. Chr.) liefs nach den sichersten [?] Nachrichten der alten Schriftsteller die im Gedächtnisse der Rhapsoden aufbewahrten Gedichte schriftlich aufzeichnen und in zwei zusammenhängende Gedichte vereinen Cic. De orat. III, 34. Aelian. V. H. XIII, 14. Wenn aber, wie geschehen, nachgewiesen, dafs eine Ilias wie eine Odyssee schon vor Pisistratus als Ein Ganzes existirt, so dürfte eine solche Behauptung allerdings zu modificiren seyn.

Die äussere Ausstattung, Druck wie Papier, ist sehr befriedigend; das Ganze auf sechs Hefte berechnet, von denen jedes vier Gesänge enthält.

Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum Grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theodorus Fridericus Freytagius, phil. Dr. litterarum Latinarum in universitate Petropolitana Professor P. O. Russ. Imp. a Cons. Aul. Petropoli typis Academicis. Lipsiae, apud Leop. Vossium. MDCCCXXXVII. XVI. 68 *und* 528 *S. in gr.* 8.

Diese Bearbeitung einiger Bücher der Homerischen Ilias ist ganz anderer Art als die eben bezeichnete der Odyssee; sie kann im eigentlichsten Sinne des Wortes eine gelehrte genannt werden, in sofern sie in ihrer ganzen Einrichtung und in der Behandlung des Gegenstandes allerdings mehr den Gelehrten oder den Lehrer im Auge hat, obwohl auch solche, die nicht gerade Anfänger des Griechischen sind, aber nach einer höheren, philologischen Bildung streben, mit gleichem Nutzen und Gewinn dieselbe gebrauchen können. Es wird aber diese Bearbeitung auch aus dem Grunde noch unsere besondere Beachtung verdienen, als eigentlich seit Heyne für eine gelehrte Behandlung der Ilias Nichts in diesem Umfang und in dieser Weise geschehen ist; denn man wird einzelne, mehr oder minder für den Bedarf der Schule zunächst eingerichtete und blos diese berücksichtigende

Digitized by Google

Ausgaben eben so wenig hieherziehen können, als einzelne Bemerkungen, kritischer oder sprachlicher oder exegetischer Art, wie wir deren von einigen mit dem Homerischen Sprachgebrauch wohl vertrauten Gelehrten erhalten haben. Es galt vielmehr eine vollständige, alle diese Einzelheiten umfassende, Kritik wie Exegese in gleichem Maafse und in gleicher Vollständigkeit behandelnde Bearbeitung; und eine solche, wie wir sie bisher in Deutschland vermifsten, kommt uns hier mit den beiden ersten Büchern der Ilias aus dem fernsten Norden zu, um uns, zumal bei so manchen betrübenden Erscheinungen, die wir theilweise in unsern sonst wegen der gründlichen Pflege classischer Studien mit Recht geachteten Vaterlande antreffen, wo gehaltlose Vielwisserei den Ernst solider Bildung zu verdrängen sucht, zu zeigen, wie man anderwärts desto mehr bemüht ist, höhere Bildung und Wissenschaft auf die classischen Studien des Alterthums und eine gründliche philologische Bildung zu stützen, und dadurch sie wahrhaft zu fördern. In diesem Sinn und zu Förderung solcher Zwecke hat der Verf. gearbeitet; wenn daher sein Bemühen in dem Lande, in dem er wirkt, die gerechte Anerkennung, wie wir wohl glauben dürfen, bereits gefunden hat, so werden auch wir ihm die gleiche Anerkennung um so weniger versagen können, als er sie durch die Gründlichkeit und den Umfang seiner Leistungen in jeder Beziehung auch wirklich verdient hat, und wir deshalb nur den Wunsch und die Bitte hinzusetzen möchten, bald auch eine Fortsetzung dieser Arbeit in der gleichen Behandlung der übrigen oder doch der nächstfolgenden Gesänge der Ilias zu erhalten.

Der Verf. hatte sich seit längerer Zeit mit Homer beschäftigt, er hatte denselben zu einem besondern Gegenstand seiner Privatstudien erwählt und Vorlesungen darüber gehalten; er hatte daher sich einen bedeutenden kritischen und exegetischen Apparat dazu gesammelt, und war so zu dem Entschlufs geführt worden, eine Bearbeitung des Homer, und zwar, nachdem Nitzsch die Odyssee zu bearbeiten angefangen, der Ilias zu liefern, um hier zugleich eine Probe einer gelehrten Behandlung eines Autors zu geben, die künftigen Lehrern als eine passende Anleitung zu eignen Studien werden, und sie mit der philologischen Gelehrsamkeit Deutschlands insbesondere in einer zweckmäfsigen und nützlichen Weise bekannt machen könne. Was er zu der Rechtfertigung seines Unternehmens S. IX und X über die seit Heyne minder, als sich wohl hätte erwarten lassen, berücksichtigte gelehrte Behandlung der Ilias anführt, wird der, welcher mit der Literatur des Homer nur einigermafsen bekannt ist, durchaus wahr und begründet finden, zumal da der Verf. einzelnen, theilweisen Leistungen und Beiträgen ihr Verdienst nicht entzieht. Er giebt uns selbst zuvörderst den griechischen Text in einem sehr correcten Abdruck, wobei er vorzugsweise an Wolf, wie billig, sich anschlofs, und dies Verfahren auch hinreichend begründet hat. »Facere non potui (damit schliefst er seine Erklä-

Digitized by Google

rung) quin rationem a Wolfio sapienter initam sequerer ab eoque non recessi, nisi ubi quid receperat veterum exemplarium ac testimoniorum auctoritate fideque minus probatum. Etiam in formula rationeque scribendi, quam orthographiam vocant, potius veterum quam recentiorum Grammaticorum auctoritas apud nos valebat, sed ita ut optione data inter discrepantes scripturae formas nostro judicio uteremur.«

An den Text schliefst sich der umfassende und reichhaltige Commentar, der weit über fünfhundert Seiten füllt, weshalb wir auf ihn vor Allem unsere Leser aufmerksam machen müssen; denn darin ist mit einer weit gröfseren Ausdehnung und Vollständigkeit, als bei Heyne, aber auch mit grofser Sorgfalt und Genauigkeit, Alles aus älteren und neueren Erklärern zusammengestellt, was für die Kritik wie für die Erklärung und das Verständnifs des Homer in den verschiedensten Beziehungen von Wichtigkeit und Interesse seyn kann, dabei aber auch sorgfältig vermieden, durch Anhäufung eines nutzlosen, gelehrten Apparats zu gerechten Klagen Veranlassung zu geben. Der Vf. giebt die nöthigen Auszüge aus den Scholien und aus Eustathius in zweckmäfsiger Auswahl des Nothwendigsten, und reiht an dieselben ebensowohl die verschiedenen Parallelstellen alter Autoren, als die eigenen Bemerkungen, die sich nun über Alles verbreiten, was die Kritik, die Grammatik und Metrik, die Sprache wie die Sache betrifft, reiche Belege und Nachweisungen überall beifügen, und Nichts übergehen, was auch von andern Gelehrten in irgend einer der genannten Beziehungen gelegentlich beigebracht worden ist. Auf diese Weise ist zugleich dem Sprachgebrauche des Homer die umfassendste Behandlung zu Theil geworden; ein reicher gelehrter Apparat, in dem nicht leicht irgend Etwas übersehen oder übergangen worden, ist gesammelt, dabei auch auf Alles, was alte Sitten, alte Religionen u. dgl. betrifft, gleiche Rücksicht genommen worden; wie dies insbesondere bei dem zweiten Buch, bei dem Schiffskataloge, in den Bemerkungen zu den hier vorkommenden Volksnamen hervortritt. Bei diesem Umfang und bei dieser Reichhaltigkeit, einzelne Nachträge zu geben, oder einzelne etwa übersehene Parallelstellen beizufügen, wie wir uns deren aus unserer Lectüre bei mehreren Orten angemerkt hatten, unterlassen wir gerne, wo wir uns lieber des Gegebenen freuen und dasselbe, wozu wir jeden Grund haben, dankbar annehmen wollen, in der Hoffnung, der Vf. werde sein Werk fortsetzen und die übrigen Bücher der Ilias, in gleicher Weise behandelt, mit der Zeit nachfolgen lassen. Er wird dann Manches, was er hier schon umfassend behandelt hat, kürzer fassen können, obwohl die von ihm hier gelieferte Vollständigkeit des kritischen und exegetischen Apparats auch für die folgenden Bände sehr zu empfehlen seyn dürfte.

Digitized by Google

Anthologiae Graecae Palatinae epigrammata selecta in usum scholarum edidit Eduardus Geist, ph. Dr. Gymn. Darmst. Praeceptor Maguntiae, typis et sumtibus Floriani Kupferberg. VIII und 247 S. in gr. 8.

Diese reiche Auswahl von Epigrammen der griechischen Anthologie ist zunächst für die Bedürfnisse der Schule bestimmt, wo die Lectüre dieser herrlichen Reste griechischer Poesie theilweise statt findet, noch öfters aber vermifst wird, so wünschenswerth auch dieselbe, aus Rücksichten des Inhalts wie der Sprache, bei dem jetzt an so vielen Orten verkümmerten oder zurückgesetzten Unterricht des Griechischen erscheint. Dem Mangel an Ausgaben, die zu diesem Zwecke geeignet sind und sich dabei auch durch einen billigen Preis empfehlen, soll durch diesen Abdruck abgeholfen werden, den wir allerdings dazu ganz geeignet finden und darum der Aufmerksamkeit der Schulmänner empfehlen können.

Da der Vrf., und dem beabsichtigten Zweck gemäfs, gewifs mit allem Recht, blos einen Text giebt, so kommen hier vor Allem zwei Punkte in Betracht: erstens die Auswahl der in die Sammlung aufzunehmenden Stücke und zweitens die Gestaltung des Textes selber. Was jenen Punkt betrifft, so war der Verf. vor Allem darauf bedacht, solche Stücke auszuwählen, die durch den Inhalt des Gegenstandes besonders anziehend, durch die poetische Auffassung und Behandlung ausgezeichnet und zugleich in dem daraus zu ziehenden Gewinn für die Kenntnifs des Alterthums besonders nützlich und ersprieſslich erschienen, mit Ausschlufs aller derer, die durch den Inhalt, durch die Behandlungsweise desselben, durch Dunkelheit der Sprache und des Ausdrucks, oder auch wegen der mehr verderbten Gestalt, in der sie auf uns gekommen, sich zu diesem Zweck minder eignen. Da Jacobs bei der von ihm besorgten Auswahl im Ganzen durch ähnliche Rücksichten geleitet ward, so konnte es nicht fehlen, dafs auch hier manche Epigramme erscheinen, die bei Jacobs schon aufgenommen sind; aber man wird auch nicht wenige finden, die bei Jacobs fehlen und hier an die Stelle anderer getreten sind, die der Herausgeber, obwohl sie bei Jacobs sich finden, doch als minder geeignet für seine Zwecke ausliefs. Hinsichtlich des Textes selber hat sich der Herausgeber (und wer wird es nicht billigen?) durchaus an Jacobs Ausgabe der Anthologia Palatina gehalten, jedoch mit Berücksichtigung dessen, was Jacobs selbst in den Addendis oder in dem später erschienenen Delectus Epigrammatum geändert, sowie mit Vornahme einiger anderer Änderungen, die durch die Bestimmung des Buchs für den Schulgebrauch nöthig erschienen. Noten, es sey kritischer oder erklärender Art, sind nicht hinzugekommen; eine Stelle der Vorrede scheint anzudeuten, dafs der Herausgeber gesonnen ist, seine Beiträge zur Verbesserung des Textes, wie auch zur Erklärung desselben, besonders erscheinen zu lassen, was uns

Digitized by Google

freuen soll, da wir es doch im Ganzen nur billigen können, dafs er dieser Schulausgabe keine Noten beigefügt. Die ganze Auswahl ist in acht Capitel abgetheilt, wobei die Anordnung der Anthologia Palatina beibehalten, und jedem Epigramm auch die Nummer beigefügt ist, unter der es sich in der genannten Anthologie findet. Cap. I. Επιγράμματα ἀναθηματικά (auch Buch VI) 102 Nummern. Cap. II. Επ. ἐπιτύμβια (B. VII) 299 Numm. Cap. III. Επ. ἐπιδεικτικά (B. IX) 252 Numm. Cap. IV. (B. X) Επ. προτρεπτικά 39 Numm. Cap. V. (B. XI) Επ. συμποτικὰ καὶ σκωπτικά 145 Numm. Cap. VI. (B. XIV) Αἰνίγματα 13 Numm. Cap. VII. Anthologiae Planudeae epigrammata quaedam, quae in Codice Palatino non reperiuntur (B. XVI) 80 Nummern. Cap. VIII. Appendix epigrammatum apud veteres scriptores et in marmoribus servatorum (B. XVII) 30 Nummern. So beläuft sich also die ganze Anzahl der aufgenommenen Epigramme, wenn wir richtig gezählt haben, auf neunhundert und sechzig. Am Schlusse des Ganzen S. 213 — 247 folgen drei recht schätzbare Indices; zuerst ein Index Epigrammatum, in welchem alle einzelnen Epigramme nach ihren Anfangsworten in alphabetischer Ordnung aufgeführt sind, und der Verweisung auf die Sammlung auch zugleich die Nummern beigefügt sind, unter denen sie sich in Brunks Analecten und in dem Jacobs'schen Delectus Epigrammatum finden. Die Nummern der (Jacobs'schen) Anthologie sind, wie bemerkt, im Texte selbst jedesmal in Klammern beigesetzt. Ein zweiter Index Auctorum Epigrammatum führt, gleichfalls in alphabetischer Folge, die einzelnen Dichter auf, von welchen Dichtungen aufgenommen sind, und begleitet diese Angaben mit einigen nicht unzweckmäfsigen Notizen über die Lebenszeit, die Lebensverhältnisse und das Vaterland derselben. Ein drittes Verzeichnifs ist der Conspectus rerum in epigrammatis tractatarum. Druck und Papier sind sehr befriedigend.

Commentar zu der griechischen Chrestomathie für die mittleren Abtheilungen der Gymnasien, bearbeitet von W. Bäumlein und A. Pauly, für den Gebrauch des Lehrers herausgegeben von W. Bäumlein, Professor am Gymnasium in Heilbronn. Erstes Heft. Isokrates. — Stuttgart. Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandl. 1837. 210 S. 8.

Wir haben in diesen Jahrbüchern Jhrgg. 1837 S. 941 f. bereits der Chrestomathie gedacht, zu der uns nun aus der Hand des einen der beiden Herausgeber der Anfang eines über die einzelnen Theile derselben sich erstreckenden Commentars mitgetheilt wird, den gewifs jeder Philolog, insbesondere jeder Lehrer, in dessen Schule die Chrestomathie eingeführt ist, mit vielem Dank annehmen und, wir wollen es wenigstens hoffen, zum Nutz und Frommen seiner Schüler auch fleifsig studiren und benutzen wird. In diesem Commentar nämlich, der, wie schon aus dem Titel ersichtlich, über die in der Chrestomathie enthaltenen Stücke aus Isokrates sich erstreckt, ist zuvörderst die Begrün-

Digitized by Google

dung der in den Text aufgenommenen Lesarten, besonders solcher, wo der Herausgeber von der Bekker'schen Recension, die er als die beste unter den vorhandenen allerdings mit Recht zu Grunde gelegt hat, aus guten Gründen abgehen zu müssen glaubte, enthalten; es sind ferner darin alle sachlichen Punkte, sowohl historisch-geographischer als antiquarischer Art, sorgfältig und unter Benutzung der neuesten Schriften erörtert, was an mehreren Orten selbst Veranlassung zu ausführlicheren Entwicklungen gab, wie z. B. S. 71 ff. über den Areopag, oder S. 148 ff. über das griechische Schauspiel u. dgl. m.; insbesondere aber sind es grammatisch-sprachliche Gegenstände, welche in diesem Commentar auf eine Weise behandelt werden, die dem Lehrer über die wichtigsten und schwierigsten Theile der griechischen Grammatik, wie z. B. über die Lehre der Modi und Tempora, die Lehre des Gebrauchs der Partikeln, zumal in ihren einzelnen Unterschieden von einander, Aufschlüsse bietet, die er vergeblich in andern Werken suchen wird, und die neben der speciellen Beziehung auf die Stelle des Isokrates, die sie zunächst hervorrief, zugleich eine allgemeinere Tendenz und ein allgemeineres Interesse erregen, daher auch an mehrern Orten eine gröfsere Ausdehnung erhalten haben. Man sieht denn bald, dafs der Hr. Vf. hier ganz auf seinem Felde ist, dafs er uns nicht blos Resultate der Forschungen anderer Gelehrten oder deren Ansichten und Hypothesen mittheilt, sondern dafs Alles hier aus eigener, selbständiger Forschung und Prüfung hervorgegangen ist, die ohne an irgend eine Autorität irgend eines berühmten Namens sich zu binden oder ihr zu folgen, nur die wohl überdachten Resultate eigenen Nachdenkens, möglichst bestimmt und scharf aufgefafst, in klarer und verständlicher Sprache uns vorlegt, und überall darauf ausgeht, den Sprachgebrauch in seinen einzelnen Erscheinungen, Modificationen und Nüancen auf eben so bestimmte logische Begriffe und Unterschiede zurückzuführen und so seinem Wesen nach in möglichst bestimmter Weise darzustellen; was bei mehrern Punkten, wo die Verschiedenheit der Ansichten und der Streit der Meinungen bei der Schwierigkeit des Gegenstandes hervortritt, selbst zu gröfseren, aber recht dankenswerthen Excursen dieser Art die Veranlassung gab; indem Ansichten und Theorien anderer Sprachforscher, die, wie z. B. Hermann, auf ähnliche Weise die Erscheinungen des Sprachgebrauchs logisch zu begründen und zu entwickeln versucht haben, näher besprochen, auch zum Theil bestritten werden, um dem Lehrer, für welchen dieser Commentar doch zunächst bestimmt ist, das wahre Verhältnifs der Sache möglichst klar und deutlich vor Augen zu legen und es ihm dann dadurch auch möglich zu machen, seinen Schülern eine richtige Vorstellung dieses Verhältnisses zu geben, wie es ihrer Auffassungsweise angemessen ist. So enthält diese Behandlungsweise, wie sie vom Verf. in diesem Commentar geübt worden ist, erstaunlich viel Anregendes und Anziehendes; der Lehrer, der hier die feste, philosophische Begründung des

Digitized by Google

Sprachgebrauchs und der Grammatik gewinnen soll, wird dies dann auch zum Besten seiner Schule in geeigneter Weise in Anwendung zu bringen wissen. Wer Beweise des Gesagten verlangt, wird sie leicht auf fast jeder Seite des Commentars finden; wir wollen nur Einiges davon anführen. So z. B. S. 36 ff. die Erörterung über die Partikel ἄν (vrgl. auch S. 86 ff.) in Verbindung mit dem Conjunctiv, und über die Grundbedeutung und den Grundbegriff des letztern, oder S. 41 ff. über den Gebrauch des Imperativs des Präsens und des Aorist., S. 44 über den Unterschied im Gebrauche des Infinitivs im Futur, Präsens und Aorist nach den Wörtern des Glaubens, Hoffens, Versprechens und ähnlichen; oder S. 48 über die Grundbedeutung der Partikel γε und ihre Anwendbarkeit; ebenso 61 ff. über das enklitische περ, S 79 ff. über δή, S. 83 ff. über μὲν οὖν, S. 96 ff. über μήτε-μήτε und ähnliche Verbindungspartikeln, S. 181 über μήν; oder S. 52 ff. über ὅπως ἄν und das einfache ὅπως mit folgendem Conjunctiv und S. 55 ff. über die verschiedenen Constructionsweisen von πρὶν, πρὶν ἄν; oder S. 162 ff. die schöne Erörterung über ἐχρῆν und ἐχρῆν ἄν; lauter, zum Theil auch ausführlichere Darstellungen, in denen das oben bemerkte Streben, Alles auf möglichst einfache und darum sichere und feste Begriffsbestimmungen und Begriffsunterschiede zurückzuführen, hervorleuchtet; wobei wir ausdrücklich bemerken, dafs die ganze Darstellungs- und Auffassungsweise ebenso klar ist, als Alles auch klar und bestimmt gedacht ist, und dafs von dem Nebeldunst, in welchem Vieles der Art bei so manchen inhaltsähnlichen Versuchen unserer Zeit gehalten ist, um durch den Schimmer einer unverständlichen, sogenannt philosophischen Ausdrucksweise, die der Unklarheit des Gedankens und dem Mangel fester und sicherer Begriffsbestimmungen völlig entspricht, Andere zu blenden, hier keine Spur anzutreffen ist. Die biographische Darstellung von Isokrates Leben und Schriften, welche dem Commentar vorangeschickt ist, haben wir mit vielem Vergnügen gelesen; sie ist durchweg aus den Quellen selbst, insbesondere aus den eigenen Schriften des Isokrates entnommen. Ebenso sind auch kürzere Einleitungen über jede einzelne Rede, aus der sich Stücke in der Chrestomathie finden, vorausgeschickt; bei der Rede an Damonicus hat der Vf. mit siegenden Gründen die bestrittene Ächtheit derselben in Schutz genommen. Auch die Vorrede, in welcher die Herausgeber sich über die Grundsätze, nach welchen die Auswahl der in die Chrestomathie aufgenommenen Stücke statt gefunden, als einsichtsvolle Schulmänner, mit den Bedürfnissen der Schule wohl vertraut, aussprechen, verdient allgemeine Aufmerksamkeit und Berücksichtigung.

Digitized by Google

Symbolas ad emendandum et illustrandum Philostrati librum De vitis Sophistarum in medium attulit Albertus Jahnius, Bernas Helvetius. Bernae, impensis C. A. Jennii, filii. MDCCCXXXVII. VIII u. 146 S. in 8.

In dieser Schrift erhalten wir die Erstlingsfrüchte gelehrter und gründlicher Studien, die uns für die Zukunft zu noch gröfseren Erwartungen berechtigen und von den ausgebreiteten Kenntnissen des Vfs., seiner gründlichen Bildung und seiner unermüdeten Thätigkeit allerdings das Beste für die Wissenschaft hoffen lassen. Gegenstand dieser Schrift sind die bekanntlich in einer sehr verderbten Gestalt auf uns gekommenen Vitae Sophistarum des Philostrat, indem der Verf. bemüht ist, einen grofsen Theil dieser Verderbnisse durch die von ihm in Vorschlag gebrachten Verbesserungen zu beseitigen, seine eigenen Verbesserungen aber von Seiten der Kritik wie des Sprachgebrauchs zu begründen, wodurch denn Veranlassung gegeben ist, den Sprachgebrauch des Philostratus vielfach zu erörtern und insbesondere die zahlreichen Nachbildungen älterer Schriftsteller, namentlich eines Plato u. dgl. m. nachzuweisen, und zwar in einer Art und Weise, die ebensowohl von genauer Bekanntschaft mit dem Autor selbst, als von umfasser Kunde der älteren Schriftsteller zeugt, ohne welche freilich (und das sollten Alle beherzigen, die an die Behandlung solcher Autoren einer späteren Zeit wie Philostratus, sich machen) hier wenig auszurichten ist, da überall Nachbildungen der Art hervortreten, die sonst leicht mifskannt, und den Kritiker zu Schritten verleiten, die, näher betrachtet, nur als Folgen einer tadelnswerthen Übereilung betrachtet werden können. Diese Klippe hat der Vrf., auch wenn man ihm vielleicht an einzelnen Stellen etwas Kühnheit und allzu grofse Zuversichtlichkeit (vrgl. z. B. S. 41) in seinen Verbesserungen vorwerfen wollte (ein Tadel, der übrigens mehr subjectiver Natur ist), wohl zu vermeiden gewufst, und durch seine genauen sprachlichen Erklärungen nicht selten auch für die genauere Kunde des Sprachgebrauchs anderer, früherer wie späterer Autoren schätzbare Beiträge geliefert. Es ist allerdings nicht blos gut, sondern auch nothwendig, den Schriftsteller aus sich selbst, aus seiner eigenen Rede- und Ausdrucksweise zu erklären, und diese Rücksicht ist auch hier stets beobachtet worden; allein sie darf nicht, wie wir dies bei manchen anderen Versuchen der neueren Zeit bemerkt haben, zur Einseitigkeit führen, insofern man bei sprachlichen Bemerkungen sich blos auf den Einen Autor, den man gerade behandelt, beschränken und alle andern unberücksichtigt lassen will; bei einem Philostratus aber würde ein solches Verfahren selbst schwerem Tadel unterliegen, da bei der überall hervortretenden Nachbildung eines Plato u. An. ein Zurückgehen auf diese Autoren unumgänglich nothwendig ist. Und in dieser Beziehung hat der Verf. gewifs das geleistet, was man erwarten konnte, und sich den Dank aller Freunde der griechischen Literatur verdient;

Digitized by Google

auch die Form, in der Alles gehalten ist, verdient gerechte Anerkennung, und die so oft und nicht mit Unrecht geführte Klage über die Vernachlässigung der Form und des lateinischen Ausdrucks in Schriften der Art, wo oftmals das Interesse für den Gegenstand selbst die Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch nimmt und darüber die Form vernachlässigt wird, kann den Verf. nicht treffen. Einzelne Erklärungen und Verbesserungsvorschläge hervorzuheben oder näher zu besprechen, erlaubt der Zweck und der Raum dieser Blätter nicht; doch dürfen wir nicht die allgemeine Bemerkung zurückhalten, dafs man gewifs wenige Stellen finden wird, in deren Behandlung man nicht sich befriedigt finden wird, und dafs der vielfach entstellte Text dieser Schrift des Philostratus nun in einer weit besseren Gestalt erscheint, während die schätzbaren Sprachbemerkungen zugleich ein allgemeineres Interesse haben und besonders für die spätere Gräcität von Wichtigkeit sind. Ihr Reichthum hat allerdings einen ausführlichen Index rerum et verborum S. 85 ff. veranlafst, welchen der Verf. zu einigen weiteren Nachträgen benutzt hat, die sich ihm bei dem langsamen Fortschreiten des Drucks seiner Schrift darboten, und es schliefst sich selbst daran S. 114 ff. eine Reihe weiterer nachträglicher Bemerkungen, Addenda et Corrigenda, die wir allerdings, ihrem Inhalt nach, nicht gern entbehrt haben würden. Auch findet sich S. 109 ff. ein genaues Verzeichnifs der in der Schrift behandelten zahlreichen Stellen alter Autoren. Aus ungedruckten Schätzen der Heidelberger, wie insbesondere der Münchner Bibliothek, wird da, wo sich die Gelegenheit darbot, Manches mitgetheilt, so z. B. Scholien zu Gregor von Nazianz, zu Libanius, Mehreres aus Nicephoras, Psellus u. A., was der Vf. wohl demnächst vollständig durch den Druck bekannt machen wird. Auch eine Bearbeitung des Platonischen Symposiums wird uns an mehrern Stellen versprochen.

Achaicorum libri tres. Composuit Carolus Fridericus Merleker, ph. Dr. Coll. Fridr. Primar. Praec. in Univers. Litt. Albertina priv. doc. Darmstadii, sumptibus et typis Caroli Guil. Leskii. MDCCCXXXVII. XII u. 485 S. in gr. 8.

Der gelehrte Verfasser dieses Werkes hat sich bereits durch mehrere einzelne in Jahn und Seebode's periodischen Zeitschriften befindliche Aufsätze, so wie auch durch eigene kleinere Schriften, welche auf die Geschichte des achäischen und ätolischen Bundes Bezug haben, auf eine vortheilhafte Weise der gelehrten Welt bekannt gemacht, und giebt nun hier ein umfassendes Werk, das mit Benutzung und theilweiser Verarbeitung eben dieser einzeln früher erschienenen Arbeiten eine erschöpfende Darstellung der Geschichte und der Schicksale des achäischen Bundes liefern soll. Daher erklärt sich auch der verhältnifsmäfsig so bedeutende Umfang des Buches und die gröfsere Ausdehnung, die ihm bei einer allseitigen und erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes

Digitized by Google

wohl zu Theil werden mufste. Dafs das Werk aus sorgfältigem Quellenstudium hervorgegangen, kann jede Seite desselben zeigen, da oft der ganze Inhalt der Quellen in die Darstellung aufgenommen und damit verflochten ist; dafs aber auch überall nach sorgfältiger Prüfung und Sichtung der Quellen, zumal da wo die einzelnen Angaben nicht in Übereinstimmung sind oder sich zu widersprechen scheinen, verfahren worden ist, wird eine nähere Einsicht bald lehren, ohne dafs man darum den Vf. eines Skepticismus wird zeihen können, der seiner Darstellung eben so nachtheilig gewesen wäre, als jener Mangel an Kritik, den er selbst an Andern tadelt, die vor ihm die Geschichte des achäischen Bundes behandelt haben. So wird sein Werk, ein ehrenvolles Denkmal deutscher Gelehrsamkeit und deutschen Fleifses, die wohlverdiente Anerkennung, die auch Ref. ihm gerne zollt, überall finden, und es für alle Freunde der Alterthumsstudien keiner besonderen Aufforderung bedürfen, mit dem Inhalt dieses Werkes sich näher bekannt zu machen. Es umfafst dasselbe, wie schon bemerkt, die ganze Geschichte des achäischen Bundes, und zwar von seinen ersten Anfängen an, von der ersten Gründung und Anlage achäischer Städte an der Nordküste des Peloponnes bis auf die Zerstörung Corinths und bis auf die römische Herrschaft. Der Vrf. beginnt mit der mythischen Zeit und den uns aus derselben entgegentretenden Namen eines Hellen, Xuthus, Jon, Achäus, Ägialus u. s. w., um dann im zweiten Abschnitte des ersten Buchs eine genaue Beschreibung der einzelnen Städte Achaja's zu geben, welche von Herodotus, Pausanias, Strabo u. A. nahmhaft gemacht werden und somit als Theile der Landschaft und Bundesgenossenschaft erscheinen; dafs es hier nicht an einzelnen Controversen über die Lage und Schicksale der einzelnen Städte, zumal bei oft widersprechenden oder doch meist ungenügenden Angaben der Alten, fehlen kann, liegt in der Natur der Sache; was aus neueren Reiseberichten darüber zu unserer Kunde gekommen, finden wir überall sorgfältig benutzt; die inzwischen erschienenen Recherches sur les Ruins de Morée von Boblaye werden von dem Vf. noch an mehrern Stellen (z. B. p. 19. 21 ff.) mit Erfolg zur sicheren Bestimmung einzelner Localitäten angewendet werden können. Ein drittes Capitel berichtet dann über die früheren Verhältnisse dieser achäischen Staaten (Foedus Achaeorum prius et alterum ad eum usque annum, quo Sicyon Achaeorum facta est.); ein viertes giebt uns Nachricht von der Verfassung und Gesetzgebung, von den politischen Einrichtungen und der Staatsverwaltung; und dann folgt die ausführlichere Darstellung der achäischen Verhältnisse von der Zeit des Aratus an bis auf den Tod des Philopömen, im zweiten Buch vom fünften bis zehnten Capitel; das dritte Buch führt dann im eilften Capitel diese Schilderung fort bis zu dem Tode des Lycortas und im zwölften bis zur Zerstörung Korintha. Fasti Achaici, einige Addenda, wie sie freilich nöthig werden mufsten, da das Buch schon im Jahre 1834 zum Druck

Digitized by Google

aus den Händen des Verfassers gekommen war, und ein sehr genauer, durch den grofsen Umfang und den reichen Inhalt des Buchs eben so nothwendig gewordener Index beschliefst das Ganze, von dem wir hier nur eine allgemeine Nachricht geben, überzeugt, dafs jeder Freund gründlicher Forschung des Alterthums diesem Werke ein gründliches Studium widmen wird, ohne dafs es dazu einer näheren und ausführlicheren Nachweisung des Inhalts, oder eines referirenden Auszugs von unserer Seite bedürfte, oder einzelner kritischen Bemerkungen bei einzelnen Stellen, zu denen es bei einem Buche von dem Umfang und Inhalt nie fehlen wird, zu denen aber hier nicht der Ort seyn kann, wo wir blos die Absicht haben, den Charakter und Werth des Buchs im Allgemeinen zu bezeichnen und zu dessen weiterem Studium einzuladen.

Beiträge zur Geschichte, Verbesserung, Feststellung und Erklärung des Textes der Satiren des Persius von Dr. Ferdinand Hauthal. Zwei Theile. Mit der vollständigen Abbildung des Fragmentes des Polympsesten im Vatican zu Rom. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandl. 1837.

Auch mit dem gegenüberstehenden zweiten Titel:

Aulus Persius Flaccus. Erster Theil: Text nach den ältesten und besten englischen, französischen, schweizerischen, italienischen u. deutschen Mss. und nach den wichtigsten Drucken vom XV — XIX. Jahrhundert; metrisch-rhythmische Übersetzung und kritische Anmerkungen. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 1837. 496 S. *in gr.* 8.

Ohne dafs der Verfasser in einer ausführlichen Vorrede den Charakter seiner Leistungen und die ihn bei der Bearbeitung des Persius leitenden Grundsätze näher bezeichnet hat, wird man doch bald bei näherer Einsicht und Prüfung des Inhalts gewahr werden, dafs es sich hier um eine gründliche und gelehrte Arbeit handelt, welche, auch abgesehen von der beigefügten deutschen Übersetzung, in den dieser folgenden Anmerkungen, die den gröfsten Theil des Buchs füllen, von den mühsamsten und sorgfältigsten aber auch gründlichsten Studien zeugt, auf welche wir um so mehr hier aufmerksam machen müssen, je leichtsinniger man oft auch noch in unsern Tagen bei Bearbeitungen oder Ausgaben der Art verfährt, auf Wiederabdruck des Alten, längst Bekannten, oder auch Hinzugabe einiger notulae, die den Beweis der auf den Autor verwandten kritischen Sorgfalt enthalten sollen, sich beschränkend.

Der Verf. giebt zuerst den lateinischen Text der Satiren des Persius mit gegenüberstehender deutscher Übersetzung. Wir wollen und können uns auf diesen Theil der Arbeit nicht weiter einlassen, da wir wahrhaftig die grofsen Schwierigkeiten, die einem Übersetzer des durch seine prägnante Kürze und seine nicht zu läugnende Dunkelheit vor andern römischen Dichtern ausgezeichneten Persius sich entgegenstellen, nur zu gut kennen, und daher

Digitized by Google

es wohl begreiflich finden, wie unter den zahlreichen Übersetzern des Persius in deutscher Sprache — es ist derselben ein ganzes Dutzend, ohne die zu zählen, die blos einzelne Satiren oder die das Ganze in Prosa übersetzt haben, auch beinahe ein weiteres Dutzend. — fast die meisten vergeblich ihre Kraft und Mühe aufgewendet, eine den Sinn und Geist des Dichters wiedergebende, getreue und doch deutsche Nachbildung zu liefern. Lesen wir doch S. 371 in der Note, dafs selbst in der neuesten Übersetzung in den siebenthalbhundert Hexametern, aus welchen die Satiren des Persius bestehen, mehr als dreihundert fünfzehn weibliche Cäsuren im dritten Fufse auf eine die Kernsprache des alten Satirikers, der in Allem nur gegen fünf undzwanzig solcher Cäsuren und zwar nicht ohne einen guten, formellen Grund bemerken läfst, unangenehm schwächende Weise vorkommen! Wir wollen daher auch hier nicht weiter über diesen Gegenstand rechten, und beschränken uns nur, eine aufs Geradewohl ausgenommene Stelle, als Probe der vom Verf. gegebenen Übersetzung, mitzutheilen. Wir wählen den Anfang der sechsten Satire:

„Hat schon Frost dich, Bassus, gelockt zum Heerd des Sabinums?
Leben dir schon bei Gesang von strengerem Griffel die Saiten,
Wundermeister, im Lied auf die Quell'n vorzeitiger Sagen,
Wie auf den kräftigen Klang der latein'schen Laute zu lauschen,
Seele bald hier von der Jünglinge Lust, dort ehrbaren Fingern
Würzend den Ernst des Vätervereins?? — Mich freuet die Milde
Jetzt an Ligurien's Strand; ich durchwintere hier, wie mein Meer, an
Riesiger Felswand, wo sich im Thal tief's Ufer beherbergt." —

Auf den Text und die Übersetzung folgen dann die Anmerkungen zu den einzelnen Satiren, welche von S. 70 — 474 reichen, demnach, wie bemerkt, den gröfseren Theil des Buches einnehmen. Sie beziehen sich ebensowohl auf die Übersetzung selbst, die Wahl der einzelnen Ausdrücke, deren Richtigkeit u. s. w., zumal im Vergleich mit dem, was andere Übersetzer gegeben, als insbesondere auf den Text und die richtige Auffassung des Sinns einzelner Worte wie ganzer Verse in sprachlich grammatischer und kritischer, wie in sachlicher Hinsicht, ohne gerade das zu seyn, was man einen fortlaufenden, vollständigen Commentar zu nennen pflegt, und ohne die Bemerkungen früherer Ausleger, von Casaubonus an in ihrem ganzen Umfange zu wiederholen; nur da, wo die Erklärung bestritten und die Auffassung verschieden ausgefallen ist, und gerade solche Stellen sind es meistens, die in diesen Anmerkungen ausführlich besprochen werden — werden auch die Erklärungsversuche früherer Ausleger berührt und sorgfältig geprüft, daher auch in allen kritischen Bemerkungen die Varianten der älteren Ausgaben und einer nahmhaften Zahl von Handschriften, die theils von Achaintre u. A., theils zuerst vom Herausgeber verglichen wurden (wir haben darunter mehrmals Münchner und Pariser Handschriften des zehnten und eilften Jahrhunderts erwähnt gefunden), sorgfältig aufgeführt, um so mancher dunkeln oder verdorbenen Stelle auch von dieser Seite

Digitized by Google

nachzuhelfen. Diese Sorgfalt und Genauigkeit tritt auch da hervor, wo durch grammatische oder sprachliche Nachweisungen die aufgestellte Erklärung und der Sinn, den der Verf. einer Stelle, einem Worte giebt, bewiesen werden soll; und so wird man denn selbst ausführlichere grammatische Erörterungen hier nicht vermissen, wie z. B. einzelne gelegentlich veranlafste Bemerkungen über den Gebrauch der Tempora, des Präsens, Futur's, des aoristischen Perfects u. s. w., oder selbst über Partikeln, wie z. B. S. 318 die ausführliche Erörterung über den Gebrauch und den Unterschied zwischen *tum* und *tunc*; oder die Erklärungen über Begriff und Bedeutung des Wortes *Genius* (zu Satir. II.), oder wie S. 183 ff. über den Gebrauch und die Bedeutung des Wortes *Pulmentarium*, S. 242 ff. über *ocimum* und *ocinum*; S. 264 ff. über den Gebrauch von *plaudere* und das bei Terentius und Plautus am Schlufs der Komödien wiederkehrende *plaudite*, S. 273 ff. über *stlopus* und dessen Schreibart, sowie über andere mit *st* beginnende Wörter, wo auch Juvenal's dunkles, noch immer, wie uns scheint, nicht genügend und befriedigend erklärtes *stlataria* (Sat. VII, 134) erwähnt wird; S. 279 ff. über den Gebrauch von *candidus*; S. 286 ff. über Sinn und Bedeutung von *pullatus* in verschiedenen Beziehungen, u. s. w. Wir haben hier nur aufs Geradewohl Einiges ausgehoben, und könnten diese Liste noch länger fortsetzen, wenn wir nicht glaubten, durch diese Anführungen schon genügend den Charakter dieser umfassenden und ausführlichen Bemerkungen nachgewiesen zu haben, in deren Detail wir hier um so weniger eingehen können, als wir uns hier darauf im Allgemeinen beschränken müssen, von dem Charakter des Buchs und der darin herrschenden Behandlungsweise unsern Lesern zu eigener weiteren Prüfung und Einsicht einen richtigen Begriff zu geben. Eben so wenig können wir daher auch in die Texteskritik näher eingehen, und am Schlusse unserer Anzeige nur die Bemerkung beifügen, dafs auch gelegentlich manche andere schwierige oder dunkle Stellen anderer lateinischer Dichter hier behandelt werden. So wird z. B. S. 175 in der Note der bekannte Horazische Vers (Ep. I, 1, 16):

Nunc agilis fio et *mersor* civilibus undis

besprochen, und hier *mersor* als Lesart der ältesten Handschriften und als ein äusserst bezeichnender, hier durchaus nothwendiger Ausdruck, von dem die Variante *versor* nur eine matte allgemeine Erklärung giebt, nachgewiesen; womit wir durchaus einverstanden sind. Der Verf. bezieht sich dabei auf Pariser Handschriften und deren Scholien, die er sich abgeschrieben; möchte es ihm recht bald möglich werden, uns diese Schätze in einer neuen, alle alten Erklärer und Scholien, die bisher doch nur sehr unvollständig uns bekannt sind, vollständig umfassenden Ausgabe, wie sie bereits angekündigt worden, mitzutheilen. Eine andere ähnliche Erörterung finden wir S. 197 ff. in der Note über »die vielleicht schwerste« Stelle des Juvenal I, 157 und

Digitized by Google

die verschiedentlich hier von allen Auslegern und Herausgebern versuchte Erklärung der Stelle, womit zugleich die Feststellung des Textes zusammenhängt. Auch Ref. gesteht offen, dafs er sich schon vielfach an dieser Stelle versucht hat, ohne dafs es ihm eigentlich gelungen wäre, zu einem völlig befriedigenden Resultate zu gelangen. Wir wollen nicht die vielen Verbesserungsvorschläge wiederholen, die an dieser Stelle gemacht worden sind, und nur die vom Verf. vorgeschlagene Veränderung mittheilen. Derselbe will nämlich hier gelesen wissen:

> Pone Tigellinum: taeda lucebis in illa,
> qua stantes ardent, *qua* [oder *et*] fixo gutture fumant,
> et latum mediâ *in* sulcum *te* ducit arenâ.

Der Sinn der Stelle, d. h. zunächst des letzten Verses, da der Sinn der beiden ersten weniger Schwierigkeiten hat, würde dann folgender seyn: und er [der sich rächende Tigellinus] läfst dich dann [den fast verbrannten Leichnam] in eine breite Grube mitten auf dem sandigen Schauplatze [d. h. im Angesichte des versammelten Volkes oder auch mitten auf dem Kampfplane] schleifen. Auf die Lesart *te ducit* führt den Vf. insbesondere der Umstand, dafs entschieden die Mehrzahl der Manuscripte, unter andern ein Berner aus dem zehnten Jahrhundert, die alten Scholien und Ausgaben, den Vers folgendermafsen geben:

> Et latum media sulcum *deducit* arena.

mithin die vom Verf. vorgeschlagene Änderung sich nur wenig von den handschriftlichen Autoritäten entfernt, welche in *deducere* oder *diducere* uns Ausdrücke bieten, deren Sinn und Bedeutung nach dem Vf. hier durchaus unpassend ist, dessen sonst zwar ansprechende Erklärungsweise uns darum aber doch noch nicht ganz über alles Bedenken erhaben und sicher gestellt zu seyn scheint.

Der zweite Theil soll enthalten: erstens Anmerkungen zur ersten Satire (da nemlich im ersten Theile die Anmerkungen zur ersten Satire sich nur über die ersten vierzehn Verse oder den sogenannten Prolog erstrecken) mit drei Excursen (Biographie der Wortformen poëtria und poëtris bei Griechen und Römern; über die Schreibung des Berges Parnafs; über die tropischen Ausdrücke der Griechen und Römer, insbesondere des Persius); zweitens: über den Hexameter überhaupt, insbesondere den der römischen Satiriker und des Persius; drittens: über die metrischen Übersetzungen der Alten in unserer Zeit, insbesondere über die deutschen der römischen Satiriker. Ein Anhang soll eine Reihe historisch-kritischer Untersuchungen über den Persius überhaupt und die erste Satire insbesondere, enthalten; ausserdem noch einige Zusätze und Berichtigungen, die bei einem so reichhaltigen Werke gewifs nothwendigen Register und das auf dem Titel bemerkte Palimpsest. Wir sehen diesem zweiten Theile sowie der weiter versprochenen besondern Ausgabe des Persius mit gleichem Verlangen entgegen.

Digitized by Google

Claudii Ptolemaei Geographiae fragmentum editionum majoris et minoris Specimen II. Edidit Carolus Frid. Aug. Nobbe. (Programma, quo tres magistros in schola Nicolaitana Lips. publice constitutos esse nuntiat etc. etc. scholae rector Carolus Frid. Aug. Nobbe, philos. Dr. et in Univers. Lips. Profess. etc.) Lipsiae, sumtibus et typis Caroli Tauchnitii. 1837. 36 S. 8.

Wir zeigen dieses als Gelegenheitsschrift ausgegebene Specimen einer neuen Bearbeitung des Ptolemäus mit Vergnügen auch hier an, um wenigstens von unserer Seite auch die Theilnahme zu bezeugen, die ein solches Unternehmen mit Recht ansprechen kann, da unsere an anderen handschriftlichen Schätzen so reiche Universitätsbibliothek gerade für Ptolemäus Nichts darbietet. Wir bedauern dies um so mehr, als wir die grofsen Schwierigkeiten, welcher die Constituirung des Textes hier unterliegt, nur zu gut aus eigener Erfahrung mehrfach kennen gelernt haben, billigen aber durchaus die Ansicht des Hrn. Verfs., dafs bei der zahllosen Menge von Varianten vor Allem die verschiedenen Handschriften, aus denen sie hervorgehen, nach ihrem Werth gesichtet und geordnet werden müssen, um darnach dann diejenigen Handschriften auszuwählen, die vorzugsweise bei der Gestaltung des Textes zu berücksichtigen sind. Aber eben dazu ist eine genauere Kenntnifs dieser Handschriften, wie wir sie noch nicht besitzen, nothwendig, was der Hr. Vf. mit Recht hervorhebt, dessen Ausdauer, dessen Umsicht und Gelehrsamkeit uns übrigens hier das Beste erwarten lassen. Die hier gegebene Probe, welche von II, 10. 11. den Text (nach der beabsichtigten kleineren Ausgabe, mit äusserst netten und reinen Typen) liefert und dann als Zugabe die dazu gehörige Varietas lectionis (wie sie der gröfseren Ausgabe beigefügt werden soll), giebt uns wenigstens dazu alle Hoffnung.

Euripides Werke, verdeutscht von Friedrich Heinr. Bothe. Dritter Band. Neue Ausgabe letzter Hand. Mannheim, Verlag von Tobias Löffler. 1837. *XIV.* 450 S. *in gr.* 8.

Dieser dritte Band enthält die noch fehlenden Stücke (Iphigenia in Tauris, Jon, Medea, Orestes, Rhesus, die Trojanerinnen samt den Bruchstücken und dem Leben des Euripides) und vollendet so das Ganze, das wir in diesen Jahrbb. 1837. S. 1221 ff. besprochen haben.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

N°. 21. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Dr. Ferdinand Mackeldey's Lehrbuch des heutigen Römischen Rechts. 11te Originalausgabe von G. F. Heyer Vater. Gieſsen 1838. 2 Bände. Ladenpreis 3 Thlr. 16 Gr. oder 6 fl. 24 kr.

Der Unterzeichnete, welcher nach des Verfassers Tode diese Ausgabe durchgesehen und mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben hat, muſs vorerst beklagen, daſs der Verleger gegen die ausdrückliche Vorschrift statt »mit vielen Anmerkungen und Zusätzen versehen« das Wort »bereichert« gewählt hat. Da viele Exemplare schon verschickt waren, als der Unterzeichnete das Titelblatt zur Ansicht erhielt, so konnte der Sache, bei welcher er ganz schuldlos ist, nicht mehr abgeholfen werden. Die von dem Unterzeichneten gelieferte Vorrede verbürgt am besten die Pietät, mit welcher er des Verfs. Werk angesehen hat.

Es ist nicht leicht, eines Andern Werk zu einer neuen Ausgabe zu bereiten. Die Gemeinnützigkeit des Buches ist anerkannt, und der nächste Zweck war daher, Nichts an der Richtung zu ändern, welche das Werk beliebt gemacht hat. Zwar kann man kühn behaupten, daſs die früheren Ausgaben des Buches, z. B. die vierte, für eine groſse Klasse von Lesern, z. B. für die Anfänger in dem juristischen Studium, geeigneter waren, weil die elementa überall in einer groſsen Einfachheit hingestellt und die Übersicht durch das jetzt vollkommenere Notendetail nicht erschwert war. Allein unfruchtbarer war dann das Werk für die Praktiker und für diejenigen Gelehrten, die in feineren Punkten gern des Verfs. Meinung gekannt hätten. Nunmehr ist es ein Lehrbuch, wie schon Mühlenbruch irgendwo bemerkt, für einen doppelten Zweck — für ein Einleitungscollegium — und auch zur Einsicht der Lehrmeinungen selbst. Besonders die Noten und Zusätze sind für die letztere Beziehung in Anspruch genommen, und durch diese Ökonomie in der Form ist es auch allein möglich, beide Zwecke nebeneinander zu verfolgen. Aber das Buch hat noch ein Drittes für sich: es enthält eine historische Einleitung, die zwar lange nicht reich genug ist, um für eine äussere Geschichte zu gelten, die aber durch Verweisungen den Anfänger sowohl wie den Praktiker die Hinführung auf die

Digitized by Google

Quellen eines gelehrten Rechtsstudiums erleichtert, und in welcher Beziehung die deutsche Literatur noch kein anderes Einleitungsbuch hat. Dagegen ist allerdings die innere Rechtsgeschichte ganz bei Seite gestellt, und der Herausgeber hat auch durch Zusätze hier nicht viel thun können und wollen — denn um das corpus juris recht kennen zu lernen, mufs man die Zeit Justinians und resp. ihre nächsten Quellen, die Schriften der Gelehrten der dritten Periode und die Constitutionen der vierten vor Allem in das Auge fassen; die Geschichte aber als Selbstzweck besonders behandeln, weil nur so neben der exegetischen und praktischen Bedeutung die historisch wissenschaftliche des Rechtsstudiums durchgeführt werden kann. Hugo's Meisterwerk hört auf, wo die Pandektenlehrbücher anfangen. Das Buch nennt sich auch gerade nach der Ansicht Hugo's von diesem Verhältnisse »heutiges römisches Recht«.

Im Systeme ist Etwas geändert, aber so, dafs die Zahl der §§en nicht gestört wird. Es ist dabei die Ursache der Änderung angegeben, und dafs die Veränderung als gerechtfertigt erscheine, dafür bürgt schon der Umstand, dafs zu der unnatürlichen früheren Stellung einiger Lehren nur zufällige Verhältnisse, die jetzt weggefallen sind, Veranlassung waren. Wir glauben, dafs die jetzige Zusammenstellung der Lehren so ziemlich die Beistimmung der Mehrsten für sich haben wird: mit aller Anerkennung der Abweichung Anderer. Die römischen Juristen selbst hatten ja auch hierin verschiedene Methoden, obgleich wir uns nicht auf sie als Vorbild in solchen Dingen ausdrücklich berufen wollen.

In Hinsicht auf den Inhalt hat der Herausgeber kaum vier Bogen Zugabe; jedoch seine Arbeit beträgt gewifs das Doppelte; allein einige weitläuftige Übergangsparagraphen, Einzelnes im allgemeinen Theile, dann manche in der Lehre vom Concurs mehr in den Proceſs gehörende Ausführung, endlich eine wohlthätige Berechnung in der Ökonomie des Druckes, besonders durch die Noten, haben es möglich gemacht, ein Werk, das ohnedies schon gegen 70 Bogen hat, nicht voluminöser zu machen und den alten mäfsigen Preis zu erhalten.

In der historischen Einleitung sind einige bedeutende Zusätze, z. B. S. 23 über die Centurien-Einrichtung, wo natürlich das neue Buch von Huschke noch nicht gebraucht werden konnte, S. 31 über den Zustand der Republik in ihrer höchsten Entwickelung und S. 42 von den Ursachen des Sturzes der Repu-

Digitized by Google

blik, S. 66 die Veränderungen unter Constantin dem Gr., S. 72 über Puchta's Ansicht von dem Citiergesetze, S. 116 über den Einfluss der Hierarchie auf das römische Recht u. s. w.

Im allgemeinen Theile ist eine Darstellung des Herausgebers, S. 194—197 über die Ansicht des Systems von den Römern und von den Neuern, S. 233 über den Begriff von Sache, S. 262 über demonstratio, nudum praeceptum (S. 266 sind die Nr. IV. V. bei den Titelüberschriften auszustreichen), S. 270 über die Erwerbung der Rechte im Allgemeinen — auch sind die zwei letzten §§en neu. Geflissentlich hat der Herausgeber dem allgemeinen Theile am wenigsten zugewendet, weil er der festen Überzeugung ist, für den Anfänger und für den Praktiker müsse diese Parthie am sprödesten behandelt werden. Anders ist es vielleicht für den philosophirenden Systematiker. Was den besondern Theil angeht, so behandelt derselbe alle Lehren nach den vier Büchern: dingliche Rechte, Obligationenrechte, Familienrechte, Erbrechte. Der Besitz bildet die Einleitung zu den dinglichen Rechten. Es ist hier schon Rücksicht genommen auf v. Savigny's sechste Ausgabe, und zwar S. 7 im Zusatze, S. 9 im Zusatze (über possessio naturalis et civilis) u. s. w. Ein eigner §. über Fortsetzung des Besitzes ist eingeschoben, §. 225 a. eine Anmerkung über die neuere Ansicht vom constitutum possessorium gemacht S. 24. — Fernere Zusätze sind über das remedium spolii S. 33. — In manchen Lehren möchte in der neuesten Literatur Einiges übergangen scheinen, z. B. §. 246 die Ansicht von Puchta in seinem neuen Lehrbuche der Pandekten — dass die specificatio eine occupatio sey — eine Ansicht, die wir nicht für richtig halten: allein in der That haben wir allen Fleiss auf die Literatur gewendet, Puchta's Buch war aber damals noch nicht in unsern Händen. Verschiedene Zusätze haben wir in der Lehre von der Ersitzung gemacht; ferner bei der vindicatio S. 78. 79. publiciana 81, bei der Erwerbung der Servituten S. 116. 117. Emphyteusis S. 128. Im Pfandrechte hat der Herausgeber die alte Grundansicht gegen Büchel und Mühlenbruch vertheidigt S. 137, und hat vielerlei Zusätze gemacht S. 140. 144. 155. 161. u. s. w.

In der Lehre von den Obligationen war die Lehre von den Solidarobligationen in den bisherigen Ausgaben vernachlässigt, daher wir diese eigentlich erst S. 185 durch einen Zusatz aufgestellt haben. Manches haben wir auf spätere Zeit verspart, z. B. über die causae alternativae bei Obligationen und Legaten.

Digitized by Google

In der Lehre vom Interesse sind Zusätze S. 199 Note d. S. 202. 207. 211. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir anführen, dafs wir im III. Bande unserer Zeitschrift die Vorbereitung gemacht haben zur Begründung des Unterschieds der stricti juris und bonae fidei obligationes sowohl für das ganze System der Obligationen als hauptsächlich für einelne Lehren, z. B. mora, pacta adjecta, restitutio u. s. w. Es sind eigentlich dieselben Ansichten, von denen wir bei der Abhandlung über das periculum obligationis speciei ausgegangen sind. Es scheint uns hier das Meiste abzuhängen von der Bildungsgeschichte der stipulatio, und davon, dafs diese immer nur eine einseitige obligatio begründet. Die Consensualverträge sind Ausnahmen von der Natur der förmlichen Verträge, und das Princip der Realcontracte ist gerade dem der stipulatio entgegengesetzt, so dafs für das jetzige Recht es sich davon handelt, ob jeder Vertrag bei uns eine stipulatio ist, oder ob wie im Code das Princip der römischen Innominat-Realcontracte gilt. Darüber lassen sich auch aus dem philosophischen und legislativen Standpunkte recht wichtige Bemerkungen machen. Die Acten liegen aber noch nicht so, dafs man in Einleitungsbüchern darauf achten könnte. Eines der wichtigsten Resultate der Untersuchung ist: ob man ohne formelle Festigkeit des Vertragsobjekts (die in der Intention schon klar genug vorliegenden Verhältnisse des Kaufs, der Miethe, der Societät und des Mandats abgerechnet) das jus poenitendi aufheben kann, oder mit andern Worten, ob es nicht natürlicher ist, bei unsicheren Vertrags-Intentionen die Rückforderung oder überhaupt das Abgehen vom Vertrage als den rechten Ausgang aus dem Labyrinthe anzusehen. Die Lehre vom Kauf als den Typus aller gegenseitigen Verträge anzunehmen, ist höchst gefährlich, einestheils, weil auf der einen Seite die certitudo des Objekts auf das bestimmteste immer feststeht, anderntheils weil derjenige, der die Waare zu leisten hat, offenbar in der diligentia und im periculo schon deshalb strenger gebunden werden mufs, weil der andere durch die Natur der Leistung einer höchst fungiblen Sache an sich der Verurtheilung nicht entgehen kann. Wir haben übrigens im Lehrbuche Alles bei der herkömmlichen Ansicht belassen, und uns gehütet, einzelne Zweifel zu erheben. Dafs die Lehre vom Zwang und Betrug in Verträgen durchaus bei der alten praktischen von Thibaut und Mackeldey immer mit Recht vertheidigten Ansicht bleiben mufs, haben wir ebenfalls im III. Bande der Zeitschrift gezeigt. Bei der obligatio ex delictis haben wir einige Zusätze

Digitized by Google

gemacht, weil diese Lehre gewöhnlich im Vortrage des Civilrechts sehr vernachlässigt wird und doch so wichtig in allgemeinen Lehren z. B. im Actionenrechte ist. Die Lehre von der Execution bei der Verfolgung von Obligationen ist recht gut schon von dem seel. Mackeldey behandelt, aber sie stand auf verlorenem Posten, daher haben wir sie mitten in die Lehre von den Obligationen aufgenommen, und es kann seiner Zeit auch ein §. über die Execution bei Klagen auf dingliche Rechte eingeführt werden, obgleich hier schon die Abnahme einer species manu militari, die pignoris capio etc. überall berührt ist. Die Darstellung des Concursverfahrens ist, nachdem das Pfandrecht früher schon abgehandelt ist, hier natürlicher als beim Pfandrecht. Die Lehre von der Solution der Obligationen haben wir einer gänzlichen Revision unterworfen, und da die Lehre von den obligationibus contrahendis im Lehrbuche ganz nach dem römischen Systeme gemacht ist, so war schon deshalb die ähnliche Richtung bei der solutio nöthig, obgleich in dem einen und andern Punkte unsere Praxis einen andern Weg verfolgt. Es gilt ja zunächst der Kenntnifs des römischen Systems. Natürlich mufs in dem Vortrage über die Pandekten sehr auf den usus modernus aufmerksam gemacht werden.

Familien- und Erbrecht sind wohl in Beziehung auf die Darstellung in dogmatischer Form die schwierigsten Theile des römischen Rechts. Wir haben der Methode des Lehrbuchs einmal treu bleiben müssen, aber in keinem Theile reichlicher als im Erbrechte Zusätze, Nachträge, Verweisungen u. s. w. gemacht. Es würde in der That zu weit führen, hier alles Einzelne namhaft zu machen; nur mufs der Herausgeber bitten, in der Beurtheilung billig zu seyn, wenn eine oder die andere Ansicht, ein oder der andere Punkt nicht bestimmt genug ausgeführt wäre, denn die Ökonomie des Werkes vertrug dies nicht.

Im Texte selbst ist sehr wenig geändert worden, weil die Veränderung nicht gut bemerklich zu machen gewesen wäre; allein kleine Unrichtigkeiten, Verbesserungen auch in der Sache kommen doch vielfach vor, und der Herausgeber war, wo er seine Chiffer nicht beisetzen konnte, sehr gewissenhaft.

Der Verleger, welchem der Unterzeichnete sein Befremden über die eigenmächtige Veränderung auf dem Titelblatte mittheilte, antwortet, man möchte ihm condoniren, denn Allen würden wir es doch nicht Recht gemacht haben, ein Trost, den

Digitized by

wir schon von vorneweg annehmen. Aber die Hoffnung belebt uns doch, dafs, da das Buch gewifs nicht schlechter geworden ist, es seinen alten guten Namen noch lange erhalten werde.

Rofshirt.

Ausflug nach Böhmen und die Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte in Prag im Jahr 1837. Aus dem Leben und der Wissenschaft von Dr. Jacob Nöggerath, königl. preufs. Ober-Bergrath und öffentl. ordentl. Professor der Mineralogie u. der Bergwerkswissenschaften an der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität u. s. w. Bonn, bei E. Weber. 480 S. gr. 12.

Wir säumen nicht, unsern Lesern Kenntnifs zu geben von diesen Reisebildern ganz eigenthümlicher Art. — »Aus dem Leben und der Wissenschaft«, so bezeichnet der Vf. seine Mittheilungen, und dazu ist er wohl berechtigt. Mit gleichem Interesse liest man, was, obwohl in bunter Reihe, dennoch aus einem Gusse an einander gefügt worden. Alles ist mit Sinn und Geist, ohne Vorurtheil und dünkelhafte Selbstgefälligkeit, aufgefafst, frisch und lebendig dargestellt, unterhaltend und belehrend geschildert: das Thun und Treiben auf der Messe zu Frankfurt und die dasigen Museen für Natur und Kunst; die Nachrichten über Böhmens berühmte Heilquellen und Bäder; das Felsen-Labyrinth unfern Wunsiedel; die Wallenstein'schen Reliquien zu Eger; der denkwürdige Krater des ausgebrannten Vulkans bei Franzensbad; die Marmorbrüche im Baireuthischen; der Carlsbader Sprudel, die »seltsame Quelle, welche aus urältestem Gebirge heifs hervorspringt«; die böhmischen Braun- und Schwarzkohlen-Gebilde, so wie die bedeutenden und wichtigen Gewerbe, welche an das Daseyn jenes Brennmaterials sich knüpfen ..... endlich der: naturhistorische und ärztliche Reichstag auf glänzendste Weise abgehalten zu Prag. Sonach sind Leser, auch wenn sie vom verschiedenartigsten Interesse geleitet würden, sicher gar Manches zu finden, was ihnen besonders zusagt und Genufs gewährt. — Zum Theil kann das Büchlein als getreue Selbstcharakteristik des Vfs. gelten; wie er auf Reisen es treibt, wie er lebt, denkt und beobachtet, davon giebt das Büchlein einen getreuen Abdruck. Rec. vermag darüber um so entschiedener und verlässiger zu urtheilen, da er, in frühern und spätern Jahren, des Bonner Wissenschafts-Verwandten als Genossen auf gröfsern und kleinern Wanderungen sich zu erfreuen hatte.

Digitized by Google

Bei einigen Mittheilungen sey uns gestattet zu verweilen; dafs wir geologische Thatsachen wählen, wird nicht mifsdeutet werden.

Unmittelbar bei Ehrenbreitstein geht man darauf aus, »die Quellen von Ems abzugraben«, richtiger: es soll ein Bohrloch ins Gebirge niedergestofsen werden, um eine heifse Quelle zu finden (S. 4). Die Idee gab Leopold von Buch bereits im Jahre 1834. Nach diesem erfahrnen und scharfblickenden Geologen ist die Ursache heifser Wasser nicht nothwendig unmittelbar am Orte ihres Hervorbrechens zu suchen, sondern vielleicht oft in grofser Entfernung. Das ganze Gebirge zwischen Coblenz und Frankfurt läfst sich als einen solchen Sitz ansehen. Heifse Wasser brechen in der Tiefe, oder vielmehr an tiefer gelegenen Punkten, hervor, Sauerwasser in der Höhe. Der Sitz der Erwärmung ist überall unter dem Gebirge. Die Wasser, welche mit Dämpfen beladen aufsteigen, wie z. B. zu Ems und Wiesbaden, haben, nach der Höhenlage dieser Orte, einen kürzeren Weg zu durchlaufen, daher bleiben sie warm. Der Weg zu den Höhen, worauf u. a. Selters und Schwalbach liegen, ist viel gröfser, deshalb kann um so mehr Kohlensäure in dem abgekühlten Wasser enthalten seyn. Solche Wasser kommen, wie es scheint, auf Spalten vor, die sich weit fortziehen. Die Sauerwasser im Thale von Lorchhausen nach Schwalbach herauf lassen eine solche Spalte gut erkennen. Dieselbe braucht nicht offen zu seyn, sondern nur in einer Trennung der Gebirgsschichten zu bestehen, welche den innern Dämpfen leichtern Ausweg verstatten. Auch bei Ehrenbreitstein lassen die Schichten-Richtungen eine ähnliche Spalte wohl voraussetzen, und noch mehr die dort wirklich erscheinende Sauerquelle. Allein diese Trennung dürfte nicht bedeutend genug seyn, um aus der Werkstätte heisser Wasser diesen einen Ausweg zu öffnen; daher mufs ein Bohrloch im Thale zu Hülfe kommen. Und sollte auch das Bohrloch im Thal Ehrenbreitstein — der Punkt, wo es anzusetzen wäre, wurde ebenfalls von L. v. Buch vorgeschlagen — nicht warmes Wasser liefern, so würde es gewifs eine reichere Sauerquelle hervorbringen, ohne der jetzigen Schaden zu thun. — Nun hat sich eine Actien-Gesellschaft gebildet, welche die Bohrarbeit betreiben läfst. Ihr Capital besteht aus 10,000 Thalern, welche Summe allerdings hinreicht, wenn nicht Schwierigkeiten oder Unfälle besonderer Art eintreten, ein bedeutend tiefes Loch zu erbohren; und in der Ansicht liegt es, nach Erfordernifs bis zu

Digitized by

2000 Fuſs zu bohren, wozu allerdings wohl eine Reihe von Jahren erforderlich seyn dürfte. — Möchte der beabsichtigte Fund gelingen! Es wäre von ganz ungemeinem Werthe, am Rheinufer Quellen ähnlicher Art zu erhalten, wie die von Ems, und für die Stadt Ehrenbreitstein würde daraus ein unberechenbarer Gewinn erwachsen.

Bei Wunsiedel (S. 67 ff.) und zu Miltitz im Triebischthale unfern Meiſsen (S. 459) hatte Nöggerath Gelegenheit, sich vom Wahrhaften der, bereits vor mehrern Jahren von uns ausgesprochenen Ansicht zu überzeugen: daſs körniger Kalk, der früher sogenannte Urkalk, zum groſsen Theile, vielleicht sämmtlich, ein plutonisches Gebilde sey, daſs jenes Gestein im feuerig-flüssigen Zustande aus den Erdtiefen empor- und in die, dasselbe gegenwärtig umschlieſsenden, Felsmassen eingedrungen sey. Der Verf. denkt sich, ganz in Übereinstimmung mit uns, die Bildung des Wunsiedler Kalklagers (Ganges) als »eine, in den schieferigen Felsarten, wahrscheinlich successiv geöffnete und mit feuerig-flüssig gewesenem kohlensaurem Kalk ausgefüllte, groſse Spalte, welche dem Streichen des Glimmer- und Chloritschiefers conform gerissen war.« In einem zwar bereits vor mehr als zwei Jahrzehnden erschienenen, aber nichts weniger als veralteten, Buche — wir reden von der »Beschreibung des Fichtelgebirgs durch Goldfuſs und Bischof« — sieht man auf der, dem zweiten Theile beigefügten, geognostischen Karte die Ausdehnung des mächtigen Ganges von körnigem Kalk aufs deutlichste angegeben. Er streicht aus NO. nach SW., gleich dem an der Bergstraſse unfern Auerbach vorhandenen und gleich so manchen andern, welche wir selbst zu untersuchen Gelegenheit hatten, und über die wir aus bewährter Hand Mittheilungen empfingen. Dazu kommen die Bruchstücke und Massen vom Ganggestein — bei Auerbach und auf Pargas in Finland, Gneiſs, bei Wunsiedel, Glimmerschiefer u. s. w. — welche der emporgedrungene körnige Kalk in sich aufnahm und umschlossen hält. Bei Miltitz sah Nöggerath, daſs die vortreffliche Schilderung, welche B. Cotta geliefert, den Verhältnissen durchaus getreu ist. Durch Steinbrucharbeit wurde hier eines der schönsten geologischen Phänomene aufgeschlossen. »Granit und körniger Kalk, beide in heiſs-flüssigem Zustande, drangen zwischen die Schichtungen von Hornblendeschiefer ein.« — Was soll man nun sagen, wenn, und erst im Jahre 1837, die Feuerflüssigkeit des körnigen Kalkes nicht in Zweifel gestellt, sondern

Digitized by Google

selbst die Möglichkeit eines Entstehens der Felsart auf plutonischem Wege unbedingt abgeläugnet wird! Die Chemie — so lasen wir in einem öffentlichem Blatte — weise auf ein Hinderniſs hin: der Kalkstein vertrage sich in starkem Feuer nicht mit der Kieselerde, sondern werde zersetzt, indem diese sich mit dem Kalke vereinige, die Kohlensäure austreibe und kieselsauren Kalk bilde. Verhielte es sich nun so, wie die Vulkanisten annehmen, d. h. wäre der körnige Kalk feuerig-flüssig gewesen, so müſsten wir statt kohlensauren Kalkes blos kieselsauren haben. Dem entgegen aber fände man in der Kieselreihe gar keinen kieselsauren Kalk, wohl aber selbst im Urkalkstein oft eingemengten Quarz; daher müsse der Kalkstein seine krystallinische Beschaffenheit auf eine andere Weise und zwar durch das Wasser erlangt haben. Welch einen hohen Werth wir auf den Ausspruch des Chemikers legen, wenn es sich um geologische Meinungen handelt, darüber glauben wir uns hier nicht weiter nachweisen zu müssen; wir haben an einem andern Orte gesagt, und das Warum? mit Gründen belegt, daſs uns die Scheidekunst als Prüfstein für theologische Hypothesen und Theorieen gilt. Aber alle Probleme der Natur vermag der Chemiker keineswegs zu lösen; es gibt Hergänge, zu denen das Experiment nicht reicht. In Betreff des möglichen und sehr wahrscheinlichen Ursprungs von körnigem Kalk auf feuerigem Wege sey hier, falls man chemische Autoritäten wünscht, nur bemerkt, daſs Berzelius und L. Gmelin unserer Ansicht sind, und daſs Mitscherlich im J. 1835 drucken lieſs: »der Marmor besteht aus einer Anhäufung kleiner erkennbarer Kalkspath-Krystalle; er ist entweder geschmolzen gewesen, wie im Urgebirge, oder in Wasser aufgelöst, wie im Übergangsgebirge.« (Lehrbuch d. Chemie II. B. S. 119.). — Die Gesammtheit der Verhältnisse des Vorkommens von körnigem Kalk an den oben genannten und an zahllosen andern Orten, alle mit seinem Auftreten verbundenen Erscheinungen sind so, daſs er nur aus der Tiefe, und zwar bald mehr, bald weniger gewaltsam emporgekommen seyn kann. Wollte man, befangen im neptunistischen Starrsinn, das Gestein etwa durch Injectionen, durch Ein- oder Ausspritzungen, aufwärts dringen lassen, und wer wäre der *Deus ex machina*, welchem man das Geschäft übertragen könnte?

Wie Nöggerath über den Kammerbühl denkt — über den kleinen ausgebrannten Vulkan unfern Eger, für den Göthe so besonders sich interessirte, den er unzählige Male besprochen

Digitized by Google

und in verschiedenen Zeiten beschrieben hat, den merkwürdigen Hügel, um welchen sich in den neuesten Jahren Graf Kaspar v. Sternberg und H. Cotta durch Wort und That wohl verdient machten — werden gewifs Viele mit Theilnahme lesen. Unserm Reisenden standen besondere Vorrechte zu, über den böhmischen Vulkan und seine Verhältnisse abzuurtheilen; denn er besitzt sehr genaue Kenntnifs der Eifeler Feuerberge und ihrer Beziehungen, und in Böhmen zeigen sich nicht wenige Phänomene wohl vergleichbar denen am Rheine, dies wissen wir aus eigener Anschauung; nur erfolgten hier die basaltischen Durchbrüche durch Thonschiefer- oder Grauwacke-Gebirge, dort durch Glimmerschiefer. — Ob die Erscheinungen bei Eger nicht auf sogenannte »Pseudo-Vulkane« — ein übel gewählter, gänzlich unrichtiger Ausdruck, den man längst hätte verbannen müssen, weil er zahllose Mifsverhältnisse veranlafst hat und noch veranlafst — zurückzuführen seyen? diese Frage kann man von Niemand erwarten, der den Kopf nur ein klein wenig über dem Wasser hat. Vor beinahe siebenzig Jahren schon hatte der ehrenwerthe Fichtel das wahre Verhalten erkannt; wer jetzt noch zweifelt, den würden selbst die unterirdischen Arbeiten, welche der hochgefeierte Graf von Sternberg, lediglich aus Liebe zur wissenschaftlichen Aufklärung — um das Verhalten des Glimmerschiefers gegen die basaltischen und schlackigen Massen am Kammerbühl zu ermitteln — nicht zu überzeugen vermögen.

Unter den Bemerkungen über die Braunkohlen-Gebilde Böhmens (S. 140 u. a. a. O.) waren uns besonders jene neu und wichtig, welche Nöggerath, nach Ansichten des Biliner Brunnen-Arztes Dr. Reufs — einem Sohne des verstorbenen, um die mineralogische Geographie jenes Reiches zumal wohl verdienten, ältern Mineralogen dieses Namens — über die bedingenden Ursachen der Brände im Braunkohlen-Gebirge mittheilte. Reufs betrachtet dieselben als durch glühend heraufgedrungene Basalte veranlafst und nicht der heutigen Zeit angehörend. Reste von Braunkohlen-Bränden kommen nach ihm stets in der Nähe der Basalte vor, und die Erscheinungen sind so grofsartig und weitverbreitet, dafs man zufälligen Entzündungen, wie sie wohl in unsern Tagen sich ereignen, solche Phänomene nicht zuschreiben kann. Diese Meinung würde sehr gut mit dem, was von Nöggerath bei Lessau, an der nach Joachimsthal führenden Heerstrafse, wahrgenommen worden, in Einklang zu bringen seyn, wenigstens verleihen sie diesen Beobachtungen alle

Digitized by Google

Wahrscheinlichkeit. Am erwähnten Orte ist eine ziemlich steile grofse Steinbruch-Wand geöffnet — man unterhält nämlich den Weg mit den Erdbrand-Produkten — welche einen Durchschnitt von ungefähr vierzig Fufs Höhe bloslegte. Hier zeigen sich die Schichten beinahe wagerecht, noch ziemlich scharf abgesondert und nur sehr wenig zerrüttet oder durcheinandergefallen. Von oben nieder sieht man, unmittelbar unter der Dammerde, eine Schichtenfolge von Thon und Sand, ohne alle Spuren von Feuereinwirkung, etwa zehn Fufs mächtig. Dann folgt ein Braunkohlen-Flötz, ziemlich schwach, unzusammenhängend in seinen Massen, zwei Fufs mächtig, ohne deutliche Spuren von Feuereinwirkung. Darunter ein Lager von Porzellanjaspis, nach oben hin wenig verbrannt und oft mehr nicht als fest gewordener, leicht gerösteter Thon zu nennen. Mehr nach unten werden die Porzellanjaspisse charakteristischer, fester, ocker- oder strohgelb von Farbe, auf den zahlreichen Klüften meist von Eisenoxyd roth gefärbt. Die ganze Schichte mit ihren verschiedenen Graden der Pyrotipisirung mifst ungefähr dreizehn Fufs Mächtigkeit. Weiter folgt eine zwei Fufs starke Lage von stänglichem und körnigem rothem Thoneisenstein, charakteristisch durch Feuer umgeänderter Sphärosiderit. In dieser Lage und in ihrer Nähe kommen oft wahre Erdschlacken vor. Die Eisenoxyd-Anflüge, welche man zwischen Klüften der höhern Porzellanjaspis-Lage trifft, rühren wohl von Sublimation aus dieser Eisenstein-Lage her. Endlich folgt eine Lage, etwa zehn Fufs mächtig, welche noch in die nicht aufgeschlossene Steinbruch-Sohle fortsetzt, aus festem, hartem, meist gelbem Porzellanjaspis bestehend, wozwischen es aber auch an solchen lavendelblauen Massen von wahrhaft steingutartiger Natur nicht fehlt. Offenbar hat hier nur ein tieferes Braunkohlen-Flötz gebrannt; die Feuereinwirkung von unten hinauf weist dieses nach. Auch Naumann, der Freiberger Geolog, schreibt, wie wir hören, den Braunkohlenbränden in Böhmen kein hohes Alter zu. Er beobachtete in der Gegend um Teplitz, dafs Erdbrand-Reste sehr häufig nur auf erhabnern Kuppen vorkommen; die Thäler dazwischen sind sodann in Thon und Sand eingeschnitten und scheinen jünger wie die Erdbrände, welche ursprünglich in unmittelbarem Zusammenhange gestanden haben mochten.

Wir beschliefsen diese Anzeige mit einer Bemerkung, dem »Kleinod der böhmischen Krone«, der berühmten Erz-Lagerstätte zu Przibram, geltend (S. 375). An diesem alten Berg-

Digitized by Google

werksorte — Herzog Boleslaw schickte schon 947 seine »Knechte« in die dortigen Gruben — sind die Gänge auf 100 bis 400 Lachter dem Streichen nach verfolgt und ebenso bis zur dermaligen Teufe der Baue, ohne andere wesentliche Änderungen gezeigt zu haben, wie diejenigen, welche bei denselben örtlich von Zeit zu Zeit einzutreffen pflegen. Mit der gröfsern Reichhaltigkeit an Erzen in der Teufe scheinen die Gänge im Ganzen auch noch *an Mächtigkeit zu gewinnen*. Aus A. Maier's, des frühern wohlunterrichteten Berg-Oberamts-Direktors zu Przibram, Mittheilungen weifs man, dafs silberhaltiger Bleiglanz, das wesentliche Erz dortigen Bergbaues, auf wenigen Gängen bis zum Tage reicht; meist fängt es erst in 50 bis 60 Lachtern Teufe, oft auch noch weiter abwärts, in bauwürdiger Menge in der Gangmasse sich zu zeigen an.

Leonhard.

C. Niebuhrs Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern. Dritter Band. Hamburg, bei Fr. Perthes. 1837. (Mit dem Brustbild des Vfs. und einem Facsimile seiner Handschrift im 76sten Lebensjahr) in Quart.

Auch besonders zu haben unter dem Titel:

C. Niebuhrs Reisen durch Syrien und Palästina nach Cypern [vielmehr: in Syrien, Cypern, Palästina, Cilicien], durch Kleinasien und die Türkei nach Deutschland und Dänemark. [Die Beschreibung geht nur bis Breslau.] Mit Niebuhrs astronom. Beobachtungen und einigen kleineren Abhandlungen. Herausgeg. von J. N. Gloyer und J. Olshausen. [Vorr. XXIV, Reisen des Vfs u. Bemerkungen der Herausgeber bis S. 238, alsdann Astronomische Beobachtungen S. 1—124 und die kleinere Abh. über Persepolis, bis S. 133. Johannisjünger u. Nassairier, bis S. 139. Die Lage des Tempels zu Jerusalem, bis S. 147. Bestimmung der Örter, welche Xenophon im Feldzuge des Cyrus zwischen dem Forum Ceramorum und den Pforten von Cilicien und Syrien erwähnt, ingleichen verschiedener Städte, deren Curtius in dieser Gegend gedenkt, bis S. 152. Nachrichten über Habessinien, im Morgenlande gesammelt, bis S. 168. Nebst XIII Tafeln von Grundrissen und geographischen Zeichnungen.

Vor 60 Jahren gab der Vf. selbst den zweiten Theil von diesem Werk seiner durch Klugheit und rastlose Thätigkeit glücklich vollendeten Reisen. Welche Hemmungen sich dem Abdruck des dritten Theils entgegenstellten, ist aus seinem Leben, wie es von dem ebenfalls oft in ungewöhnlichen Richtungen seiner Thätigkeit gehinderten Sohn verfafst ist, (Kiel 1817. 8.) zu er-

Digitized by Google

sehen. Aber auch nach 60 Jahren war der Sammlung und dauernden Aufbewahrung werth, was in einer gründlich forschenden Zeit für Aufhellung des Alterthums und der Völkerkenntnifs durch den rühmlichsten, nicht ruhmsüchtigen Beobachtungsgeist erworben war. Dem Verleger macht die Bekanntmachung dieses wahren Denkmals für den verdienstvollen Ehrenmann Ehre, wenn gleich dadurch, dafs es in der splendideren Form der zwei ersten Bände gedruckt ist, der Ankauf etwas erschwert wird.

Als unvergängliches Monument für den vortrefflichen Beobachter ist auch der hinzugefügte neue Abdruck seiner von Kennern geprüften und äusserst geschätzten astronomischen Arbeiten für Geo- und Topographie anzusehen. Denn stellt man sich nicht in diesen Gesichtspunkt, welchen Nieb. selbst angenommen hatte, so hätte wohl eine vollständige Sammlung aller seiner andern, meist im deutschen Museum (dem alten und neueren) zerstreuten geographisch-historischen Aufsätze allgemein brauchbarer auf das Publicum wirken können; während die Meisten gern vorausgesetzt haben würden, dafs die nur für die Kenner brauchbaren astronomica, wo es noch nöthig wäre, leicht in der v. Zachischen monatl. Correspondenz aufgesucht werden könnten. In einem Zeitabschnitt aber, wie der jetzige ist, wo man, dürftig in der Gegenwart, mit Erbetteln und Stiften der (unfruchtbarsten, vergänglichsten) Zeichen von Erinnerung an die thatkräftigere Vergangenheit die Langweile ausfüllt und sogar die edle Guttenbergskunst, während man sie möglichst zu beschränken und unter Controle zu stellen trachtet, in einer (wenig oder nichtssagenden) Statue apotheosirt, wird ja wohl ein etwas höherer Buchpreis wenigstens viel zweckmäfsiger angewendet, wenn dadurch die Geistesprodukte, welche sich unvergänglichen Dank verdienen und selbst zu sichern vermögen, in einer etwas stattlicheren Form aufs neue ins Andenken gebracht werden. Was anderes wirkt zum wahrhaft verewigenden und unmittelbar nützenden Denkmal eines ruhmwürdigen Schriftstellers, als die würdige Erhaltung dessen, wodurch er sich in Wahrheit (ohne unsre zeitverschwendenden Denkmalfeste und in die Luft schallenden Toaste) sein Denkmal selbst so gestiftet und bereitet hat, dafs von uns nur an die möglichste Verbreitung und Benutzung dieser seiner Verdienste als an unsere Aufgabe gedacht werden sollte. — —

Was Niebuhr über Haleb beobachtete, ist ein würdiger Nachtrag zu dem umfassenderen Werk des, gleichfalls sehr soli-

den, Russel über Aleppo. In Cypern vergewissert N. uns, dafs zu Larnica keine phönizischen Alterthümer zu finden waren. Er giebt aber auch über die Behandlung der unglücklichen Insel seit der türkischen Eroberung geschichtliche Notizen, welche uns die jetzige Despotie des ägyptischen Vergewaltigers begreiflicher machen. Überhaupt schildert N. in mehreren Stellen an den jetzigen Griechen einen Charakter von äusserlicher Unterwürfigkeit, Verstellung und verheimlichtem Ingrimm, wie ihn türkischer Übermuth und Druck bei einem mehr anschlägigen und reizbaren als kräftigen und tapfern Naturell hervorbringen mufste.

Jerusalem betrachtete N. nur als Vorbeireisender. Dennoch haben sein trefflicher Grundrifs und die Localbeobachtungen Manches klarer gemacht. Sie sind deswegen aufs neue schon 1833 von Prof. Justus Olshausen in seiner kleinen schätzbaren Schrift: Zur Topographie des alten Jerusalem, bei Vergleichungen mit der Beschreibung des Josephus beachtet worden. Einen minder vollständigen Grundrifs von Jerusalem hatte Niebuhr schon 1784 im August des deutschen Museum S. 136 bekannt gemacht. Die Hauptschwierigkeit ist, dafs nach Josephus v. Jüd. Kr. B. V. am Ende der Pracht liebende und dem priesterlichen Nationalstolz schmeichelnde König Herodes I. zu Erweiterung des hügeligen Raums um den Tempel von Thal herauf an der Südseite eine prächtige Untermauerung von einer Schwindel erregenden Höhe durch grofse Marmorquadern empor geführt hat, Niebuhr aber nach seiner schon im Mai 1784 im deutschen Museum S. 448 bekannt gemachten Beobachtung dieses Thal nicht, wie Michaelis annahm, 500 sondern nur 40 bis 50 Fufs tief gefunden hat.

Auch Herr Prof. Olshausen hat diese Differenz, welche N. gegen J. D. Michaelis geäussert hat, nur berührt. Dafs die Höhe der Substruction bestimmt bei Josephus angegeben sey, finde ich nicht. Mir aber scheint auf jeden Fall die Voraussetzung aller dieser Forscher, dafs die grofse Moschee gerade auf dem Platze des vormaligen Tempels stehe, strenger genommen nicht gegründet. Als die Moschee gebaut wurde, wufste man den Platz des Tempels nur noch ungefähr. Der Tempel scheint südlicher in der Ecke, wo sich das Kedronsthal von Osten nach Westen beugt, der Königsburg auf Zion, woher ein Gang in den Salomon. Tempel herüberführte, beträchtlich näher gebaut gewesen zu seyn. N. aber, welcher, so lange er

Digitized by Google

zu Jerusalem war, nicht an diese topographische Frage denken konnte, scheint das Thal meist vom Ölberg oder von der östlichen Seite her nach seiner Tiefe im Verhältnifs gegen die Moschee beobachtet zu haben, weil er von dieser nicht vermuthete, dafs sie mehr als der Tempel gegen Norden liege. Der Grundrifs von Jerusalem, welchen die der Neanderischen Geschichte der Apostel beigegebene Grimmische Charte angefügt hat, giebt dem Kedron einen von Westen nach Osten am Ölberge sich wegziehenden Ausfluſs. Nach den von Büsching verglichenen Zeugen aber existirt dieser östliche Abfluſs nicht, und das Thal Hinnom ist nicht dahin zu versetzen. Auch Niebuhrs Grundrifs läſst den Kedron von Osten nach Westen sich beugen und sodann gegen Bethlehem hin ins todte Meer abfliefsen. In der Beschreibung selbst sagt Nieb. ausdrücklich, dafs sich der Kedron auf der Südostecke nach dem Zion zu krümme (also nicht von Westen gegen Osten seinen Ablauf habe).

Wahrscheinlich war dann gegen Süden die Unterbauung des Herodes so, wie Josephus sie angiebt, welcher sich hierin schwerlich irrte. Herodes erhöhte den ganzen Hügel. Zwischen der Südseite des Tempels und der Stadtmauer aber war der (jetzt bewohnte und zum Theil auch von einer Moschee eingenommene) grofse) Raum nicht. Deswegen, denke ich, wurde der Tempel auch von Titus nicht von der (tief herauf befestigten) Südseite her angegriffen. Die Ruinen mögen theils das Thal ausgefüllt haben, theils zu Gebäuden verbraucht worden seyn. Nieb. sah ein ganz von Marmor gebautes Haus. S. 47.

Als Polhöhe von Jerusalem fand N. (III, 54.) 31° 47′ oder nach Th. I. S. 116. 31° 46′ 34″. Der nicht so glücklich, wie N., zum Ziel seiner Reiseunternehmungen gekommene Seezen *) hat nach v. Zach's monatl. Correspondenz, Dec. 1810. S. 544, gefunden 31° 47′ 46″.

---

*) Des wackern Seezens Papiere sind, soviel ich aus Gotha erfahren konnte, aus den Händen seiner Brüder in Jever an Herrn Prof. Kruse in Dorpat gekommen. Möchte doch aus ihnen bald noch manches Merkwürdige bekannt gemacht werden, wie nach der Vorrede auch aus Aufzeichnungen Niebuhrs noch Manches zu hoffen ist. Je stiller es in Europa wird, desto mehr scheinen sich im westlichen Asien Änderungen vorzubereiten, welche die Aufmerksamkeit dahin ziehen mögen. Auf der Gothaischen Bibliothek findet sich von Seezens Reise nur ein Ms. Ein Quartband, gröfstentheils sein zu Constantinopel vom 14. Dec. 1802 bis 21. April 1803 geführtes Tagebuch enthaltend.

Digitized by Google

Von Aleppo aus machte N. seine Rückreise über Adene (welches er mit Aleph, nicht mit Ain schreibt) durch die cilicischen Pforten über Ikonium nach (dem jetzt wegen der türkischen Heeressammlung gegen Ibrahim Bey in den Zeitungen oft genannten) Kutajah (unter der Polhöhe 39° 25′), Brusa und Constantinopel. Niebuhr selbst hat von diesem seinem Zug zu Erläuterung von Xenophons Anabasis und einigen Stellen des Curtius einen für die classische Philologie S. 130 und im Anhang S. 148—152 interessanten Gebrauch gemacht, welcher nicht übersehen werden wird. Manches konnte topographisch bestimmter werden, weil Xenophon Distanzen nach Parasangen angegeben hat, welche unser Reisender mit seinen Ortsentfernungen vergleichen konnte.

Dieses nun ist freilich bei der Vergleichung, die ich hier wegen der Apostelgeschichte und des Briefs an die Galater gern anstelle, nicht so entscheidend anwendbar. Dennoch interessirt es mich sehr, dafs ich die Tafel IX., wo N. seinen Reisezug von Adene (nahe bei Tarsus) über Cilicien, den Taurus und Karamanien bis Ikonium und Ladik (Laodicea) angiebt, als die zu Apostelgesch. 14, 1—6. 19. 21. 15, 41. 16, 1. 18, 23. 19, 1. und zum Galaterbrief (unvorsätzlich) passende Charte betrachten kann.

Ich habe bei meiner Übersetzung und Erklärung des Briefs an die Galater und Römer 1831. (wo ich besonders die Übereinstimmung der Paulinischen Rechtfertigungslehre mit der Vernunft zeige) S. 27 ff. und nachher in einer Recension im Darmstädter theolog. Literaturblatt Nr. 150. 1835. ausführlich und unabhängig bewiesen, was Koppe schon 1778 in der ersten Ausgabe des VI. Vol. seines N. Ts. richtig bemerkt, und Keil im 2. Stück des III. Bds. der Analekten 1816 ebenfalls erörtert hat, dafs nämlich die Lykaonischen Orte, Derbe und Lystra zur Zeit des Apostels nach der geltenden römischen Provinzabtheilung Galatische Städte waren, weil August das Gebiet des von ihm begünstigten Galaterkönigs bis an den Taurus ausgedehnt hatte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 22. HEIDELBERGER 1838.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Niebuhr: Reise nach Arabien, Bd. III.

(Beschlufs.)

Selbst Antiochia Pisidiae und Ikonium gehörten damals, da die Mission unter Paulus und Barnabas dahin kam, zur römischen Provinz Galatia. Die also, welche P. damals dort zu Jesus als dem Christus bekehrte, waren nach dem gleichzeitigen Sprachgebrauch Galater. Und an sie schrieb Paulus noch vor den nach Apg. 15. gefafsten Gemeindebeschlüssen, die er ihnen 16, 1. überbringt, als Beweise, dafs sie nicht jüdische Proselyten werden müfsten.

Zur Erklärung des Briefs und der Chronologie des Paulinischen Lebens trägt diese Einsicht nicht wenig bei, dafs diese Neugalater, an welche P. schreibt, schon auf seiner ersten mit Barnabas gemachten Missionsreise Apg. 14, 6. bekehrt worden waren und der Brief, ehe Paulus zum drittenmal (Apg. 15.) nach Jerusalem kam, geschrieben wurde. Diese Ansicht ist aber nach dem gegenwärtigen theils mystisch homiletischen theils scholastisch speculativen Betreiben der Theologie und der daraus entstehenden Vernachlässigung der philologisch-historischen Exegese, als einer so unwillkommenen Tochter der so verwünschten und falsch beschriebenen Aufklärung oder Wegreinigung des dogmatischen Irrationalismus noch nicht zur Gültigkeit gekommen.

Um so angenehmer mufste es mir seyn, dafs auch Hr. Heinr. Böttger in seiner kl. Schrift: Schauplatz der Wirksamkeit des Apostels Paulus, oder Vorderasien zur Zeit Nero's (Göttingen 1837) S. 26. auf eben diese geographische Berichtigung über die neutestamentlichen Galater, und zwar durch eigene, von den oben genannten Vorgängern unabhängige Vergleichungen der Alten, besonders durch Dio Cass. XLVII. c. 48. und durch Plutarchs Leben des Amyntas c. 61. geleitet worden ist. Er hat diese Berichtigung, zu welcher die Hauptdata in Cellarius fleifsigem Werk über alte classische Geographie und in Wernsdorf de repbl. Galatarum zerstreut vorlagen und deswegen verschiedene historische Schriftforscher, von einander unabhängig, zu sehr gleichartigen Combinationen und Anwendungen veranlas-

sen konnten, in der dritten Abtheilung seiner sehr interessanten »Beiträge zur historisch-kritischen Einleitung in die Paulinischen Briefe« nach denen auch mir klar gewordenen vielfachen Gründen so tüchtig durchgeführt, dafs ich mit ihm fast in allen einzelnen Momenten übereinzustimmen mich freue.

Und nunmehr wird es um so erfreulicher, dafs nach S. 100 f. der jetzt erst bekannt werdenden so genauen Reisebeschreibung der aus dem Orient zurückkehrende Niebuhr bereits im Winter 1766 gerade diese alte Handels- und Hauptstrafse, von Adene und den Pforten Ciliciens an bis Konje = *Ikonium* und Ladick = Laodicäa, als geographischer Beobachter durchreist und auf Tafel IX einen Entwurf dieser Gegenden hinterlassen hat.

Zwar sind die Türken, wie Niebuhr S. 129 scharfsichtig bemerkt, um Geschichte und Alterthum von jeher so unbekümmert gewesen, dafs sie meistentheils, ohne nach den alten Namen auch nur zu fragen, ihren Eroberungen nach den nächsten Veranlassungen eigene, neue Namen beilegten. Dennoch haben sich glücklicher Weise in dieser für die Geschichte des wirksamsten und aufgeklärtesten (das heifst, von der *superstitio judaica* am meisten frei gewordenen und das Urchristenthum als Universalreligion erfassenden) Apostels wichtigen Landesstrecke vier Hauptnamen, Tarsus, Adene, Ikonium und Laodicäa so unverkennbar erhalten, dafs wir die für das Neue Testament nöthige Localkenntnifs durch sichere Niebuhrische Data bereichern können.

Über die uns immer merkwürdige Stadt Tarsus giebt S. 124 die statistisch neuesten Notizen, welche der rastlose Beobachter von einem Katerdschi (Pferdevermiether) d. i. von einem Mann, der nach seinem Geschäft die Örtlichkeiten gewifs kannte, erfragt hat: Tarsus liegt ungefähr 12 Stunden von Adene, 8 Stunden von der See, an einem schmalen Flufs, der nicht weit von der Stadt entspringt. Sie hat 500 Häuser. Tabak, Öl, Honig, etwas Seide, sind die vornehmsten Producte, welche von dort ausgeführt werden. Sie steht mit ihrem ansehnlichen Gebiet nicht unter dem Pascha von Adene oder von Ytshbele (welche hier die nächsten wären), sondern unter einem Vornehmen zu Stambul, der einen Wakil (Bevollmächtigten) dahin schickt. (Sie ist also auch jetzt wieder gewissermafsen eine exempte, wie sie ehedem eine mit dem röm. Bürgerrecht ausgezeichnete war.) Ein Türke, der im Gefolg eines Pascha langsam gereist war, gab

Digitized by Google

an — von Adene nach Tarsus 16 Stunden, von Tarsus nach Selefkia [Seleucia] etwa 30 Stunden; weiter bis Mud 16 St., von Mud bis Karaman 18 St., von Karaman bis Konje [Ikonium] 18 Stunden.

Adene ist fixirt, da N. die Polhöhe S. 105 angiebt = 36° 59′. Der Fluſs Tshakkot oder Urmagk ist 150 Doppelschritte breit. Der Boden ist fruchtbar, besonders an Baumwolle, die Stadt aber ohne Stadtmauer, und die Wohnhäuser aus ungebrannten Ziegeln, also sehr vergänglich, gebaut. Die Richtung gegen Haleb = Aleppo zeigt sich dadurch, daſs dieses unter der Polhöhe 36° 12′ 32″ liegt.

Von Antaki (Antiochia in Syrien, der Mutterstadt des Heidenchristenthums) ist Adene 45 Stunden entfernt. Von Adene bis Konje oder Ikonium zählte N. 73 Stunden. Das nächste Auffallende auf dieser Hinreise Niebuhrs, welche mit der zweiten Paulinischen, Apg. 15, 41. 16, 1. 4. der Richtung nach zu vergleichen ist, war nach S. 107 der durch hohes Felsengebirg durchgehauene, schmale und auf beiden Seiten steile Felsenweg, welchen N. sofort für die classisch bekannte *Porta Ciliciae* erkannte. Er fand es hier im December sehr kalt und beschreibt, wie er sich, nach türkischer Weise, auch als Reiter viel besser geschützt fühlte, als in europäischer Kleidung. Adene ist von Antiochia 37 Stunden entfernt.

Unter der Polhöhe von 37° 30′ westwärts fortrückend erreichte N. nach S. 111 eine Stadt von 1700 Häusern, Erägle, in einer fruchtbaren Ebene. Nach der Distanz von Ikonium zu schätzen, muſste ungefähr in dieser Stelle Derbe gelegen haben, welche Stadt bei der ersten Missionsreise Apg. 14, 20. der äusserste Punkt für Paulus war, von dem er nach Lystra, Ikonium und Antiochia Pisidiä wieder umwendete. Man sieht aus der Lage des Orts eine Ursache dieses Umwendens. In das unbewohntere Taurusgebirge wollte wahrscheinlich der Apostel nicht weiter ostwärts schreiten. Auch nachher fand er dort keine Gemeinde zu sammeln. Selbst zwischen Erägle und Konje ist fast kein Dorf. Turkmanische Heerden durchziehen die eines bessern Anbaues fähige Strecken.

Näher bei Ikonium war einst Lystra. Ohne Zweifel folgte die Paulinische Missionsgesellschaft der Hauptstraſse, wo in den bedeutenderen Orten zu wirken war. Wir werden also dort, wo N. Jejakli und Ismil aufzuzeichnen hatte, mit groſser Wahrscheinlichkeit das alte Lystra hinzudenken haben. Dies war ein

Digitized by Google

Ort, wo Paulus so recht lykaonisch behandelt, nämlich zuerst apotheosirt und bald darauf, da er den mirakelsüchtigen Pfaffen nicht als eine Erscheinung des Hermes zu Willen war, von dem Pöbel gesteinigt und wie todt zur Stadt hinaus geschleppt wurde. Höchst unerwartet erwachte er wieder ins Leben (Apg. 14, 20), so dafs er — wahrscheinlich bei Nacht — von den Freunden in die Stadt hereingebracht werden konnte. Davon kamen wohl die Narben, στιγματα, an welche, gleichsam als seine Ehren- und Schutzzeichen, der Galaterbrief 6, 17. diese Art von Lesern erinnert. Hatte man ihn dort so lykaonisch behandeln können, so dürfen wir uns auch um so weniger wundern, dafs er diese Leute 3, 1. nicht allzu höflich als ἀνόητοι Γαλαται anredet, da sie zwar Christianer durch ihn geworden waren, dennoch aber so bald und schnell, während Paulus und Barnabas χρονον ουκ-ολιγον in Syrien zu Antiochien waren, Judenchristen aber von Jerusalem aus ihr Judenthum in Jesu Messiasschaft hineinzurücken eilten, von der reinen, universaleren Christuslehre Pauli sich wieder abwendig hatten machen lassen. (Lykaonien, sehen wir, blieb der ältere, specielle Name der Gegend, auch als sie mit dem galatischen Königreich durch Antonius und Augustus combinirt war.)

Ikonium = قُونِيَة ist noch jetzt eine Stadt von 11,000 Häusern, die aber nur aus getrockneten Ziegeln bestehen. Doch ist die Stadtmauer aus gehauenen Steinen. Die Polhöhe ist 37° 32′. Die Gegend gegen Süden wird auch Karamanie genannt. Eine alte Stadt 15 Stunden südwestlich von Ismil (Lystra?) und 18 St. von Konie heifst Karaman. S. 117. Auf einem Berge bei Konie ist noch ein griechisches Kloster. Merkwürdig ists, dafs nach S. 128 zu Zille, eine Meile von Konje, nur griechisch, aber in einer Mundart gesprochen wird, welche Griechen aus andern Gegenden wenig verstehen (!)

Die Strecke von Ikonium ostwärts bis an den Fufs des Gebirgs, bis in die fruchtbare Ebene von Erägle ist es demnach, wo Paulus, von Antiochia Pisidiä kommend (Apg. 13, 14) zuerst von Westen nach Osten, und dann auf ebenderselben Strafse zurückgehend, so viele Gemeinden gewonnen hatte, dafs er sich zu diesem baldigen Umwenden entschlofs, um ihnen sogleich durch Presbyters 14, 23. eine geordnete, aber freiere (nichtepiskopale) Einrichtung zu geben. Gerade weil der Fall selten seyn mufste, dafs P. bald hintereinander zweimal an

Digitized by Google

ebendieselben Orte kam, ist auch dieser Umstand, aus welchem das το πρότερον Galat. 4, 13. am besten Licht erhält, eine Bestätigung unserer durch so viele Beziehungen (panharmonisch) indicirten Ansicht.

Da nach Apg. 13, 49. schon vom Pisidischen (nach Appian V, p. 715 auch schon zur galatischen Römerprovinz geschlagenen) Antiochien aus die Kunde vom Herrn durch die ganze Gegend sich verbreitet hatte, so sehen wir, für welchen Umfang von Neugalatien der so wichtige Galaterbrief wirksam seyn sollte.

Aber auch noch ein bedeutender Umstand kommt hinzu. Er war veranlafst, weil schnell und bald (Gal. 1, 6.), nachdem Paulus sie gewonnen hatte, sie von gebornen Judenchristen (aus Jerusalem) sich die Unentbehrlichkeit der Beschneidung und Gesetzbeobachtung, oder die Nothwendigkeit, auch wenn sie Jesus als den Messias annähmen, doch zugleich jüdisch strenge Proselyten werden zu müssen, hatten einreden lassen. Da Markus die erste Paulinische Mission 13, 13. als Petriner verliefs und nach der Tempelstadt zurückzog, erfuhr man dort schnell, wie freisinnig und unjüdisch der Helleniste, Paulus, christianisire. Daher ist es nicht unerwartet, dafs pharisäisch orthodoxe Judenchristen, von der 15, 5. bezeichneten Art, ebenso wie nach Antiochia Syriä (15, 1. Gal. 2, 12.) auch den Fufsstapfen des verhafsten Universalisten bis nach Neugalatien nacheilten, um ihren servileren Proselytismus (vgl. Matth. 23, 15.) in sein Saatfeld einzuschwärzen.

Waren denn aber Juden hier so leicht geltend? wird der Forscher fragen. Und die Stellen Apg. 14, 19. 18, 50. zeigen uns, wie sehr auch dieser überwiegende Einfluss des Judaizirenden auf eben die Länderstrecke nachzuweisen ist, die wir als Neugalatisch in die neutestamentliche Geographie einzuführen nicht unterlassen können.

Ebendadurch erklärt es sich auch, warum es für Paulus eine drängende Angelegenheit war, durch den — nicht ohne Heftigkeit und Eile verfafsten — Brief jenem Vordringen von Juden und (pseudopetrinischen) Judenchristen schleunig und schneidend entgegenzutreten. Er hatte zu Antiochia dem Petrus und den vom Jakobus kommenden Proselytenmachern mit Jugendeifer, aber mit tiefer Einsicht in die ächte, moralisch freie und deswegen immer eine χαρις genannte Christusreligion Jesu widersprochen. Paulus hielt (Gal. 2, 15. 16.), im Gegensatz gegen mosaisch theokratische Loyalität und Zufriedenheit mit den äussern gesetzlichen

Digitized by

Thaten, vielmehr der ethischen Vernunft und Jesu Geist gemäfs, fest darauf, dafs man durch überzeugungstreue, willigfreie und durch Gottes Vaterhuld (χαρις) alles Gute nicht als Lohn, sondern als Gabe des Wohlwollens (δωρημα, χαρισμα) erwartende Befolgung der praktischen Rechtwollens-Lehre Jesu von dem wahren, geistigen Rechtschaffenwerden wirklich zu der δικαιοσυνη θεου (Matth. 6, 33.) das ist, zu der von der Gottheit als Vater gewollten Rechtschaffenheit des Willens, als der einzigen dem Menschen möglichen gottähnlichen Vollkommenheit (Matth. 5, 48.) ohne jüdische Legalität (χωρις νομου) und überhaupt schon *vor* allem verwirklichten Guthandeln (χωρις εργων) gelange. Durch diese rein religiöse Willensthätigkeit oder ethische Gesinnung, zeigt P., stehe man zu Gott im Verhältnifs der Huld, nicht der ein Verdienst ansprechenden Lohndienstbarkeit. Und so ist hier immer χαρις als liberales Wohlwollen gegen würdige, aber freiwillige, nicht lohngierige und zum Augendienst geneigte Gemüther zu verstehen.

Dieses so offenbar richtige Festhalten Pauli an der Einsicht, dafs im Geist, in der Intention des Denkendwollenden, die eigentliche Rechtschaffenheit des Menschen vor Gott bestehe, und dann die Handlungen, welche allerdings folgen müfsten, nur um jener Überzeugungstreue des Geistes willen rechtschaffen, δικαια, genannt werden dürften, bewog die aus minder ungebildeten, hellenistischen Juden und aus grăcisirenden Heiden gesammelte Gemeinde der syrischen Hauptstadt, dafs sie Paulus und Barnabas, diese Verkündiger der ethischchristlichen Geistesrechtschaffenheit, nebst einigen Gemeindegliedern, wie Judas und Silas 15, 32. zur Unterhandlung an die Vorsteher der jüdischchristlichen Mutterstadt 15, 3. abordnete, nicht etwa um dort über diese reinere Lehre von der Pistis gleichsam zu accordiren, sondern nur um mit den Judenchristen der Tempelstadt sich über eine Concordia wegen einiger Punkte der äussern Lebensweise zu vereinigen, ohne deren Vermeidung das Zusammenleben mit nichtjudaizirenden Christianern denen, welche die jüdische Legalität noch für unentbehrlich hielten, allzu anstöfsig und fast bis zum Ekel widerlich gewesen wäre.

Daher kommt es, dafs der doctrinäre Punkt, die Frage: ob denn alle Christen das mosaische Gesetzjoch neben der Pistis auf Jesus als Christus, d. i. neben dem Vertrauen auf die Lehre und das Lebensbeispiel, wodurch Jesus sein messianisches Gottesreich (den Endzweck seiner Sendung nach Matth. 6, 33.) begründet

Digitized by Google

hatte, aber für Stockjuden viel zu freisinnig gewesen war, sich aufbürden lassen müfsten? durch Petrus selbst 15, 8—11. ganz im Paulinischen Sinn, soweit es nichtgeborne Juden betraf, vorläufig als etwas, worüber die Gemeinde schweigt (15, 12.) also auch die Nichtgleichdenkenden (15, 5.) wenigstens nicht mehr laut widersprechen, beseitigt wird. Ohne dafs den gebornen Juden als Christen hierin etwas abgenommen oder aber aufgelastet wird, betrifft die verabredete Concordia nur dies, dafs auch die strengen Judenchristen mit den vormaligen Heiden in Gemeinschaft leben, besonders also auch die Agapen halten und überhaupt in häuslichen Umgang treten könnten, wenn nur nicht Götzenopferfleisch, Blut und Erstichtes, wogegen ihnen ein Ekel anerzogen war, auf die Tische komme, auch die Gewohnheit, ohne festes Ehebündnifs, Sclavinnen durch eine Art von πορνεια vorübergehend als Frauen zu haben und diese also, auch als unverehlichte, doch wie ebenbürtig, in die Gesellschaft zu bringen, aufgegeben würde.

Diese nachgiebigen Accordspunkte wufste Paulus offenbar noch nicht, als er den Galatern schrieb; und nichts ist sonderbarer, als die Wendungen, durch welche sehr achtbare Exegeten glaublich machen wollten, dafs P. sie blos stillschweigend übergangen habe, ungeachtet er sonst alles, was ihn rechtfertigen konnte, so umständlich vorausschickt. Hätte er schon, nach dem Gal. 2, 16. ausgesprochenen Sachgrund, auch darauf sich berufen können, dafs ja Petrus selbst zu Jerusalem mit den Heidenchristen zusammenzuessen 15, 10. bewilligt gehabt habe, so hätte er ihm dieses entgegenzuhalten, zu Antiochia gewifs nicht unterlassen können. Dem Paulus wird das Unglaubliche zugeschrieben, dafs er das auffallendste Argument, das er unmöglich hätte übersehen können, nicht benutzt habe; dem Petrus aber, dafs er, auch noch *nach* dem Gemeindebeschlufs von Apg. 15 — das Unmögliche begangen hatte, indem er zu Antiochia in eine häusliche Absonderung zon Heidenchristen zurückgefallen.

Da man nun aber auf der Einen Seite nach Apg. 15, 1—3. zu Antiochia, nachdem Paulus dem Petrus öffentlich opponirt hatte und sodann mit andern nach Jerusalem delegirt wurde, noch nicht einmal etwas davon wufste, dafs schon auch Paulinische Galater durch jüdischchristliche Proselytenmacher (aus Jerusalem) rückfällig gemacht worden seyen, und da doch auf der andern Seite der Galaterbrief von dem, was jene Absendung Pauli nach Jerusalem dort bewirkte, noch nichts weifs, so werden wir, als

Digitized by

historisch genaue Exegeten, gleichsam in eine Mitte zwischen diesen beiden Zeitumständen hinein und also dahin geleitet, urtheilen zu müssen, dafs Paulus und seine mitdelegirten Begleiter (= οἱ συν αυτῳ παντες αδιλφοι Gal. 1, 2.) erst während der Hinreise nach Jerusalem, wo sie nach Apg. 15, 3. sich nicht beeilten, sondern den phönizischen und samaritanischen Gemeinden sich als wirksame Heidenbekehrer bekannt machten, jene schnelle Verstimmung und Umwandlung der lykaonischen und andern anoëtischen Galater erfahren haben; worauf P. den offenbar in Aufregung geschriebenen, liebevollen und doch sorglich stürmischen Brief an sie eilig verfafst und durch einen Getreuen, der die Nebenumstände berichten konnte, sofort in die Gegenden abgeschickt haben mufs, die wir jetzt auf der Niebuhr'schen Tafel IX vorgezeichnet zu finden — die Freude haben.

Aber ist nicht, werden vielleicht manche unserer Leser dazwischenreden, ist nicht »diese Freude« doch in der Hauptsache eine wahrhaft pedantische Freude? Denn ist es nicht ein des Denkglaubigen wenig würdiger Pedantismus, dafs wir uns noch so genau um den Verlauf jener Geistesbeschränktheit bekümmern sollen, durch welche die judenchristliche, von palästinisch und galiläisch erzogenen Aposteln geleitete, aber selbst gegen Jakobus 21, 20. nicht sehr folgsame Mutterkirche in der Tempelstadt die — Paulinische, vom theokratischen Particularismus freigewordene, für alle Welt annehmbare Verbreitung des vor aller Werkthätigkeit treue Geistesrechtschaffenheit vor Gott (Dikaiosyne aus Pistis) fordernden Gottesreiches Jesu — sogar wie »Apostasie« (Apg. 21, 21.) zelotisch verfolgte? Ist nicht jene Borniertheit, jenes Vordringen des auch in den Judenchristen so halsstarrig gebliebenen Judenthums, wenigstens für uns eine vergangene Sache, da seit circa 70. durch Zerstörung Jerusalems und durch den noch unter Hadrian sehr gereizten politischen Hafs der Römer gegen die Judenschaft die frühere Anmafslichkeit der judaizirenden Christen gegen die nichtjüdisch gebornen von der Gewalt des Weltlaufs längst tief genug herabgedrückt worden? Was liegt denn uns noch viel an jenen Geburtsschmerzen, (an dem παλιν ωδινω Gal. 4, 19.), wodurch der aus dem Pharisäismus zum Selbstdenken, zur tieferen Einsicht in den universelleren Geist des Messiasglaubens Jesu durchgedrungene hellenistische Rabbine von Tarsus, als Heidenapostel, seine (3, 1 u. 3) doppelt und dreifach »unbedachtsame« Galater wie durch eine zweite Geburt neu und christuswürdiger umgestalten mufste?

Digitized by Google

Ich antworte, weil dieserlei Einreden so recht in das, was der Exegese noth thut, und zugleich in den so sehr verkannten Bildungsgang und welthistorischen Werth des Urchristenthums hineinzugehen nöthigen.

Für's erste ist, wenn uns irgend ein Theil der Alterthumskunde (so, wie der vom Urchristenthum) wichtig ist, nichts Grofses und nichts Kleines zum voraus unwichtig. Nichts ist aus Scheu vor Pedantismus zu übergehen, was irgend uns in dem Bestreben, uns ganz in alle erkennbaren Umstände der damals Denkenden hineinzuversetzen, fördern möchte. Gerade dieses historische Aufsuchen aller den Schriftsteller umgebenden und in ihm selbst mitwirkenden Umstände ist das einzige Mittel, die philologisch-historisch genannte Interpretation, deren Unentbehrlichkeit bei allen andern Resten des Alterthums anerkannt ist, auch auf die der Religionsgeschichte unentbehrlichen Urkunden des alten und neuen Testaments so anzuwenden, wie es immer noch nicht genügend geschieht, weil man eher aus unsern jetzigen Dogmen und Ansichten Vieles zurücktragen, als das, was dort gedacht werden konnte, von dorther holen will. Und doch ist, seit das Christenthum unter die an den Orientalismus nicht gewohnten Griechen und Lateiner kam, nichts dem wahren Auffassen der urchistlichen Hauptideen mehr hinderlich gewesen als die Voraussetzung, wie wenn einzig diese alten Schriftreste, weil sie Religionsoffenbarungen enthalten, als etwas für alle Welt Geschriebenes explicirt und nicht aus der damals möglichen Denkart und Sachkenntnifs, sondern als ein zu allen Zeiten gleichverständliches Orakel ausgelegt werden dürften.

Die historische Interpretation, das ist, die Sinnerforschung, welche nur aus dem Zurückgehen auf alle äussere und innere Zeitumstände der Verfasser und dessen, was auf ihr Wissen und Denken Einfluss haben konnte, entstehen kann, ist bei keiner andern Classe von Schriften so nöthig, wie bei dieser, da sie offenbar so populär und ohne alle Übung im deutlichen und bestimmten Ausdruck, so speciell local für einzelne Personen oder beschränkte, gemischte Versammlungen verfafst sind und das Schriftliche desto kürzer und unvollständiger geben konnten, weil das Meiste von dem Evangelium mündlich mit anschaubarer Geistesenergie (αποδειξις πνευματος) und jener den lebendigen Reden überzeugungstreuer Verkündiger eigenen Kraft mitgetheilt war, theils aber doch die fernere mündliche Mittheilung bei den unmittelbaren Visitationen vervollständigt werden konnte,

Digitized by Google

welche bald anfangs mit grofser Lebensklugheit (Apg. 8, 14. 9, 32. 11, 22.) eingeführt waren und auch von Paulus durch seine ächten Söhne, Timotheus, Titus, Tychikus u. a. im Gang erhalten wurden.

Dem Ideal nach, dafs wir uns allerdings nur alsdann ganz in den Ursprung und Zusammenhang des von den Alten Gedachten hineinzusetzen vermögen, wenn wir alle und alle Umstände und Verhältnisse, welche dem Geiste eines Alten vorschwebten, ebenso wie er selbst, uns vergegenwärtigen könnten, ist *diese* philologisch historische Interpretation neuerlich die panharmonische *) genannt worden, weil nur diejenige Sinnauslegung

---

*) Mit rühmlicher Beharrlichkeit dringt auf dieses Ideal der Hermeneutik, als Bedürfnifs unserer (weit zu frühe vom reinhistorischen Aufsuchen des Urchristenthums wieder abgekommenen) Zeit Herr Hofprediger, Dr. Germar zu Augustenburg, durch eine neue, auch im Journal für Prediger bekannt gemachte, Warnung „Über die Vernachlässigung der Hermeneutik in der protest. Kirche“ (Leipzig, bei Kümmel. 1837. S. 66 in 8.) wie er zuvor 1821 durch seine Hauptschrift in dieser Sache: Versuch über die panharmonische Interpretation der h. Schrift zu Auflösung vieler Streitfragen der christlichen Kirchenlehre, als dem Ziel aller Sinnerforschungskunst vieles Dienliche nebst denen dazu anwendbaren Mitteln, der allgemeinen Aufmerksamkeit vorgehalten hat, und 1828 durch seinen „Beitrag zur allgemeinen Hermeneutik und deren Anwendung auf die Bibelerklärung“ eben diese Bemühungen noch mehr begründete und verdeutlichte. Ist nun gleich die vollständige Anforderung sehr schwer, und oft unmöglich ganz zu erfüllen: dafs nämlich nur diejenige Sinnerklärung als entschieden richtig gelten darf, welche als allen äussern und geistigen Verhältnissen eines Autors angemessen (= adäquat) zu erweisen ist, so ist doch dieses Ideal allerdings der Maafsstab, welchen der Sinnerforscher anlegen und möglichst zu erreichen suchen soll. Auch ist Herr G. selbst, indem er 1834 „Die hermeneutischen Mängel der sogenannten grammatisch-historischen, eigentlich aber der Tactinterpretation“ kräftig, wie es nöthig ist, rügte, und 1836 in Nr. 82. 83. der Allgem. Kirchenzeitung das Verhältnifs des (angeblichen) Tacts (oder des dunkeln = nicht in deutliche Begriffe zu erfassenden Wahrheitgefühls) zur Wissenschaft noch klarer beleuchtete, durch die Gegenreden zu desto umsichtigerer Verdeutlichung seiner Anforderungen und der Folgen derselben veranlafst worden.

Ist nämlich gleich bei Erklärung schwieriger Stellen der Alten und so auch der Bibel selten möglich, nachzuweisen, dafs sie allen Umständen, in denen sich der Autor befand, positiv entspreche, so mufs dies doch, wenn der Exeget als zuverlässig gelten will,

Digitized by Google

gewifs die fehlerlos zutreffende (omnimode congrua) ist, welche mit allem, was in dem Vorstellungskreise des Autors war,

---

soviel als wir noch jenen Umständen nahe kommen können, gezeigt und dabei wenigstens negativ dargethan werden, dafs die angenommene Sinnerforschung mit keinem äussern oder innern Verhältnifs des Autors in Collision steht. Und auf jeden Fall sind Hrn. Dr. Germars drängende Protestationen gegen das allzu gewöhnliche Berufen auf exegetisches Gefühl, Tact, oder, wie man jetzt das gar zu bequeme Wort gefunden hat, auf das christliche Bewufstseyn äusserst nöthig und beachtenswerth. Denn wenn gleich sinnliche sich aufnöthigende Gefühle eine ursächliche Wirklichkeit, wodurch sie entstehen, andeuten, so sind dagegen doch die geistigen Gefühle, welche vielmehr als Empfindungen von den Gefühlen immer unterschieden werden sollten, von vorgefafsten Begriffen und Urtheilen abhängig. Sie können also nicht, gleichsam rückwirkend, die Richtigkeit dieser ihrer Quellen beweisen. Jedes Bewufstseyn aber, es sey christlich, jüdisch, moslemisch oder heidnisch, kann nur das enthalten, was man (aus Irrthum? oder Wahrheit?) meistens nur aus gemischten Halbwahrheiten zuvor in das Wissen oder Gewifsachten aufgenommen und sich, mehr aus Bedürfnifs oder um des erregenden Eindrucks willen, als aus Gründen, angeeignet hat.

Was übrigens hauptsächlich gegen die Forderung, dafs jede Sinnerforschung panharmonisch seyn sollte, Anstofs erweckt, scheint mir dieses zu seyn, dafs Hr. Dr. Germar zu fordern scheint, wie wenn der Exeget, besonders der biblische, dem Autor immer viel eher eine volle Harmonie mit der Wahrheit oder dafs er recht habe, als das Gegentheil zutrauen müsse, und dies so sehr, dafs er, wenigstens, wenn in den überlieferten Worten etwas nicht glaubliches liege, das Urtheil suspendiren und das Äusserste, selbst Vermuthungen von Interpolationen u. dgl. eher, als die Beschuldigung einer Irrigkeit, zu Hülfe nehmen solle.

Ich verstand das der ächten Interpretation längst beigelegte Prädicat, dafs sie nicht nur philologisch und kritisch, d. i. dem Sprachidiom und der Textächtheit entsprechend, sondern auch historisch seyn solle, immer als einen Wink, dafs wir uns in das, was einem Schriftsteller vermittelst seiner Zeit, Umgebung und persönlichen Geistesbildung, also kraft seiner individuellen Geschichte zu denken, zu wissen, zu wollen möglich war, hineinstellen und ihn dann weder vorurtheilsfreier, noch fehlender denken sollen, als a) die ächten Worte der Stelle selbst, b) sein übriger Gedankengang und c) der Einfluss auf Andere, für die er wirkte, ihn uns zu erkennen geben. Zum Beispiel: Ich würde gerne für möglich halten, dafs Jesus die Dämonischen blos durch ein Herablassen zu ihren Irrmeinungen physisch geheilt, die Existenz der dämonischen Krankheitsursächer aber nicht selbst geglaubt habe, wenn er nicht a) wie Joh. 8, 44. Matth.

Digitized by Google

völlig im Einklang steht. Da nun aber uns auf jeden Fall davon Manches abgeht, so darf um so weniger irgend eine Vorarbeit, die einst dagewesenen Verhältnisse des zu erklärenden Autors örtlich und zeitgemäfs zu umfassen, als pedantisch weggelächelt werden, weil vielmehr hie und da die entferntesten Data zu den aufklärendsten Resultaten mitgeholfen haben und ohnehin diesem mühsamen Forschen die träge Oberflächlichkeit der Meisten, jetzt aber auch theils die speculativ-stolze Verachtung der Erfahrung und Geschichte, theils durch die viel leichter in Phantasien sich erbauende Frömmelei Hindernisse genug entgegenwälzen, ja die Wissenschaftlichkeit sogar als eine Feindin der Kirchlichkeit in üblen Ruf gebracht zu werden fürchten mufs.

Gerade hier aber, und dies ist das zweite Moment meiner Antwort, ist von einer der wichtigsten Wirkungen des Urchristenthums die Rede, welche grofsentheils gar zu sehr verkannt wird, weil man sie selten historisch philosophisch versteht und deswegen nach der Wahrheit hochachtet.

Gegenwärtig scheint den meisten Dogmatikern (je mysteriöser, desto orthodoxer!) der Preis und die Kraft des Christenthums darauf zu beruhen, dafs um desselben willen eine reale Vereinigung einer göttlichen Natur mit der menschlichen in der Person Jesu Christi geglaubt und daraus gegen alle Gewissens-

---

12, 26—29. 43—45. an Orten, wo es so nicht motivirt war, vom Beelzebub und Satansreich kategorisch gesprochen hätte, wenn nicht b) überhaupt seine Geistesrichtung auf das religiössittliche weit mehr als auf metaphysische Probleme achtend erschiene, und wenn nicht c) vorauszusetzen wäre, dafs er auch die Seinigen über die Nichtexistenz jener Schreckensgeister und ihrer körperlichen Einwirkungen, zum Vortheil vieler Jahrhunderte, aufgeklärt und ihr Nichteinwirken ausgesprochen haben würde, wenn er nicht selbst noch diese Meinungen seiner Zeit ohne besonderes Prüfen behalten hätte.

Je mehr nun aber unsere neueste, der Aufklärung (d. h. dem Klargewordenseyn über alte Vorurtheile) abhold gewordene Zeit theils durch Erneuerung des veralteten Mysterienglaubens theils durch speculative Erhebung in das Überschwängliche von philologischkritischer und reinhistorischer Schriftauslegung ablenkt und nur ihre eigene Dogmen und Voraussetzungen dorthin zurückzutragen versucht, desto verdienstlicher würde es seyn, wenn Herr Dr. Germar, der sich so umsichtig in dieses vernachlässigte Fach hineinversetzt hat, ganz methodisch eine mit den Grundsätzen der allgemeingültigen Interpretatio harmonirende Specialhermeneutik des N. T. bearbeiten möchte.

Digitized by Google

unruhe, als Trost der Religion, die Beruhigung abgeleitet werde, wie wenn Gott durch eine stellvertretende Genugthuung jenes Gottmenschen mit jedem, der es glaubig acceptire, versöhnt, auch zur immerwährenden Sündenvergebung, Gnadenverleihung und Rechtfertigung durch die (unmögliche) Zurechnung der Gerechtigkeit Christi bewogen sey. Seit diese scholastisch-juridisch ausgesonnene Theorie über die Ausgleichung oder Vermittlung zwischen Gottes Gnade und Strafgerechtigkeit erkünstelt ist und darin das Seligmachende des Christenglaubens, als ein Heilmittel gegen Gewissensangst und die sogenannten menschlichen Schwachheiten, gesucht zu werden pflegt, wird das wahrhaft Grofse und welthistorisch Wichtige, welches durch das Urchristenthum ohne Geräusch bewirkt wurde, und welches also der historischwahre Ruhm desselben ist, fast ganz vergessen. Wem nämlich als der Verbreitung dieser Religionslehre hat es die christliche Welt zu danken, dafs die Hälfte des Menschengeschlechts, die weibliche, nicht mehr sclavisch zurückgesetzt ist? dafs auch für Sclaven Menschen-Pflichten und Rechte angesprochen wurden? dafs überhaupt die Religion nicht mehr wie eine gebieterische, gesetzliche Zwangsanstalt, sondern als eine göttlich väterliche Erziehung der Menschen zu Gottes Kindern, zur moralischen d. i. aus Überzeugung willig entstehenden Rechtschaffenheit, anzuerkennen ist?

Was sind gegen diese historisch unläugbaren Wirkungen der Christuslehre jene dogmatischen Subtilitäten, durch welche der Christenmensch vorerst zum sündevollen Klotz erniedrigt und dann wieder wie ein Missethäter tagtäglich begnadigt werden soll. Und doch streitet man sich um diese augustinisch scholastische Erfindungen wie um den mysteriösen Kern der Religion Jesu. Sind denn jene welthistorischen Wirkungen des Urchristenthums etwa deswegen, weil sie zum Theil schon vollbracht sind, gegen jene erkünstelte, in der biblischen Einfachheit nicht gegründete, mittelalterliche Glaubenstheorien in Schatten zu stellen? Dauert nicht all das Wohlthätige immer fort, welches aus der einfachen Idee Jesu hervorgieng, dafs Gott nicht mehr als theokratischer Gesetzgeber und Herrscher, sondern als Vater zu betrachten, und daher auch jeder Mensch gegen den Andern als ein Glied der grofsen Familie Gottes zu behandeln ist, alle Religiosität aber nicht in einem Dienst gegen Gott, sondern in geistigwahrer, also überzeugungstreuer und selbstgewollter, nicht blos zugerechneter Rechtschaffenheit besteht?

Digitized by Google

Und damit eben dieses Wohlthätige erst nur gegen den jüdischen und jeden pfäffisch hierodespotischen Particularismus Boden und Wurzel gewinnen konnte, war gerade das unentbehrlich, weswegen uns besonders der Brief an die Galater und Römer, und überhaupt das Eigenthümlichste der rastlosen Wirksamkeit des Apostel Paulus bis in das genauere Detail hinein der Erforschung und gleichsam anschaulichen Vergegenwärtigung würdig erscheint. Denn das, was wir Christen alle, zu welcher Classe wir irgend gehören mögen, jetzt — ohne noch daran zu denken — geniefsen, das Freiwerden der monotheistischen Religion von dem mosaisch-theokratischen und jüdischrabbinischen Particularismus, also die Möglichkeit einer für alle Menschen annehmbaren, nicht von arbiträren, historisch gegebenen Bedingungen abhängigen Gottandächtigkeit und Beseeligung, kurz, die Anwendbarkeit des Wesentlichen der Christusreligion zur universalen Weltreligion, — dies gerade war damals so sehr im Streit und der jüdisch-orthodoxistischen Verketzerung (Apg. 21, 21.) so ausgesetzt, dafs, wenn der Heidenapostel nicht sich und sein ganzes Leben denen in jenen Briefen durchgekämpften universalistischeren Grundbegriffen aufgeopfert hätte, wir entweder nicht Christen wären, oder nur wie eine jüdischchristliche Secte in unübersehbaren Menschentand von Rabbinisterei verwickelt seyn würden.

Nach diesen Ansichten und Beziehungen also bitte ich es nicht als Pedantismus zu behandeln, wenn ich es erfreulich nenne, dafs die Niebuhrische Reiseroute uns gerade in jene einst neugalatische Gegenden zwischen dem Taurus und Laodicäa versetzt, wo ich in meiner Auslegung des Galaterbriefs 1831 die ersten Veranlassungen dazu, dafs Paulus jene antijudaizirenden Grundsätze christlicher Aufklärung schriftlich aussprach, nachgewiesen habe und wohin ich nun auch Herrn Heinr. Böttger durch selbstständige Forschungen geleitet finde. Die nähere Kenntnifs dieser Örtlichkeit und besonders das davon abhängende frühe Datum des Galaterbriefs gewährt, wie zum Theil oben schon gezeigt ist, auch manche nähere Einsicht in jenen für die Christenwelt so glücklich durchgefochtenen Kampf gegen den Judaismus und gegen die, wie der Hebräerbrief zeigt, circa a. 60. sehr drohend gewordene Gefahr, dafs die Christusreligion bald in eine jüdische Sectirerei und hierarchischen Tempeldienst wieder umgeschlagen wäre.

Digitized by Google

Aus diesem Gesichtspunkt allein kann der Lehrbegriff des Apostels Paulus und sein Christenleben überhaupt historisch charakteristisch aufgefafst werden; wozu dann freilich der Anfang nicht mit Usteri u. A. dadurch gemacht werden darf, dafs der auf dem dialektischen, pseudorationalistischen Standpunkt sich festhaltende Exegete sich fragt, ob denn nicht doch Manches in dunkleren Stellen des Apostels so gedeutet werden könne, wie Anshelmus in seinem Cur Deus homo? es endlich entdeckt oder — für die der dialektischen Speculation bedürftige geoffenbart habe.

Unter den neuesten Bearbeitern der Paulinischen Briefe hat sich Prof. Steiger in Bern 1835 durch topographisch historische Untersuchungen für den Kolosserbrief ausgezeichnet. Auch dafür sind manche Andeutungen aus der weiteren Reiseroute Niebuhrs zu benutzen, weil er die Entfernung mehrerer für die apostolische Geschichte und die Apokalypse merkwürdiger Orte mit gewohnter Genauigkeit bezeichnet. Ich nenne hier nur, dafs nach S. 120 Ismir = Smyrna von Ikonium über Ladick (= Laodicäa) 118 Stunden, in gerader Linie aber etwa 64 bis 66 Meilen abliegt, dafs die Distanz von Ikonium und Ladick nur 9 Stunden *) beträgt, und dafs Sard (= Sardes) nach der Note S. 130 auf dem Wege von Sbarta nach Ismir 18 Stunden von Smyrna zu setzen ist und nicht weit von dem Wege abliegt, den man jetzt von Smyrna nach Ikonium bereist.

Wie können wir für die grofse Mühe, welche der zum örtlichen und zum lebendigen Beobachten so ausgezeichnet tüchtige Carsten Niebuhr schon 1766 überstanden hat, besser unsre dauernde Erkenntlichkeit beweisen, als wenn wir, Stubengelehrte, nunmehr davon die erwünschtesten Anwendungen für unsere Studien zu machen suchen. für Studien, die nur, wenn Geist und Buchstabe zusammenwirken, das Ziel treffen.

---

*) Diese Anzeige weicht von der gewöhnlichen Meinung über die Lage von Colossä, Laodicäa, Hierapolis weit ab und erregt also weitere Aufmerksamkeit.

Dr. Paulus.

Digitized by Google

Über Bäder und Brunnenkuren, besonders an den Mineralquellen des Taunusgebirges, namentlich Ems, Schlangenbad, Wiesbaden und Schwalbach. Von Dr. Heyfelder, Medicinalrath und Leibarzt in Sigmaringen etc. Stuttgart, bei Löfflund. 1834. 135 *S. kl.* 8.

Diese geistreich geschriebene Schrift, die man mit vielem Vergnügen liest, ist nach dem, was der Verf. in der Vorrede sagt, das Produkt der Beobachtungen, die der Verf. als früherer Bewohner des Rheinlandes sowohl in einiger Entfernung von den genannten Bädern an von da zurückkehrenden Kranken, als auch während eines späteren längeren Aufenthalts an der Mehrzahl derselben zu machen Gelegenheit hatte. Für den geognostischen und chemisch physikalischen Theil hat der Verf. das Werk von Stifft benutzt. Überall drückt sich in der Schrift aus, dafs der Vf. mit scharfem und offenem Blick sich selbst sein Urtheil über die Gebrauchsweise wie über die Wirkungen der Bäder gebildet hat, und dafs es nicht seine Absicht ist, eine beistimmende Erzählung des Schlendrians, den man mehr oder weniger überall in den Badeorten findet, zu geben, sondern vielmehr gerade die, das Unrichtige und Unzweckmäfsige, was sich noch so vielfach in dieser Hinsicht zeigt, an den Tag zu bringen und anzugreifen.

Unter der Aufschrift: über Brunnenkuren im Allgemeinen, enthält die erste Abtheilung Regeln für die Vorbereitung zur Badekur, für die Reise zum Bade und für den Gebrauch des Bades selbst, Regeln, die bestimmt, treffend und überzeugend gegeben sind, und manche heilig gehaltenen Mifsbräuche in ihrer Blöfse darstellen. Mit Recht bemerkt dabei der Vf., wie gerade berühmte Männer und grofse Autoritäten die Urheber von weit und auf lange Zeit sich verbreitenden Vorurtheilen und Mifsbräuchen werden, da ihr Wort oft als Orakel aufgenommen wird, und vielleicht oft in weiterem Sinn, als es selbst gegeben war. Solche Mifsbräuche zu bekämpfen, ist nicht leicht eine Feder geeigneter, als die gewandte und geistreiche des Verfs., und mit Vergnügen findet man es auch mehrseitig in dieser Schrift geschehen, die durch ihren frischen und belebten Styl sich sehr von der Mehrzahl der Badeschriften unterscheidet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 23. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Heyfelder: über Bäder und Brunnenkuren.

(Beschlufs.)

Wie Metzler und Vogel stimmt auch der Verf. für Anwendung der Badekuren in jeder Jahreszeit, im Fall die Umstände es erfordern; und im Fall das Übel so ist, dafs es einen Aufschub nicht erlaubt, wird wohl die Mehrzahl der Ärzte mit ihm übereinstimmen. Er zeigt zugleich, wie wichtig es ist, dafs auch in der gewöhnlichen Saison für jedes einzelne Übel und für jede bestimmte Constitution die zweckmäfsige Zeit ausgewählt werde, und damit hat er eine Seite berührt, die gewifs noch nicht genug beachtet ist. Der Vf. giebt mit scharfer Feder eine Schilderung des Badearztes wie er nicht seyn soll, wie er aber, wenn auch in weniger grellem Bilde, nicht ganz selten seyn möchte, und wie gerade er selbst ihn gefunden zu haben scheint. Er bezeichnet mit lebhaften Farben den oft marktschreierischen Geist, welchen man in den Worten wie in den Schriften mancher Badeärzte findet. In letzteren wenigstens kann Ref. aus eigener Erfahrung dem Vf. vollständig beistimmen, und gesteht, dafs er schon deswegen eine Schrift über Bäder von Nicht-Badeärzten, wie die gegenwärtige, lieber liest, weil er hier ein freieres, unbefangeneres Urtheil erwartet, und nicht fürchtet, durch die besser oder schlechter versteckte, feiner oder plumper hervorsehende Tendenz indirect sein eigenes Bad herauszuheben, um sein Vertrauen auch in das Übrige der Schrift gröfstentheils gebracht zu werden, und weil ihm dies um so widriger ist, je gröfsere Gelehrsamkeit und je gröfseres Talent er nur jener geheimen Tendenz fröhnen sieht. Dafs es davon viele Ausnahmen giebt, weifs auch Ref. wohl und schätzt sie darum um so mehr. Auch über die Wichtigkeit des Verkehrs des Hausarztes mit dem Kranken spricht der Vf., und über ähnliche schon bekannte pia desideria, die aber nicht oft so eindringlich vorgetragen werden, als es hier von ihm geschieht. Mit Recht stellt der Vf. den Satz auf, dafs kaltes Baden und kaltes Trinken nicht zusammenpasse. Dafs es jedoch auch Ausnahmen für ihn gebe, hat Priesnitz bewiesen. Auch der Satz, dafs Mineralbäder nicht leicht mit besonderem Nutzen angewendet werden können, so lange noch die antiphlogistische Heilmethode we-

Digitized by Google

sentlich angezeigt ist, findet seine Ausnahmen z. B. in den erweichenden und kalierenden Bädern der Italiener. Der Vorschlag, erst um 4 Uhr die Mittagstafeln zu halten, der mehreres für sich hat, besonders für die höheren Stände, möchte dagegen für die nicht daran gewöhnten auch einige Inconvenienzen mit sich bringen. Mit strenger Rüge deckt der Vf. die Mifsbräuche auf, die von den Kurenden selbst begangen werden, und darunter Mifsbräuche, die nicht so am Tage liegen, dafs sie sogleich von jedem oder selbst vom Arzte bemerkt werden, die aber durch ihr Fortschleichen im Geheimen nur um so mehr Schaden thun, und um so entschiedener die Zwecke der Kur vereiteln. Die Zeit des Badens bestimmt der Verf. auf ¼ bis endlich ½ Stunde, und stimmt daher auch gegen das Vorlesen dabei und das Zusammenbaden, von welchem er verschiedene Nachtheile anführt. Wenn diese kürze Zeit in den warmen und aufregenden Taunusbädern gewifs die passendere ist, so giebt es doch auch andere, wo man sich bei ein- und selbst mehrstündigem Bade nicht ganz schlecht befindet. Auch die Individualität scheint hierin einen grofsen Unterschied zu machen. Manchen bekommt langes Baden sehr gut, und sie beschleunigen ihre Kur dabei; Andern ist es schädlich. Der Vf. gibt auch selbst sehr richtig an, alte und saftlose Kranke dürfen länger baden als jüngere und vollsaftige, und in lauen Bädern dürfe man länger sitzen als in warmen oder in kalten. Überhaupt gibt der Vf. viele specielle Winke über das Individualisiren im Gebrauch der Quellen, eine Kunst, die Jeder und jede Schrift als etwas Wichtiges empfiehlt, die aber so Wenige verstehen und über die anderwärts so wenig Gutes gesagt ist. Gewifs wird Jedermann dem Vf. beistimmen, wenn er die grofse Theuerung in manchen jener Bäder als einen grofsen Mifsbrauch bezeichnet, dem zum Besten jener Bäder selbst die Verwaltung steuern sollte, da die Bäder Heilanstalten, und nicht Institute um Fremde zu schröpfen, seyen. Über das zweckmäfsige Verbinden und Vermischen verschiedener Mineralwasser, wie Vering es oft mit vielem Erfolg anwandte, wie auch über den innern Gebrauch anderer Wasser als die, in denen man badet, über den Gebrauch verschiedener Wasser nacheinander, über die Fortsetzung der Kur während der weiblichen Periode, über die Nachkuren, über das unpassende Erstürmenwollen des Erfolgs, da doch das Wesen der Badkuren gerade in der langsamen und allmähligen Einwirkung liegt, und über Ähnliches spricht sich der Vf. mit dem gewohnten Scharfsinn aus. Dieser ganze Artikel über Brunnen- und Bad-

Digitized by Google

kuren im Allgemeinen, die jedoch in besonderer Beziehung auf die kräftig und stark wirkenden Taunusbäder abgefafst ist, enthält, wie die ganze Schrift, in Wenigem Vieles, und wenn mancher Leser in einzelnen Dingen von der Ansicht des Vfs. abweichen sollte, so möchte diese Abweichung mehr durch specielle Fälle oder Verhältnisse hervorgerufen werden, als den Satz im Allgemeinen treffen. Überall läfst sich zugleich des Verfs. Vertrautheit mit allem Bessern über den Gegenstand Geschriebenen erkennen, so wenig es des Verfs. Sitte ist, mit Gelehrsamkeit zu prunken.

S. 45 beginnt die zweite Hauptabtheilung: über die Mineralquellen des Herzogthums Nassau. Hier findet sich eine Disposition der beiden Gebirgszüge Taunus und Westerwald und ihrer Thäler, in denen sich die zahlreichen Nassauischen Mineralquellen finden. Man erhält dadurch eine Übersicht über die Vertheilung dieser Quellen nach ihrer Lage und ihrem Gehalt, und lernt den Quellenreichthum dieses Ländchens bewundern, das auf ungefähr 82,7 □Meilen 124 Mineralquellen fast jeder Art, salinische, alkalische, erdige, Stahlwasser, Säuerlinge, Salzquellen, Schwefelquellen, kalte Wasser und Thermen besitzt, und nur etwa der indifferenten Thermen und der stark abführenden Mineralwasser ermangelt, deren erstere Würtemberg, die Schweiz und Tyrol, von letzteren besonders Böhmen mehrere besitzt. Es zeigt sich dabei der merkwürdige Umstand, dafs die geognostische Beschaffenheit der nächsten Umgebungen dieser Quellen ohne alle Beziehung zu ihrem Gehalt und ihrer Beschaffenheit zu stehen scheint, indem sehr unähnliche Quellen aus der gleichen Gebirgsformation und sehr ähnliche aus ganz verschiedenen hervortreten. Es ist jedoch dabei zu bemerken, dafs Stifft selbst erklärt hat, es würde nicht schwer halten, dennoch jene Beziehung überall nachzuweisen, dafs auch eine gewisse Abgrenzung der heifsen und kalten Quellen sich zeigt, indem erstere nur in den tiefsten Thälern und, ausser Ems, nur am südlichen Abhang sich finden; dafs endlich jene scheinbare Ungleichförmigkeit gewifs einer durch vulkanische Revolutionen hervorgebrachten schnellen Abwechselung der verschiedenen Formationen zum Theil zuzuschreiben ist, wie auch vulkanische Gebirgsarten ringsum sich finden und fast sämmtliche Quellen dem entsprechend etwas kohlensaures Natron enthalten. Der Vf. zählt nach Stifft 6 Züge von Mineralwassern im Nassauischen auf, welche Züge in ihrem Gehalt zusammenstimmen und aus welchen man daher etwa auf eine damit übereinstimmende

Digitized by Google

Beschaffenheit der tiefern Gebirgslagen in 6 ähnlichen Zügen oder Strichen schliefsen könnte. Es finden sich dabei noch manche interessante Erscheinungen, die zum Theil, aber nicht alle, in den gewöhnlichen Gesetzen der Physik leicht ihre Erklärung finden, z. B. dafs die heifsen Quellen durchgängig wasserreicher und reicher an fixen, aber ärmer an flüchtigen Bestandtheilen sind als die kalten, dafs sich in der Nähe der heifsen fast immer auch ähnliche, nur an Bestandtheilen und Wasser ärmere, kalte finden, (abgekühlt und verdünnt durch wilde Quellen), u. s. w.

Es folgen nun die Analysen mehrerer Nassauischer Mineralquellen, aus denen hervorgeht, dafs in diesem Ländchen sich noch mehrere sehr kräftige Quellen finden, die fast gar nicht benützt werden, z. B. die Dinkholder, Marienfelser, Werkenbacher etc. Unter den Analysen zeichnen sich die von Kastner dadurch aus, dafs sie immer auch die Durchsichtigkeit, Erkaltungsdauer, specifische Wärme, elektrische Spannung und Leitung, die Farbe, den Geruch und Geschmack des Wassers angeben, wobei es sich zeigt, dafs, wie zu erwarten war, die Erkaltungsdauer immer dem Salzgehalt des Wassers entspricht, während die Durchsichtigkeit sich von Gehalt an organischen oder andern fixen oder flüchtigen Stoffen unabhängig hält und, Wiesbaden ausgenommen, mit der fixen Wärme und elektrischen Spannung parallel gehend sich gezeigt hat. Es ist zwar bekannt, dafs die Physiker Erscheinungen der Wärme und Elektricität, welche von denen gleicher Salzauflösungen abweichen, nicht annehmen, und dafs sowohl die Theorie als sorgfältige Beobachtungen nicht für solche Erscheinungen sprechen; doch wird man es für ein Verdienst Kastners ansehen müssen, diese Versuche angestellt zu haben. S. 54 heifst die Überschrift der zweiten Rubrik durch einen Druckfehler statt kohlensaures Natron »Kohlensäure«, und S. 88 wird die Erkaltungsdauer der Quelle Nr. 3 statt 1,300 heifsen müssen 1,360.

Ems, das Bad, worüber der Vf. das Meiste sagt und wo er am längsten sich aufgehalten zu haben scheint, wird nach ihm besonders in den Rheingegenden als analog mit Karlsbad angesehen; es hat jedoch, obschon in vielen Dingen gleich, die grofse Verschiedenheit, dafs es nicht die abführenden Salze jenes Bades enthält, dafür aber für Brustübel geeigneter ist. Will man Heidler hören, der gerade auf die abführenden Salze ein so grofses Gewicht legt, so würden manche Schriftsteller das Parallelisiren dieser beiden Wasser um Bedeutendes zu weit getrieben haben. Wohl mit Recht bemerkt der Verf., dafs man für Brustkranke,

Digitized by Google

besonders bei erethischem Zustand oder subinflammatorischer Complication statt der häufig angewandten Kesselbrunnen mehr das kühlere Krähnchen gebrauchen sollte, da eine reichliche Menge Mineralwasser von so hoher Temperatur, wie der Kesselbrunnen, nothwendiger Weise die Wallung des Blutes vermehren mufs. Man könnte etwa, da das Krähnchen sehr sparsam fliefst, vorschlagen, das Wasser des Kesselbrunnen vorher etwas abkühlen zu lassen; dafs aber dabei ein beträchtlicher Verlust an Kohlensäure statt finden und dadurch das Wasser einen Theil seines Werthes verlieren würde, ist einleuchtend. Gewifs richtig ist die Bemerkung, dafs man unmittelbar nach den ersten Bädern den Kranken beobachten und danach die Badkur festsetzen sollte. Sehr gerne, und besonders statt der Pillen und Latwergen, empfiehlt der Vf. Klystiere von Mineralwasser. Er spricht sich übrigens sehr günstig über die Wirkung von Ems aus, und nimmt an, dafs für gewisse Übel, z. B. die von Stockungen im Unterleibe und erhöhter Venosität, keine andere Quelle ihm gleich komme; es kann aber nicht, wie Viele behaupten, die See- und Soolenbäder in den Scropheln ersetzen. Den so sehr häufigen und beliebten Gebrauch der s. g. Bubenquellen, einer aufsteigenden Douche für weibliche Unfruchtbarkeit, rühmt der Vf. nicht so sehr, als vielleicht manche Andere. Er sieht darin in manchen Fällen mehr eine onanitische Aufregung und Reizung, als ein Heilmittel, und belegt diese Bemerkung durch einige geeignete Data. In den Badeeinrichtungen von Ems hat der Vf. manche Mängel gerügt, die vielleicht seit dem Niederschreiben dieser Rügen zum Theil gehoben worden sind.

Schlangenbad, ähnlich dem würtembergischen Liebenzell, pafst besonders für hysterische und hypochondrische Leiden, da wo Arzneien nichts helfen und Homöopathie das beste Mittel ist. Auch hier sitzt man nach dem Vf. oft zu lange und in allzu grofsem Vertrauen auf die Unschuld des Wassers auch zu oft, bisweilen zweimal im Tag, im Bad. Besonders wirkt Schlangenbad auch günstig gegen schmerzhafte Affectionen bei der Menstruation, und als verjüngend, wenn es als Vorkur und darauf eine Badekur in Ems gebraucht wird. Diese Wirkung ist, wie der Vf. weiter oben bemerkt, besonders da zu erwarten, wo bei nicht zu bejahrten Personen durch Antreiben der stockenden Haut- und Nierenthätigkeit etwas Bedeutendes zu erwarten ist, jedoch auch bei den geschwächtesten Greisen. Es möchte indefs diese verjüngende Kraft nicht mit der von Gastein in Parallele zu setzen seyn, welche

Digitized by Google

auf andere Weise ihre Wirkung hervorzubringen scheint. Die kosmetische Kraft selbst des versendeten Wassers von Schlangenbad hört man nicht in derselben Weise rühmen, wie es in einigen andern Schriften, auch der neuern Zeit, geschieht; doch sah der Verfasser ausgezeichnete Wirkungen davon an Ort und Stelle.

Über Wiesbaden hat sich der Verf. verhältnifsmäfsig bedeutend kürzer gefafst. Er macht hier mehr, als es anderwärts geschieht, darauf aufmerksam, dafs die leiseste Aufregung im Gefäfs- und Nervensystem, jede Herz- und Lungenkrankheit, Vollblütigkeit und Disposition zu Blutflüssen es contraindiciren, aber besonders die atonische Gicht, ihre Complicationen und Folgekrankheiten, Scropheln, Chlorosis etc. sein wahres Feld seyen. Oft werden bei jüngeren Individuen bei eintretender Aufregung Aderlässe, Schröpfen oder Blutegel nothwendig.

Die Quellen von Schwalbach, reine Eisensäuerlinge von verschiedener, zum Theil sehr beträchtlicher Stärke, haben im Allgemeinen die Indication dieser Klasse. Wenn sie der Verf. auch für Blasenhämorrhoiden rühmt, so ist wohl anzunehmen, dafs hier atonische gemeint sind. Bei febris nervosa stupida und typhus ist wohl die Neigung der Kohlensäure, Congestionen zum Kopf zu machen, zu berücksichtigen. Die Einrichtung von Schwalbach und die Sorgfalt für Verschönerung der nächsten Umgebungen wird hier, wie es auch verdient, weit über die von Ems gehoben.

Man legt das Buch, welches das Interesse des Lesers fortwährend erhält, aus der Hand, indem man bedauert, aus der belehrenden Feder des Vfs. nicht noch weitere Mittheilungen zu erhalten, aber auch um so mehr erkennt, dafs er nur da schrieb, wo er selbst zu sehen und zu betrachten Gelegenheit hatte.

Rampold.

Digitized by Google

1. *Inscriptions Grecques et Latines, recueillies en Grèce par la Commission de Morée et expliquées par Ph. Le Bas, maître de conférence de Langue et de Littérature Grecques à l'école normale. Ier Cahier. Messenie et Arcadie. IIe Cahier. Laconie. IIIe Cahier. Argolide. Paris. Imprimerie de Firmin Didot frères & C. rue Jacob. nr. 56. 1837. 256 S. in 8.*

2. *Monuments d'antiquité figurée, recueillies en Grèce par la Commission de Morée et expliquées par Ph. Le Bas, maître de conférence etc. (wie oben) Ier Cahier. Bas-reliefs du temple de Phigalie. Paris. Imprimerie de Firmin Didot frères etc. 1835. 74 S. in 8. IIe Cahier. Argolide et Laconie. 1837. Von S. 75—255.*

1. Vorliegende drei Hefte beschäftigen sich zunächst mit den griechischen sowie auch einigen römischen Inschriften, welche durch die Mitglieder der gelehrten Commission, welche der zur Befreiung von Morea am Anfang des Jahres 1829 abgesendeten französischen Expedition zugesellt war, auf ihren Zügen und Reisen durch diese Halbinsel möglichst genau an Ort und Stelle copirt, hier grofsentheils zum ersten Mal im Druck bekannt gemacht werden. Doch hat sich Herr Lebas keineswegs darauf beschränkt, blos den Text dieser Inschriften in möglichst getreuen Abdrücken nach den ihm zugekommenen Copien uns vorzulegen, sondern er hat dieselben auch aufs genaueste zu erklären und zu ergänzen unternommen, wobei zugleich jede einzelne Abweichung in der Lesart, da nämlich, wo von einer und derselben Inschrift verschiedene und von einander abweichende Copien vorlagen, sorgfältig bemerkt ist: ein Verfahren, das namentlich bei mehreren der sogenannt Fourmontschen Inschriften, von denen einige, wie wir bald sehen werden, auch in diesen Heften erscheinen, zu sehr wichtigen Resultaten geführt hat. Diese in unserer Anzeige bemerklich zu machen, indem wir den neu gewonnenen Schatz nach seinen einzelnen Bestandtheilen näher durchgehen und das Bedeutendere unter Vergleichung mit dem bereits bekannt gewordenen Inschriftenschatze hervorheben, wird um so mehr unsere Aufgabe seyn, als dann auch am besten der literarische Gewinn, der aus diesen Inschriften für die griechische Alterthumskunde überhaupt hervorgeht, am besten überschaut werden kann. Die durchaus philologisch-gründliche Behandlungsweise, die in dem beigegebenen Commentar neben der rühmlichsten Sorgfalt und Genauigkeit überall hervortritt, und den mit Sachkenntnifs bei so vielen lückenhaft oder entstellt auf uns gekommenen Inschriften unternommenen Ergänzungen einen besonderen Grad von Sicherheit giebt, wird darum auch bei uns die

Digitized by Google

gerechte Anerkennung finden, zumal da der Vf. in einer Weise, wie wir sie selten bei seinen Landsleuten antreffen, mit der gesammten, gelehrten Literatur der deutschen Philologie völlig vertraut ist, und auch von dieser Seite seinem Werke einen würdigen Platz neben dem Corpus Inscriptionum, zu dem wir es wohl als ein würdiges Supplement betrachten dürfen, gesichert hat. Einzelne Beziehungen zu diesem Corpus, sowie zu dem fasc. I. der inzwischen erschienenen Inscriptiones ineditae von Roſs werden sich noch weiter in unserer Anzeige ergeben.

Die Gesammtzahl der in allen drei Heften mitgetheilten und erklärten Inschriften, bald von gröſserer, bald von geringerer Ausdehnung, bald vollständig erhalten, bald mehr oder minder verstümmelt, beträgt in Allem sieben und siebzig. Doch sind dies nicht lauter Inedita, da eine namhafte Anzahl derselben, namentlich solche, die schon von Fourmont oder von Andern, wie z. B. Dodwell, copirt worden waren, schon in dem Corpus Inscriptionum sich finden, darunter manche mit unwesentlichen oder doch nicht sehr bedeutenden Veränderungen, manche aber auch in sehr veränderter und zum Theil sogar weit vollständigerer Gestalt, worauf wir weiter unten noch zurückkommen werden. Einige wenige der minder bedeutenderen und umfangreichen Inschriften erscheinen auch, und zwar nach andern, in einigen Punkten abweichenden Copien, in dem eben genannten Werke von Roſs. Daſs alle die Verschiedenheiten, die sich in solchen Fällen in dem Texte der Inschriften ergeben, von dem Vf. genau angeführt sind, wird nach dem, was wir eben im Allgemeinen über die Behandlungsweise bemerkt haben, kaum noch zu erwähnen nöthig seyn; es ist dies in der That mit der möglichsten Sorgfalt geschehen, die auf einem so schwierigen und unsichern Felde, wie das der Inschriftenkunde, nur doppelt dankbar anzuerkennen ist, und so auch zu allgemeineren, wichtigeren Entdeckungen geführt hat. Das erste Heft bringt, da die Eintheilung nach den einzelnen Landschaften des Peloponnes gemacht ist, sechs Inschriften aus dem alten Messenien; nr. 7—21 sind aus verschiedenen Orten Arcadiens. Nr. 1 ist ein Bruchstück einer sehr langen Inschrift, zu Tage gefördert bei den Nachgrabungen in dem Stadium von Messene. Nur die drei letzten Linien waren in einem lesbaren Zustande; sie enthalten nach der Lesung des Vfs. die Worte: Σαβῖνος ἀπὸ Εὐδαμείας, Τρόφιμος ἀπὸ Ἐπαφροδίτου. Die Richtigkeit dieser Lesung könnte nur in Einem Punkte beanstandet werden, insofern nämlich vor den Buch-

Digitized by Google

staben —*φροδίτου*, welche die dritte Linie bilden, am Ende der vorhergehenden durch den Copisten mittelst einiger Punkte eine Lücke angedeutet worden, die jedoch bei näherer Betrachtung kaum zu existiren scheint. Dafs die Inschrift auf Spiele sich bezieht, wie auch der Fundort zu verrathen scheint, dafs sie ferner der römischen Epoche angehört, sind Annahmen des Vfs., die schwerlich Zweifel erregen können. Schwerer nachzuweisen ist allerdings der Gebrauch des *ἀπὸ* in dieser Stelle, welches der Vf. mit Letronne in dem Sinne des einfachen Genitivs, der mit Auslassung von *διὸς* in solchen Fällen üblich ist, anzunehmen geneigt ist, so dafs wir also hier den Schlufs einer Inschrift besitzen, in welchem wahrscheinlich die beiden Namen derer genannt sind, die das Denkmal aus irgend einer Veranlassung errichten liefsen, Sabinus, der Sohn der Eudamia (also seiner Mutter: was auch auf andern Inschriften vorkommt) und Trophimus, der Sohn des Epaphroditus. Sonst könnte man auch vielleicht *ἀπὸ* hier in einem etwas ausgedehnteren Sinne nehmen: einer von den Nachkommen der Eudamia, des Epaphroditus; welcher Gebrauch zumal bei Schriftstellern der späteren Zeit, aus der Kaiserperiode, wie z. B. bei Plutarch, allerdings mehrfach vorkommt, wo wir nicht selten *ἀπὸ* auf eine Weise gebraucht finden, wo ältere Schriftsteller wohl mit dem einfachen Genitiv sich begnügt hätten. Was die vorliegende Stelle betrifft, so erinnert Ref. an Stellen, wie Plutarch Anton. 54 fin.: *αὕτη γὰρ ἦν σκευὴ τῶν ἀπ' Ἀλεξάνδρου βασιλέων*. Oder Arat. 1 init.: *καί φησι τοὺς ἀφ' αὑτῶν οὐδενὸς ἀξίους ὄντας τ. τ. λ.*; oder Apophthegmm. Laconn. p. 226. A. *τὸ ἀφ' Ἡρακλέους εἶναι* und ähnliche Fälle, die wir hier nicht weiter aufhäufen wollen. Hierher kann selbst die mehrfach vorkommende Redensart *οἱ ἀπὸ γένους* (Plut. Publ. 23 fin. vgl. Rom. 21.) und Ähnliches bezogen werden.

Nr. 2 ist ebenfalls fragmentarisch, die allein noch vorhandenen Buchstaben APIΩN—XA ergänzt Hr. Lebas also: *Ἀρίων Χα. .... ἀνέθηκεν*: *Arion, fils de Cha..... a élevé* (ce temple). So natürlich es allerdings ist, hier an den berühmten Sänger Arion zu denken, so fehlen doch hinwiederum alle näheren Belege und Gründe, um dies zu rechtfertigen oder nur einigermafsen wahrscheinlich zu machen. Eine andere Ergänzung, die allerdings sehr nahe liegt, und auch keineswegs vom Vf. übersehen worden ist, wäre *Ἀρίων χαῖρε*: eine Ergänzung, die Ref. vorziehen würde, wenn es erwiesen wäre, dafs der Stein, auf dem die

Digitized by Google

Inschrift sich findet, ein Grabstein gewesen; was aber eben geleugnet wird.

Nr. 3 findet sich bereits bei Dodwell und in Stakelbergs Werk über den Apollotempel zu Bassä, daher auch im Corpus Inscriptt. nr. 1460. Der Vf. gibt: Κόϊντος Πλώτιος Εὐφημίων ἐπεσκεύασεν und übersetzt: *Quintus Plotius Euphémion a restauré;* wobei er insbesondere die Bedeutung des ἐπισκεύασεν zu erweisen bemüht ist. Ref. fügt nur ein einziges, aber recht schlagendes Beispiel aus Plutarch bei: Themist. 1 fin. τὸ γὰρ Φλυῆσι τελεστήριον, ὅπερ ἦν Ανκομιδῶν κοινὸν, ἐμπρησθὲν ὑπὸ τῶν βαρβάρων αὐτὸς ἐπεσκεύασε καὶ γραφαῖς ἐπεκόσμησεν. Ebenso Rom. 20 fin. Γαΐου δὲ Καίσαρος — τὰς ἀναβάσεις ἐπισκευάζοντος καὶ τῶν τεχνιτῶν περιαρυττόντων κ τ. λ., anderer Stellen bei Thucydides (vgl. VII, 38 und daselbst Duker) und anderen Autoren zu geschweigen. So wäre dann *Quintus Plotius Euphemion* Name des Magistrats oder des Privatmanns, der die Wiederherstellung des Gebäudes, an welchem die Inschrift sich befand, angeordnet und ausgeführt. An den Architekten oder Künstler zu denken, wie uns Herr Lebas gleichfalls erinnert, halten wir minder passend; selbst der Sinn des ἐπεσκεύασε, wie ihn auch die beiden Stellen Plutarchs nachweisen, scheint dawider zu streiten.

Nr. 4 steht nach Walpole ebenfalls schon im Corpus Inscriptt. nr. 1297; die Copie des Herrn Lenormant, welcher Hr. Lebas folgt, bietet nur zwei nicht bedeutende Varianten dar; darin aber weicht Herr Lebas von dem gelehrten Herausgeber des Corpus Inscriptt. ab, dafs er bei dem in der Inschrift erwähnten Jahr 157 nicht wie Dieser an die achäische Ära denkt (welche also das Jahr 764 — 765 u. c. oder 12 — 13 p. Chr. für das Datum der Inschrift ergeben würde), sondern an die von dem Sieg bei Actium ausgehende Ära, welche dann das Jahr 127 p. Chr. ergiebt; für welches spätere Datum auch noch einige andere Umstände geltend gemacht werden; s. S. 16 ff.

Nr. 5 ebenfalls im Corp. Inscriptt. nr. 1496, nach der Form der Buchstaben wohl in das zweite Jahrhundert nach Chr. gehörig. Jedoch schlägt hier der Vf. eine andere Lesung des darin vorkommenden Zeichens $\overset{\Theta}{\bar{M}}$ vor, welche sehr ansprechend ist und darum auch dem gerechten Beifall eines Letronne, Hase und Raoul Rochette nicht entgehen konnte. Statt nämlich mit Böckh zu lesen: Εὐμόλπη χαῖρε — Ἀτειμήτου (τοῦ für jenes Zeichen) Ἀτειμήτου — Σωζομένης, und die beiden Genitive Ἀτειμήτου

und Σωζομένης für die Namen der in dieses Grab, an welchem die Inschrift sich findet, mit beigesetzten zu halten, liest er: Εὐμόλπη χαῖρε, Ἀτειμήτου θύγατερ, μῆτερ δὲ Ἀτειμήτου Σωζομένης d. i. *Adieu, Eumolpé, fille d'Atimetus et mère d'Atimétus* [epoux] *de Sozoméné;* für welche Auffassungsweise einige ähnliche Beispiele angeführt werden.

Nr. 6, ebenfalls im Corpus Inscriptt. nr. 1318; die hier mitgetheilte Copie des Herrn Lenormant bietet nur unbedeutende Abweichungen davon dar. Hr. Lebas stimmt dem gelehrten Herausgeber des Corpus völlig in dem bei, was er über die Zeit und über die Abfassung der Inschrift bemerkt, und giebt noch einige weitere dankenswerthe Nachträge. Den hier erwähnten Gebrauch des Wortes εἰσηγεῖσθαι *faire une proposition dans une assemblée déliberante* möchten Stellen, wie Isocrat. Panegyr. cap. XLV oder §. 170 und daselbst Benseler p. 324. Plutarch. Themist. 20 p. in. Public. 16 fin. Pericl. 13. 37 init. Alcib. 20 init. Lysand. 15 in. Compar. Lys. c. Syll. 3 in. hinreichend begründen. Aber über das in dieser Inschrift, so wie in zwei andern des Corpus Inscr. vorkommende Amt eines Helladarchen weifs Ref. auch nichts beizubringen, als die nicht unwahrscheinliche Vermuthung des Herrn Lebas, dafs hier Präsidenten oder Vorsteher öffentlicher Spiele, wahrscheinlich von einer besondern Art, zu verstehen seyen.

II. Arkadien. Die aus dieser Landschaft mitgetheilten Inschriften (nr. 7—21) beziehen sich zunächst auf drei Orte: Phigalia, Megalopolis (nr. 8—12), wo überhaupt bedeutende Nachforschungen und Nachgrabungen durch die französischen Gelehrten angestellt wurden, und auf Tegea. Nr. 7 ist ein zu Phigalia entdecktes, aber leider sehr verstümmeltes Bruchstück, das der Vf. auf folgende Weise ergänzt: Δαμασίας Μαραθώνιος τοῖς δαμιοργοῖς θεοῖς δῶρον. Nicht ganz sicher ist freilich die Ergänzung Μαραθώνιος, da sich in der Inschrift nur noch die Buchstaben PATONI vorfinden, und die Worte τοῖς und θεοῖς daselbst ganz fehlen, so dafs uns die andere Erklärung, δαμιοργοῖς als Bezeichnung der Magistrate zu nehmen, die unter diesem Namen allerdings vorkommen (vgl. Hermann Griech. Staatsalterth. §. 186 not. 12 nebst den auch von Hrn. Lebas S. 37 not. 17. 18. gegebenen Nachweisungen), einfacher erscheint, wie denn ein am Schlufs vom Vf. mitgetheilter Vorschlag, zu lesen: Δαμασίᾳ καὶ Στράτωνι δαμιοργοῖς δῶρον vielleicht eher die Stimmen für sich gewinnen dürfte.

Digitized by Google

Nr. 8, bereits im Corpus Inscriptt. nr. 1539, hier nach einer genaueren Copie des Herrn Blouet, die freilich auch wieder in Etwas von den Copien der Herrn Lenormant und Virlet, die dem Herausgeber gleichfalls zukamen, abweicht. Zum Glück hat die Grabschrift sonst weiter keine grofse Bedeutung, wie auch die nächste nr. 9. Aber nr. 10, das sich im Corpus Inscr. nr. 1537 findet, erscheint hier in einer wesentlich davon verschiedenen Gestalt, nach den beiden dem Herausgeber mitgetheilten Copien von Gournay und Lenormant; auch ist sie nicht an einer Brücke des Alpheus, wie im Corpus steht, sondern an der Thüre einer Kapelle von Sinano, welches Dorf bekanntlich an der Stelle des alten Megalopolis liegt, gefunden worden. Der Vf. hat dieser merkwürdigen Inschrift (sie gehört unter die Classe der bilingues) besondere Aufmerksamkeit gewidmet und sie daher mit ausführlicheren, erklärenden Bemerkungen begleitet. Dasselbe könnten wir auch von den drei nächsten unter nr. 10 (soll wohl 11 heifsen) S. 61 ff. mitgetheilten Bruchstücken einer jetzt an einer Hütte zu Sinano eingemauerten Inschrift versichern, deren Verstümmelung hier zu einer umfassenden Ergänzung Veranlassung giebt, die der Vf. in den beigefügten Erklärungen im Einzelnen näher zu begründen versucht hat. Es wäre dann darin die Rede von einer einem Agoranomen zu Ehren in Megapolis aufgerichteten Statue. Nr. 12. 13. 14. sind aus Piali, dem alten Tegea; die beiden ersten stehen auch im Corpus Inscr. nr. 1528 und 1527 nach Pouqueville, so wie bei Rofs; nr. 15 ist eine Grabschrift an einer Kirchenmauer auf der Route von Tripolitza; nr. 16, ebenfalls aus Tripolitza, zu dessen Aufbau die in der Nähe befindlichen Ruinen von Tegea benutzt wurden, ist leider zu sehr verstümmelt, um eine einigermafsen sichere und nicht ganz willkührliche Ergänzung möglich zu machen. Rofs giebt die Inschrift, die wahrscheinlich das Decret irgend einer Ehrenbezeugung enthielt und nach Tegea gehörte, etwas vollständiger als die Copie von Lenormant, weshalb beide Copien hier mitgetheilt sind. Nr. 17 steht vollständiger im Corpus Inscr. nr. 1516 nach einer Copie von Cartwright und Pouqueville; sie hat also seitdem wesentlichen Schaden gelitten. Wenig bedeutend sind die folgenden Inschriften nr. 18—21, von denen die erste und die letzte ebenfalls im Corpus Inscr. nr. 1530 und 1521 nach andern Copien, die einige hier genau bemerkte Varianten darbieten, abgedruckt ist.

III. Laconien. In allem zwei und dreifsig Nummern (nr. 24—53), wovon die ersten vier und zwanzig nebst der letzten

Digitized by Google

Nummer allein auf Sparta fallen, vier auf Amyclä, zwei auf die Maina und eine auf die Ebene von Astros. Von jenen vier und zwanzig gehören aber zwei Nummern nicht dem Alterthum an, dreizehn andere sind schon edirt, so dafs nur neun, oder wenn man die Nummer 53 (die zu spät dem Vf. zukam, um jenen andern gleich beigefügt zu werden) hinzunimmt, in Allem zehn zum erstenmal im Druck erscheinen. Aber auch die dreizehn schon edirten haben zu merkwürdigen Entdeckungen in einer viel besprochenen Streitsache Veranlassung gegeben. Der Verf. hat diese vier und zwanzig Inschriften nach drei Classen abgetheilt, so dafs die erste die schon edirten Inschriften enthält, d. h. Inschriften von Fourmont copirt und nach der in der königlichen Bibliothek zu Paris niedergelegten Copie von Böckh in dem Corpus Inscriptt. bekannt gemacht; die zweite alle nach Fourmont bekannt gewordenen Inschriften; die dritte endlich diejenigen, die bis jetzt unbekannt und unedirt geblieben waren; übrigens erscheinen hier alle Inschriften der drei Classen nach den an Ort und Stelle selbst von verschiedenen Mitgliedern der gelehrten Commission möglichst genau genommenen Copien. Eben dieser Umstand führte in Bezug auf die Inschriften der eben bezeichneten ersten Classe zu einer eigenen Entdeckung, da bekanntermafsen Fourmont sich rühmte, die von ihm copirten Inschriften an manchen Orten zerschlagen, verstümmelt und vergraben zu haben: eine Behauptung, durch welche, wie man anzunehmen geneigt war, Fourmont nur die Entdeckung des Betrugs und der Verfälschung, die er sich frech genug erlaubt, auf eine nicht minder freche Weise habe verhüten und sein eigenes Benehmen habe beschönigen wollen. Mehrere Kritiker sind bekanntlich in eigenen Schriften theils gegen Fourmont aufgetreten; unter den Letztern nimmt gewifs der Herausgeber des Corp. Inscriptt. die bedeutendste Stelle ein, wenn er in Fourmont einen Betrüger und Verfälscher, also in den von ihm mitgebrachten Inschriften keine ächten und wahren Denkmale des Alterthums zu erkennen glaubt. Von den durch Fourmont in Sparta gesammelten zwei- oder dreihundert Inschriften sind in das Corpus Inscr. selbst wenigstens an zweihundert aufgenommen; von diesen wurden durch die französischen Gelehrten wirklich nur eilf aufgefunden, von welchen diejenigen, die zu Fourmont's Zeit noch unversehrt waren, sichtbarlich merkliche Veränderungen erlitten haben, mit Ausnahme einer einzigen; diejenigen, die aber damals schon verstümmelt waren, sind es jetzt noch weit mehr, und zwar in einer

Digitized by Google

Weise, die nach der ausdrücklichen Versicherung des Vfs. weder der Zeit noch den Eingebornen aufgebürdet werden kann, so dafs also Fourmont's Äusserung leider nur zu wahr erscheinen mufs. Herr Rofs, der später zu gleichem Zwecke dieselben Untersuchungen anstellte, konnte ebenfalls zu keinem andern Resultate gelangen. So hätte sich dann allerdings Fourmont eine furchtbare Barbarei erlaubt, wenn von etwa dreihundert Inschriften, die er noch vorgefunden, kaum ein Dutzend, und selbst dieses ziemlich verstümmelt, der allgemeinen durch ihn verübten Zerstörung entgangen wäre! Oder sollen wir alle andern Inschriften, deren Existenz sich nicht mehr auf diese Weise constatiren läfst, für verfälscht oder unächt erklären? Dies möchte doch auch hinwiederum schwer im Ganzen zu erweisen seyn, selbst wenn es bei einzelnen Inschriften nicht so unmöglich seyn sollte.

Durchgehen wir nun die einzelnen Inschriften dieser ersten Classe, so bietet nr. 22 (im Corpus Inscr. nr. 1352), die einzige noch einigermafsen unversehrt gebliebene, in der von den französischen Gelehrten genommenen Copie keine bedeutenden Abweichungen von der Fourmont'schen dar; es sind diese Varianten hier sowohl, wie auch bei allen nachfolgenden Inschriften dieser Classe genau bemerkt und es knüpfen sich daran weitere ergänzende und erklärende Bemerkungen des Herausgebers, der auf diese Weise allerdings sehr schätzbare Nachträge und Ergänzungen zu Böckhs Commentar geliefert hat. Schon weit vollständiger erscheint nach der Fourmont'schen Copie im Corpus Inscr. Nr. 1357 die unter nr. 23 hier mitgetheilte und mit einigen Bemerkungen begleitete Inschrift; Nr. 24 aber scheint nur der Anfang der im Corp. Inscr. nr. 1369 befindlichen Fourmont'schen Inschrift zu seyn, so dafs also hier die zerstörende Hand des französischen Vandalen uns nur wenige Buchstaben von der nicht ganz unbedeutenden Inschrift übrig gelassen hat. Auch nr. 25 findet sich nach der Fourmont'schen Copie im Corpus Inscr. nr. 1381 weit vollständiger; eben so nr. 26 im Corp. nr. 1398, wo Böckh eine Restauration des Ganzen versucht hat, der auch Hr. Lebas grofsentheils beitritt. Nr. 27 giebt nur einige Worte aus der Fourmont'schen im Corp. Inscr. nr. 1340 stehenden Inschrift; Nr. 28 enthält einen Theil der Fourmont'schen Nr. 1361 im Corpus Inscr.; nr. 30 giebt nur wenige Buchstaben, welche mit der Inschrift unter nr. 14 bei Rofs, die aber weit vollständiger ist, gleich lauten, und wie auch Rofs bemerkt, zu derselben Inschrift gehören, welche in weit gröfserer Ausdehnung und Vollständig-

Digitized by Google

keit im Corpus nr. 1363 erscheint; nr. 31 giebt nur zehn Zeilen der gröfseren Fourmont'schen Inschrift im Corpus Inscr. nr. 1240, welche drei Colonnen von 37, 38 und 30 Zeilen enthält; ein allerdings recht auffallendes Beispiel einer von Fourmont wirklich ausgeübten Zerstörung. Der hier nach Herrn Quinet's Copie gegebene Abdruck bietet einige Varianten dar, bestätigt aber auch eine von Böckh vorgenommene Verbesserung. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei der jetzt nur noch aus zwei Zeilen bestehenden Inschrift nr. 32, welche zu der gröfseren Inschrift nr. 1245 im Corpus gehören.

Unter der zweiten Classe ist die erste Inschrift (nr. 33) keine andere als die von Böckh nach Dodwell im Corpus Inscr. nr. 1471 mitgetheilte, aber mit einigen wesentlichen Varianten; der Verf. hat auch hier eine Ergänzung versucht, so schwierig sie übrigens war. Nr. 34 findet sich auch bei Rofs nr. 25, aber nicht so vollständig als hier; leider ist die Inschrift zu verstümmelt, um einen einigermafsen sichern Versuch der Ergänzung zu wagen. In der dritten Classe unedirter Inschriften enthält die erste (nr. 35), bei Mistra auf einem Säulenrest von Hrn. Lenormant copirt, ein Verzeichnifs von Siegern in den Isthmischen Spielen, merkwürdig auch dadurch, als nur ein einziges Denkmal der Art unter den Inschriften Laconiens bisher bekannt war, nämlich nr. 1265 im Corpus Inscr., dessen Herausgeber lieber darin ein Verzeichnifs von Magistraten oder Senatoren finden wollte und Osann's Behauptung, der die Inschrift auf Sieger in den Spielen bezog, widersprach. Die hier mitgetheilte und ziemlich vollständig erhaltene Inschrift (nur einige kleine Lücken sind hier durch ziemlich sichere Ergänzungen vom Herausgeber ausgefüllt), bestätigt indessen die Ansicht von Osann. Nr. 36 ist nur Fragment, in der Agora des alten Sparta aufgefunden und copirt, leider aber sehr verstümmelt, so dafs die vom Vf. versuchte und auch in den nachfolgenden Bemerkungen so weit als möglich begründete Ergänzung von ihm selbst nur als probabel bezeichnet wird. Hiernach würde die Inschrift unter die Regierung des Kaisers Claudius fallen und auf eine einem Oberpriester von Seiten der Stadt zu Theil gewordene Ehrenbezeugung sich beziehen. Nr. 37, bei dem jetzigen Mistra von Herrn Trezel copirt, ist leider ebenfalls verstümmelt, veranlafst aber durch seinen Inhalt zu ausführlicheren Erörterungen. Nach der Ergänzung des Vfs. würde die Inschrift folgendermafsen lauten (die Ergänzungen setzen wir in eckige Klammern: [ὑπὲρ τ]ῆς ὁμονοίας [τῶν Σωτήρων]

καὶ τοῦ Ἐλευθερί[ου Διὸς καὶ τοῦ Ὀ]λυμπίου Κλαύδιος [.....ὁ] ἀγαθὸς, Ἀθηνᾶν [ὑπὲρ τῶν Συν]ναδέων ἀποίκων [καὶ τῶν] Θυ[μβρ]άρ[ων]. Die Worte ὑπὲρ τῆς ὁμονοίας sucht der Vf. durch die ähnliche in Inschriften vorkommende Formel ὑπὲρ τῆς σωτηρίας, durch das gleichfalls vorkommende ὁμονοίᾳ, so wie selbst durch das auf römischen Inschriften in ähnlicher Weise vorkommende *Concordiae*, endlich noch durch Corpus Inscriptt. nr. 2454 zu begründen; die Worte τοῦ Ἐλευθερίου Διὸς bezieht er aber auf Antonin den Frommen, und baut darauf mit seine Annahme, dafs die Inschrift bald nach Hadrian's Tode, als eben Antonin die Regierung übernommen, gesetzt worden sey. Claudius scheint dann der Name des Magistrats zu seyn (daher auch das auf Inschriften von Sparta öfters den Magistraten gegebene Beiwort ὁ ἀγαθός), welcher der Athene eine Statue oder irgend ein anderes Denkmal gestiftet und zwar im Namen zweier Colonien, deren Namen aber in der Inschrift nicht vollständig mehr erhalten sind. Den Namen der einen deutet der Vf. nach den noch sichtbaren Buchstaben ΝΑΔΕΟΝ auf die phrygische Stadt Synnada (wovon ὁ Συνναδεύς), an deren Gründung auch dorische Griechen (daher auch auf Münzen der Stadt genannt) Antheil genommen. Schwieriger aber ist die Deutung des andern Worts, das in der Inschrift verstümmelt lautet: ΘΥΝΝΑΡΟ; der Vf. denkt an eine ebenfalls in Kleinasien gelegene Stadt, die wie Synnada ebenfalls auf die Ehre, für eine Colonie von Lacedämon zu gelten, Anspruch machte; er verwirft aber Athymbra, das zwar seinen Ursprung auf Lacedämonische Auswanderer zurückführt, indefs in Carien, allzu entfernt von Synnada liegt, und daher hier minder passend scheint; er zieht es daher vor, an die ebenfalls in Phrygien gelegene Stadt Thymbrara, deren Einwohner bei Xenophon Θύμβραροι heifsen, zu denken, und diese Stadt als die von dem Lacedämonier Athymbradas nach Strabon's Erzählung gegründete Stadt zu betrachten. Freilich müfste dann in der Inschrift selbst eine Änderung vorgenommen oder die vorhandene Schreibung auf Fehler des Copisten gesetzt werden. Indessen verhehlen wir uns nicht, dafs die Sache immer ungewifs bleibt und Alles sich hier auf eine blofse Muthmafsung beschränkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 24. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lebas: Inscriptions Grecques et Latines en Grèce.

(Fortsetzung.)

Die nächsten bei Mistra entdeckten und copirten Inschriften nr. 38. 39. 40. sind nicht bedeutend, desgleichen nr. 41 aus der Gegend von Palaeochorio, d. i. des alten Sparta; auch die beiden nr. 42 aus der Mauer eines Hauses in Mistra copirten Bruchstücke einer ursprünglichen Grabesschrift besitzen so wenig wie nr. 43, ebenfalls aus Mistra, eine besondere Wichtigkeit. Die beiden letzten Inschriften sind aus neuerer Zeit, die eine nr. 45 aus dem Jahre 1802; die andere nr. 44 nach dem darauf befindlichen Datum, je nachdem man liest, entweder aus dem Jahre 808 oder 854; wie denn auch einzelne Schriftzüge auf das Byzantinische Zeitalter schliefsen lassen. Diese aus fünf Hexametern bestehende Inschrift befindet sich an einer Fontaine zu Mistra und bezieht sich auch ihrem Inhalte nach auf dieselbe, würde also wohl soviel beweisen, dafs das jetzige Mistra schon im neunten Jahrhundert existirte und damals noch (wenigstens bei der griechischen Bevölkerung) den Namen Λακεδαίμων, den diese Inschrift enthält, führte; vielleicht dafs nebenbei die slavische Benennung Mistra schon bestand, und nur in Inschriften oder andern öffentlichen Documenten die alte griechische Benennung beibehalten wurde. Bei der jetzt so sehr und so lebhaft besprochenen Frage über die Besetzung des alten Griechenlands durch die Slaven (vgl. auch diese Jahrbücher 1836. S. 465 ff.) wollten wir nicht verfehlen auf diesen Umstand aufmerksam zu machen.

Nr. 46 aus Amyclä, erscheint im Corp. Inscr. unter nr. 1445, aber auch wieder vollständiger bei Fourmont als in der nachher vom Graf Aberdeen und später durch Herrn Lenormant genommenen Copie; nr. 47 aus der muthmafslichen Acropolis von Amyclä, enthält nur zwei Worte und selbst diese verstümmelt; nr. 48 (so mufs es wohl S. 160 statt 3 heifsen), von Böckh nach der Fourmont'schen Copie im Corp. Inscr. nr. 1474 gegeben, ebenfalls aus den Ruinen von Amyclä, erscheint diesmal hier nach einer sorgfältig genommenen Copie etwas vollständiger, indefs noch immer nicht so genügend, um daraus einen befriedigenden

Digitized by Google

Sinn ermitteln zu können; obwohl der Vf. auch hier nicht ohne Glück eine Ergänzung versucht hat. Nr. 49 ist eine römische Inschrift an der Fontaine des Dorfes Lebetsava in der Nähe des alten Daphne, ursprünglich aus vier Zeilen, von denen aber nur noch die beiden ersten lesbar sind: *Diis Castori et Polluci Sacrum Domus Augusti Dispensator* — Nun folgt nr. 50, ein nicht wohl zu vervollständigendes Bruchstück, wahrscheinlich einer Grabschrift an einem Felsen in der Maina; dasselbe gilt von nr. 51; als ein christliches Epitaphium erscheint nr. 52 an der Kirchenmauer des Klosters Lucu in der Ebene von Astros, vom Herausgeber mit Erläuterungen über ähnliche Inschriften, griechische wie römische, begleitet. Nicht bedeutend ist nr. 52 aus Kalovunia.

IV. Argolis. Nr. 54 bis 77 incl. Von diesen fallen auf Argos eilf (nr. 54—65), welche sich in derselben dreifachen Weise wie die Spartanischen classificiren lassen. Von den sieben und dreifsig durch Fourmont in Argos copirten Inschriften, wie sie nun auch in das Corpus Inscr. übergegangen sind, haben die französischen Gelehrten nur fünf wieder entdeckt; Pouqueville hat sieben davon bekannt gemacht, von denen zwei ebenfalls durch die genannten Gelehrten aufgefunden worden sind, so dafs also nur zehn von jenen sieben und dreifsig sich wirklich nachweisen lassen und der oben erwähnten Zerstörung entgangen wären: obwohl es hinwiederum höchst auffallend ist, dafs diese zehn Inschriften durchaus nicht, wie die Spartanischen, verstümmelt, sondern noch eben so wohl erhalten wie zu Fourmonts Zeit sind, eine derselben sogar hier jetzt um fünfzehn Zeilen vollständiger erscheint. Sollte hier wirklich Fourmont mit mehr Schonung verfahren seyn, oder sollte er absichtlich diese zehn Inschriften unversehrt gelassen, die übrigen sieben und zwanzig aber absichtlich ganz zerstört oder bei Seite geschafft oder sie wirklich selbst fabricirt haben? Es sind dies allerdings nicht leicht zu beantwortende Fragen, für welche die eigenen Äusserungen Fourmonts keine befriedigende Lösung darbieten, indem hier wenigstens Fourmont weder durchaus als ein blofser Falsarius, noch als ein absichtlicher Zerstörer von Denkmalen des Alterthums erscheint, so dafs, was ihm in beiderlei Beziehung vorgeworfen wird, immerhin manchen Beschränkungen unterliegen mag, so wahr es auch von manchen Seiten und in manchen einzelnen Fällen erscheinen mag. Es wird daher nach wie vor die Aufgabe der Kritik zunächst darauf gerichtet seyn müssen, auszumitteln, auf welche Inschriften unter der grofsen Anzahl der

Digitized by Google

aus Griechenland mitgebrachten, insbesondere aus inneren Gründen der Verdacht einer absichtlichen Verfälschung fallen muſs; die Äusserung Fourmonts aber von der absichtlichen Zerstörung der durch ihn copirten Inschriften an einigen Orten wird dann auch auf einige Orte beschränkt, und nicht auf alle Orte, wo er Inschriften copirte, ausgedehnt werden müssen.

Die erste dieser Inschriften nr. 54, an einer der Mauern der Kirche des h. Demetrius zu Argos befindlich, von welcher die Herren Trezel und Quinet Copieen nahmen, ist dieselbe, die nach Fourmont und Pouqueville von Böckh im Corpus Inscr. nr. 1126 gegeben wurde. Den dort von Böckh vorgeschlagenen Ergänzungen stimmt auch Hr. Lebas im Ganzen bei, nur am Schlusse, wo die aus den beiden genaueren Copien der erst genannten Gelehrten sich herausstellende neue Zeile zu einer andern Ergänzung am Schlusse Veranlassung giebt. Auch die Zahl der Hellanodiken auf zehn bleibt gesichert, und dürfte nicht wohl auf zwölf zu erhöhen seyn, wie der Herausgeber des Corpus hier vermuthete. Nr. 55 ist ebenfalls vollständiger nach den Copien von Fourmont und Pouqueville im Corp. Inscr. nr. 1129 gegeben; es muſs also wohl die Inschrift, die an der Mauer der Kirche des h. Nicolaus zu Argos sich befindet, seitdem gelitten haben, was auch eine Vergleichung dieser früheren Copien mit der jetzt genommenen leicht ersehen läſst. Statt Καῖκον (*Caecum*), wie Böckh vorschlägt, zog der Verf. Κάϊκον vor, nach Pouqueville's Copie möchte man eher Γάϊον vermuthen. Nr. 56 steht ebenfalls im Corpus Inscr. nr. 1141 nach Fourmont, aber mit wesentlichen Abweichungen von der hier mitgetheilten Copie; was zu weiteren Bemerkungen und zu einem Ergänzungsversuch der verstümmelten Inschrift geführt hat, welcher freilich von der durch Welcker im Rheinischen Museum II, 2 p. 304 vorgeschlagenen Ergänzung wesentlich verschieden ist. Wir theilen deshalb hier die vorgeschlagene Ergänzung selbst mit:

Θεστορίδην Γελῶον ταφίη σορὸς ἥδε κέκευθε
ἄτρομον Ἀργείων δυμὸν ἀφέντα πόλει.

Nr. 57, ein Leichenstein; auch nach Fourmont im Corp. Inscr. nr. 1151, dessen Herausgeber eine Ergänzung versucht, von der indeſs Hr. Lebas an einigen Punkten abweicht. Nr. 58 giebt die gröſsere, nach Villoison's Copie im Corp. Inscr. nr. 1122 mitgetheilte Inschrift, in einer genaueren, von Hrn. Trezel an Ort und Stelle auf das sorgfältigste gemachten Copie. Herr Lebas theilt die Abweichungen der beiden Copien mit, und fügt noch

Digitized by Google

einige Bemerkungen bei, um zu erweisen, dafs diese Inschrift älter ist, als die ähnliche im Corp. Inscr. nr. 1123 verwandten Inhalts, und dafs sie nicht wohl nach dem Zeitalter des Augustus zu setzen ist. — Nr. 59 steht mit einigen nicht bedeutenden Abweichungen bei Rofs nr. 54. Hermes erscheint darin mit dem Beinamen δίκαιος, der in den geschriebenen Denkmalen des Alterthums sonst nicht vorkommt, vom Verf. aber ganz richtig auf den Gott des Handels und der Märkte, der in dieser Beziehung ἐμπολαῖος und ἀγοραῖος heifst, bezogen wird; was dem Vf. zu weiteren lesenswerthen Erörterungen über diesen Punkt Veranlassung giebt, die man lieber in der Schrift selbst S. 194—201 nachlesen mag. — Nr. 60 ist dieselbe lateinische Inschrift, die schon Gruter pag. CCCLXXVII, 5 gab, und die auch neuerdings wieder Rofs nr. 50 lieferte, der jedoch darin irrte, dafs er sie für dieselbe Inschrift hielt, welche nach einer Fourmont'schen Copie im Corp. Inscr. nr. 1137 steht, und offenbar eine bilinguis ist, aus zwei lateinischen und zwei griechischen Zeilen bestehend, im Übrigen aber desselben Gegenstandes ist, und auf eine von der Corporation der zu Argos angesiedelten italischen Kaufleute zwei Römischen Feldherren oder Magistraten, die sich ihnen nützlich erwiesen, zugedachte Ehren- und Dankbezeugung sich bezieht. Beide Inschriften werden vom Verf. ergänzt und erläutert; die eine, über welche im Corpus Inscriptt. sich Nichts Näheres bemerkt findet, ergänzt er folgendermafsen: *Quintum Marcium Quinti filium Regem Italici qui Argis negotiantur*, und diesem entsprechend auch die griechischen Worte; er denkt dabei an den Volkstribunen *Q. Marcius Rex*, der in demselben Jahre, in welchem Flaminin die Unabhängigkeit der griechischen Staaten bei den isthmischen Spielen proclamirte, die Consuln genöthigt, den mit Philipp, dem König von Macedonien, abgeschlossenen Frieden zu ratificiren; wofür ihm die Kaufleute, deren Interessen durch den Krieg natürlich sehr gefährdet waren, ihre Dankbarkeit auf diese Weise ausgesprochen. So würde also diese Inschrift etwa um vier und fünfzig Jahre älter seyn, als die andere, ähnliche, die hier mitgetheilt wird: *Quinto Caecilio Caji filio Metello imperatori Italici quei Argeis negotiantur*; da der hier genannte Metellus wohl kein anderer seyn kann, als der mit dem Beinamen *Macedonicus* ausgezeichnete Consul 610 u. c. oder 144 a Chr. Unter *Italici* wären nach dem Verf. die italienischen Grofshändler oder Banquiers zu verstehen, die in Argos sefshaft waren. Ref. erinnert an zwei ähnliche Inschriften bei Gruter p. CCLVII, 12

Digitized by Google

und p. CCLVIII, 1, wo in einer Inschrift ähnlicher Art genannt werden *qui* Juliae Romuleae *negotiantur;* oder selbst an das *Corpus negotiantium Malacitanorum* ebendas. p. DCXLVII, 1. Die gröfsere Inschrift, die nach einer Copie des Hrn. Quinet unter nr. 61 mitgetheilt wird, giebt durch ihren merkwürdigen Inhalt, sowie auch anderer Umstände wegen, zu einer ausführlicheren Erörterung (S. 208—226) Veranlassung. Die vier ersten Zeilen dieser aus zwanzig, freilich zum Theil sehr verstümmelten Zeilen bestehenden Inschrift finden sich nach einer Fourmont'schen Copie im Corp. Inscr. nr. 1145, und zwar mit mehreren Abweichungen, durch welche die daselbst geäusserte Vermuthung über das spätere Datum der Inschrift, die nach Herrn Lebas jedenfalls vor die Zeit der Eroberung von Corinth fällt, entkräftet wird, so sehr auch die jetzt hinzugekommenen Theile die übrigen Vermuthungen über den Inhalt der früher nur nach den Anfangsworten bekannten Inschrift bestätigen. Es enthält nämlich die Inschrift, deren vollständige Ergänzung Hr. Lebas mit vielem Glück versucht hat, ein Verzeichnifs der Strafgelder, welche den Städten Cleonä, Alea, Stymphalis und der arkadischen Conföderation (τὸ κοινὸν τῶν Ἀρκάδων) und zwar in verschiedenen Summen von tausend, vierzehnhundert, ja bei Cleonä sogar von dreitausend dreifsig goldenen Stateren, im Ganzen von 18030 Stateren (d. i. nach der Berechnung S. 221 die Summe von **345,635** Franc's und 10 Cent. *) auferlegt werden, und wo neben den Namen der einzelnen Städte, denen diese Strafen zuerkannt werden, auch die Namen einzelner Personen, wahrscheinlich der ersten Magistrate oder Beamten dieser Städte, genannt werden. Dafs die Inschrift nach Inhalt und Form einer früheren Zeit angehört, und selbst in das zweite oder dritte Jahrhundert v. Chr. fallen mag, wird man dem Verf. (vgl. S. 216. 217) nicht leicht bestreiten können. Aber man fragt billig, was ist der Grund der hier angeordneten Geldstrafen, und mit welchem Recht ist überhaupt diesen Städten eine solche Strafe, zunächst von Argos, zuerkannt worden? Glücklicherweise bietet uns hier der Vater der Geschichte Aufschlufs in einer Stelle, die eben so hinwiederum durch diese Inschrift ein neues Licht gewinnt. Herodotus

*) Hier ist nämlich der Stater zu 19 Fr. 17 Cent. gerechnet. Nach Wurm würde, den Stater zu zwanzig Drachmen gerechnet (De pondd. nummorr. ratt. p. 58 sq. 210) eine etwas geringere Summe (18 Fr. 54 Cent. — 17 Fr. 41 Cent.) herauskommen.

Digitized by Google

nämlich erzählt (VI, 92), wie um 490 a. Chr. Argos den Äginеten und Sicyoniern, dafür dafs ihre von Kleomenes in Beschlag genommenen Schiffe mit den Lacedämoniern eine Landung im argivischen Gebiet versucht hatten, eine Geldstrafe von tausend Talenten (fünfhundert für jedes Volk) auferlegte, von der sich jedoch die Sicyoner mit einer Zahlung von hundert Talenten loszumachen wufsten. Hier handelt Argos offenbar als Haupt einer politischen Verbindung mehrerer peloponnesischen Staaten, einer Amphiktyonie, die sich, nach dieser Inschrift zu schliefsen, auch über arkadische Städte erstreckte; es waren daher auch jedenfalls wohl politische Vergehungen, um deren willen von Argos, als dem Bundeshaupte, oder von der in Argos versammelten, aus den Abgeordneten der verschiedenen zum Bunde gehörigen Staaten bestehenden Versammlung, diese Strafen über die einzelnen Staaten, die sich am Bunde vergangen hatten, ausgesprochen wurden. Allerdings mufsten es bedeutende Vergehungen gewesen seyn, die so bedeutende Geldstrafen herbeigeführt hatten; auch mufste die Macht von Argos, wie die des Bundes, an dessen Spitze es stand, noch ziemlich bedeutend seyn, um solche Strafen aussprechen zu können, die sonst fruchtlos gewesen wären. Dies Alles läfst wohl auf ein bedeutendes Ereignifs schliefsen, das solche Strafen hervorrief. Aber leider verläfst uns hier ganz die geschichtliche Überlieferung, die uns darüber sowohl wie überhaupt über die näheren Verhältnisse, Einrichtungen und Bestimmungen dieser argivischen Amphiktyonie so fast ganz im Dunkeln gelassen hat. Hr. Lebas konnte daher nur Vermuthungen wagen; er legt diese vor, aber auch ohne sie für mehr als für das, was sie sind, auszugeben. Da nämlich die Inschrift jedenfalls zwischen 371 — 146 a. Chr. fällt, so kann man entweder an die bald nach 363 a. Chr. folgende Zeit denken, wo die früher mit Argos durch die natürliche Gleichheit der Interessen gegen Sparta in Verbindung stehenden Arkadier sich trennten und an Sparta anschlossen, bis sie in der Schlacht bei Mantinea die bekannte Niederlage erlitten, welche diese Verbindung zwar auflöste, aber auch Argos Veranlassung gab, die Abgefallenen zur Strafe zu ziehen und dieses harte Strafurtheil im Namen der argivischen Amphiktyonie über sie auszusprechen. Oder man denke an eine spätere Periode um 227 a. Chr., wo Argos, von seinen Tyrannen befreit, mit den Achäern sich verband und die seit 272 a. Chr. verlorne Wichtigkeit und Bedeutung im Peloponnes wieder erlangte, und nun an den andern Staaten sich zu rächen wufste. Es dürfte schwer seyn,

hier einen entscheidenden Ausspruch zu wagen, da wir überhaupt von den inneren Verhältnissen des Peloponnes, und der Geschichte der einzelnen Landschaften und Städte desselben, so wenig unterrichtet sind; doch, wenn wir unter beiden Vermuthungen wählen sollen, würden wir uns immerhin für die erste aussprechen.

Nr. 62 ist zu verstümmelt, um eine einigermafsen sichere Ergänzung zu wagen; merkwürdig ist, dafs hier, wie sich ziemlich sicher herausstellt, eine Tribus von Argos, die φυλὴ der Pamphylen genannt wird; nr. 63, gleich der vorhergehenden aus Argos, und wie diese, bisher nicht bekannt, bezieht sich auf die Erbauung eines Gymnasiums und eines Bades; sie gehört, wie mehrere ähnliche im Corp. Inscr., in die römische Zeit. Endlich nr. 64 zu Argos, eine christliche Inschrift aus dem Jahre 1669. Auf Trözene ward nr. 65 gefunden, schon von Chandler und Böckh im Corp. Inscriptt. nr. 1183 bekannt gemacht; was ebendaselbst nr. 1162 nach Dodwell erscheint, ist hier unter nr. 66 aufgeführt, eine Inschrift aus Nauplia; nr. 67 erscheint aus der Fourmont'schen Copie im Corp. Inscr. nr. 1166 wieder weit vollständiger; wir können mit dem Verf. diese Inschrift jedenfalls zwischen 375 — 378 p. Chr. setzen. — Nr. 68 ist neu, aus dem Jahre 1702.

Den Beschluss machen neun Inschriften aus Epidaurus (nr. 69—77 incl.), von welchen inzwischen zwei schon bekannt waren, nämlich nr. 69 durch Chandler und Böckh (Corp. Inscriptt. nr. 1180), hier aber mit einer Zeile, die das Wort Ὑγείᾳ enthält, vermehrt, so dafs wir offenbar einen Votivstein vor uns haben, der Göttin Hygiea geweiht zum Dank für die Wiederherstellung der Gesundheit; ferner nr. 70, ebenfalls schon durch Chandler bekannt, sowie durch Böckh im Corp. Inscr. nr. 1169. Von den übrigen sieben unedirten sind nr. 71 und 72 ähnliche Votivsteine auf den Cultus des Äsculapius in Epidaurus bezüglich; nr. 73 ist die Inschrift eines in Folge eines Traums den θεοῖς ἐπιδώταις (wie Herr Lebas nach Pausanias II, 27, 2 ergänzt) errichteten Altars. Nr. 74, nur zum Theil, was sehr zu bedauern, noch erhalten, giebt den Anfang einer Verordnung des Kaisers Claudius um 47 p. Chr., also ein Jahr nachher, als dem Senat die bisher mit den kaiserlichen Provinzen vereinigte Provinz Achaia wieder zurückgegeben war. Die Vermuthung des Vfs., dafs das Decret sich auf die Wiederherstellung des alten Tempels des Apollo auf dem Berge Cynortium bezogen, scheint nicht unwahrscheinlich. Die drei übrigen Inschriften sind mit

Digitized by

bedeutend; zwei derselben beziehen sich auf Ehren- und Dankbezeugungen der Stadt Epidaurus gegen solche, die sich um sie verdient gemacht hatten.

Die unter Nr. 2 oben aufgeführte Schrift desselben Verfassers, bereits, wenn wir nicht sehr irren, auch in dem die Expedition en Morée begleitenden Texte abgedruckt, ward durch dieselbe Veranlassung hervorgerufen, der wir auch die eben besprochene Mittheilung und Erklärung der Inschriften verdanken, indem nämlich die französischen Gelehrten dem berühmten Tempel des Apollo zu Bassä eine neue, genaue Untersuchung widmeten, die zugleich Manches in den über diesen Gegenstand bereits bekannt gewordenen Schriften ergänzte und vervollständigte. Eine solche Untersuchung ist dann freilich unzertrennlich von den herrlichen Sculpturen, welche diesen aus der besten Zeit der griechischen Kunst stammenden Tempel einst schmückten, und nun eine Zierde des brittischen Museums in London geworden sind, nachdem inzwischen Hr. v. Stackelberg in seinem in jeder Beziehung ausgezeichneten Werke über diesen Tempel diese Meisterwerke griechischer Kunst näher erläutert und eine zusammenhängende Restauration derselben versucht hat, deren Werth auch unser Vf., an Stackelberg sich anschliefsend, gern anerkennt. Wie dieser setzt er die Erbauung des Tempels in die Zeiten des peloponnesischen Kriegs um 430 a Chr. oder Olymp. LXXXVII, 3, nach Pausanias VIII, 41. ohne O. Müllers Einwürfe, nach welchen der Tempel vor diesem Kriege erbaut worden, und zwar unmittelbar nach dem Bau des Parthenon zu Athen zwischen Ol. LXXXV, 3 und LXXXVII, 3. für gegründet zu achten. Er hätte für seine Ansicht auch Creuzer anführen können (s. Schulzeitung 2te Abth. 1832. nr. 1. p. 6 ff.), gegen welchen zwar O. Müller seine Behauptung weiter zu vertheidigen versucht hat (ebendas. nr. 39), ohne jedoch uns so wenig wie Andere von der Richtigkeit seiner Gegengründe sowie seiner eigenen Behauptung zu überzeugen, die auch der vom Verf. angeführte Lenormant im Tresor de numismatique et de glyptique bestritten hat. Darauf folgt eine kurze Nachricht von der Lage des Tempels und den im Jahr 1812 daselbst veranstalteten Arbeiten, in Folge deren bekanntlich die Marmorfriese abgenommen und später um neunzehntausend Pfund Sterling nach England verkauft wurden. Die Erklärung der auf diesen marmornen Platten befindlichen Sculpturen ist es nun, welche nach Stackelbergs Vorgang, der wie bemerkt zuerst eine

vollkommene Restauration versuchte, den Verf. beschäftigt; und er hat dies in einer Weise gethan, auf die wir jeden Freund mythologischer und archäologischer Forschung aufmerksam machen wollen, ebensowohl hinsichtlich der klaren Auffassungs- und Darstellungsweise des Gegenstandes als wegen dessen gelehrter und gründlicher Behandlung, der auch nicht leicht Etwas aus der älteren wie aus der neueren Literatur entgangen ist. Es ist bekanntlich ein doppelter Gegenstand auf diesen Sculpturen ausgeführt: der Kampf der Amazonen mit Theseus und dessen Sieg auf zwölf Tafeln; eilf andere stellen die Niederlage der Centauren durch Theseus dar; sie waren auf der rechten Seite, vom Eingang aus genommen, während jene auf der linken sich befanden; beides waren bekanntermafsen Gegenstände des attischen Mythus und der attischen Heldenzeit, die daher auch auf attischen Tempeln dargestellt sowie durch attische Künstler, die, wie es scheint, diese Gegenstände gerade in dem Zeitalter des Phidias (vgl. p. 20) mit besonderer Vorliebe erfafst hatten, selbst ausser Attika verbreitet worden. Die darüber hier reichlich mitgetheilten Belege lassen keinen Zweifel; hatte ja doch selbst die Poesie diesen Gegenstand ergriffen und diese Kämpfe und Heldenthaten eines Theseus, der Amazonen, der Centauren u. s. w. in zahlreichen Gedichten, wie sie in den Kreis des epischen Cyclus fallen, besungen, obwohl von Allem diesem kaum mehr als die Titel auf uns gekommen ist. Der Vrf. hat über Alles dieses die befriedigendsten Nachweise und Belege gegeben, so dafs es dann kein Befremden erregen kann, auf den Sculpturen eines von attischen Künstlern aufgeführten Tempels diese Gegenstände dargestellt zu sehen. Nach diesen allgemeinen Erörterungen geht er S. 22 ff. zu der Erklärung der einzelnen Bildwerke und der darauf dargestellten Personen und Scenen über, und dies in einer Vollständigkeit und Genauigkeit, welche uns in diesen Erörterungen einen wichtigen Beitrag zu der Kenntnifs des gesammten Amazonenmythus, wie er in Griechenland aufgefafst und von der Kunst dargestellt wurde, erkennen läfst.

Auf gleiche Weise und in gleichem Umfang hat der Vf. den Centaurenmythus in der Erklärung der darauf bezüglichen Bildwerke S. 44 ff. behandelt. Wir können hier natürlich in das Einzelne der Erklärung nicht eingehen, und bemerken nur noch, dafs diesen Erklärungen von S. 56 an weitere Bemerkungen über die verschiedene Kleidung, Bewaffnung u. dgl., kurz über das, was wir das Costüm nennen, sich anschliefsen, indem Alles hier-

her gehörige, mit Beziehung auf die phigalischen Sculpturen und unter steter Benützung der Stellen der Alten wie der neueren dahin einschlägigen Literatur, eben so befriedigend erörtert wird; was wir besonders auf das anwenden möchten, was hier über die Art und Weise, wie die griechische Kunst die Amazonen darstellte, überhaupt bemerkt wird. Den Beschluſs machen S. 69 ff. Bemerkungen über einige andere zu Bassä aufgefundene Sculpturreste. In der S. 61 in der Note behandelten Stelle Plutarchs Vit. Thes. 8. können wir aber dem Verf. nicht beistimmen, da wir aus sprachlichen Gründen vom Gegentheil überzeugt sind.

Das am Schluſs dieser Anzeige uns zugekommene zweite Heft setzt diese archäologisch-mythologischen Forschungen in der Erklärung der einzelnen durch die Commission von Morea aufgefundenen und abgezeichneten Bildwerke in einer gleichen Weise fort, knüpft aber daran auch zugleich andere allgemeinere Untersuchungen, die bei der gründlichen und gelehrten Behandlungsweise des Vfs., seiner ausgebreiteten Belesenheit und Kunde, die sich zugleich nie in die Gebiete phantastischer Träumereien verirrt, die Aufmerksamkeit der Archäologen um so mehr auf sich ziehen müssen, als in der Zusammenstellung, wie sie der Vf. hier uns bietet, nicht wenige, bisher zwar bekannte, aber falsch aufgefaſste und irrig erklärte Bildwerke des Alterthums der verschiedensten Art nun ihre wahre und richtige Deutung erhalten. Daſs der Verf. auch hier sich völlig vertraut zeigt mit Allem, was die Wissenschaft Deutschlands zu Tage gefördert, wird kaum noch einer besondern Erwähnung bedürfen; er erkennt gern die Verdienste Anderer an, auch da wo er ihren Ansichten und Behauptungen entgegentreten zu müssen glaubt. Als Beleg, wie der Verf. über Andere urtheilt, wollen wir nur das gelegentlich bei Erwähnung der Kabiren S. 76 Not. ausgesprochene Urtheil über Lobeck's Aglaophamus, als einer der merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Mythologie in neuerer Zeit, anführen: »Dans ce dernier livre (T. II. p. 1202—1271) le savant editeur de Phrynicus a discuté avec une critique rigoureuse et un esprit plein de finesse, les différents passages rélatifs à ces divinités mysterieuses et cherché à prouver qu'il reste trop peu d'éléments pour construire avec certitude un système mythologique. Mais peut-être, dans cette *discussion comme dans tout le reste de son ouvrage, se tient-il trop strictement sur le terrain grec, dédaignant à tort les notions que peuvent fournir les monuments de l'art et les croyances religieuses de peuples voisins de la*

Grèce. " Ohne ein sorgfältiges Studium der Archäologie und eine genaue Betrachtung der Denkmale der alten Kunst, die namentlich in der früheren Periode vorzugsweise einen symbolisch-mythologischen Charakter haben, werden alle Untersuchungen über die Religionen der alten Welt, zunächst Griechenlands und Italiens, lückenhaft und mangelhaft bleiben.

Betrachten wir nun den Inhalt näher, so sind es zunächst einige bei Argos aufgefundene Basreliefs, mit deren Erklärung der Verf. sich beschäftigt, und die ihm zu den bemerkten gröfseren mythologisch-archäologischen Untersuchungen, die eigentlich den gröfsten Theil des Heftes füllen, Veranlassung geben. Auf den hier, wie bei dem ersten Hefte, beigefügten Kupfertafeln sind diese Bildwerke in einfach treuer Weise dargestellt; was wir um so mehr hervorheben zu müssen glauben, als ein solches Verfahren nicht überall jetzt sichtbar ist und wir bei dem Verf. selbst S. 109 unter Anderm Folgendes lesen, was uns wahrhaftig sehr vorsichtig machen mufs: »Il est de certaines époques où l'oeil des artistes ne voit plus la nature telle qu'elle est, et où leur main devient inhabile à le réproduire. Les artistes du moyen âge voyaient evidemment faux et encore aujourd'hui j'en ai déjà fait la remarque, la plupart des artistes anglais ne prêtent-ils pas aux têtes et aux formes grecques un type tout à fait britannique?«

Die beiden ersten Figuren (Pl. 60 fig. I und fig. VII) sind zu sehr verstümmelt, um darauf eine einigermafsen sichere Deutung begründen zu können; minder ist dies der Fall bei Pl. 61 fig. I, ein Denkmal, das wir in seiner würdigen und einfachen Fassung mit dem Vf. gern in die ältere, classische Periode der griechischen Kunst, und nicht in eine spätere Zeit verlegen. Es ist eine weibliche Figur, eine Art von Heroine in altdorischem Gewand, wie sie mit der einen Hand einen Kranz flicht, den ein daneben stehendes nacktes Kind ihr zu nehmen sucht. Dafs der Gegenstand nicht ein gewöhnlicher ist, dafs die Figur eine Göttin oder Heroine ist, wird wohl anzunehmen seyn, und so wird auch die weitere Deutung des Vfs. nicht so auffallend oder bedenklich erscheinen, wenn er die als Dichterin, als heldenmüthige Vertheidigerin der Stadt gegen die Spartaner gefeierte Telesilla hier zu erkennen glaubt und in diesem Sinne auch eine Ergänzung der beigesetzten, leider sehr verstümmelten Inschrift versucht. Der Widerspruch gegen O. Müller, der die ganze Geschichte der Telesilla mythisch nennt, scheint nicht unbegründet, und die Art und Weise, wie das allerdings auffallende Schweigen

des Herodotus über die Telesilla VI, 82 ff. zu erklären versucht wird, nicht unwahrscheinlich, zumal wenn man die ganze Tendenz des Herodoteischen Werkes und den Einfluſs dieser überall vorherrschenden Tendenz auf die einzelnen Theile des Ganzen und deren Behandlung in Erwägung zieht.

Wir übergehen die andere auf derselben Tafel abgebildete Figur, in der der Verf. muthmaſslich eine Muse zu erkennen glaubt, und wenden uns zu der gröſseren Darstellung Pl. 62 (gefunden in dem Dorfe Merbaka bei Argos), die der Vf. mit vollem Recht als eine der merkwürdigsten von allen denen bezeichnet, die durch die gelehrte Commission überhaupt zu Tage gefördert worden sind. Die Reinheit der Zeichnung, die Bewegung der Figuren, die Einfachheit und die schöne Gleichmäſsigkeit der ganzen Composition läſst uns allerdings darin das Werk eines geschickten Künstlers aus der besten Periode von Griechenland erkennen. In der reichen Gruppe, die uns hier entgegentritt, erblicken wir zuvörderst eine auf einem Ruhebette halb aufgerichtete männliche Figur, deren ganzer Ausdruck Würde verräth; die obern Theile des Leibes sind entblöſst, die übrigen mit einem faltenreichen Gewande bedeckt; die beiden Arme sind leider an den Enden verstümmelt; doch läſst ihre Richtung vermuthen, daſs sie irgend Etwas in den Händen gehalten. Daneben erscheint eine weibliche Figur sitzend; die Füſse auf einem Fuſsschemel; die eine Seite der Brust frei von dem herabhängenden, die übrigen Theile des Körpers bedeckenden, faltenreichen Gewande; während an dem Ruhebette eine Schlange sich heraufwindet, offenbar nach den auf demselben liegenden Opferkuchen; und an der einen Seite ein Knabe aus einem groſsen daneben stehenden Mischkruge zu schöpfen scheint, um eine Libation darzubringen. Dem Ruhebette, vor dem ein viereckiger, kleiner Altar angebracht ist, wird in der untern Reihe, zunächst der weiblichen Figur, ein schöner dickwolliger Widder zugeführt von einem Knaben, hinter dem noch zwei andere, wie es scheint jüngere Geschwister, von denen der letzte bekleidet ist, stehen. Darüber in einer obern Reihe erscheinen hinter einander vier erwachsene Personen, zuerst ein Mann, kenntlich an seinem Bart und dem über die eine Schulter geschlagenen Tribonium, während die andere Schulter frei ist; dann hinter ihm die Frau, eine Tochter und zuletzt ein Sohn; über dieser Gruppe in dem oberen Winkel erblickt man den Kopf eines Thieres, das Hr. Trezel anfangs für einen Ochsen hielt, während sich bei näherer Untersuchung das Ganze als ein

Pferdskopf nachwies. In den beiden Hauptpersonen des Ruhebettes, welche schon durch ihre gröfsere Gestalt vor den andern hervortreten, erkennt der Vf., dessen Deutung, auch nach den andern von ihm beigebrachten Belegen, schwerlich einem Zweifel unterliegen kann, die beiden Heilgottheiten: Äsculap und Hygiea, und das Ganze erscheint demnach als die Darstellung einer heiligen Handlung, indem eine ganze Familie in allen ihren Gliedern sich den genannten Gottheiten naht, und zwar nicht, wie man etwa glauben könnte, um ein Dankopfer für die Genesung eines ihrer Angehörigen darzubringen, sondern um zu bitten für die Genesung eines ihrer Angehörigen, der schwer und dem Tode nahe darniederliegt. Zu dieser Deutung bestimmte den Vf. insbesondere der eben erwähnte, in der einen Ecke des Basreliefs angebrachte Pferdskopf, der auch auf manchen andern ähnlichen Darstellungen erscheint und hier freilich manche seltsame Deutung erfahren hat, bis man die Beziehung des Pferdes auf den Tod und die andere Welt in neueren Zeiten erkannte und nachwies. Es hat nämlich das Pferd die Bestimmung, den Abgeschiedenen in die andere Welt zu bringen und die Dauer der langen Reise dahin zu verkürzen: eine Ansicht, die der Verf. aus deutschen und nordischen Sagen selbst durch das christliche Mittelalter hindurch verfolgt, zumal da schon in der Apocalypse (VI, 8.), wo der Tod auf einem blassen Pferd reitet, dazu eine Veranlassung gegeben war, und die sich auch in zahlreichen Bildwerken des Alterthums, oft mit der Inschrift ἥρως (womit in der späteren Zeit der seelig Entschlafene überhaupt bezeichnet wird) zu erkennen giebt. Ob aber das Pferd überall, wo es in dieser Weise erscheint, dieselbe Bedeutung habe und so den Darstellungen, auf denen es sich findet, eine Beziehung auf den Tod und die bevorstehende Reise in die andere Welt verleihe, ist eine weitere Frage, die der Vf. in einer eben dadurch hervorgerufenen Untersuchung näher und im Einzelnen zu beantworten sucht. Er geht dabei von dem auch aus der Betrachtung und Vergleichung anderer ähnlichen Bildwerke gewonnenen Satze aus, dafs überall, wo ein Pferdskopf oder eine Pferdsbüste in einem Winkel der Fenster des Ganzen erscheine, damit das Zeichen des bevorstehenden Todes gegeben sey, wie wenn das Todtenrofs sich umsähe nach dem, den es zunächst in die Unterwelt zu tragen hofft, während die Umstehenden die bevorstehende Reise eines ihrer Angehörigen in jene Welt, also den bevorstehenden Tod, durch Bitten und Gelübde, durch Opfer und Spenden abzuwen-

Digitized by Google

den suchen. Diese Beziehung macht diese Darstellung zu einem Bildwerk von der Art, wie wir deren ja selbst in christlichen Kirchen, an Wallfahrtsorten und sonst antreffen. Im heidnischen Alterthum scheinen allerdings solche Darstellungen nicht selten gewesen zu seyn, wenigstens hat der Verf. in der Absicht, seine Behauptungen weiter zu begründen, nicht wenige Denkmale der Art hier aufgeführt, die nun freilich in dieser Zusammenstellung erst ihre wahre Bedeutung und ihren wahren Sinn, der mannichfach verkannt worden war, erhalten. Diese Untersuchung, welche alle dahin einschlägigen Denkmale umfafst und ihrem Inhalt oder ihrer Bestimmung nach in verschiedene Classen ordnet, füllt den gröfsten Theil dieses Heftes von S. 99—246. In die erste Classe: *Voeux ou actions de Grace* gehört unbezweifelt das oben beschriebene Monument, bei welchem der zum Opfer bestimmte Widder uns kaum auffallen wird, da auf ähnlichen Darstellungen, wie sie von S. 100 an aufgeführt und grofsentheils auch erklärt sind, auch Ziegen und Schweine erscheinen und jede Gattung von Thieren dem Heilgott dargebracht werden konnte. Wir können dem Vf. hier natürlich nicht in das ganze Detail seiner Forschungen folgen, durch welche, wie wir schon bemerkt haben, so manche bisher falsch aufgefafste Bildwerke, namentlich solche, die man theilweise für Festgelage oder Mahlzeiten irrigerweise hielt, ihre wahre Beziehung erhalten. Selbst ein in der Glyptothek zu München befindliches Basrelief (nr. 95 des gedruckten Katalogs von Schorn) wird nun in die Reihe dieser Denkmale zu setzen seyn. Einige ähnliche Bildwerke von ähnlicher Bestimmung, bei denen aber die Pferdsbüste vermifst wird, sind am Schlusse behandelt (S. 125—135). Die zweite Classe: *Adieux du mort à sa famille* begreift Darstellungen, wie sie besonders häufig auf Stelen und Grabesurnen bei Griechen und Römern wie bei Etruskern angetroffen werden. Meist sind es die beiden Gatten, oder ein Vater, eine Mutter mit Sohn oder Tochter, die sich einander das letzte Lebewohl sagen; beigesellt ist meistens das Pferd des Todes, auf welchem die letzte Reise demnächst angetreten werden soll; oft sind auch die Namen der Personen beigeschrieben. Der Vf. hat eine Reihe solcher Vorstellungen, die zum Theil ganz falsch aufgefafst worden waren, als Belege angeführt, darunter auch die schöne Vase von Marathon, die sich im königlichen Museum zu Paris befindet; hier ist neben der sitzenden Frau ein bärtiger Mann abgebildet, der mit der einen Hand ein dabei stehendes Rofs — das Todtenrofs — am Zügel

hält: so dafs also nicht die sitzende Gestalt diejenige ist, welche die Reise antreten soll, wie auch gegen mehrere neuere Archäologen aus einigen andern Beispielen bewiesen wird. Endlich werden noch mehrere etrurische Denkmale namhaft gemacht, welche in diese Classe gehören. In die dritte Classe: *Depart*, gehören diejenigen Darstellungen auf gemalten Vasen, wo der Todte nackt, auf einen Stock sich stützend und ein Pferd am Zügel haltend, in einer Todtenkapelle erscheint, oftmals umgeben von sechs Personen mit verschiedenen Attributen — wahrscheinlich Eingeweihte; was uns wohl auch in dem Gestorbenen einen solchen Eingeweihten erkennen läfst, der nun an den höheren Ort seiner Bestimmung sich begeben soll. An einzelnen Belegen hat es auch hier der Verf. nicht fehlen lassen. Die vierte Classe stellt die Reise in die andere Welt dar. Es werden hier einige sehr interessante Bildwerke aufgeführt und erklärt, darunter mehrere etrurische, welche die Aufmerksamkeit des Verfs. um so mehr in Anspruch nehmen, als die in Griechenland selbst bisher aufgefundenen derartigen Bildwerke weit einfacher gehalten sind, und meist nur den Todten selbst auf einem Pferde darstellen, bald ohne, bald mit einer kurzen Inschrift, die den Namen und das Vaterland angibt. In der fünften Classe, *Arrivée*, sind es zunächst sieben etrurische Denkmale, die der Vf. in einer von der bisher versuchten Erklärungsweise allerdings wesentlich verschiedenen erklärt und bei dieser Gelegenheit noch einige andere griechische Bildwerke behandelt. Die sechste Classe: *Sacrifice offert par la mort aux divinités infernales*, begreift zahlreiche Denkmale, die indefs manche Verschiedenheiten im Einzelnen von einander darbieten, weshalb auch der Vf. hier eine gröfsere Anzahl anzuführen hatte. Bei den meisten finden wir den Gestorbenen, wie er zu Pferd an einem Altar ankommt, von dem eine Flamme auflodert; nicht sehr fern ist ein Baum, meistens eine Cypresse, um welche sich eine Schlange windet. Manchmal ist nur der Altar, manchmal auch blos der Baum vorhanden, manchmal hat das Ganze einen astrologischen Charakter; auch findet sich öfters eine Inschrift beigefügt. In der siebenten Classe: *Le mort devant ses juges*, beginnt der Vrf. mit einem durch die französischen Gelehrten der Commission von Morea zuerst bekannt gemachten Relief, das auch mit einer Inschrift versehen war, von der aber jetzt nur noch einige Buchstaben, die in der ersten Linie auf ein Wort ἥρως schliefsen lassen, sichtbar sind. Die Darstellung ist einfach, und durch einen geschickten Künstler ausgeführt. Der Gestorbene

mit Tunica und Chlamys bekleidet, mit dem thessalischen Reisehut bedeckt, stellt sich, gefolgt vom Todtenroſs, der Hekate, der Königin im Reiche der Gestorbenen, vor, um von ihr sein Urtheil zu vernehmen. Die Göttin selbst sitzt auf einem Felsen, in jeder Hand eine Fackel haltend; zu ihren Füſsen liegt ein Hund, mit dem Gesicht ihr zugewendet. Damit verbindet der Verf. die Erklärung einiger andern bereits bekannten Denkmale, die wir aus Mangel an Raum hier übergehen müssen. Der achte Abschnitt: *Repas funèbre offert au héros par sa famille*, giebt einige merkwürdige Bildwerke; der neunte: *Monuments chretiens où le cheval figure comme symbole*, führt uns in einen andern Kreis der bildenden Kunst, dem freilich auch heidnische Ansichten und Bilder zu Grunde liegen, obwohl anderer Art, als die bisher angeführten. Denn wenn wir auf christlichen Gräbern das Roſs dargestellt sehen, so liegt hier eine andere Beziehung zu Grunde, indem wir hier zunächst an Wettrennen, an die Spiele des Circus denken müssen, die schon im Alterthum bildlich und allegorisch aufgefaſst, in gleicher Weise auch von den Christen zur Versinnlichung biblischer, evangelischer Lehren und Ansichten benutzt und darnach modificirt wurden. Wenn nach der heidnischen Ansicht den Spielen des Circus, dem Wettlauf u. s. w. eine höhere Beziehung auf den Lauf der Sonne und Anderes der Art zu Grunde lag, so erkannte der Christ darin eine sinnbildliche Darstellung des Laufes des menschlichen Lebens unter schweren und vielfachen Kämpfen und Mühen zu einem sichern und bestimmten Ziele ewiger Seligkeit. Das Leben des Christen war auch ein Kampf, und der, der einen solchen Kampf siegreich bestanden, war auch ein Sieger, eines gleichen, aber höheren Lohnes gewiſs, so gut wie der Sieger in den Wettkämpfen und Wettläufen des Circus.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 25. HEIDELBERGER 1838.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lebas: Monuments d'antiquité figurée en Grèce.

(Beschluſs.)

Ref. will nur an einige Hauptstellen des Neuen Testaments erinnern, in denen schon diese Ansicht in den einzelnen Ausdrücken wie im Ganzen aufs entschiedenste sich ausgeprägt findet: I. Corinth. IX. Vers 24—26 incl. oder II Timoth. IV, 7: τὸν ἀγῶνα τὸν καλὸν ἠγώνισμαι, τὸν δρόμον τετέλεκα, τὴν πίστιν τετήρηκα Hebr. XII, 1. Galat. II, 2. I Timoth. IV, 12. Diese und andere Stellen gaben Veranlassung zu manchen ähnlichen Ausdrücken und Bildern, die in diesem Sinne von den Kirchenvätern, den griechischen wie den römischen, oftmals angewendet werden, und so war es denn auch natürlich, daſs selbst die Kunst in solchen, ursprünglich heidnischen Darstellungen den glücklich vollbrachten und siegreich vom Christen vollendeten Lebenslauf darzustellen und gewissermaſsen zu versinnlichen bemüht war. Der Verf. hat einige recht bemerkenswerthe Darstellungen der Art, auf welchen auch das Pferd erscheint, mit einem Palmzweig auf dem Haupt geschmückt, aufgeführt, auf die wir unsere Leser verweisen wollen, da wir noch Einiges über die letzte Abtheilung, die zehnte: *Monuments funéraires paiens où le cheval n'est pas symbolique*, zu bemerken haben. Unter den in diese Classe fallenden Denkmalen unterscheidet der Vf. erstens solche, welche einzelnen für das Vaterland gestorbenen Kriegern zu Ehren in den griechischen Städten errichtet wurden; hier liegt es allerdings nahe, unter den Verstorbenen solche zu denken, die zu Roſs dienten und also zur Classe der ἱππεῖς, die in Athen wie anderwärts immer einer besonderen Auszeichnung genossen und eine Art von Adel bildeten, gehörten. Auch hier boten die angeführten Belege Gelegenheit zu einigen weiteren Erörterungen, auf die wir hier nur im Allgemeinen verweisen können. Die zweite Classe sind Leichen- oder Grabsteine der *Equites singulares*, eines zu Pferde dienenden Eliten- oder Gardecorps, das Augustus errichtet hatte; hier kann das dem gestorbenen Krieger beigegebene Roſs, ja selbst mehrere Rosse, oft auch durch einen Diener geführt, nicht befremden, so wenig

als auf anderen Grabmalen von Soldaten, die in andern Reiterabtheilungen des römischen Heeres gedient hatten: wovon der Verf. am Schlusse noch eine Reihe von Belegen angeführt hat, mit Verweisung auf Kellermann's, auch in diesen Jahrbb. (1837. S. 523 ff.) angezeigte, für die genauere Kenntnifs des römischen Kriegswesens, zunächst der einzelnen Classen, Officiere u. s. w. so wichtige Schrift, wie wir denn auch in diesem Theile der Untersuchungen des Verfs. die gleiche Belesenheit und Bekanntschaft mit Allem, was die ältere und neuere Literatur darbietet, nicht vermissen. In eine dritte Classe setzt er dann solche Denkmale, die zum Andenken an gewonnene Siege in den öffentlichen Spielen aufgerichtet wurden, und uns das Rofs oder das Rofsgespann zeigen, durch dessen Schnelligkeit der Sieg errungen worden war. Auch hier fehlen nirgends die nöthigen Belege, und es werden bei dieser Gelegenheit mehrere merkwürdige Bildwerke und Inschriften erläutert. Der Schluſs S. 247 — 255 enthält die Erklärung einiger anderer durch die französischen Gelehrten bei Argos entdeckten Bildwerke, welche auf den beigefügten Kupfertafeln (Pl. 42 fig. II. V. Pl. 43 Fig. I. II. III. Pl. 50 Fig. I. II. III.) abgebildet sind, und giebt noch einige Nachträge zu der früheren Untersuchung über die Amazonen, die den Ref. jedenfalls mehr befriedigt hat, als eine in diesem Jahre zu Stuttgart über diesen Gegenstand erschienene Monographie, mit deren Grundansicht sich der Ref. keineswegs einverstanden erklären kann, wie man schon aus dem ersehen wird, was er in Pauly's Realencyclopädie I, p. 394 ff. darüber gesagt hat, zunächst darauf bedacht, die Grundlage des ganzen Amazonenmythus und dessen weitere Entwickelung und Verbreitung nachzuweisen, als die einzelnen Verzweigungen und Darstellungen desselben in dem Gebiete der Kunst wie der Poesie zu verfolgen, was weder der Umfang noch die Tendenz jenes Werkes erlaubte.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE.

Die katholische Kirche in der preußischen Rheinprovinz und der Erzbischof Clemens August von Cöln. Ein Beitrag zur Cultur und Sittengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von einem Sammler historischer Urkunden. Frankfurt. Brönner. 1838. 150 *S.* 8vo.

Ref. ist seit langer Zeit überzeugt, dafs die Urtheile, die er von seinem einmal gewählten Standpunkte aus über die Ereignisse und Handlungen der Menschen fällt, weder den klugen Politikern, Diplomaten und Doctrinärs gefallen, noch auf die Gegenwart, auf die sehr verwickelten Fälle unseres civilisirten Zustandes und auf das wirkliche bürgerliche Leben, welches zwar der Klugheit und mitunter der Arglist, durchaus aber nicht der moralischen Weisheit zu bedürfen scheint, anwendbar seyn können. Er hat sich streng auf die Vergangenheit beschränkt, da er ganz gewifs ist, dafs er auf diese Weise nützen wird und genützt hat, weil er dabei unmöglich partheiisch seyn kann, wenn ihn dieser und jener auch einseitig nennt und gern nennen mag. Er enthält sich alles Gesprächs, alles Urtheils über Begebenheiten des Tags und zeigt nie Schriften an, die für oder wider eine Angelegenheit geschrieben sind, die in Zeitungen und Kaffeehäusern debattirt wird; wenn er eine Ausnahme mit dieser Schrift macht, so geschieht dies, weil ihn der ihm unbekannte Verf. darum ersucht hat. Obgleich Ref. einen recht angesehenen Beamten und sehr guten alten Freund als Verf. zu erkennen glaubt, wird er sich dennoch auf eine blofse und kurze Anzeige beschränken.

Die Schrift enthält nicht politische und religiöse Reden, Declamationen, Schmähungen und Galimathias, wie so viele andere ähnliche, sondern Thatsachen, statistische und historische aus den Quellen gezogene Angaben, urkundliche Belege. Dafs der Verf. kein Partheimann ist, spricht er schon in der Vorrede aus, deren Anfangsworte Ref. hersetzen will.

Der Verf. (so lauten diese Worte) begann als junger Mensch seine Beobachtungen mit einer Hinneigung zu constitutionellen Formen, die Erfahrung der Wirklichkeiten des Lebens in den verschiedenen Ständen haben seit Jahren ihn auf einen andern Gesichtspunkt gestellt. Er versteht jetzt, was Tacitus sagt. Der Verf. führt dann die lateinischen Worte an, deren Sinn ist, dafs eine aus Demokratie, Aristokratie, Monarchie weise gemischte Verfassung zwar vortrefflich, aber nicht ausführbar sey, und, wenn man sie auch einführe, nicht lange bestehen könne. (Ist das nicht mit reiner Religion und wahrer Tugend derselbe Fall, will ihnen darum der Verf. etwas Anderes, etwa Legalität und Kirchenthum im Leben unterschieben? Ein so

verständiger Mann, wie der Verf., wird in das ehle und gemeine Triumphgeschrei über Eisenbahnen und Gewerbe, die geschaffen werden, nicht entstehen, so wenig einstimmen als Ref., würde er sich darum aber widersetzen, wenn so etwas die Leute, wie sie sind, erfreut und beruhigt? Was wufste Tacitus oder die Alten von unsern constitutionellen monarchischen Verfassungen? Wo waren sie noch je wirklich bestehend? Auch Hegel, der Alles nächst Gott am besten wissen mufs, oder Göthe, das zweite Orakel der Zeit, wufsten ja sogar nichts davon.) Der Verf. fährt hernach folgendermafsen fort: Er glaubt darin (im Streben nach Constitution??) ein Hauptübel unserer Zeit erkannt zu haben. Diese Erkenntnifs ist für ihn, er will es nicht läugnen, die Quelle stets steigender Besorgnisse gewesen. Die rein monarchische Regierungsform, wie sie auf dem Christenthum gegründet gedacht werden mufs, kann allein das Leben, wie es sich unter den verschiedenartigen Einflüssen geistiger und materieller Bestrebungen der neuern Zeit gestaltet hat, in heilsame Schranken halten und Revolutionen der ärgsten Art verhüten.

Dafs dies nicht so übel gemeint ist, als es einem ex professo Liberalen scheinen könnte, geht aus dem Folgenden hervor, wo der Verf. die Grundsätze, die im Berliner politischen Wochenblatte gepredigt werden, eben so verderblich nennt, als die des rothen Buchs d. h. der Beiträge zur neuesten Kirchengeschichte. Noch deutlicher beweiset er dies durch das, was er S. V von der jetzt herrschenden Schreiberei in allen Aemtern und Stellen sagt.

Er meint, die Zeit leide besonders an dem Conflict verkrüppelter monarchischer Regierung mit fälschlich angeregten demokratischen und aristokratischen Anmafsungen; und fügt hinzu:

Unter solchen Umständen mufs man sich dann auch gefallen lassen, wenn ein ultramontaner Priester kein Bedenken trägt, den Staat den alten Adam zu nennen und ihn mit so schnöder Bezeichnung systematisch und demonstrirend der katholischen Kirche als dem neuen Adam zur Ehre Gottes zu unterwerfen. Wenn so etwas am Grünen geschehen kann, was würde da erst am Dürren geschehen. Wir gehen jetzt zur Anzeige der Schrift selbst über.

Der Verf. weiset zuerst durch Thatsachen nach, dafs eine bekannte Parthei verbundener Aristokraten und Pfaffen dasselbe System befolge, um die weise, milde, für Recht und Wissenschaften thätige preufsische Regierung dem blinden Pöbel aller Stände der Rheinlande verhafst zu machen, welches dieselben Leute gegen den wohlmeinenden König von Holland in Belgien befolgt hatten. Dann weiset er nach, auf welche Weise die alte pfälzische Regierung in jenen Gegenden mit ihren angestammten protestantischen Unterthanen verfuhr und in welchem Contrast der jetzt wieder erwachende Jesuitismus mit der Offenheit Preufsens steht Dann folgt:

1) Vom Zustande der katholischen Kirche in der Rheinprovinz während der französischen Herrschaft.

In diesem Abschnitt wird gründlich durch Documente und Geschichte, endlich auch durch Zahlen dargethan, wie wenig Recht die Katholiken in Rheinpreufsen, die doch mit den Franzosen ganz zufrieden waren, haben können, sich über Preufsen zu beschweren.

Im zweiten Abschnitt S. 26 — 65 setzt der Verfasser auseinander, was der König und das Ministerium in der preufsischen Zeit gethan haben, wie freundlich des Ersten Erklärungen und Handlungen, wie wohlmeinend, auch in Beziehung auf Bonn, des Zweiten Mafsregeln waren. Er weiset nach, welche Gelder hergegeben wurden und wie dagegen im Stillen die Aristokratie demagogisch manövrirte. Gelegentlich werden in einer Note S. 48 u. fg. zuerst die Convertiten, die sich jetzt überall sophistisch hören lassen und von den Kryptokatholiken der protestantischen höhern Stände Succurs erhalten, nach Verdienst abgefertigt, dann werden Stück für Stück und ganz ausführlich die Lügen der Beiträge zur Kirchengeschichte einzeln widerlegt.

Am Ende der gründlichen und wahren, durch die That am besten beurkundeten Aufzählung aller Bemühungen und Anstalten, welche Preufsen gemacht hat, um die katholische Kirche und ihre Geistlichkeit dadurch zu heben und in der Achtung der Verständigen zu erhalten, dafs sie beide der Achtung immer würdiger mache, kommt der Verf. auf den Erzbischof Clemens (ein ominöser Vorname) und sagt:

»Der Verfasser dieser Blätter hat die Materialien zur Geschichte dieses merkwürdigen Ministerii gesammelt (d. h. des Altensteinschen) und darf sich daher wohl ein Urtheil erlauben. Aber so lange man es der Mühe werth halten wird, von dem Erzbischof Clemens August von Köln zu sprechen, wird man es unbegreiflich finden, wie der Minister von Altenstein diesen Mann dem Könige vorschlagen konnte.«

»Zu seiner etwaigen Entschuldigung müssen wir indessen anführen, welche Vorsichtsmafsregeln der hochgeachtete Staatsmann ergriff, um die bestehenden Gesetze des Staats gegen Eingriffe priesterlicher Einseitigkeit und Beschränktheit zu sichern, und zugleich, von welcher Beschaffenheit die Garantien waren, mit welchen er sich in dieser so wichtigen Beziehung begnügen zu dürfen glaubte. Zu diesem Zweck geben wir hier das Schreiben des Ministers an den Domherrn Schmülling in Münster vom 28. Aug. 1835, woraus jene Vorsichtsmafsregeln hervorgehen, und das Schreiben des Erkornen an denselben Domherrn vom 5. Septbr., worin die erwünschten Garantien gegeben sind.« Dann folgen diese, den mehrsten unserer Leser gewifs bekannten Schreiben.

Von dem dritten Abschnitt, der Erzbischof Clemens August überschrieben, liefse Ref. gern S. 65 hier ganz abdrucken, weil ihm die wahren und kräftigen Bemerkungen ungemein wohl gefallen haben. Der Verf. geht hernach zu der Rolle über, die der Erzbischof, der Heilige der Freunde alles mittelalterlichen Spuks, als Generalvicar in Münster, wie er sagte, im

Auftrage des heiligen Geistes, spielte; dann zeigt er, mit welchem Stolze er gleich bei seinem Antritte des Amts verfuhr. Gegen wissenschaftliche Bildung, heifst es hier S. 69, zeigte er eine solche Verachtung, dafs er, was unglaublich, aber doch wahr ist, der städtischen Behörde schrieb, wenn sie ihm die Bibliothek nicht an einem bestimmten Tage aus dem Hause schaffe, werde er sie auf seine Weise zu beseitigen wissen. Dies war die reiche und kostbare Bibliothek, welche Graf Spiegel dem erzbischöflichen Stuhle vermacht hatte. Von S. 69 bis 111 folgt Alles, was sich auf die gemischten Ehen bezieht, Pius VIII. Breve, die Unterhandlungen, die Uebereinkunft, alle Actenstücke und Urkunden. S. 94 findet man ausführlich, wie schändlich und schmählig man den sterbenden Bischof von Trier zur Unterschrift eines Briefes an den Pabst brachte, der dem, was er selbst kurz vorher, als er noch seiner mächtig war, geschrieben hatte, geradezu widersprach. Am Ende der, unsern Lesern unstreitig bekannten Unterhandlungen mit dem Erzbischofe, der heimlich seine Pfarrer anders instruirte, als er öffentlich thun durfte, heifst es S. 110: In einer darauf folgenden mündlichen Besprechung der Commissarien setzte er seinen frühern Versprechen die Erklärung entgegen, er finde die von der Instruction angenommene Zulassung katholischer Trauung ohne ein vorher von den Verlobten gegebenes Versprechen der katholischen Erziehung der Kinder, mit dem Breve in offenbarem Widerspruche, daher habe er denn auch vorkommenden Falls immer die Pfarrer dahin instruirt, die Trauung nie zu gewähren, wenn ein solches Versprechen nicht abgegeben sey, und fügte die Versicherung hinzu, dafs er von diesem seinem Verfahren nicht abgehen werde. Dazu bemerkt der Verfasser in der Note, somit hatte der Erzbischof also heimlich bis dahin gegen des Königs ausdrücklichen Befehl, gegen die übernommene anerkannte Uebereinkunft gehandelt und über das päbstliche Breve hinausgehandelt, gewirkt, und gegen die weltliche Obrigkeit sich vergangen und aufgelehnt. Heimlich! Während er in ostensibeln und officiellen Schreiben geradezu das Entgegengesetzte äufserte, oder sich hinter Ausweichungen und Doppelzüngeleien zurückzog.

Mit Recht schliefst der Verf. den Abschnitt mit dem Ausruf: So steht also der Erzbischof von Worttreue entblöfst und die Staatsgesetze verachtend, dem Könige mit keckem Trotz gegenüber.

Die Streitigkeiten wegen Schulen und Universität und besonders der lächerliche Zank wegen theologischer Lehren, die der Erzbischof selbst nicht versteht, da er nur die Religion des katholischen Pöbels, nicht die der gelehrten Theologen kennt, beschäftigen den Verf. von S. 111 — 134. Dann folgt als Schluss der Bericht über die langen und langmüthigen Unterhandlungen der Regierung mit dem Erzbischof und über die letzte Katastrophe.

Je gründlicher, ruhiger, würdiger, gehaltener der Ton und Inhalt dieser Schrift ist, desto mehr hat sich Ref. verletzt gefunden, wenn der Verf. sich S. 45 über einen Mann, dessen freundliche und milde Toleranz Ref., wenn er könnte (was er nicht kann), sich zum Muster nehmen würde, sehr harter Ausdrücke bedient. Ist der Verf. wirklich der alte Freund, wofür ihn Ref. hält, so weifs er am besten, dafs Ref. mit Paulus (denn von diesem ist die Rede) nie in näherer Verbindung stand, und dafs er in sehr vielen Dingen dessen Meinungen nicht zu den Seinigen macht. Dies giebt ihm doppeltes Recht, die Pflicht zu erfüllen, einen Collegen zu vertheidigen.

Der Verf. nennt Paulus zwei Mal alt auf eine Weise, die wegwerfend seyn soll, als wäre es nicht die höchste Ehre und Gunst der Gottheit, im 78sten Jahr den kräftigen Geist noch zu haben, den er hat und der jetzt allen jungen nur zu sehr fehlt. Er nennt ihn ferner, nach Art unserer neuen geistesarmen protestantischen Theologen schimpfend, Rationalist, als wäre der Verstand ein Verbrechen. Das, was die Hegelianer, Schleiermacherianer und wie diese armen aner weiter heifsen, Rationalismus nennen, mag Irrthum oder Wahrheit seyn, das kümmert Ref. hier nicht; allein ein Mann, wie der Verf., der so manchen Criminalprocefs geschickt und billig geleitet hat, sollte es den geistesarmen Theologen überlassen, das schöne Wort in dem Sinn zu gebrauchen, wie das Wort Jacobinismus, Carbonarismus, haeresis gebraucht wird, um ehrlichen Leuten den gelehrten und ungelehrten Pöbel auf den Hals zu hetzen. Wenn ferner der Verf. den würdigen Mann den alten Heidelberger Wundererklärer nennt, so wendet er sein Schwert gegen sich selbst — Paulus begann diese Erklärungen, als er fürchtete, zugleich mit den Wundern (die zu Ref. Jugendzeit niemand glauben wollte) möchte die christliche Religion fallen. Ob er Recht hatte, oder die neuen Wunderverkünder, wird die Zeit lehren; seine Absicht wenigstens war eines Theologen würdig. Der Verf. geht endlich ächt rabulistisch mit dem würdigen Theologen um, und verdreht ihm das Wort im Munde. Er sagt nämlich, wenn Paulus meine, es stecke eine böse Wurzel in der katholischen Religion, so müsse er seine tiefste Indignation über eine so gehässige Behauptung aussprechen. Dazu ist in Paulus Worten, die er selbst anführt, nicht der geringste Grund. Der Verf. führt einen Satz an, worin Paulus sagt: dafs der eigentliche Grund der neuern Revolutionen in den Eigenthümlichkeiten der katholischen Kirche zu suchen sey. Wäre der Verf. ein Theolog, so wüfste er, dafs hier von der *ecclesia militanti*, nicht von der triumphanti — von Kirche, nicht von Religion die Rede sey. Vor dem Concilium zu Trident konnte man durch eine geistliche Ständeversammlung, die der h. Geist inspirirte, Lehrbegriff und Disciplin der Zeit anpassen — wenn man anders wollte; dies ward durch das letzte Concilium unmöglich gemacht. Was blieb übrig, als entweder mit sehenden Augen blind seyn, wie die

Belgier, oder im Stillen Alles verwerfen, öffentlich Alles mitmachen. Nur da, wo dieses in politischen und religiösen Dingen geschieht und lange geschehen ist, werden Revolutionen möglich.

Authentische Beiträge zur Geschichte des Lebens und der Regierung Franz des Ersten, Kaisers von Oesterreich. 1tes *Heft.* 176 *S. gr.* 8 *Stuttgart. Brodhag'sche Buchh.* 1837.

Ref. muſs sich darauf beschränken, die Erscheinung dieser Schrift anzuzeigen, ohne irgend ein Urtheil beizufügen, weil er in diesem Hefte blos statistische und geographische Angaben über die Provinzen der österreichischen Monarchie findet, die er seines Theils lieber aus Lichtenstein schöpft. Da Statistik als Fach nicht seine Wissenschaft ist, so wagt er weder Gutes noch Böses von der Schrift zu sagen.

Mittheilungen aus Spanien über Land und Volk, Wissenschaft und Kunst, die jetzige politische Umwälzung und den Krieg. Gesammelt und übersetzt von J B. v. Pfeilschifter. Erste Lieferung. 103 *S.* 8. *Aschaffenburg bei Theodor Pergay.* 1837.

Aus dem Spanischen übersetzte Zeitungsartikel, Militärberichte, ein Abdruck der Verfassung, Bücheranzeigen sogar, Listen, politische Verse, und noch dazu in spanischer Sprache. Was nicht alles in Deutschland gedruckt wird!!

Schlosser.

STAATSWISSENSCHAFT.

Die wissenschaftliche Bearbeitung der Staatswirthschaftskunst nach dem literaturgeschichtlichen Entwickelungsgange der Staatswirthschafts-Systeme und des Finanzwesens von Dr. Hellmuth Winter, Verfasser der Monographie über das Majestätsverbrechen, der Literärgeschichte der deutschen Sprach-, Dicht- und Redekunst, des Système de la diplomatie érigée en science etc. und einiger anderen Werke in deutscher und in französischer Sprache. Kasan, in der Universitäts-Druckerei. 1837. 216 *S.* 8.

Eine schon durch den Druckort der Schrift interessante literarische Erscheinung! Wer hätte noch vor 30 oder 40 Jahren erwartet, dafs eine Druckschrift, eine Schrift in deutscher Sprache, eine Schrift über die Staatswirthschaftslehre von Kasan, von den fernen Ufern der Wolga her, zu uns nach Deutschland kommen würde? Man ist versucht, an diese Erscheinung den Gedanken zu knüpfen, dafs die deutsche Nation desto mehr bemüht seyn sollte, friedliche Eroberungen zu machen, je weniger ihr vergönnt ist, ihr Gebiet durch kriegerische Eroberungen auszudehnen.

Man kann den Inhalt des hier anzuzeigenden Werkes des schon durch andere Schriften bekannten Verfassers kurz so charakterisiren: Das Werk enthält eine Geschichte der Theorie und der Praxis der Staatswirthschaft (d. i. der Bewirthschaftung des Volksvermögens und des Staatshaushaltes oder der Finanzen) in den europäischen Staaten, von den Zeiten des Mittelalters an bis auf die Gegenwart. Am ausführlichsten verbreitet sich der Vf. über die Geschichte der Staatswirthschaftslehre. Ueberall macht er die Hauptschriftsteller und die Hauptwerke derselben über diese Wissenschaft namhaft. Er schildert und kritisirt die Systeme, die von Zeit zu Zeit in der Staatswirthschaft herrschend waren; eben so giebt er eine gedrängte Anzeige von dem Inhalte einzelner staatswirthschaftlicher Werke, welcher er kritische Bemerkungen beifügt. — Der Vf. unterscheidet zuvörderst zwei Hauptperioden; I) die Geschichte der Staatswirthschaft im Mittelalter, (Staatswirthschaft im Geiste des Lehnssystemes — des städtischen Gewerbssystemes;) II) die Geschichte der StW. im neueren Europa. In dieser zweiten Periode giebt er wieder 1) die Geschichte der StW. im Geiste des Merkantilsystemes, 2) die der StW. im Geiste des physiokratischen Systemes, 3) die der StW. im Geiste des anthropokratischen Systemes, (des Systemes Adam Smith's, nach welchem die Arbeit des Menschen die Hauptquelle des Reichthumes ist,) endlich 4) die der StW. im laufenden Jahrhunderte.

Da sich ein Auszug aus diesem Werke, in so fern er in diesen Blättern gegeben werden könnte, auf das Allgemeine und mithin auf das Bekanntere beschränken müfste, so genüge die Versicherung, dafs man in dem Werke mannigfaltige Belehrung und viele scharfsinnige Bemerkungen finden wird. Zum besonderen Verdienste ist es dem Vf. anzurechnen, dafs er die Geschichte der Wissenschaft mit der Geschichte der Praxis verbunden hat. Derselbe Plan sollte wohl von einem Jeden verfolgt werden, welcher die Geschichte der gesammten Staatswissenschaft oder die irgend eines Theiles dieser Wissenschaft zu schreiben unternähme. — Schliefslich bemerkt Ref., dafs in Frankreich ein Werk ähnlichen Inhalts, wie das angezeigte, theils schon erschienen ist, theils demnächst erscheinen wird. Der Titel ist: Histoire de l'économie politique en Europe, depuis les anciens jusqu'à nos jours, suivie d'une bibliographie raisonnée des principaux ouvrages d'économie politique. Par Adolphe Blanqui aîné, professeur au Conservat. des arts et métiers etc. Par. 1837. T. I. 8.

Zachariä.

Digitized by Google

MATHEMATIK.

Erster Cursus der reinen Mathematik, enthaltend: Die Anfangsgründe der Arithmetik und Algebra und der ebenen Geometrie. Zum Gebrauch als Leitfaden beim mathematischen Unterrichte auf höhern Lehr-Anstalten, insbesondere für die mittleren Classen der Gymnasien, von J. C. H. Ludowieg, Artillerie-Capitain a. D., Oberlehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Stade. Mit 70 eingedruckten Figuren. Hannover 1837. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. gr. 8. 220 S. XII Vorrede.

Der Vf. hielt es für zweckmäfsig, neben seinen Lehrbüchern der Arithmetik und Geometrie (Lehrbuch der Arithmetik und Anfangsgründe der Algebra und Lehrbuch der ebenen Geometrie und Trigonometrie) einen Leitfaden zu entwerfen, »der besonders in den untern Classen dazu diene, dem Schüler die Repetition des Vorgetragenen zu erleichtern«. Dieser Leitfaden enthält eine Auswahl derjenigen Lehrabschnitte, worauf sich der Classenunterricht bezieht, und ist eine Vorschule für den Unterricht in den obern Classen gelehrter Schulen. Der Gang, welchen der Verf. bei Bearbeitung des vorliegenden Lehrbuches sich vorgezeichnet hat, ist folgender.

Die Arithmetik und Algebra behandelt er in vier Abschnitten. Der erste Abschnitt handelt von den Grundoperationen. Er zerfällt in vier Kapitel. Im ersten werden die Grundbegriffe der Zahlen und ihre Eintheilung gegeben, z. B. Begriff der Einheit, ganze, gebrochene einfache Zahlen und vielzifferige Zahlen, benannte und unbenannte Buchstaben-Ausdrücke, einstimmige und widerstreitende oder entgegengesetzte Gröfsen. Es läfst sich gegen eine Erörterung solcher allgemeinen Begriffe zu Anfang des Buches nichts erinnern; doch ist sie nicht wohl geeignet, Einsicht in die Sache bei den Anfängern zu befördern. Auch finden wir die Unterscheidung zwischen einfachen und vielzifferigen Zahlen nicht ganz getroffen, da sich diese Unterscheidung zweckmäfsiger auf einfache und zusammengesetzte zurückführen läfst. Die Unterscheidung zwischen benannten und unbenannten Zahlen ist eine sehr relative; denn die Zahlen unseres Zählensystems selbst sind benannte Zahlen, wie sich aus ihrer Eintheilung in Einer, Zehner, Hunderter etc. ergibt. Daher dürfte diese Unterscheidung füglich unterdrückt werden können.

Im zweiten Kapitel werden die vier Species in ganzen positiven und negativen Zahlen, besonders in ihrer Beziehung auf Buchstaben-Rechnung, erörtert; §. 10—63. § 10—19 handelt von der Addition, §. 20—26 von der Subtraction, §. 27—41 von der Multiplikation, §. 42—57 von der Division, §. 58—63 von der Eintheilung der ganzen Zahlen in Prim- und zusammengesetzte Zahlen, von dem gemeinschaftlichen Maafse und gemeinschaftlichen Vielfachen mehrerer Zahlen. Der Verf. geht bei Aufstellung des Begriffs der Addition von einer allgemeinern Ansicht als der des

Zusammenzählens aus. Doch übergeht er den Hauptgrundsatz der Addition, nämlich den, dafs nur Dinge gleicher Art in eine Summe oder Gesammtbegriff vereinigt werden können, und geht §. 12 von dem aus, was es zeigen sollte. Die Erklärung des Wesens der Subtraction, so wie sie § 21 angegeben ist, scheint der Sache nicht entsprechend. Der Anfänger wird schwerlich Einsicht daraus ziehen. Sie heifst: »In der Subtraction werden zwei Zahlen gegeben, Minuend und Subtrahend. Die erstere wird angesehen als entstanden durch die Addition der zweiten und einer unbekannten, Rest oder Differenz genannt, in deren Bestimmung die Operation selbst besteht. Es folgt hieraus, dafs man die Substraction auch so erklären kann: Man sucht darin eine Zahl, die, zu einer gegebenen addirt, eine andere gegebene hervorbringt.« Auch die Entwickelung der Gesetze für die Subtraction entgegengesetzter Gröfsen, §. 23 u. 24, scheint Ref. nicht in der Eigenthümlichkeit der Sache begründet. Zweckmäfsiger sind die Regeln der Multiplikation entwickelt.

Das dritte Kapitel erklärt die Rechnungen mit den gewöhnlichen Brüchen, §. 64—89. Zuerst werden die Gesetze über die Umformungen gegeben, §. 64—78; dann die der Addition und Subtraction, §. 79—81; der Multiplikation, §. 82—86; der Division, §. 87—89. Das vierte erklärt die Rechnung mit Decimal-Brüchen, §. 90—102, in derselben Ordnung. Die Division der Decimalbrüche unter einander und mit ganzen Zahlen, §. 101, hätte sich nach des Ref. Meinung zweckmäfsiger und kürzer durch Zurückführung auf die schon bekannte der gewöhnlichen Brüche behandeln lassen, als durch Zersplitterung in mehrere besondere Fälle, die das Gedächtnifs in Anspruch nehmen, anstatt dasselbe zu unterstützen.

Der zweite Abschnitt handelt von der Potenzirung und Wurzelausziehung, §. 103—142, und zerfällt in drei Kapitel, wovon das erste, §. 103—115, den Begriff der Potenzen, der vier Grundoperationen mit ihnen, und den Begriff von Wurzelausziehung, das zweite, §. 116—129, das Quadriren und Ausziehen der Quadratwurzel, das dritte, §. 130—142, das Cubiren und Ausziehen der Cubikwurzel erörtert.

Der dritte Abschnitt, §. 143—168, enthält die Lehre von den Gleichungen des ersten Grades mit einer unbekannten Gröfse. Er zerfällt in zwei Kapitel, wovon das erste die Vorschriften über diese Gleichungen, und das zweite ihre Anwendung auf die Behandlung einzelner Fälle enthält.

Der vierte Abschnitt handelt von den Proportionen und Progressionen, §. 169—190. Er zerfällt in zwei Kapitel, wovon das erste die arithmetischen und geometrischen Verhältnisse und Proportionen, das zweite die arithmetischen und geometrischen Progressionen in Kürze behandelt.

Den Anfangsgründen der Geometrie hat der Verf. 7 Kapitel gewidmet. In der Einleitung gibt er Erklärungen und Vorbemerkungen über Zweck der Geometrie und ihre Eintheilung, über

Dimensionen, Körper etc. Im ersten Kapitel, §. 9—28, erörtert er die Natur der geraden Linie, des Winkels und der Kreislinie, nebst ihrem Gebrauche und ihrer Eintheilung. Das zweite Kapitel, §. 29—56, handelt von dem Dreiecke und seinen Eigenschaften. Der Beweis des Satzes, dafs die Summe der drei Winkel eines Dreiecks 180° beträgt, beruht auf der Behauptung, dafs der Winkel, welcher durch Verlängerung der Seite eines Dreiecks entsteht, den beiden innern im Dreiecke gegenüberstehenden gleich ist. Der nämliche Satz kommt zugleich in §. 36 unter den Folgerungen des obigen in §. 35 enthaltenen Lehrsatzes vor. Wie sich dies rechtfertigen läfst, ist nicht abzusehen. Den Anforderungen eines strengen Beweises genügt dies nicht. Die Sätze über die Congruenz der Dreiecke und Einiges über gleichschenklige Dreiecke ist mitgetheilt. Das dritte Kapitel, §. 57—64, handelt von den geradlinigten (sic) Figuren im Allgemeinen, der Summe ihrer Winkel, ihrer Zerlegung in Dreiecke und Zusammensetzung aus denselben. Das vierte Kapitel, §. 65—89, handelt von den Parallellinien, vom Parallelogramme und von der Gleichheit der Flächenräume geradliniger Figuren. Das eilfte euclidische Axiom erscheint in §. 68 als Lehrsatz. Es werden die Elementar-Sätze von den Parallelogrammen, der Gleichheit ihres Flächenraums, der pythagoräische Lehrsatz, mit einigen Anwendungen entwickelt. Das fünfte Kapitel, §. 90—106, handelt von der Proportionalität der Linien und Aehnlichkeit der Figuren, und erörtert die ersten hierher gehörigen Sätze über die Aehnlichkeit der Dreiecke mit einigen Anwendungen. Das sechste Kapitel handelt §. 107—120 vom Kreise, erörtert die verschiedenen Linien in und am Kreise, mit den Peripherie- und Centri-Winkeln. Das siebente Kapitel §. 121—130 zeigt, wie die Flächenräume der geradlinigen Figuren berechnet werden. Auch die Methode, den Flächenraum des Kreises zu berechnen, wird in einer Anmerkung zu §. 130 mitgetheilt. Am Ende eines jeden Kapitels sind Fragen zur Wiederholung über den Inhalt des Vorgetragenen mitgetheilt.

Aus diesen Mittheilungen wird nun leicht jeder, der ein Lehrbuch für die mittleren Classen an einem Gymnasium zu Grunde legen will, zu beurtheilen im Stande seyn, in wie weit das vorliegende seinem Wunsche entspricht.

Druck und Papier sind gut.

Theoretisch-practisches Lehrbuch der bürgerlichen und kaufmännischen Arithmetik in ihrem ganzen Umfange. Mit Berücksichtigung der Münz-, Maas- und Gewichtsverhältnisse aller deutschen Staaten. Zunächst zum Selbstunterrichte für Lehrer, von Friederich Krancke, Lehrer am königlichen Schullehrer-Seminar und an der Stadt-Töchterschule in Hannover. Zweiter Theil, zweite gänzlich umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. Hannover 1836, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. gr. 8. 675 Seiten. XXIII Vorrede. Mit einer Kupfertafel.

Auch mit dem besondern Titel:

Ausführliches Lehrbuch der practischen Arithmetik für das bürgerliche Le-

ben. Mit Berücksichtigung der Münz-, Maas- und Gewichts-Verhältnisse aller deutschen Staaten. Zunächst zum Selbstunterrichte besonders für Lehrer. Von Friederich Krancke, Lehrer am königl. Schullehrer-Seminar und an der Stadt-Töchterschule in Hannover. Mit einer Kupfertafel etc.

Nach dem Plane des Verf. soll sein theoretisch-practisches Lehrbuch der bürgerlichen und kaufmännischen Arithmetik drei Theile umfassen. Im ersten hat er die theoretische Grundlage des Rechnens dargestellt, der zweite und dritte Theil soll die Anwendungen enthalten, und zwar auf das bürgerliche und kaufmännische Leben. Die Ansicht des Verf. ist vollkommen begründet, wenn er sagt, dafs die Anwendungen des Rechnens im wirklichen Leben so mannigfaltig sind, dafs eine absolute Vollständigkeit in der Darstellung derselben unmöglich ist. Daher erstreckt sich seine Arbeit auf solche »die entweder besondere Sachkenntnisse erfordern, oder bei denen das Verfahren schwieriger aufzufinden ist, oder für die von eigentlichen Arithmetikern längst ein so kurzes und geregeltes Verfahren ausgedacht ist, dafs man nicht glauben darf, jeder angehende Rechner werde dasselbe oder ein besseres finden«. Der vorliegende Theil enthält nach des Verf. Absicht das, was man »mit dem Namen der bürgerlichen und juristischen Arithmetik« bezeichnet, und ist demnach für Beamte, Gewerbtreibende, Kaufleute etc. bestimmt.

Der vorliegende Theil zerfällt in 9 Abschnitte vom 6ten bis zum 14ten Abschnitte. Der sechste Abschnitt handelt von den wichtigsten Rechnungsvortheilen. Wenn sich schon jedermann, der sich häufig zu rechnen gezwungen sieht, Rechnungsvortheile von selbst auf individuelle Art bildet, so ist es doch zweckmäfsig, solche zusammengestellt und Anleitung aus der Erfahrung Anderer zu finden. Es werden hier Vorschriften für solche Fälle gegeben, wenn man genaue Resultate in den Rechnungen verlangt oder nur approximative Werthe; ferner wird eine Anleitung zur Abkürzung der Probe mitgetheilt. Der siebente Abschnitt enthält die Anleitung zur Kenntnifs der Verhältnifsregel (Regel Detri) und Kettenregel und ihrer Anwendung. Der achte Abschnitt betrachtet einige Nebenrechnungen, welche bei der Berechnung der Waarenpreise im bürgerlichen Leben vorkommen, und erstreckt sich auf die Berechnung gewisser Abzüge vom Gewichte oder vom Gelde, welche zu Gunsten des Käufers gestattet werden (wie Tara, Rabatt), und auf die Berechnung des Gewinns oder Verlusts bei einem Handel. Der neunte Abschnitt handelt von den Berechnungen über Ursachen und Wirkungen, in so fern auch die Zeit, in der gewirkt wird, in Betracht kommt. Es werden die allgemeinen Lehren hierüber gegeben und dann ihre Anwendung durch Auflösung hierhergehöriger Aufgaben gezeigt. Der zehnte Abschnitt zeigt die Berechnung der Zinsen, des Rabatts und anderer verwandten Gegenstände, und zwar der einfachen Zinsen, des Rabattes und Diskonto's, der Zinseszinsen und Rabatt nach Zinses-

zinsen, der Veränderung der Zahlungstermine. Er schliefst mit einer Betrachtung besonderer Aufgaben der Zinsrechnung. Der eilfte Abschnitt handelt von der Theilung einer Zahl nach einem gegebenen Theilungsfufse, und zwar von der Theilung einer Zahl nach einem gegebenen Theilungsfufse im Allgemeinen (Gesellschafts- oder Repartitionsrechnung) und von den Erbschaftstheilungen ins Besondere. Der zwölfte Abschnitt handelt von der Vermischungs- oder Alligations-Rechnung und von den Rechnungen über den Feingehalt des Goldes und des Silbers. Der dreizehnte Abschnitt verbreitet sich über einige einfache, im bürgerlichen Leben oft vorkommende geometrische Rechnungen, und zwar von den Linien und Winkeln, von den ebenen Flächen, und den Körpern und ihrer Inhalts-Berechnung. Der vierzehnte Abschnitt betrachtet einiges Gemeinnützliche aus der Zeitrechnung, und handelt von dem Zeitmaafse (Jahr, Monate, Woche, Tag), und von der christlichen Festrechnung. Beigegeben sind die Antworten auf vorgelegte Uebungs-Beispiele und eine Zinseszins-Tafel und Rabatt-Tafel. Der Leser wird aus dieser Anzeige über die in der vorliegenden Schrift behandelten Gegenstände leicht sich selbst das Urtheil fällen können. Druck und Papier ist gut.

Öttinger.

ALTERTHUMSKUNDE.

1) *Andeutungen über die altgermanischen und slavischen Grabalterthümer Meklenburgs und die norddeutschen Grabalterthümer aus der vorchristlichen Zeit überhaupt von G. C. F. Lisch, Grofsherzogl. meklenb. Archivar zu Schwerin, Aufseher der Grofsherzogl. Alterthümersammlung zu Ludwigslust etc. In Commission in der Stiller'schen Hofbuchhandlung zu Rostock und Schwerin.* 1837. 29 Seiten in 8.

2) *Friderico-Francisceum oder Grofsherzogliche Alterthümersammlung aus der altgermanischen und slavischen Zeit Meklenburgs zu Ludwigslust, mit Genehmigung und Unterstützung Seiner Königlichen Hoheit des Grofsherzogs Friederich Franz von Mecklenburg-Schwerin begründet und fortgeführt von Dr. Hans Rudolph Schröter, ordentlichem Professor und Bibliothekar der Universität zu Rostock, Aufseher der Grofsherzogl. Alterthümersammlung zu Ludwigslust u. s. w., vollendet von G. C. Friederich Lisch, Grofsherzogl. Archivar und Regierungs-Bibliothekar zu Schwerin, Aufseher der Grofsherzogl. Alterthümersammlung zu Ludwigslust u. s. w. Leipzig* 1837. *Breitkopf und Härtel. — Titelblatt mit Titel-Vignette und 37 lithogr. Tafeln in gröfstem Folio-Formate.*

3) *Friderico-Francisceum u. s. w., erläutert von G. C. Friederich Lisch u. s. w. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.* 1837. — *X und* 167 *Seiten Text in gröfstem Octav-Formate.*

Unter allen Sammlungen altgermanischer und slavischer Alterthümer ist das Friderico-Francisceum oder die grofse Samm-

lung Meklenburger Grabalterthümer zu Ludwigslust, wenn nicht die wichtigste, doch unwidersprechlich eine der ersten. Sie belief sich schon in dem Jahre 1822 auf 63 Gattungen mit 142 Arten und 1751 Individuen, (die ausgegrabenen Fundorte beliefen sich auf 125,) und zählt jetzt, da seitdem noch 122 Individuen hinzugekommen sind, 1873 Individuen. Selbst vor den aufserordentlichen Sammlungen in Kopenhagen und Berlin hat sie den Vorzug, dafs sie sich durch eine verhältnifsmäfsige und gleichmäfsige Vollständigkeit der verschiedenen Classen von Alterthümern auszeichnet und dafs sie über die meisten Gegenstände sichere Ausgrabungsberichte beibringen kann. Ihr Hauptreichthum besteht in Gegenständen von Stein und Erz. Sie enthält allein an 300 steinerne Werkzeuge.

Der eigentliche Stifter derselben ist der im Jahr 1837 verstorbene *) Grofsherzog Friedrich Franz von Meklenburg-Schwerin, welcher, ein glänzendes Vorbild für alle Grofsen Deutschlands, schon seit mehr als einem halben Jahrhunderte die ruhmwürdigste Liebe für vaterländische Alterthumskunde in seiner erhabenen Seele pflegte. Zwar Herzog Heinrich, der Friedfertige, fing schon an (um 1520) Grabalterthümer zu sammeln; Herzog Christian Ludwig II., der Kunstliebende, (1747 — 1756) liefs selbst schon durch seinen Leib-Medicus Hornhard Ausgrabungen veranstalten, und Herzog Friederich (1756 — 1785) war nicht minder thätig für die Begründung einer Meklenburger Alterthümer-Sammlung. Allein er brachte sie nur auf 500 Stücke, die er in Schwerin bei dem Naturalien-Cabinete aufbewahren liefs; und erst durch den genannten Grofsherzog Friederich Franz gewann sie ihren jetzigen sehr grofsen Umfang und ihre wissenschaftliche Bedeutung. Dieser hochgebildete Fürst liefs nicht nur, bei seiner grofsen Kenntnifs und Werthschätzung der vaterländischen Vorzeit, selbst viele und grofse Ausgrabungen durch besondere Männer, zuerst durch den Kämmerer Wendt und dann durch den Hauptmann Zinck, mit Umsicht unternehmen, sondern gab auch zur Auffindung und Auslieferung der Alterthümer die zweckmäfsigsten Verordnungen, und beehrte, wo wichtige Ausgrabungen Statt fanden, die Unternehmer derselben durch seine persönliche Gegenwart.

Zugleich ward die Schweriner Sammlung schon in dem Jahre 1804 nach Ludwigslust in ein freundliches würdiges Locale in dem Schlosse gebracht. Sie wurde die Grundlage des gegenwärtigen Cabinetes. Ueber dasselbe ward zuerst zum Aufseher gesetzt der so verdienstvolle Hofmarschall von Oertzen, der auch den ersten Catalog in dem Jahre 1804 anfertigte. Vor allem andern hätte nun zugleich eine fortgehende nähere Beschreibung aller Ausgrabungen und ihrer Ergebnisse angelegt werden sollen. Doch Professor Schröter von Rostock, dem nach dem Herrn von Oertzen

*) Bei Gelegenheit der Jubelfeier der fünfzigjährigen Regierung desselben wurde, am 24. April 1835, der Verein für Meklenburgische Geschichte der Alterthumskunde gegründet.

die Sammlung übergeben wurde, faſste vielmehr zunächst den Plan zu einer bildlichen Darstellung der Hauptgegenstände in der Sammlung, und da er bei seinem Groſsherzoge die kräftigste Unterstützung fand, so wurde in dem Jahre 1823 das vortreffliche Werk des Friderico-Francisceums (Nr. 2) gegründet, das aus einem Titelblatte mit einer Vignette und aus sechs Heften mit 37 lithographirten Tafeln in dem gröſsten Folio-Formate besteht, auf denen die wohlgerathenen, zum Theile mehrfachen, Abbildungen von 371, meistens in ihrer natürlichen Gröſse dargestellten, Gegenstände prangen. Die drei ersten jener Hefte waren in dem Jahre 1824 erschienen und zwei der drei letzten waren in dem Drucke vollendet, als im December des Jahres 1825 schlagartige Anfälle Schröter'n jede weitere Arbeit an dem Friderico-Francisceum unmöglich machten. Professor Grautoff von Lübeck sollte nun dasselbe beendigen, allein auch er ward, nachdem er die Sammlung erst revidirt hatte, demselben in dem Sommer 1832 durch den Tod entzogen. Es fand erst in dem Groſsherzogl. Archivar, Herrn Lisch, der seit 1836 über die Sammlung zum Aufseher bestellt ist, einen sehr tüchtigen Vollender.

Derselbe hat sich jedoch nicht darauf blos beschränkt, das sechste oder letzte Heft des Friderico-Francisceums anzuordnen und in demselben alles zusammenzudrängen, was ihm zur Erläuterung der am häufigsten in Meklenburg vorkommenden Alterthümer und zur Vergleichung mit andern Sammlungen nothwendig schien. Da von Oertzen und Schröter die Sammlung, die früher mehr nach den einzelnen Ausgrabungen zusammen lag, in Classen getrennt hatten, so war seine Hauptarbeit vielmehr, zunächst alles Getrennte wieder zu vereinen und den Inhalt einen jeden erweislich aufgedeckten Grabes wieder zusammen zu bringen, und sodann die Abbildungen in dem Zusammenhange, d. h. jedes einzelne Stück als Theil eines Ganzen, zu erläutern und möglichst viel Licht in die dunkle Masse zu bringen. Also ist der Text (Nr. 3) zu dem Friderico-Francisceum erwachsen. Und es ist in demselben besonders eine Eintheilung und Beschreibung der acht verschiedenen Arten von Gräbern, die sich in Meklenburg finden, nach ihrer äuſsern Form und ihrem innern Baue und Inhalte, so wie der sich in der Ludwigsluster Sammlung befindenden Römischen Grabalterthümer gegeben, deren wirkliches Vorkommen in Meklenburg keinem Zweifel unterliegt.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 26. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Alterthumskunde.

(Beschlufs.)

Diese Beschreibung bildet den mittlern gröfsten und Haupttheil des Textes, und Herr Lisch sagt so wahr: »Soll für die Deutsche Alterthumskunde aus den Alterthümern ein wahrer Gewinn erwachsen, so hilft es nicht, die gefundenen einzelnen Stücke abgerissen und ohne Verbindung zu beschreiben; hilft es nicht, einzelne Alterthümer blos als vorhanden der Welt vor Augen zu stellen; — sondern es mufs eine Gräberurkunde gegeben werden. Dafs man dies oder jenes einzelne Stück des Alterthums gefunden hat, ist bei weitem nicht so wichtig, als eine verbürgte Darstellung darüber, wo und wie man es gefunden. Einige bedeutende Gräber, mit Sorgfalt aufgedeckt, haben oft einen höhern Werth, als ganze Sammlungen einzelner Stücke, von denen man nicht weifs, woher sie stammen.«

Jene acht Arten von Gräbern in Meklenburg aber sind: Steinkisten oder Urgräber, Erdkegel (Kegelgräber), Steinkegel, Hünengräber, Kistenhügel, Steinringe, Erdhügel und Kirchhöfe. Man sieht jedoch, wenn man die nähere Beschreibung derselben und ihres Inhaltes lieset, sogleich, dafs diese acht Arten nicht eigentlich acht Classen von, sämmtlich verschiedenen Zeiten und Völkern angehörenden, Gräbern, sondern zum Theile nur verschiedene Arten Einer Classe sind, wie z. B die Steinkisten und Hünengräber, und die Erdkegel, Steinkegel und Kistenhügel. Allein so sehr Herr Lisch wünschte, durch die Alterthümer, (gleichwie solches durch dieselben allein nur möglich ist,) die vorgermanischen, germanischen und slavischen Völker in allen ihren Eigenthümlichkeiten von einander geschieden und dargestellt zu sehen; so konnte er es doch bei Abfassung des Textes zu dem Friderico-Francisceum noch nicht über sich gewinnen, sich die Erfüllung dieses Wunsches als sein Ziel aufzustellen. Er hat jedoch sich und allen Alterthumsfreunden, zu ihrem grofsen Vergnügen, diesen Wunsch erfüllt in seinen inhaltreichen und eben so interessanten als belehrenden Andeutungen über die altgermanischen und slavischen Grabalterthümer Meklenburgs (Nr. 1), die er als Vorläufer dem Friderico-Francisceum vorangehen liefs, um gleichsam demselben die Wege zu bereiten. Er nimmt da, als ein Resultat, das ihm aus der Bearbeitung der Ludwigsluster Sammlung entsprungen ist, wirklich die Scheidung der Gräber Meklenburgs in drei Classen vor: in Ur- oder Hünengräber, Germanengräber und Slavengräber; indem er auch hier eben so, wie in dem Texte zu dem Friderico-Francisceum, die

bisherige, wenn gleich nicht unbestrittene, doch wohl begründete Ansicht zu Grunde legt, dafs in der vorchristlichen Zeit in den Deutschen Ostseeprovinzen bis in das siebente Jahrhundert Germanische, und von da an bis in das zwölfte Jahrhundert und noch später hinab slavische Völkerschaften wohnten. Die Weise jedoch zu bezeichnen, wie Herr Lisch diese drei Classen von Gräbern nach ihrem Baue und Inhalte charakterisirt, das würde uns hier zu weit führen und diese mufs man bei ihm selbst nachlesen. Für mich war diese Eintheilung um so erfreulicher, als ich selbst schon ganz dieselbe vor ihm in meinem fünften Jahresberichte an die Mitglieder der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit (S. 17 ff.) aufgestellt habe und gleichfalls durch meine Forschungen auf dieselbe gekommen bin. Folgendes nur scheint mir hauptsächlich hervorgehoben werden zu müssen: die Urgräber, die in Meklenburg auch, immer von Osten nach Westen gerichtete, Menschengerippe und Sachen von Eisen enthalten, haben bei ihrem grofsartigen Aeufsern inwendig nur eine einzige Steinkiste, die jedoch oft grofs und in mehrere Abtheilungen geschieden ist; — in den Germanischen Grabhügeln, die sich von einer kaum merklichen Erhöhung bis zu runden Hügeln, ja bis zu Kegeln von 30 Fufs Höhe erheben, ruhen Todte über Todte und zwar nicht in dem blofsen Erdhügel, sondern in eigenen Grabbehältern, in einfachen eingestochenen, mit Asche und Kohlen gefüllten Gräbern, oder in steinernen Grabkammern, oder in gewaltigen Stücken ausgehöhlter und aufsen verkohlter eichener Baumstämme etc. Diese beiden Classen von Grabstätten scheinen auch nicht allgemein jedem Manne und Menschen aus der Volksgemeinde, sondern nur einzelnen Helden und edeln Familien errichtet worden zu seyn. Die Slavengräber dagegen, mit ihren in die Hunderte und Tausende gehenden Urnen, sind die Todtenäcker ganzer Gemeinden: jeder Genosse derselben wurde verbrannt und seine Asche und Knochenreste wurden in Urnen gesammelt und beigesetzt. — Und es darf zugleich nicht unbeachtet bleiben, dafs die Gegensätze zwischen den Germanenhügeln und slavischen Todtenäckern sich nicht überall so darstellen, wie in Meklenburg; dafs vielmehr in Süddeutschland sich auch viele Gegenstände in Germanischen Todtenhügeln finden, welche in Meklenburg allein die slavischen Todtenäcker in sich enthalten. So befinden sich z. B. die Fibuln-Formen in unsern Germanischen Gräbern, welche man in Meklenburg allein in den Wendengräbern (Taf. XX, fig. 3 u. 4) findet, und haben wir z. B. nicht den Germanischen erzenen Streitmeifsel, sondern die Wendischen eisernen Lanzenspitzen Meklenburgs (Taf. XXXIII, fig. 3), so wie auch die blauen Glaskorallen.

Um nun mit dem Texte zu dem Friderico-Francisceum noch weiter bekannt zu machen und noch eines und das andere über denselben zu bemerken; so beginnt derselbe mit einem Vorworte und trennt er sich in drei Abtheilungen: A. in Einleitungen, B. in die oben erwähnte Eintheilung und Beschreibung der verschiede-

Google

nen Arten von Gräbern, und C. in eine erklärende und zurückweisende Erläuterung der Tafeln I bis XXXVII und der Titel-Vignette.

A. Die erste Abtheilung enthält drei Unterabtheilungen, welche die Aufschriften führen: I. Entstehung und Fortgang der Grofsherzogl. Alterthumssammlung zu Ludwigslust und des Friderico-Franciscei, II. Urkundliche Zeugnisse über die Gräber der Vorzeit in Meklenburg, und III. Der classische Boden der heidnischen Vorzeit Meklenburgs. — Den Hauptinhalt der ersten Unterabtheilung habe ich bereits dargelegt. — Hinsichtlich der urkundlichen Zeugnisse sind besonders merkwürdig die aus dem Ende des zwölften und Anfange des dreizehnten Jahrhunderts noch vorhandenen Urkunden des Klosters Dargun. In denselben heifsen die Grabhügel schon Gräber der Vorzeit (antiquorum sepulcra) und in slavischer Sprache *trigorke* oder *trigorki*, d. h. Dreihügel, (Dreibückel,) und *mogela* oder *mogilla*, d. h. hoch aufgeschüttete Grabhügel, so wie *dupna muggula*, d. h. inwendig hohle (gewölbte) oder gestampfte Grabhügel, von *dupati*, mit Füfsen stampfen. Also nannte man die Hügelgruppe in dem einen der Sinsheimer Forste auch nur die drei Bückel und heifsen die Todtenhügel bei Walldorf auch nur die drei Bergelchen (s. meinen dritten Jahresbericht S. 22); und gestampft, und zwar nicht nur mit Füfsen, sondern vielleicht mit schweren Klötzen, sind unläugbar unsere Grabhügel auch. Sehr bald verlor sich jedoch in Meklenburg das Geschichtliche aus den Nachrichten über die Gräber und nahm das Mythische dessen Stelle ein; und schon in dem dreizehnten Jahrhunderte erscheint der Name Hünenbett und Riesenbett, Hunen-grave und Reszen-grave (Giganten-grave, tumulus, sepulcrum gigantis) als gleichbedeutend. — Obgleich endlich man in ganz Meklenburg überall Gräber von jeder Art und Gröfse in zahlloser Menge zerstreut findet, so ist es doch vorzüglich eine Gegend dieses Landes, in welcher sich fast Alles zusammendrängt, was aus der vorchristlichen Zeit Meklenburgs Grofses und Bedeutsames auf uns gekommen ist, die Gegend nämlich in der Mitte des Landes um den mittlern Lauf der Warnow im Dreieck zwischen den nahe bei einander gelegenen Städten Bützow, Warin und Sternberg und im Kreise um dieses Dreieck. Diese Gegend ist inmitten der fruchtbarsten und reichsten Gefilde, und eben diese ihre Beschaffenheit hat offenbar alle einwandernde Völker angezogen, dafs sie da der Reihe nach ihre Wohnungen aufschlugen und ihren Todten Gräber baueten.

B. Bei der Eintheilung und Beschreibung der verschiedenen Arten von Gräbern sind der zweiten Art derselben, den Kegelgräbern, zwei interessante Excurse, und zwar α) über die Handbergen und β) über die Framea beigefügt. Diese beiden sind nämlich in Meklenburg diesen Kegelgräbern eigenthümlich, und Herr Lisch sucht sie daher besonders zu erklären. α) Die Handbergen, — ein höchst sonderbarer, von Schröter in dem Jahre 1824 geschaffener Name, — sind breite, sich rund zusammen-

schliefsende Bänder aus Erzblech, die eine Weite haben, dafs sie einen starken menschlichen Röhrenknochen, oder auch zwei zusammen gehörende, z. B. des Fufses oder des Armes, umfassen können, und die, als getrennt, an ihren beiden zusammenlaufenden Enden mit Spiralplatten geziert sind. Sie kommen meistens paarweise vor. Die Ludwigsluster Sammlung hat sechs Paare und zwölf Fragmente. Da man sie jedoch an keinem menschlichen Körper selbst gefunden hat, (wie überhaupt der Hauptmann Zinck bei seinen Ausgrabungen in Meklenburg im Ganzen nur auf zehn nicht verbrannte Gerippe in verschiedenen Grabhügeln stiefs;) so war man im Zweifel, ob man sie für Fufs- oder Armbänder halten *sollte*. Von Oertzen und Schröter erklärten sie für die letztern, als ob sie dazu bestimmt gewesen seyen, den Arm zu bergen und zu schützen; und so gab man ihnen den genannten Namen. Allein diese merkwürdigen Bänder findet man nicht blos in Norddeutschland, sondern auch in Süddeutschland. Ja, ich selbst habe zwei derselben in einem der Todtenhügel des Forstrevieres bei den drei Eichen unfern Rappenau an einem menschlichen Skelette angetroffen, dessen Arme zwei jener herrlichen, auch in Meklenburg nicht seltenen, Spiral-Cylinder schmückten. Jene beiden Bänder umschlossen aber die beiden Unterschenkel des Skelettes. Noch gingen die doppelten Röhrenknochen durch das eine Band (s. meinen vierten Jahresbericht S. 13); und sie sind also keine Handbergen, sondern Fufsbänder, und lehren uns, in der Erfindung von Namen ungewisser Dinge vorsichtig zu seyn. — β) Eben so macht Herr Lisch nach dem Vorgange so manches würdigen Alterthumsforschers und selbst eines Klemm (s. meine Recension über dessen German. Alterthumskunde in den Heidelb. Jahrb. 1836, Nr. 75, S. 1185 und 1186) den erzenen Streitmeifsel mit seiner beilförmigen breiten Schneide zur kurzen und spitzen eisernen hasta oder Framea, welche so häufig durch ganz Deutschland in den Gräbern gefunden wird und die vorzüglichste und furchtbarste Waffe der Germanen war, und welche Tacitus ausdrücklich (Germ. 6) als ein angustum et breve *ferrum* beschreibt. Herr Lisch hat nicht, wie Tacitus, die gesammten Germanischen, sondern nur die Meklenburgischen Zustände in dem Auge, und geht so weit, dafs er *ferrum* blos mit »Schärfe« übersetzt und sagt: »denn von der Art des Erzes kann dieser Ausdruck nicht verstanden werden.« — Doch das sind nur einzelne Irrthümer, die der übrigen Vortrefflichkeit seiner Arbeit keinen Abbruch thun.

C. Die in dem Friderico-Francisceum dargestellten Gegenstände, welche in dem Texte ihre erklärende und zurückweisende Erläuterung erhalten, sind, damit ich sie nach ihren Arten und Gestalten zusammen ordne, die nachfolgenden:

I. Urnen und andere Grabgefäfse aus Thon, sowohl aus den Kegelgräbern, als aus den Wendenkirchhöfen, Tab. V, VI, XXXIV und XXXV.

II. Waffen: Die Reste eines Schildbeschlages und ein Schildnabel aus Erz, Tab. IX und XXXIII; Aexte aus Stein, Erz

und Eisen, die in diesen verschiedenen Stoffen oft eine ganz gleiche Form haben, Tab. I, XXVIII, XXIX, VII; Axthämmer und Hämmer aus Stein, Tab. I, XXVIII, XXIX; Streitmeifsel (unrichtig Frameae) aus Erz, Tab. XIII; kurze zweischneidige, ungefähr zwei Fufs lange, Schwerter aus Erz mit so kurzem Griffe, dafs er kaum in die Hand pafst, (auch ein in vier Enden zusammengebogenes Schwert aus Eisen und zwei Ortbänder aus Erz,) Tab. XV und XIV; Dolche aus Erz, auch mit so kurzem Griffe, Tab. III und Dolche (Messer, Lanzenspitzen) aus Stein, Tab. XXX, II; Speere (Lanzenspitzen) aus Erz und Eisen, Tab. XXV, VIII, XXXIII; Pfeilspitzen aus Erz, Eisen und Stein, Tab. XXV, XXX, XXVII; Stachelknöpfe, hohl gegossene, aus Erz, zum Einstecken eines Schaftes, Tab. XXV, und Schleudersteine, Tab. XXVII.

III. Zeichen der Würde und Schmucksachen: Eine Krone aus einem antiken Metallgemische, welches dem sogenannten Louisd'or-Golde gleicht, die Hauptzierde der Ludwigsluster Sammlung, Tab. XXXII; ein Diadem von Erz, Tab. X und XXXII; ein Commando-Stab (eine besondere Art Streitaxt) aus Erz mit einer gleichfalls erzenen Stange, Tab. VII, XV, XXXIII; Brusthaftel (richtiger Haftnadeln, Agraffen, weil die wenigsten auf der Brust gefunden werden) aus Erz, aus den Kegelgräbern, Tab. XI, und aus den Wendenkirchhöfen, Tab. XX, XXXIV; Haarnadeln aus Erz, Tab. XXIV; ein Kamm aus Knochen, Tab XXXI; Ohrringe aus Gold, Tab. XXIII, ganz wie wir einen solchen Ohrring bei Walldorf gefunden haben (s. meinen dritten Jahresbericht S. 27); Kopfringe aus blofsem Erze und aus vergoldetem Erze, Tab. X, XXXII, wo jedoch Tab. X, fig. 3 und 4 sehr schwerlich Kopfringe, sondern ein Hals- und ein Armring sind; Halsringe von Erz, Tab. X, fig. 2 und 3; Armringe, massive, hohle und spiral cylindrische aus Erz, Tab. XXI, und Handringe aus feinem Golde und aus Erz, Tab. XXII, wo man jedoch den Unterschied zwischen den beiden letztern nicht einsieht, denn keine dieser Ringe lagen um die Hand, sondern alle um den Arm; auch mögen die ganz weiten Ringe, Tab. XXI, fig. 1 und 2, wohl Fufsringe seyn; Fingerringe, besonders auch spiral-cylindrische, aus Gold und Erz, Tab. XXIII; Handbergen (eigentlich eine Art Fufsbänder) aus Erz, Tab. IV, XXIII; Schnallen aus Erz und Eisen, Tab. XXXII; ein Otternkopf aus Erz zum Beschlagen eines Stabes, Tab. XV; Cylinder aus Morasteisen und aus Kupferdraht, noch mit den linnenen Aufziehfäden, ein Eimerchen von Eisen, hohle Kegel aus Erz zum Aufheften, Knöpfe aus Erz, Tab. XXXII.

IV. Werkzeuge, Hausgeräthe und Gefäfse: Keile, breite und schmale, aus Stein und Erz, auch einer aus Bernstein, Tab. XXVI, XXXIII, X; Schmalmeifsel aus Stein, Tab. XXVII; halbmondförmige und schmal geschnittene Messer aus Stein, Tab. XXVII; Meifsel aus Erz und Eisen mit Schaftloch, Tab. XXXIII; Messer und Messerstiele aus Erz und Eisen, Tab. XVI, XVII, XXXIII; Ledermesser aus Erz und Eisen, Tab. XVII; Rasiermesser aus Erz und Eisen, Tab. XVIII; Haarzangen aus Erz, Tab.

Digitized by Google

XIX; Nadeln, zumal auch Nähnadeln aus Erz, Tab. XXIV, XXXII; Scheiben und Ringe, besonders Spindelsteine, aus Stein und Thon, Tab. XXXII; Gefäfse aus Erz: ein becherartiges, ein urnenähnliches, 2 Büchsen und 1 Büchsendeckel, Tab. XII; ein Löffel aus Erz, Tab. XXXI; eine Deckplatte einer Römischen Lampe, Tab. XXXI; Schleifsteine und erzene Instrumente von ungewissem Gebrauche, Tab. XXXIII.

V. Anderweitige Gegenstände: Menschliche Bilder (Götzen) aus Erz und Thon, Tab. XXXI; ein Heerhorn aus Erz, Tab. IX, und ein Pferdegebifs und Hütchen aus Erz, Tab. XXXIII.

VI. Dazu sind noch abgebildet: auf Tab. XXXVI zwei der bedeutendsten Hünengräber, das Grab von Katelbogen bei der Stadt Bützow und das Hünengrab von Naschendorf bei der Stadt Grevismühlen, und auf Tab. XXXVII der Opferplatz von Boitin bei Bützow, so wie auf der Titel-Vignette zwei Kegelgräber.

Unter den genannten Gegenständen gehören die Keile und Messer von Feuerstein und die Schleifsteine vorzüglich den Urgräbern, die Gegenstände von Gold und Erz beinahe ausschliefslich den, nicht Silber und Eisen und nur höchst selten Werkzeuge von Stein in sich bergenden Germanengräbern, und die von Eisen, Silber, Knochen und Glas hauptsächlich den des Goldes entbehrenden Slavengräbern an. Die Urnen von Thon und der Bernstein finden sich in den drei Classen von Gräbern. Von keinem Exemplare der Aexte, Axthämmer und Hämmer aus Stein ist mit Gewifsheit bekannt, dafs es in einem Grabe oder mit Grabalterthümern zusammen gefunden wäre. Bei den Schmucksachen von Erz ist besonders häufig die in Meklenburg den Germanengräbern eigenthümliche Spiral-Form, und es sind nicht blos Spiral-Cylinder von 2 und 3 bis 24 Windungen, welche Arm- und Fingerringe bilden, sondern auch Spiral-Platten bis zu dem grofsen Durchmesser von 5″ 4‴, welche die verschiedenen Kopf-, Hals-, Arm- und Fingerringe, so wie eine ganz eigene Art von Fibuln zieren, welche man bei uns noch nicht gefunden hat. Die Spiralwindungen kommen selbst als durchbrochene Arbeit in den Schwertgriffen, als eingeschlagene und eingegrabene Verzierungen an den Diademen, Schildnabeln, Schwertknöpfen, Messerklingen, Haarzangen, Büchsen und Dosen u. s. w. vor. — Dafs die meisten Steinsachen, die gröfsten Theiles aus den härtesten Steinarten, zumal aus der unverwüstlichen Hornblende und aus dem Feuersteine verfertigt sind, zu Waffen und Werkzeugen, also zur Führung des Krieges und zu der Ausübung der Gewerbe, gedient haben, läfst sich wohl nicht in Abrede stellen; doch möchten gewifs auch manche, mit Beibehaltung eines uralten gottesdienstlichen Ritus, zu einem religiösen Gebrauche bestimmt und von einer symbolischen Bedeutung gewesen seyn; zumal wenn man bedenkt, dafs ganz kleine Keile nicht blos aus weichem Stein, sondern auch aus Bernstein und gebranntem Thone selbst da noch in den Gräbern vorkommen (wie namentlich die kleinen Steinkeile bei uns), wo längst Erz und Eisen gar nicht mehr mangelten, ja wo die

besondere Steinart, aus der sie bestehen, — der Serpentin, — gar nicht einmal in dem Lande nur einheimisch ist. Man mag jenen berühmten Miölnir, diesen schützenden Hammer des starken Thor, den Todten auch mit zum Geleite gegeben haben. Mit dem Hammer auch weihete der Gott die Bräute und Leichen (s. Jacob Grimm's Deutsche Mythol. S. 123. L. Uhland's Mythus von Thor S. 24 u. 28 ff.). Von dem bei uns so allgemein verbreiteten Namen Donnerkeil, den jene kleinen serpentinenen Keile bei uns haben, weifs man jedoch in Meklenburg nichts; dort führen vielmehr die unzählbar vorkommenden antediluvianischen Versteinerungen der Belemniten und Orthokeratiten diesen Namen. Auch hat man daselbst bei der grofsen Zahl der Steinsachen keine solche aus diesem zarten Steine. Dagegen sind eine Meklenburgs Kegelgräbern besonders eigenthümliche Erscheinung die vielen Rasiermesser und Haarzangen (Pincetten). Von jenen zählt die Ludwigsluster Sammlung 47, von diesen 33 Stücke. In der einen Haarzange sitzt das Rasiermesser fest eingerostet (Tab. XIX, fig. 12).

Blicken wir, diesen unsern Bericht schliefsend, nun nochmals auf das ganze Friderico-Francisceum hin; so ist in keinem deutschen Lande und durch keinen deutschen Fürsten noch so viel vorzugsweise für die vaterländische Alterthumskunde geschehen, als in Meklenburg durch den grofsen Vaterlandsfreund Friederich Franz, und jenes herrliche Prachtwerk sammt seinem nach so richtigen Grundsätzen abgefafsten und so unterrichtenden Texte, durch welche beide die germanische und die slavische Alterthumskunde recht sehr erweitert worden ist, steht bis jetzt als einzig in seiner Art da. Kein wissenschaftlicher Bearbeiter der deutschen und der slavischen Alterthumskunde kann es entbehren, und ich kann demselben nichts mehr, als die allgemeinste Verbreitung, von ganzem Herzen wünschen. Nur ist der Preis desselben dazu gar zu hoch, denn es kostet Ein und dreifsig Gulden. Und es wäre deswegen sehr zu empfehlen, dafs auch eine wohlfeile Ausgabe nur mit wenigen Abbildungen der ungewöhnlichern Gegenstände verfafst würde.

C. Wilhelmi.

Nachtrag zu der Anzeige des Spicilegium Vaticanum, herausgegeben von Karl Greith, im Januarheft S. 58 ff.

Da Herr Jakob Grimm dieses Werk in den Göttingischen gel. Anzeigen, 14. 15. Stück, 1838, Seite 134—141, einer kritischen Prüfung unterworfen hat, so finden wir uns veranlafst, unserer Anzeige ein Paar Worte theils der Ergänzung und Berichtigung, theils freimüthiger Entgegnung, hinzuzufügen.

Bekanntlich hat dieser ausgezeichnete Forscher in seinen Anmerkungen zum armen Heinrich am ausführlichsten über Hartmann von Owe, d. h. Aue, gesprochen. Was er nicht wagte zu

bestimmen, des Dichters Geschlechtsnamen und Vaterland, darüber gab Hr. K. Greith Aufschlüsse, die uns aller Aufmerksamkeit werth schienen, dem Göttingischen Kritiker aber nicht genügen. »Hartmann«, sagt er, »soll nach S. 161 — 163 Dienstmann des Abts von Reichenau gewesen seyn und eigentlich von Westerspül geheifsen haben, deshalb vorzüglich, weil der Weingartner und Pariser Codex ihm einen, hier auf dem Titelblatte abgebildeten (nicht zu der Probe von der vaticanischen Handschrift gehörenden), Schild und Helm mit Habichtköpfen geben, dergleichen auch spätere Wappenbücher den als Lehenträgern jener Abtei vorkommenden Herren von Westerspül beilegen. Dawider gilt doch ein bedeutender Einwand. Hartmann selbst, im armen Heinrich, stellt sich als Dienstmann keines geistlichen Herrn, sondern eines weltlichen dar, d. h. der zu Schwaben gesessene Heinrich Herr von Aue mufs doch als Besitzer derjenigen Aue angesehen werden, welcher auch Hartmann angehörte, der eben durch diese Beziehung zu seinem Gedichte angetrieben wurde. Nirgend redet er von der Reichenau, noch von der in diesem Kloster, wie hier allzu voreilig angenommen wird, genossenen Lehre; warum sollte er Reichenau im Sinne haben bei der Schilderung V. 986 ff. des vorliegenden Werks? Wie nun die Herren von Westerspül zu demselben Wappen gelangen konnten? oder ob das in jenen Liederhandschriften dem Dichter zugeschriebene wirklich das seinige gewesen? mögen Andere prüfen.« Wir gestehen, dafs diese Gründe uns nicht stark genug scheinen, Hrn. Greith's, durch so unverdächtige Data unterstützte, Meinung zu entkräften. Der arme Heinreich ist Hartmann's spätestes Werk, hingegen Gregor auf dem Steine wahrscheinlich eins seiner frühesten. Angenommen (was keineswegs deutlich erhellt), dafs Hartmann jenen schwäbischen Heinrich näher anging, wie leicht ist es möglich, dafs er zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Verhältnissen stand; dafs er in jüngern Jahren sein Reichenauer Lehn cedirte, und dagegen mit Heinrich von der Aue in Verbindung trat; dafs es ein von Westerspül war, der jenes Lehn an sich brachte, oder es, als Verwandter, erbte, und zugleich Hartmann's Wappen annahm! Die Nichterwähnung der Abtei Reichenau kann von Mifsverständnissen des Dichters und des Abts herrühren, die eben jenen veranlafst haben mögen, das Lehn aufzugeben: genus irritabile vatum. Ja sogar dies ist denkbar, dafs beide, Hartmann und Heinrich, Lehnsträger der Abtei waren, und dafs man nur kurz Hartmann von der Aue sagte, mit Weglassung des bekannten Geschlechtsnamens. Wir wissen so wenig Sicheres von Hartmann's Leben, dafs keine Wahrscheinlichkeit von der Hand zu weisen ist, und die Identität der Wappenschilde erlaubt fast keinen Zweifel.

Fehlerhafte Stellen im Gregor heilt Hr. J. Gr. meist mit der Leichtigkeit und Sicherheit, die den geübten Arzt solcher Schäden verräth. Wie gewöhnlich in Handschriften, wurden auch in der vatikanischen hier und da ähnliche Buchstaben verwechselt. Daher raete für taete Vers 77, zwiu für zwir V. 266, grozer für

grôzez V. 472, Der hat si vrû anstatt D. hât sie vieriu V. 677, sundern für sünden V. 724, in ehte für mehte V. 1305, mare für mane, Mähne, V. 1412, gerate für getaete V. 1746, En gezzet für Engezzent V. 2671, halber brot für haber brôt V. 2744, lie für lît V. 3149 (vermuthlich ist auch das doppelte in falsch, und so zu lesen: Unde lît in maneger not.). Anderswo fiel Aehnliches aus, z. B. V. 242, wo Von groze heimliche in V. grozer h. zu verändern ist, V. 515, wo ez hinter waere ausfiel, sowie die (nicht diu) vor diu V. 633, u. s. w. Gut erklärt wird gelîme V. 203, d. h. nahe, gleichsam festgeleimt, wie V. 3194 mit gelîmter (fest anschliefsender) beinwât. Desgleichen: mit frostiger hant für in kaltem Wetter V. 1164. Bei der Stelle:

Nu gedenche ich ob ich wone
Die wile miner swester vone

bemerkt der Kritiker den Gebrauch der Präposition von in der adverbialen Bedeutung des verre, wie: den bin ich billichen von V. 3348. So kann man V. 1413 ob des satels für oberhalb des Sattels nehmen. Umgekehrt stehen auch wohl Adverbia anstatt der Präpositionen, wie innene (intra) francia, in Francia, in dem altdeutschen Glossar, woraus Hr. Greith S. 31—33 Proben giebt, wenn anders Hr. J. Grimm richtig innene für in gene gesetzt hat. Eine constructio ad sensum findet sich, nach des Letztern Bemerkung, V. 996, 997, in den Worten: Ezn wolde dingeliches vragen Diu guot ze wizzen sint, wo sich diu auf den in dingeliches enthaltenen genit. plur. dinge bezieht.

Dankenswerth ist die Ausfüllung einiger Lücken, besonders jener V. 193 und 194, wo die Lesart der Wiener Handschrift:

Unz er darunder zuo ir kam,
Und si an sinen arm genam,

nichts zu wünschen übrig läfst. Nach V. 2908 haben andere MSS. Dies:

Niwan den gotes segen,
Im waren cleider fremede.

Bei V. 1962 bemerkt Hr. J. Gr.: »Lies: dô behabte (anstatt behalte) Gregorius. Nach oder vor diesen Worten ist aber eine ganze Zeile fehlend, die sich aus der Wiener Hs. nicht ersetzen läfst.«

In der Stelle, V. 1087:

Gott erloubte dem Wunsche über in,
Daz er lîb unde sin
Maistert nah sinem werde,

verkennt Derselbe so wenig als Hr. Greith die Personifikation des Wunsches. »Gott verstattete dem Wunsch, gleichsam einem dämonischen Wesen zweiten Ranges, Mentor, Schutzengel und Bildner des Jünglings zu werden; der Wunsch bemeistert sich seiner und vollendet seine Erziehung wie die eines geliebten Sohnes:

'er haet in geschaffet baz', er hätte ihn noch besser geschaffen, 'chunder', wäre es möglich gewesen (»konnte er, hätte er gekonnt«). Dies alles hätte gesagt werden können, ohne Gott einzumischen; Hartmann, die heidnische Grundansicht mildernd, läfst den Wunsch für sein Werk erst göttliche Erlaubnifs einholen. Sollte aber die Unterordnung des Wunsches unter eine andere Gottheit auch bereits früher so aufgefafst worden seyn, so dürfte man sich wieder an die als Begleiterinnen des Dionysus, der Aphrodite, erscheinenden Charites und Gratien erinnern. Vgl. Gramm. 4, 748, wo gerade auch eine Stelle Hartmann's besprochen wird.« So unser Kritiker. Uns scheint bei diesen Dichtern der personificirte Wunsch an die Stelle des Genius, oder des guten Genius, der Alten getreten zu seyn. Natürlich ist dies Wesen den christlichen Dichtern nicht mehr der deus naturae humanae des Horaz, oder der altdeutsche Obergott Wodan (Wuotan u. s. w.: m. s. J. Grimm's deutsche Mythologie S. 235, 507, 547); ihrer Weltansicht gemäfs erkennen sie nur den einigen Gott, und so wird der Genius ein blofser Wünscher, ein wohlwollender Geist, der dem Menschen zu allem Guten und zum Glück behülflich ist, wenn Gott ihm die Macht dazu ertheilt. —

Stellen, über die wir mit Hrn. J. Gr. nicht übereinstimmen, sind folgende. V. 791:

Daz wintgestoze wart so groz,
Daz si uf dem sê verdoz.

Hier soll man lesen: Daz si uf dem sê verdrôz (ze bliben). Wir finden diese Ellipse hart, und die Lesart des MS. erträglich. Der Windstofs vertosete sie, d. h. warf sie tosend, auf der See umher. Nibelungen 8405: Darnach ward einiu stille, daz der schal verdoz. — V. 851 ist Hr. Gr. nicht abgeneigt, das Verbum creden in crede mich für gleichbedeutend mit greden, sich abmühen, bei Schmeller 2, 102. zu halten, so dafs crede mich, ebenfalls elliptisch, bedeutete: Gott mühe, züchtige mich! wie wir sagen: Gott strafe mich! Wir finden unsere Erklärung natürlicher. — V. 2425:

Ih weiz wol daz Judas
Niht riwiger was,
Do (nicht Dv) er sich vor laide hie,
Danne in zwein hie.

Hr. Gr.: »Vielleicht: dan in zwein geschach hie.« Aber wie sollte geschach ausgefallen seyn, und wozu dies Wort, da was ebensowohl auf în als auf Judas geht? — V. 3087:

Nu baten si in (den Fisch) da
Den wirt selbe gellen.

Hr. Gr.: »Was bedeutet den visch gellen? ausnehmen? das Eingeweide, die Galle, herausnehmen? Dann würde stehen engellen. Vielmehr also: dem Fisch durch Zerreifsung der Galle beim Ausnehmen einen bittern Geschmack geben. Gerade so noch heute

in Niedersachsen de Fiske gallen (brem. Wörterb. 2, 478.). Unrichtig erklärt Adelung den F. gallen durch die Galle ausnehmen.« Gleichwohl ist Hrn. Grimm's Erklärung unmöglich recht: denn kein Koch zerreifst die Galle eines Fisches, um ihm einen bittern Geschmack zu geben, den Niemand mag. Also steht entweder gellen für engellen, oder dies Wort ist zu setzen. — V. 3091:

Do vant schatz girman
Den sluzel in einem magen.

Hr. Gr.: »Lies: der schatzgîtege man? Im Wiener Cod.: der schalkhaftic man.« Wir errathen nicht den Sinn des Wortes schatzgîtege, wenn es nicht Schreib- oder Druckfehler ist. Passend wäre der schatzgîrige, denn habsüchtig war, der ganzen Erzählung nach, der Fischer. Allein wahrscheinlicher ist der schatzgîre. — V. 1438:

Unser meister, der din phlach
Mit lêre unz an disen tagch.

Wir erwarteten einen Wink über das wunderliche tagch, das nichts anders ist als eine Correction des Abschreibers, der in Gedanken tag geschrieben hatte, als er bemerkte, dafs der Reim tach verlange, was auch Nibel. 157, 165, und sonst gefunden wird. Da Abschreiber nichts ausstreichen, so begnügte er sich, ch daneben zu setzen. Der Punkt unter dem g, das gewöhnliche Zeichen des Unrichtigen in Handschriften, mag verwischt seyn. Uebrigens schrieb vielleicht eigentlich Hartmann, ein gelehrter Ritter, der Analogie gemäfs, phlag, tag. — Noch mehr wundert uns das Stillschweigen bei V. 1554:

Des wart er trurech unde unvro.

Wir vergafsen schon in unserm frühern Aufsatze über Hrn. Greith's Buch anzumerken, dafs man lesen müsse unde vro. Dies zeigt deutlich das Folgende. unvro scheint eine Verballhornung des Abschreibers, der das Oxymoron nicht begriff.

Ueber 32, oder, mit Ergänzung von 2 fehlenden, gar 34 Verse, die das Wiener MS. am Schlusse hat, erinnert Hr. J. Gr., dafs sie wahrscheinlich unächt sind. Dies scheint uns auch der Umstand zu beweisen, dafs der Name des Dichters hier nochmals erwähnt wird, da Hartmann ihn sonst nur in den Prologen anbringt.

Dr. *F. H. Bothe.*

SCHULSCHRIFTEN.

Lateinische Schulgrammatik mit Rücksicht auf die neuere Gestaltung der deutschen Sprachlehre für die untern und mittleren Gymnasialklassen und für Progymnasien bearbeitet von Dr. Karl Eichhoff und Dr. Karl Chr. Beltz. Elberfeld 1837, bei K. J. Becker. XIII und 216 S. gr. 8.

Es gereichte dem Referenten zu besonderem Vergnügen, gleich nach der Vollendung des Drucks seiner eignen lateinischen Schulgrammatik für die mittlern und obern Gymnasialklassen, der oben genannten von den Herren Eichhoff und Beltz zu begegnen, die in der Anordnung und Behandlung des Stoffes in ganz ähnlichem Sinne, wie die seinige, für die untern Klassen bearbeitet ist, und von methodischer Sorgfalt und praktischem Lehrerblicke zeugt. Da bei den Schülern der untern Klassen, die mit einer gewissen Beschränkung des zu Lehrenden gleichsam fest an der Hand geführt werden müssen, vorzugsweise das Maſs zu berücksichtigen ist, das ein für sie bestimmtes Lehrbuch, abgesehen von sonstigen wissenschaftlichen Erweiterungen, enthält, so will auch Ref. in seinen Bemerkungen über das vorliegende Buch durchaus keine erweiternden Beiträge zu dem Gegebenen liefern, sondern mehr auf die methodische Anordnung des Einzelnen sich beziehen.

Bei der Anordnung der Declinationen scheint es für diese Stufe ganz zweckmäſsig, daſs die Formen der in's Lateinische aufgenommenen griechischen Wörter ganz von den lateinischen Declinationen ausgeschieden sind. — Minder sachgemäſs will es scheinen, daſs die HH. Verff. in der zweiten Declination von den Wörtern auf *er* ausgehen, statt die mit der Nominativ-Endung *us* versehenen vorauszustellen, und sie so als Grundschema dieser Declination anzusehen. Wenn wir Formen wie ἄγρος und ager, ἕσπερος und vesper, Ἀλέξανδρος und Alexander betrachten, und wenn wir ferner mit den HH. Verff. §. 23 die adjectivischen Endungen us, a, um als die ursprünglichen voranstellen, so wäre es wohl consequent, auch in der Declination der Substantiva der zweiten Declination von den mit der Nominativ-Endung *us* und *um* versehenen, als den ursprünglichen, auszugehen, und erst an diese die endungslosen auf *er*, wie *ager* und *puer*, anzureihen. Hieran knüpft sich wohl wieder die weitere Consequenz, daſs ebenso in der 3ten Declination sachgemäſser von denen ausgegangen würde, die mit der Nominativ-Endung *s* versehen sind, statt daſs die endungslosen vorangehen. — Bei den Adjectiven ist die Form der Endungen und die darangeknüpfte Zahl der Endungen von der Declinationsform abhängig, daher scheint es nicht nur sachgemäſser, sondern auch der Auffassungskraft des Anfängers convenienter, die Adjectiva auf *er*, *is*, *e* (acer, acris, acre u. dgl.) nicht in gleichen Rang mit den Adjectiven auf *us*, *a*, *um* und *er*, *a*, *um* zu stellen, sondern dieselben blos in eine Anmerkung zu den

Adjectiven auf *is* und *e* (levis, leve) zu verweisen, von denen sie doch eigentlich eine blos untergeordnete Form ausmachen, indem die ursprüngliche Nominativ-Endung *is* im Masculino wegfiel. — Ref. will mit Allem diesem nicht sagen, dafs der Anfänger auf der ersten Stufe mit dergleichen Erörterungen über die Nominativ-Bildung zu behelligen sey, allein die ursprüngliche Anordnung, in der er beim anfänglichen Erlernen geführt wurde, dürfte wohl in Uebereinstimmung mit dem ausführlichern Unterrichte stehen, der auf einer spätern Stufe gegeben wird. — In Beziehung auf die Conjugationsformen hält es Ref. für unpraktisch, dafs die HH. Verff. überall das Passivum mit seinen Formen auf die nebenstehende Seite neben das Activum gesetzt haben. Es wird sowohl dem praktischen Schulzwecke als dem Systeme besser entsprechen, zuerst das Activum allein für sich durchzuführen; und aufserdem scheint es dabei sehr zweckmäfsig zu seyn, zuerst die ersten Personalformen einer Conjugation durch alle Tempus- und Modusformen nebst den Formen des Infinitivs u. s. w. hindurch zu führen, und dann an diese ersten Personalformen zur Erleichterung des Lernenden die übereinstimmenden Personal-Endungen anzuknüpfen, und auf ihre geringe Verschiedenheit in gewissen Temporibus aufmerksam zu machen. Man hat von Altersher in der griechischen Grammatik eine solche Tabelle der ersten Personalformen des Verbi Finiti zu Anfang hingestellt, was auch Buttmann mit seinen Nachfolgern befolgte, und die Art und Weise, wie Billroth in seiner lat. Grammatik seine Tabelle der Buttmannischen nachbildete, verdient wohl Beachtung zu praktischem Zwecke *). — Den dritten Abschnitt der Formenlehre bildet, nachdem die Elementarlehre und Flexionslehre vorausgegangen sind, die Wortbildung. — Diese Ueberschrift erhält aber dieser Abschnitt mit einem gewissen Unrechte. Denn wenn hier auch von der Bildung der Adverbien gehandelt wird (und zwar ausführlicher als dem begränzteren Zwecke dieses Schulbuchs convenient seyn möchte); so ergibt sich doch auf den ersten Blick, dafs die Art der Anführung der Präpositionen, in sofern sie nach der Rection ihrer Casus eingetheilt sind, und der Conjunctionen, die in ihren verschiedenen Bedeutungen für coordinirte und subordinirte Sätze aufgeführt werden, so wie auch die angehängte Anführung der Interjectionen, nichts mit der Wortbildung zu thun haben, indem auch gar nicht auf ihre Bildungsart hingewiesen ist. Ref. will damit nicht sagen, dafs von der Wortbildung mit gröfserer Ausführlichkeit der Anfänger unterrichtet werden sollte; allein er nahm daran Anstofs, dafs die blofse Aufzählung und Eintheilung einer Wortart unter den Titel Wortbildung

*) Wenn Ref. in seiner Grammatik für die mittlern und obern Klassen die ersten Personalformen aller vier Conjugationen zusammenstellte, so konnte er sich dies in sofern erlauben, als seine Grammatik nicht für Anfänger bestimmt war.

gleichsam untergeschoben wird. Es beruht dies auf einer gewissen Unklarheit des Systems, die dadurch nicht völlig überwunden werden konnte, dafs von der Conjunction u. s. w. noch vor dem Uebergang in die Satzlehre etwas gesagt werden sollte, wie's denn gewöhnlich in den Grammatiken zu geschehen pflegt. — Ref. hat seine Formenlehre in zwei Theile eingetheilt: A) Wortarten und ihre Flexionsformen — B) Wortbildung. — Da die Flexionsformen selbst von den Wortarten abhängig sind, indem z. B. an den Begriff der Verba eine andere Flexion sich anschliefst, als an den der Nomina; und die Nomina-Adjectiva wieder von den Substantiven in ihren Formen sich wesentlich unterscheiden, so werden wir die Lehre von den Wortarten mit in die Formenlehre ziehen dürfen. Haben wir aber die Lehre von den Wortarten mit in die Formenlehre gezogen, und diese nicht blos als Flexionslehre angesehen, so bleibt uns das Recht, auch diejenigen Wortarten, die keine Flexion haben, hier noch unterschieden von der der flectirten, und unterschieden unter sich selbst, aufzuführen, wodurch nicht die etwas unlogische Unterordnung dieser Wortarten unter die Wortbildung veranlafst wird. —

Wir gehen nun zur Satzlehre über, von der die HH. Verff. mit Recht sagen, dafs sie nicht wie die Aug. Grotefend'sche ein blofser Versuch zur Verschmelzung der alten und neuen Methode seyn, sondern den naturgemäfsen Gang geradezu verfolgen soll. Dafs die Syntax von Weifsenborn weit wissenschaftlicher geordnet und durchgeführt ist als die Aug. Grotefend'sche, erkennen die HH. Verff. an, aber ebenso auch, dafs ihr die praktische Klarheit für den Schulunterricht in vielen Rücksichten abgeht. — Und wenn auch die HH. Verff. dem für Anfänger bestimmten und daher enger begränzten Zwecke ihres Buches gemäfs nur die Grundzüge der Satzlehre geben wollten, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, dafs Vieles einzelne auch hier klarer und dem wissenschaftlichen System gemäfser hätte durchgeführt werden können, ohne den praktischen Zweck des Buches zu beeinträchtigen. — Wenn Weifsenborn in seiner Entwicklung des Satzes vom Verbum allein ausgeht — legis, — legimus — (was in dem bekannten veni, vidi, vici, für die alten Sprachen und namentlich für die lateinische ein unterstützendes Beispiel erhält) — so ist's dennoch eine ausgemachte Wahrheit, dafs in der Bildung eines Satzes immer zwei Begriffe wenigstens auf einander bezogen sind, mag auch der eine dieser Begriffe in seiner Beziehung blos durch die Form des Verbums angedeutet seyn. Wir werden daher als Grundform des Satzes die Beziehung zweier Begriffe auf einander aufstellen dürfen (Subject und Prädicat). Allein die Grundform des Prädicats bleibt immerhin das Verbum, das Wort κατ' ἐξοχήν, welches wie in *veni*, *vidi*, *vici*, auch selbst ohne das Subject eintreten kann. — Es scheint daher unpassend, dafs die HH. Verff. als erste Satzform aufstellen: homo est animal, dann: terra est rotunda, und erst zuletzt: pater dormiebat u. dgl.; statt

die Verbindung des Verbums vor Allem vorauszustellen, und erst hieran terra est rotunda, und zuletzt homo est animal anzureihen. So unbedeutend dies auch für sich allein betrachtet zu seyn scheint, so knüpfen sich hieran doch allerlei Consequenzen, von denen die unwahrste und unbequemste ist, dafs nach der Weise der HH. Verff. die Grundform des Satzes eine dreitheilige ist, und die Copula als ursprünglicher Satztheil hervorgehoben wird. — Statt weiterer Erörterungen mufs sich Ref. hier auf die Ausführliche Grammatik von K. F. Becker berufen, die übrigens den HH. Verff. nicht unbekannt ist. Wenn übrigens das blos die Beziehung ausdrückende Wort (Formwort) *est*, *sunt*, für sich keinen selbstständigen Theil des Satzes ausmacht, so dient es doch noch in andern Arten von Sätzen als den von den HH. Verff. angeführten, zur Verbindung des Prädicats mit dem Subjecte, und es gehört hierher noch der Eigenthumsgenitiv: hic ager est *regis* (vgl. hic ager est *regius*), der Eigenschaftsgenitiv: hic vir *magni* est *animi*, und der Eigenschaftsablativ: Herodotus fuit *magna eloquentia*. Schon Becker in seiner Schulgrammatik (§. 217, c. 3te Aufl.) hat diese prädicativen Casus als solche von den objectiven Casibus unterschieden. Jedenfalls hindert es die klare Anschauung der sprachlichen Verhältnisse bei dem Schüler, wenn die Wortverbindungen unter das objective Satzverhältnifs gezogen werden. Eben so unpassend scheint es, dafs der attributive Genitiv (*Ciceronis* libri u. s. w.) unter das objective Satzverhältnifs gezogen ist. — Schon die Nebenformen: Libri Ciceroniani u. dgl. weisen diesen Verbindungen ihre Stelle unter dem attributiven Satzverhältnisse an; und um eine gewisse logische Klarheit festzuhalten, dürfen dergleichen Umstellungen nicht stattfinden. — Eine ähnliche verwirrende Umstellung findet sich bei den subordinirten Sätzen, bei denen die Absichtssätze unter die Substantiv-Sätze gezählt werden. Ueberhaupt haben die HH. Verff. den Begriff des ergänzenden Objects nicht gehörig von dem blos bestimmenden Object gesondert. Und wenn wir einerseits die das Subject oder ergänzende Object eines andern Satzes bezeichnenden Sätze als Substantivsätze ansehen, dagegen die Sätze, die ein blos bestimmendes Object (gleich den Adverbien) enthalten, als Adverbialsätze; so werden wir die Absichtssätze, die ebenso wie die ursächlichen Sätze eine causale Bestimmung enthalten, nur zu den Adverbialsätzen, nicht zu den Substantivsätzen, zählen dürfen. — Was die HH. Verff. von den Modis des Prädicats gesagt haben, ist wohl absichtlich von ihnen dem Zwecke ihres Buches gemäfs in der gar geringen Beschränkung gehalten worden. Doch wäre nach des Ref. Ansicht eine selbst dieser Unterrichtsstufe entsprechende Erweiterung wohl nicht unzweckmäfsig gewesen. Dabei findet Ref. hier eine Lücke, die nur durch einen dem Ende beigegebenen Anhang ausgefüllt wird, und es erscheint auffallend, dafs die Lehre vom Comparativ und Superlativ nicht anderswo als in einem Anhang ihre Stelle finden konnte. — Solche

blos — ich möchte sagen angeflickte — Abschnitte, die sonst doch ihren wohlverdienten guten Platz einnahmen, müssen für die allgemeinere Annahme eines logischen Systems der Satzlehre bei dem leicht empfindbaren Streben gegen das Neue nur hindernd wirken, und Ref. wundert sich, dafs die HH. Verff. nicht nach der schon von Becker angedeuteten Weise diesem Abschnitte seinen Platz angewiesen haben. — Es ist ausgemacht, dafs der Modus (die Art und Weise) der Aussage nicht in allen Beziehungen durch eine entsprechende Modusform des Verbi ausgedrückt werden kann. Und daher wurde von den HH. Verff. auch mit Recht die fragende Prädicatsform unter den Modis des Satzes aufgezählt. — Aber der Modus enthält nicht blos die Art und Weise der Aussage, sondern auch — was schon im Begriffe des Wortes *modus* liegt — das (intensive) Maafs eines Prädicats. Daher werden die Modificationen folgender Sätze: »Die Sonne ist grofs, die Sonne ist sehr grofs, die Sonne ist gröfser als die Erde, die Sonne ist der gröfste Himmelskörper«; unter dem Modus des Prädicats begriffen werden müssen. Der in den Anhang verwiesene Comparativ und Superlativ hätte deswegen mit mehrerem Andern aus dem Anhange an die eigentlich conveniente Stelle im Satzbaue selbst eingefügt werden sollen.

Ref. glaubte, blos der Sache wegen diese Bemerkungen vortragen zu müssen. Er ist weit davon entfernt, dieselben aus Tadelsucht oder um sich über die HH. Verff. erheben zu wollen, auszusprechen. Und wenn sein Urtheil auch in Einzelheiten von den Verff. abweicht, so ist er doch nicht minder bereit, ihre dankenswerthen Bemühungen für die Aufhellung und Verbesserung der lateinischen Grammatik anzuerkennen, und hat sehr Vieles in diesem Buche gefunden, was seine volle Beistimmung hat, und das Buch im Ganzen für die Lehrer, die sich der neuern Gestaltung des Sprachunterrichts auch im Lateinischen anschliefsen wollen, empfehlenswerth macht.

Feldbausch.

Oben Seite 386 Zeile 5 von unten mufs es heifsen: zunächst mehr darauf bedacht

Die eheliche Abstammung des Fürstlichen Hauses Löwenstein-Wertheim von dem Kurfürsten Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz, und dessen Nachfolgerecht in den Stammländern des Hauses Wittelsbach. Von Dr. Johann Ludwig Klüber. Aus dem literarischen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. J. Mülhens. Frankfurt a. M. in der Andreäischen Buchdruckerei. 1837. 357 S. (und Vorwort des Herausg. etc. S. I—XVI.) 8.

Die letzte Schrift, gleichsam das Vermächtniſs eines Mannes, welchem, in Beziehung auf Umfang und Mannigfaltigkeit des Wissens, unter den jetzigen deutschen Rechtsgelehrten kaum Einer oder der Andere gleichzustellen, Keiner vorzuziehen seyn möchte. Obwohl alt und wohlbetagt, dennoch, (das beweist die Schrift, welche der Gegenstand dieser Anzeige ist,) in dem vollen Besitze seiner Geisteskräfte, wurde der Verfasser bei der Ausarbeitung dieser Schrift von dem Tode überrascht, so daſs die Arbeit, (was vielleicht auf dem Titel hätte angeführt werden sollen,) unvollendet geblieben ist. *)

Der Herausgeber erklärt sich über die Handschrift oder über die handschriftlichen Aufsätze Klüber's, welche der Druckschrift zum Grunde liegen, in einem Vorworte so:

»Die nachstehende historische Abhandlung des verstorbenen Dr. J. L. Klüber sollte den ersten Theil eines Werkes bilden, dem der Verfasser seit mehreren Jahren eine besondere Sorgfalt widmete und an dessen Vollendung er durch den Tod gehindert wurde. Im Einverständniſs mit dem Erben (dem Sohne) des Verfassers, von welchem mir das Manuscript als Eigenthum übertragen worden ist, übergab ich den historischen Theil des Werkes, welcher für sich als ein vollendetes Ganzes betrachtet werden kann, dem Publikum, weil ich, in Berücksichtigung der freundschaftlichen Verhältnisse, in welchen ich

*) Eine Schrift ähnlichen Inhalts, (welcher mehrere Urkunden beigedruckt sind,) ist unter dem Titel: „Widerlegung einiger in neuerer Zeit verbreiteter falscher Nachrichten in Bezug auf den Ursprung des hochfürstlichen Hauses zu Löwenstein-Wertheim und dessen Successionsrecht in Bayern.“ zu Wertheim im Jahr 1830 erschienen.

Digitized by Google

zu dem Verblichenen stand, es für meine Pflicht erachte, seinen veröffentlichten zahlreichen, gelehrten und literarischen Werken auch dasjenige anzureihen, was das Ergebniſs der Lieblingsarbeit in seinem letzten Lebensabschnitte gewesen und was den Ruf des Ehrenmannes zu verherrlichen im Stande ist, der unter allen Verhältnissen seinem Wahlspruche: » Vitam impendere vero, « entsprechend lebte. «

Man kann aus diesen Äusserungen des Herausgebers abnehmen, daſs das Werk, nach dem Plane des Verfassers, aus zwei Theilen, einem geschichtlichen und einem theoretischen Theile, bestehen sollte, — daſs wir in der vorliegenden Druckschrift zwar nur den ersten oder geschichtlichen Theil vor uns haben, daſs jedoch dieser nach der (also in dem Nachlasse vollendet vorgefundenen) Handschrift abgedruckt worden ist. Gleichwohl hätte man von dem Herausgeber erwarten können, daſs er sich über die Beschaffenheit der Handschrift, aus welcher die Druckschrift entlehnt ist, etwas genauer erklärt hätte. Mit dieser Bemerkung soll keineswegs gesagt seyn, daſs der Herausgeber in einzelnen Stellen der Schrift seine Meinungen oder seine Worte dem Verfasser, den der Titel der Schrift nennt, untergelegt zu haben scheine. Vielmehr ist überall Klübers Geist und Stil erkennbar; letzterer z. B. aus der Eigenthümlichkeit, daſs man das Verbum häufig dem Substantivo vorgesetzt findet, welches von jenem regiert wird. Wohl aber ist man bei dem Lesen der Schrift zuweilen zu der Vermuthung veranlaſst, daſs der Herausgeber Blätter oder Nachrichten, welche der Verfasser für den zweiten Theil bestimmt hatte, dem ersten Theile einverleibt habe. Auf jeden Fall würde man dem Verfasser unrecht thun, (und nur um einen ungerechten Tadel von dem Verfasser abzuwenden, ist dieses Zweifels gedacht worden,) wenn man ihm wegen der verfehlten Stellung einzelner Lehren, sollte sie auch von ihm herrühren, einen Vorwurf machen wollte. Erst wenn man eine literarische Arbeit vollendet hat, läſst sich übersehn, wo die eine oder die andere besondere Ausführung an ihrem rechten Orte steht.

Über die Aufgabe und den Zweck der Klüberschen Schrift ist Folgendes vorauszuschicken:

Friedrich, mit dem Beinamen der Siegreiche oder der Sieghafte, Fridericus Victoriosus, (vom Jahre 1452 bis zum Jahre 1476, seinem Todesjahre,) Churfürst von der Pfalz, in der

Reihe der Churfürsten von der Pfalz der Erste dieses Namens, — einer der ausgezeichnetesten Fürsten des erlauchten Hauses der Wittelsbacher, unter den deutschen Fürsten der Vorzeit überhaupt ein Stern erster Gröfse, — erzeugte mit Klara Tettin von Augsburg, — einem Frauenzimmer, das, nach dem einstimmigen Zeugnisse der Zeitgenossen, eben so sehr durch Vorzüge des Geistes und des Herzens, als durch Vorzüge des Körpers, glänzte, *) — zwei Söhne, Namens Friedrich und Ludwig. Friedrich, der älteste Sohn, starb frühzeitig, (geb. zwischen dem Anfange des J. 1460 und dem Ende des J. 1462, gest. 1474), als Domherr zu Worms und Speier, also unvermählt. Ludwig, der jüngste, (geb. den 29. Sept. 1463) wurde der Stammvater des gräflichen jetzt fürstlichen Hauses Löwenstein.

» Ob Ludwig ehelicher Sohn des Kurfürsten gewesen sey? ob Friedrichs Ehe mit Klara Tettin vollwirkend gewesen sey für den daraus abstammenden Ludwig? ob Er und die aus vollwirkenden Ehen von Ihm abstammenden Nachkommen für successionsberechtigte Mitglieder des Hauses Wittelsbach zu achten seyen? — die richtige Beantwortung dieser That- und Rechtsfragen ist eine historisch-publicistische Aufgabe, deren Lösung seit zwei Jahrhunderten mehrfach versucht worden ist.« (Vorrede des Verfs. S. V.) Denn es schwebte bisher über die Verbindung zwischen dem Kurfürsten Friedrich dem Siegreichen und der Mutter seiner Kinder, — ob oder von welcher Zeit an diese Verbindung eine eheliche war, — so wie über die Abkunft der Stammmutter des Hauses Löwenstein, ein Dunkel, welches die Geschichtschreiber der Pfalz und des Pfälzischen Fürstenhauses entweder, von der Benutzung der Archive ausgeschlossen, zu zerstreuen nicht vermocht hatten, oder, aus Scheu, die Arcana domus zu veröffentlichen, zu zerstreuen nicht gemeint gewesen waren.« (Dafs sich auch Kremer in seiner Geschichte Friedrichs des Siegreichen über jene Verbindung so schwankend äussert, erklärt Kl. — wohl nicht ohne Grund — aus der letzteren Ursache.)

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, veranlafst, dieselbe Aufgabe einer neuen Untersuchung zu unterwerfen, gelangte end-

*) Der beste Beweis für den hohen Werth dieser Frau liegt wohl in der Treue, welche ihr ein Friedrich der Siegreiche, (take it for all, he was a man!) so viele Jahre lang und bis an seinen Tod bewahrte. — Ein Zeugnifs, welches sie nicht minder ehrt, ist in einer Urkunde v. J. 1489 enthalten. (Kl. S. 93.) Hier nennt sie ihr Sohn Ludwig: „Myne Hertze Liebe Mutter.“

lich, — nach wiederholter strenger Abwägung des Für und Wider, nachdem er das, was in den Schriften seiner Vorgänger und in früher bekannt gemachten Urkunden über den Gegenstand der Aufgabe enthalten war, mit der Belesenheit, durch welche er sich in allen seinen Schriften auszeichnete, zu Rathe gezogen hatte, in dem Besitze einiger bisher nicht veröffentlichten Urkunden, welche ihm aus dem Archive des Fürstlichen Hauses Löwenstein mitgetheilt worden waren, — zu der festen Überzeugung, dafs die Frage ihrem ganzen Umfange nach zum Vortheile des Hauses Löwenstein zu entscheiden sey, dafs man also anzunehmen habe,

theils, dafs die oben genannten Grafen Friedrich und Ludwig in der Ehe erzeugte Kinder des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz waren,

theils, dafs die Nachkommenschaft des Grafen Ludwig, vermöge dieser Abstammung ihres Ahnherrn, zur Nachfolge in die Stammländer des Hauses Wittelsbach berechtiget sey, oder dafs, — wie man sich jetzt auszudrücken pflegt, — die Ehe des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, in Beziehung auf das Nachfolgerecht der in dieser Ehe erzeugten Kinder, eine standesmäfsige Ehe war. (Man wird nicht unbemerkt gelassen haben, dafs der Vf. in der oben angeführten Stelle der Vorrede, da also, wo er die Aufgabe der Schrift bestimmt, nicht den Ausdruck: Standesmäfsige Ehe, gebraucht. Auch sonst bedient er sich in der vorliegenden Schrift nirgends dieses Ausdrucks zur Bezeichnung der ehelichen Verbindung Friedrichs I. Gewifs hatte er seine guten Gründe, sich dieses — in der That sehr vieldeutigen — Ausdrucks zu enthalten, wenn er sich auch nicht über diese Gründe in dem vorliegenden Theile seiner Schrift erklärt. Jedoch über Wort und Sache ein Mehreres weiter unten.)

Indem der Vf. diese seine Überzeugung ausspricht, bemerkt er übrigens selbst, dafs in der Geschichte der Verbindung des Kurfürsten Friedrich I. mit der Stammmutter des Hauses Löwenstein noch gar Manches übrig bleibe, was für jetzt nicht durch einen direkten sondern nur durch einen indirekten Beweis oder nur durch Induktion in Gewifsheit gesetzt werden könne. Die Urkunden, welche die noch fehlenden direkten Beweise enthalten könnten, dürften, wie der Vf. hinzufügt, hauptsächlich in dem Reichs- und Hausarchive zu München, welches auch das vormals

zu Mannheim aufbewahrte kurpfälzische Hausarchiv in sich schliefst, zu suchen und zu finden seyn. »Die in München nachgesuchte Unterstützung mit archivalischen Nachrichten und Hülfsmitteln wurde jedoch nicht gewährt.«

Der vorliegende erste (oder geschichtliche) Theil enthält nun die Thatsachen, auf welche sich die oben erwähnte Überzeugung des Vfs. gründete. Wenn sich derselbe Theil zugleich über einige seinem Hauptthema nur verwandte Gegenstände verbreitet, so darf das dem Vf. wegen der Beschaffenheit des Beweises, den er allein führen konnte, um so weniger verargt werden.

Jetzt zu einer möglichst zusammengedrängten Anzeige des Inhalts der Schrift! — Die Abhandlung besteht aus vier Abschnitten, welchen eine Einleitung vorausgeschickt ist.

In dieser *Einleitung* (S. 1) wirft der Vf. zuvörderst einen Blick auf die unruhigen und kaum ein anderes Recht, als das des Stärkeren, anerkennenden Zeiten, in welche das vielbewegte Leben Friedrichs I. fiel. Sodann handelt er von dem berühmten Vertrage oder Traktate von Pavia, welcher im J. 1329 unter den sämmtlichen damaligen Linien des Geschlechts der Wittelsbacher abgeschlossen wurde, (nur auf Niederbaiern wurde er erst später ausgedehnt,) und welcher, in der Folge oftmals bestätiget, noch heute das erste und oberste Wittelsbacher oder Pfalz-Baiersche Haus-Grundgesetz ist. Durch diesen Vertrag wurde die Unveräusserlichkeit aller dermaligen und zukünftigen Besitzungen des Hauses ausserhalb der Familie, so wie die wechselseitige Nachfolge aller Linien und ihrer Mitglieder festgesetzt, ohne dafs übrigens der Vertrag über die Bedingungen der Successionsfähigkeit besondere Bestimmungen enthielt. »Da das Fürstliche Haus Löwenstein-Werthheim in gerader Linie abstammt von dem Pfalzgrafen und Kurfürsten Friedrich dem Siegreichen, da dasselbe die Rechtmäfsigkeit dieser Abstammung und vermöge derselben für sich die Eigenschaft eines stammverwandten Zweigs des Hauses Wittelsbach behauptet; so bildet die pragmatische Sanktion von Pavia zugleich die urkundliche Grundlage seines Anspruchs auf eventuelle familienfideikommissarische Staatsnachfolge in den Baierschen oder Wittelsbachischen Stammlanden.«

»*Erster Abschnitt.* Successions- und Regierungsgeschichte Friedrichs I.« S. 13. — Ludwig IV., Pfalzgraf

und Kurfürst, hinterliefs bei seinem im J. 1436 erfolgten Ableben drei Söhne, Namens Ludwig, geb. d. 31. Dec. Dec. 1424, Friedrich, geb. d. 1. Aug. 1425, (der Friedrich, welcher der Stammvater des Hauses Löwenstein geworden ist,) Ruprecht, geb. d. 27. Febr. 1427. Ludwig folgte seinem Vater in der Kur und in den Kurlanden. Die übrigen Besitzungen wurden unter die Brüder getheilt, jedoch bald wieder, durch besondere Verträge, mit den Kurlanden vereiniget. — Aber schon den 13. August 1449 starb Ludwig, in der Reihe der Kurfürsten und Pfalzgrafen dieses Namens der Vte, mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes, Philipp, der damals kaum 13 Monate alt war. Zur Vormundschaft und zur Landesverwesung war dem Herkommen und den Hausgesetzen nach der Vatersbruder des unmündigen Philipp, Friedrich, berufen. (Der andere Vatersbruder, Ruprecht, war in den geistlichen Stand getreten; er starb im J. 1480.) Sorglich waren die Zeiten, in welchen Friedrich die ohnehin schwere Bürde übernahm. Die Pfalz war von äusseren Feinden bedroht; selbst die Treue einiger Vasallen schien zu wanken. Zwar konnte man das vollste Vertrauen auf einen Fürsten setzen, welcher sich schon frühzeitig durch Sittlichkeit und Charakterfestigkeit, durch Verstand und Besonnenheit, durch Kriegsthaten, welche den künftigen Feldherrn in ihm ahnden liefsen, ausgezeichnet hatte, und welcher selbst durch sein Äusseres Achtung gebot. Aber, durfte man hoffen, dafs eine Regentschaft, — ihrem Wesen nach minder stark, als eine Gewalt, die in eigenem Namen ausgeübt wird, — den Stürmen der Zeit gewachsen seyn würde? Mufste man nicht in solchen Zeiten wünschen, einen Herrn von erprobter Tüchtigkeit auf die Dauer dem Lande zu erhalten? einer Zersplitterung der Stammlande vorzubeugen? Da stellten nun die Ersten des Landes, die Prälaten, Grafen, Herren, Ritter und Lehnsleute, (Landstände hatte die Pfalz nicht,) gestützt auf zwei ähnliche Vorgänge, die sich früher in dem Hause Pfalz begeben hatten, an den Pfalzgrafen Friedrich förmlich (im J. 1451) den Antrag, die Zügel der Regierung in eigenem Namen zu ergreifen. Friedrich unterwarf diesen Antrag einer zahlreichen Versammlung, welcher die Bischöfe von Worms und Speier, einige Reichsgrafen, die vornehmsten Landes- und Hofbeamte, auch die angesehensten Vasallen des Hauses etc. beiwohnten. Diese Versammlung, die zu Heidelberg im Monat September 1451 gehalten wurde, kam einmüthig zu dem Beschlusse, dafs es in aller Hinsicht das Beste seyn werde, wenn Friedrich seinen Neffen an

Kindesstatt annehme, die Kurwürde und Landesregierung bis an seinen Tod in eigenem Namen führe, dagegen, so lange sein Neffe und fürstmännliche Nachkommenschaft von ihm am Leben seyn werde, im ehelosen Stande verbleibe, so wie auf seine Landesportion verzichte. Dieser Beschluſs wurde von des unmündigen Philipps Mutter förmlich bestätiget, mit ausdrücklicher Wiederholung der Bedingung, daſs, so lange ihr Sohn oder Söhne desselben am Leben seyn würden, Friedrich »keyne eliche Hausfrauwe» nemen solle. Da zu Folge dieses Beschlusses die Vasallen und Unterthanen ihres dem Kurfürsten und dem Landesverweser, als solchem, geleisteten Eides zu entbinden waren, so wurde für nothwendig erachtet, die päbstliche Genehmigung zur Vollziehung des Beschlusses einzuholen. Diese erfolgte auf Friedrichs Ansuchen mittelst einer Bulle des Pabstes Nicolaus V. vom 8. Jenner 1452. Zu bemerken ist, daſs die Bulle, ohne des von Friedrich geleisteten oder zu leistenden Versprechens des ehelosen Lebens ausdrücklich zu gedenken, über die getroffene Übereinkunft sich so erklärt: Man sey, zu Folge der dem heiligen Vater überreichten Vorstellung, übereingekommen, daſs zwar nach Friedrichs Ableben Herzog Philipp, und nach dessen Tode sein Sohn, wenn er einen hinterlasse, in der Landesregierung folgen solle; würde aber Philipp ohne Hinterlassung eines Sohnes sterben, und Friedrich ihn überleben, dann solle die Nachfolge in der Landesregierung auf Friedrichs dereinstige Erben übergehn. — Noch in demselben Jahre wurden die beschlossenen Veränderungen feierlich in Vollziehung gesetzt. Friedrich arrogirte seinen Neffen. Er erklärte zugleich in der über die Arrogation ausgefertigten Urkunde: »So haben wir vns begeben und verbunden das wir keyne eliche gemahel nemen noch haben wollen des obgenannten vnsers Sons Hertzog Philipps leptagen vnd auch seiner elichen natürlichen Söne die von Ime geboren werden leptagen.« Auch verpflichtete er sich, daſs alle Besitzungen, die von Vater oder Mutter auf ihn gekommen, und die so er seither erworben oder künftig erwerben werde, bei dem Fürstenthume der Pfalzgrafschaft erblich und ewig bleiben sollten. Er führte von nun an die Regierung in eigenem Namen als Kur- und Landesfürst; er führte sie bis zu seinem Tode. — So Manches auch gegen die Rechtmäſsigkeit dieses Regierungswechsels eingewendet werden konnte, so wurden doch diese Einwendungen dadurch beseitiget, daſs der Herzog Philipp zuerst nach erlangter Mündigkeit und dann nach erlangter Volljährigkeit seine Zustimmung

zu dem Geschehenen wiederholt ertheilte. Auch von den Kurfürsten des Reichs wurde Friedrich als ihr Mitkurfürst ohne Widerspruch anerkannt. Nur der Kaiser Friedrich III. weigerte sich beharrlich, ihn als Kurfürsten und regierenden Landesherrn anzuerkennen. Ja so viele Versuche der Kurfürst Friedrich auch machte, den Zorn des Kaisers zu besänftigen, so kam es doch endlich sogar dahin, dafs ihn der Kaiser in die Reichsacht erklärte. Jedoch mannhaft wufste sich Friedrich gegen einen Gegner zu vertheidigen, der zu schwach war, um entweder zu verzeihen oder seinen Drohungen Nachdruck zu geben. Die Feinde, welche ihm der Kaiser erweckte, vermehrten nur die Ansprüche, die er schon sonst auf den Beinamen des Sieghaften hatte.*) Ein Titel seiner Regentenmacht war wenigstens unbestritten, — die eigne Gröfse. So lebte und regierte Friedrich, von seinen Zeitgenossen geachtet, von seinen Feinden gefürchtet, in seinem Lande mit strenger Gerechtigkeit waltend.

»*Zweiter Abschnitt.* Geschichte der Vermählung Friedrichs des Siegreichen.« S. 75. — Wie oben angeführt worden ist, hatte Friedrich, als er die Regierung in eigenem Namen antrat, ausdrücklich und urkundlich versprochen, so lange sein Neffe Philipp oder männliche Nachkommenschaft von diesem am Leben seyn würde, im ehelosen Stande zu beharren. Dieses Versprechens wurde der Kurfürst Friedrich von seinem Neffen, also von demjenigen, zu dessen Vortheile das Versprechen geleistet worden war, mittelst einer den 24sten Januar 1472 ausgestellten Urkunde wieder entbunden; wogegen Friedrich den Verzicht erneuerte, den er früher auf die kurpfälzischen Lande bis zum unbeerbten Absterben seines Neffens und der ehelichen Nachkommenschaft desselben geleistet hatte, jedoch so, dafs er sich einige

*) Nicht weniger bezeichnend war der Name, den Friedrich bei dem gemeinen Manne führte, wie sich aus folgender Stelle in *Dan. Parei* historia Bavarico-Palatina (Frkf. 1717. 4. p. 222) ergiebt: Fridericus I, Ludovici Barbati filius, Ruperti Clementis, Romanorum Regis, nepos, ob felices in bellis gerendis successus, Victoriosus cognominatus est, *vulgo* der böse Fritz. (I. e. tam hostibus quam facinorosis metuendus.) — Da ich voraussetzen darf, dafs wenigstens die meisten Leser der vorliegenden Abhandlung auch Klübers Schrift gelesen oder zur Hand haben werden, so beschränke ich mich in der Regel auf solche Citate, die man nicht schon in dieser Schrift findet.

Landestheile zum Vortheile seiner Gemahlin und seiner ehelichen Leibeserben vorbehielt. Nach einer Nachricht in des Frhrn. v. Hormayr Taschenbuche für vaterländische Geschichte (zweiter Jahrgg. München 1831. S. 380) hatte der Herzog Philipp seinem Oheim eine Urkunde ähnlichen Inhalts schon im J. 1470 den 29. April ausgestellt. — Nachdem der Vf. den Bericht von diesem Erlasse des Cölibatsversprechens (gegen die chronologische Ordnung vielleicht auch gegen den inneren Zusammenhang der Begebenheiten) vorausgeschickt hat, geht er zu der Erzählung der Thatsachen über, welche sich auf die Verbindung des Kurfürsten Friedrich mit der Stammmutter des Hauses Löwenstein beziehn. Diese wird in Urkunden und von gleichzeitigen oder ihrem Zeitalter nahe stehenden Geschichtschreibern »Clara Tettin von Augsburg« genannt und geschrieben.*) Ihr Stamm- oder Geburtsort war also Augsburg, eine schon damals nicht nur durch ihren Handel und Reichthum sondern auch durch die geistige Bildung ihrer Einwohner ausgezeichnete Reichsstadt. Von ihrer Familie haben sich keine sicheren Nachrichten erhalten; jedoch ist es wahrscheinlich, dafs ihr Geschlecht zu den Geschlechtern der damals in Augsburg bestehenden »Mehrerengesellschaft« gehörte, welche den adlichen oder Patricier-Geschlechtern wenn auch nicht gleich doch zunächst standen. (Die Mitglieder dieser Gesellschaft waren von den Patriciern oder von den »Geschlechtern« als »Stubengenossen« anerkannt. Wie Paul von Stetten — in seiner Geschichte der adlichen Geschlechter der Stadt Augsburg — bezeugt, wurden von Zeit zu Zeit in diese Gesellschaft adliche Geschlechter aufgenommen, welche vom Lande in die Stadt gezogen waren. Auch mufsten, zu Folge einer späteren Verordnung, eine Anzahl Rathsglieder aus derselben Gesellschaft gewählt werden. S. Ebend. Geschichte der Stadt Augsburg. I, 514.) Als Friedrich sie kennen lernte, war sie am Hofe zu München als »Hofjungfrau« angestellt; ein Prädikat, aus welchem, wie der Vf. ausführlich (und wohl mit guten Gründen) darthut, keineswegs ein Schlufs gegen ihre adliche Abkunft ab-

*) Auch sie selbst unterschrieb sich so. Es liegt eine von dem Kurfürsten Friedrich I. ausgestellte Originalurkunde vom J. 1469 vor mir, in welcher der Name Cl. Dettin geschrieben wird. (Clara besafs einen ihr von dem Kurfürsten geschenkten Garten in der Nähe des Schlofsberges, das Bremereck genannt. Auf diesen Garten bezieht sich die Urkunde. Jetzt steht auf dem Platze ein Haus, welches noch immer seinen alten Namen führt.)

Digitized by Google

geleitet werden kann. (In den Urkunden, die sich aus den Zeiten ihrer Verbindung mit dem Kurfürsten Friedrich herschreiben, wird sie bald Clara ohne Beisatz, bald von dem Kurfürsten selbst »Clara Unsere Sängerin, Unsere Dienerin, die Mutter unserer Kinder« genannt. Eine Urkunde, in welcher sie von dem Kurfürsten als seine Gemahlin oder als seine eheliche Hausfrau bezeichnet würde, ist nicht vorhanden oder ist wenigstens bis jetzt nicht durch den Druck bekannt gemacht worden.) Die Ritterbürtigkeit ihrer Abstammung läfst sich zwar nicht direkt beweisen. Jedoch wird sie, nach der Ansicht des Vfs., »durch geschichtlich bewährte Thatsachen, welche mit Bestimmtheit darauf hinweisen, ausser Zweifel gesetzt.« Den Weg zur Begründung dieser Behauptung bahnt sich der Vf. dadurch, dafs er die Meinung widerlegt, als ob man aus dem Mangel des Wörtchens »von« vor dem Namen »Tettin« auf die nichtadliche Abkunft der Clara Tettin schliefsen könne. (Diese Widerlegung ist gewifs als vollkommen gelungen zu betrachten. Das Wörtchen »von«, das in der Regel vor den adlichen Geschlechtsnamen steht, schreibt sich nur daher, dafs die adlichen Geschlechter ihre Namen meist von den Grundherrschaften oder Rittergütern entlehnten, deren Besitz die Hauptgrundlage ihres Adels war.) Den Beweis selbst führt der Vf. 1) so, dafs er sich auf eine lange Reihe von Zeugen beruft, welche, indem sie die Stammmutter des Hauses Löwenstein eine puella oder foemina *nobilis* nennen oder dem Geschlechtsnamen derselben ein *a* oder von vorsetzen, ihre ritterbürtige Abkunft bestätigen. Zu diesen Zeugen gehören namentlich der Abt Tritheim, Pareus, Hachenberg, Tolner, Geschichtschreiber, welche, was die vorliegende Frage betrifft, aus mehreren Gründen besondere Beachtung verdienen. 2) Der von Clara mit Friedrich dem Siegreichen erzeugte Sohn Ludwig wurde auf zwei Turnieren, auf dem zu Heidelberg 1481 und auf dem zu Stuttgart 1484 als Turniergenosse ohne Widerspruch zugelassen. Zu Folge der allgemein angenommenen Turniergesetze aber konnte Ludwig dieses Vorrechts nur unter der Bedingung theilhaft werden, dafs er vor den Turniervögten eine vierschildige Ahnenprobe gemacht d. i. vier rittermäfsige Geschlechtsvorfahren, zwei von Vaterseite und eben so viele von Mutterseite, streng erwiesen hatte. 3) Eben so hatte der andere Sohn, Friedrich, zwei Ahnenproben zu machen, das einemal, als er in das Domkapitel zu Speier und das anderemal, als er in das Domkapitel zu Worms aufgenommen wurde. Nun erwähnt zwar Kremer einer päbstlichen

Bulle, durch welche dieser Friedrich zu dem Kanonikate in Speier geschickt (idoneus) gemacht worden sey. Jedoch der specielle Inhalt dieser — nie im Druck erschienenen — Bulle ist nicht bekannt. Auf jeden Fall glaubt der Vf. annehmen zu können und zu müssen, dafs sich die päbstliche Dispensation nicht auf die Ahnenprobe bezog. — Nach dieser Einleitung, (denn so kann man die vorstehende, hier jedoch nur im Auszuge wiedergegebene Ausführung nennen,) kommt nun der Vf. zu dem Hauptgegenstande seiner Abhandlung, zu der Verbindung, in welche Friedrich der Siegreiche mit dieser Clara Tettin trat, und namentlich zu dem Beweise, dafs diese Verbindung eine eheliche war. Als sich Friedrich im Februar 1459 zu München aufhielt, um die vieljährigen Zwistigkeiten unter seinen Vettern, den Herzogen von Baiern, zu schlichten, sah er zuerst am dortigen Hofe die schöne Sängerin. Sie gewann durch Schönheit, Liebreiz und die Gabe des Gesanges sehr bald sein Herz. »Post bellorum magnorum curas,« schreibt P. Hachenberg in seiner historia de vita ac rebus gestis Friderici I. Electoris Palatini, (Jena u. Lpz. 1739. 4. S. 156.) »cum fortuna se submitteret Palatino, victique hostes imperio ejus succumberent, intercessit unus amor, magnumque illum et triumphantem animum invasit. Nimirum hic Deus ingentes plerumque et excelsos animos exercet, qui quanto fortiores, tanto procliviores in amorem prolabuntur; tanquam hoc uno demonstrandum esset, quod humanae fragilitati subjacerent. Pulchra tamen labes, modo labes vocanda est, cum nulla hinc populis calamitas imponatur, et illorum plerumque animi mansuetudine et clementia emollescant, quos amor blandissima illa face accendit.« Friedrich zog die schöne Sängerin sofort an seinen Hof nach Heidelberg. »Mit beiderseitiger Zuneigung ward der Bund der Herzen, und noch in demselben Jahre d. i. im J. 1459 oder in dem nächstfolgenden Jahre die eheliche Verbindung geschlossen. Zwar, bemerkt der Vf. weiter, fehlt es an Urkunden oder Nachrichten, aus welchen mit genügender Gewifsheit hervorgienge, wenn und wie diese Verbindung eine eheliche geworden sey. Da aber die Ehelichkeit der Verbindung überhaupt hinreichend erwiesen werden kann, so steht der Behauptung, dafs die Verbindung schon vom Jahre 1459 oder 1460 an eine eheliche gewesen sey, eine allgemeine Rechtsvermuthung, (die sofort anzuführende,) so lange zur Seite, bis dafs das Gegentheil klar erwiesen ist.« Diese Praesumtio juris, sich stützend auf Rechtverhalten oder Pflichterfüllung und das Gewöhnliche, und weil

das Bestehen der Ehe in den Rechten begünstiget (causa favorabilis) ist, gebietet anzunehmen, dafs das Ehebündnifs, dessen Daseyn ausser Zweifel ist, gleich im *Anfang* des Beisammenseyns sey geschlossen worden, wie unten dargethan werden soll.« (Die Endworte des Perioden, — wie unten dargethan werden soll — sind in Parenthese eingeschlossen. Rühren sie von dem Herausgeber her? Wenigstens in dem vorliegenden Theile der Schrift hat Ref. den angekündigten weiteren Beweis vergeblich gesucht. Auch ergeben sich aus den vorausgehenden Sätzen allerdings Zweifel, ob Klüber den Versuch einer solchen Beweisführung annoch machen konnte oder wollte.) — Der Vf. führt zuvörderst die verschiedenen Meinungen, eine jede mit vollständiger Angabe ihrer Gewährsmänner, an, welche von Geschichtschreibern und von andern Schriftstellern über die rechtliche Beschaffenheit der Verbindung Friedrichs I. mit der Mutter seiner Kinder aufgestellt worden sind. *) Eine jede der nur überhaupt möglichen Meinungen hat auch ihre Anhänger und Vertheidiger gefunden; die, dafs die Verbindung eine nicht eheliche, die, dafs sie eine vollgültige Ehe, und die, dafs sie eine morganatische Ehe gewesen sey. Hierbei widerlegt der Vf. gelegentlich die Einwendung, welche gegen die eheliche Abstammung der Söhne Friedrichs I. daher entlehnt werden könnte, dafs sie ihr Vater selbst seine natürlichen Kinder nennt. Friedrich sagt nämlich in einer Urkunde vom 15. März 1473, die er über die Versorgung seiner Kinder gemeinschaftlich mit seinem Neffen und Adoptivsohne ausstellte: »Nachdem Uns der Allmechtige Gott zwene Naturlich Sone beschert und werden lassen« u. s. w. Eben so bezeichnete er sie in seinem Testamente vom J. 1467. Allein, wie der Vf. ausführlich zeigt, der Ausdruck: Natürliche Kinder, wird in den Urkunden jener Zeit auch so

*) Der Vf. gedenkt hier (S. 188 f.) unter anderem auch der (noch ungedruckten) Schrift: Michaelis Boiemi oder Poëtae Weinsbergensis vita Friderici Victoriosi rythmis teutonicis scripta, — von welcher sich eine Handschrift auf der hiesigen Universitätsbibliothek befindet. Ich habe diese Handschrift durchgesehen, aber in derselben keine auf die in Frage stehende Verbindung sich beziehende Stelle gefunden. Und doch gedenkt das Gedicht (sit venia verbo,) S. 97 b des Cölibatsversprechens. (Die Schrift, die übrigens unvollendet zu seyn scheint, ist besonders in so fern nicht ohne Werth, als sie mehrere Nachrichten von Friedrichs Privatleben enthält, z. B. S. 89 b von des Kurfürsten Liebe zur Musik.)

gebraucht, dafs durch dieses Beiwort nur die eheleiblichen Kinder von den Adoptivkindern unterschieden werden. Und Friedrich I. hatte ausser seinen natürlichen und ehelichen Kindern noch einen Adoptivsohn. Den Beweis, dafs die in Frage stehende Verbindung eine eheliche gewesen sey, führt nun der Vf. so: 1) Der Graf Ludwig von Löwenstein wurde von seinem Oheime, dem Kurfürsten Philipp, zu zwei verschiedenen Malen als ehelicher Sohn des Kurfürsten Friedrich I. (und zwar erst nach dem Tode dieses Kurfürsten) förmlich anerkannt. Das erste Anerkenntnifs geschah in einem Präliminarvertrage, welchen der Kurfürst Philipp mit dem aus einem alten Dynastengeschlechte abstammenden Reichsgrafen Hugo von Montfort und dem Grafen Ludwig den 5. März 1488 abschlofs, als Letzterer die Tochter des Grafen von Montfort heirathen wollte. Die Worte der Urkunde, (deren Ächtheit der Vf. ausführlich darthut,) lauten so:

> »Wir wollen ihme auch, als einen Graffen von Löwenstein schreiben, und ihn dafür halten, und von Unsern Hofgesind öffentlich verkündten, dafs Wir Graff Ludwigen, als einem Ehelichen Sohn Vnsers lieben Vettern Hertzog Friedrich von Bayern seeligen Gedächtnufs die Graffschaft Löwenstein geben haben.«

Das andere Anerkenntnifs ist in einer Urkunde vom 4. Febr. 1507 enthalten, welche über einen Vergleich zwischen dem Kurfürsten Philipp und seinem Neffen Ludwig ausgefertigt wurde. In dieser Urkunde heifst es ausdrücklich, dafs der Kurfürst Friedrich bei seinem Ableben »nachbemelten Graff Ludwig als syn lyblichen elichen Sone hinder Im verlassen« habe. Eben so sprechen für die eheliche Beschaffenheit der in Frage stehenden Verbindung 2) die Ahnenproben, welche, (wie schon oben in einer andern Beziehung erwähnt worden ist,) die Söhne Friedrichs des Sieghaften bei verschiedenen Gelegenheiten zu führen hatten. 3) In einer Kapelle an der vormaligen Franciskaner-Kirche zu Heidelberg, wo Friedrich der Siegreiche und sein ältester Sohn begraben lagen, befand sich ein dem Letzteren gesetzter Denkstein, auf welchem der Sohn ausdrücklich filius *legitimus* genannt wurde. (Der Vf. geht jedoch nicht auf die Frage ein, zu welcher Zeit dieser Denkstein gesetzt worden sey; ob alsbald nach Ludwigs Tode oder erst in weit späteren Zeiten. Gleichwohl ist diese Frage für die Beweiskraft des vorliegenden Beweisgrundes von grofser Wichtigkeit. Auch mir ist es nicht gelungen, das Alter

jenes Steines auszumitteln.) 4) Der Graf Ludwig wurde mit Bestandtheilen des Wittelsbacher Hausfideikommisses versorgt. 5) Der Graf Ludwig führte und seine Nachkommenschaft führt noch jetzt als Hauptwappen »das Stamm- und Successions-Wappen des Gesammthauses Wittelsbach, die himmelblauen Wecken in silbernem Felde«, ohne dafs ein Beizeichen oder Unterscheidungsstück auf die uneheliche Abstammung der Söhne Friedrichs I. hindeutete, wie das doch nach den Grundsätzen des Wappenrechts der Fall seyn würde, wenn Friedrich I. mit der Mutter seiner Kinder nicht ehelich verbunden gewesen wäre. Eben so führt das Haus Löwenstein in seinem Wappen diejenigen Bestandtheile des Wittelsbach'schen oder Pfalz-Baier'schen Hausfideikommisses, mit welchen der Graf Ludwig ausgestattet wurde. (Der Pfälzer Löwe ist nicht im Schilde des Löwenstein'schen Hauswappens.) 6) Der Graf Ludwig thut in seinem Testamente vom 13. Febr. 1487 von dem »ersamen Witwelichen stat« seiner Mutter Erwähnung. Der Kurfürst Philipp bestätigte dieses Testament; und er gedenkt in der Bestätigungsurkunde ausdrücklich auch der Mutter des Grafen Ludwig. Der Wittwenstand einer Frau aber setzt eine vorausgegangene und dann durch den Tod des Mannes getrennte eheliche Verbindung der Frau voraus. 8) Der mehrerwähnte Graf Ludwig wird sowohl in dem kaiserlichen Gnadenbriefe (vom 27. Febr. 1497), durch welchen ihm der Titel und die Würde eines Grafen von Löwenstein verliehen oder zugesichert wurde, als in dem kaiserlichen Diplome, (vom 3. April 1711) durch welches das Haus Löwenstein die Fürstenwürde erhielt, ausdrücklich als ehelicher Sohn des Kurfürsten Friedrich I. bezeichnet. — Am Schlusse dieses Abschnitts handelt der Vf. noch von Klara's Schicksale nach Friedrichs des Sieghaften Tode. Unmittelbar nach dem Tode des Kurfürsten wurde Klara auf Befehl seines Nachfolgers verhaftet und fast neun Jahre lang (bis in das Jahr 1485) auf dem festen Schlosse Lindenfels im Odenwalde in strenger Haft gehalten. Auch nachdem sie endlich aus der Haft befreit worden war, durfte sie dem Kurfürsten nie wieder vor die Augen kommen. Über die Ursachen des so harten Geschicks, welches die einst hoch gefeierte Frau traf, giebt die Geschichte keine Auskunft. Nach ihrer Entlassung aus der Haft wohnte sie bei ihrem Sohne Ludwig. Das Jahr ihres Todes, der Ort, wo sie nach einem vielleicht mehr glänzenden als glücklichen Leben im Grabe ruht, ist unbekannt. (Ein regierender Herr ist, so lange er lebt, der Mächtigste seines Landes. Nach seinem Tode

vermag er nicht selten seine Getreuen weniger zu schützen, als ein Privatmann.)

Dritter Abschnittt. Friedrichs des Siegreichen Nachkommenschaft aus seiner Ehe mit Klara Tettin, deren Versorgung mit Fideikommifs-Besitzungen des Hauses Wittelsbach, verbunden mit Anerkennung ihres Wittelsbacher Familienstandes, und Erlauchte Nachkommenschaft aus jener Ehe in kaiserlichen, königlichen und Grofsherzoglichen, auch andern regierenden, jetzt souverainen herzoglichen und fürstlichen Häusern.« S. 202. — Der Vf. giebt in diesem Abschnitte 1) eine kurze Geschichte des Hauses Löwenstein, in welcher er überall zugleich die eheliche und adliche Abkunft des Hauses heraushebt und daher Mehreres, was er schon im zweiten Abschnitte berührt hatte, theils wiederholt theils weiter ausführt. (Gleich der erste Graf von Löwenstein, Ludwig, der Sohn des Kurfürsten Friedrichs I., zeichnete sich durch Charakter und Geistesbildung, durch ritterliche Sitte und Thaten aus.) Er handelt 2) von der Ausstattung und von den Erwerbungen des Hauses. (Die dem Grafen Ludwig von seinem Vater ausgesetzte Versorgung wurde von des Letzteren Nachfolger, von dem Kurfürsten Philipp, nicht wenig geschmälert.) In demselben Abschnitte wird 3) gezeigt, wie von dem gräflichen jetzt fürstlichen Geschlechte von Löwenstein — durch weibliche Nachkommen, die sich in andere Fürstenhäuser verheiratheten, — mehrere Fürstengeschlechter oder einzelne Zweige derselben abstammen. Zu diesen gehört, was besonders bemerkenswerth ist, namentlich der gesammte Stamm Maximilian Josephs, des ersten Königs von Baiern, also unter Anderen Se. Majestät der jetzt regierende König von Baiern, dessen erstgeborner Sohn, der Kronprinz Ludwig, der zweitgeborne Sohn, Otto, König von Griechenland und die Geschwister Beider; wie sich aus folgender Stammtafel ergiebt:

Digitized by Google

Ferdinand Karl, Graf zu Löwenstein-Wertheim.

Maria Anna, verm. 1669 mit Wilhelm, Landgrafen zu Hessen-Rheinfels-Rothenburg.

Maria Eleonore Amalie, verm. 1692 mit Theodor, regierendem Pfalzgrafen zu Sulzbach.

Joseph Karl Emanuel, Erbprinz zu Sulzbach, verm. 1717 mit Elisabeth Auguste Sophie, Tochter des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz.

Maria Franziske Dorothee Christine Ernestine, verm. 1746 mit Friedrich Michael, Pfalzgrafen und herzoglichen Prinzen von Zweibrücken.

Maximilian Joseph, erster König von Baiern.

Vierter Abschnitt. Verhandlungen wegen Sicherstellung und Anerkennung des Fürstlich-Löwensteinschen eventuellen Nachfolgerechts in den Stammländern des Hauses Wittelsbach.« S. 307—348. (Auf den übrigen Seiten der Schrift sind einige Beilagen — Urkunden und Stammtafeln — abgedruckt.) — Ungeachtet der Kurfürst Friedrich der Siegreiche nur zum Vortheile seines Neffen, des Kurfürsten Philipp und des Philippinischen Mannsstammes auf die Regierungsnachfolge in die Kurpfälzischen Lande — für sich und für seine ehelichen männlichen Nachkommen — verzichtet hatte, so wurde doch die eheliche männliche Nachkommenschaft des Kurfürsten, das Haus Löwenstein, nach dem im Jahre 1559 erfolgten Aussterben der Philippinischen Linie von der Nachfolge in die Besitzungen dieser Linie ausgeschlossen. Diese Besitzungen gingen auf Pfalz-Simmern über, ungeachtet der Kurfürst Friedrich I. ausdrücklich nur zum Vortheile des Kurfürsten Philipp und der Söhne desselben den oben erwähnten Verzicht geleistet hatte, und ungeachtet, als die Philippinische Linie ausstarb, das damalige Haupt des Hauses Löwenstein nicht nur der Linie sondern auch dem Grade nach der nächste Agnat des letzten Kurfürsten des Philippinischen Mannsstammes, des Kurfürsten Otto Heinrich's, war.

(Die Fortsetzung folgt.)

N°. 28. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Klüber: Die eheliche Abstammung des fürstl. Hauses Löwenstein-Wertheim.

(Fortsetzung.)

In die Länder des Philippinischen Mannsstammes folgte damals die Linie Pfalz-Simmern. Dasselbe Schicksal hatte das Haus Löwenstein in vier späteren Fällen, in welchen dieses Haus, zu Folge der in dem dritten Abschnitte enthaltenen Ausführung, zur Regierungsnachfolge berechtiget gewesen seyn würde, d. i. als im J. 1685 die Linie Pfalz-Simmern, dann im J. 1742 Pfalz-Neuburg, ferner im J. 1777 die Baierische oder Wilhelminische Hauptlinie des Hauses Wittelsbach, endlich im J. 1779 die Linie Pfalz-Sulzbach erlosch. Ja, das Haus Löwenstein selbst scheint bis ins letztverflossene Jahrhundert kaum irgend einen ernstlichen Schritt gethan zu haben, um die in Frage stehenden Successionsrechte geltend zu machen oder zu verwahren, *) wenn es auch eben so wenig auf diese Rechte jemals ausdrücklich Verzicht leistete. (Die Hauptursache dieses passiven Verhaltens findet der Vf. darin, dafs dem Hause früher nicht die Urkunden zu Gebote standen, durch welche es seine Ansprüche hinreichend hätte unterstützen können. Höchst wahrscheinlich hatte man dem Sohne Friedrichs I. gleich nach dem Tode des Vaters alle Familienpapiere aus der Hand genommen. Auch in der Folge wurde das Hausarchiv von mehreren Unglücksfällen betroffen. Jedoch

*) Zwar sagt der Vf. (S. 314): „Wohl hatte Es nach Erlöschung des Philippischen Mannsstammes im J. 1559 sein damals in Wirksamkeit getretenes Successionsrecht in rechtsverwahrende Anregung gebracht“ Allein Hachenberg, (in vita Friderici I. p. 158) auf welchen sich Klüber beruft, möchte kaum ein hinreichender Gewährsmann für diese Behauptung seyn. Denn Hachenberg äussert sich nur so: „Visi autem (scl. posteri Friderici I.) nimium paterni generis memores, cum aliquando vastas cogitationes ad Electoratum Palatinum adjicerent, tanquam Friderici testamento scriptum esset, ut, si aliquando Philippi nepotes deficerent et progenies mascula, dum hereditas ad sobolem suam Comites Leonsteinios devolveretur.“ — Ähnliches kann über einen Vorfall aus dem dreifsigjährigen Kriege bemerkt werden, dessen der Vf. S. 318 gedenkt.

eine eben so triftige Ursache jenes Verhaltens dürfte die gewesen seyn, dafs die politischen Verhältnisse, welche schon bei dem ersten Successionsfalle die Ansprüche des Hauses Löwenstein keineswegs begünstigten *), sich in der Folge noch ungünstiger für dieses Haus stellten.) Desto nachdrücklicher und anhaltender verfolgte das Haus Löwenstein seine Successionsansprüche auf die Lande des Hauses Wittelsbach in den J. 1726 — 1739. Das Haus Löwenstein wurde damals von dem Fürsten Dominicus Marquard, dem Haupte der jüngeren oder Rocheforter (katholischen) *Linie*, vertreten, welcher zugleich im Namen und in Auftrag der älteren oder Virneburger (evangelischen und damals noch reichsgräflichen) Linie handelte. Der Antrag, welchen der Fürst — zuerst an den Kurfürsten von der Pfalz — stellte, ging dahin, das Recht des Hauses Löwenstein zur Nachfolge in die Länder des Hauses Wittelsbach für den Fall anzuerkennen, da beide Hauptlinien des Hauses Wittelsbach, die Rudolphinische und die Wilhelminische, im Mannsstamme erloschen seyn würden, für jetzt aber die Führung des pfalzgräflichen Titels und Wappens dem Hause Löwenstein zuzugestehn. Zugleich erklärte der Fürst im Namen der andern Linie, dafs diese, auf den Fall der Gewährung seines Antrages, geneigt sey, zu Gunsten der jüngeren Linie in der Successionsordnung und in der Führung des pfalzgräflichen Titels nachzustehn. Der Antrag fand bei dem damaligen Kurfürsten von der Pfalz, Karl Philipp, williges Gehör; ja er wurde von diesem Kurfürsten sogar bei den übrigen Linien des Hauses Pfalz, sowie bei dem Kurfürsten von Baiern und bei dem Kaiser auf das nachdrücklichste unterstützt. Gleichwohl scheiterte — nach vielen und langen Verhandlungen — der Plan; hauptsächlich an dem Widerspruche Baierns, welches das Erwachen ähnlicher Ansprüche besorgte. — Hierdurch jedoch nicht entmuthiget, that das Haus Löwenstein, als mit dem Kurfürsten Maximilian Joseph die Baierische oder Wilhelminische Linie des Hauses Wittelsbach (den 30. Dec. 1777) erloschen war, einen neuen und noch entscheidenderen Schritt zur Durchführung oder Verwahrung seiner Successionsrechte. Der Fürst Karl Thomas von Löwenstein-Werthheim, damals Stammherr der jüngeren Hauptlinie seines Hauses, richtete bei dieser Gelegenheit (unter dem 10. Dec. 1778) an den kaiserlichen Reichshofrath das Suchen um Belehnung mit

*) Wie Klüber bemerkt, hatten die damaligen Religionshändel auf die Regulirung dieses Successionsfalles einen bedeutenden Einfluss.

den Baierischen Reichslehnen. In der Deduktion, durch welche er dieses Suchen begründete, verlangte er für das Haus Löwenstein, gegenüber den andern drei pfälzischen Speciallinien, die Hälfte der Baierschen Länder. Zugleich behielt er sich im Namen seines Hauses auf den Fall, dafs seinem Suchen nicht Statt gegeben würde, das Recht vor, eine gerichtliche Klage zu erheben. — Auch bei der ausserordentlichen Reichsdeputation, welche in den Jahren 1802 und 1803 zu Regensburg gehalten wurde, wahrte das Haus Löwenstein dieselben Rechte, mittelst einer an diese Deputation gerichteten (gedruckten) Denkschrift, in welcher es jedoch nur 1) »die Anerkennung seiner angebornen Herzoglichen und Pfalzgräflichen Würde, und 2) die vorläufige Anerkennung seiner Rechte der Nachfolge in den sämmtlichen Pfalzbaierschen Landen, auf den Fall, wenn die jetzige regierende Linie nebst der Herzoglich Birkenfeld'schen Nebenlinie erlöschen sollte, verlangte. — Da dieses Verlangen in dem Deputations-Hauptschlusse unberücksichtigt blieb, so suchte das Haus Löwenstein den Zweck des Antrages durch neue diplomatische Verhandlungen zu erreichen. Und schon hatte der Königlich Baiersche Staatsminister Freiherr von Montgelas einem Löwenstein'schen Abgeordneten die Eröffnung gemacht, dafs der Kön. Baier'sche Hof nicht abgeneigt sey, die Fürsten und Grafen von Löwenstein als Herzoge von Baiern anzuerkennen, wenn sie sich verstehen würden, ihre reichsständisch-reichsunmittelbaren Besitzungen der Baier'schen Oberhoheit zu unterwerfen, — als die Auflösung des deutschen Reichs und die Stiftung des Rheinbundes diesen Verhandlungen ein Ziel setzte.

So weit der Verfasser! — Die Resultate, welche der Vf. aus dem vorliegenden ersten Theile seiner Arbeit in dem zweiten oder theoretischen Theile gezogen haben würde, sind von ihm schon in jenem ersten Theile bestimmt genug herausgehoben oder angedeutet worden. Aber die Frage ist die, ob die von dem Vf. gegebene geschichtliche Ausführung hinreicht, die von ihm gezogenen oder beziehungsweise angekündigten Resultate zu rechtfertigen? ob sie theils an sich (oder quoad facta) theils mit Rücksicht auf die in die Sache einschlagenden Rechtsgrundsätze zu diesem Zwecke hinreicht? Indem ich jetzt den Versuch mache, diese Fragen zu beantworten, also die vorliegende Schrift einer Beurtheilung zu unterwerfen, werde ich mich jedoch, wenn ich auch von einigen Ansichten des Vfs. abweichen zu müssen glaube, des Polemisirens mit diesem möglichst enthalten. Denn die Tod-

ten können sich nicht vertheidigen. Ich werde vielmehr den vorliegenden Rechtsfall überall, so wie er an sich steht, ins Auge fassen, der Verschiedenheit und Ordnung der Fragen folgend, welche oben in Beziehung auf diesen Rechtsfall aufgestellt worden sind.

Die Vorfrage ist jedoch die: Hat sich nicht das Haus Löwenstein an seinem Rechte zur Nachfolge in die Länder des Hauses Wittelsbach, wenn ihm auch ein solches Recht zustand oder zugestanden haben sollte, dadurch versäumt, dafs es in mehreren Fällen, und zwar in allen den Fällen, in welchen es vor dem Jahre 1777 von diesem Rechte hätte Gebrauch machen können, dasselbe auf keine Weise geltend gemacht oder gewahrt hat? (Es liegt in dieser Frage gleichsam eine exceptio litis ingressum impediens.)

Legt man dieser Frage den Sinn unter, dafs man fragt, ob das Haus Löwenstein, ungeachtet des von ihm in jenen Fällen beobachteten Stillschweigens, noch immer berechtigt seyn würde, als »Prätendent« der Krone Baiern aufzutreten d. i. sein Recht zur Regierungsnachfolge selbst gegen das jetzt in Baiern regierende Königshaus und gegen die in diesem Hause geltende Ordnung der Regierungsnachfolge geltend zu machen; — so möchte die bejahende Meinung schwerlich einen Vertheidiger finden und noch weniger eine Vertheidigung zulassen. Wenn auch nach den Grundsätzen des Civilrechts die Verzichtleistung auf ein Recht nicht schon aus dem bloßen Stillschweigen des Berechtigten gefolgert werden kann, so stellt sich doch die Sache anders, wenn das Recht zur Regierungsnachfolge oder die Anwendbarkeit jener Regel auf das Verfassungsrecht eines Staates in Frage steht. Wollte man jene Regel auch auf Fälle dieser Art anwenden, so würde man eine Behauptung wagen, welche mit dem Interesse der Monarchie und mit dem der Völker, welche unter dem Schutze einer monarchischen Verfassung leben, gänzlich unvereinbar wäre. Derselben Behauptung würde, in Beziehung auf den vorliegenden Fall, insbesondere auch das europäische Staaten- und Völkerrecht entgegenstehn. Wenn auch dieses Recht zwischen dem Monarchen de jure und dem Monarchen de facto unterscheidet, so verwirft es doch »Prätensionen«, welche, (wie in dem vorliegenden Falle,) Jahrhunderte lang geruht haben, ja in

der vorliegenden Beziehung nicht einmal durch die Führung eines Titels oder Wappens gewahrt worden sind. Jedoch das Haus Löwenstein selbst erstreckt seine Ansprüche, wie sich aus den oben erwähnten Anträgen ergiebt, die es in den Jahren 1726—1739 und in dem Jahre 1803 stellte, nicht so weit, dafs die vorliegende Frage nach jener ersten Deutung ein praktisches Interesse hätte.

Dieselbe Frage aber kann man auch so deuten oder genauer bestimmen: Würde das Haus Löwenstein berechtiget seyn, wenn das Baiersche Königsgeschlecht, sammt der Herzogl. Nebenlinie, im Mannsstamme erlöschen sollte, die Nachfolge in die Stammlande dieses Geschlechts in Anspruch zu nehmen, ungeachtet sich das Haus Löwenstein in den Successionsfällen, welche sich in der Pfälzer oder Rudolphinischen Linie des Hauses Wittelsbach begaben, nicht gemeldet hat? Und so gedeutet dürfte die Frage allerdings zu bejahen seyn. Denn, wenn man auch aus dem Stillschweigen, welches das Haus Löwenstein in diesen Fällen beobachtete, die Folgerung ziehen kann, dafs dieses Haus im Verhältnifs zu jener Linie des Hauses Wittelsbach auf seine Successionsrechte verzichtet habe, so würde man doch diesen seinem Wesen nach blos bedingten Verzicht gegen Recht und Billigkeit in einen unbedingten verwandeln, daferne man ihn auch auf den oben voraussetzungsweise angenommenen Fall ausdehnen wollte. Eine solche Ausdehnung würde um so weniger zulässig seyn, da in Beziehung auf diesen blos eventuellen Fall von einem Versäumnisse, dessen sich das Haus Löwenstein schuldig gemacht hätte, überall nicht die Rede seyn kann, da überdies in derselben Beziehung das Geschlechtswappen des Hauses Löwenstein, (das Wittelsbacher Geschlechtswappen,) die Rechte und Ansprüche dieses Hauses zur Genüge ankündigte und wahrte.

Dieses Resultat, zu welchem die Erörterung der oben gestellten Vorfrage geführt hat, ist zugleich für den vorliegenden Rechtsfall überhaupt von grofser Wichtigkeit. Denn man kann zu Folge dieses Resultates behaupten, dafs den in Frage stehenden Ansprüchen des Hauses Löwenstein eine besondere rechtliche Gunst zur Seite stehe. Es handelt sich nunmehr nur darum, auf den wenn auch keineswegs wahrscheinlichen denn doch immer möglichen Fall des Aussterbens des Baierschen Königshauses im Mannsstamme einem Streite über die Thronfolge desto gewisser vorzubeugen oder diesen Fall in eine noch gröfsere Ferne zu

stellen *). Seitdem ein Prinz des Königlich Baierschen Hauses auf den Griechischen Königsthron berufen worden ist, reihen sich sogar neue Intereseen an die Frage von dem Bestande dieses Hauses.

I. Von der
Ehelichkeit (Legitimität) der Abstammung
des
ersten Grafen von Löwenstein
von dem
Kurfürsten Friedrich dem Siegreichen.

Hier bietet sich *zuerst* die Frage dar

War der Kurfürst Friedrich I. mit dem Beinamen der Siegreiche mit der Mutter seiner Kinder verheirathet? war also sein Sohn Ludwig, der erste Graf von Löwenstein **), der *eheliche* Sohn seines Vaters? (wobei einstweilen noch die Frage an ihren Ort gestellt bleibt, ob, vorausgesetzt, dafs jene Frage zu bejahen seyn sollte, der Graf Ludwig ein in der Ehe erzeugtes oder ein durch die nachfolgende Ehe seiner Eltern legitimirtes Kind seines Vaters war.)

Klüber hat den Beweis für die eheliche Abstammung des ersten Grafen von Löwenstein theils direkt oder durch Zeugnisse, theils indirekt oder durch Schlüsse (s. per praesumtiones) zu führen versucht. Nun möchte zwar weder der versuchte direkte Beweis für sich noch der indirekte für sich hinreichen, jene Thatsache in vollkommene Gewifsheit zu setzen. Dagegen gelangt man, wie mir scheint, zu einem ganz andern, zu einem für das Fürstliche Haus entschieden günstigen Resultate, wenn man beide Beweise in die Verbindung mit einander setzt, in wel-

---

*) Man wird zu sehr ernsten Betrachtungen veranlafst, wenn man die Gegenwart mit der Zeit vergleicht, da die eine und die andere Hauptlinie des Hauses Wittelsbach wieder mehrere Speciallinien enthielt.

**) Nur dieses Sohnes, und nicht des andern, brauchte, bewandten Umständen nach, in der Frage gedacht zu werden.

cher sie der Sache nach mit einander stehn und in welche sie daher bei der Beurtheilung des vorliegenden Rechtsfalles mit einander zu setzen sind. Indem ich jetzt zur Begründung dieses Urtheiles fortgehe, bemerke ich nur noch, dafs ich diejenigen von Klüber benutzten Beweismittel und Beweisgründe mit Stillschweigen übergangen habe, welche mir von einem nur zweifelhaften Werthe zu seyn schienen; — damit ich mich nicht der Gefahr aussetze, entweder in dem Leser Mifstrauen auch gegen die stärkeren Beweisgründe zu erregen oder die Aufmerksamkeit des Lesers von der Hauptsache abzulenken.

Unter den Urkunden, durch welche Kl. den Beweis der ehelichen Abstammung des ersten Grafen von Löwenstein direkt zu führen gesucht hat, ist zuvörderst die vom 5ten März 1488 von der gröfsten Wichtigkeit. *) In der oben angeführten Stelle dieser Urkunde nennt der Kurfürst Philipp den Grafen Ludwig ausdrücklich »einen ehelichen Sohn Seines lieben Vettern Herzog Friederichs von Baiern seeligen Gedächtnufs.« Erwägt man nun, dafs dieses Zeugnifs von der ehelichen Abstammung des Grafen Ludwig, da es von einem regierenden Herrn und von dem Haupte der Kurlinie des Hauses Pfalz und in einem feierlichen Vertrage abgelegt wurde, sogar als ein amtliches (oder officielles) Zeugnifs betrachtet werden kann; — dafs dasselbe Zeugnifs von demjenigen ausgestellt wurde, welcher die rechtliche Beschaffenheit der Abstammung des Grafen Ludwig auf das genaueste wissen konnte und mufste; — ferner von demjenigen, welcher ein rechtliches Interesse hatte, die eheliche Abstammung des Grafen Ludwig nicht anzuerkennen; — endlich auf eine Veranlassung, in welcher mehr als ein Grund lag, alle Worte genau abzuwägen; — so könnte man sich fast für ermächtigt halten, jener Urkunde das Gewicht beizulegen, dafs sie die eheliche Abstammung des Grafen Ludwig und mithin die Ehe seiner Eltern erschöpfend und vollkommen erweise. Gleichwohl würde man mit dieser Behauptung zu weit gehn. Denn man hat zwischen einem Anerkenntnisse und einem Zeugnisse zu unterscheiden d. i. zwi-

*) Ich gedenke hier nicht auch der (oben erwähnten) Urkunde vom 4ten Febr. 1507, in welcher der Kurfürst Philipp seinen Vetter wiederholt für den ehelichen Sohn des Kurfürsten Friedrichs I. anerkennt. Theils ist dieses Anerkenntnifs nur eine Wiederholung des früheren, theils ist das, was von dem ersten Anerkenntnisse gesagt werden wird, auch auf das zweite anwendbar.

schen dem Falle, da eine Parthei im Verhältnifs zu der andern die Richtigkeit einer Thatsache einräumt, und zwischen dem Falle, da ein Privatmann oder eine öffentliche Person erklärt, dafs eine gewisse Thatsache, z. B. die Thatsache, dafs dem und dem die und die Eigenschaft zukomme, in der Wahrheit beruhe. Anerkennen darf man auch das Ungewissere und Unerwiesene oder Unerweisliche, bezeugen darf man nur das, wovon man selbst überzeugt ist. Offenbar aber wird in der angeführten Stelle der Urkunde vom J. 1488 die eheliche Abstammung des Grafen Ludwig nur anerkannt, nicht aber bezeugt. Die Stelle enthält nicht eine Erklärung, wodurch die eheliche Abstammung des Grafen Ludwig allererst in Gewifsheit gesetzt werden soll, sondern sie setzt diese Abstammung schon voraus und bezeichnet den Grafen Ludwig nur als den ehelichen Sohn seines Vaters. Hiermit soll jedoch keineswegs gesagt seyn, dafs die oft erwähnte Urkunde in Beziehung auf die vorliegende quaestio facti aller Beweiskraft ermangele. Vielmehr ist und bleibt ihre Beweiskraft in dieser Beziehung noch immer sehr grofs. Denn, wenn auch ein Anerkenntnifs nicht schon an und für sich die anerkannte Thatsache in Gewifsheit setzt, so kann es doch wegen der Umstände, unter welchen, oder wegen der Art, wie es geschehn ist, einem Zeugnisse gleichzustellen seyn. Und das ist gerade bei dem vorliegenden Anerkenntnisse der Fall. Alle die Gründe, auf welche oben die Beweiskraft der Urkunde vom J. 1488, diese Urkunde als ein Zeugnifs von der ehelichen Abstammung des Grafen Ludwig betrachtet, gestützt wurde, können auch für die Beweiskraft des Anerkenntnisses benutzt werden, welches die Urkunde in der mehrerwähnten Stelle enthält. Man würde der Achtung vergessen, welche man den Worten eines Fürsten, welche man den Worten eines deutschen Fürsten schuldig ist, man würde überdies den Zusammenhang der Begebenheiten verkennen, wenn man sich die Entstehung des Vertrages vom J. 1488 anders als so dächte *): Der Graf Ludwig warb um die Tochter des reichen Grafen von Montfort. Dieser nahm aus einem zweifachen Grunde Anstand, seine Einwilligung zu geben; einmal, weil es dem Grafen Ludwig an einer standes-

*) Und doch erklärt sich darüber anders Spittler in der Abh. „Waren die Stammeltern der F. von Löwenstein getraut?“ (Im Göttinger histor. Magazine. IIIter Bd. 3tes Stück. S. 405 ff.) Spittler deutet auf ein Falsum hin!

mäfsigen oder an einer hinreichend versicherten Ausstattung zu fehlen schien; und dann, weil der Graf Ludwig noch nicht als der eheliche Sohn seiner Eltern von dem Hause Pfalz anerkannt worden war; nicht als ob, anlangend das letztere Bedenken, er, der Graf von Montfort, selbst an der ehelichen Abstammung seines künftigen Schwiegersohnes gezweifelt hätte, (denn sonst würde er ein förmliches Zeugnifs hierüber oder den Trauschein der Eltern verlangt haben,) sondern, theils um die Zweifel beantworten zu können, welche über die Ehe des Kurfürsten Friedrich, da sie geheim gehalten worden war, noch im Publikum herrschten, theils um wegen der Familienrechte seines künftigen Schwiegersohnes genügende Sicherheit zu haben. Der eine und der andere Anstand nun wurde durch den Vertrag vom J. 1488 befriedigend gehoben, namentlich der letztere so, dafs der Kurfürst Philipp nicht etwa die eheliche Abstammung seines Vetters (oder Vaters-Bruders Sohnes) förmlich bezeugte, (was die im Publikum über diese Thatsache herrschenden Zweifel eher bestärkt haben würde,) sondern so, dafs er nur dem Grafen Ludwig, als dem ehelichen Sohne des Kurfürsten Friedrich, die Grafschaft Löwenstein verlieh oder zusicherte. — Nur den Sinn und Zweck hat das, was oben über die nicht ausreichende Beweiskraft der ofterwähnten Urkunde vom J. 1488 angeführt worden ist, dafs der Inhalt dieser Urkunde — in der hier einschlagenden Stelle — allerdings noch auf andere Weise zu unterstützen ist, wenn der in Frage stehende Beweis für vollführt zu erachten seyn soll.

Von nicht geringerem ja vielleicht von noch gröfserem Gewichte ist der kaiserliche Gnadenbrief vom 27. Febr. 1494 *); nicht allein deswegen, weil in demselben Ludwig von Baiern, der Sohn des Kurfürsten Friedrichs I., ausdrücklich als ehelich geborner Sohn seines Vaters aufgeführt wird, sondern auch und insbesondere deswegen, weil sich der kaiserliche Gnadenbrief wegen dieser Thatsache ausdrücklich auf den an den Kaiser — und zwar, wie sich aus dem Zusammenhange und dem Inhalte der Urkunde ergiebt, entweder von dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz, dem Adoptivsohne und Nachfolger des Kurfürsten Friedrichs I. allein oder von diesem Kurfürsten und seinem Vetter gemeinschaftlich — erstatteten amtlichen Bericht bezieht.

*) Ich werde auf diese Urkunde unten, am Schlusse dieser Abhandlung, jedoch in einer andern Beziehung, zurückkommen.

Wie kann und darf man wohl annehmen, dafs in einem solchen Berichte irgend eine Thatsache und namentlich die in Frage stehende Thatsache, welche für das Suchen des Kurfürsten Philipp und seines Vaters-Bruders Sohnes von so grofser Erheblichkeit war, geradezu erdichtet worden wäre? oder wie könnte man auf den Gedanken verfallen, dafs dem Berichte, in wiefern er jene Thatsache anführt, ein Irrthum zum Grunde gelegen habe, da er von denen ausgieng, welche mit den Familienverhältnissen des Kurfürsten Friedrichs I. von der Pfalz, als zugleich den eigenen, auf das genaueste bekannt waren? Es liegt sogar in dem Berichte, auf welchen sich der kaiserliche Brief bezieht, mehr, als in der Urkunde vom 5ten März 1488. In dem Verhältnisse zu dem Reichsoberhaupte genügte es nicht, wenn der Kurfürst Philipp die eheliche Geburt seines Neffen anerkannte, er mufste von derselben ein Zeugnifs ablegen. — Die einzige Einwendung, welche man der Beweiskraft des kaiserlichen Gnadenbriefes vom J. 1494 in Beziehung auf die vorliegende Frage entgegensetzen kann, ist die, dafs sich dieser Gnadenbrief in der hier einschlagenden Stelle denn doch nur auf eine andere Urkunde, auf den an den Kaiser erstatteten Bericht, bezieht, der Bericht selbst aber weder dem kaiserlichen Gnadenbriefe von Wort zu Wort einverleibt noch sonst bis jetzt aufgefunden worden ist. Auf diese Einwendung läfst sich jedoch antworten, dafs der kaiserliche Gnadenbrief diesen Bericht wenigstens seinem wesentlichen Inhalte nach wiederhole.

Wenn aber auch der Beweis, der auf den Urkunden von den J. 1488 und 1494 beruht, noch einer weitern Bekräftigung oder Unterstützung bedarf oder bedürfen sollte, so liegt diese in dem indirekten Beweise, welcher für die eheliche Abstammung des ersten Grafen von Löwenstein geführt werden kann. — Unter den Thatsachen, auf welche sich Klüber zur Führung dieses indirekten Beweises bezieht, sind es besonders zwei, welche für die in Frage stehenden Ansprüche des Hauses Löwenstein von entscheidender Wichtigkeit sind. Die eine ist die Ausstattung des Hauses mit Besitzungen, welche zu dem Stammgute des Hauses Wittelsbach gehörten. Diese Art der Ausstattung würde eine offenbare Verletzung des Grund- und Hauptgesetzes des Geschlechts der Wittelsbacher, des Vertrages von Pavia, gewesen seyn, wenn der erste Graf von Löwenstein nicht durch eheliche Abstammung von seinen Eltern dem Hause Wittelsbach angehört hätte. Nun könnte man zwar einwenden, dafs hierin noch kein schliefsender

Grund liege, die eheliche Abstammung des Grafen von Löwenstein anzunehmen. Denn der Fall könne auch der gewesen seyn, dafs der Kurfürst Philipp aus Rücksichten für seines Vaters Bruder, den Kurfürsten Friedrich I., sich bewogen gefunden habe, von der hausgesetzlichen Unveräusserlichkeit des Wittelsbacher Stammgutes eine Ausnahme zu machen oder zuzulassen. Allein das Verhältnifs des Kurfürsten Philipp zu seinem Vaters-Bruders Sohne stellte sich nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich nicht so friedlich und freundlich, dafs der Kurfürst Philipp hätte geneigt seyn können, zum Vortheile seines Vaters-Bruders Sohnes Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Er würde sicher weiter gegangen seyn, als er dennoch gieng, wenn er nicht durch das Recht d. i. durch die eheliche Abstammung des Grafen Ludwig gebunden gewesen wäre. Die zweite hier einschlagende Thatsache ist, dafs das Haus Löwenstein das Wittelsbacher Geschlechtswappen führt und von jeher geführt hat, und zwar ohne dafs irgend ein Beizeichen oder Unterscheidungsstück auf die uneheliche Abstammung jenes Hauses hindeutete. Nun ist es aber ein allgemein anerkannter und befolgter Grundsatz des Wappenrechts, dafs das Geschlechtswappen eines fürstlichen oder adlichen Hauses nur von den ehelich erzeugten Mitgliedern des Hauses geführt werden dürfe, dafs dagegen uneheliche Kinder, wenn ihnen anders die Führung des väterlichen Wappens gestattet wird, dennoch durch irgend eine Veränderung an diesem Wappen als uneheliche Kinder zu bezeichnen sind. Nimmermehr also würde der Graf Ludwig sich für berechtigt gehalten haben und für berechtigt gehalten worden seyn, das unveränderte Wittelsbacher Geschlechtswappen zu führen, wenn nicht seine eheliche Abstammung ausser Zweifel gewesen wäre. Dafs er nicht auch den Pfälzer Löwen in einem Wappenschilde führte, erklärt sich aus dem obengedachten Verzichte, welchen Friedrich I., der Vater des Grafen Ludwig, auf die Pfalz zum Vortheile des Kurfürsten Philipp und des Mannsstammes dieses Kurfürsten geleistet hatte. Allerdings hob sich in der Folge der Grund, aus welchem jener Schild nicht in das Gräflich Löwenstein'sche Geschlechtswappen aufgenommen worden war; und gleichwohl unterliefs nun das Haus Löwenstein, seinen Anspruch auf das Pfälzer Wappen und Land geltend zu machen. Allein, wie schon oben angeführt worden ist, dieses Versäumnifs könnte dem Hause Löwenstein nur *dann* rechtsbeständig entgegengesetzt werden, wenn Löwen-

stein einen Anspruch gegen den Mannsstamm des Hauses Wittelsbach verfolgen wollte.

Diese Gründe (oder Präsumtionen) können noch durch zwei andere vermehrt werden, durch zwei Gründe, welche, wenn sie auch nicht so, wie die beiden ersteren, auf Rechtsgrundsätzen beruhen, dennoch nicht minder beweisend seyn möchten. — Der eine dieser Gründe liegt in dem Charakter Friedrichs des Siegreichen. Friedrich, ein Fürst, der, nach dem einstimmigen Zeugnisse der Zeitgenossen, nicht weniger streng gegen sich selbst als gegen Andere war, der seine religiösen Gesinnungen durch so viele Handlungen bethätigte, — Friedrich, der seiner Clara die Treue bis an seinen Tod bewahrte, der als Vater für seine Kinder väterlich sorgte, — sollte ein solcher Fürst und Mann nicht darauf Bedacht genommen haben, eine Verbindung, welche zwar nur die Liebe, aber nicht blos für den Augenblick, geknüpft hatte, in eine gesetzliche zu verwandeln? und so namentlich seinem zweiten Sohne, der ihn allein überlebte, eine Stellung im öffentlichen Leben zu verschaffen, welche einerseits den Hoffnungen, die dieser Sohn erregte, und andererseits den Absichten, die der Kurfürst wegen der Ausstattung dieses Sohnes hatte, entsprach, eine Stellung, welche der Kurfürst durch die Ehelichung der Mutter seiner Kinder und nur auf diese Weise verschaffen konnte? Man müfste das menschliche Herz, man müfste das Herz eines Vaters, man müfste die Veränderungen, die in dem Menschen, so wie er im Alter fortschreitet, vor sich gehn, wenig kennen, wenn man jene Frage verneinen wollte. Und eben so läfst es sich aus psychologischen Gründen sehr wohl erklären, wie und warum gleichwohl die Ehe nicht öffentlich abgeschlossen wurde. (Allerdings ist bei dieser Argumentation vorausgesetzt worden, dafs die Abschliefsung der Ehe erst in die Zeit nach der Geburt des Grafen Ludwig falle. Jedoch auch unter der entgegengesetzten Voraussetzung behält der angegebene Grund sein Gewicht. Nur bezieht er sich alsdann auf den Entschlufs des Kurfürsten, der früher heimlich — solo consensu — abgeschlossenen Ehe die erforderliche Publicität zu geben oder sie durch priesterliche Einsegnung bekräftigen zu lassen.) — Der zweite Grund liegt in dem Schicksale, welches der Kurfürst Philipp nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich über Clara Tettin verhängte. Klüber ahndet zwar hierbei (S. 192) irgend ein Geheimnifs, das der Kurfürst Philipp enthüllen oder verhüllen wollte. Doch weit einfacher ist und weit näher liegt die An-

nahme, dafs der Kurfürst der Klara Tettin deswegen zürnte, weil er ihr Schuld gab, dafs sie seinen Oheim bewogen habe, sich nach aufgehobenem Cölibatsversprechen mit ihr zu verehelichen oder zu der früher mit ihr abgeschlossenen Ehe förmlich zu bekennen. War sie nicht die Gemahlin Friedrichs, so genügte es, sie vom Hofe und aus Heidelberg zu entfernen, so stand jene Strafe nicht mit dem Vergehn in Verhältnifs.

Es kann befremden, dafs in dem Obigen nicht von dem Grabsteine des ältesten Sohnes des Kurfürsten Friedrich die Rede gewesen ist, da doch dieser Grabstein, ein ehrwürdiges Denkmal der Vorzeit, die eheliche Abstammung dieses Sohnes ausdrücklich bezeugt. Allein, wenn auch diesem Grabsteine die Beweiskraft keineswegs schlechthin abzusprechen ist, so kann er doch den Beweismitteln der ersten Klasse so lange nicht beigezählt werden, so lange nicht ausgemittelt ist, wann er gesetzt worden sey. Ja, auch angenommen, dafs er sofort nach dem Tode des unter demselben Beerdigten gesetzt worden wäre, so können die Worte: Filius legitimus, noch immer auf die päbstliche Bulle bezogen werden, durch welche Friedrich, wie unten bemerkt werden wird, a defectu natalium dispensirt wurde. (Aus beiden Gründen liegt in diesem Grabsteine auch nicht für die Bestimmung der Zeit, wenn der Kurfürst Friedrich I. die Mutter seiner Kinder ehelichte, ein entscheidendes Moment.)

Wenn man hiernach anzunehmen hat, dafs der Kurfürst Friedrich I. mit der Mutter seiner Kinder verheirathet war, so ist es in rechtlicher Hinsicht gleichgültig, ob diese Ehe den Segen der Kirche erhielt oder nicht. Denn nach dem damaligen Rechte der Kirche (und bis zu den Zeiten der Tridentinischen Kirchenversammlung) konnte eine gültige Ehe auch durch die blofse Übereinstimmung der künftigen Eheleute abgeschlossen werden *). Übrigens ist, nach dem Charakter Friedrichs I. und nach dem seines Zeitalters, die wahrscheinlichere Meinung die, dafs die Ehe die priesterliche Einsegnung erhalten habe. Diese Meinung wird sogar direkt durch eine sehr specielle Nachricht bestätiget, welche der (anonyme) Verfasser des »Stemma Leonsteinianum« von der Trauung des Kurfürsten Friedrich — vielleicht nach Überlieferungen, die sich in dem Hause Löwenstein erhalten hat-

*) c. 9. 28. X. de sponsal. c. 2. X. de clandest. despons. Vgl. Über die Erforderlichkeit der priesterlichen Einsegnung zum Sakramente der Ehe. Von Berg. Bresl. 1836. 8.

ten, oder nach Familienpapieren — giebt. (S. Klüber's Schrift S. 145.)

Weit wichtiger ist (*zweitens*) die Frage:

Wann hat sich der Kurfürst Friedrich I. mit Klara Tettin verheirathet?

Zur Beantwortung dieser Frage kann man, bewandten Umständen nach, folgende zwei Meinungen aufstellen: *einmal* die Meinung, dafs sich der Kurfürst Friedrich I., erst nachdem er des von ihm geleisteten Cölibatsversprechens enthoben worden war, mit der Klara Tettin verheirathet habe, und *zweitens* die Meinung, dafs djese Ehe von dem Kurfürsten gleich zu Anfang seiner Bekanntschaft und Verbindung mit Klara Tettin abgeschlossen worden sey. Nach der ersteren Meinung war der Graf Ludwig, der erste Graf von Löwenstein, ein durch nachfolgende Ehe seiner Eltern legitimirter Sohn, nach der letzteren Meinung war er ein in der Ehe erzeugter Sohn seiner Eltern. (Der Graf Ludwig wurde geboren den 29sten Sept. 1463. Jenes Versprechen wurde dem Kurfürsten erst im J. 1472 oder, nach einer andern Nachricht, im J. 1470 erlassen. S. oben.)

Klüber hat sich für die letztere Meinung erklärt, auf die Rechtsvermuthung sich stützend, welche die Ehe überhaupt für sich hat. (In dubio pro matrimonio.) Er leitet aus dieser Rechtsvermuthung die Folgerung ab, dafs, da zwischen dem Kurfürsten Friedrich I. und der Klara Tettin erweislich eine Ehe bestanden habe, der Graf Ludwig als ein in dieser Ehe erzeugter Sohn so lange zu betrachten sey, bis dafs von Seiten Baierns das Gegentheil erwiesen werde. *)

Ohne nun auf die — in der That processualische — Frage einzugehn, ob sich aus jener Rechtsvermuthung diese Folgerung ableiten lasse, will ich die Gründe kürzlich anführen, welche, so wie jetzt die Sache liegt, die eine und welche die andere Meinung für sich hat. Ich beginne mit den Gründen für die erste Meinung.

Der erste und wohl der Hauptgrund, der für diese Meinung spricht, liegt in dem Cölibatsversprechen selbst, welches

*) Der andern Meinung ist Kremer. „Wenn", sagt dieser Schriftsteller in seiner Geschichte Friedrichs I. S. 131, „diese Vermählung wirklich vorgegangen ist, so mufs sie erst in dem letzten Regierungsjahre unseres Kurfürsten oder doch kurz vorher geschehen seyn.

Friedrich I., ehe er die Regierung in eigenem Namen antrat, geleistet hatte. Wie kann man wohl annehmen, dafs sich Friedrich I. verheirathet haben haben würde, ohne von diesem so feierlich gegebenen selbst dem Pabste amtlich angezeigten Versprechen zuvor entbunden worden zu seyn? Ich will mich gegen eine solche Annahme nicht auf die Gewissenhaftigkeit und Religiosität dieses grofsen Fürsten berufen, obwohl schon der sittliche Charakter Friedrichs I. die Voraussetzung eines Wortbruchs unzulässig macht. Sondern, zur Widerlegung jener Annahme, braucht man nur auf die zögernde Bedächtlichkeit aufmerksam zu machen, mit welcher Friedrich I. in allen wichtigeren Angelegenheiten verfuhr. Wie viele Einleitungen und Vorbereitungen traf er z. B., ehe er den entscheidenden Schritt that, die Regierung in eigenem Namen zu übernehmen. In einer nicht unähnlichen Lage aber befand er sich, als er den Entschlufs faſste, sich zu verheirathen. Sein Recht, die Regierung in eigenem Namen zu verwalten, war an die Bedingung geknüpft, unvermählt zu bleiben. Handelte er gegen diese Bedingung, so mufste er fürchten, dafs selbst gegen das Fortbestehn der gewohnten Regentengewalt Einwendungen erhoben werden könnten. Und von allen Seiten war er mit Feinden umgeben; unter diesen war selbst der Kaiser.

Zweitens: Der Kurfürst Friedrich I. hatte zwar schon, als er seines Cölibatsversprechens noch nicht entbunden worden war, auf die Versorgung seiner Söhne Bedacht genommen. Aber damals hatte er sie nur mit Kapitalien ausgestattet. Die Urkunde aber, durch welche er seinen ältesten Sohn, (der jüngste war inmittelst verstorben,) mit Herrschaften, die zum Stammgute des Hauses Pfalz gehörten, und namentlich mit der Grafschaft Löwenstein ausstattete, ist vom Jahre 1476; sie wurde also zu einer Zeit ausgestellt, da der Kurfürst des von ihm geleisteten Cölibatsversprechens bereits seit Jahren entlassen worden war.

Endlich, ein dritter Grund für die Ansicht, dafs sich Friedrich I. mit der Mutter seiner Söhne nicht eher verheirathet habe, als bis ihm das geleistete Cölibatsversprechen von seinem Neffen erlassen worden war, kann aus den Bezeichnungen entlehnt werden, unter welchen der Kurfürst in den älteren Urkunden der Mutter seiner Söhne Erwähnung thut. Er nennt sie noch in einer Urkunde vom J. 1469 seine »Dienerin«, so wie früher in einer Urkunde vom J. 1465 seine »Sängerin«. Erst vom Jahre

1470 an kommt sie nur unter dem Namen der »Mutter seiner Kinder« vor *). Ist es wohl wahrscheinlich, dafs der Kurfürst von jenen Beiworten in öffentlichen Urkunden, in Urkunden, welche die gröfste Publicität erhalten mufsten, Gebrauch gemacht haben würde, wenn er schon damals mit der Mutter seiner Söhne verheirathet gewesen wäre?

Jedoch, so sehr auch die obigen Gründe der ersten Meinung das Wort zu sprechen scheinen, so verlieren sie doch diese ihre Beweiskraft dadurch, dafs die Thatsachen, auf welchen *sie beruhen*, ebensowohl mit der zweiten Meinung in Übereinstimmung gesetzt und zur Unterstützung dieser Meinung benutzt werden können. Denn man braucht nur anzunehmen, (und diese Annahme ist weder an sich unwahrscheinlich noch mit den Verhältnissen der Partheien unvereinbar,) man braucht nur anzunehmen, dafs der Kurfürst Friedrich I., wenn er sich auch mit Klara Tettin schon vor der Geburt seiner Söhne verehelicht hatte, dennoch seine blos vertragsweise (s. solo consensu) eingegangene Ehe anfangs und bis zur Aufhebung des ofterwähnten Cölibatsversprechens selbst vor seinen nächsten Anverwandten geheim hielt, dafs er dagegen, sobald er dieses Versprechens entbunden worden war, seine mit Klara Tettin erzeugten Kinder ausdrücklich für seine in der Ehe erzeugten Kinder erklärte, vielleicht auch nun *erst* die mit Klara Tettin abgeschlossene Ehe (oder, in der heutigen Sprache, die von ihm eingegangene Gewissensehe) durch priesterliche Einsegnung bekräftigen liefs; — und es erklärt sich vollkommen, wie und warum erst in den späteren d. i. erst in den nach Aufhebung des Cölibatsversprechens ausgestellten Urkunden Äusserungen und Verfügungen vorkommen, welche die eheliche Abstammung der Söhne Friedrichs I. voraussetzen und bestätigen. Auch wird durch diese Annahme der Grund beseitiget, welcher oben aus dem Charakter des Kurfürsten für die erste Meinung entlehnt wurde.

---

*) Die Urkunde vom J. 1469 ist die schon oben S. 425 von mir angeführte. Die vom J. 1465 enthält die Verleihung des ebenfalls S. 425 erwähnten Gartens an Clara Tettin. (Sie liegt jedoch nur in einer Abschrift vor mir.) Vgl. Kremers Geschichte Friedrichs I. S. 531 und das Urkundenbuch dazu S. 472. 477.

(Die Fortsetzung folgt.)

N°. 29. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Klüber: Die eheliche Abstammung des Fürstlichen Hauses Löwenstein-Wertheim.

(Fortsetzung.)

Denn so lange der Kurfürst seine mit Klara Tettin abgeschlossene Ehe nicht durch irgend eine förmliche Erklärung offenkundig und erweislich machte, konnten die in dieser Ehe gebornen Söhne nicht als mit einer »ehelichen Hausfrau« erzeugte Kinder auf ein Successionsrecht zum Nachtheile seines Neffen Anspruch machen, blieb also das Cölibatsversprechen, so wie es abgelegt worden war, einstweilen unverletzt. Das Ehegelöbnifs heiligte einstweilen nur das Verhältnifs unter den Partheien.

Da die Gründe, welche in dem Obigen für die eine und für die andere Meinung angeführt worden sind, insgesammt nur in Schlüssen bestehn, welche aus anerkannten oder erweislichen Thatsachen abgeleitet wurden, so fragt sich's, ob sich nicht für die eine oder für die andere Meinung ein direkter Beweis beibringen lasse, welcher den Ausschlag für die eine oder für die andere Meinung geben könnte. Einen Beweis dieser Art aber, — ein unmittelbares Zeugnifs für die zweite Meinung, — scheint die schon oben erwähnte Nachricht von der Ehe Friedrichs I. an die Hand zu geben, welche in dem Taschenbuche des Herrn v. Hormayr für die vaterländische Geschichte d. i. für die Geschichte Baierns (Neue Folge. Zweiter Jahrgang. 1831. S. 380 f.) vorkommt. In einem Aufsatze des Herausgebers mit der Überschrift: Historisches Tagebuch für Baiern, lautet die hier einschlagende Stelle so:

» Den 29. April 1470. Der junge Pfalzgraf Philipp erläfst zu Germersheim seinem Oheim und Adoptivvater, dem siegreichen Kurfürsten von der Pfalz, das von ihm gegebene Gelübde, keine eheliche, standesgemäfse Verbindung einzugehen. In Folge dessen erklärt Friedrich nun öffentlich seine heimliche und unebenbürtige (aber nie morganatische) Ehe mit der Augsburger Patricierin Clara von Tettin, von der er zwei Söhne hinterliefs, Friedrich und Ludwig, »die Edlen von Bayern«, — einen Nebenzweig des Wittels-

bachischen Mannsstammes. — Ludwig wurde Ahnherr des Hauses Löwenstein, das in den Grafen von Wartenberg und in den Markgrafen von Burgau, Söhnen der Philippine Welser, denkwürdige Vorgänger und mit dem, aus einem Fräulein von Witzleben entsprossenen, Zweige Birkenfeld manche Analogie hat.«

Da man annehmen kann, dafs der Herausgeber bei dieser (ihm eigenthümlichen) Nachricht archivalische Urkunden vor Augen hatte, so sind die Worte höchst bedeutsam: »In Folge dessen erklärt Friedrich nun öffentlich *) seine [bisher] heimliche Ehe mit etc.« Nimmermehr würde ein so sorgfältiger Geschichtsforscher, wie v. H. ist, sich auf diese Weise ausgedrückt haben, wenn nicht aus den ihm zu Gebote stehenden archivalischen Nachrichten bestimmt hervorgegangen wäre, dafs damals (im J. 1470) nicht erst von der Abschliefsung der in Frage stehenden Ehe, sondern nur von der Bekanntmachung der schon früher abgeschlossenen Ehe die Rede gewesen sey. Allerdings liefert die angeführte Stelle noch nicht einen vollkommenen Beweis für die Richtigkeit der zweiten Meinung. Denn es fehlen uns die archivalischen Nachrichten, welchen v. H. gefolgt ist. Einstweilen aber legt die Auctorität dieses Schriftstellers ein nicht geringes Gewicht in die Wagschale der Meinung, nach welcher der Kurfürst Friedrich I. gleich anfangs in einer wenn auch geheimen ehelichen Verbindung mit der Mutter seiner Kinder stand.

Jedoch, so Vieles auch für diese Meinung zu sprechen scheint, so würde doch die Beurtheilung des vorliegenden Rechtsfalles bewandten Umständen nach unvollständig und ungenügend seyn, wenn sie sich nicht auch auf die in Frage stehenden Successionsrechte des Fürstlichen Hauses Löwenstein-Wertheim unter Voraussetzung der andern Meinung erstreckte. Ich will also jetzt annehmen, dafs der Graf Ludwig, der erste Graf von Löwenstein, nur der per subsequens matrimonium legitimirte Sohn des Kurfürsten Friedrich I. war. Es fragt sich nun, (*drittens:*)

> Könnte das Haus Löwenstein gleichwohl auf die Nachfolge in die Länder des Hauses Wittelsbach Anspruch machen?

Und diese Frage läfst sich wieder, bewandten Umständen nach, auf die allgemeinere zurückführen:

---

*) Das Wort: „öffentlich“ dürfte hier nur mit dem Zusatze: an seinem Hoflager, oder, gegen seinen Neffen, zu verstehn seyn.

Haben die per subsequens matrimonium legitimirten Kinder eines zum Hohen Adel gehörenden Vaters, dem gemeinen deutschen Rechte nach, in Beziehung auf die Nachfolge in die Lehn- und Stammgüter, (und mithin in Beziehung auf die Regierungsfolge, als welche in den regierenden Häusern an die Nachfolge in jene Güter geknüpft ist,) dieselben Rechte, wie in der Ehe erzeugte Kinder?

Nun sind zwar, was diese Rechtsfrage betrifft, die Schriftsteller getheilter Meinung *). Aber die Meinung, welche die per subsequens matrimonium legitimirten Kinder auch in jener Hinsicht den ehelichen gleichstellt, hat theils an sich theils in Beziehung auf den vorliegenden Fall so überwiegende Gründe für sich, dafs die Entscheidung der dritten Frage nur zum Vortheile des Hauses Löwenstein ausfallen kann. Der Hauptgrund für jene Meinung liegt in dem kanonischen Rechte, welches, zugleich eine Quelle des gemeinen deutschen Rechtes, die durch nachfolgende Ehe legitimirten Kinder den ehelichen schlechthin gleichstellt. »Tanta est enim vis sacramenti,« sagt das c. 6. X. qui filii sint legitimi, »ut qui antea sunt geniti, post contractum matrimonium habeantur legitimi.« Nun ist es zwar richtig, dafs das altdeutsche Recht uneheliche Kinder eben so unbedingt von der Lehnsfolge, ja von der Erbfolge überhaupt ausschlofs **). Aber hieraus erklärt sich nur der Kampf, welchen das kanonische Recht

*) Die Schriftsteller, welche die eine oder die andere Meinung vertheidiget haben, findet man in grofser Anzahl angeführt in Böhme's princip. j. feud. §. 123. und in Weber's Handbuch des in Deutschland üblichen Lehnrechts. Th. III. S. 242. Hinzuzufügen sind die neueren Schriften: Zeitschrift für die Civil- und Kriminalrechtspflege im K. Hannover. Von Ganz. I. Bd. Hannov. 1828. N. 12. (Abh. von Conradi) — Beiträge zur Lehre von d. Legitimation durch nachfolgende Ehe. Von Dieck. Halle 1832. Die erste Abh. — Beiträge zum gemeinen u. Mecklenb. Lehnrechte, insbesondere zur Lehre von der Unfähigkeit der Mantelkinder zur Lehnsfolge. Von Kämmerer. Rostock 1836. — Die Erbfolgerechte der Mantelkinder etc. bei Lehnen und Familienfideikommissen. Von Heffter. Berlin 1836. — Die Gewissensehe, Legitimation durch nachfolgende Ehe, und Mifsheirath, nach ihren Wirkungen auf die Folgefähigkeit der Kinder in Lehen und Fideikommissen, unter Berücksichtigung des Reichsgräflich Bentinck'schen Rechtsstreites, dargestellt von Dieck. Halle 1838.

**) S. die Beweisstellen bei Weber a. a. O. S. 243. und in Mittermaier's Grundsätzen des gem. deutsch. Privatrechts. §. 385.

mit dem altdeutschen Rechte zu bestehen hatte, als es die dem letzteren Rechte unbekannte legitimatio per subsequens matrimonium in Deutschland einführte; ein Kampf, der sich allerdings nicht in allen deutschen Ländern auf dieselbe Weise entschied *). Der Grundsatz, dafs das per subsequens matrimonium legitimirte Kind dem ehelichen dem Rechte nach gleichstehe, ist und bleibt nichtsdestoweniger gemeines deutsches Recht; er ist namentlich auch auf den vorliegenden Fall anwendbar, da in denselben kein von jenem Grundsatze abweichendes Haus- oder Landesgesetz einschlägt. Ja es erhält die Gültigkeit jenes Grundsatzes für den vorliegenden Fall noch eine besondere Bestätigung dadurch, dafs er in Süddeutschland weit früher, vielleicht auch allgemeiner, als in Norddeutschland, das Übergewicht über den ihm entgegenstehenden Grundsatz des altdeutschen Rechts erlangt zu haben scheint. Denn schon der Schwabenspiegel (Kap. 370) bezeugt, dafs in der Lehre von der Erb- und Lehnsfolge der durch nachfolgende Ehe legitimirten Kinder das geistliche Recht dem weltlichen Rechte vorgehe. — Jedoch es ist hier noch einer Einwendung zu gedenken, welche man gegen die vorstehende Beantwortung der dritten Frage aus einer Stelle des Longobardischen Lehnrechts entlehnen könnte. »Naturales filii«, lautet (II. F. 26. §. 10.) die Stelle, »licet postea fiant legitimi, ad successionem feudi nec soli nec cum aliis admittuntur.« Es schliefst also der Liber feudorum uneheliche Kinder von der Lehnsfolge auch dann aus, wenn sie in der Folge legitimirt worden sind. Da nun der Liber feudorum ebensowohl eine Quelle des gemeinen deutschen Rechtes ist, als das jus canonicum, da ferner in Lehnssachen jenes Rechtsbuch, als eine lex specialis, den Vorrang vor dem jure canonico, als einer lege generali, hat **), endlich, da das

*) Einen Fall, der diesen Kampf erläutert, erzählt Pütter, über Mifsheirathen deutscher Grafen und Fürsten, S. 47.

**) Der Satz, librum feudorum derogare juri canonico, steht zwar keineswegs fest. (Denn nach den Ansichten des Mittelalters stand die geistliche Gewalt höher, als die weltliche.) Ich werde jedoch von dem Argumente, welches sich hieraus gegen die verbindende Kraft der Vorschrift II. F. 26. §. 10. ableiten läfst, weiter unten keinen Gebrauch machen. — Eben so wenig werde ich in der Folge die Zweifel geltend machen, ob schon in der Zeit, in welche die Legitimation des Grafen Ludwig fällt, der Liber feudorum in hiesigen Gegenden Gesetzeskraft erhalten hatte, oder ob man sich in causis personarum illustrium überhaupt auf dieses Rechtsbuch beziehen darf.

gemeine Deutsche Recht der Lehnsfolge und das der Nachfolge in die Stammgüter des Adels überhaupt den Grundsätzen nach mit einander übereinkommen, so scheint jene Stelle der Anwendbarkeit der oben angeführten Regel des kanonischen Rechts auf den vorliegenden Fall entschieden entgegenzustehn. Allein, wenn man auch die Vordersätze, auf welchen dieser Schluſs beruht, insgesammt zugesteht, so folgt doch aus denselben nicht, was hier einstweilen aus ihnen gefolgert worden ist. Denn es sey, daſs die Regel des kanonischen Rechts, nach welcher die durch eine nachfolgende Ehe legitimirten Kinder dieselben Rechte, wie eheliche Kinder, haben, durch die Regel des Longobardischen Rechts: Naturales filii in feudum non succedunt, zu beschränken sey, so ist doch eine jede Ausnahme von der Regel und eine jede Beschränkung einer gesetzlichen Regel durch die Auslegung mit der Regel möglichst in Übereinstimmung zu setzen. (Quaelibet exceptio est strictissimae interpretationis.) Nun läſst aber die Stelle II. F. 26. §. 10. eine doppelte Deutung zu, — theils die, daſs legitimirte Kinder schlechthin nicht in das Lehn ihres Vaters folgen, theils die, daſs uneheliche Kinder, wenn sie von ihrem Vater, nachdem dieser das Lehn erworben hat, legitimirt worden sind, von der Lehnsfolge ausgeschlossen bleiben. (Mit andern Worten: Das »postea«, das in jener Stelle vorkommt, kann entweder auf das tempus nativitatis oder auf das tempus feudi — sive per primam investituram sive per successionem — acquisiti bezogen werden.) Und es liegt am Tage, daſs die Stelle nach der letzteren Deutung weniger, als nach der ersteren, von dem mehrerwähnten Grundsatze des kanonischen Rechts abweiche, daſs sie nach der letzteren Deutung namentlich nicht den in Frage stehenden Successionsrechten des Hauses Löwenstein entgegengesetzt werden könne. Zu Folge der oben gedachten Regel der Auslegung verdient also die letztere Deutung vor der ersteren den Vorzug *). Übrigens ist für die vorliegende Frage noch das von der gröſsten Wichtigkeit, daſs sich der Ge-

*) Man hat die Stelle II. F. 26. §. 10. in Gemäſsheit der Regel, quamlibet exceptionem esse strictissimae interpretationis, noch auf andere Weise zu beschränken versucht. Vgl. Weber a. a. O. S. 249 ff. Insbesondere ist behauptet worden, daſs sie nur von der legitimatio per rescriptum principis zu verstehn sey. Allein ist der Fall der legitimatio per subsequens matrimonium nicht der gewöhnlichere? mufste er sich nicht dem Verfasser jener Stelle vorzugsweise darbieten?

richtsgebrauch der höchsten Reichsgerichte für die Successionsfähigkeit der Mantelkinder entschieden hatte *).

Jedoch, wenn auch für die in Frage stehenden Ansprüche des Hauses Löwenstein in so fern Alles spricht, als sie auf der ehelichen Abstammung des ersten Grafen von Löwenstein beruhn, so scheinen ihnen in einer andern Hinsicht desto erheblichere Einwendungen entgegenzustehn. Von diesen in dem gleich folgenden Abschnitte.

II. Von der *Standesmässigkeit* der Abstammung des ersten Grafen von Löwenstein von dem *Kurfürsten Friedrich dem Siegreichen.*

Man kann die Frage: War die Verbindung, aus welcher der erste Graf von Löwenstein abstammte, in dem Sinne eine standesmäfsige Ehe, dafs sie dem Grafen Ludwig die Standes- oder Familienrechte seines Vaters mittheilte? — nicht aus dem Grunde von der Hand weisen, weil das Haus Löwenstein dermalen, zu Folge der deutschen Bundesakte Art. 14, unstreitig und unzweifelhaft zu den Häusern des hohen deutschen Adels d. i. zu den Häusern gehört, welchen das Recht der Ebenbürtigkeit mit den regierenden deutschen Häusern zusteht. Wenn auch die heutige Würde und Stellung des Hauses allerdings ein Moment ist, welches in dem vorliegenden Rechtsfalle, diesen aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, von grofser Bedeutung ist, so würde man doch der deutschen Bundesakte in der angeführten Stelle rückwirkende Kraft ertheilen, wenn man aus ihr einen Schlufs auf die Vergangenheit oder auf den Ursprung eines jeden einzelnen standesherrlichen Hauses ziehen wollte.

Auf der andern Seite kann man die in Frage stehenden Ansprüche nicht aus dem Grunde bestreiten, weil die Ehe Frie-

---

*) Vgl. die Schrift: Die Gewissensehe, Legitimation durch nachfolgende Ehe etc. Von Dieck. S. 163, und die Schlufsakte der Wiener Ministerialkonferenzen vom J. 1820. Art. XXIII.

drichs I. nach dem heutigen Rechte eine unstandesmäfsige Ehe war. Ich will nicht auf die (so bestrittene) Frage eingehen, ob denn das heutige Recht der Standesmäfsigkeit der Ehe des Kurfürsten Friedrich I. entschieden entgegenstehen würde. Ich setze vielmehr und in der Folge voraus, dafs nach dem heutigen Rechte der Ehe des Kurfürsten Friedrichs I. die Eigenschaft der Standesmäfsigkeit abgesprochen werden könnte oder müfste, da es auch nach Klüber's so sorgfältiger Untersuchung noch immer zweifelhaft bleibt, ob Klara Tettin bürgerlicher oder adlicher Abkunft war. Denn wenn auch die Meinung, — dafs selbst nach dem heutigen Rechte zur Standesmäfsigkeit der Ehe eines Herrn aus einem Geschlechte des hohen Adels weiter nichts erforderlich sey, als dafs die Gemahlin zu dem Stande der Freigebornen gehöre, — ihre Vertheidiger und sogar namhafte Vertheidiger gefunden hat, so dürfte doch diese Meinung mit der bekannten Stelle der kaiserlichen Wahlkapitulation Art. XXII. §. 3. schwerlich in Übereinstimmung zu setzen seyn; zumal wenn man die Stelle mit dem Falle, durch welchen sie veranlafst wurde, zusammenhält, nicht zu gedenken der Folgerungen, die sich aus der Deutschen Bundesakte Art. XIV. lit. a. gegen diese Meinung ableiten lassen. Jedoch man darf die Gegenwart nicht in die Vergangenheit hineintragen, mit andern Worten, nicht dem heutigen Rechte zurückwirkende Kraft — in Beziehung auf einen Fall aus dem fünfzehnten Jahrhunderte — beilegen. Sondern die Frage ist hier lediglich und allein die: War die Ehe des Kurfürsten Friedrichs I. nach dem Rechte derjenigen Zeit, zu welcher sie abgeschlossen wurde, also nach dem im 15ten Jahrhunderte geltenden Rechte, eine standesmäfsige Ehe in dem obigen Sinne oder nicht? Wie lautete also damals theils das gemeine Deutsche Recht theils das besondere Recht des Hauses Wittelsbach in der Lehre von den unstandesmäfsigen Ehen?

Auch die Bemerkung erlaube ich mir vorauszuschicken, dafs hier von standesmäfsigen Eben nur in Beziehung auf die Nachkommenschaft und nicht auch in Beziehung auf die Gemahlin die Rede seyn wird. In der Regel hat zwar eine Ehe, welche in der einen von diesen Beziehungen die Eigenschaft einer standesmäfsigen oder die einer unstandesmäfsigen Ehe hat, dieselbe Eigenschaft auch in der andern Beziehung. Unbedingt gültig ist jedoch, (wie unten gelegentlich gezeigt werden wird,) diese Regel nicht.

Bei der Beantwortung der vorliegenden Aufgabe ist der geschichtliche Weg einzuschlagen. Denn es gebricht an geschriebenen Gesetzen, welche die Frage ausdrücklich entscheiden. — Steigt man nun bis zu den ältesten uns bekannten Rechten der deutschen Völkerschaften hinauf, so findet man in allen diesen Rechten, — die der Sachsen etwa ausgenommen, — den Grundsatz ausgesprochen: Nur die Ehe eines Freien mit einer Unfreien (und umgekehrt) ist eine unstandesmäfsige Ehe; sonst aber hat die Geburts- oder Standesverschiedenheit der Eheleute keinen Einflufs auf die Rechte der Kinder, die in einer Ehe erzeugt werden. *) — Und wie hätte es anders seyn können? Bei einem Volke, aus dessen Sitten und Gesetzen noch überall die Liebe zu der ungebundenen Freiheit des Naturstandes hervorblickt, — bei welchem ein jeder freie Mann an der Vertheidigung des Landes und zwar auf eigene Kosten Theil nimmt, — welches, derselben Abstammung, nicht aus Siegern und Unterjochten besteht, — fehlt es an den Elementen, aus welchen sich eine Kastenverfassung oder ein kastenmäfsig abgeschlossener Stand entwickeln kann. Ein solches Volk aber waren die Deutschen, als es zuerst in ihrer Geschichte tagt. Zwar, unter dem Einflusse eines Priesterrechts, (eines juris sacri,) kann auch bei einem Volke, bei welchem alle jene Voraussetzungen zutreffen, noch immer ein anderes Eherecht entstehn. Und vielleicht war die scharfe Sonderung der Stände, welche bei den Sachsen Rechtens war, dieses Ursprungs **). Aber, mit Vorbehalt dieser Ausnahme, scheinen bei den Deutschen die Priester und ihre Satzungen nicht den Einflufs auf die Volksrechte gehabt

*) S. die Beweisstellen b. Dieck in der a. Sch. S. 120. — Die Ausnahme beruht auf einer Stelle in Adams von Bremen hist. eccles. Lib. I. cap. 4. 5. Vgl. mit dieser Stelle die deutsche Glosse zum Sachsenspiegel B. I. Art. 16. „Die Sachsen und Lombarden schlagen nach der Mutter Eigenschaft, sie sei frei oder eigen.“ (Dem Zusammenhange nach, in welchem diese Worte theils mit dem Art. 16. theils mit den in der Glosse unmittelbar vorausgehenden Worten stehn, sagen sie soviel: Bei den Sachsen gilt nicht, wie anderwärts, der Grundsatz, dafs, wenn die Mutter nur freigeboren ist, die Kinder den Stand des Vaters haben. Sondern auch dann, wenn die Mutter nur von geringerem Stande ist, folgen die Kinder der ärgeren Hand.)

**) Auf das Daseyn einer mächtigen Priesterschaft in Norddeutschland deutet auch der nachhaltige Widerstand hin, welchen die Sachsen Karln dem Grofsen und dem Christenthume entgegensetzten.

zu haben, dafs sie sogar die Einheit des Volkes künstlich zu spalten vermocht hätten. (Anders stand die Sache bei den Galen oder Galliern.) Jedoch, noch mehr! bei den Deutschen fehlte es nicht blos an den naturgemäfsen Bedingungen einer kastenmäfsigen Abschliefsung des Adels; die politische Grundlage des deutschen Adels widersetzte sich sogar entschieden einer solchen Abschliefsung. Die Grundlage der Macht, der Vorzüge oder Vorrechte des deutschen Adels war ursprünglich der Besitz grofser Grundherrschaften; der deutsche Adel war ursprünglich ein grundherrlicher Adel und, ungeachtet der vielen Veränderungen, die im Verlaufe der Jahrhunderte mit dem deutschen Adel vorgegangen sind, ungeachtet so manche seinem Ursprunge fremdartige Ursachen auf die Gestaltung und Stellung dieses Standes Einfluss gehabt haben, deutet noch immer Alles auf seinen geschichtlichen Grundcharakter hin *). Nun wurde aber der deutsche Adel durch diesen ursprünglichen Titel seiner Vorzüge oder Vorrechte wenn auch höher, als die übrigen Freien, dennoch diesen andrerseits gleich gestellt. Die Besitzer der grofsen Herrschaften, — die edlen Herren, die Dynasten oder Landherren, — waren nicht die einzigen sondern nur die reichsten und mächtigsten Grundherren des Landes oder Gaues. Zwischen ihnen und den Besitzern der kleineren und kleinsten Grundherrschaften fand eine Abstufung statt, welche so stetig war, dafs man, in Ermangelung einer gesetzlichen Regel, nicht sagen konnte, wo in Beziehung auf die übrigen Grundherren der Adel- oder Dynastenstand anfange oder aufhöre. Auch konnten die Fälle nicht unerhört seyn, dafs die eine Familie durch Glück oder Verdienst zu dem Besitze einer Herrschaft gelangte d. i. in den Dynastenstand hinaufstieg, während eine andere Familie durch Unglück oder Schuld das entgegengesetzte Schicksal hatte, wenn schon das deutsche Recht darauf möglichst Bedacht genommen hatte, die Stammgüter den

*) Selbst das Wort Adel, wenn dieses Wort anders mit dem altdeutschen Worte: Odel, (Eigenthum, Allod,) welches sich in den skandinavischen Sprachen erhalten hat, gleichbedeutend war. S. Scheidt vom hohen und andern Adel in Deutschland. S. 10. — Ebenso der Ausdruck: Herr von. Noch in ziemlich neuen Zeiten kommen Beispiele vor, dafs einzelne Grundherren (oder Rittergutsbesitzer) von dem Prädikate: Herr von, nicht weiter Gebrauch machten, wenn sie ihre Grundherrschaft veräussert hatten. Vgl. Eccard ad l. Salic. p. 34. Meine Abh. Der Kampf des Grundeigenthums mit der Grundherrlichkeit. Heidelb. 1832. 8.

Familien zu erhalten *). Nimmt man hierzu noch, dafs das deutsche Recht, so eng es auch die Bande der Verwandtschaft knüpfte, denn doch vorzugsweise den Mannsstamm (namentlich bei der Erbfolge) begünstigte, so wie es dem Mannsstamme allein die aus dem Familienvereine entstehenden Verbindlichkeiten, (z. B. die Verbindlichkeit zur Blutrache, die zur Entrichtung des Wehrgeldes,) auferlegen konnte, so kann es um so weniger befremden, dafs dem ältesten deutschen Rechte nach die Freigebornen ihrem Geburtsstande nach oder in Beziehung auf die Abstammung von der Mutter einander gleich standen.

Der Grundsatz des ältesten deutschen Rechts: Der eheliche Sohn hat den Stand seines Vaters und mithin auch z. B. das Recht, seinen Vater zu beerben, wenn anders die Mutter eine Freigeborne ist **), — war und blieb auch im Mittelalter die Regel.

Man könnte behaupten, dafs dieser Satz so lange feststehe, bis dafs das Gegentheil erwiesen werde. Denn es steht hier die Veränderung eines Rechts in Frage, das, wie anerkannt ist, früher allgemein in Kraft war. Es ist überdies die Regel, dafs ein eheliches Kind dem Stande des Vaters folge, schon an sich Rechtens. Man könnte noch weiter gehn, und behaupten, dafs jener Gegenbeweis, was den ursprünglichen — oder den nachmals so genannten hohen — deutschen Adel betreffe, überall nicht geführt werden könne. Denn wo ist das Reichsgesetz, welches schon im Mittelalter den Satz ausgesprochen hätte, dafs die Ehe eines Fürsten oder edlen Herrn z. B. nur unter der Bedingung, dafs auch die Gemahlin desselben Standes sey, den Kindern alle Rechte ehelicher Kinder ertheile? Oder kann, wenn vielleicht in dem einen oder in dem andern adlichen Hause jener Grundsatz mit Erfolg bestritten worden ist, hieraus ein allgemeines Herkommen abgeleitet werden? ein Herkommen, durch welches der

---

*) Damit steht in Verbindung, dafs allen Nachrichten nach nur wenige adliche Geschlechter schon in den ältesten Zeiten einen Familiennamen hatten.

**) Diese Einschränkung blieb fortdauernd in Kraft. S. z. B. das capitulum Compendiense v. J. 757. bei Baluzius. c. 2. 4. X. de conjugio serv. — Dagegen wurden die Worte Ingenuus und nobilis häufig als gleichbedeutend gebraucht. S. Du Cange v. ingenuus. Kindlinger's Beiträge etc. II, 62. Und was war den deutsche Adel ursprünglich anders, als ein höherer oder der höchste Grad der Freiheit?

Digitized by Google

Grundsatz aufgehoben worden wäre? — Jedoch, diese Beweisführung oder Beweisanfechtung würde wenig befriedigen. Ich nehme also an, dafs das, was oben von dem Rechte des Mittelalters gesagt worden ist, eines Beweises bedürfe.

In dem langen Zeitraume, der von der Stiftung des Römisch-Deutschen Reichs bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts verlief, veränderte sich allerdings sehr Vieles in Deutschland, auch was die Verschiedenheit der Stände und ihr Verhältnifs zu einander betraf. Der Herren- oder Dynastenstand erhebt sich mit der Zeit mehr und mehr über den Stand der übrigen Grundherren. Denn nur die Geschlechter jenes Standes waren zur Landeshoheit über ihre Fürstenthümer, Graf- und Herrschaften gelangt; nur sie hatten das Recht, auf den Reichstagen zu erscheinen und zu stimmen, fortdauernd behauptet, ein Recht, das einst allen Grundherren zugestanden hatte *). Der Stand der übrigen Freien, der Freien, die nicht einem edlen Geschlechte angehörten, hatte sich wieder in zwei Stände gespalten, in den Ritterstand oder den Stand des niederen Adels und in den Bürgerstand, — wie man wenigstens jetzt diese beiden Stände zu benennen pflegt. Das war so zugegangen: Die Zahl der kleineren Grundherrschaften oder die der Freigüter und die der freien Landleute war mit der Zeit immer kleiner geworden. Dahin hatte der damalige Stand der Kriegskunst geführt. Die Kraft des Heeres war die Reiterei. Da es aber keine Reiterei gab, welche, wie das jetzt Sitte ist, der Staat ausgerüstet und besoldet hätte, so waren dem Kriegsdienste nur die Besitzer der gröfseren Grundherrschaften, (diese mochten nun Lehn oder Eigen seyn,) gewachsen, und so hatte das wieder die Folge, dafs die weniger begüterten Landleute die Last der Landesvertheidigung, welche auf den Reicheren ruhte, durch Frohnen und Zinsen vergüten, den Schutz, den sie den Reicheren verdankten, mit dem Verluste ihrer persönlichen Freiheit oder indem sie die althergebrachte Freiheit ihrer Grund-

*) Die Hauptursachen, dafs die übrigen Grundherren oder die Rittergutsbesitzer dieses Rechts mit der Zeit verlustig wurden, waren: 1) Die grofsen Kosten, welche die Ausübung dieses Rechts verursachte. 2) Die Beschaffenheit der Gegenstände, welche auf den Reichstagen verhandelt wurden. Hauptgegenstände waren der Römerzug, Kriege und Fehden. Aber die Rittergutsbesitzer mufsten, meistens Lehnsleute, einem Aufgebote zum Ritterdienste auf jeden Fall Folge leisten.

stücke zum Opfer brachten, erkaufen mufsten *). Zuweilen mochten auch diese Veränderungen gewaltsam oder durch Bevortheilung herbeigeführt werden. Nachdem sich so die Zahl der Grundherren bedeutend vermindert hatte, wurde es den übrig bleibenden desto leichter, sich von den gemeinen Freien auf eine ähnliche Weise zu sondern, wie schon seit den ältesten Zeiten die Besitzer der grofsen Herrschaften einen höhern Stand gebildet hatten. Hierbei kam ihnen noch ein besonderer Umstand zu statten, ein Hülfsmittel, das sie nicht etwa ersannen, sondern nur, weil und wie es ihnen die Zeit darbot, benutzten, — das Ritterwesen. Wenn schon der Kriegsdienst zu Rofs überhaupt einer längeren und kunstmäfsigeren Einübung bedarf, so galt das insbesondere von dem Ritterdienste jener Zeit. So wie nun im Mittelalter fast alle Wissenschaften, Künste und Gewerbe zunftmäfsig erlernt und betrieben wurden, (eine Erscheinung, die sich aus dem damaligen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft sehr leicht erklären läfst,) so wurde das Zunftwesen auch auf den Ritterdienst angewendet. Mit dem Zunftwesen aber ist jener Zunftgeist wesentlich verbunden, welcher den Zutritt zu der Zunft möglichst zu erschweren, Alle, die nicht Nachkommen eines Zunftgenossen sind, von der Aufnahme in die Zunft auszuschliefsen strebt. Dieser Geist bemächtigte sich von nun an auch der Ritterschaft; und er konnte bei dieser sein Ziel um so leichter erreichen, da in der Regel nur die, welche von einem grundherrlichen Geschlechte abstammten, dem Ritterdienste sich widmen konnten. Jedoch das Ritterwesen kam mit der Zeit in Verfall; der Grundfehler war, dafs ein jeder Ritter den Ritterschlag ertheilen konnte; im Kriege mufste überdies bei Ertheilung der Ritterwürde nicht selten Tapferkeit mehr als Geburt gelten. Als aber das Ritterwesen in Verfall gerieth, hatte von ihm der Stand der Grundherren oder (nach der heutigen Sprache) der Stand des niederen Adels **) schon den Vortheil gezogen, dafs er mit-

*) Die Hauptursache der Entstehung der Rittergüter. Sie läfst sich bis in die Zeiten der fränkischen Könige verfolgen. Vgl. z. B. die Capitul. Caroli M. v. J. 807 und 812. das Capit. Caroli Calvi v. J. 859. Dabei ist nicht zu übersehn, dafs Rechtsverhältnisse, die sich auf dem Lande einmal gebildet haben, leicht ständig werden.

**) Gleichwohl wurde das Prädikat: Edel, nobilis, erst ziemlich spät den Grundherrn oder denen von der Ritterschaft beigelegt oder von ihnen angenommen. Vgl. Riccius von dem landsäss. Adel in Deutschland. S. 240 ff. Scheidt von dem hohen und niedern Adel in Deutschland. S. 20. 138. 149. 177.

telst desselben die Scheidlinie, die ihn von den gemeinen Freien sonderte, bestimmter gezogen hatte. Adel und Ritterschaft war nun nicht mehr ein und dasselbe. — Endlich, es entsteht während des Mittelalters ein neuer Stand, der Stand der Stadtbürger oder der Bürgerstand in der engeren Bedeutung, klein beginnend, in der Folge desto stattlicher hervortretend. Der Vorzeit waren Städte unbekannt gewesen; nullas Germanorum populis urbes habitari, satis notum est, sagt Tacitus. (German. c. 16.) Der Ursprung der Städte war in Deutschland der, dafs sich in der Nähe einer Burg oder eines bischöflichen Sitzes oder eines königlichen Hofes (Villa,) oder an einem für die Handlung besonders wohl gelegenen Orte Kaufleute und Handwerker ansiedelten. Die Bevölkerung dieser Orte war anfangs eben so gemischt als ihrem Stande und Rechte nach verschieden. Die Kaufleute und Handwerker standen anfangs meist in dem Verhältnisse der Hörigkeit, unter dem Hofrechte des Burg- oder Hofherrn oder des Bischoffs. Doch wohnten in diesen Orten, wenigstens in den gröfseren Städten, auch Grundherren, (in der Folge Stadtfreie und Patricier genannt,) bald als Burgmänner bald der eigenen Sicherheit wegen oder aus anderen Ursachen. Mit der Zeit aber gelangte jene hörige Bevölkerung, durch ihren Erwerbsfleifs und durch ihren Wohlstand, erst zu persönlicher Freiheit, dann zu gewissen Handels- und Gewerbsprivilegien, endlich zu den Rechten eines Gemeinwesens, einer universitas. Mit diesem Gemeinwesen schmolzen auch die ursprünglich grundherrlichen oder adlichen Einwohner der Städte zusammen, bald ausschliefslich bald mit den Geschlechtern der achtbaren Bürger zugleich die Angelegenheiten der Stadt leitend und verwaltend. Da mufsten sich nun ganz neue Verhältnisse zwischen den Bewohnern der Städte und denen des offenen Landes bilden; es mufsten sich Fragen über die Stellung der einen zu den andern darbieten, welche der Vorzeit unbekannt gewesen waren. Selbst die edlen Geschlechter der Städte wollte die Ritterschaft oder der Landadel nur ungern als Standesgenossen gelten lassen *). Noch stolzer blickte er auf den Bürgerstand herab. Ja, vielleicht war das Emporstreben und Emporkommen des Bürgerstandes die Hauptursache, dafs sich die Ritterschaft oder der niedere Adel von dem Stande der übrigen Freien schärfer absonderte.

---

*) Vgl. Riccius a. a. O. S. 241. 296. Scheidt a. a. O. S. 193.

Gleichwohl, so erheblich auch die Veränderungen waren, welche mit der Spaltung des Volkes in Stände während des Mittelalters nach und nach vorgingen, so tief auch diese Veränderungen in die gegenseitigen Verhältnisse unter den verschiedenen Klassen des Volks eingriffen, so waren doch diese Veränderungen nicht schon ihrem Wesen nach mit der fortdauernden Gültigkeit des Grundsatzes unvereinbar, dafs ein ehelicher Sohn, wenn nur mit einer freigebornen Mutter erzeugt, den Stand seines Vaters habe. Erbliche Standesvorrechte sind deswegen noch nicht an die Ebenbürtigkeit der Mutter gebunden. Sondern es hätten besondere Umstände und Ursachen hinzukommen müssen, wenn jener Grundsatz hätte verdrängt werden sollen. Aber es trat der gerade entgegengesetzte Fall ein. Der hohe und der niedere (der alte und der neue) Adel beruhten fortdauernd auf einer und derselben Grundlage, auf der Grundherrlichkeit, von welcher sich die — ohnehin noch nicht vollständig ausgebildete — Landesherrlichkeit oder Landeshoheit nur dem Grade und nicht der Art nach unterschied. Zwischen dem einen und dem andern Adel fand eine durch keine Scheidlinie unterbrochene Abstufung statt. Gar manche Geschlechter, welche jetzt dem niedern Adel beigezählt werden, waren altadliche oder Dynasten-Geschlechter, welche nur, durch Theilungen geschwächt, ihren ursprünglichen Stand und Rang nicht zu behaupten vermochten. Giebt es doch noch einige adliche Geschlechter, von welchen es, (wie z. B. von dem Geschlechte der Grafen von Bentinck,) zweifelhaft ist, ob sie zu dem hohen oder zu dem niedern Adel gehören. Die Ritterwürde, welche in der Geschichte des niedern Adels eine so wichtige Rolle spielt, war einst auch für Fürsten, Grafen und Herren eine Auszeichnung. Allerdings hatte es in der Vorzeit keinen Bürgerstand gegeben. Allerdings war dieser Stand eines andern Ursprungs, als der Stand der Grundherren, sein Reichthum einer andern Art, als der der Ritterschaft. Aber, so grofs auch die Verschiedenheiten zwischen dem Bürger- und dem Adelstande waren, so gab es doch wieder mehrere Bande, welche beide Stände zusammenhielten oder einander näherten. (Die Patricier, an welche sich die Geschlechter der achtbaren Bürger anschlossen; — die Ritterwürde, welche bald auch Bürgern zu Theil wurde; — die mannhafte Theilnahme des Bürgerstandes an der Landesvertheidigung; — die Anziehungskraft des Geldes.) Endlich, auch der geistliche Stand und das geistliche Recht trat vermittelnd und ausgleichend zwischen die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft.

Jedoch, die fortdauernde Gültigkeit des in Frage stehenden Grundsatzes, die sich hiernach aus allgemeinen Gründen vermuthen läfst, läfst sich auch durch bestimmte Zeugnisse und Thatsachen bestätigen. — Vor allen Dingen sind hier die Rechtsbücher des Mittelalters zu Rathe zu ziehn, namentlich der Sachsen- und der Schwabenspiegel. (Das Rechtsbuch, welches den Namen des Kaiserrechts führt, enthält wenig oder nichts, was in die vorliegende Frage einschlüge.)

Nun stellt aber der Sachsenspiegel bestimmt den Rechtssatz auf: Eheliche Kinder haben den Stand des Vaters, vorausgesetzt übrigens, dafs die Mutter eine Freigeborne war. Denn es lautet

im ersten Buche der Artikel 16 so: »Wo ein Kind frey und ehelich geboren ist, das behält auch seines Vaters Recht«

und

im dritten Buche der Artikel 72 so: »Das ehelich und freygeborne Kind behält seines Vaters Heerschild *) und nimmt auch sein Erbe und der Mutter also wol, ob es ihr ebenbürtig oder bafs geboren ist.«

Mit diesen Stellen ist eine andere Stelle desselben Rechtsbuches in Verbindung zu setzen, welche mittelbar eine Bestätigung derselben Rechtsregel enthält.

»Das Weib«, sagt der Art. 45. B. III., (s. auch B. I. Art. 45.) »ist auch ihres Mannes Genossin aller der Ehren und Würdigkeit, die der Mann hat, als sie in sein Bett tritt; und nach seinem Tod so ist sie ledig von allen seinen Rechten und Ehren. Denn sie behält wieder ihren Stand und ihr Recht, das ihr angeboren war, ehe sie den Mann nahm.« **) — (Daher das Rechtssprüchwort: Ritters Weib hat Ritters Recht. Vgl. die deutsche Glosse zum Sachsenspiegel B. I. Art. 20.)

Denn, wenn die Frau den Stand und das Recht ihres Mannes hatte, so mufsten auch eheliche Kinder den Stand und die Rechte ihres Vaters haben; ja der letztere Satz ist sogar als der Grund des ersteren zu betrachten, da die Frau den Stand des Mannes

---

*) D. i. den Stand des Vaters. S. Haltaus v. Heerschild.

**) Diese Rechtsregel dürfte die erste Veranlassung zu den in der Folge so häufig vorkommenden kaiserlichen Standeserhöhungen nicht ebenbürtiger Gemahlinnen gegeben haben. Der Schwabenspiegel enthält übrigens dieselbe Rechtsregel, ob sie wohl nicht mit andern Sätzen dieses Rechtsbuchs in genugsamer Übereinstimmung steht.

nach dessen Tode verlor. (Es war also, zu Folge des Art. 45, eine Ehe in Beziehung auf die Kinder nicht schon deswegen eine unstandesmäfsige Ehe, weil sie in Beziehung auf die Frau diese Eigenschaft hatte. Die Stelle hat für den vorliegenden Rechtsfall noch ein anderes Interesse. Wenn man annimmt, dafs der Kurfürst Friedrich I. erst gegen das Ende seines Lebens die Mutter seiner Kinder heirathete oder die früher mit ihr abgeschlossene Ehe veröffentlichte, so darf es nicht befremden, dafs keine Urkunde vorhanden ist, welche der Klara Tettin das Prädikat einer Gemahlin des Kurfürsten oder ein ähnliches beilegte. Da sie sich nicht auf eine kaiserliche Standeserhöhung berufen konnte, so trat sie nach dem Tode des Kurfürsten in ihren früheren Stand zurück.)

Eine ganz andere Theorie scheint der Schwabenspiegel in den folgenden Artikeln aufzustellen: (Ich citire die Artikel nach der Ausgabe des Schwabenspiegels in Senkenbergs Corp. juris German.)

Art. 49. §. 1. »Hie soll man hören dreyerley freier Leut, welche Rechte die haben. §. 2. Es heifsent eins semperfreien *), das seynd die freien herrn als Fürsten und die andern freien ze man habent. §. 3. Das andere seint mittelfreien, das seind die die der hohen freien man seind. §. 4. Das dritt seind gebauern die frei seind die heifsent frei landsässen. §. 5. der hat jeglicher je sunder recht.«

*) S. über die Etymologie und Bedeutung dieses — fast mystischen — Wortes das Glossarium ad speculum Alem. b. Senkenberg T. II. v. semperfrei. (Hier findet man die verschiedenen Meinungen über die Auslegung dieses Worts sehr vollständig gesammelt. — Das erste Wort, Semper, ist schwerlich das gleichlautende lateinische. Vielmehr scheint das Wort ex contractione vel corruptione eines deutschen Worts entstanden zu seyn; etwa aus dem Worte: Sonderbahr, Sonder — besonders frei. Im Sachsenspiegel kommt das Wort und überhaupt die ganze Klassifikation der Freien, von welcher im Art. 49 die Rede ist, nicht vor.)

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 30. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Klüber: Die eheliche Abstammung des fürstl. Hauses Löwenstein-Wertheim.

(Beschlufs.)

Art. 50. §. 1. »Es ist niemandt semperfrei wann des Vater und Muter semperfrei warend. §. 2. Die von den mitlen freien seind geboren die seind mittelfreien. §. 3. und ist joch die muter semperfrei und der vater mittelfrei die kind werdent mittelfreien. §. 4. und ist der vater semperfrei und die muter mittelfrei die kind werdent auch mittelfreien. §. 5. *Ingenuus* das spricht in latein höchstfrei, und *libertinus* mittelfrei. *liber* der landsässen frey. Der hat jeklicher sunder sein recht als wir hienach wol sagen.«

Art. 328. §. 2. »Ist eyn mann seinem Weybe nicht ebenbürtig er ist doch ir vogt und ir vormunde, und ist sy frey, sy mufs sein Genofse sein, wann sy an sein bette geet. §. 3. Und gewinnend sy auch kind, die gehören zu der ergeren Hand. §. 4. Wenn aber ir mann stirbet, so ist sy ledig von seynem recht, und behaltet recht nach irer geburt.«

Art. 397. »Ein yegklichs kind behelt seines vatters recht ob es im eelich ebenbürtig ist.«

Denn es geht aus diesen Artikeln hervor, dafs ihr Verfasser die Rechtsregel: Die Kinder folgen der ärgeren Hand, — nicht, wie das ältere Recht, blos von den Ehen zwischen Freien und Unfreien, — sondern ebensowohl von den Ehen zwischen Personen verschiedenen Standes versteht. Allein die Frage ist erstens *die:* Welche Glaubwürdigkeit verdient das Zeugnifs, welches der Verfasser von dem Rechte seiner Zeit ablegt? war das wirklich Rechtens, was er für geltendes Recht ausgiebt? und zweitens *die:* In welchem Sinne wendet er die Rechtsregel: Die Kinder folgen der ärgeren Hand, auch auf ungleiche Ehen an? — Zur ersten Frage: Die Handschriften, die sich von dem Schwabenspiegel erhalten haben, weichen in dem Grade von einander ab, es hat dieses Rechtsbuch (oder seine Grundlage, der s. g. Sachsenspiegel,) so manche Überarbeitungen erlitten, es ist von Zeit zu Zeit durch so viele Zusätze bereichert oder verunstaltet

Digitized by Google

worden, und es ist bis jetzt für die kritische Bearbeitung des Buchs noch so wenig geschehn, dafs man auf das Zeugnifs, welches dieses Buch von dem im Mittelalter geltenden Rechte giebt, sobald dieses Zeugnifs, (wie in dem vorliegenden Falle,) vereinzelt steht, für jetzt wenigstens kaum irgend ein Gewicht legen kann *). Das Zeugnifs, welches in den oben angeführten Stellen des Schwabenspiegels liegt, ist noch aus besonderen Gründen verdächtig; schon deswegen, weil das, was der Vf. über die Worte: Ingenuus, libertinus, liber, (Art. 50. §. 5.) anführt, die Vermuthung veranlafst, dafs er nur, (wie in so vielen anderen Fällen,) das deutsche Recht mit dem römischen in Übereinstimmung setzen wollte; noch mehr aber deswegen, weil er, wie sofort gezeigt werden soll, die rechtlichen Folgen der Unstandesmäfsigkeit einer Ehe so gänzlich unbestimmt läfst. — Er sagt nämlich nur, (anlangend die zweite Frage,) dafs, wenn z. B. ein Semperfreier eine Mittelfreie heirathe, auch das Kind zu dem Stande der Mittelfreien gehöre. Will er damit nur so viel sagen, dafs das Kind nicht in Beziehung auf beide Eltern und mithin nicht in demselben Grade freigeboren sey, wie ein Kind, dessen beide Eltern freigeboren waren, so enthält der Satz eine Tautologie. Ist aber der Sinn der, dafs jenes Kind nicht dieselben Rechte, wie dieses, in Beziehung auf den Vater habe, so hätte der Verfasser die Rechte namhaft machen oder bestimmt andeuten sollen, wegen welcher ein solches Kind dem in einer ebenbürtigen Ehe erzeugten nachstehe. Das ist aber, ungeachtet der im Art. 50. §. 5. enthaltenen Ankündigung, nicht geschehen. Besonders bemerkenswerth ist in dieser Beziehung der Art. 397 verglichen mit dem Art. 16 des I. B. und mit dem Art. 72 des III. B. des Sachsenspiegels, welche Artikel ihm offenbar zum Grunde liegen. Nach dem Sachsenspiegel hat ein jedes frei und ehelich geborne Kind das Recht seines Vaters, nach dem Art. 397 nur das ebenbürtig geborne Kind. Aber der Sachsenspiegel legt dem ehelichen Kinde zugleich das Recht, den Vater und die Mutter zu beerben, ausdrücklich bei; dagegen schweigt der Schwabenspiegel über die Frage, ob nur das in einer ebenbürtigen Ehe erzeugte Kind den

*) Z. B. in dem oben angeführten Art. 50. §. 1., einer Hauptstelle, lesen einige Handschriften: „Es ist niemant semperfrei wann des Vater und Mutter frei [ohne semper] warend.“ Eine Variante, die gerade für den vorliegenden Fall von Wichtigkeit ist.

Vater beerbe; und doch lag in der Quelle des Art. 397 unmittelbar eine Aufforderung zur Entscheidung dieser Frage.

Besser stimmen beide Rechtsbücher in einer andern Lehre mit einander überein, welche ebenfalls in die vorliegende Frage einschlägt, — in der Lehre von den sieben Heerschilden *). Beide handeln unter dieser Rubrik von der Verschiedenheit und Reihenfolge der Stände in Deutschland. Nirgends aber gedenken sie hierbei eines Einflusses, welchen die Abstammung von der Mutter Seite auf Stand und Rang gehabt hätte. Es ist wahr, dafs dieser Beweisgrund — ein argumentum a silentio — nicht von entscheidendem Gewichte ist. Denn man kann sagen, dafs in den Stellen, welche von den sieben Heerschilden handeln, die Ebenbürtigkeit der Abstammung (wenigstens in dem Schwabenspiegel) vorausgesetzt werde. Gleichwohl, wenn die Ebenbürtigkeit der Abstammung schon im Mittelalter über Stand und Rang entschieden hätte, so würde dieser Unterschied schwerlich in jenen Stellen unerwähnt geblieben seyn. Wer würde wohl jetzt die Lehre von den Stufen des Adels vortragen, ohne zugleich des Unterschieds zwischen standesmäfsigen und nichtstandesmäfsigen Ehen zu gedenken? Jedoch diese Übereinstimmung des Schwabenspiegels mit dem Sachsenspiegel in der Lehre von den sieben Heerschilden spricht noch auf eine andere Weise gegen die Auctorität des erstern bei der vorliegenden Frage. Der Schwabenspiegel stellt ausser der uralten Eintheilung der Stände nach den Heerschilden (Art. 8.) noch eine andere (Art. 49. 50.) auf. Und gleichwohl macht er nirgends den Versuch, — wenn anders ein solcher Versuch gelingen konnte, — beide Eintheilungen mit einander zu vereinigen.

Jedoch, ein weit schlagenderer Beweis für die Meinung, welche hier vertheidigt wird, liegt in den Ausnahmen, welche das Recht des Mittelalters von der Regel machte, dafs das eheliche Kind schon dann seinem Vater ebenbürtig und mithin aller Rechte seines Vaters theilhaft sey, wenn die Mutter nur eine Freigeborne war. Diese Ausnahmen bestätigen schon als Ausnahmen die Regel. (Exceptio firmat regulam in casibus non exceptis.) Man kann, wie sich gleich hernach zeigen wird, aus ihnen sogar Folgerungen ableiten, welche zugleich unmittelbar oder direkt für jene Regel sprechen. Keine von diesen Ausnah-

*) S. den Sachsensp. B. 1. Art. 3. Schwabensp. Art. 8. Vgl. Weiske de septem clypeis militar. Lpz. 1830.

men bezieht sich überdies auf das Erbfolgerecht der in einer nicht standesmäfsigen Ehe erzeugten Kinder, keine also auf dasjenige Recht, welches gerade in dem vorliegenden Falle in Frage steht.

Die Ausnahme, welche höchst wahrscheinlich der Zeit nach die erste war, die Ausnahme, welche höchst wahrscheinlich zugleich die Veranlassung zu den übrigen wurde, kommt in dem Sachsenspiegel B. I. Art. 51. (s. auch B. III. Art. 29 und den Schwabensp. Art. 53) vor.

» Welch schöppenbar freye Mann einen seiner Genossen zu Kampf anspricht, der mufs beweisen, wer seine vier Ahnen [d. i. seine Grofseltern] sind und sein Handmahl d. i. seine ordentliche Gerichtsstatt und die benahmen, oder jener weigert ihm wohl Kampfs mit Recht. «

Der Grund dieser Ausnahme liegt am Tage. Wem konnte wohl mit Recht angemuthet werden, sich auf die Aufforderung zu einem gerichtlichen Zweikampfe einzulassen, wenn nicht sein Gegner einer achtbaren Abkunft war? wenn dieser nicht (z. B. als ein Stadtbürger) als Beklagter d. i. in seiner Gerichtsstäte zur Annahme eines gerichtlichen Zweikampfes angehalten werden konnte? Übrigens konnte es, was den Adel oder die Ritterbürtigkeit der Grofseltern betraf, nur auf den Heerschild des (väterlichen und mütterlichen) Grofsvaters ankommen. Denn sonst würden 8 Ahnen u. s. w. zu erweisen gewesen seyn. Derselbe Satz ist daher auch auf die folgenden Ausnahmen auszudehnen. In der obersten Reihe der Ahnen, — nach welchen die Ahnen gezählt werden, — bleibt es also bei der Regel, dafs der Heerschild des Mannes auch der der Frau sey. *)

Auf denselben Grund dürfte sich auch die zweite Ausnahme zurückführen lassen, die Ausnahme: Alle die nicht von Rittersart sind, sollen des Lehnrechts darben. **) Weil Bürger und Bauern der Ritterschaft dem Kampfrechte nach nicht gleichstanden, so konnten sie auch nicht verlangen, ihr dem Lehnrechte nach und im Lehnshofe gleich zu stehn. War ein Lehn einem Bürger verliehen worden, so war an demselben sogar keine Folge. Das

*) Daher werden auch die Ausdrücke: N. N. hat einen Adel von 16 und: N. N. hat einen Adel von 8 Ahnen zu beweisen, — zuweilen als gleichbedeutend gebraucht. Vgl. meine Abh. über das ausschliefsliche Sitz- und Stimmrecht des alten Adels auf den kursächs. Landtagen, in Weifsens Museum für die sächs. Gesch. Bd. II. St. 1.

**) Auct. vet. de benef. Cap. I. §. 4. J. F. S. Art. 2. J. F. A. Cap. 1. §. 4. Vgl. das Kaiserrecht. P. IV. Kap. 5.

hieng jedoch nicht mit der Abstammung der Kinder zusammen, sondern nur mit dem rechtlichen Wesen einer jeden Vergünstigung.

Drittens: Zu den Turnieren wurden nur diejenigen zugelassen, welche 4 Ahnen erweisen konnten *). Denn die Turniere standen mit den gerichtlichen Zweikämpfen in einem geschichtlichen Zusammenhange; das Kampfrecht der ersteren war dem der letzteren nachgebildet. Jedoch gab es nicht ein ständiges Turniergesetz; die Bedingungen der Theilnahme an diesen Kampfspielen wurden bald so bald anders, und zuweilen mit vieler Nachsicht, bestimmt **). Um so weniger also konnte dieses Vorrecht des alten Adels dem gemeinen Rechte, (partus legitimus sequitur conditionem patris) Eintrag thun.

Viertens: Die deutschen Stifter, insbesondere die Hochstifter oder capitula cathedralia, errichteten schon frühzeitig ***) Statute, nach welchen ein Jeder, der zu einem Kanonikate gelangen wollte, eine Ahnenprobe bestehen mufste. Wenn auch diese Statute ihren Hauptgrund in dem Privatinteresse der adlichen Familien, (besonders der im Lande angesessenen Familien,) hatten, so hiengen sie doch zugleich mit dem Kampf- und Fehderechte jener Zeit zusammen. Als das Domkapitel zu Osnabrück bei dem päbstlichen Hofe um die Bestätigung eines solchen Sta-

---

*) S. Rixner's Turnierbuch. Ausg. v. J. 1530. Bl. 372. 373. (Zu wünschen wäre, dafs man die Glaubwürdigkeit dieses Schriftstellers einer gründlichen Kritik unterwürfe, anstatt sie, wie oft geschieht, ohne weiteres zu verwerfen.)

**) Interessante Beweise für diese Nachsicht findet man z. B. in einer Ordnung des zu Onoltzbach im J. 1485 gehaltenen Turnieres. (Abgedr. b. Estor von der Ahnenprobe. S. 21.) Es heifst da unter anderem: „Welcher eines alten Turniergeschlechts eines ehrbaren Bürgers fromme unverläumdete Tochter von den Geschlechtern oder erbaren Bürgern aus den Städten nähme, um seiner Nahrung und Aufkommens willen seines Stammes, doch dafs ihm die unter 4000 Gulden nicht zubrächte, dem soll man es nicht verargen, ihn und seine Kinder reiten lassen, doch mag man sie schlagen."

***) Ein Beispiel eines solchen Statutes aus dem 14ten Jahrhunderte, s. in Mittermaier's Grundsätzen d. gem. deutsch. Privatrechts. §. 68 (Vte Aufl.) Anm. 2. (Wie in der Geschichte der deutschen Stifter überhaupt noch manches Dunkel herrscht, — die Stifter liebten zuweilen das Geheimnifs, — so bedarf auch die Geschichte der in Frage stehenden Statute noch weiterer Aufklärung. Der Theil von Sartori's Staatsrecht der geistlichen Stifter, der von den rechtlichen Eigenschaften der Stiftsherren handeln sollte, ist nicht in Druck erschienen.)

tutes einkam, führte es zur Begründung seines (gegen das gemeine Kirchenrecht laufenden) Suchens an, » bona ad ecclesiam Osn. pertinentia in terris et dominiis diversorum principum et dominorum temporalium sparsim sita esse, ac pro illorum *defensione* et *conservatione* assistentiam nobilium et potentium pernecessariam esse.« *) Und man darf wohl annehmen, dafs auf demselben Grunde auch ein jedes ähnliche Suchen gestützt worden war. **) — Übrigens mufsten diese Statute allerdings auf das Familienrecht oder auf die Politik der adlichen Geschlechter zurückwirken. Der Stammherr suchte sich eine Gemahlin aus einem altadlichen Hause, damit auch seine Nachkommen stiftsfähig wären. Allemal aber war und blieb jenes Vorrecht eine Ausnahme von der Regel; es bezog sich namentlich nicht auf das Erbfolgerecht ehelicher Kinder.

Jedoch, auch angenommen, dafs die eine oder die andere dieser Ausnahmen von der Beschaffenheit oder von dem Einflusse gewesen wäre, dafs sie die Regel oder das gemeine Recht selbst erschüttern mufste, so ist doch eine weitere Frage die, ob sich diese Ausnahmen auch auf den hohen oder den ursprünglichen deutschen Adel erstreckten, oder ob nicht gleichwohl der eheliche Sohn eines Vaters, welcher zum Herren- oder Dynastenstande gehörte, ohne Rücksicht auf die Ebenbürtigkeit der Mutter alle Rechte seines Vaters und alle Rechte des alten Adels hatte.

Soviel ist gewifs, dafs in den Rechtsbüchern des Mittelalters und in den Turnierordnungen, da wo sie von den Rechten des alten Adels und von der Ahnenprobe sprechen, überall — ausdrücklich oder dem Zusammenhange nach — nur von denen die Rede ist, welche von Rittersart sind oder sich auf die Abstammung aus einem Geschlechte des s. g. niederen Adels berufen, nirgends aber von Fürsten, Grafen und edlen Herren. Und wenn man erwägt, dafs es in den Fällen, von welchen jene Rechtsquellen handeln, nur darauf ankam, gemeine Leute von gewissen Rechten auszuschliefsen, so ist es wohl nicht zweifelhaft, dafs diese Vorrechte nicht gegen den ehelichen wenn auch

*) S. die Bestätigungsbulle des Pabstes Leo X. (v. J. 1517.) b. Estor a. a. O. S. 5.

**) Von dem Hochstifte Paderborn bezeugt das Schaten in Annal. Paderborn. ad am. 1480. ausdrücklich.

nicht in einer ebenbürtigen Ehe erzeugten Sohn eines zum Herrenstande gehörenden Vaters geltend gemacht werden konnten. Wer hätte es wohl gewagt, den Sohn eines Kurfürsten etc. zu schelten, wenn er zum gerichtlichen oder zum aussergerichtlichen Zweikampfe herausforderte? Wie noch jetzt der Adel auf den Wogen der öffentlichen Meinung schwebt, so schon damals.

Zweifelhafter ist die Sache, was die Stiftsfähigkeit solcher Kinder betrifft. Der Zweifel entsteht daher, dafs von den Stiftsstatuten, welche zur Stiftsfähigkeit eine Ahnenprobe erforderten, nur noch wenige durch den Druck bekannt gemacht worden sind, dafs man daher die Nachricht, welche man z. B. in Holl's Statistik der deutschen Kirche (P. I. cap. XI.) findet, als ob in einigen Hochstiftern auch die ehelichen Söhne eines Fürsten, Grafen oder edlen Herrn einer förmlichen Ahnenprobe unterworfen gewesen wären, mit Mifstrauen aufzunehmen hat. So viel ist gewifs, dafs in andern Hochstiftern nur von denen, die aus einem Geschlechte des niedern Adels abstammten, eine förmliche Ahnenprobe gefordert wurde *). So viel ist ferner gewifs, dafs in den deutschen Hochstiftern überhaupt selbst die natürlichen Söhne eines reichsunmittelbaren Fürsten, Grafen oder Herrn leicht zu einem Kanonikate gelangten **). »Warum die Stifter,« schreibt Estor von der Ahnenprobe S. 25, »der grofsen Herren natürliche Kinder aufnehmen, davon giebt Pontus Heuter« (de liberis natural. Antw. 1616. 4.) diese Ursache an: Quum propter sacri ordinis dignitatem legitimus censeatur, imo ante susceptum ordinem sit legitimandus.« Überdies würde auch bei jenen Nachrichten, wenn sie mit der Wahrheit übereinstimmen sollten, die Frage in Betracht kommen, von welcher Zeit sich die Statute herschrei-

*) In der oben erwähnten Bulle des Pabstes Leo X. heifst es ausdrücklich, dafs Bischoff und Kapitel nicht angehalten werden sollen, Einen als Canonicus anzunehmen, nisi eisdem clarissimo constiterit, quod recipiendus sive admittendus de *nobili baronum seu ex utroque parente de militari genere* ac de legitimo thoro procreatus, ac alias statu liber, ac scientia, moribus, fama et honestate praeclarus existat.“ Ganz so scheint auch das Statut des Hst. Münster und das des Hst. Paderborn gefafst gewesen zu seyn. S. Schaten a. a. O.

**) Eine Bestätigung dieser Thatsache s. b. Schannat, in der historia episcopatus Wormat. T. I. p. 69. Er berichtet, dafs durch zwei päbstliche Bullen dem Kapitel die Zusicherung ertheilt worden sey, „ne *illegitimo toro natum, etiamsi Imperiali vel Ducali prosapia procreatus fuerit*, ad consortium suum *cogantur* admittere.“

ben, welche auch die vom hohen Adel einer förmlichen Ahnenprobe unterwerfen. (Denn erst dann erschwerten die Stifter die Aufnahme in ihre Körperschaft mehr und mehr, als die Zahl der Nichtadlichen, welche studirten und den Doctorgrad erhielten d. i. als equites legum stiftsfähig wurden, mehr und mehr zunahm.) Aber auch an Daten zur Beantwortung dieser Frage gebricht es.

Jedoch man hat sich gegen die in dem Obigen vertheidigte Meinung auf ein Herkommen berufen, durch welches der Grundsatz des altdeutschen Rechts, — dafs das eheliche Kind das *Recht* seines Vaters habe, wenn auch die Mutter diesem nicht ebenbürtig war, — schon im Mittelalter zwar nicht schlechthin doch in Beziehung auf die Kinder eines Vaters aus dem hohen oder dem ursprünglichen deutschen Adel also gerade in der Beziehung aufgehoben worden sey, in welchen jener Grundsatz in dem vorliegenden Rechtsfalle allein in Betrachtung kommt. — Indem ich jetzt zur Prüfung dieser Behauptung fortgehe, setze ich voraus, dafs die Entstehung eines solchen Herkommens rechtlich möglich gewesen seyn würde, (s. oben S. 458.) und will ich andererseits zugeben, dafs man vielleicht Gründe auffinden könnte, warum gerade der hohe Adel den Plan verfolgt habe, sich von den übrigen Ständen schärfer zu sondern. Die Frage steht demnach so: Lassen sich einzelne Fälle nachweisen, in welchen schon im Mittelalter den ehelichen Kindern eines Fürsten, Grafen oder edlen Herrn die Rechte ihres Vaters deswegen nicht zugestanden hätten oder abgesprochen worden wären, weil die Mutter dem Vater nicht ebenbürtig gewesen war?

Bei der Beantwortung dieser Frage will ich die Reihenfolge der Beispiele zum Grunde legen, welche Pütter in seinem bekannten Werke: Über Mifsheirathen deutscher Grafen und Fürsten, von Fällen, die in die Frage einschlagen, mit besonderer Sorgfalt beigebracht hat. (Es ist zu beklagen, dafs, wie auch Pütter bemerkt, die in Druckschriften zu findenden Nachrichten von der Genealogie der Geschlechter des hohen Deutschen Adels, besonders was die Zeiten des Mittelalters betrifft, so unvollständig sind. Man hat Grund, zu vermuthen, dafs namentlich die ältesten Genealogieen der gräflichen Häuser mehrere Fälle zur Widerlegung jenes angeblichen Herkommens darbieten würden.)

Unter den Fällen nun, welche Pütter (S. 30 ff.) aus dem XII. XIII. und XIVten Jahrhunderte für das in Frage stehende Herkommen beibringt, (es ist übrigens die Zahl dieser Fälle sehr klein,) ist nur ein einziger, welcher hier namentlich angeführt

Digitized by Google

zu werden braucht. Denn in den übrigen Fällen war allemal die Gemahlin eine Ministerialin *), also eine Unfreie; folgten also, schon nach dem älteren und ältesten Rechte, die Kinder der ärgeren Hand. Jener Fall aber betrifft die zweite Ehe Albrechts des Unartigen, Markgrafens von Meifsen. Dieser hatte noch bei Lebzeiten seiner ersten Gemahlin, Margaretha, einer Tochter des Kaisers Friedrichs I., mit Kunigunde von Eisenberg, einen Sohn, Apitz, erzeugt. Nach dem Tode seiner Gemahlin heirathete er die Kunigunde von E. und legitimirte so seinen mit ihr erzeugten Sohn. Die übrigen (in rechtmäfsiger Ehe erzeugten) Söhne Albrechts bestritten ihrem im Ehebruche erzeugten und nur per subsequens matrimonium legitimirten Bruder das Recht zur Nachfolge in die väterlichen Besitzungen. Es kam zu einem Kriege zwischen dem Vater und jenen Söhnen. Die Rechtsfrage erledigte sich dadurch, dafs Apitz unbeerbt mit Tode abging. Man sieht jedoch leicht, dafs in diesem Falle nicht die Unstandesmäfsigkeit der zweiten Ehe des Markgrafen Albrecht, sondern die legitimatio partus adulterini die Streitfrage war, welche Vater und Söhne und eben so die Landschaft entzweite. Vielmehr würde der Markgraf Albrecht auf die legitimatio per subsequens matrimonium schwerlich die Hoffnung gesetzt haben, seinen Sohn mit Land und Leuten versorgen zu können, wenn er nicht von der Standesmäfsigkeit seiner zweiten Ehe überzeugt gewesen wäre **).

---

*) Um nicht die vorliegende Abhandlung ohne Noth auszudehnen, verweise ich wegen dieser Behauptung auf Pütter's oben genannte Schrift. — Unter diesen Fällen ist übrigens der, welchen Pütter S. 41 ff. erzählt, noch aus einem besondern Grunde beachtenswerth. Reinhard von Hanau verheirathete sich mit Adelheid von Münzenberg. Obwohl diese aus einem Dynastengeschlechte abstammte, so brachte doch ihr Gemahl für sie, weil die von Müntzenberg Dienstmannen waren, bei dem Kaiser literas ingenuitatis aus. Also nicht die Adelsstufe, nur der status ingenuitatis entschied über die Standesmäfsigkeit der Ehen in den Familien des hohen Adels! Vgl. Die Ministerialen. Von A. Frhrn. v. Fürth. Köln a. Rh. 1836.

**) Die Nachrichten, die von diesem Streite auf uns gekommen sind, sind so unvollkommen, (s. Weifse, Geschichte d. Churs ächsischen Staaten. II. Bd. Lpz. 1803.) dafs man die Rechtsfrage, über welche gestritten wurde, mehr vermuthen, als geschichtlich nachweisen kann. Dafs nicht über die Standesmäfsigkeit der Ehe gestritten wurde, kann man aus einem andern Falle abnehmen, der sich in demselben Hause begab. S. Weifse in dem a. W. S. 16.

Aus dem XV. Jahrhunderte führt derselbe Schriftsteller nur zwei in die vorliegende Frage einschlagende Fälle an. Der eine betrifft eine Ehe in dem Hause Sachsen, der andere die Ehe, welche der Gegenstand dieser Abhandlung ist, die des Kurfürsten von der Pfalz, Friedrichs I. oder des Sieghaften. Ich beschränke mich also hier auf die Beurtheilung des ersten Falles. — Der Herzog Wilhelm III. von Sachsen, der in der Theilung mit seinem älteren Bruder, dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen, Thüringen zu seinem Antheile erhalten hatte, heirathete in zweiter Ehe, (in der ersten hatte er nur Töchter erzeugt,) Katharine von Brandenstein, die Wittwe eines von Häfsberg. Dafs diese Ehe als eine in jeder Beziehung gültige (oder standesmäfsige) Ehe abgeschlossen und betrachtet wurde, ist nicht bestritten. Nun stellt zwar Pütter die Sache, (wie in ähnlichen Fällen, die einer späteren Zeit angehören,) so dar, als ob die Vollgültigkeit dieser Ehe allein auf der Einwilligung oder auf dem Stillschweigen der Agnaten beruht hätte. Allein mit diesem Argumente läfst sich am Ende ein jedes Beispiel entkräften, durch welches man die fortdauernde Gültigkeit des altdeutschen Rechts in der Lehre von den unstandesmäfsigen Ehen bestätigen kann. — Wie steht es demnach mit dem ganzen Beweise für ein Herkommen, durch welches dieses Recht schon im Mittelalter abgeändert worden wäre?

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Lehre des deutschen Rechts von den standesmäfsigen Ehen des hohen Adels in die neueren und neuesten Zeiten zu verfolgen. Nur so viel von dem neueren Rechte, dafs der Grundsatz des ältesten deutschen Rechts, der Grundsatz, den auch das Recht des Mittelalters nicht verliefs, — dafs die ehelichen Kinder eines Vaters aus dem Herrenstande alle Rechte ehelicher Kinder haben, ungeachtet sie nicht von einer Mutter desselben Standes geboren worden sind, — auch in den folgenden Jahrhunderten in Kraft blieb, wenn auch mit einer Einschränkung, welche schon oben berührt worden ist. Ja in den folgenden Jahrhunderten werden sogar die Beispiele von der fortdauernden Gültigkeit jenes Grundsatzes oder, wie man sich oft fälschlich ausdrückt, die Beispiele von Mifsheirathen deutscher (reichsunmittelbarer) Fürsten und Grafen immer häufiger; oder es flieſsen auch wohl nur die Quellen, aus welchen man die Nachrichten von solchen Heirathen entlehnen kann, immer reichlicher. Und doch könnte es nicht befremden, wenn die neue Gestalt, in welcher die deutsche Reichsverfassung

aus den Stürmen des Mittelalters hervorgieng, jenen Grundsatz des altdeutschen Rechts bald gänzlich verdrängt hätte. Denn schon im sechszehnten Jahrhunderte stand die Landeshoheit fast vollständig ausgebildet da; eine neue oder schärfer gezogene Scheidlinie sonderte den hohen deutschen Adel, die Geschlechter, welche in dem Besitze der Reichsstandschaft und Landeshoheit waren, von den übrigen Ständen ab; dieselben Geschlechter hatten Ursache, theils die kaiserlichen Standeserhöhungen theils den sich noch des Mittelalters erinnernden Geist der Ritterschaft und der Städte zu fürchten; auch wurden mit der Zeit die Fälle häufiger, dafs sich auswärtige regierende Häuser mit jenen Geschlechtern verschwägerten. Alles Gründe, welche die deutschen reichsunmittelbaren fürstlichen und gräflichen Geschlechter bestimmen konnten, die Wahl einer Gemahlin auf Gleichheit der Abstammung zu beschränken. Gleichwohl bewirkten alle diese Gründe nur so viel, dafs in einzelnen deutschen reichsunmittelbaren Fürsten- und Grafenhäusern Ehen mit einer nicht ebenbürtigen Gemahlin durch die Hausgesetze für Mifsheirathen erklärt wurden und dafs endlich ein Reichsgesetz zu Stande kam, dessen zweideutige Fassung jedoch, (denn die k. Wahlkapitulation spricht nur von »unstreitig notorischen« Mifsheirathen,) vielleicht der beste Beweis von der Achtung ist, welche man für den Geist des altdeutschen Rechts fortdauernd hegte. Diejenigen Schriftsteller, welche dem Mittelalter den Grundsatz aufdringen, dafs sowohl die Mutter als der Vater vom hohen Adel oder vom Herrenstande seyn müsse, wenn das Kind alle Rechte eines ehelichen Kindes haben solle, stellen freilich alle diese Begebenheiten und Thatsachen anders *).

*) So namentlich Pütter. Die vielen Beispiele von nicht standesmäfsigen Ehen in den Familien des hohen Adels, welche die Geschichte des 16ten Jahrhunderts darbietet und welche gleichwohl als vollgültige Ehen betrachtet wurden, leitet er aus dem Einflusse des römischen und des kanonischen Rechtes ab! So ungern ich auch dieses Urtheil fälle, so möchte es doch wenige Schriften geben, welchen man den Vorwurf, Gesetze und Thatsachen nach einer vorgefafsten Meinung zu deuten, in dem Grade machen könnte, wie der Pütterschen Schrift von Mifsheirathen etc. — Auch gegen das Wort: Mifsheirath, hat man Ursache mifstrauisch zu seyn. Eine jede nicht standesmäfsige Ehe d. i. eine jede Ehe unter Personen, von welchen die eine eines — ex lege vel opinione hominum — niederern Standes oder Ranges ist, als die andere, kann eine Mifsheirath genannt werden und wird im gemeinen Leben so genannt. Aber eine Mifsheirath in sensu juris ist nur die Ehe, welche wegen der Ge-

Aber ein sehr schlagender Beweis, dafs jener Grundsatz dem ursprünglich deutschen Rechte gänzlich fremd war, dafs er erst dann in Deutschland Anklang fand, als sich die Geschlechter des hohen deutschen Adels in regierende Häuser verwandelt hatten, liegt noch ausserdem in der Geschichte und in dem Rechte des englischen und des französischen Adels. Auch der englische und der französische Adel ist deutschen Ursprungs. Aber weder in England noch in Frankreich hat man die Rechte der ehelichen Kinder eines Adlichen von dem Stande oder von der Ebenbürtigkeit der Mutter jemals abhängig gemacht.

Jetzt zur Beantwortung der Hauptfrage:

> War die Ehe des Kurfürsten Friedrich des Sieghaften nach dem besonderen Rechte des Hauses Wittelsbach oder, (wenn dieses Recht die Frage unentschieden lassen sollte,) war sie nach dem gemeinen deutschen Rechte eine standesmäfsige Ehe in dem Sinne, dafs die Nachkommenschaft dieser Ehe alle Rechte einer ehelichen Nachkommenschaft in Anspruch nehmen kann?

Jedoch bei dem ersten Theile der Frage brauche ich nicht lange zu verweilen. Das einzige Hausgesetz, welches bewandten Umständen nach einen Aufschlufs über die vorliegende Frage ertheilen könnte, der schon oben erwähnte Vertrag von Pavia, schweigt von der Bedingung, dafs nur die in standesmäfsiger Ehe erzeugten Kinder zur Nachfolge in das Stammgut des Hauses berechtiget seyn sollen, gänzlich. Denn der Vertrag enthält über die gegenseitige Erb- oder Regierungsnachfolge der beiden Linien nur die Verabredung:

> »Vnd ob Wür (die Pfalzgrafen Rudolph und Ruprecht, welche den Vertrag mit dem Kaiser Ludwig und dessen Söhnen abschlossen,) unser Tail oder unser Erben on Erben verfaren, (mit Tode abgehn,) so sullen vnser Land Leut und Herrschaft und die Wal des Reichs auf sy und ir Erben gevallen und erben; auch sullen herwider ir Land Leut und Herrschaft und die Wal des Reichs auf vnsern tail und vnser Erben gevallen und erben, ob sy on Erben verfaren.« (Zu Folge dieses Vertrages sollte die Kurstimme alternando geführt werden.)

---

burts- oder Standes-Verschiedenheit der Eheleute nicht alle Wirkungen einer gültigen Ehe (quoad conjugem inferioris conditionis vel liberos) hervorbringt.

Indem ich daher sofort zu dem zweiten Theile der Frage fortgehe d. i. den vorliegenden Rechtsfall nach dem gemeinen deutschen Rechte des 15ten Jahrhunderts beurtheile, will ich, um auf vollkommen sicherem Boden zu stehn, voraussetzen, dafs Klara Tettin nur bürgerlicher Abkunft war, nur aus einem wenn auch angesehenen Bürgergeschlechte der Stadt Augsburg abstammte. Ich werde also nicht von dem Schlusse Gebrauch machen, den man von der Aufnahme des ältesten Sohnes des Kurfürsten Friedrich in die Domstifter Speier und Worms auf den Adel der Mutter zu ziehen versucht seyn könnte. Allerdings ist mit Klüber anzunehmen, dafs sich die päbstliche Dispensation, welche der Kurfürst bei dieser Gelegenheit für seinen Sohn ausbrachte, nicht auf die Ahnenprobe bezog. Vielmehr kann man unbedenklich behaupten, dafs die Dispensation den defectus natalium legitimorum, vielleicht auch den defectus aetatis legitimae, zum Gegenstand hatte. Aber, wenn auch jene Kapitel nicht verbunden waren, einen Canonicus ohne Ahnenprobe aufzunehmen, so waren sie doch hierzu berechtiget. *) Und bei dem Sohne des mächtigen Kurfürsten von der Pfalz, bei dem Sohne eines Fürsten, welcher in dem Nachbarlande regierte, geboten besondere Rücksichten, von dem strengen Rechte nachzulassen. Eben so wenig werde ich in dem Folgenden von dem Schlusse Gebrauch machen, welchen man aus der Theilnahme des Grafen Ludwig von Löwenstein, des jüngern Sohnes des Kurfürsten Friedrich, an Turnieren auf den Adel der Mutter zu ziehen versucht seyn könnte. Wer das Schild der Wittelsbacher führte, wer mannhaft und angesehen war, wie der Graf Ludwig, bedurfte, um eine Lanze zu brechen, nicht erst einer Ahnenprobe. Allerdings sind die hier erwähnten Thatsachen, (die Aufnahme des einen Sohnes des Kurfürsten Friedrichs I. in die Hochstifter Speier und Worms, die Theilnahme des andern Sohnes an Turnieren,) noch immer für die vorliegende Rechtssache von Wichtigkeit. Aber nur um deswillen, weil und in wiefern sie den Satz bestätigen, dafs auch im fünfzehnten Jahrhunderte noch die Rechte ehelicher Kinder, wenn der Vater vom hohen Adel war, nur nach dem Stande des Vaters und nicht nach dem Stande der Mutter beurtheilt wurden. Jedoch es würde zweckwidrig seyn, hier auf einen schon oft verhandelten Streit (über die bürgerliche oder adliche Abkunft der

*) S. oben S. 471 Anm. Die päbstlichen Bullen sagen nur: Ne *cogantur* admittere.

Klara Tettin) zurückzukommen, da die in Frage stehenden Erbfolgerechte des Hauses Löwenstein-Wertheim von der Entscheidung jenes Streites unabhängig sind.

Denn, auch angenommen, dafs Klara Tettin nur aus einem angesehenen bürgerlichen Geschlechte der Stadt Augsburg abstammte, so reichte das doch nach dem Rechte jener Zeit hin, ihrer Ehe mit dem Kurfürsten Friedrich I. die Eigenschaft der Standesmäfsigkeit in Beziehung auf die in dieser Ehe erzeugten oder durch dieselbe legitimirten Kinder zu geben. Denn, wie oben ausführlich gezeigt worden ist, nach dem Rechte, das noch im fünfzehnten Jahrhunderte, so wie früher, in Kraft war, wurde zur Standesmäfsigkeit der Ehe eines Herrn aus dem hohen Adel weiter nichts erfordert, als dafs die Gemahlin eine Freigeborne war. Diese Eigenschaft aber ist der Mutter des ersten Grafen von Löwenstein noch von Niemandem bestritten worden. Ja, Klara Tettin war nicht blos freier Geburt, sie stammte noch überdies, wie sich nicht nur aus ihrer höhern geistigen Bildung, sondern auch aus bestimmten gewichtigen Andeutungen (s. Klüber S. 91) ergiebt, wenigstens aus einem besonders achtbaren bürgerlichen Geschlechte der Stadt Augsburg ab, einer Reichsstadt, welche damals in ihrer höchsten Blüthe stand. Wenn auch die Meinung des Zeitalters den Stadtbürgern, welche sich mit Handwerken oder mit dem Kleinhandel beschäftigten, keineswegs günstig war, so betrachtete sie doch die ihrem Gewerbe nach höher stehenden Bürgergeschlechter als einen Stadtadel oder als eine dem Stande der Patricier sich nähernde Bürgerklasse. *)

Man wende gegen das Resultat der vorstehenden Untersuchung nicht ein, dafs, unbeschadet des Grundsatzes, nach welchem auch im fünfzehnten Jahrhunderte noch die ehelichen Kinder eines Vaters aus dem Herrenstande, ohne Rücksicht auf die Ebenbürtigkeit der Mutter, alle Rechte ehelicher Kinder hatten, denn doch der Fall übrig bleibe, dafs die Ehe des Kurfürsten Friedrichs des Sieghaften eine morganatische Ehe gewesen sey, d. i. eine Ehe, welche zu Folge des Heirathsvertrages (secundum pacta dotalia) den Kindern nur gewisse Rechte ehelicher Kinder ertheilen sollte. Dieser Einwendung würde eine Thatsache zum Grunde liegen, welche allererst eines Beweises bedürfte; und dieser Beweis ist bis jetzt wenigstens weder geführt noch zu führen ver-

*) Vgl. die oben S. 469 Anm. **) a. Turnierordnung und Mittermaier in dem a. W. §. 75.

Digitized by Google

sucht worden. Überdies aber, wenn es auch nicht zweifelhaft ist, dafs ein Herr aus dem hohen Adel schon damals berechtiget gewesen seyn würde, eine solche Ehe oder eine sogenannte Ehe zur linken Hand einzugehn, so ist doch bis jetzt kein Beispiel einer solchen Ehe aus jenen Zeiten nachgewiesen worden. *) Ehen dieser Art hatten sogar das Recht der Kirche, das in so hohem Ansehn stand, keineswegs für sich.

Eben so wenig steht jenem Resultate der Gnadenbrief (vom 27sten Febr. 1494 b. Klüber S. 359 ff.) entgegen, durch welchen der Kaiser Maximilian I. dem Stammvater des Hauses Löwenstein die Rechte und Würden eines Grafen von Löwenstein verlieh. Dieser Gnadenbrief lautet in der Einleitung, (welche hier allein angeführt zu werden braucht,) so:

»Wir etc. bekennen öffentlich mit diesem Brieve und thun Kunt allermänniglich, Nachdem alfs Wir Bericht worden der Edel Unser und defs Reichs lieber getreuer Ludwig von Bayern von Weylandt Pfaltz-Graff Friedrich Bey Rhein und Hertzogen in Bayern ehelichen geboren ist, und aber kein Fürstenthum noch Land hat, davon er Fürstlichen stande und wesen gehaben möge, defshalben ihme der Hochgeborne Philipp Pfaltzgrave bey Rhein und Herzog in Bayern etc. die Graffschaft Leonstein übergeben, und zu seinen Handen gestellt, haben Wir angesehen desselben Ludwigen Adelich gepurt und gute Sitten, tugendt und Vernunfft und die annehmen getreuen und willig dienst so er Weylandt dem durchleuchtigsten Fürsten Herrn Friederichen Römischen Kayser etc. Unserm lieben Herrn Vatter löblichen Gedächtnufs Uns und dem Heylichen Reich in mannigfältig weise offt willigklich gethan, und hinführo in künfftige Zeit wohl thun mag und soll, und darumb mit wohlbedachtem muth und gutem Rath Unser und des Heyligen Reichs Fürsten, Graven, Herrn Edlen und getreuen, so dann zumahl bey Uns gewest seyn,

*) Mit dieser Behauptung steht nicht der Fall in Widerspruch, dessen Pütter in d. a. W. S. 49 gedenkt. Otto, Landgraf von Hessen, erklärte, (im J. 1311,) „dafs er, wenn ihm seine Gemahlin stürbe und er dann nicht seinen Wittwenstand keusch halten könne, nicht eines Fürsten, Herren oder Tochter, sondern eine fromme Jungfrau aus seiner Ritterschaft zur Ehe nehmen und die Kinder mit Geld und Lehnschaft und andern Gütern wohl versorgen wolle, damit das Fürstenthum ungetheilt bleibe.“ Das war nur ein Vorsatz und die Ausführung desselben würde sogar mit der Ebenbürtigkeit der Kinder der zweiten Ehe vereinbar gewesen seyn.

und rechter wissen, dem Itz genannten Ludwig die Gnad gethan, und ihm zu Graven daselbst zu Leonstein geschöpft, gemacht und genant und der schar, gesellschafft und gemeinschafft Unser und des heiligen Reichs recht gebohrn Graven zugleichet, und zugefügt, und dazu der Graven von Leonstein, so on Eheliche Leibs Erben ihres Namens und Stammes abgestorben seyn erplich wappen und Kleinoten neben Weylandt der Herrn von Scharpffeneck Wappen und Kleinoten zu gebrauchen, und zu führen, gnädiglich vergönnet, und erlaubt« u. s. w.

Dieser kaiserliche Brief enthält also nicht etwa eine Standeserhöhung d. i. nicht eine Verleihung des Adels oder des hohen Adels, und mithin nicht eine Begnadigung, welche mit dem oben gezogenen Resultate unvereinbar seyn würde. Vielmehr wird in diesem Briefe Ludwig von Baiern gleich anfangs und schon vor der die kaiserliche Gnade aussprechenden Stelle, der Edle, ehelich und adlich geboren genannt. Sondern die kaiserliche Begnadigung betrifft lediglich und allein die Führung des Titels und Wappens und den Eintritt in alle Rechte des ausgestorbenen Geschlechts der Grafen von Leonstein oder Löwenstein. Auch ein anderer Edler Herr, als der Graf Ludwig, würde unter gleichen Umständen eines ähnlichen kaiserlichen Gnadenbriefes bedurft haben. Dagegen liegt in diesem Briefe zugleich eine Bestätigung der oben aufgestellten und vertheidigten Grundsätze. Dem Kaiser konnte nicht unbekannt seyn, von welcher Mutter der Graf Ludwig abstammte. Und dennoch nennt er ihn einen Edlen und adelich gebornen, geht er also von dem Grundsatze aus, dafs der eheliche Sohn eines Edlen, (Eines vom hohen Adel,) ebenfalls Edel sey, sollte auch die Mutter nicht dem Vater ebenbürtig gewesen seyn.

Endresultat: Der erste Graf von Löwenstein war zwar vielleicht nur der durch nachfolgende Ehe legitimirte Sohn des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz. Auch war die Mutter dieses Grafen dem Vater nicht ebenbürtig. Gleichwohl hatte der erste Graf von Löwenstein, sowohl was seine eheliche als was seine standesmäfsige Abstammung betrifft, alle Rechte eines ehelich und standesmäfsig erzeugten Sohnes seines Vaters und er hat daher diese Rechte auch auf seine Nachkommenschaft, auf das Gräfliche jetzt Fürstliche Haus Löwenstein, vererbt.

Zachariä.

N°. 31. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Friedrich Wilhelm der Grofse Kurfürst, nach bisher noch ungekannten Original-Handschriften von Leopold v. Orlich, Seconde-Lieutenant im Kaiser Alexander Grenadier-Regiment. Berlin, Posen u Bromberg. Ernst Mittler. 1836. *VIII u.* 382 *S. Text mit* 200 *S. Beilagen.*

Wir haben seit einigen Jahren aus der preufsischen Königsstadt eine nicht geringe Zahl von historischen Werken erhalten, zuletzt vorzugsweise mehrere Monographieen zur Geschichte der preufsischen Monarchie. Es würde vielleicht unbillig scheinen, wenn wir an diese denselben Mafsstab, wie an Savigny's klassische Werke oder an die geistreichen Skizzen Ranke's, oder an die Leistungen gediegener Gelehrsamkeit Wilken's, oder auch an die leichteren Auffassungen Friedrichs v. Raumer legen wollten, denn das sind in Wind und Wetter schon versuchte Männer. Auch haben von ihnen nur Wilken durch seine treffliche Geschichte der königlichen Bibliothek in Berlin und durch kleinere Aufsätze, so wie Raumer durch seine Beiträge zur Geschichte Friedrichs des Grofsen aus englischen Gesandtschaftsberichten zu der Erweiterung der Geschichtskunde der preufsischen Monarchie beigetragen, welcher, man darf es wohl sagen, beider Hauptthätigkeit eigentlich nicht gewidmet ist. Mit der Geschichte der preufsischen Monarchie oder doch einzelner Theile derselben scheinen sich die Verfasser mehrerer anderen Werke ausschliefslich oder doch vorzugsweise zu beschäftigen, was um so mehr anzuerkennen ist, als sie der tüchtigen Arbeiter noch gar sehr bedarf und vielleicht in Berlin gerade für eine gediegene Art von Behandlung derselben nicht übermäfsig viel Sinn herrschen mag. Lancizolle hat in seiner Geschichte der Bildung des preufsischen Staats, deren zweiten Band wir seit acht Jahren schmerzlich vermissen, die Geschichte der Vereinigung der einzelnen Landestheile mit gründlicher und umfassender Kenntnifs des Gedruckten nachgewiesen. Archive konnte er, wie es scheint, nicht benutzen, obgleich er für archivalische Forschungen alle eigenen Hülfsmittel besitzen dürfte, wie sie nicht oft gefunden werden. Es war sicher ein glücklicher Gedanke, den wir Wilken, Ranke oder Raumer schuldig seyn mögen, dafs die königliche Akademie der Wissenschaften sich auch einmal wieder der lange verlassenen vaterlän-

Digitized by Google

dischen Geschichte erinnerte, so dafs Riedels Werk: Die Mark Brandenburg i. J. 1250, im Jahre 1831 als gekrönte Preisschrift in zwei Bänden erscheinen konnte. Riedel hat mit dem mühsamsten, aufopferndsten Fleifse für die Darlegung jedes Verhältnisses für die Geschichte jedes Landestheils, jeder Ortschaft den gesammten Vorrath dessen, was wir von der Mark bis 1250 wissen, so zu sagen erschöpfend durchforscht. Ein wahres Ehrendenkmal für ihn und die Akademie und ein Beweis, dafs diese an preufsischen Tagen auch zuweilen, wenn auch durch andere Welttheile und Rom und Griechenland wie billig vorzugsweise in Anspruch genommen, Preufsens und seiner Vorzeit nicht ganz vergifst. Immer möglich, dafs noch einmal in Berlin wenn auch nur etwas für vaterländische Geschichte geschieht, obwohl kaum zu hoffen ist, dafs es sich werde mit dem vergleichen lassen, was die pfälzische und baierische Akademie für die Geschichte ihres Vaterlandes gethan hat. Von dem, was England und Frankreich, ja Belgien für die Landesgeschichte thun, schweigen wir billig aus Scham. Der alte Minister Herzberg hatte viel Sinn für vaterländische Geschichte und trug, als guter Preufse, durch eigene zahlreiche Arbeiten und durch Ermunterung Anderer zur Erweiterung der Geschichtskunde redlich bei, um das Vaterland im Gedächtnisse zu erhalten, doch ist er nun schon seit vierzig Jahren todt und seitdem hat das alte Ägypten auch noch den Platz für Preufsen beschränkt, jetzt wird er vielleicht durch Nord-Afrika und wohl gar noch durch Konstantinopel und die Küsten des schwarzen Meeres bis zu den Kosacken verengt werden. Ein grofses Mittagsmahl in jeder Provinz jährlich weniger und die Kosten für vaterländische Geschichte wären gedeckt.

Riedel hat ausser seiner Preisschrift noch einen Band Urkunden zur ältern so dürftigen Geschichte der Mark herausgegeben, ohne dafs das sehr bemerkt worden wäre. Es gehört nun wahrlich Muth dazu, nach solchen Erfahrungen der ältern vaterländischen Geschichte treu zu bleiben, und doch hat das Georg v. Raumer gewagt und, nachdem er zwei Bände Urkunden mit vielen lehrreichen Bemerkungen zur Brandenburgischen Geschichte geliefert, in seinen: Regesten der Brandenburgischen Geschichte bis z. J. 1200, so viel Ausdauer, Kenntnifs und kritischen Sinn gezeigt, dafs man mit Erstaunen und fast mit Bedauern erfüllt wird, auch hier so viele Anstrengung für Gegenstände verwendet, um nicht zu sagen verschwendet, zu sehen, welche bei den sogenannten Gebildeten eigentlich überhaupt gar nicht ästimirt

werden. Trotz dem hat der unermüdete Vf. noch höchst sorgfältig und genau gearbeitete historische Karten und Stammtafeln zu den Regesten hinzugefügt. Wäre die schöne Zeit doch auf einen ägyptischen Papyrus, eine griechische oder römische, wo möglich unleserliche Inschrift oder sonst auf klassische und ägyptische Alterthümer oder wenigstens auf einige gemalte Wappen und dergleichen verwendet worden! Wie viele Unterstützung würde er nicht dazu gefunden, wie würden sich nicht die gelehrten Gesellschaften beeilt haben, ihn als correspondirendes ordentliches und Ehrenmitglied aufzunehmen und seine Abhandlungen unentgeltlich zu drucken und zu empfehlen, während er so schwerlich seine Kosten decken kann.

Nächst diesen, man mufs es sagen, undankbaren Bemühungen zur Aufklärung der älteren so dunkeln Geschichte der Mark Brandenburg hat sich ein anderes, in mehr als einer Beziehung dankbares Bestreben kund gegeben, durch Biographieen die preufsische neuere Geschichte zu verherrlichen. Wir sehen ganz von den eben so leichten als angenehmen Lebensbeschreibungen preufsischer Helden ab, welche wenig oder kein bedeutendes Material zur Erweiterung sicherer Geschichtskenntnifs lieferten und mehr für das Vergnügen der Leser berechnet, ähnlich den Halbromanen, mit dem Stoffe frei wirthschafteten und erwähnen kürzlich nur diejenigen, welche durch bisher unbekannte wichtige Actenstücke neues Licht verbreiteten. An der Spitze steht das bekannte Werk von Preufs, welches unstreitig das Verdienst hat, weniger die Liebe für vaterländische Geschichte wieder geweckt, als bei seinem Erscheinen bewiesen zu haben, dafs diese nicht in der allgemeinen und vorzüglich alten Geschichte völlig untergegangen, sondern nur auf kurze Zeit von dieser überfluthet worden sey.

Was den Werth des Buchs hinsichtlich der Erforschung, Zusammenstellung, Beurtheilung und Beschreibung der Gegenstände angeht, so ist dieser mehrfach in kritischen Blättern gewürdigt worden. Für diejenigen, welche aus des grofsen Königs Briefwechsel mit Voltaire und aus anderen Schriften dessen Ansichten von dem kennen, was er, wenn auch mit Unrecht, Christenthum nannte, kann nichts charakteristischer seyn, als das Motto zum ersten Buche dieser Lebensbeschreibung, welches aus den Klagliedern Jeremiä 3, 27. entlehnt ist. Man kann am Ende kritischen Sinn, Takt, Styl, ja alles bestreiten, und doch wird man einen schätzbaren Sammlerfleifs und noch mehr guten Willen

gelten lassen müssen, was auch wohl die philosophische Facultät der Breslauer Universität (zu der aber in dieser Beziehung der Unterzeichnete damals nicht gehörte) gewifs mit vollkommenem Rechte bewegen durfte, den Herrn Verf. zum Doctor honoris causa zu creiren.

Es war gewifs ein schönes Zeichen, dafs die Erinnerung an den grofsen König (sollte er auch nicht ganz so fromm gewesen seyn, als Herr Preufs uns mühsam bewiesen hat) doch kaum angeregt, sich sogleich lebendig zeigte. Es bleibt ein Verdienst, dafs Herr Preufs Veranlassung gab zur Bekanntmachung einer bedeutenden Anzahl, zum Theil sehr wichtiger Aktenstücke, die er nun in buntem Gemisch in sogenannten Urkundenbüchern abdrucken liefs. Es ist wahr, dafs sich darunter vielerlei befindet, was wohl hätte weggelassen werden können, aber, da wir so viel des Andern bezahlt haben, aus welchem noch weit mehr hätte wegbleiben können, wie die später erschienene abgekürzte und verbesserte Geschichte des grofsen Königs bewiesen haben dürfte, so lassen wir uns jenes noch mehr gefallen. Herr Preufs hat *leider* sein in der Vorrede zum ersten Bande gegebenes Wort bis jetzt noch nicht gelöst. Ein statistischer Anhang, verspricht er, und eine möglichst vollständige Literatur beenden die Arbeit, weshalb ich mir erlaube, ihn daran ergebenst zu erinnern; *denn* gerade diese Gegenstände eignen sich zur Arbeit eines fleifsigen Sammlers gar sehr und sind sicherlich jetzt, fünfzig Jahre nach dem Tode des grofsen Königs, nicht so gefährlich, als dessen religiöse Ansichten. Soll man dabei den alten Schmerz erneuern, dafs Friedrichs des Grofsen Werke bisher so mifsgeachtet worden sind, zwar zum Theile von dem engern Kreise der Gebildeten der Nation wohl nicht, aber doch da, wo er es sicher nicht verdient hätte. Johannes Müller sprach darüber einst erzürnt und kräftig. Wenn eine andere Nation einen solchen König gehabt hätte, wie würde sie seine Werke geehrt haben! — bei uns geschieht nichts! Diese seine eigensten Werke ehren ihn mehr, als Denkmäler von fremder Hand, so hoch wir diese auch sonst schätzen. Ach der grofse Schatten, wenn er in seinen Werken die Runde machte, eine ganz andere Runde, als die man den grofsen Kurfürsten, aber nicht Schlüters ehernen auf der langen Brücke in der kriegerischen Rüstung, sondern als Diplomaten im Hofkleide und wegen des Winters im Fuchspelze machen läfst, des grofsen Königs leuchtende Blicke würden wie Feuerstrahlen durch die Neujahrsnacht fahren und schrecken, wie sonst, wenn er,

Digitized by Google

wie später der Blitz des neunzehnten Jahrhunderts, durch die Reihen flog und die Krieger erbebten, die den Tod nicht scheueten, die Hand aber würde zur schweren Krücke greifen, um drohend die Schaaren der Schmeichler zu verscheuchen, die im Winter ihn umschwärmen, wie das Geschmeifs der Fliegen sein Rofs im Sommer. Aber der wahre, scharfe Schlagschatten ist zu grofs, wir fürchten uns vor ihm und sorgen lieber dafür, eine kleine Copie zu sehn, wie sie von verständigen und der Gegenwart und ihrer Bedürfnisse kundigen Geschichtschreibern in Taschenformat besorgt und so erträglich wird, vielleicht auch einträglich.

Die Geschichte Friedrich Wilhelms I. von Förster ist in, man kann fast sagen, jeder hier in Betracht kommenden Rücksicht, ausser was den Gegenstand angeht, dem Werke von Preufs überlegen, denn sie ist besser geschrieben und schöpfte für die Geschichte der Monarchie aus noch weit bedeutenderm Quell. Preufs hat lediglich eine Menge von einzelnen Strichen zu dem vorhandenen Gemälde gefügt, ohne dafs auch nur ein bedeutender Theil dadurch mehr als ein hier und da etwas bestimmteres Licht erhalten hätte, auch geht das fast nur die Person des grofsen Königs und überhaupt Persönlichkeiten unmittelbar an, Förster dagegen hat aus einem Archive geschöpft, welches die allergeheimsten Nachrichten enthält. In der Geschichte der neuern Zeit treten nämlich die auf der Bühne der Welt erscheinenden Personen wie Schauspieler auf, welche ihre Rollen mehr oder weniger gut studirt haben und ausführen. Die Zuschauer im Allgemeinen glauben wie jener Bauer in der Residenz, jeder sey, was er vorstelle. Für diese Gläubigen sind in der Regel die officiellen Hof- und Staatsgeschichten, welche zum Nutzen und Frommen des Volks von Historiographen geschrieben, zuweilen auf Kosten der Regierung, meistens auch auf Kosten der Geschichte selbst, gedruckt werden. Eine kleine Anzahl merkt, dafs alles nur Comödie sey, sehr Wenige wissen jedoch, wer Text und Musik gemacht habe, die Acteurs ein- und abrichte, eigentlich die Fäden hinten oder oben ziehe und alles leite. Nun suchen einige von denen, welche merken, dafs Comödie oder Tragödie gespielt werde, hinter die Kulissen oder gar etwa während der Zwischenacte, hinter den Vorhang zu sehn, die feineren setzen sich mit dem untergeordneten Bühnenpersonale in Beziehung, erhalten die wichtigen Aufschlüsse über Lampen, Garderobe, wohl gar über Versenkungen, selbst wie Donner und Blitz gemacht wird und überhaupt Bruchstücke der Maschinerie. So entstehen

unsere gewöhnlichen gelehrten Geschichten, welche die Ursachen der Ereignisse darlegen, also nicht nur wissen, dafs z. B. an dem oder jenem Tage, wie die Hofgeschichten melden, der Vorhang zehn Minuten später aufgezogen wurde, als gewöhnlich, sondern auch, dafs das plötzliche Reifsen eines Seils oder eines Hakens der Maschinerie Ursache davon gewesen sey, woran mancherlei wichtige Folgerungen geknüpft werden; auch geben sie ihre Quelle, den Souffleur oder Lampenputzer oder Friseur u. s. w. an. Kritisch sind diese Geschichten, wenn bei verschiedenen Angaben der Ursachen grofser Ereignisse durch gehörigen Scharfsinn und die gewöhnlichen Regeln erwiesen wird, nicht das Reifsen eines Stricks sondern wirklich der Bruch eines Hakens sey Ursache des verzögerten Anfangs gewesen, und dafs der Souffleur, als nächster Zeuge und unpartheiischer, unbetheiligter Beobachter hier eher Vertrauen verdiene, als der Friseur. Sehr selten gelingt es aber Geschichtschreibern in Beziehung zu kommen mit wirklichen Acteurs, die übrigens auch nicht immer alles wissen, und noch seltener mit denen, welche Text und Musik verfertigten und alles einübten und leiteten, d. h. zu Actenstücken zu gelangen, aus denen sich ergiebt, wie die Menschen wirklich dachten und handelten. Das ist Herrn Förster durch das Seckendorf'sche Familien-Archiv gelungen. Der bekannte Feldmarschall *Seckendorf* war lang kaiserlicher Gesandter in Berlin und in genauem Vernehmen mit dem Prinzen Eugen von Savoyen, der wenigstens zum grofsen Theil Inhaber der Staatsgeheimnisse und der geheimen Triebfedern der Regierung Karls VI. war. Daher ist in dieser Beziehung Försters Buch eine reiche und höchst wichtige Quelle eigentlich authentischer Nachrichten. Manche schätzbare Ergänzungen zu den bekannten historischen Thatsachen lieferte auch Schönings Leben des Feldmarschalls Schöning, und das ist im Allgemeinen bei allen diesen neueren Werken, welche die Geschichte der preufsischen Monarchie angehen, das Haupt-, und bei mehreren das einzige Verdienst. Eine gründliche Kenntnifs und Würdigung des bisher Vorhandenen, die so nöthige kritische Sichtung, dann die vorurtheilsfreie Auffassung und unpartheiische Darstellung wird man allgemein vermissen. Trotz dieser Mängel war es doch immer erfreulich, dafs der Sinn für vaterländische Geschichte wach erhalten wurde, und so mochte man auch ohne grofse Erwartungen das Werk des Herrn Leopold v. Orlich, Secondelieutenants im Kaiser Alexander Grenadier-Regiment, wie er sich nennt, unter dem Titel: Friedrich Wilhelm der Grofse

Digitized by Google

Kurfürst nach bisher noch ungekannten Originalhandschriften, aufnehmen. Es ist sehr anzuerkennen, wenn der Officier in Friedenszeiten seine Thätigkeit den Wissenschaften zuwendet, vorzüglich der Geschichte des Kriegs und der Kriegsmänner, allein hier, wie bei allen andern Unternehmungen, ist das »erkenne dich selbst!« nie aus dem Auge zu verlieren. Das Überschätzen seiner Kräfte hat, wie gleich offen bekannt werden mufs, den, wie man vermuthen mufs, jungen, patriotisch gesinnten Mann dazu vermocht, sich an ein Werk zu wagen, dem er durchaus nicht gewachsen ist.

Warum hat der in solchen Arbeiten noch ungeübte Verfasser nicht einen Gegenstand gewählt, der seinen Kräften angemessener war? Warum hat er nicht, wie Herr v. Gansauge, durch seine Darstellung der Schlacht von Fehrbellin zuerst an einem weniger schwierigen Gegenstande versucht, was er vermöchte? Herr v. Gansauge hat es sehr weislich vermieden, ein umfassendes Werk zu liefern, was vielleicht seine Kräfte überstiegen haben würde, wie sich aus einigen allgemeinen Urtheilen ergiebt, welche über die eigentliche Darstellung der Schlacht von Fehrbellin hinausgehen, aber durch diese hat er sich ein Verdienst erworben, welches sehr anzuerkennen ist. Hätte Herr v. Orlich eben so bescheiden die Zeit, welche er auf die Geschichte des grofsen Kurfürsten verwendet hat, dazu benützt, einen besondern Theil der Kriegszüge desselben gründlich zu erforschen und zuverlässig darzustellen, man würde ihn wahrscheinlich loben können. Möchten doch junge Männer, welche geschichtliche Gegenstände zu bearbeiten unternehmen, nicht glauben, es sey unverdienstlich, über einzelne Gegenstände Licht zu verbreiten. Es kann nun einmal nicht jeder Soldat Officier und nicht jeder Officier Feldmarschall, jedenfalls nicht gleich beim Eintritt in den Dienst, seyn, aber jeder an seiner Stelle hat, wenn er sie ausfüllt, sein Verdienst, das ist es, was man nicht laut genug ausrufen kann. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, entfiel einst Napoleon sehr treffend; denn so grofsartig sich der Gedanke, nach dem Höchsten zu streben, in der Ausführung gestalten kann, so lächerlich wird er auch oft. Was ist nun von dem vorliegenden Werke zu halten?

Zuvörderst verdankt es seine Entstehung augenscheinlich den auf dem Titel als bisher unbekannt bezeichneten Quellen, nach denen es geschrieben seyn soll. Es ist das ganz einfach. In der Hauptstadt, wo man in dieser Hinsicht viel reicher ist, als in den

Digitized by Google

Provinzen, erhält ein Freund der Geschichte einige, mehr oder minder wichtige Actenstücke, Briefe und dergleichen mehr, und giebt diese, indem er das Übrige, was ihm nöthig scheint, dazu thut als eine Lebensbeschreibung nach bisher unbekannten Aktenstücken, was doch häufig nur von der Zeitfolge zu verstehen seyn dürfte.

Herr v. Orlich hat ausser mehrern zerstreuten Briefen der kurfürstlichen Familie und anderer fürstlichen Häupter und Staatsbeamteten von S. 23 — 45 Auszüge aus dem Tagebuche des Ministers Otto v. Schwerin über die Erziehung vorzüglich des 7 bis 17jährigen Kurprinzen Karl Ämil, dann in besonderen Beilagen Briefe des grofsen Kurfürsten, seiner Mutter, Schwiegermutter, ersten Gemahlin und Schwestern gegeben, ferner einen eigenhändig geschriebenen Bericht des Kurfürsten von der Schlacht bei Warschau, ein Aktenstück, die Unterhandlungen in Wien über Jägerndorf, und ein anderes die mit dem polnischen Hofe über die Auslieferung Rhode's betreffend, dann der Kurfürstin Louise tägliches Bufsgebet, derselben Stiftungsbrief des Oranienburger Waisenhauses, einige Gedichte jener Zeit, ein (unbedeutendes) Bruchstück aus dem Diarium Otto's von Schwerin, der 1673 als Gesandter nach Köln zu den Friedensverhandlungen ging, und desselben Bestallung zum Oberpräsidenten.

So dankbar nun der Eifer des Herrn v. Orlich anerkannt werden mufs, uns nach dem Vorgange von Preufs Briefe und Aktenstücke vollständig mitzutheilen, so müssen wir doch offen bekennen, dafs man damit auch des Guten zu viel thun kann, wenn es ohne Auswahl geschieht. Wenn wir alle in den Archiven befindliche Briefe und Aktenstücke vollständig wollten drucken lassen, die keine bedeutenderen Aufschlüsse über geschichtliche Ereignisse oder mehr Einsicht in das Leben der Zeit geben als das mit den meisten hier der Fall ist, so würde das viel kosten und verhältnifsmäfsig wenig nützen. Ein grofser Theil der Briefe ist ziemlich unbedeutend, den des grofsen Kurfürsten vom 16. Januar 1675 hat auch schon Gansauge. Einige Erläuterungen über besondere Beziehungen hätten dabei wohl gemacht werden können, doch mag hier lieber zu viel als zu wenig gegeben werden. Das wichtigste Aktenstück ist der eigenhändige Bericht des Kurfürsten über die Schlacht von Warschau, und dessen Mittheilung verdient Dank, obwohl wir sonst schon über diese Schlacht ziemlich gut unterrichtet sind.

Man wird aber nicht darthun können, dafs auch nur ein ei-

Digitized by Google

gentlich wichtiger Gegenstand im Leben des grofsen Kurfürsten dadurch ein wesentlich neues Licht erhalten hätte, obwohl zu einzelnen kleinen Nebenpartieen des ganzen Gemäldes einige Striche hinzugefügt werden; es ist daher nicht wohl zu begreifen, wie Herr v. Orlich den grofsen Kurfürsten nach bisher unbekannten Originalhandschriften habe darstellen können, wenn nicht, wie gesagt, das nach auf die Zeitfolge zu beziehen ist, oder vielleicht darauf, dafs er sich dadurch für entbunden gehalten hat, die weit wichtigeren gedruckten Quellen zu studiren.

Hätte Herr v. Orlich die Aktenstücke allein vielleicht mit kurzen Erläuterungen der Einzelnheiten gegeben, so wollten wir über das Zuviel nicht streiten, allein als Zugabe für dieselben ist nun eigentlich die Lebensbeschreibung gearbeitet worden. Man betrachte nun zuerst den Gang, den der Verf. nimmt. Er theilt sein Leben Friedrich Wilhelms in drei Haupttheile; nachdem er S. 1—8 vom Jugendleben des Kurfürsten gesprochen, handelt er S. 8—54 von ihm 1) als Mensch und Familienvater, S. 54—207 2) als Staatsmann und Krieger, S. 208—332 3) als Landesvater, wahrscheinlich nach dem Muster von Preufs. Sobald Materialien zu einer Lebensbeschreibung geliefert, gehörig geordnet und kritisch gesichtet werden sollen, um dem künftigen Biographen zu dienen, mag ein solches Verfahren zu rechtfertigen seyn, allein eine Biographie, die Darstellung des Entwickelungsganges eines Lebens in dessen verschiedenen Beziehungen ist das nicht.

Nun betrachte man noch die Unterabtheilungen. Die erste: Friedrich Wilhelm als Mensch und Familienvater, beginnt mit der Beschreibung des allgemeinen Zustandes des Landes beim Antritte der Regierung, und die zweite Hauptabtheilung des Kurfürsten als Staatsmann hat denselben Gegenstand, aber bei der dritten Abtheilung: der Kurfürst als Landesvater, fehlt das. Der erste Abschnitt handelt dann noch von des Kurfürsten Mutter, von dessen beiden Schwestern, giebt dann die Charakterschilderung des Kurfürsten selbst, seiner ersten Gemahlin, die Erziehung der Söhne erster Ehe und die Nachrichten von seiner zweiten Gemahlin. So ungeeignet nun eine solche Anordnung des Materials seyn mag, so wäre das doch noch erträglich, wenn nur der Verf. Kenntnisse und Scharfsinn genug besessen hätte, um durch gründliches Eingehn in den Gegenstand jeden einzelnen Theil sicher aufzufassen und das Ergebnifs klar und zuverlässig vorzulegen. Das Verdienstliche auch einer solchen Arbeit würde nicht verkannt werden, allein nun geht dem Verf., wie bei der

Digitized by Google

Herausgabe der Aktenstücke, erstens aller Takt ab, um das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden; zweitens weifs er gar nicht, was er mit seinen neuen Quellen anfangen soll und schiebt Briefe und Auszüge aus Berichten höchst ungeschickt in den Text, während er andere in die Anmerkungen verweist, noch andere in die Beilagen; drittens, und das ist die Hauptsache, hat er die wichtigsten gedruckten Sachen gar nicht gelesen, obgleich er angiebt, sie benutzt zu haben, was eine sehr zweideutige Bezeichnung ist.

Was den ersten Punkt angeht, so finden sich überall Belege dazu, wie dies vorzüglich im Vergleiche mit der Übergehung des Wichtigen recht hervortritt. So erhalten wir S. 63 von den einzelnen Brandenburgischen Gesandten zum Westphälischen Frieden ausführlichere Nachrichten, als S. 65 von dem Gange, den die Verhandlungen nahmen, um dem Kurfürsten Entschädigung für den von ihm aufgegebenen Theil Pommerns zu erwirken. So wird S. 180—182 ausführlich der Empfang von zwei Gesandtschaften des Zaaren und des Tartarchans erzählt, weil uns, sagt der Verf., der ceremonielle Akt der damaligen Zeit heute anziehend und originell erscheint. S. 102 wird auf sechs Zeilen der Friede zu Oliva geschlossen; S. 238 finden wir ausführliche Nachrichten über das Lokal des Kammergerichts und zwar zur Zeit Friedrichs I.

Was das Verweben von Auszügen aus Originalbriefen und Berichten mit dem Texte angeht, so hatte der Vf. ein sehr nachahmungswerthes Beispiel an Coxe's Leben Marlborough's, allein er hat das in der That meistens mit wenig Geschick nachgeahmt. Anstatt von wichtigen Briefen und Berichten die charakteristischsten Stellen herauszuheben und dadurch der Erzählung die rechte Farbe der Zeit zu geben, rückt er die Schreiben oder Auszüge aus Tagebüchern der Länge nach ein, oft ohne die unbedeutendsten Kleinigkeiten wegzulassen. So theilt er S. 14—17 zur Biographie der Herzogin von Kurland ein übrigens nicht uninteressantes Schreiben derselben an ihren Bruder, den grofsen Kurfürsten, vollständig mit, welches hauptsächlich auf des Kurfürsten Unterhandlungen mit Polen bald nach der Schlacht von Warschau einiges Licht wirft, benutzt das aber S. 83, wo von diesem Gegenstande die Rede seyn mufste, gar nicht.

S. 84—86 rückt er ein sonst ebenfalls nicht uninteressantes Schreiben der Prinzessin von Oranien an ihren Schwiegersohn, den Kurfürsten, im Originale und auch übersetzt ein, nicht weil

Digitized by Google

es die politische Denkungsart dieser Dame und ihre Einwirkung auf den Kurfürsten zeigt, sondern: weil es die Art ihres Briefwechsels darstelle und auch andere nicht uninteressante Aufschlüsse gebe. Am 27. Juli 1657 nemlich treibt ihn die Schwiegermutter an, seine Kurstimme eilig an Leopold zu geben und davon Vortheile zu ziehn; die Zeit sey kurz. Von der Wahl Leopolds und deren Verhältnissen, von des Kurfürsten Verfahren, ob er seiner Schwiegermutter folgte, und dafs er seine Stimme erst nach einem vollen Jahre für Leopold gab, erfahren wir dabei nichts als gelegentlich S. 67 die einfache Erwähnung, wo es nicht gesucht wird, weil damals Niemand an Leopolds Wahl dachte, indem der Römische König Ferdinand IV. noch lebte.

S. 71—74 stehn zwei sehr unwichtige Schreiben Cromwell's im Originale und in der Übersetzung, deren wesentlicher Inhalt sich mit wenigen Zeilen angeben liefs; wie der Kurfürst aber eigentlich mit Cromwell stand, erfahren wir nicht. Cromwell war für Schweden und gerade dem damaligen Vorhaben des Kurfürsten wider Schweden entgegen.

Das alles wäre indessen mehr Mangel an Geschick in der Auswahl und Anordnung der Thatsachen, allein das Übelste ist des Vfs. Unbekanntschaft mit diesen und dafs er viele der wichtigsten theils gar nicht, theils falsch darstellt, wo er aus gedruckten Werken schöpfen konnte, wie er denn namentlich die Hauptquelle der Geschichte des grofsen Kurfürsten, Pufendorfs aus den geheimsten Quellen geschöpftes Werk gar nicht ordentlich auch nur nachgeschlagen hat, und das enthält mehr, als alle die einzelnen von ihm als benutzt angeführten, grofsentheils höchst unbedeutenden Schriften und Schriftchen mit zum Theil langen Titeln, die er übrigens auch nicht gehörig zu benutzen wufste.

Die gesammte so merkwürdige Geschichte der eigentlich politischen Verhandlungen über die Entschädigung des Kurfürsten für den an Schweden abgetretenen Theil Pommerns, wobei die Absichten des grofsen Fürsten und sein Charakter bald nach dem Antritte seiner Regierung so deutlich hervortreten, wird S. 65 auf elf Zeilen abgemacht, und zwar nicht nach Pufendorf, nicht nach Meiern, dessen acta pacis Westphalicae er gar nicht zu kennen scheint, sondern nach Woltmanns Geschichte des Westphälischen Friedens; dafür erfahren wir gleich darauf (S. 66 u. 78) ziemlich ausführlich, dafs der Kurfürst mit 200 Menschen und 280 Pferden zur Zusammenkunft mit dem Kaiser reiste, die nicht zum hundertsten Theile so wichtig war, als der Westphä-

Digitized by Google

lische Friede. Ferner lesen wir S. 190—197 ausführliche Nachrichten von den Waldenserverfolgungen und die Schreiben über die übrigens ganz unwirksame Verwendung des Kurfürsten auf mehr Seiten, als den letzten acht Jahren des dreifsigjährigen Kriegs und den Verhandlungen des Westphälischen Friedens gewidmet sind.

Wie unglaublich flüchtig der Verf. die Staatsverhältnisse Preufsens behandelt, oder wie wenig sie ihm bekannt sind, zeigt er S. 180 bei Erzählung des Friedens von St. Germain. *Er sagt*: der Kurfürst mufste an Schweden den Theil Hinterpommerns abtreten, welchen es durch den 1653 zu Stettin geschlossenen Gränzvergleich erhalten, nur Damm und Gollnow nicht; letztere Stadt ward jedoch Schweden nach Auszahlung von 50,000 Thalern zurückgegeben. Gerade das Gegentheil steht im Vertrage. *Der* Kurfürst mufste nemlich an Schweden nicht, was es im Vertrage von 1653 erworben, abtreten, denn das hatte er schon 1653 gethan, sondern Schweden mufste zurückgeben, was es ihm durch den Vertrag von 1653 abgedrungen, ausser Damm und Gollnow, was gerade den Schweden blieb, indem der Kurfürst Gollnow nur als Pfand bis zur Entrichtung von 50,000 Thalern inne behalten konnte. Der Kurfürst ging also fast aller seiner Eroberungen verlustig, denn was Schweden ihm abtrat, war *gegen das*, was er erobert hatte, so gut als gar nicht in Anschlag zu bringen. Er hatte ja Stettin, Stralsund, ja das gesammte schwedische Pommern erobert, was er nun mit Ausnahme jenes unbedeutenden Strichs zurückgeben mufste.

Dafs nun ein so gearbeitetes Werk in der Beurtheilung der Menschen und Thatsachen durchaus gehaltlos sey, läfst sich leicht vermuthen. Die Liebe zum Vaterlande und zum angestammten Fürstenhause ist etwas zu natürliches und ehrenwerthes, als dafs wir es besonders loben sollten, doch wollen wir es, denn es ist das Einzige, was ausser einigen mitgetheilten Aktenstücken Werth hat. Dafs der Verf. die Gegner des Landesherrn nur nach einseitigen, gehässigen Berichten beurtheilt, würde man als Ungerechtigkeit tadeln müssen, wenn es nicht aus offenbarer Unbekanntschaft mit der Geschichte der Zeit geschähe. Die Berichte des den Schweden sehr feindlich gesinnten, später von den Franzosen damals vielleicht von einer andern Macht bestochenen geheimen Raths v. Jena geben ihm den Standpunkt, von dem aus man des Kurfürsten Verfahren gegen Schweden anzusehen habe: Schweden sey ihm der gefährlichste Feind gewesen, weil es mit

Digitized by Google

der Macht auch Hinterlist verbunden. Der Vf. hat weder Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi noch desselben Werk de rebus Caroli Gustavi gelesen und kennt Karl Gustav gar nicht.

Nach S. 114 habe der Kurfürst in Johann Sobieski zu sehr den Erretter Wiens, den Schirm des deutschen Kaiserhauses, geachtet u. s. w. Dann wird die Geschichte der Vermählung des Prinzen Ludwig mit der Prinzessin Radziwill völlig schief erzählt. Nach S. 211 soll der grofse Kurfürst 33,000 Mann Truppen hinterlassen haben. Hätte der Vf. die von ihm angeführten Schriften, vorzüglich Stuhr, wirklich gelesen, so würde er das nicht geschrieben haben. Die Anmerkung S. 212 über die Musketiere zeigt, dafs der Vf. mit der Geschichte des preufsischen Heeres überhaupt nicht zu vertraut ist. Bei der Darstellung des Kriegswesens wird, man kann sagen, alles durcheinander gemengt. Es soll nach S. 212 fast 1,100,000 Thaler gekostet und die Einkünfte sich doch nur auf etwas über 1½ Million Thaler belaufen haben. Des Kurfürsten sechs Fregatten sollen nach S. 232 grofse Erfolge gegen die Spanier ausgeführt haben. Das hätte der Verf. aus Herzbergs Abhandlung besser erfahren können.

Die vielen Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten auch in dem, was so ohne Auswahl und Takt mitgetheilt ist, können wir hier weiter nicht anführen. Nirgends findet sich die für den Biographen des grofsen Kurfürsten so unumgänglich nothwendige Bekanntschaft mit den europäischen und deutschen Angelegenheiten, ohne welche sein Handeln gar nicht verstanden und gewürdigt werden kann. Es mufs geradezu gesagt werden: die neuere preufsische Geschichte seit dem grofsen Kurfürsten wird wie eine Sammlung von Raritäten behandelt, indem man allerlei seltene Sächelchen, z. B. von der weifsen Frau, von dem damaligen Ceremoniell, Kleidung, Art sich auszudrücken u. s. w., sammelt, nicht um daraus Menschen und Thatsachen d. h. Geschichte kennen zu lernen, sondern um sich zu amüsiren, gerade wie solche Raritätenkammern nicht für die Kunst, sondern mehr für Müfsiggänger da sind, gerade wie es Leute giebt, die an unsern hohen Fürstengestalten nur sehn, was nach Schiller viele an Wallenstein sahen und nachmachten, wie er sich räusperte und spuckt. Das sind die eigentlichen Kammerdienergeschichten, über deren Armseligkeiten der grofse Geist der Fürsten im Kriege und in der Verwaltung ganz vergessen oder mit einigen hochklingenden Redensarten abgefunden wird. Weil aber unter solchen Curiositäten allerdings zuweilen merkwürdige Stücke sind, so bitten wir die

Digitized by Google

Sammler derselben und auch Herrn v. Orlich, wenn er dergleichen findet und keinen Freund hat, der ihm das Unbedeutende vom Wichtigen scheiden kann, sie uns ganz einfach, ohne Fassung, zu geben, wir werden sie dankbar aufnehmen, er sich ein Verdienst erwerben und wir immer wohlfeiler dazu gelangen, als wenn noch zu viel eigene Sachen hinzukommen, die freilich auch Curiosa sind, indem sie den Maſsstab für die Art und Weise geben, was man an manchen Orten und in manchen Kreisen unter preuſsischer Geschichte verstehe.

Gustav Adolf Stenzel.

Oeuvres d'histoire naturelle de Goethe comprenant divers mémoires d'anatomie comparée, de botanique et de géologie, traduits et annotés par Ch. Fr. Martius, docteur en médecine. Avec un atlas in folio contenant les planches originales de l'auteur et enrichi de trois dessins et d'un texte explicatif sur la metamorphose des plantes par P. J. F. Turpin, membre de l'institut. Paris chez Ab. Cherbulliez et C. 1837. VIII und 468 S. 8.

In der Pariser Akademie der Wissenschaften haben Isidore Geoffroy Saint-Hilaire und Auguste Saint-Hilaire Göthe's groſse Verdienste um die Naturwissenschaften, besonders um die vergleichende Anatomie und die Botanik hervorgehoben und der Erste am Schluſs seines Vortrages geltend gemacht, daſs durch die vorliegende durch Martius und Turpin veranstaltete Separatausgabe der Göthe'schen naturhistorischen Arbeiten die Franzosen einen Schritt vor die Deutschen gethan haben, welche bei aller ihrer groſsen Verehrung vor dem Geiste Göthe's noch immer nicht im Besitze einer solchen seyen, die allerdings in der Bibliothek jedes Naturforschers und jedes wissenschaftlichen Arztes sich befinden sollte. Wir müssen diesen von zwei denkenden Ausländern uns gemachten Vorwurf anerkennen und wollen hiermit nur den Wunsch verbinden, daſs die Verlagsbuchhandlung der Göthe'schen Werke sich beeilen möge, eine besondere Sammlung der naturhistorischen Abhandlungen Göthe's zu veranstalten, da nur Wenigen, die Sinn für Naturforschung haben, die Gelegenheit gegeben ist, von den in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, in den Novis actis naturae curiosorum etc. zerstreuten Abhandlungen Göthe's über verschiedene naturwissen-

Digitized by Google

schaftliche Gegenstände Kenntnifs sich zu verschaffen und da in den früheren Ausgaben der Göthe'schen Werke auch nicht alle diese Abhandlungen aufgenommen seyn konnten.

Es liegt ausser meinem Willen, einen kritischen Blick auf den Inhalt der Göthe'schen Forschungen zu werfen; es bedarf es auch nicht, die Leser zur Verehrung dieses grofsen Denkers anzuregen, und ich will nur das ausdrücken, was jeder Leser mit mir empfinden wird; diese Naturforschungen Göthe's beweisen, dafs man langsam und läfslich mit der Natur verfahren mufs, wenn man ihr etwas abgewinnen will, daher jeder Naturbeobachter gut thun wird, lange und wiederholt zu sehen und nicht zu rasch mit seinen Meinungen zu seyn. Wie Göthe, so haben A. v. Humbold, Cuvier und andere Geister lange und wiederholt beobachtet und ihre Beobachtungen lange ruhen lassen, bevor sie zu ihnen zurückkehrten, sie sichteten und Resultate zogen.

Hier sey nur von der vorliegenden Übersetzung ins Französische die Rede, so wie von den Zusätzen des einen und des andern Herausgebers. Frankreich hatte seit vielleicht zwei Decennien angefangen, vor der deutschen Literatur und namentlich vor den Werken Göthe's Achtung zu gewinnen. Was Göthe in der Literatur geleistet, war den Franzosen zum gröfsern Theile wenigstens bekannt geworden. Was er als Naturforscher gethan, war dagegen ihnen meistens fremd geblieben, daher Martius es als ein Bedürfnifs der Zeit erachtet, auch in dieser Beziehung die trennenden Gränzsteine zwischen beiden Nationen zu beseitigen.

Jeder Abhandlung ist in der Regel das Jahr beigesetzt, in welchem sie erschienen, mehreren auch das Datum der Vollendung. In der Übersetzung ist M. bemüht gewesen, die hohe Eigenthümlichkeit des Göthe'schen Styls nicht aufzuopfern, sondern möglichst treu zu übertragen. Jedes Volk hat seine eigenthümliche Denk- und Darstellungsweise des Gedanken; Geister, die über der Zeit und den Völkern stehen, die ihrige. Dafs eine solche treu aufgefafst werde und bei der Übertragung in eine fremde Mundart nicht verloren gehe, ist eine Anforderung, die wir zu machen berechtigt sind und die deutsche Sprache mehr als jede andere zu realisiren gestattet. Anerkennen müssen wir es, dafs Martius diese auf eine würdige Weise gelöst hat, wie wir sie nicht leicht in den französischen Übersetzungen fremder Werke finden. Die genaue Bekanntschaft Martius mit beiden

Digitized by Google

Sprachen, mit der Literatur und der Geschichte beider Völker, liefsen es in diesem Grade gelingen.

Diese Zusätze, welche Martius beigefügt, sind verschiedenen, theils historischen, theils naturhistorischen Inhalts, theils erläuternder Natur, in jeder Beziehung aber für Deutsche und für Nichtdeutsche willkommener Art, da sie überdies eine kosmopolitisch wissenschaftliche Bildung des Autors bekunden.

Was nun die Abbildungen betrifft, so sind diese theils Copien der Göthe'schen, theils einiger neuen von Turpin und Martius hinzugefügten. Zu den letzten gehört die Alveola des Spitzzahns vom Oberkiefer eines Löwen, durch welche dargethan wird, dafs die Wurzel des Zahns ganz und gar im Oberkiefer enthalten ist und in so fern die von Göthe ausgesprochene Ansicht bestätigt; ferner eine Darstellung der Sutura maxillae superioris propria an dem Oberkiefer eines Menschen, wodurch die Gränze der Sutur zwischen der Alveola des Eck- und ersten Schneidezahns versinnlicht wird. Die Beurtheilung der botanischen Beigaben Turpin's geben wir Kennern vom Fache anheim.

Wir müssen es dankbar anerkennen, dafs unter unsern Nachbarn jenseits des Rheins es jetzt an Männern nicht fehlt, welche es sich angelegen seyn lassen, mit Liebe und Beharrlichkeit die Geistesprodukte der Deutschen auf französischen Boden zu verpflanzen. Vor allem verdienen unter den französischen Ärzten und Naturforschern in dieser Beziehung Martius und Jourdan in Paris, Gauthier und Montfalcon in Lyon, Rueff und Andere in Strafsburg genannt zu werden. Möge ihr Eifer für unsere Literatur nicht erkalten, er wird ihnen und der Nation, der sie angehören, nur angenehme Früchte bringen.

Heyfelder.

Digitized by Google

N°. 32. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Geschichte der Tödtung des Chalifen Omar, aus der Chronik des Dijarbekri arabisch und deutsch mitgetheilt von Otto v. Platen, Secondlieutenant in der königl. preufs zweiten Jägerabtheilung. Berlin, Reimer. 1837. XXII u. 32 S. arab. u. pers. 24 S. deutsch. gr. 8.

Wenn in der neuesten Zeit die wahren Freunde der Beförderung der orientalischen Wissenschaften über so manche schlechte Erzeugnisse aus der Werkstätte hochgestellter Meister, die ihnen ihre ganze Thätigkeit widmen können, tief betrübt wurden, so können sie auf der andern Seite sich innig darüber freuen, Beweise von einer nicht geringen Kenntnifs der morgenländischen Sprachen bei Männern zu finden, von denen man wohl erwarten sollte, dafs sie die Spitze des Degens, nicht aber die des Kalams mit Geschicklichkeit zu führen verstehen. Vorliegendes Werk ist der zweite erfreuliche Beitrag, den preufsische Offiziere seit Kurzem zur Geschichte der Araber liefern, und schon dürfen Mediciner und Orientalisten zur baldigen Erscheinung des berühmten Ibn Beitars aus der Hand eines würtembergischen Militärarztes, der neben seinen hohen Berufsgeschäften diesem Werke schon mehrere Jahre seines bewunderungswürdigen Fleifses zuwendet, sich zum voraus Glück wünschen.

Hr. v. Platen hat sowohl in Bezug auf den Autor, den er edirt und treu übersetzt, als auf den Gegenstand, den er aus demselben hervorzog, eine sehr glückliche Wahl getroffen. Die im 16ten Jahrhunderte in einem sehr einfachen und ungesuchten Style geschriebene Chronik des Diarbekri, welche alle ältern Berichte und Sagen über die Geschichte der Chalifen umfafst und sehr oft die benutzten Quellen wörtlich referirt, eignet sich sehr gut für den ersten Versuch eines bescheidenen Mannes, der die Labyrinthe scheut, in denen man durch zu grofses Selbstvertrauen auf dieser Sandwüste sich leicht verlieren kann, und nichts konnte Historikern erwünschter seyn, als etwas Näheres über die letzten Augenblicke des grofsen Chalifen Omar, des eigentlichen Begründers des islamitischen Staats, zu vernehmen. An der Geschichte der Tödtung Omars sehen wir recht deutlich, mit welcher Ungeschicklichkeit der hochgefeierte Abulfeda zuweilen in seinen Annalen die wichtigsten Momente der arabischen Geschichte behandelt.

Digitized by Google

Dieser berühmte Annalist, der sich die Mühe giebt, uns Omars Wuchs, Gestalt und Gesichtsfarbe zu beschreiben, den Tod eines Koranlesers umständlich zu erzählen und uns mit der ganzen Familie des Muadsin Bilal bekannt zu machen, begnügt sich über den Tod Omars mit folgenden Worten: »Im Jahre 23 der Hedjra überfiel Abu Lulu, sein Name war Firus, den Chalifen beim Gebete mit einem Dolche, und verwundete ihn an den Hüften und am Unterleibe, und er starb an einem Sonnabende am letzten Tage des Monats Dsil hudja und wurde Sonntag den ersten des J. 24 beerdigt.« Vergebens fragt der Historiker nach der Ursache dieses Mords, und zu entschuldigen ist er, wenn er darin, weil er (jedoch nur nach einigen Berichten, denn Andre nennen Firus einen Christen) von einem Perser begangen worden, einen Akt des religiösen Fanatismus sieht. Aus den hier gegebenen Mittheilungen aber, wie auch schon aus Elmakin, sehen wir, dafs sich Firus vergebens bei dem sonst so gerechten Omar gegen die Erpressungen des Statthalters von Kufa beklagte und dafs er des Chalifen Mord beschlofs und vollbrachte, weil er keine Hülfe von ihm erwarten konnte. Omar selbst scheint seine Härte, aber freilich zu spät, bereut zu haben; so wenigstens deutet Ref. den S. 11 vor seinem Tode von ihm ausgesprochenen Vers: »Ich kann mich selbst nur anklagen; doch war ich Gott ergeben, betete alle Gebete und fastete.« (Wörtlich: ich habe mir selbst Unrecht gethan. Vgl. Sura 2. V. 51. Des Verfs. Übersetzung: »ich schade mir ausser dafs ich Moslim bin« ist etwas unverständlich.) So wäre auch Omar, weil er als frommer Moslim blos dem Buchstaben des Gesetzes gehorchen zu müssen glaubte, das ihm in Bezug auf die Steuer eines Feueranbeters oder eines Christen nichts vorschrieb, ein Opfer seiner Gefühllosigkeit gegen das Unglück eines Nichtmuselmanns geworden, wie schon vor ihm Mohammed, der bekanntlich an den Folgen des nach der Einnahme von Cheibar genossenen Giftes starb, das ihm die Jüdin Seinab reichte, als er unmenschlich genug war, sich von ihr in dem Hause ihres erschlagenen Bruders bewirthen zu lassen. Kann aber Omars Tod allen denjenigen Menschen zur Warnung dienen, die in ihrem Verkehr mit ihren Nebenmenschen mehr den todten Buchstaben der Schrift und das kalte Wort des Gesetzes als die lebendige Vernunft und die warmen Gefühle der Menschlichkeit zu Rathe ziehen, so mag der seines Sohnes, der uns ebenfalls im vorliegenden Werkchen erzählt wird, allen Herrschern und Richtern als ein Muster der strengsten Unpartheilich-

Digitized by Google

keit vor Augen schweben. Der Eroberer Egyptens, Amru Ibn Aafs erzählt: »Als ich mich an einem Orte (besser: in meinem Hause) in Egypten befand, sagte man mir: Abd Errahman, der Sohn Omars, und Abu Serua sind da und verlangen zu dir eingelassen zu werden. . . . . Sie mögen kommen, antwortete ich, worauf sie hereintraten, und zwar beide berauscht. Verhänge über uns, huben sie an, die Strafe, die Gott bestimmt hat; denn gestern fanden wir Wein und berauschten uns. Darauf fuhr ich sie hart an und stiefs sie (weg), Abd Errahman aber rief mir zu: wenn du es nicht thust,' so werde ich es meinem Vater sagen, sobald ich zu ihm komme; und ich wufste, dafs wenn ich nicht die Strafe über sie verhängte, Omar mir zürnen und mich absetzen würde. Deshalb nun brachte ich sie fort nach dem innern Theile des Hauses (besser: in den Hof, s. unten), worauf ich ihnen die vorgeschriebene Züchtigung ertheilte. Hiernächst gieng Abd Errahman mit seinem Bruder nach einem Zimmer im Hause und schor sein Haupt (sie pflegten nämlich geschoren zu werden zugleich mit der Züchtigung), ich aber schrieb nicht eine Sylbe von diesem Vorgange an Omar, bis dafs ein Brief von ihm an mich gelangte, folgenden Inhalts: Im Namen Gottes des Barmherzigen, des Erbarmenden, von dem Knechte Gottes Omar an Amr ben Elafs; gewundert habe ich mich über dich und deine Kühnheit gegen mich und über dein Widerstreben gegen meinen Willen . . . und ich habe stark im Sinne dich abzusetzen. Du schlägst den Abd Errahman in deinem Hause, und schierst sein Haupt in deinem Hause (nicht auf dem öffentlichen Platze), und doch weifst du, dafs dies gegen meinen Willen ist. Abd Errahman ist nur ein Mann deiner Untergebenen, du sollst mit ihm verfahren wie du mit den übrigen Moslimen verfährst; du aber hast gesagt: es ist der Sohn des Beherrschers der Gläubigen, und du weifst doch, dafs im Rechte keine Neigung für irgend einen Menschen bei mir ist. Sobald nun mein Brief an dich gelangt ist, so schicke ihn mit einem Mantel bekleidet und auf einem Saumsattel fort, damit das Böse, was er begangen hat, bekannt werde. Da schickte ihn Amru fort, wie sein Vater es befohlen hätte, und schrieb an Omar, sich bei ihm zu entschuldigen, Folgendes: Wahrlich ich schlug ihn auf dem (im) Hofe meines Hauses, und bei Gott, welcher der Höchste ist bei dem man schwören kann, ich verhänge auf dem Hofe meines Hauses die Züchtigungen über Moslimen so gut wie über tributäre Leute. Diesen Brief schickte er mit Abd Errahman ... O Abd Errah-

Digitized by Google

man, rief Omar, was hast du gethan! Ihn unterbrach Abd Errahman ben Auf und sprach: O Beherrscher der Gläubigen, schon wurde an ihm die Strafe vollzogen; Omar aber kehrte sich nicht daran. Da fing Abd Errahman an zu schreien und rief: ich bin krank und du wirst mich tödten; dennoch ... schlug ihm der Vater die gesetzmäfsige Strafe zum zweitenmale und sperrte ihn ein, worauf Abd Errahman erkrankte und starb.«

Was die Correktheit des Textes und die Treue der Übersetzung dieses Werkchens angeht, so finden wir wenig daran zu tadeln und fügen nur noch den Bemerkungen des Herrn Prof. Fleischer folgende bei: (s. Gersdorfs Repertorium 1837. Nr. 22. S. 281.) Zeile 10 der 2ten Seite würde Ref. übersetzen: Wer rennt oder reitet auf Flügeln des Strausses, um einzuholen, was du gestern (im Leben) vorausgeschickt (an guten Werken), damit es (dir) vorangehe? (gleichsam dir eine gute Aufnahme vorbereite.) Das Fürwort *man* wäre demnach das interrogative und man brauchte nicht, wie H. Fleischer vorschlägt, يُسْبَق für يُسْبِق lesen. In der letzten Zeile S. 3 mufs مُرِدوا für مَرَدوا gelesen und nach dem Kamus »als Menschen und Dämonen unter einander beschämt (durch Salomon gedemüthigt) wurden« übersetzt werden. S. 4 Z. 2 von unten bezieht sich *charadjahu* und *dsakarahu* auf das Vorhergehende; es mufs also heifsen: .... so berichtet Abu Amru; es wird auch behauptet, er sey ein Magier gewesen, so erzählten Alkali und Andre dem Abu Rafi nach u. s. w. S. 8. Z. 6 glaubt Ref. nicht, dafs es nothwendig sey, das و von wakâla zu streichen, da das folgende *takaddama* erst den Nachsatz bildet. Nach Fleischers Verbesserung müfste es ثم oder فتقدم heifsen. S. 9 Z. 9 hat der Verf. wahrscheinlich anschaa mit anschada verwechselt; Letzteres bedeutet: Verse eines Andern recitiren, ersteres aber eigne Verse hersagen. Der darauf folgende Vers ist zu übersetzen: »Kaab warnte mich (oder drohte mir) dreimal. Waada heifst nur in der ersten Form versprechen, verheifsen, in der vierten aber bedrohen. S. 11 Z. 2 mufs أهمّ für أهمّ gelesen werden als chabar kâna. S. 18 Z. 2 wird schadid albatasch besser »er war sehr heftig, jähzornig« übersetzt, weil er, ohne sich näher von der Theilnahme Hormosans an dem geschehenen Verbrechen zu überzeugen, ihn gleich umbrachte; Beweise von ungewöhnlicher Körperkraft hat er aber,

Digitized by Google

da er ihn mit dem Schwerte getödtet, nicht gegeben. Sahn addar S. 20 Z. 4 bedeutet nicht den innern Theil des Hauses, denn dazu würde auch achradjtu nicht passen, sondern den Hof. Die Wörterbücher erklären es durch wasat addar, d. h. die Mitte des Hauses, welche gewöhnlich in den morgenländischen Häusern den Hof bildet. Amru war in einem Zimmer und führte den Übertreter des Gesetzes zur Züchtigung in den Hof heraus. S. 22 Z. 7 ist in dem Worte aljahudiji entweder der Artikel oder das ي zu streichen. Im ersten Falle heifst es »Opferfest eines Juden«, und im letzten »der Juden«; verändert man nichts an der Leseart, so müfste man annehmen, dafs von einem bekannten Juden die Rede wäre. Dafs Wort hait S. 22 und 23 bedeutet eine Mauer und einen Garten; hier letzteres, weil vom Hineingehen die Rede ist. S. 23 Z. 12 bedeutet kabadha u. s. w.: er faſste ihn bei der Hand und schlug ihn auf die Brust (eigentlich auf den untern Theil des Halses). Von *biabi* S. 25 Z. 10 hat H. Prof. Fleischer schon die wahre Bedeutung angegeben, aber auch das folgende *man* u. s. w., das er ungerügt läfst und das der Verf. »welcher ihn getödtet hat im Recht« übersetzt, mufs anders gedeutet werden, da es ja auf Omars Sohn und nicht auf ihn selbst sich beziehen soll; man mufs daher الحقُّ für الحقَّ lesen. »Theurer als mein Vater war mir der, den das Gesetz getödtet (d. h. der an der Vollziehung der gesetzlichen Strafe gestorben). Am Schlusse desselben Satzes bezieht Ref. das *ilaihi* lieber wie der Vf. auf den Sohn, als auf den Vater, wie Hr. Fleischer gethan, weil faraka addunia eher sterben, als bewufstlos werden, bedeutet. Der Schlufs *walam jara* u. s. w. darf aber dann weder auf den Sohn, wie der Verf. glaubt, noch auf den Vater, nach H. Fleischers Meinung, sondern mufs auf das vorhergehende *alnas* bezogen werden »die Leute (die dieses zusahen) hatten nie einen schrecklichern Tag erlebt.« S. 26 Z. 3 von unten ist ضربه für صربه zu lesen.

Ref. schliefst mit Berichtigung einiger Druckfehler, die ein von ihm geschriebener Aufsatz des Intelligenzbl. Nr. 7 zur Hall. Lit. Zeit. 1838. enthält. S. 50 Z. 19 l. يكتب statt تكتب. Z. 21 المجرّن statt الجمرّن. S. 51 Z. 7 v. u. فاخذتها für فـ. S. 54 Z. 25 خصما für خصها. Z. 33 الجهل für جمل.

Weil.

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN.

Dr. James Hope's Grundzüge der pathologischen Anatomie in ihrer Verbindung mit den Krankheitssymptomen. A. d. E. mit einer Einleitung herausgegeben von Dr. M. S. Krüger. Berlin, bei Wilh. Schüppel. 1836. *XVII* u. 404 *S.* 8.

Die vorliegende Schrift ist kein Compendium über pathologische Anatomie, wie J. F. Meckel, Otto u. s. w. sie lieferten. Nur einzelne Abschnitte aus der pathologischen Anatomie finden hier Erledigung, und unter diesen sind manche mit Vorliebe, andere sehr dürftig abgehandelt. Genügend bearbeitet sind die anatomischen Veränderungen in Folge von Lungenkrankheiten, von Krankheiten des Herzens, der Leber und des Darmkanals, alles Übrige ist ganz kurz, und daher nur selten befriedigend abgefertigt. Eigene Beobachtungen stehen dem Vf. allerdings zu Gebote, doch sind manche Abschnitte hauptsächlich nach Andern, namentlich nach Andral, Cruveilhier, Billard etc. bearbeitet. Eine Beurtheilung der einzelnen Abschnitte liegt ausser dem Bereiche dieser Blätter, und bleibt daher ärztlichen kritischen Journalen überlassen. Mit der deutschen medicinischen Literatur läfst der Verf. keine Bekanntschaft blicken.

Mauritius Marcus Levy de Sympodia seu monstrositate sireniformi, cum anatomica ejusmodi monstri descriptione. Hauniae 1834. 94 *S.* 8.

Der Vf. gibt zunächst eine genaue, sehr detaillirte Beschreibung einer im Museum der chirurgischen Akademie in Koppenhagen aufbewahrten Mifsgeburt, und knüpft hieran Vergleichungen ähnlicher Mifsgeburten, sowie sie von Hartmann, Hottinger, Superville, Baster, Sue, Hofer, Boerhave, Rossi, Blumenbach, Sachse, Walter, Otto, Regnault, Bibke, Dieckerhoff, J. F. Meckel, Maier, Behn, Köhler, Schwitzer beschrieben worden sind. Die Abhandlung ist mit grofsem Fleifse abgefafst.

Du taenia ou ver solitaire et de sa cure radicale par l'écorce de racine de grénadier, précédé de la description du taenia et du bothriocéphale, avec l'indication des anciens traitemens contre ces vers, par V. E. Mérat, doct. en médecine, membre de l'académie roy. de medecine. Paris 1833. *VII* u. 168 *S.* 8.

Der Verf. giebt zunächst eine genügende Beschreibung vom Bandwurm, zählt sodann die verschiedenen Bandwurmmittel auf, und verweilt zuletzt bei der Beschreibung der Wurzelrinde des

Digitized by Google

Granatbaums, welche er frisch mit 1 ½ Pfund eine Nacht über maceriren und sodann auf ein Pfund einkochen läfst. Der Bandwurmkranke mufs nüchtern diese Abkochung in drei Abtheilungen innerhalb zweier Stunden gewärmt trinken. Der Erfolg wird um so sicherer seyn, wenn noch am Tage zuvor Bandwurmstücke abgegangen waren. Gewöhnlich sehr bald nach der letzten Dosis geht der Wurm lebend oder todt ab. Eine Hauptbedingung ist, dafs man sich der frischen und nicht der getrockneten Wurzelrinde bedient und dafs man die Kur vornimmt, nachdem noch am Tage zuvor Bandwurmstücke abgegangen waren. Mérat gebrauchte die Wurzelrinde von Bäumen, die in Gärten oder Treibhäusern gezogen waren. Ein grofser Vorzug dieses Heilverfahrens besteht darin, dafs dieses Mittel fast gar keine Unbequemlichkeiten dem Kranken verursacht und unter Beobachtung der angeführten Cautelen den Bandwurm sicher entfernt. Ref. hat die Wirksamkeit der Granatwurzelrinde an sich selbst erfahren, nachdem er verschiedene andere Mittel erfolglos gebraucht hatte.

Delle malattie periodiche e principalmente delle periodiche febbrili. Saggio di un esame critico instituito nel 1830 *a Roma da Pietro Manni, professore di medicina nell' archiginnasio romano, cavaliere, direttore dell' accademia obstetrica di Roma etc. Parigi* 1837. 68 *S.* 8.

Der Verf. sagt, alle Acte des Lebens haben einen Zeitraum der Ruhe und der Thätigkeit und oscilliren gleichsam zwischen Ruhe und Thätigkeit. Dies zeigt der Wechsel der Witterung, der Tags- und Jahrszeiten, der Ebbe und Fluth, alle Verrichtungen unsers Organismus. Dem gemäfs errege es Wunder, dafs das kranke Leben nicht auch die Periodicität unter allen Umständen beibehalte, was nur dann geschehen könne, wenn die krankmachende Ursache nicht ununterbrochen einwirke oder nur oberflächlich unsern Organismus afficire. Das Hauptstadium in intermittirenden Fiebern ist das der Kälte, welche der Ausdruck der unterdrückten centrifugalen Lebensthätigkeit sey. In der zweiten Abtheilung der Schrift verbreitet sich der Vf. über die specifische Wirksamkeit der China in den intermittirenden Fiebern, ungefähr in derselben Weise fortraisonnirend, wie dies in der ersten Abtheilung der Schrift geschehen ist. Multum clamoris, parum lanae!

Fred Adolph. Uldall de effectibus jodii in organismum humanum usuque ejus medico. Hauniae 1834. 78 *S.* 8.

Neues enthält diese Schrift über die Jodine nicht, aber es dürfte auch nicht leicht eine Abhandlung und selbst ein kurzer Aufsatz über dieses Arzneimittel bestehen, welchen der Verf. unberathen gelassen hätte. Solche, die eine Materia medica componiren, und die, welche über Arzneimittel überhaupt schreiben,

Digitized by Google

werden diese Abhandlung nicht wohl unbeachtet lassen können. Auch wird Jeder, der das Jod anwenden will, hier sich Raths erholen können.

Untersuchungen aus dem Gebiete der Heilwissenschaft von Dr. C. Rösch, Unteramtsarzte zu Schwenningen, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Zweiter Theil 268 *S.* 8. *Stuttgart, Verlag der Fr. Brodhag'schen Buchhandlung.* 1838.

Die in diesem zweiten Bande enthaltenen Abhandlungen zeichnen sich noch durch einen gröfsern Gehalt, als die des ersten Bandes, aus. Der erste Aufsatz betrifft eine Pockenepidemie im Amtsbezirke des Vfs. und die in Folge derselben vorgenommene Revaccination, nebst den für die Natur der Varioloiden und den Werth der Revaccination hieraus sich ergebenden Resultaten. Der Verf. hat diesen Gegenstand auf eine für die Gesundheitspolizei und die Pathologie gleich ersprieſsliche Weise behandelt, was auch bei der Redaction der Annales d'hygiène publique et de médecine légale Anerkennung gefunden, die ihm die Preismedaille dafür zugesprochen. Tiefer in den Inhalt dieser Abhandlung einzugehen, müssen wir medicinischen kritischen Zeitschriften überlassen, und wir können daher nur bei einigen Punkten hier verweilen. Der Vf. glaubt eine Febris variolosa sine exanthemate beobachtet zu haben, welche wir ebensowohl als eine Febris scarlatinosa, morbillosa sine exanthemate, deshalb bezweifeln, weil wir beobachtet haben, dafs solche Individuen vor einem *späteren* Befallenwerden durch eine solche Krankheit nicht geschützt bleiben. Die Einschleppung der Blattern in die inficirten Orte liefs sich nachweisen, obwohl die epidemische Constitution der Krankheiten die Entstehung und Verbreitung der Pocken begünstigt haben mochte. Die Häusersperre bewährte sich hier durchaus nicht und läfst sich überhaupt bei einer Epidemie niemals mit der Strenge durchführen, welche nöthig ist, wenn etwas Ersprieſsliches von ihr erwartet werden soll. Variola und Variolois haben ein und dasselbe Seminium morbi; Variolois kommt durch vorangegangene Vaccine, vorangegangene Variola und eine geringere Receptivität für die Pockenkrankheit zu Stande. In dieser Pockenepidemie wurden einzelne Neugeborne von der Variola befallen, wogegen aber auch zwei nichtvaccinirte Kinder, von ihren pockenkranken Müttern fortgenährt, verschont blieben. Erkrankten Säuglinge, so starben sie in der Regel. Sowie der Vf. ein Pockenfieber ohne Exanthem annimmt, so glaubt er auch Fälle beobachtet zu haben, bei welchen das Pockenexanthem auf der ersten Entwicklungsstufe stehen geblieben ist und ein bloſses Erythem darstellte. Die Variolois war immer mit Fieber verbunden. Einen ganz vollkommenen Erfolg der Revaccination sah R. selten, sehr häufig aber einen modificirten oder einen unvollkommenen und im Ganzen nur selten gar keinen. Im Allgemeinen folgert er, dafs die Vaccination und die Revaccination die Receptivität

Digitized by Google

für Pocken und die Kuhpocken tilge, aber nicht für die ganze Lebenszeit, sondern nur auf eine Reihe von Jahren, obwohl es in einzelnen Fällen für das ganze Leben der Fall zu seyn scheint. Dies bestimmt ihn, den Vorschlag zu machen, die Revaccination 10—20 Jahre nach der ersten Vaccination vorzunehmen und bis zu einem wirklichen Erfolge zu wiederholen.

Die zweite Abhandlung enthält Bemerkungen über die Natur und Behandlung der Kinderkrankheiten. Der Vf. geht auch hier von geläuterten humoral-pathologischen Grundsätzen aus. Als charakteristisch für den kindlichen Organismus bezeichnet er ein unvollkommen ausgebildetes Blut, ein Vorherrschen weifser, lymphatischer Säfte, einen Zustand der Säfte, auf welchen der ausgebildete Organismus nicht selten krankhafter Weise zurücksinkt (Chlorosis); als den Grundcharakter der Kachexien des kindlichen Organismus ein bis zur Entartung gehendes Vorherrschen der weifsen Säfte Scrophulosis und Malacie). Aus einer solchen fehlerhaften Beschaffenheit der Säftemasse leitet R. die Krämpfe der Kinder, das Thymusasthma, den Hydrocephalus acutus, die Gastromalacie, den Wasserkrebs, die Aphthen etc. her, die er hier weitläuftig auf eine anziehende, über die Natur dieser Übel manche neue Andeutung gebende Weise bespricht. Seine humoralpathologischen Ansichten machen es im Allgemeinen erklärlich, dafs er als ein Verehrer des Oleum jecoris aselli auftritt, welches Mittel allerdings grofse Wirksamkeit in allen aus Scrophulosis hervorwuchernden Kinderkrankheiten zeigt.

In der dritten Abhandlung, über den Friesel, sucht der Verf. darzuthun, dafs derselbe eine selbstständige Krankheit ist, dafs das frieselartige Exanthem oft vorkommt, ohne dafs von Frieselkrankheit die Rede seyn könne, dafs die Frieselkrankheit häufig ohne Exanthem gesehen werde, dafs als ihr eigenthümliche Erscheinungen die periodisch auftretenden Bangigkeiten, das Gefühl von Zusammenschnürung der Brust, die Dyspnoe, die profusen Schweifse von saurem Geruch, die rheumatischen Schmerzen, die Zeichen von Alterationen des Nervensystems und von Dissolution des Blutes betrachtet werden müssen, dafs der Friesel mehr miasmatisch als contagiös, besonders in wasserreichen und tief liegenden Gegenden, nach Erkältungen, bei nasser und rauhkalter Witterung, bei zu Rheumatismen geneigten Personen, in der Reconvalescenz von schweren Krankheiten, in den Hütten der Armen, bei Weibern, namentlich bei Wöchnerinnen, in den Blüthenjahren auftrete, dafs derselbe das Product einer rheumatischen Diathesis und einer der Dissolution sich annähernden Vitalitätsschwäche des Blutes sey und dem gemäfs behandelt werden müsse.

Der vierte Aufsatz betrifft die Natur und Behandlung des Typhus abdominalis. R. geht auch hier von humoralpathologischen Ansichten aus, nach welchen er die verschiedenen therapeutischen Methoden in dieser Krankheit beurtheilt. Das Wesen des typhösen Processes und namentlich des Bauchtyphus

Digitized by Google

sucht er in einer durch unmittelbar innere oder äussere (Miasma, Contagium) Vorgänge bewirkte Vergiftung des Blutes in der Art der erhöhten Venosität, wodurch in das Leben des ganzen Organismus sehr feindlich eingegriffen, namentlich aber das Leben und die freie Thätigkeit des Nervensystems alterirt und deprimirt wird, und dafs im Typhus abdominalis noch eine besondere Beziehung zur Schleimhaut des Darmkanals, namentlich des Ileums, statt findet, so dafs sich derselbe nicht nur vorzugsweise durch vermehrte und veränderte Secretionen im Darmkanal zu erkennen giebt und kritisch entscheidet, sondern auch örtliche pathische Veränderungen im Darm nach Art eines unregelmäfsig wuchernden Exanthems auf der Schleimhaut sich entwickeln. Durch Ausscheidung kohlenstoffiger und wasserstoffiger Elemente aus dem Blute geschehe die Heilung, welche mit allmälig eingeleiteten, öfters noch unterbrochenen Ausscheidungen durch verschiedene Secretionsorgane langsam zu Stande komme.

Das Resultat der Untersuchungen R.'s ist, dafs in leichtern Fällen die exspectative Methode und die alleinige Anwendung emolliirender, einhüllender Medicamente ausreiche und den Vorzug verdiene vor einer sehr eingreifenden Behandlung, namentlich mit Reizmitteln, dafs die ausleerende Methode und die Anwendung salziger Mittel nur für die gastrische Complication passe, dafs zu den schweren Fällen das Quecksilber in entschiedener Beziehung stehe, und namentlich grofse und seltene Gaben von Calomel sie nicht nur oft heilen, sondern, frühzeitig gegeben, die Krankheit und ihre höhere Entwickelung abzuschneiden im Stande seyen, dafs endlich die excitirende Methode nur selten Nutzen schaffe, und da, wo sie einmal wirklich angezeigt, wenig Hoffnung überhaupt mehr für den Kranken vorhanden sey.

Beiträge zur Pathologie und Therapie der Lungenschwindsucht. R. unterscheidet eine Phthisis acuta, eine Phthisis chronica, eine Phthisis intermittens oder eine Phth. tuberculosa, Phth. inflammatorio-purulenta und eine Phth. ulcerosogangraenosa (die chronische Form des Laennec'schen Lungengangräns), und will hiernach die Therapeutik der Krankheit eingerichtet wissen. Als Anhang giebt er eine topographisch-medicinische Schilderung der Molkenkuranstalt in Gais.

Der Verf. zeigt sich auch in dieser Schrift als denkender Arzt und sorgfältiger Beobachter, dessen schriftstellerische Leistungen nur zum Gedeihen der Wissenschaft beitragen können.

Notice des travaux de la société de médecine de Bordeaux 1837. 66 S. 8. *Bordeaux chez Gazay.*

Die Gesellschaft zeigt sich wohl bekannt mit der französischen und einigermafsen auch mit der englischen, aber nicht mit der italienischen und deutschen Medicin. Unter den Abhandlungen verdient Beachtung die Beschreibung der Grippe, welche vom Februar bis April 1837 Bordeaux heimsuchte, alten Leuten, Herz-

Digitized by Google

und Lungenkranken besonders gefährlich ward und zu Anfang unter Cholerasymptomen auftrat. Nächst diesem Aufsatz machen wir auf die Verhandlungen über die Syphilis aufmerksam, welche hier, wie in allen französischen ärztlichen Vereinen, durch eine Aufforderung von Seiten der medicinischen Gesellschaft in Nantes angeregt wurde.

Séance publique de la société royale de médecine, chirurgie et pharmacie tenue le 11. Mai 1837. Toulouse 1837. 138 S. 8.

Dieser Rechenschaftsbericht enthält manche interessante Aufsätze, wohin namentlich zu rechnen sind die Abhandlungen von Cazeneuve über den Abdominaltyphus und über Carditis acuta mit Blutergiefsung und Eiterbildung im Septum ventriculorum cordis, von Magnes über das Vinum colchici, von Dassier über Milcherzeugung in den Brüsten einer an heftiger Entzündung der Achseldrüsen leidenden Frau, über die Grippe in Toulouse, über einen Fall von Gehirnhöhlenwassersucht und Phthisis laryngea bei einem anderthalb Jahre alten Kinde, über Balggeschwülste die nur Haare enthielten, über die Choleraepidemie in Durfort im Departement du Gard, über eine Blatternepidemie in Sorèze, über das Reiten als diätetisches und therapeutisches Mittel, über die Exstirpation einer entarteten Ohrspeicheldrüse, über das 22jährige Verweilen von Glassplittern in der Fufssohle einer Frau und ihre Ausstofsung unter Abscefsbildung.

Nicht unbeachtet mag es bleiben, dafs in diesem Berichte geläuterte humoralpathologische Ansichten sichtlich prävaliren.

Bulletin des travaux de la société médico-pratique de Paris. Paris 1832. 210 S. 8.

In dem kurzen Rechenschaftsberichte sind manche interessante Thatsachen berührt, die eine gröfsere Ausführlichkeit verdient hätten und bei der zu aphoristischen Darstellungsweise eigentlich für die Wissenschaft verloren gehen. Ausserdem findet sich hier ein Necrolog von Franz Thomas Duchateau, des eigentlichen Stifters dieser Gesellschaft im Jahre 1806, und ein Aufsatz von Tanchou über den Einfluss der Krankheiten der Geschlechts- und Harnorgane auf die Stimme, der wir nur einen geringen Werth zugestehen können; wogegen wir auf die gekrönte Abhandlung Sabatier.s aus Orleans aufmerksam machen: über die Gesetze der Revulsion, ihren Nutzen in der Therapie, ihre Indicationen und ihre Contraindicationen, welche wir als einen beachtungswerthen Beitrag zur allgemeinen und generellen Therapie bezeichnen müssen, wenn auch der Verf. noch über Gebühr den Grundsätzen der Broussais'schen Schule huldigt, welche vor fünf Jahren in Frankreich noch allgemein als gegenwärtig galten.

Digitized by Google

Mittheilungen aus dem Gebiete der gesammten Heilkunde, herausgegeben von einer medicinisch-chirurgischen Gesellschaft in Hamburg. Erster Band XII u. 388 S. Zweiter Band VI u. 431 S. 8. Hamburg 1833.

Das vorliegende Werk enthält verschiedene recht werthvolle Abhandlungen aus dem Gebiete der practischen Heilkunde, und es wäre zu bedauern, wenn ausser jenen beiden ersten Bänden keine weitern erscheinen sollten. Der erste Band enthält 1) Beiträge zu einer Monographie über den Säuferwahnsinn, in welchen besonders die Complicationen hervorgehoben werden, unter welchen diese Krankheit auftritt. Das Opium wird als das Hauptmittel bezeichnet, weil es allein im Stande sey, die einzige Entscheidung der Krankheit herbeizuführen, ausser dem Mohnsaft kalte Aufschläge auf den Kopf. Complicationen modificiren natürlich das therapeutische Verfahren. Die Sectionsbefunde von am Delirium tremens Verstorbenen aus den Protocollen des allgemeinen Krankenhauses in Hamburg können nicht auf das Prädicat der Vollständigkeit Anspruch machen.

Die übrigen Abhandlungen dieses Bandes sind: Hamburgs Krankheitsconstitution und Witterung vom November 1825 bis December 1828 von Dr. N. L. Hachmann; das Gast-, Armen- u. Krankenhaus in Hamburg in den Jahren 1826, 1827 u. 1828 von Dr. Schön; die Entbindungsanstalt zu Hamburg, von Dr. Homann; Übersicht der pathologisch-anatomischen Sammlung der Gesellschaft, entworfen von Dr. Fallati.

Von einem noch allgemeineren wissenschaftlichen und praktischen Interesse ist der zweite Band, indem er uns die verschiedenen Epidemien vor die Augen führt, welche von 1826 bis 1833 in Hamburg auftraten. Dieser Gegenstand ist durch die Vergleichung einiger gleichzeitig in dem nahen Altona vorgekommenen Epidemien besonders anziehend dargestellt. Den Anfang der Abhandlungen macht die Beschreibung der Witterung und Krankheitsconstitution Hamburgs vom Januar 1829 bis December 1831 von Hachmann. Dann folgt die Beschreibung der biliösen Krankheiten des Frühlings 1830 von Heise, der Wechselfieberepidemien der letzten Jahre von Hachmann, der Keuchhustenepidemien Hamburgs und Altona's 1829—1830 von Schön, der Pockenepidemie 1829 von Schön, der Masernepidemie 1828 in Hamburg und Altona von Bohre, der Scharlachepidemien 1826, 1830, 1831 in Hamburg und Altona von Schmidt, über die Cholera 1831 in Hamburg von Siemssen, Aphorismen über die Cholera in Altona von Bohre (interessant!), der Typhus carceralis contagiosus in Hamburg von Schmidt, über denselben Gegenstand Fallati, über die Influenza im Mai 1833 von Hachmann. In einem Anhange berichtet Homann über die Entbindungsanstalt zu Hamburg 1829—1832, sowie über die Behandlung des Mittelfleisches während der Geburt und über die Wendung auf den Kopf durch innere Handgriffe. Die Beschreibung einiger Präparate aus der anatomisch-pathologischen Sammlung macht den Beschluss dieses zweiten Bandes, über dessen dritten zu sprechen wir Gelegenheit zu haben wünschen.

Digitized by Google

Essai sur la Fluxion, appliquée à la connoissance théorique et pratique des maladies de la peau, ou précis analytique sur ces maladies. Par L. Baumès, D. M. M., chirurgien en chef de l'Antiquaille de Lyon. 1837. *Paris chez Baillère-Crochard.* 135 *S.* 8.

Polonius. Was leset ihr da, mein Prinz?
Hamlet. Worte, Worte, Worte!

Der Verf. geht von dem Satze aus, dafs den meisten Krankheiten, mithin auch den meisten Hautkrankheiten, eine »Fluxion« zum Grunde liege, verwirft die acuten Exantheme aus dem Gebiete der Hautkrankheiten in das der allgemeinen Krankheiten, und entwirft für die ersten nachstehende Classification: sie beruhen entweder auf einer äusserlichen oder auf einer innerlichen Ursache, welche letzte entweder occasional oder constitutional ist. Die Fluxion, welche er als eine Reactio vitalis ansieht, sey entweder idiopathisch, excentrisch oder reflectirt, oder durch eine syphilitische, scorbutische, krebsige oder scrophulöse Diathese bedingt. Rücksichtlich der äussern Form unterscheidet er erythematöse, vesiculöse, pustulöse, krustenartige, epidermisartige Eruptionen, Auswüchse, Flecke, Krankheiten der Schleimbeutel, der Haare, der Nägel, und nimmt ausserdem eine Klasse besonderer Eruptionen an, die Zona, den Pemphigus, die Krätze, den Erbgrind, die Elephantiasis und die Psoriasis hierhin verweisend.

Nouveau manuel des dermatoses ou maladies de la peau; classées d'après la méthode du professeur Alibert avec la synonymie de Willan et la concordance des différentes méthodes employées par nos meilleurs auteurs, suivi d'un formulaire pour la préparation des médicamens employés à l'hôpital St Louis; à l'usage des hôpitaux etc. par L. V. Duchesne-Duparc D. m. P. etc. Paris, chez Labe. 1837. *XII, XXV u.* 864 *S. in* 12.

Wer Paris und namentlich das Ludwigshospital daselbst besucht, um mit den Hautkrankheiten sich näher bekannt zu machen, mag dieses durch Präcision und Klarheit der Darstellung sich auszeichnende Handbuch über Hautkrankheiten nicht unbenutzt lassen, sowie wir es auch solchen — des Anhangs wegen — empfehlen, die Receptsammlungen für alle Zeiten, und wie sonst der Titel lauten mag, zu schreiben die Absicht haben. Der Vf. hat die Alibert'sche Classification der Hautkrankheiten beibehalten, der er unbedingt den Vorzug vor der Willan'schen giebt. Beide haben ihre Vorzüge und ihre grofsen Mängel, und es ist wünschenswerth, dafs irgend ein tüchtiger Beobachter noch eine Reinigung dieses Augiasstalles versuche. Niemand wäre hierzu mehr berufen, als Biett, der aber, gleich vielen Andern, es vorzieht, für sich zu behalten, was verdiente Gemeingut aller wissenschaftlichen Ärzte zu werden. In der historischen Skizze vermissen wir ungern das Werk von Struve und die von Billard vorgeschlagene Classification. Die Aphthen gehören wohl schwerlich in ein Buch über Hautkrankheiten. Ebenso hätte der Verf.

Digitized by Google

auch wohl die Blutfleckenkrankheit hier übergeben können. Die Radesyge hätte eine gründlichere Abhandlung verdient, wogegen wir gern uns mit dem Abschnitt über Syphiliden zufrieden erklären. Der Verf. nimmt ein Morbillen- und ein Scharlachfieber ohne Exanthem an, ob mit Recht, müssen wir nach unserer eigenen Erfahrung durchaus bezweifeln. Die Krätzmilbe, über welche im Ludwigshospitale so vielfache Nachforschungen angestellt wurden, hat hier ebenfalls eine Stelle gefunden.

Synopsis morborum cutaneorum secundum classes, genera, species et varietates auctore Dre Ludovico Augusto Struve.

Auch unter dem Titel:

Übersicht der Hautkrankheiten nach ihren Klassen, Gattungen, Arten und Varietäten. Berlin 1830, *bei G. Reimer. XII u.* 107 *S. in gr. Folio mit* 4 *color. Tafeln.*

Es kann unsere Absicht nicht seyn, hier eine vollständige Kritik dieses vor einer Reihe von Jahren schon erschienenen grofsen, in diagnostischer Beziehung classischen Werks zu geben. Nur die Aufmerksamkeit der Ärzte und vor allem der Bibliothekare wollen wir auf dasselbe um so mehr leiten, als sonderbarer Weise dieses Werk nicht die verdiente Anerkennung gefunden zu haben scheint. Der Verf. giebt in der Einleitung eine kurze Übersicht dessen, was bisher für die Lehre der Hautkrankheiten geschah, sodann Erklärungen von Exanthem, Stippe, Fleck, Maal, Knötchen, Finne, Quaddel, Liesenmaal, Warze, Hautknoten, Blase, Eiterbläschen, Lymphbläschen, Blatter, Kleienabstäubung, Abschuppung, Schälung der Oberhaut, Schorf, Grind, Rufe.

Als in den ersten Abschnitt der Hautkrankheiten gehörig bezeichnet er die, in denen weder die Structur, noch die Farbe der Haut sichtbar verändert erscheint, und rechnet dahin die Nerven- und die Ausscheidungskrankheiten der Haut. In den zweiten Abschnitt stellt er diejenigen, welche sich durch Veränderungen entweder der Structur oder der Farbe der Haut, oder beider zugleich darstellen, und rechnet dahin die Hautbildungsfehler, die Oberhautkrankheiten, die Haar-, Nagel- und Hautbalgkrankheiten, die Hautverfärbungen, die ausgedehnten oder gefleckten Hautentzündungen, die quaddelnden Hautentzündungen, die papulösen Hautentzündungen, die blattrigen Hautentzündungen, die blasigen Hautentzündungen, die pustulösen Hautentzündungen, die vesiculösen Hautentzündungen, die schuppigen Hautentzündungen, die Hautgewächse, die Hauttrennungen, die Hautwurmsucht, fremde Körper in der Haut. Jeder dieser Klassen, sowie den verschiedenen Varietäten, werden die charakteristischen Zeichen beigegeben. Die vier colorirten Tafeln enthalten die Repräsentanten der verschiedenen Klassen abgebildet.

Heyfelder.

Digitized by Google

LITERÄRGESCHICHTE — SCHULSCHRIFTEN.

Rudimenta linguae Umbricae ex inscriptionibus antiquis enodata. Particula V. quartam Iguvinam tabulam exponens. Scripsit D. G. F. Grotefend, Lycei Hannoverani Dir. Auctumno A. MDCCCXXXVII. Est quadam prodire tenus, si non datur ultra. Horat. Hannoverae, typis fratrum Jaenecke. 32 S. in 4. Particula VI. Iguvinarum tabularum sextam septimamque illustrans vere A. MDCCCXXXVIII. 32 S. in 4.

Diese Fortsetzung der Untersuchungen des Herrn Directors Grotefend über die Umbrischen Sprachdenkmale, zunächst über die Eugubinischen Tafeln, deren wir in diesen Blättern bereits mehrfach rühmlichst gedacht haben (zuletzt Jhrgg. 1837. p. 818 f.), beschäftigt sich im 5ten Hefte mit einer genauen Erklärung der vierten dieser Tafeln, unter Berücksichtigung der bereits in den vorausgegangenen Heften darüber theilweise gelieferten Erörterungen. Wir erhalten zuerst einen genauen Abdruck der vierten Tafel mit einer beigefügten lateinischen Linearübersetzung; dann folgt die genaue Erklärung der einzelnen Worte so wie der Sachen, mit Ausnahme dessen, was schon in den früheren Heften erörtert worden war. Es bezieht sich auch diese Tafel auf den Cultus und die verschiedenen bei verschiedenen Gelegenheiten darzubringenden Opfer, wobei neben dem Schlachtopfer (*arviga*, nach Festus soviel als hostia, cujus adhaerentia inspiciebantur exta, nach des Vfs Erklärung: hostia, februationis causa libata) auch eine Oblation von Brod und ein stilles Gebet vorzukommen pflegt. Wir können hier so wenig, als dies bei der Anzeige der vorausgehenden Hefte geschehen ist, in das Detail der gelehrten und scharfsinnigen Untersuchungen eingehen, da sie eines Auszugs nicht fähig sind, und brauchen kaum nach dem, was wir schon früher bemerkt haben, noch zu wiederholen, wie auch in diesem Hefte viele neue Ergebnisse, sowohl was die Kunde der Sprachen des älteren Italiens als was die Kunde altitalischer Religionen betrifft, gewonnen werden, und wie zugleich so Manches, was in der letzteren Beziehung bei einem Virgilius, Ovidius und andern römischen Dichtern vorkommt, nun erst seine wahre Deutung erhält und in seinem wahren Lichte erscheint. Dasselbe können wir auch vom sechsten Hefte versichern, das sich mit einer Erklärung der sechsten und der daran sich auch dem Inhalte nach anschliefsenden siebenten Tafel zunächst beschäftigt, und zwar in ganz gleicher Weise und mit Beifügung einer genauen Linearübersetzung. Manches, was schon in den früher erklärten Tafeln vorkam, wird hier natürlich nicht weiter erörtert, den übrigen Theilen aber desto gröfsere Sorgfalt gewidmet, um den Inhalt dieser Tafeln, die ausser den darin vorkommenden Gebeten zumeist auf die Augurien sich beziehen, Vorschriften enthalten, wie dieselben anzustellen, wie jeder Fehler vermieden und jedes daraus hervorgehende oder zu befürchtende Übel abzuwenden sey u. dgl. m. aufs genaueste und sicher-

ste aufzufassen. Am Schlusse S. 30 ff. ist noch Einiges über den in diesen Resten Umbrischer Sprache vorkommenden Gebrauch der Partikeln beigefügt. So erhalten diese Untersuchungen nicht blos eine grofse Wichtigkeit für unsere nähere Kunde alt-italischer Sprachen und ihres Zusammenhangs mit der römischen, sondern sie führen uns auch näher in die Kenntnifs der bisher so dunklen und verworrenen Religionen des alten Italiens, ehe fremde Culte sich hier einen Eingang und eine Verbreitung zu verschaffen wufsten.

Wir erinnern bei dieser Gelegenheit noch an eine andere, zur Feier des Göttinger Jubiläums von demselben Verf. erschienene Schrift:

Neue Beiträge zur Erläuterung der persepolitanischen Keilschrift, nebst einem Anhange über die Vollkommenheit der ersten Art derselben, bei der ersten Säcularfeier der Georgia Augusta herausgegeben von Dr. G. F. Grotefend, Director des Lyceums zu Hannover, Correspondenten der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, u. s. w. Mit vier Steintafeln. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1837. 48 *S. in* 4.

Es würde unpassend erscheinen, wenn Ref., so dankbar er auch stets die Ergebnisse der bisherigen Bemühungen in Entzifferung der Keilschrift anerkannt und aufgenommen hat, in das Einzelne dieser Entzifferungsversuche eingehen oder sich über diesen neuen Beitrag ein Urtheil erlauben wollte, zu dem er sich nicht für befugt halten kann; man wird ihm aber wohl erlauben, auf den Inhalt einer Schrift, wie die angezeigte, welche den vier Jubelgreisen der Universität Göttingen, Blumenbach, Reufs, Mitscherlich und Heeren, bei einer feierlichen Gelegenheit gewidmet ist, als auf einen neuen wichtigen Beitrag auf einem so dunklen und schwierigen Felde, aufmerksam zu machen und seinen Wunsch auszusprechen, auch die andern, bisher noch nicht bekannt gewordenen und zum Theil sehr umfassenden Inschriften aus Babylon und Ninive, deren in dieser Schrift (z. B. S. 6) Erwähnung geschieht, von dem Verf., der auf diesem Felde nicht blos die Bahn gebrochen, sondern auch seit 35 Jahren diese Bahn mit seltener Ausdauer und ausgezeichnetem Scharfsinn verfolgt hat, und dadurch zu Ergebnissen gelangt ist, die für das persische Alterthum so wichtig geworden sind, bekannt gemacht zu sehen.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

N°. 33. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Literärgeschichte — Schulschriften.

(Beschlufs.)

Der Verf. giebt nemlich in dieser Schrift eine mit Erläuterungen jeder Art begleitete Bekanntmachung der ihm zugekommenen Abzeichnungen der Inschriften, welche der sogenannten persepolitanischen Keilschrift angehören und auf den beiden ersten Steintafeln, die dieser Schrift beigefügt sind, sich abgebildet finden; dazu kommt noch eine dritte Tafel, worauf die wichtigsten Wörter und Stellen verzeichnet sind, auf deren Vergleichung unter einander sich die vom Vf. zur richtigen Deutung derselben beigefügten Bemerkungen beziehen, und eine vierte, auf die wir weiter unten noch zurückkommen werden.

Die erste Tafel enthält eine aus dem Nachlafs des Hrn. Bellino, Secretärs des bekannten brittischen Residenten zu Bagdad, James Rich, dem Verf. zugekommene gröfsere Inschrift des Xerxes in dreierlei Schrift und Sprache, vermuthlich von Alwend bei Hamadan. Aus den Bemerkungen, mit welchen Herr Grotefend diese so correcte Inschrift begleitet hat, geht zugleich auf eine merkwürdige und wenig zweifelhafte Weise hervor, dafs nicht jeder in der Keilschrift wahrgenommene Fehler dem Abzeichner zur Last gelegt werden kann, dafs vielmehr in der Steinschrift selbst manche Fehler vorkommen.

Auf der zweiten Tafel finden sich die Inschriften von vier persischen Königen zusammengestellt, theilweise zwar schon früher bekannt, jedoch nicht in der Genauigkeit, in der sie in diesem erneuerten Abdruck erscheinen. Zuerst eine Inschrift von Murghâb oder Pasargadä, in welcher der Verf. den Namen des Cyrus entdecken will und die er daher auch wiederholt auf diesen Fürsten deutet, wofür auch selbst die äusseren Umgebungen zu sprechen scheinen, mag auch die Inschrift durch ägyptische Künstler unter Cambyses gemacht worden seyn. Vgl. S. 12. 34. Daher beharrt auch der Verf. auf seiner schon früher gegebenen Deutung: *Dominus Cyrus Rex orbis terrarum rector.* Die von ihm vorgeschlagenen und als nöthig erachteten Verbesserungen sind auf der Steintafel beigefügt. Dann folgt auf derselben Tafel die Inschrift des Darius in Persepolis, zwar früher schon von Niebuhr geliefert, hier aber in einem correcteren Abdruck, durch den einige Versehen Niebuhrs berichtigt werden. Dann unter III. die auf einer Alabaster-Vase des königl. Kabinets zu Paris befindliche Inschrift des Xerxes, zu der auch die beigefügten, diese Verse umgebenden, ägyptischen Hieroglyphen gehören. Übrigens war von dieser Inschrift, wie von der ersten des Cyrus, bereits

Digitized by Google

eine Abbildung und auch eine Abtheilung der Worte in Heeren's Ideen I, 1, von dem Verf., der hier S. 17 ff. die ganze Inschrift von neuem zu erläutern sich veranlafst sah, gegeben worden. — Nr. IV giebt aber eine bisher ganz unbekannte Inschrift in Persepolis, nebst einigen andern merkwürdigen Zeichen in ihrer natürlichen Gröfse; sie ist dem Verf. durch Herrn John Lee of Hartwel zugekommen und scheint sich auf Artaxerxes zu beziehen. Vgl. S. 16. 17.

Die dritte Tafel enthält zuvörderst die bemerkte, auf der zweiten Tafel schon nach einer richtigeren Zeichnung (als bei Niebuhr) gelieferte Inschrift des Darius zu Persepolis, in allen drei Schriftarten und Sprachen nach Wörtern abgetheilt, nebst verschiedenen Auszügen, und dann folgen andere zur Erläuterung und Aufklärung über den Charakter der drei Keilschriftarten dienende Stellen und Wörter aus den Inschriften von Le Brun, Niebuhr, Bellino, welche zu diesem Zwecke der Vergleichung neben einander gestellt sind und von dem Verf. in der Schrift selbst S. 27 ff. näher besprochen und erläutert werden. Dafs wir auf diesem Wege allein zur sicheren Lesung und richtigen Auffassung der einzelnen Wörter wie der einzelnen Zeichen oder Buchstaben, durch welche jene gebildet werden, gelangen können, wird man leicht einsehen, und darum die grofse Sorgfalt erklärlich finden, mit welcher der Verf. diesen Gegenstand im Allgemeinen behandelt hat.

»Diese Bemerkungen, setzt er am Schlusse seiner Erörterung S. 39 hinzu, mögen für jetzt genügen, um denjenigen zum Führer zu dienen, welche, der altpersischen Sprache durch Hülfe des Sanscrit kundig, die verschiedenen Keilschriften zu enträthseln versuchen. Es ergibt sich aus Allem, dafs von den drei persepolitanischen Schriftarten die beiden ersten in der Sprache, die beiden letzten dagegen mehr in den Schriftzügen zusammenstimmen, ohne dafs eine mit der andern so verwandt wäre, wie die dritte persepolitanische Schriftart mit der babylonischen, welche selbst nur eine mehr zusammengesetzte, und sofern die babylonischen Backsteine älter zu seyn scheinen, als die Mauerwerke, auf welchen man die persepolitanische Keilschrift findet, älteste Art der Keilschrift ist, ohne jemals, wie die chinesische oder ägyptische Schrift, aus Hieroglyphen hervorgegangen zu seyn. Wenn auch die zweite Schriftart nur eine willkührliche Abänderung der dritten seyn sollte, wie diese eine blofse Vereinfachung der mehr zusammengesetzten babylonischen Keilschrift ist; so ist doch die einfachste aller Keilschriftarten eine eigenthümliche Erfindung, welche mit den übrigen Keilschriftarten nichts gemein hat, als die Zusammensetzung der Buchstaben aus dem Keile und Winkel. Lepsius sucht zwar in seiner sprachvergleichenden Abhandlung über die Anordnung und Verwandtschaft des Semitischen, Indischen; Äthiopischen, Alt-Persischen und Alt-Ägyptischen Alphabets S. 57 die Ähnlichkeit einzelner Buchstaben mit phönikischen Schriftzügen nachzuweisen; allein

Digitized by Google

es ist dieses ein eben so eitles Bemühen, wie es mir ein eitles Bemühen scheint, in den persepolitanischen Keilschriftarten irgend etwas von semitischer Sprache aufzusuchen. Keine dieser Keilschriftarten ist im strengen Sinne syllabisch oder gar Zeichenschrift zu nennen, obwohl schon in der zweiten Schriftart, geschweige in der dritten und babylonischen, viele syllabische Zeichen, und, wie schon in der ersten, auch ein einfaches Zeichen für den Königstitel, vorkommen. Die verschiedene Weise, nach welcher jede Schriftart aus der Zusammensetzung von Keilen und Winkeln ihre Zeichen bildet, wird sich, aus dem Anhange über die Vollkommenheit der ersten Schriftart ergeben; ich erlaube mir hier nur noch die Bemerkung, dafs in der ersten Schriftart vorzüglich die Verticalkeile, in der zweiten die Horizontalkeile, in der dritten die Winkel gehäuft werden.«

Der Anhang, den der Vf. S. 40 ff. beigefügt, und zu welchem die vierte Tafel gehört, verbreitet sich über die innere Vollkommenheit, welche die erste Art von Keilschrift vor den übrigen in der Zeichenbildung auszeichnet, um daraus zugleich den Beweis zu führen, dafs sie, wenn auch nicht die älteste, doch auch nicht, wie die chinesische oder ägyptische Schrift, aus ursprünglichen Hieroglyphen oder, wie andere Schriften, aus entlehnten Schriftzügen anderer Völker allmählich hervorgegangen. Auch bemerkt der Vf. S. 46 ausdrücklich, dafs wir über Cyrus hinaus keine Spur von Keilschrift dieser ersten Art besitzen und dafs sich überhaupt vielleicht über Nebucadnezar hinaus keine der noch vorhandenen Keilinschriften erweisen lasse; dafs es Bewunderung genug verdiene, wenn schon in dieser Zeit ein so vollkommenes Alphabet erfunden worden, welches mit keiner der früher vorhandenen Keilschriftarten, geschweige mit irgend einer andern Schrift, eine Ähnlichkeit ausser der Zeichenbildung aus gleichen Grundzügen habe, deren Beibehaltung schon die wichtigsten Gründe für sich gehabt, wenn auch keine besondern Nationalgründe vorgewaltet haben sollten. Endlich zeigt uns auch der Vf., dafs die Sprache dieser Schriftart eben diejenige war, welche am Hofe des Cyrus und seiner nächsten Nachfolger die herrschende (Deri) gewesen. Doch über diesen, wie über so viele andere, hier nur kurz und im Allgemeinen berührte Gegenstände mufs man die Schrift selbst nachlesen und dazu die Abbildungen der vierten Tafel vergleichen, welche merkwürdige Inschriften, deren Zeichen von unten nach oben geschrieben sind, und ein Alphabet erster Art enthält.

Vita Caroli Davidis Ilgenii Scripsit Fridericus Carol. Kraft. (Mit dem Motto: οὐ γάρ πω τοίους ἴδον ἀνέρας οὐδὲ ἴδωμαι.) Cum effigie Ilgenii praefixa. Altenburgi 1837. *Sumptus fecit et venumdat H. A. Pierer. VI und* 344 *S. in gr.* 8.

Wenn diese Schrift ihrer nächsten Bestimmung und ihrem nächsten Inhalt nach zwar ein Denkmal der Erinnerung ist, ge-

Digitized by Google

setzt von treuer Anhänglichkeit und Liebe, und bestimmt zunächst für die zahlreichen Freunde, Bekannten, Verehrer und Schüler des Verstorbenen, so ist doch ihr Inhalt, insbesondere aber die ganze Darstellung und die herrliche Form, in der Alles gehalten ist, von der Art, dafs auch Andere, die nicht in den bemerkten persönlichen Beziehungen zu dem Verstorbenen standen, diese Schrift mit gleichem Interesse zur Hand nehmen werden; und in dieser Beziehung kann Ref., der in die Klasse der letzteren gehört, da er nie den Ehrenmann persönlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, dessen Bild der Vf. in so schönen Zügen hier gezeichnet hat, wohl versichern, dafs er seit längerer Zeit Nichts gelesen, was ihn so sehr angezogen, so sehr angesprochen hätte, obwohl bei ihm die bemerkten speciellen Beziehungen, welche dem Inhalte der Schrift bei Andern ein doppeltes Interesse geben müssen, wegfallen. Was ihn so besonders angesprochen hat, ist neben dem Inhalt im Allgemeinen die Darstellungsweise und die lebendige Form. Mit einer Pietät, wie sie in unserm egoistischen Zeitalter immer seltener wird, mit einer Theilnahme und Liebe, aber auch mit einer Gewandtheit und Geschicklichkeit, wie sie ebenfalls bei dem zerrissenen, durch so viele Gegenstände zersplitterten Leben des Gelehrten, insbesondere des Lehrers, immer seltener werden mufs, ist uns hier die Schilderung von dem Leben und Wirken eines Mannes gegeben, der allerdings ausgezeichnet durch literärische Leistungen, es vielleicht noch mehr durch seinen Beruf als Lehrer war und in dieser Hinsicht unter uns segensreich wie Wenige in Deutschland gewirkt hat, Hunderte von Jünglingen der Wissenschaft und dem Berufe des Staatsdienstes durch gründliche Bildung zuführend. Schon diese Umstände können uns für eine Persönlichkeit einnehmen, die durch die anziehende Schilderung, welche davon hier entworfen wird, noch mehr gewinnt, während der Vf., indem er uns Ilgens Wirksamkeit als Lehrer zuerst, noch auf der Universität zu Leipzig, dann an der Schule zu Naumburg, dann an der Universität Jena als Nachfolger Eichhorns und zuletzt in einem fast dreifsigjährigen Zeitraume (1802 — 1831) als Rector von Schulpforte schildert, zugleich ein würdiges Bild des Lebens eines sächsischen Schulmanns und Gelehrten aus einer höchst merkwürdigen Periode geliefert hat. Die einzelnen Begebnisse und Ereignisse in dem Leben Ilgens, die Leiden und Freuden desselben, und Alles, was seinem Privatleben wie seiner öffentlichen Wirksamkeit im Einzelnen angehört, hier in einem dürren Auszuge mitzutheilen, möge man uns erlassen; es würde nur den Eindruck verkümmern, den die Schrift in ihrer würdigen Fassung und Haltung, in ihrer lebendigen Darstellungsweise, in dem dahinreifsenden Flufs der Rede hervorzubringen vermag. Wenn die grofsen holländischen Gelehrten der verflossenen Periode in Schülern, die ihnen an Geist und Gelehrsamkeit, an gründlicher Kunde des Alterthums nicht nachstanden, ihre würdigen Biographen fanden, so hat nun auch ein deutscher Gelehrter und Schul-

Digitized by Google

mann, der in seinem Kreise nicht minder erfolgreich für die Wissenschaft wirkte als Jene, einen Biographen gefunden, dessen Leistung seiner nicht minder, wie des Gegenstandes, der darin behandelt wird, würdig ist, und dessen Werk jenen ähnlichen Schriften holländischer Gelehrten sich anreihend, mit gleichem, ja durch so manche uns näher liegenden Beziehungen vielleicht mit noch gröfserem Rechte als eine passende Lectüre jüngeren Leuten empfohlen werden mag, ebensowohl zur wissenschaftlichen Anregung, Belebung und Aufmunterung als zur Bildung des Ausdrucks und der Sprache.

Wenn wir also hier nicht näher in die Einzelheiten des Lebens, wie sie uns von so beredter Hand geschildert werden, eingehen, so müssen wir doch bemerken, dafs diese, zunächst immerhin bestimmt für Freunde Ilgens, für Schüler der Schulpforte, doch durch die Art und Weise, wie sie dargestellt werden, auch Anderen, die nicht in diesen Kreis gehören, ein so lebendiges Interesse einflöfsen, dafs wir wohl überzeugt sind, sie werden, wenn sie einmal an die Schrift Hand gelegt, dieselbe nicht so bald wieder bei Seite legen, sondern mit gleichem Interesse sie bis ans Ende verfolgen. Dazu tragen denn auch manche Bemerkungen allgemeineren Inhalts bei, welche der Verf. geschickt seinem Werke einzuweben verstanden hat; so namentlich die bei so manchen Gelegenheiten sich darbietenden Veranlassungen über Plan und Methode, über Einrichtung und Behandlung des gelehrten Sprachunterrichts und der höheren, zu dem speciellen Staatsberuf vorbereitenden, wissenschaftlichen Vorbildung in einer Weise zu sprechen, die den erfahrenen Schulmann bald erkennen läfst. Wir wollen statt vieler Stellen, die wir in dieser Hinsicht anführen könnten, nur eine einzige hervorheben S. 76, wo der Vf. von dem Übermafs der verschiedensten Unterrichtsgegenstände sprechend, durch die man den Jüngling schon frühe zu einem Polyhistor auf möglichst bequemem Wege machen will, in der Regel aber nur das Gegentheil hervorbringt, in folgender Weise sich ausspricht: »Etenim ut in aliis rebus accidere solet, ita in scholasticis quoque fieri potest, ut copia discentes faciat inopes, ingenia puerilia non corroboret et acuat, sed hebetet atque obtundat.« Eine Bemerkung, die leider in unserer Zeit immer wahrer werden will, wo mit der steigenden Zahl der Unterrichtsgegenstände die gründliche Bildung in gleicher Abnahme begriffen zu seyn scheint, und anmafsliche Unwissenheit immer mehr an ihre Stelle zu treten droht. Nicht minder wahr aber halten wir die gleich unmittelbar nachfolgenden Worte, die wir deshalb ebenfalls hier wörtlich mittheilen wollen: »At nos plane non sentimus cum iis, qui hoc ipso tempore graviter accusarunt gymnasiorum instituta, quod multitudine et scholarum quotidie obeundarum et rerum domi vel discendarum vel scribendarum valetudini discipulorum magnum afferant detrimentum. Nam causae corporum juvenilium minus quam patrum memoria valentium non tam ludis literariis, *quam parum sapienti puerorum educationi* et *hujus saeculi*

perversitati sunt tribuendae.« Dies ist eigentlich, in wenig Worten zusammengedrängt, die kurze Summe dessen, was über die in der letzten Zeit so vielbesprochene Lorinser'sche Streitfrage, die zu so manchen unnützen Declamationen Veranlassung gegeben hat, zu sagen und davon zu halten ist, daher diese Worte dem Ref. allerdings aus der Seele geschrieben sind. Aber freilich, an die beiden hier hervorgehobenen Punkte, aus welchen allerdings die gerechten Klagen abgeleitet werden können, die über Jugendbildung, Erziehung, Unterricht u. dgl. hier und dort in unsrer Zeit verlauten, denkt man nicht gerne, weil sie zu tief liegen, und zu schwierig sind, um durch blofse Rescripte und Verordnungen über die Zahl der Unterrichtsstunden oder über die Methode oder über das Mafs der Prüfungen u. dgl. m. gehoben werden zu können; man denkt am ungernsten daran in einer Zeit, wo behagliche Trägheit und Bequemlichkeit, durch gesteigerte Lebensgenüsse jeder Art erhöht und als einziges, höchstes Lebensziel dargestellt, eine geistige wie körperliche Schlaffheit hervorruft, die in der gröfseren Strenge des Unterrichtswesens allerdings ein Haupthindernifs findet, zu dessen, wenn auch nur theilweisen Beseitigung, die Mifsgriffe Einzelner — und wo fallen diese nicht vor? — die erwünschte Veranlassung scheinbar gerechter Klagen und Beschwerden darboten.

Indessen auch andere Punkte, die eine specielle Beziehung haben, bemerkenswerthe Begebnisse und Ereignisse des Schulpforter Lebens weifs der Vf. auf eine solche Weise darzustellen, dafs man gern dabei verweilt. Man lese z. B. die Erzählung von dem Einsturz des Speisesaals (wir nennen absichtlich hier ganz specielle Begebnisse lokaler Färbung), oder von dem Ertrinken einer erwachsenen Tochter Ilgens, oder die Schilderungen der Kriegsereignisse, als die Schlachten bei Jena, Lützen, Leipzig auch das nahe Schulpforte mit ihren Schrecknissen berührten, u. dgl. m., wie dann der Vf. bei allem, was die Geschichte dieser Schule selbst betrifft, mit einer gewissen Vorliebe verweilt, die auf seine ganze Darstellung einen wohlthuenden Eindruck ausgeübt und Alles auch dem Fremden desto anziehender gemacht hat. Dieser aber wird leicht mit der Geschichte dieser berühmten Schule in ihren wesentlichen Schicksalen von der ersten Gründung eines Cisterzienser-Klosters an bis auf die neueste Zeit herab, sowie mit allen ihren Einrichtungen, auf eine so angenehme Weise sich bekannt machen können; er wird hier zwar nicht eine in alle Details eingehende, umständliche Geschichte der Anstalt finden, aber eine desto lebendigere Schilderung des Ganzen erhalten. Wie anziehend ist nicht auch die Lage des Ortes selbst geschildert!

Wenn wir eben Form und Darstellung der Schrift hervorgehoben haben, so haben wir dabei das Ganze und den in der Seele eines jeden Lesers hervorgebrachten Totaleindruck zunächst ins Auge gefafst; was das Einzelne betrifft, so machen wir unbedingt die Worte des Verfs. am Schlusse der Vorrede zu dem

Digitized by Google

unsern: »Istos autem homines, quibus in judicandis aliorum scriptis id propositum est, ut labeculas quasdam studiose investigent et cupide notent, quae laudem merentur, silentio praetermittant, meo libro abstineant velim.« Wir haben das Bestreben solcher Menschen stets für eine klägliche philologische Kleinmeisterei angesehen, und uns so oft gegen dieselbe erklärt, dafs wir uns schämen müfsten, wollten wir auf eine solche Jagd hier ausgehen, bei der es, zumal bei dem festen Vorsatz, am Ende auch nicht an Beute fehlen könnte. Darum unterdrücken wir gern Einiges, was uns in dieser Beziehung beim Durchlesen aufgestofsen ist; können aber oder müssen vielmehr offen versichern, dafs der ganze Ton und die ganze Farbe der Rede classisch, die Sprache in ihren einzelnen Ausdrücken möglichst rein gehalten, die Darstellung eben so fliefsend als klar und deutlich ist; lauter Eigenschaften, die jetzt immer seltener werden wollen, wo man, auch in der Muttersprache schreibend, statt der Klarheit, Einfachheit und Präcision der Rede (das erste Gebot schriftlicher, wie mündlicher Darstellung!), Verzwicktheit jeder Art, gesuchte Verschrobenheit und möglichste Nebelhaftigkeit vorzieht, um dadurch den Schein der Tiefe, der Gründlichkeit, und insbesondere einer philosophischen Behandlungsweise zu gewinnen, die alle Klarheit und Faſslichkeit, zu welcher freilich die Schaar solcher Flachköpfe sich nicht erheben kann, für Oberflächlichkeit ausschreien möchte. Bei solchen heutigen Tags nicht so seltenen Erscheinungen mufste eine Schrift, in der Alles so klar gedacht und aufgefafst, und eben so klar auch dargestellt ist, den Ref. doppelt ansprechen.

Es lassen sich übrigens in dem Inhalte der Schrift leicht mehrere Ruhepunkte als einzelne Abschnitte feststellen. So die Jugendperiode Ilgens und sein Leipziger Aufenthalt, dann sein Wirken in Naumburg und darauf in Jena als Professor der orientalischen Sprachen; die wichtigste Periode dürfte unstreitig die seines längeren Wirkens als Rector der Schulpforte sey, da die letzte Lebenszeit von dem ehrenvollen Rücktritt aus dem Lehramt bis zu seinem in Berlin am 17. September 1834 erfolgten Tode fast nur Wehmüthiges darbietet. Daran knüpft sich noch eine allgemeine Schilderung der persönlichen Eigenschaften, die den Schlufs des Ganzen bildet. Über die Richtigkeit und Genauigkeit aller einzelnen, das Leben des Mannes und sein Wirken betreffenden Angaben kann Ref. freilich kein Zeugnifs abgeben; er kann nach dem, was er im Buche gelesen und gefunden, wohl versichern, dafs der Verf. kein Mittel unversucht gelassen, über alles Einzelne sich die genauesten Nachweisungen zu verschaffen, um auch von dieser Seite allen Anforderungen der Treue und der Wahrheit zu entsprechen. Dafs dies freilich nichts Geringes war, wird Jeder wissen und bezeugen können, der einmal in einem ähnlichen Falle gewesen ist.

Von S. 183 an folgt die Annotatio, d. h. Bemerkungen, Erläuterungen, Belege zu manchem Einzelnen, was im Texte selbst berührt war und hier zum Theil selbst in gröfserer Ausführlich-

Digitized by

keit besprochen wird, eben darum aber (was sonst bequemer für den Leser gewesen wäre) dem Texte in Noten nicht füglich einverleibt werden konnte; es sind darunter mehrere Gedichte, deutsche und lateinische, Reden u. dgl. m. Als Anhang giebt der Vf. noch von S. 275 an ein Verzeichnifs aller Schüler, welche unter dem Rectorat des Consistorialraths Dr. K. D. Ilgen als Alumnen oder Extraner in Schulpforte anwesend waren. Wenn der Vf. hier nicht unbedingt für Vollständigkeit und Genauigkeit, ungeachtet aller angewandten Mühe, einstehen kann, so liegt dies in der Natur der Sache, zumal da er sich nicht mit der blofsen Angabe des Namens jedes einzelnen Schülers begnügt, sondern noch weitere Notizen über die spätere Laufbahn und Lebensschicksale beigefügt hat. Es umfafst übrigens dieses Verzeichnifs die Namen von dreizehnhundert sechszehn Schülern!

Ein ähnliches Denkmal, einem andern ausgezeichneten Schulmann, der seine Bildung ebenfalls in Schulpforte erhalten hatte, gesetzt, sind die

Reden bei der Gedächtnifsfeier von M. Friedrich Wilhelm Döring, herzogl. sächs. Oberconsistorialrath und Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens, vormaligem Director des Gymnasiums; gehalten im grofsen Hörsaale des Gymnasiums den 11. *Dec.* 1837 *von Friedrich Kries und Ernst Wüstemann. Gotha* 1837. *Gedruckt mit Engelhard-Reihersehen Schriften.* 36 *S. in gr.* 4.

Auf die deutsche Rede des Hrn. Prof. Kries folgt die den gröfsern Theil der Schrift einnehmende lateinische Rede des H. Prof. Wüstemann, auf die wir insbesondere aufmerksam machen, da sie uns ein schönes Bild von dem Leben und der Wirksamkeit des Mannes giebt, der fast fünfzig Jahre lang an der Spitze des Gymnasiums zu Gotha gestellt, zahlreiche Schüler aus den verschiedensten Kreisen des Lebens zu dem verschiedensten Lebensberufe bildete. Auch hier kann Ref. sich nicht der persönlichen Bekanntschaft, die allen solchen Schilderungen ein doppeltes Interesse leiht, rühmen; aber die classische Sprache, die würdige Haltung des Ganzen und der schöne Flufs der Rede hat ihn lebhaft angezogen, um mit doppelter Aufmerksamkeit dem Redner zu folgen, wie er uns in der gediegenen Sprache Roms die ganze Persönlichkeit des Mannes, seine Thätigkeit in seinem Beruf als Lehrer, seine Lehrmethode, besonders in dem lateinischen Sprachunterricht und in dem lateinischen Ausdruck, in dem er selbst ein so grofser Meister war und so tüchtige Schüler heranbildete, vorführt und nicht versäumt, namentlich was den zuletzt berührten Punkt betrifft, eigene, wohl zu beherzigende Bemerkungen und Vorschriften beizufügen. Wir dürfen nun wohl auch hoffen, durch denselben Redner, der, selbst ein Schüler des Verstorbenen und später sein College, gewifs vor Andern dazu berufen ist, eine Sammlung der verschiedenen kleineren Schriften und Programme Dörings zu erhalten, die in dieser Weise vereinigt und vor der Zerstreuung und damit vor der Vergessenheit

Digitized by Google

gesichert, so Manches enthalten, was auch für spätere Zeiten belehrend und von Interesse seyn wird. Die lateinischen Gedichte, für welche Döring ein besonderes, in Schulpforte wohl gepflegtes Talent besafs, werden dann wohl in dieser Sammlung nicht fehlen dürfen.

1) *Paränesen für studirende Jünglinge auf deutschen Gymnasien und Universitäten. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von Friedrich Traugott Friedemann, der Theol. u Philos. Doctor, herz. nass. Oberschulrathe u. Director des Landesgymnasiums zu Weilburg, Mitgl. d. lat. Gesellschaft in Jena u. s. w. Erster Band. Zweite, vielfach vermehrte Auflage. Braunschweig, bei G. C. F. Meyer sen.* 1837. *XVI* u. 367 *S. in* 8.

2) *Christlich-religiöse Anregungen für studirende Jünglinge auf Gymnasien und Universitäten, aus den Schriften der bewährtesten Denker, Gottesgelehrten und Kanzelredner aller Confessionen gesammelt von Friedrich Traugott Friedemann, d. Theol. u. Philos. Doct. etc. (wie oben.) Nihil contemno, in quo est aliquid Christi. Erster Band. Weilburg* 1837. *Druck u. Verlag von L. E. Lanz. XVI* u. 388 *S.* 8.

Wenn wir es bei so manchen betrübenden Erscheinungen unserer Tage wohl auch als eine recht erfreuliche betrachten können, dafs ein Buch, wie das vorliegende, bestimmt classische Bildung wie überhaupt eine edlere, höhere Geistesrichtung und Geistesbildung unserer Jugend zu fördern, in einer neuen Auflage zu erscheinen nöthig hat, so müssen wir uns doppelt freuen, dasselbe in einer so vielfach vermehrten und bereicherten Gestalt, durch welche es seinem Zweck immer entsprechender und nützlicher gemacht werden soll, vor uns zu erblicken; denn nirgends wird man die nachbessernde, ergänzende, vervollständigende Hand des Vfs. vermissen, nirgends Etwas, was zum Zwecke weiter noch dienlich und förderlich seyn kann, übergangen sehen. Wir haben schon früher in diesen Jahrbüchern, Jahrgg. 1828. S. 712 ff., ausführlich die erste Auflage dieses so nützlichen Buches besprochen und haben demnach hier nur das anzuzeigen, wodurch sich die neue Auflage, die zugleich Alles enthält, was die frühere (auf 248 S.), von dieser unterscheidet, da sie bei gleichem Druck doch um fast hundert Seiten vermehrt erscheint. Wenn die erste Ausgabe hauptsächlich die Bestimmung hatte, »lernbegierigen und aufstrebenden Jünglingen zur Ermunterung ihrer wissenschaftlichen Bemühungen und zur Befestigung ihrer moralischen Grundsätze« geeignete Aufsätze, die sich zerstreut in den Schriften unserer ausgezeichnetsten Denker und Gelehrten finden, hier in eine Sammlung vereint, in die Hand zu bieten, und so ihnen den Zutritt möglich zu machen, ja zu erleichtern, so hat auch diese neue Ausgabe keinen andern Zweck und keine andere Bestimmung; sie hat dieselbe in noch höherem Grade und ausgedehnterer Weise durch die Vermehrung des Stoffs und Ma-

Digitized by Google

terials, die zweckmäfsigere Sichtung und Anordnung desselben und die neu hinzugekommenen, eigenen Bemerkungen des Herausgebers, dessen umfassende Thätigkeit auch das Neueste auf diesem Felde nicht übersehen und mit den eigenen reichen Erfahrungen in Verbindung zu bringen gewufst hat. » Eine Rechtfertigung des Ausgewählten, schreibt Derselbe S. VII f. bleibt für Gleichgesinnte unnöthig, für Andersdenkende unmöglich. Unter meinen Lesern aber erwarte ich nicht blos Gymnasiasten, die auf der höchsten Stufe ihrer Reife, aufrichtige Bemühungen der Lehrer dankbar schätzen oder Universitätsstudenten, sowohl der Philologie als aller Facultäten ohne Unterschied, welche mehr treiben als beschränkte Brodwissenschaften; sondern auch Candidaten und Lehrer, theils jüngere, welche noch lernen können, wollen und sollen, theils ältere, welche sich noch nicht völlig abgeschlossen haben gegen das, was jenseits ihrer Mauern geschieht. Übrigens wünsche ich auch angelegentlich, dafs allerlei Behörden der Gelehrtenschulen dieser Sammlung einige Berücksichtigung zuwenden, um die gesteigerten Bedürfnisse der Gegenwart für diese Anstalten kennen zu lernen und die Ansprüche, die sie wahrscheinlich daheim selbst bemerken oder von Andern geltend gemacht sehen, mit Bereitwilligkeit anzuhören und zu befriedigen, wenn sie sich überzeugen, was anderwärts in dieser Hinsicht gleichfalls gewünscht oder geleistet wird. Selbst Väter studirender Söhne und anderer Freunde des höheren Unterrichts, welche Vergangenheit und Gegenwart in einem vergleichenden Spiegel betrachten wollen, werden die Aussprüche der hier vorgeführten Männer nicht ohne vielfache Freude über die Erweiterung und Veredlung der öffentlichen Erziehung kennen lernen.« Wir haben absichtlich diese Stelle aus der Vorrede angeführt, theils weil wir die Wünsche des Vfs. hinsichtlich der Verbreitung seiner Schrift durchaus theilen, theils auch weil in dieser Erklärung des Vfs. wohl der Grund der Aufnahme mancher Stücke zu suchen ist, die sich eher für Lehrer oder für solche, die ihre Studien schon beendigt, als für angehende Studirende, Gymnasiasten u. dgl. eignen möchten. In einer blos den Alles gewaltsam mit sich fortreifsenden Interessen der Gegenwart huldigenden Zeit, die aller höheren geistigen Richtung, von der sie nicht einen augenblicklichen Vortheil, einen Nutzen zur Befriedigung oder Förderung der unmittelbarsten Interessen des physischen Lebens erwarten kann, sich oft frech entgegenstellt, und die um ihr Ziel zu erreichen die Studien der alten Literatur vorerst möglichst beschränken möchte, um sie dann völlig über Bord zu werfen, werden solche Schriften, mit den warnenden und aufmunternden Stimmen der ausgezeichnetsten und edelsten Männer unserer Nation, auf den gerechten Beifall und den wohlverdienten Dank derjenigen zählen können, die mit dem Vf. dahin streben, unserer Nation das zu erhalten, was sie bisher vor allen Nationen der Erde ausgezeichnet hat, den Sinn für ächte Wissenschaft, für wahre Geistesbildung und sittliche Vervollkommnung.

Digitized by Google

Der erste Aufsatz über classische Bildung von Thiersch, der, so wie die vier nachfolgenden (II. Über Methode der classischen Studien, von Thiersch. III. Von den Fehlern der Studirenden bei der Erlernung der Wissenschaften, von C. F. Gellert. IV. Über den Nutzen der Wissenschaften für den Staat, von F. W. J. Schelling.) hier in einem unveränderten, nur mit einigen Noten des Herausgebers begleiteten Abdruck erscheint, hat in den Nachträgen des Herausgebers eine bedeutende Erweiterung erhalten; es sind deren statt der frühern zwölf, jetzt dreizehn, einige auch mit besonderen Unterabtheilungen, durch welche eine bessere Anordnung des Stoffs allerdings erzielt wurde. So enthält der erste Nachtrag über Humanität und Humanitätsstudien allerdings einige recht lesenswerthe Zusätze zu dem, was aus Böckh und Wolf schon in der ersten Ausgabe gegeben war. Dahin rechnen wir z. B. die einleitenden Bemerkungen des Herausgebers über die Bestimmung des Begriffs von Humanitätsstudien S. 61 ff.; den Aufsatz von Weber: Der Unterschied des Antiken und Modernen S. 103 ff., oder von Fr. Passow: Über romantische Bearbeitung hellenischer Sagen, mit Rücksicht auf Schiller, Schlegel, Voss und Göthe S. 135 ff. Aus dem zweiten Nachtrage der ersten Ausgabe: Latinität, ist hier ein zweiter und dritter entstanden, in welchem der reiche Stoff besser ausgeschieden ward; der zweite Nachtrag nämlich betrifft zunächst und eigentlich die Latinität, er enthält unter andern die Abhandlung von Docen über die Fortdauer der lateinischen Sprache seit dem Untergange des römischen Reichs; auch Einiges von W. v. Humbold über die aus dem Lateinischen und Griechischen hervorgegangenen Sprachen. Wichtiger aber für die hier zunächst in Betracht kommenden Zwecke möchten wir den dritten Nachtrag nennen, der über den Werth schriftlicher und mündlicher lateinischer Stylübungen für höhere Jugendbildung sich verbreitet, und auf das, was aus Creuzer und Hand aufgenommen ist, eine Reihe von eben so lesenswerthen und wohl zu beachtenden Bemerkungen folgen läfst, letztere gröfstentheils vom Herausgeber selbst, der auch hier treffende Urtheile und Ansichten anderer Gelehrten in seine Darstellung aufgenommen hat, und S. 197 ff. in einem eigenen Abschnitt über die stilistische Bedeutung Cicero's und seines Zeitalters für höhere Jugendbildung sich verbreitet. Der vierte Nachtrag (in der ersten Ausgabe der dritte) betrifft die Gräcität, und verbreitet sich ebensowohl über das Studium des Griechischen auf Gymnasien, als über den Charakter des griechischen Volks und seiner Literatur. Der fünfte Nachtrag (wie der frühere vierte) giebt S. 234 ff. Luthers u. A. Ansichten über den Werth der Sprachstudien für praktische Geistliche, nebst einigen weiteren neu hinzugekommenen Nachweisungen; der sechste S. 238 ff. Heidenthum und Christenthum; der siebente S. 247 ff. Naturwissenschaften der Alten und Neuen, nach Göthe und Andern; der neunte S. 252 ff. Heidnische Schriftsteller für christliche Jugend, von dem Heraus-

Digitized by Google

geber, der hier die verschiedenen Aussprüche eines Melanchthon, wie die eines Schwarz, Reinhard u. A. zu einem schönen Ganzen verbunden hat, und diesen Gegenstand gewissermafsen auch noch im zehnten und eilften Nachtrag: die Moral der Heiden, fortsetzt, unter Benutzung und theilweiser Anführung dessen, was Jacobs u. A. über diesen hochwichtigen Gegenstand bemerkt haben, weil es hier allerdings galt, zur Vermeidung einseitiger Urtheile und Vorurtheile, wie wir sie von den Kirchenvätern theilweise an bis auf unsere Zeit antreffen, das Wahre und Richtige der Sache herauszustellen und den wahren Unterschied christlicher und heidnischer Moral näher nachzuweisen. Was in der ersten Ausgabe über denselben Gegenstand bemerkt war, ist hier bedeutend erweitert und auch mit weiteren Nachweisungen aus Schriften der Alten wie der Neueren vermehrt worden. Der zwölfte Nachtrag (früher der eilfte) bespricht die Schuldisciplin in England und Deutschland S. 269 ff. und giebt auch dazu einige Zusätze, wie z. B. S. 275; der dreizehnte Nachtrag (früher der zwölfte) unter der Aufschrift: Förderung moderner Originalität durch das Studium des classischen Alterthums S. 290 ff. enthält neben manchen Bemerkungen des Herausgebers auch manche andere Mittheilungen über diesen Gegenstand aus den Schriften von W. v. Humboldt, Reinhard, Schiller, Thiersch u. A.

Zu dem zweiten Aufsatz (s. oben) sind auch hier wieder die beiden, in der ersten Ausgabe befindlichen, Nachträge des Herausgebers abgedruckt, nicht ohne einzelne Erweiterungen oder Zusätze oder Nachträge aus der neuesten Literatur. Der erste Nachtrag S. 320 ff. über Interpretationsmethode und Privatfleifs, der zweite S. 371 ff.: Philologie der Realisten und der Schöngeister; wobei der Herausgeber zu dem, was er aus Baumgarten-Crusius, G. Hermann u. A. schon früher gegeben, nun noch andere Zusätze von Böckh u. A. liefert.

So können wir wohl unsere Anzeige mit dem Wunsche des verdienten Herausgebers beschliefsen: »Möchte gegenwärtige Sammlung, was sie einzig bezweckt, der Wissenschaft immer mehr wahre Jünger und dem Dienste des Staates und der Menschheit immer mehr treue Arbeiter unter der studirenden Jugend erwecken zu helfen im Stande seyn«; aber wir möchten diesen Wunsch auch zugleich auf die andere ähnliche Sammlung ausdehnen, die der Verf. bei dem überaus reichen Stoffe, der sich für die Paränesen darbot, das rein Wissenschaftliche, das fortan diesen allein und ausschliefslich verbleiben soll, ausscheidend von dem Sittlich-Religiösen, für eben dieses unter dem oben bemerkten Titel eröffnet hat. Was der Hr. Verf. dabei beabsichtigte, können wir nicht besser als mit seinen eignen Worten aus der dieser Sammlung vorangestellten Vorrede angeben: »Die Bedürfnisse der Gegenwart scheinen mir dringend zu fordern, dafs die studirende Jugend auf der obersten Gymnasialstufe, besonders diejenige, welche einst auf der Universität durch ihren

Digitized by Google

Beruf nicht wieder besonders zu diesen Gegenständen zurückgeführt wird, gewöhnt werde, das Christenthum in seiner Tiefe zu ergreifen, und die allseitigen Beziehungen, wodurch es mit dem menschlichen Leben unzertrennlich zusammenhängt, lebendig zu erfassen. So nur wird sie zu der unerläfslichen Überzeugung gelangen, dafs Religion weder Denken, noch Fühlen, noch Wollen allein ist, sondern Alles, wo nicht zugleich, doch zusammen, und dafs alle Vermögen des Menschengeistes, wie verschieden in ihrer Natur, und wie wechselnd in der Intensität ihrer Thätigkeit, nach Maafsgabe ihrer Bestimmung berufen sind, das Göttliche aufzunehmen und darzustellen. Zugleich wird so der entgegengesetzte Irrthum schwinden, der bald im Abstracten nur Unglauben, bald im Concreten nur Aberglauben zu sehen wähnt, und von der höheren Einheit, von welcher beide umschlossen werden, keine Ahnung gewinnen kann. — Diese höhere Einheit in der Mannichfaltigkeit religiöser Particularitäten zu finden, scheint mir immer mehr eine Hauptaufgabe unserer Zeit zu werden, und darin erblicke ich, nach meinen Erfahrungen, das kräftigste Schutzmittel zugleich gegen Indifferentismus und Intoleranz. Denn wer seine Eigenthümlichkeit von andern geachtet wissen will, mufs damit anfangen, dafs er selbst zuvor fremde Eigenthümlichkeiten achtet, und nie vergifst, dafs viele Wege zu einem Ziele, zumal zum himmlischen, führen können. Nur so, glaube ich, wird die studirende Jugend in allen Verhältnissen des Lebens vor Leichtsinn bei dem Übersinnlichen und vor Spottlust bei dem Heiligen jeder Form bewahret werden. Denn sie wird den Geist aller Zeiten und Völker klar auffassen, und selbst die besondere Wissenschaft, welcher sie sich widmet, im Lichte und im Zusammenhange des Ewigen erkennen; sie wird bei dem Erforschen der letzten Gründe, auf welchen alles menschliche Wissen ruhet, das Wesen von der Form scheiden, und nach den Zweifeln, die überstanden werden müssen, ein unerschütterliches Resultat gewinnen; sie wird so ihren Standpunkt innerhalb des besonderen religiösen Vereines, zu welchem sie durch Geburt und Erziehung gehört, würdigen und festhalten können, ohne dadurch gehindert zu werden, auch ausserhalb desselben überall durch Wort und That das grofse gemeinsame Reich Gottes auf Erden in Liebe fördern zu helfen, nach dem inhaltsschweren Ausspruche des Augustinus: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. «

In diesem Sinne und Geist, nach diesen und ähnlichen Grundsätzen, wie sie weiter in der Vorrede besprochen werden, hat der Verf. die einzelnen Stücke der Sammlung ausgewählt, ausdrücklich daran erinnernd, dafs dieselbe, so wenig wie die Paränesen, ein Lehrbuch seyn, wohl aber dafs sie Stoff zum eigenen Nachdenken durch Privatlectüre zuführen solle; doch wird auch der Lehrer zu Zeiten beim Unterrichte den Gebrauch davon machen können, den der Vf. selbst angiebt, indem er daran

Digitized by Google

weitere Bemerkungen knüpft, wie überhaupt der Religionsunterricht in den obersten Gymnasialclassen auf eine würdige und zweckmäfsige Weise zu betreiben sey, wenn er einen wahren Erfolg versprechen soll. Der vorliegende erste Band enthält in Allem neun Aufsätze, nebst einer praktischen Zugabe unter Nr. X: das Gebet des Atheisten, von Lord Byron. Die übrigen neun Aufsätze enthalten zum Theil ausführlichere Darstellungen und Auszüge aus den Schriften von Hase (Propyläen zur christlichen Gnosis), von Heidenreich (die verschiedenen Auffassungsweisen des Christenthums), von De Wette: Steudel, Ackermann (das Heilskräftige im Christenthum, aus dessen Schrift: das Christliche im Plato), von Röhr, von Chr. F. v. Ammon (die Weltreligion des Christenthums) und Anderes der Art, auch stets mit den erforderlichen literärischen Nachweisungen begleitet.

Lehrbuch der Englischen Sprache nach Hamilton'schen Grundsätzen. Zunächst für den Privatunterricht. Verfafst von J. F. W. Zimmer. Heidelberg, in der akademischen Buchhandlung von J. C. B. Mohr. 1838. *XII, 73 und 327 S. S. in gr. 8.*

So wenig Ref. in Bezug auf die alten Sprachen und deren gründliches Erlernen sich von den Vortheilen der Hamilton'schen, auch in diesen Blättern schon einigemal besprochenen Methode überzeugen kann, so denkt er doch anders in Bezug auf neuere Sprachen, insbesondere auf die englische; ja er verspricht sich hier von dieser Methode, wenn sie nämlich mit der Besonnenheit und Umsicht, in der beschränkenden, die Fehler vermeidenden und das Nützliche beibehaltenden Weise, wie dies in dem vorliegenden Lehrbuch geschehen, angewendet wird, gröfsere Vortheile und schnellere Fortschritte in dem Erlernen der Sprache so wie in der Fertigkeit und Gewandtheit der Rede, als bei der bisher üblichen; was auch durch die vom Herrn Vf. selbst gemachten Erfahrungen in einer überraschenden Weise bestätigt wird. Aus diesem Grunde dürfen wir daher wohl unsere Leser auf dieses hier erschienene Lehrbuch insbesondere aufmerksam machen, da uns die Gesetze des Instituts eine eigentliche Kritik untersagen, und Ref. selbst nicht in dem Grade sich einen Kenner der englischen Sprache nennen kann, um die Kritik eines Buches zu unternehmen, dessen ganze Einrichtung und Behandlungsweise ihn übrigens sehr angesprochen, aus dem er manche Belehrung gewonnen hat, die er um so dankbarer anerkennt, als er überzeugt ist, dafs auch Andere mit gleichem Nutzen und Erfolg dieses Lehrbuch gebrauchen werden. Es ist zwar zunächst für den Privatgebrauch bestimmt, und wird gewifs hier mit dem besten Nutzen angewendet werden können; indessen auch als Lehrbuch für Anstalten, in welchen durch einen geschickten Lehrer das Englische gelehrt wird, dürfte es gute Dienste leisten.

Digitized by Google

Die Grammatik ist, was wir wenigstens durchaus nicht zu tadeln wüfsten, kurz und bündig, ohne in ein allzu grofses Detail von Regeln sich einzulassen, das oft bei einem solchen Unterricht eher nachtheilig als förderlich ist; der Ausdruck klar und faſslich; es wird der Anfänger wie der schon weiter Fortgeschrittene Nichts darin missen, was ihm zur richtigen und genauen Kenntnifs des englischen Sprachgebäudes nöthig ist; wie denn der Verfasser ganz wahr bemerkt S. VII: »So verworren die englische Grammatik in ihren Ausspracheregeln ist, so klar, so einfach und der Natur gemäfs ist sie in ihren andern Verhältnissen: daher läfst sich fast jede Regel sehr kurz und dennoch vollständig darstellen.« Und in diesem Sinne hat er auch seine Grammatik S. 1—72 geschrieben. Dann folgen, dem Zwecke des Lehrbuchs gemäfs, die zum Übersetzen bestimmten Stücke mit der Linearübersetzung, und zwar in einer bestimmten Stufenfolge, und aus den besten und correctesten Autoren entnommen, zuerst Promiscuous Expressions, dann Narrative Pieces, Dialogues, Epistolary Style, History, und darauf S. 235 ff. der englische Text ohne die Linearübersetzung. Die zweckmäfsige Auswahl dieser Stücke und die diesem Zweck entsprechende Behandlungsweise läfst wohl erwarten, dafs der vom Vf. vorgeschlagene Weg zum leichteren Erlernen der englischen Sprache auch anderwärts Eingang finden und seiner Methode die gebührende Anerkennung verschaffen werde.

Lateinische Schulgrammatik für die mittlern und obern Gymnasialclassen. Von Felix Sebastian Feldbausch. Heidelberg, Druck und Verlag von Karl Groos. 1837. *VIII und* 671 *S. in gr.* 8.

Der durch eine auf unsern Landesanstalten mit dem günstigsten Erfolg eingeführte griechische Schulgrammatik so wie durch andere Schriften bereits rühmlichst bekannte Verfasser übergiebt hiermit dem Publicum nun auch eine lateinische Schulgrammatik, die wir, wenn auch gleich eine nähere Prüfung und Kritik des Einzelnen durch die Gesetze dieser Jahrbücher untersagt ist, doch um so weniger schon aus dem Grunde hier unerwähnt lassen können, als sie durch manche besondere Eigenschaften und eine eigenthümliche Tendenz vor der nicht geringen Masse lateinischer Schulgrammatiken, wie wir sie bereits besitzen und stets mit neuen vermehrt sehen, sich auszeichnet. Diese Tendenz besteht hauptsächlich darin, dafs die Satzverhältnisse nach logischen Principien erörtert werden und dabei insbesondere die Satzlehre von K. F. Becker, soweit es thunlich war (denn einzelne, allerdings nothwendige Abweichungen kommen hie und da vor), in das Lateinische übertragen wird. Ausserdem aber suchte der Verf. vor Allem dem Buche durch das Hervorheben der präcis ausgesprochenen Regeln eine der Schule entsprechende praktische Seite zu geben, damit dasselbe nicht

Digitized by Google

blos den reiferen Schülern angemessen erscheine, sondern auch den minder reiferen noch brauchbar und ersprieſslich sey. Daſs zu diesem Zweck auch auch die vorhandenen, besseren Grammatiken, so wie die Leistungen und Arbeiten Anderer auf diesem Gebiete von dem Verf. benutzt wurden, bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung; aber die Art und Weise, wie er sie für seine Zwecke benutzt hat, zeigt den erfahrenen, mit den Bedürfnissen der Schule wohl vertrauten Lehrer, der in dieser Hinsicht ein gewiſs wahres Wort ausgesprochen hat, wenn er S. IV der Vorrede bemerkt, daſs es nicht sowohl auf die Menge des benutzten Materials ankomme, als auf die Art der Benutzung und auf die Ruhe der Überlegung, mit der sich der Verfasser eines Schulbuches durch die in vielen Punkten oft ganz verschiedenen Meinungen der Gelehrten hindurchzufinden und die seinige in sich zu begründen versteht. In diesem Sinne und nach diesen Grundsätzen hat der Vf. redlich gearbeitet und darauf ebensowohl bei der ganzen Anordnung und Behandlung des Stoffs wie selbst bei der äusseren Einrichtung die Rücksicht genommen, welche das Bedürfniſs des Schülers zu erfordern schien, indem das mehr oder minder Wichtige durch den Druck kenntlich, und die Regel selbst in möglichster Kürze und Präcision, deutlich und klar für die Auffassung, hingestellt ist. Das Einzelne näher zu durchgehen, liegt nicht im Plan dieser Blätter und in der Absicht des Ref., der aber wohl den Wunsch beifügen darf, daſs diese jedenfalls gründliche und gediegene Leistung des Vfs. auch den Beifall der praktischen Schulmänner finden und von ihnen mit gleichem Erfolg und Nutzen, wie die erwähnte griechische Schulgrammatik, beim Unterrichte angewendet werden möchte.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

N°. 34. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Mémoires, correspondances et manuscrits du Général Lafayette, publiés par sa famille. T. I. (X et 526 pp.) T. II. (577 pp. in 8.). Leipzig, Brockhaus et Avenarius. 1837.

Die beiden vorliegenden Bände von Memoiren Lafayette's enthalten keine fortlaufende Erzählung der Schicksale des Generals und der Begebenheiten, in die er persönlich verflochten war. Sie bilden den Anfang einer reichhaltigen Sammlung von Denkschriften über einzelne Abschnitte seines Lebens, Bemerkungen über verschiedene Ereignisse und Personen seiner Zeit, über die er durch persönliche Bekanntschaft genau unterrichtet war, und von Briefen, die er mit Freunden und einigen in der Geschichte seiner Zeit merkwürdigen Männern über die allgemeinen Ereignisse und über sein eigenes Handeln und Eingreifen in dieselben wechselte. Der Schwiegersohn und der Sohn des Generals, Herr von Courcelles und Herr George Washington Lafayette, bekannt als Mitglieder der Opposition in den Sitzungen der französischen Deputirtenkammer der letzteren Jahre, haben im Namen der Familie die Herausgabe besorgt. Sie haben sich dabei blos auf das Geschäft der Auswahl und der Anordnung beschränkt und nur hie und da unter dem Text eine kurze Notiz, die zum rechten Verständniſs desselben unerläſslich schien, hinzugefügt. Gleich auf dem ersten Blatte bemerkt Hr. George Washington Lafayette kurz vorredend, die Familie habe es für eine heilige und dem frommen Andenken des Generals schuldige Pflicht gehalten, diese hinterlassenen Papiere ohne Commentar und unentstellt »den Freunden der Freiheit« vorzulegen.

Es ist soviel über die Zeit, in welche Lafayette's thätiges Leben fällt, geredet und geschrieben worden und noch täglich wird mehr darüber veröffentlicht, daſs im Allgemeinen wenig Neues mehr wird aufgebracht werden können, was eine wesentliche Aenderung oder Aufklärung des bisher Bekannten hervorzubringen vermöchte. Besondere einzelne Thatsachen mögen in diesem oder jenem Punkte einiges neue Licht, einigen Zuwachs vorher unbekannter Umstände erhalten, in der Hauptsache trägt dies nichts aus. Es ist hier, wie mit aller Geschichte; wenn man die Thatsachen bis in's Einzelste genau verfolgen und constatiren

Digitized by Google

will, wird man nie Uebereinstimmung der Berichte, unwandelbare Bestimmtheit zu Wege bringen und an Kleinigkeiten und zufälligen Aeufserlichkeiten haftend, nie mit seinem Urtheil fertig werden. Auch durch diese Memoiren Lafayette's werden für die Geschichte der Revolution im Allgemeinen keine neuen Aufschlüsse gegeben. Das Wichtigste von Lafayette's Antheil an den Begebenheiten seiner Zeit ist bekannt, sein Handeln und sein Charakter liegen klar vor, man ist hier mit der Untersuchung zu Ende und nur so weit der eine von dieser, der andere von jener Parteiansicht in der Politik ausgeht, wird das Urtheil und die Darstellung immer verschieden ausfallen; der faktische Kern seiner Geschichte bleibt natürlich immer derselbe. Indessen hindert dies nicht, dafs die Sammlung der eigenhändigen Denkschriften Lafayette's nicht blos seinen Freunden und Verehrern, sondern auch dem Forscher eine erwünschte Erscheinung und ein schätzenswerthes Dokument für seine Studien sey. Indem man die Bequemlichkeit hat, hier Alles, was irgend über die Schicksale und Handlungen des berühmten Mannes Wissenswerthes vorhanden ist, zusammenzufinden, geniefst der denkende Freund der Geschichte das Vergnügen, aus dem eigenen Munde des Mannes selbst die Bestätigung alles Dessen, was er im Allgemeinen schon aus anderen Quellen her weifs, nun auch in einzelnen, besonderen Zügen und Geschichten zu finden, die, wenn auch für die allgemeine Geschichte von geringerer Wichtigkeit, für die Klarheit und Lebendigkeit seiner persönlichen Vorstellung nicht ohne Bedeutung sind.

Es kommt also hierbei gar nicht so sehr darauf an, dafs besondere neue Aufschlüsse gegeben werden, sondern dafs das Bekannte bestimmter motivirt, klarer und anschaulicher bezeichnet in einzelnen Beispielen hervortrete. Dieses geschieht besonders durch Correspondenzen, wo die Persönlichkeiten unmittelbar in Thätigkeit erscheinen. Auch die vorliegenden Memoiren bestehen zum grofsen Theil in Briefen und zwar nicht blos einseitig von Lafayette allein, sondern auch von anderen Personen an den General, worüber nachher bei der Angabe der in diesen beiden Bänden enthaltenen einzelnen Stücke das Nähere referirt werden wird.

Sehr passend bemerkte einmal Börne in ähnlicher Beziehung bei Gelegenheit der Geschichte der französischen Revolution von Thiers, (wenn Ref. nicht irrt) nur die Familiengeschichten der Fürsten hätten Geheimnisse, die Geschichten der Völker lägen offen vor Jedem da. Dies findet bei der Geschichte Lafayette's

Digitized by Google

und seines Antheils an der französischen Revolution ganz besonders seine Anwendung. Lafayette trat auf in einer Zeit und wirkte für eine Zeit, die dem ganzen alten monarchistischen Wesen aus Ludwigs XIV. Tagen offen den Krieg erklärte, die aus dem Cabinet und den Prunksälen auf die Strafse und auf's freie Feld, vom Schreibtisch auf die Rednerbühne nöthigte. Der Thron Ludwigs XIV. ging zu Grunde, der Fürst war nicht mehr der Staat, das Volk trat an seine Stelle und heischte für sich das göttliche Recht. Lafayette bekennt laut auf jedem Blatte dieser Memoiren, dafs sein ganzes Denken, Dichten und Trachten nur auf den Sieg des Volkes gerichtet war. Er sagt von sich selbst (Vol. II. p. 326): Le coeur de Lafayette était naturellement républicain. A dix neuf ans il épousa avec transport la cause des républiques naissantes d'Amérique. — — Quand on aime la liberté, on n'est tranquille qu'après l'avoir établie dans son pays. Aber die Demokratie, stets eifersüchtig auf alles Hervorragende und stets wandelbar, war noch im Wachsen begriffen, ihre Kräfte noch nicht durch anarchischen Mifsbrauch vergeudet, als Lafayette in seiner glänzendsten Periode stand; sie duldete noch nicht in ihrem Streben nach Oeffentlichkeit und Gleichheit, dafs Ein Mann die kämpfenden Elemente der Parteien niederschlage und unterjoche, alle Interessen der Gegenwart in seinem eigenen auflöse und die Geschichte für sich allein in Anspruch nehme. Hier werden vielmehr auch die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten in dieser oder jener Richtung von dem allgemeinen Strom fortgerissen; die Geschichte dreht sich um Massen und Begebenheiten, nicht nur um einzelne Menschen. Der Einzelne lebt und bewegt sich nur in und mit dem Ganzen und erscheint in dessen Gemälde häufig fast nur wie die Staffage in einer Landschaft.

Vom Beginn seiner politischen Laufbahn an hatte sich Lafayette, wie schon angedeutet, offen der demokratischen Richtung angeschlossen, der er sein ganzes Leben hindurch treu gefolgt ist. Er erklärt sich darüber besonders weitläufig in einem Aufsatz, der unter der Aufschrift: Sur la démocratie royale de 1789 et le républicanisme des vrais constitutionels, dem 2ten Band der Mémoires einverleibt ist. Unter den verschiedenen Schattirungen amerikanischer Sitten, bemerkt er dort, wo er von seiner natürlichen Neigung zum Republikanismus spricht, (p. 327) habe er immer den volksmäfsigsten (aux plus populaires) den Vorzug gegeben und er sey immer als einer der vollkommensten Demokraten der Vereinigten Staaten betrachtet worden. Auch schrieb er,

kaum in Amerika angekommen, nach Frankreich: J'ai toujours pensé qu'un roi était un être au moins inutile; il fait d'ici encore une bien plus triste figure. Sein gesammtes Wesen sprach sich immer so unumwunden und ohne Rückhalt in allem seinem Thun aus, wie seine hinterlassenen Memoiren es darstellen. Es ist wahr, er conspirirte gern und da er die Idee, die ihn leitete, nie vollständig realisirt sah und sehen konnte, so war er immer der Mittelpunkt einer Menge politischer Treibereien und sein Haus der Versammlungsort von Leuten, die, mit dem jeweiligen bestehenden Zustand der Dinge unzufrieden, wenn sie nichts daran zu ändern vermochten, doch wenigstens in Reden und fortwährendem Päneschmieden und Intriguiren einigen Ersatz suchten. Aber der General verfuhr dabei mit so kindlicher Unbefangenheit und Offenheit, als wenn es sich um die harmlosesten Dinge von der Welt gehandelt hätte und es ist bekannt, dafs er ohne Arg Leute von den verschiedensten Gesinnungen, Heuchler und Abenteurer, Aufrichtige und Besonnene in seiner Gesellschaft sah, welchen die Losungswörter des Liberalismus bei ihm Eingang verschafft hatten.

Kommen wir auf den näheren Inhalt der vorliegenden Memoiren zurück. Der erste Band umfafst zunächst unter der Aufschrift Révolution d'Amérique Lafayette's Leben von 1777 bis zu Ende des Jahres 1784. Dieser Abschnitt zerfällt in drei besondere Theile, die drei Reisen Lafayette's nach Amerika in dem angegebenen Zeitraume. »Viele Papiere, bemerkt er selbst (p. VIII), die sich auf die ersten Jahre meines öffentlichen Lebens bezogen, wurden während der Schreckensregierung vernichtet. Man hat eine Skizze von Memoiren gerettet. Die Concepte davon hätten erst ordentlich zusammengestellt werden müssen; ich ziehe vor, sie wiederzugeben, wie sie in der Zeit selbst geschrieben waren.« Auch in den Briefen, sagt er, habe er nichts wegstreichen wollen, weil es zu unbedeutend gewesen oder Wiederholungen enthalten habe; »ich lasse fast alles stehen, weil es mir gefällt, mir bei der Zusammenstellung dieser Sammlung die Gefühle noch einmal zu vergegenwärtigen, die mich in den verschiedenen Epochen meines Daseyns belebten.« Man wird nichts dagegen einzuwenden haben, dafs sich der gute alte General dieses Vergnügen machte, aber die jetzigen Herren Herausgeber hätten doch billig bedenken sollen, dafs den Lesern, denen die Vergegenwärtigung jener Gefühle entgehen mufs, dann häufig nichts anderes übrig bleibt, als eine sehr wenig anziehende Lektüre.

Das erste hierauf mitgetheilte Stück (p. 1—43) ist über-

Digitized by Google

schrieben Mémoires de ma main jusqu'en l'année 1780 und an seine Freunde gerichtet, für welche allein, nicht für das Publikum, es bestimmt war. Er geht hier ganz kurz über die ersten Jahre seines Lebens weg. Er kam erst einige Zeit nach dem Tod seines Vaters, der in der Schlacht bei Minden fiel, zur Welt und verlor seine Mutter schon im elften Jahre. Durch den Tod seines Grofsvaters mütterlicher Seite kam er bald darauf in den Besitz eines grofsen Vermögens. Frühzeitig zeigte sich der Sinn für Unabhängigkeit in ihm und er beleidigte absichtlich den Grafen von Provence, um einer Hofcharge, die man ihm bei diesem verschaffen wollte, zu entgehen. Die Revolution in Amerika brach aus. Erst im Jahr 1776, als der Krieg in Amerika schon im vollen Gang war, kam genauere Kunde davon nach Frankreich und erregte allgemeineres Interesse. Lafayette war damals neunzehn Jahre alt, und begrüfste sie mit der gröfsten Begeisterung. »A la première connaissance de cette querelle, sagt er p. 4, mon coeur fut enrôlé et je ne songeai qu'à joindre mes drapeaux.« Nachdem er dann alle die Hindernisse, die seine Familie und die französische Regierung seinem Plan, den Amerikanern zu helfen, entgegengesetzt, die Schwierigkeiten, die seiner Expedition durch französische und englische Spione gelegt waren, und die Vorstellungen seiner Freunde glücklich besiegt, ging er am 26. April 1777 unter Segel. Hierauf folgen die umständlichen Details über seine Ankunft, seine Aufnahme in Amerika und über den Fortgang des Kriegs, an dem er so ruhmvollen Antheil nahm. Er erzählt diese Geschichten in der dritten Person, zu der er auf einmal übergegangen, nachdem er im Anfang geradezu in erster Person gesprochen und sogar vorne herein bemerkt hatte, er werde ajouter à l'égoisme de ces mémoires par celui du style, tandis qu'il eût fallu du moins me couvrir du manteau de la troisième personne. Die Darstellung ist einfach und ruhig und charakterisirt das offene, milde Gemüth des edlen Mannes, dessen reiner Enthusiasmus für sein Ideal von bürgerlicher Freiheit durch keine bittere Erfahrung getrübt und dessen fester Glaube an die Menschheit, an Tugend und Gerechtigkeit durch kein Mifslingen und keine Enttäuschung wankend gemacht werden konnte. Lafayette bleibt von Seiten des Charakters immer eine der erfreulichsten Erscheinungen in der Geschichte und es ist um so mehr zu bedauern, dafs er damit nicht zugleich jene tiefdringende Einsicht in das wahre Wesen der wirklichen Verhältnisse, jenen praktischen Takt und klaren Verstand eines Mirabeau oder eines Napoleon verband, die ihn

Digitized by Google

allein zum rechten Gründer und Ordner der bürgerlicher Gesellschaft in seinem Vaterlande hätten machen können. Seine Einbildungskraft und seine Eitelkeit liefsen ihn sich den seltsamsten Täuschungen hingeben und bewirkten, dafs immer gerade im entscheidendsten Augenblick der rechte Erfolg seiner Anstrengungen und Aufopferungen durch Theatereffekte paralysirt wurde.

Man wird sich nicht wundern, die Amerikaner hier als Muster von Sitteneinfalt und von republikanischen Tugenden überall hervorgehoben zu finden, keine Schandthat der Engländer dagegen, nichts, was sie als willkürliche und unmenschliche Tyrannen bezeichnen konnte, verschwiegen zu sehen. Lafayette's Urtheil war noch nicht durch Erfahrung im Leben, durch Studium der Geschichte, durch Beobachtung der Menschen gereift und geübt, und seine jugendlich schwärmende Einbildungskraft, welche die Gegenstände der derben und dürren Wirklichkeit immer mit buntem und zierlichem Beiwerk ausschmückte, benahm ihm den ruhigen, sichern und tiefgehenden Blick. Aber was ihm hier an verständiger Kritik abging, ersetzte sein edles Herz und sein beharrlicher Eifer für die Sache, die er ergriffen hatte. Selbst politische Feinde haben ihm in dieser Beziehung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Marquis von Bouillé, sagt er Vol. II. p. 260, nach der Schilderung des Volksaufruhrs auf dem Champ-de-Mars (17. Juli 1791), war der einzige, welcher anerkannte ce qu'il appelle la générosité de Lafayette envers lui. In der Note wird dann eine Stelle aus den Mémoires von Bouillé beigefügt, welche folgende Schilderung von Lafayette's Charakter enthält: »Obgleich ich in dem Fall war, sagt Bouillé, das Verfahren Lafayette's zu tadeln, kann ich nicht umhin, seinen Edelmuth in Rücksicht meiner zu loben. Er war um so verdienstlicher, weil das Volk, wenn der König (auf der Flucht nach Varennes) nicht festgehalten worden wäre, Lafayette sicherlich umgebracht hätte. Er war, ich wiederhole es, nie ein böser Mensch; aber der Enthusiasmus für die Freiheit, mit welchem er sich in Amerika berauschte, ein unmäfsiger Durst nach Ruhm, verbunden mit philanthropischen Gefühlen, welche seine Seele überspannten, wendeten seine Fähigkeiten auf ein schlechtes Ziel.« Man begreift, wie ein junger, kaum zwanzigjähriger Mensch, von unverdorbenem Sinn, den Kopf voll von einer geträumten idealischen Welt, plötzlich aus dem müfsigen Leben der geistig verbildeten und sittlich verdorbenen Kreise der vornehmen Pariser Gesellschaft, wo Tugend und Wahrheit in leere Aeufserlichkeiten, alles Recht in Willkür, alles edlere

Digitized by Google

Gefühl in Schwäche verkehrt war, als handelnde Person unter eine noch im Werden begriffene Staatsgesellschaft versetzt, in diesem Lande, das seinem strebenden Ehrgeiz, seinem Verlangen nach Ruhm und hervorleuchtenden Thaten so viele Nahrung und Befriedigung gewährte, den realen Boden für seine in's Weite und Unbestimmte gehenden politischen Ideale erblicken konnte. Wie Tacitus in edlem Unwillen über die moralische Gesunkenheit und Verbildung seiner Zeit und seines Volkes die rohe Kraft und die natürliche Unkultur der Germanen der verkehrten Römerwelt als Muster hinstellt, so sieht auch Lafayette's Phantasie in seinem Enthusiasmus für Freiheit, Sittenreinheit und Gerechtigkeit nur die Verwirklichung eines einfachen Naturzustandes bei den Amerikanern im Gegensatz zu der brutalen Willkür, der Verdorbenheit und Gewaltherrschaft der Engländer. Aber es ist auch hierbei unverkennbar, wie ihn keinerlei Berechnung dabei leitet. Er beschreibt im reinen Eifer für seine Sache die Begebenheiten und Zustände, wie sie ihm wirklich vorkamen; er täuscht Niemanden über seine Ansichten und Absichten. Die Lobeserhebung seiner Freunde kann der kältere Beobachter, der Unbefangene und Erfahrene oft zu enthusiastisch finden und belächeln, er kann Schwäche und Eitelkeit dabei beklagen, aber über der gemeinen Weise absichtlich parteiischer Darstellung wird er ihn stets erhaben sehen. Von den Engländern erzählt er, was er Nachtheiliges von ihnen weifs, er erzählt Geschichten, die ihre Rohheit und Unmenschlichkeit bezeichnen, aber er läfst sich nicht zu gehässigen Ausfällen und Schimpfereien herab.

»Am 22. Januar 1778, erzählt der General S. 24, beschlofs der Congrefs einen Einfall in Canada und die Wahl fiel auf Herrn von Lafayette und er erhielt den Befehl, seine weiteren Instruktionen in Albany zu erwarten. Er passirte also die Susquehannah, die stark mit Eis ging, und begab sich nach Albany. Ungeachtet der Hindernisse von Schnee und Eis machte er doch diesen Weg von 400 engl. Meilen ganz leicht.« — »Indem er so zu Pferde reiste, berichtet er weiter (S. 24), beobachtete er die reinen Sitten der Einwohner, ihr patriarchalisches Leben, ihren republikanischen Geist. Die Frauen, ganz dem Haushalt hingegeben, genieſsen und verschaffen dessen Annehmlichkeiten. Zu den Mädchen redet man von Liebe; ihre Coquetterie ist so liebenswürdig als anständig. Bei den Heirathen, die der Zufall in Paris schliefst, ist so häufig die Treue der Frauen mit der Natur, mit der Vernunft, man könnte fast sagen, mit den Grundsätzen der Gerech-

Digitized by Google

tigkeit in Widerspruch. In Amerika heirathet man nur seinen Geliebten, und man müfste deren zwei zu gleicher Zeit haben, um einen festen Vertrag zu brechen, weil beide Partieen wissen, zu was und wie sie sich verbindlich machen. Im Schoofs ihrer Familie arbeiten die Männer an ihren Geschäften und versammeln sich dann unter einander, um über die Angelegenheiten des Staats zu verhandeln. Trinkend politisirt man und der Patriotismus erhitzt mehr als die stärksten Liqueure. Während Kinder über den Namen Tory weinen, beten Greise zum Himmel, sie das Ende des Kriegs erleben zu lassen.«

Wie verschieden von dieser idyllischen Schilderung lautet dagegen das Urtheil eines Amerikaners aus der nämlichen Zeit, das wir hier einrücken wollen, weil es neben Lafayette's Darstellung dessen eigenthümliche Ansicht und Vorstellungsweise besser hervorhebt. David Ramsay, von dem hier die Rede ist, war bekanntlich selbst Mitglied des Congresses der Vereinigten Staaten und seine Geschichte der Amerikanischen Revolution erschien bald nach Beendigung des Kriegs. Hier heifst es im 3ten Theil S. 328 der deutschen Uebersetzung (Berlin 1794): »Ueberhaupt sind die literarischen, politischen und militärischen Talente der Bürger der Vereinigten Staaten durch die Revolution verbessert worden, aber ihr moralischer Charakter hat sich verschlimmert. Und diese Umwandelung zum Schlimmern ist so grofs, dafs die Freunde der öffentlichen Ordnung laut aufgefordert werden müssen, alle Kräfte anzuwenden, um die fehlerhaften Grundsätze und Gewohnheiten auszurotten, die während der Revolution tiefe Wurzeln geschlagen haben.«

»Auf diesen eben so häufigen als schnellen Reisen, erzählt der Marquis weiter, mischte sich Hr. v. Lafayette unter alle verschiedenen Classen von Bürgern und wirkte für die gute Sache, nützlich für das französische Interesse und für die Partei des General Washington.« In Albany angekommen, fand Lafayette alle Vorbereitungen, Mannschaft, Equipirung und Vorräthe durchaus unzureiccend für die Expedition. Er sah sich genöthigt, so ungern er es that, sie aufzugeben. »Wenn Canada, fährt er dann fort S. 26, keine Angriffsarmee mehr sandte, so waren dagegen alle Wilden im englischen Sold; und unter dem Schutz englischer Parteien verwüsteten die Huronen und Irokesen diese Gränzen. Einige Spielwaaren, ein Fäfschen Rhum brachten die Keule in ihre Hände; sie fielen über die Dörfer her, verbrannten die Häuser, zerstörten die Ernten, mordeten ohne Unterschied des Alters

Digitized by Google

oder Geschlechts und empfingen dafür die blutenden Haare zum Preis. Zwei Amerikaner wurden von den Seneca's gefressen und ein englischer Oberst war bei dem Gastmahl. So mufs man, sagte man trinkend zu ihnen, das Blut der Rebellen trinken.« —

Diesem Aufsatz über Lafayette's Antheil an der amerikanischen Revolution sind sechs Beilagen angehängt. Es sind Auszüge aus verschiedenen Manuskripten über das Leben des Generals in dieser Epoche, von welchen der Herausgeber nur diese wenigen Stücke mitgetheilt, um Wiederholungen des Vorhergehenden zu vermeiden. Beil. A. u. B. über Lafayette's Abreise nach Amerika und über sein erstes Zusammentreffen mit dem General Washington enthalten im Wesentlichen auch dasselbe, was man schon vorher in den Mémoires gelesen. Beil. C. giebt die Namen der verschiedenen Befehlshaber und ihre Stellung im Winterfeldzug von 1778 an, und die Liste der französischen Officiere, die mit Lafayette in der Armee der Amerikaner dienten. »Eine grofse Zahl anderer wurden nicht in den Dienst aufgenommen, heifst es S. 48, und sie kamen nach Frankreich, bis auf einige Ausnahmen, mit allen ihren Vorurtheilen gegen die Amerikaner zurück.« — Beil. D. Ueber den Rückzug von Barren-Hill. — E. Ueber die Ankunft der französischen Flotte. — F. Ueber die Spaltungen, die zwischen der französischen Flotte und der amerikanischen Armee einige Zeit herrschten. —

Hierauf folgt von S. 55—175 die Correspondenz in den Jahren 1777 und 1778. Sie dient gewissermafsen als pièces justificatives zu der vorhergehenden Erzählung, welche sie ergänzt, indem sie sich über denselben Umfang von Thatsachen weiter und in's Einzelne und Persönliche gehend, verbreitet. Die meisten dieser Briefe sind an den General Washington und an die Marquise von Lafayette gerichtet. Die ersteren sind mehr Geschäftsbriefe, Berichte, sie beziehen sich durchgehends auf die allgemeinen politischen und militärischen Verhältnisse und Begebenheiten, die besonders zu besprechen hier zu weit führen würde. Desselben Inhaltes sind die Antworten des Generals Washington und weniger Briefe, die der Marquis mit dem Präsidenten Laurens und einigen anderen im amerikanischen Kriege thätigen Personen gewechselt hat. Ueberall, wo das Persönliche in diesem Briefwechsel zwischen Lafayette und Washington hervortritt, zeigt sich das schönste freundschaftliche Verhältnifs, das zwischen zwei Männern so verschiedenen Alters Statt finden kann, und das von beiden Seiten durch die reinste Hingebung für eine grofse öffentliche Angele-

Digitized by Google

genheit noch gefördert und inniger wurde. Mehr indessen als hier erscheinen der Charakter und die Privatverhältnisse Lafayette's in den Briefen an seine Gemahlin und an seinen Schwiegervater, den Herzog von Noailles-Ayen. Auch in diesen Briefen ist der Enthusiasmus für die Sache der Amerikaner neben der zärtlichen Sorge für seine Familie überall vorherrschend. »Der Ueberbringer dieses Briefes, schreibt er unter andern an Frau von Lafayette aus dem Lager bei Valley Forge vom 6. Januar 1778, wird Ihnen die Annehmlichkeiten des Aufenthalts schildern, den ich dem *Glück* bei Ihnen, bei allen meinen Freunden, mitten unter friedlichen Vergnügungen zu seyn, vorziehe. Wahrhaftig, mein liebes Herz, glauben Sie nicht, dafs starke Beweggründe dazu gehören, um sich zu einem solchen Opfer zu entschliefsen? Alles hiefs mich gehen, aber die Ehre befahl mir, hier zu bleiben, und wenn Sie wirklich alle Umstände, in denen ich mich befinde, in denen die Armee ist, meinen Freund, der sie befehligt, die ganze amerikanische Sache genau kennten, Sie würden mir verzeihen, mein liebes Herz, Sie würden mich sogar entschuldigen und ich möchte fast sagen, Sie würden mir Ihren vollen Beifall schenken. — — Aber verurtheilen Sie mich nicht ungehört. Aufser dem Grund, den ich schon angeführt, habe ich noch einen anderen, den ich nicht Jedermann mittheilen möchte, weil es aussehen würde, als wollte ich mir eine lächerliche Wichtigkeit geben. Meine Gegenwart ist in diesem Augenblick der Amerikanischen Sache nothwendiger, als Sie denken können; so viele Fremde, die man nicht anstellen, oder deren Ehrgeiz man nicht sogleich befriedigen wollte, haben mächtige Cabalen angesponnen. Durch alle mögliche Arten von Fallstricken haben sie gesucht mir sowohl diese Revolution als ihren Hauptanführer zu verleiten; überall haben sie soviel als möglich das Gerücht verbreitet, dafs ich den Continent von Amerika verliefse. Auf der anderen Seite verkünden es die Engländer ganz laut. Ich darf gewissenhafterweise diesen Leuten nicht Recht geben. Wenn ich Amerika verlasse, werden viele Franzosen, die hier nützlich sind, meinem Beispiel folgen. Der General Washington würde wirklich unglücklich seyn, wenn ich ihm von der Abreise redete. Sein Vertrauen zu mir ist wirklich gröfser, als ich meines Alters wegen einzugestehen wage. Auf dem Platz, den er einnimmt, kann man von Schmeichlern oder geheimen Feinden umgeben seyn, er findet in mir einen sichern Freund, in dessen Busen er sein Herz ausschütten kann und der ihm immer die Wahrheit sagen wird etc.« In der That erkannte

Digitized by Google

der General Washington den Werth, den Lafayette's Anwesenheit für die Amerikanische Sache hatte, bei jeder Gelegenheit an und wufste mild und verständig, wie er war, immer die kleinen Spannungen und Mifsverständnisse, die zwischen den Franzosen und Amerikanern vorfielen, auszugleichen, ohne im mindesten der Ehre und der Sache seines Vaterlandes zu vergeben. Wir wollen über einen solchen Vorfall noch Einiges aus der Correspondenz mittheilen. Der Graf d'Estaing war mit einer Flotte von zwölf französischen Schiffen im August 1778 an der amerikanischen Küste angekommen. Im Angesicht des amerikanischen und englischen Heeres, die auf Rhode-Island einander gegenüberstanden, war die englische Flotte vor der französischen geflohen; aber ein Sturm hatte die Schiffe des Grafen d'Estaing so arg beschädigt, dafs sich dieser veranlafst sah, erst im Hafen von Boston einzulaufen, ehe er den Wunsch des amerikanischen Generals Sullivan gemäfs, sogleich gemeinschaftlich mit der Landarmee die Unternehmungen gegen die Engländer auf Rhode-Island fortsetzte. Dies veranlafste die laute Aeufserung der Unzufriedenheit der Amerikaner, die den Augenblick für ihre Unternehmung höchst günstig sahen. Der General Sullivan erliefs einen Tagesbefehl, worin es hiefs: »Der General hofft, dafs dieses Ereignifs Amerika fähig zeigen wird, sich selbst aus eigenen Kräften die Hülfe zu verschaffen, die seine Verbündeten ihm verweigern.« Ueber diese Angelegenheit berichtet Lafayette an Washington ausführlich (p. 133 — 137) und beklagt sich bitter über das Verfahren der Amerikaner und des Generals Sullivan, den er zu einer Modifikation seines Tagesbefehls veranlafste. Hierauf antwortet Washington (p. 137 ff.): »Lassen Sie mich Sie doch beschwören, mein lieber Marquis, nicht zu viel Gewicht auf einfältige Reden zu legen, die vielleicht ohne Ueberlegung und in der ersten Aufwallung über eine getäuschte Hoffnung vorgebracht worden sind. Alle Vernünftigen werden die Vortheile, welche wir der französischen Flotte und dem Eifer ihres Commandanten verdanken, anerkennen; aber in einer freien und republikanischen Regierung können Sie die Stimme der Menge nicht unterdrücken; jeder redet, wie er denkt, oder vielmehr ohne zu denken, und beurtheilt folglich die Erfolge, ohne zu den Ursachen zurückzugehen. Der Tadel, der die Officiere der französischen Flotte getroffen hat, würde wahrscheinlich noch viel heftiger gegen unsere Flotte ausgefallen seyn, wenn wir eine in gleicher Lage hätten. Seyn Sie gebeten, lieber Herr, hülfreiche Hand an diese unfreiwillig geschlagene Wunde zu legen. Amerika

Digitized by Google

schätzt Ihre Tugenden und Ihre Dienste; es bewundert die Grundsätze, die Sie leiten etc.« An den General Sullivan schreibt er: »Das vertrauliche gegenseitige Verhältnifs liegt im Interesse des ganzen Continents und es mufs durch alle möglichen Mittel, welche unsere Ehre und unsere Politik gestatten, aufrecht erhalten werden. Die ersten Eindrücke, Sie wissen es, sind gewöhnlich die, deren man sich am längsten erinnert, und sie werden vorzüglich dazu beitragen, unseren Nationalruf unter den Franzosen wieder herzustellen. In unserem Betragen gegen sie müssen wir uns erinnern, dafs sie ein seit langer Zeit kriegführendes Volk sind, sehr genau in der militärischen Etikette, und gleich bereit Feuer zu fangen, wo andere kaum warm werden. Erlauben Sie mir, Ihnen auf's angelegentlichste die Erhaltung des guten Einverständnisses anzuempfehlen. Es ist von der gröfsten Wichtigkeit, dafs die Soldaten und das Volk nichts von diesem Mifsverständnifs erfahren, und wenn sie davon unterrichtet sind, Mafsregeln zu ergreifen, das Umsichgreifen davon zu verhüten und den Folgen zuvorzukommen etc.« — In gleichem Sinn schreibt Washington an den Generalmajor Greene, der die Hälfte des Lafayetteschen Corps commandirte.

Das gute Verhältnifs wurde hergestellt und von Seiten der Amerikaner geschah alles Mögliche, um ihren Alliirten die Anerkennung ihrer Hülfe zu bezeugen. Lafayette erzählt selbst im weiteren Verfolg seiner Geschichte, wie gut immer vorzugsweise für die französischen Truppen gesorgt worden sey. S. 196 sagt er: »Obgleich die französischen Truppen in jeder Beziehung den Stand von Hülfstruppen hatten, beeiferten sich die Amerikaner doch, ihnen alle Vortheile in der Nahrung und in allen übrigen Bedürfnissen, soweit es von ihnen abhing, zu bewilligen. Es ist bemerkenswerth, dafs, als die Truppen des Marquis von Saint-Simon sich mit denen Lafayette's vereinigten, der junge General, obgleich Franzose, es über sich nahm zu befehlen, dafs die amerikanischen Truppen nicht eher Mehl erhalten sollten, bis die französischen für drei Tage vollständig verproviantirt wären. Auch hatten die Amerikaner fast immer nur Maismehl. Er liefs die Pferde der Gentlemen des Landes wegnehmen, um die französischen Husaren beritten zu machen, und selbst die Oberofficiere gaben dazu ihre eigenen Pferde her; und doch entstand nicht die mindeste Klage über diese Vorzüge; die amerikanischen Soldaten erkannten an, dafs es Pflicht sey, diese den Fremden zuzugestehen, die weit über's Meer herkamen, für ihre Sache zu streiten.«

Digitized by Google

Ueberhaupt lobt Lafayette die Uneigennützigkeit der Amerikaner bei jeder Gelegenheit. Einmal, wo von dem Verrath des General Arnold die Rede ist, bemerkt er, dieser sey der einzige amerikanische Officier gewesen, der je darauf gedacht hätte, seine Befehlshaberstelle als ein Mittel zum Reichthum zu benutzen. »Die Uneigennützigkeit dieser Militärs in einer Revolutionszeit, heifst es S. 183, die sonst so sehr die Mifsbräuche erleichtert, bildet einen merkwürdigen Contrast mit den Vorwürfen der Habsucht, welche Regierungen, die nicht immer dieselbe Mäfsigung gezeigt haben, den Bürgern der Vereinigten Staaten machen zu dürfen glaubten.« In der That mufs man gestehen, dafs die Amerikaner im Augenblick der Revolution der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes grofse Opfer gebracht haben, und es läfst sich daraus um so mehr erklären, wenn sie nachher in friedlicheren Zeiten sich wieder dafür zu entschädigen suchten. Auch mufs man dem General Lafayette zugestehen, wenn man seine unbedingte Verehrung Amerika's auch nicht theilt, dafs, so gerecht der Vorwurf der Habsucht der Amerikaner seyn mag, Europa nicht Ursache hat, sich mit Amerika in Vergleich zu stellen. Ein flüchtiger Blick auf die neuere Geschichte seit dem Beginn der französischen Revolution, also seit dem Ende der amerikanischen, reicht hin, um sich davon gründlich zu überzeugen. Die Bevölkerung von Amerika ist zum gröfsten Theil eine neu eingewanderte europäische. Die neuen Republikaner in Amerika setzten fort, was sie im monarchischen Europa gelernt und was sie hier aus Mangel an freiem Spielraum und wegen zu übermächtiger Concurrenz nicht so erfolgreich betreiben konnten. Wer wundert sich, dafs sie dort, wo nichts sie in ihrer Industrie hemmte, in der Kunst des Erwerbs es zur Virtuosität gebracht!

Die amerikanischen Officiere, die Generale, berichtet Lafayette, haben fast den ganzen Krieg auf ihre Kosten geführt; die Angelegenheiten einer grofsen Anzahl sind durch ihre Abwesenheit zu Grunde gerichtet worden. Die, welche eine Profession hatten, verloren die Uebung darin. Durch Rechnungen, welche in den Zeiten des Schreckens und der Achtserklärungen in Frankreich abgelegt werden mufsten, wurde erwiesen, dafs Lafayette im Dienste der amerikanischen Revolution, aufser seinen Revenüen, mehr als siebenhunderttausend Franken seines Kapitals ausgegeben hatte. »Das Betragen Washington's, setzt er bescheiden zu dieser Angabe, hatte unserer Meinung nach noch etwas Einfacheres und Lobenswertheres: er wollte weder das Verdienst, Aufopferungen

Digitized by Google

gemacht zu haben, noch den Vortheil besonderer Emolumente; er liefs sich daher die nothwendigsten Ausgaben bezahlen und vermehrte auf diese Weise weder sein Vermögen, noch verminderte er es mehr, als in so weit es durch seine Abwesenheit vom Hause leiden mufste. Sämmtliche Officiere begnügten sich nach Beendigung des Kriegs mit der Vergütung eines siebenjährigen Solds. Nur den Generalen Greene und Wayne und dem Obersten Washington wurden von den Staaten des Südens einige Ländereien zum Geschenk gemacht, aber erst nach der Revolution. Die Potomacaktien, welche dem General Washington ebenfalls erst nach der Revolution gegeben wurden, verwandte er in seinem Testament zur Stiftung eines Collegiums.«

Lafayette kehrte im Januar 1779 von seiner ersten Reise aus Amerika zurück. Er wurde in Frankreich im Triumph empfangen. »Kaum dafs man sich die Zeit nahm, seinen Ungehorsam gegen den König mit achttägiger Haft zu bestrafen, und dies geschah, nachdem er vorher noch eine Unterredung mit dem Premierminister Maurepas gehabt.« (S. 177.) Seine Hoffnung, das französische Ministerium zu einer Expedition zur Eroberung von Canada zu bewegen, schlug zwar fehl; man wünschte vielmehr den Frieden. »Herr Necker, sagt er S. 178, fürchtete Alles, was die Kosten vermehren und den Krieg verlängern konnte.« Aber Lafayette hörte darum nicht auf, für seine Freunde in Amerika zu arbeiten. Man beschäftigte sich mit dem Plan einer Landung in England und hoffte dieses dadurch desto eher zum Frieden zu zwingen. Unter diesen Umständen, wird erzählt, nahm Lafayette es auf sich, im Namen des Congresses, was ihm ausdrücklich untersagt war, eine Unterstützung zu verlangen. Es gelang ihm. Viertausend Mann wurden unter der Anführung des Grafen v. Rochambeau den Amerikanern zu Hülfe gesendet. Diese Expedition war erst am Anfang des Jahres 1780 fertig, abzusegeln. In der Zwischenzeit diente Lafayette im Generalstab der Armee, welche unter dem Marschall von Vaux eine Landung in England vorbereiten sollte. Er ging hierauf zum zweiten Mal nach Amerika an Bord der Fregatte Harmione, welche ihm diesmal der König von Frankreich zur Ueberfahrt gegeben hatte, und kam gegen Ende April 1780 in Boston an. Das französische Geschwader landete bald darauf in Rhode-Island.

Diese Ereignisse und Verhältnisse, die Geschichte des darauf folgenden Feldzugs und Lafayette's besonderer Antheil daran werden in einem zweiten mémoire historique unter dem Titel: Second

Digitized by Google

voyage en Amérique et campagnes de 1780 et 1781 von S. 177—197 kurz erzählt. Hierauf folgt wieder die dazu gehörige Correspondenz, welche die näheren Umstände enthält und bis S. 333 geht. Diese Briefe, mehr noch als die früheren, enthalten eine schätzbare Quelle von Thatsachen für die Geschichte des Kriegs in den betreffenden Jahren. Die äufseren Begebenheiten, das Geschehene, zumeist militärische Ereignisse, bis auf genaue Einzelnheiten, bilden das Vorherrschende darin, das Persönliche tritt, wie in jeder amtlichen und diplomatischen Correspondenz, ganz in den Hintergrund. Zugleich sieht man, wie die Erfahrung und die Uebung im Feld und in den Geschäften den jungen Mann gewandter und gereifter, seinen Einfluſs und seine Wirksamkeit bedeutender gemacht hatten. Wenige von den hier mitgetheilten Briefen sind an Frau von Lafayette gerichtet, alle übrigen an den General Washington, an den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Vergennes, an den Grafen von Rochambeau, an General Philipps und einige andere Personen, mit denen ihn die Geschäfte in Verbindung brachten, und der Herausgeber der Mémoires versichert, daſs er nur den dritten Theil der politischen, diplomatischen und militärischen Briefe hier veröffentliche, in deren Besitz er sich befinde. Alle Briefe, die an Amerikaner geschrieben waren, sind aus dem Englischen übersetzt. Diese Art von Darstellung der Ereignisse in amtlicher und Privat-Correspondenz wird in den folgenden Jahren fortgesetzt. Man findet darin doch im Allgemeinen authentisch, zuverlässig und bequem beisammen, was man sonst in Zeitungen und anderen Büchern mühsamer zusammensuchen muſs. Lafayette, ganz von der Sache, für die er arbeitete, eingenommen, schrieb auch an seine Gemahlin, obgleich er wiederholt »je vous épargnerai l'ennui d'une gazette«, immer fast nur Berichte der Ereignisse. »Comme je sais, schreibt er ihr (S. 261), que tout ce qui m'intéresse vivement devient aussi intéressant pour vous, je vous dirai que nous sommes occupés d'un grand système, qui nous assurérait une armée considérable pour toute la guerre et qui mettrait en oeuvre toutes les ressources dont l'Amérique peut être susceptible etc.« In demselben Brief erzählt er, in welchem schlechten Zustand er bei seiner Ankunft in Amerika die republikanische Armee gefunden und welche Anstrengungen man gemacht, um sie ordentlich herzustellen. »Kaufleute und patriotische Banken traten zusammen, um die Armee zu unterhalten. Die Damen machten und machen noch Subscriptionen, um den Soldaten einige Unterstützung zu geben.

Digitized by Google

In der Zeit, wo diese Idee gefafst wurde, machte ich mich zum Gesandten bei den Damen von Philadelphia und Sie stehen mit hundert Guineen auf der Liste.« Ein andermal schreibt er: »il faut des *citoyens* pour supporter la nudité, la faim, les travaux et le manque absolu de paye qui constituent l'état de nos soldats les plus endurcis, je crois, et les plus patiens qu'il y ait au monde.« Wer erinnert sich dabei nicht der französischen republikanischen Armeen in den ersten Revolutionskriegen! An solchen Aeufserungen sieht man deutlich, wie mächtig die amerikanische Revolution auf die Republikanisirung der Ideen der französischen Truppen wirken mufste. Was vorher nur dunkel und unbewufst in den Gemüthern und Köpfen gelegen, trat hier auf einmal in lebendiger Gestalt hervor. Man bekam fertige neue Formen und anschauliche Bezeichnungen für das, was man den alten monarchischen Formen in Frankreich gegenüber stellen wollte. Ob diese Formen den Gehalt hatten, den man ihnen beilegte, ob die Bezeichnungen die passenden waren, darauf kam es den Sachwaltern des Neuen nicht an, sobald sie nur für das angenommen wurden, wofür man sie ausgab. Dies war für die Anhänger des Neuen in Frankreich von der höchsten Bedeutung. Es bedurfte nur noch einer geringen Veranlassung, um diesen neuen Formen, wie einer Münze, allgemeinen Curs zu geben, die alte abgegriffene damit zu verdrängen. Das erfolgreiche Beispiel Amerika's war dabei von der gröfsten Bedeutung und man hat gesehen, wie vortrefflich die Stimmführer in Frankreich sich dessen zu bedienen wufsten.

Der glückliche Ausgang des Feldzugs von 1781 für die Amerikaner und die Capitulation des Lord Cornwallis (19. Oktober) sind bekannt. »Das Stück ist gespielt, Herr Graf,« schreibt Lafayette (p. 329) am 20. Oktober aus dem Lager bei York an den Minister von Maurepas, indem er ihm die Siegesnachricht gibt, »und der fünfte Akt ist so eben geendigt. Ich war während der ersten etwas in der Enge, aber mein Herz hat bei dem letzten viel genossen und es gewährt mir nicht weniger Vergnügen, Ihnen über den guten Erfolg unseres Feldzugs Glück zu wünschen.« Lafayette kehrte im darauf folgenden Winter auf kurze Zeit nach Frankreich zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 35. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Mémoires du Général Lafayette.

(Fortsetzung)

»Die Höfe von Frankreich und Spanien, berichtet Lafayette in dem nächsten Abschnitt der Mémoires (Sur les années 1782, 1783 et 1784 et sur le troisième voyage en Amérique p. 335—413), vereinigten sich zu einer grofsen Operation und vertrauten das Generalcommando ihrer Land- und Seemacht dem Grafen d'Estaing an, der, indem er diesen ehrenvollen und schwierigen Auftrag übernahm, verlangte, dafs Lafayette mit ihm angestellt würde. Er wurde zum Chef des Generalstabs der vereinigten Armee gemacht.« Die Expedition sollte von Cadix ausgehen und zunächst gegen Jamaica gerichtet werden. »Lorsque dans les arrangemens du plan de campagne, erzählt Lafayette bei dieser Gelegenheit p. 336, d'Estaing proposa à Charles III de nommer, pour les premiers momens, Lafayette commandant à la Jamaïque: »Non, non, répondit avec vivacité le vieux monarque, je ne veux pas cela, il y ferait une république.« Man war eben im Begriff unter Segel zu gehen, als man die Nachricht bekam, dafs der Friede zu Paris sowohl von den Commissären der Vereinigten Staaten, als von den Ministern, den Grafen von Vergennes und von Aranda, unterzeichnet sey. Lafayette wollte die Nachricht davon selbst nach Amerika bringen, allein er wurde von der Gesandtschaft des Congresses in Madrid veranlafst, dahin zu reisen, weil dort die Unterhandlungen mit dem spanischen Hof seine Gegenwart zu erfordern schienen. John Jay, Gesandter der Vereinigten Staaten in Spanien, war, unwillig so wenig ausrichten zu können, abgereist und hatte seinen Secretair, Carmichaël, an seiner Statt zurückgelassen. Erst Lafayette verschaffte diesem die Annahme bei Hof und brachte durch seinen Einfluss die Angelegenheiten der Amerikaner in Madrid in besseren Gang. »Si les Espagnols avaient eu le sens commun, schreibt er an Washington (p. 376.) j'aurais été dispensé de cette maudite course de Madrid; mais j'y suis appelé par un devoir envers l'Amérique; il faut donc y aller et différer l'heureux voyage.« Bald darauf heifst es in einem Brief aus Madrid an eine seiner Verwandten in Paris: »Ich habe diesen

Digitized by Google

Morgen dem König meine Aufwartung gemacht, und ungeachtet meines rebellischen Kleides und Titels wurde ich doch sehr artig empfangen. Ich habe sehr kleine Grofse gesehen, besonders als sie auf den Knieen waren, und es gibt da genug, was ein unabhängiges Gehirn zum Niefsen bringen kann.« In einem anderen Brief an Hrn. Robert Livingston (p. 380) berichtet er über seinen Aufenthalt in Madrid und seine Verhandlungen mit dem Minister, Grafen von Florida Blanca. »Im Laufe unserer Unterhaltung, fährt er fort, konnte ich wohl bemerken, dafs die amerikanische Unabhängigkeit dem spanischen Ministerium sehr verdrieflslich sey. Sie fürchten den Verlust ihrer Colonieen und der Erfolg unserer Revolution scheint diese Furcht noch zu vermehren. Der König hat über diesen Gegenstand sehr seltsame Ideen, wie er sie in der That über alle Dinge hat.«

Lafayette verweilte hierauf eine kurze Zeit in seiner Heimath, »überzeugt, wie er schreibt, Spanien, in der weisen und aufrichtigen Neigung, mit Amerika Freundschaft zu halten, zurückgelassen zu haben.« Im Anfang des Jahres 1784 machte er dann eine dritte Reise nach Amerika. Diesmal um etwas von den Früchten des Friedens zu geniefsen und einige Zeit bei Washington in der Stille von dessen Landaufenthalt in Mount-Vernon zu leben, wohin Washington ihn eingeladen hatte. Dieser schreibt ihm: (p. 392 ff) „Endlich, mein lieber Marquis, bin ich nun ein einfacher Bürger an den Ufern des Potomac, im Schatten meines Weinstocks und meines Feigenbaums, frei vom Geräusch des Lagers und von den Bewegungen des öffentlichen Lebens. Ich finde Behagen an friedlichen Genüssen; der Soldat, der immer dem Ruhm nachläuft, der Staatsmann, der Tag und Nacht mit Plänen zur Gröfse seiner Nation oder zum Untergang der anderen zubringt, als ob diese Erde nicht grofs genug für alle wäre, der Höfling, der in steter Hut auf seine Haltung ist, in der Hoffnung, ein gnädiges Lächeln zu erhaschen, die Alle werden das wenig begreifen. Ich lebe nicht nur zurückgezogen von den öffentlichen Aemtern, ich bin mir selbst wiedergegeben. Ich kann die Zurückgezogenheit wieder finden und die Wege des Privatlebens mit einer innigeren Befriedigung wieder einschlagen. Niemand beneidend, bin ich entschlossen, mit Allen zufrieden zu seyn, und in dieser Geistesstimmung, mein lieber Freund, werde ich sanft den Strom dieses Lebens hinabgleiten, bis ich bei meinen Vätern mich niederlasse. — Ich danke Ihnen herzlich für Ihre

Digitized by Google

Einladung bei Ihnen zu wohnen, wenn ich nach Paris käme. Es hat jetzt wenig Anschein, dafs ich eine solche Reise unternehmen könnte. Die Unordnung, die in den letzteren Jahren in meine Angelegenheiten gekommen ist, verpflichtet mich, diesen Wunsch nicht blofs aufzuschieben, sondern kann mich verhindern, ihn je zu befriedigen."

Wir setzen diese lange Stelle her, weil sie den ruhigen, bescheidenen und verständigen Sinn des General Washington bezeichnet, der sich in bürgerlicher Zurückgezogenheit mit dem Bewufstseyn begnügte, seinem Vaterland seine Kräfte pflichtgemäfs gewidmet zu haben und seinem jungen Waffengefährten den Lohn eiteler Triumphzüge, schöner Ehrengeschenke und glänzender Festreden überliefs, die ihm während dieser dritten Reise in Amerika von allen Seiten zu Theil wurden und deren Aufzählung in den Mémoires enthalten ist. „Er schiffte sich, heifst es dann dort (p. 338) zu Boston ein nach einem prächtigen Fest, an welchem das ganze Volk Theil nahm. Das französische Ministerium hatte ihm eine Fregatte von vierzig Kanonen zu seiner Ueberfahrt geschickt. Er landete glücklich in Frankreich und fuhr dort fort, den Vereinigten Staaten soviel er vermochte in ihren politischen und Handelsangelegenheiten dienstlich zu seyn."

Die Correspondenz in den Jahren 1785 — 1786 (von S. 415 bis 444) wird fast ausschliefslich mit dem General Washington geführt und ist im Ganzen von wenig Bedeutung. Lafayette bereist Deutschland und die deutschen Höfe, erntet den Weihrauch, den man dem ritterlichen Muth des jungen Freiheitshelden überall streut, vernimmt die Vorurtheile, die man in Deutschland gegen die amerikanische Sache und die ungünstige Meinung, die man von der Haltbarkeit und Vorzüglichkeit der demokratischen Verfassung hat, bewundert die preufsische Armee, macht menschenfreundliche Pläne zur Emancipation der Neger in den Colonieen in Cayenne und berichtet dem General Washington über den jeweiligen Stand der politischen Angelegenheiten in Europa. Lafayette, den Kopf immer voll republikanischer Ideale, das Herz voll weicher Philanthropie, konnte seine Sinne nie losmachen von der ritterlichen und höfischen Eitelkeit, die er, unter Marquis und Grafen der alten Monarchie geboren und aufgewachsen, mit der Muttermilch eingesogen hatte. Dieſs zeigt sich auch in dieser Correspondenz, wie im ganzen Buch.

Wir heben nur ein Paar Stellen aus diesen Briefen aus. „Seit

Digitized by Google

langer Zeit, schreibt Lafayette an Washington im Februar 1786, aus Paris sind meine Briefe selten und ohne Interesse gewesen; ich wufste kaum, ob Sie sie erhalten würden. Meinen Sommer brachte ich zu, Prinzen, Soldaten und Postpferde zu sehen, ich bin in Cassel, Braunschweig, Berlin, Breslau, Wien, Prag, Dresden, Potsdam und wieder in Berlin gewesen." Weiter unten macht er dann eine Schilderung von Friedrich II. Pendant huit jours, führt er fort, j'ai fait avec lui des dîners de trois heures; la conversation se renfermait entre le duc d'York, le roi et moi, puis deux ou trois autres, ce qui m'a donné l'occasion de l'entendre à mon gré et d'admirer la vivacité de son esprit, le charme séduisant de sa grâce et de sa bienveillance, à tel point que j'ai compris, qu'on peut, en le voyant, oublier son caractère despote, égoïste et dur. Lord Cornwallis se trouvant là, il eut soin de le placer auprès de moi à table, ayant de l'autre côté le fils du roi d'Angleterre, et de faire mille questions sur les affaires américaines." Ein anderes Mal schreibt er an Hrn. John Jay: (p. 433) „Ueberall, wohin ich kam, war natürlich Amerika der Gegenstand des Gesprächs; die Anstrengungen während des Kampfes werden allgemein bewundert; aber zu meinem grofsen Verdrufs sind nicht alle Bemerkungen gleich befriedigend für meinen mit Freude gemischten Stolz, den mir die Bewunderung der Welt für Amerika erregt. Ich müfste beinahe einen ganzen Band schreiben, um Ihnen zu sagen, wie viel falsche Ansichten ich zu berichtigen hatte."

Im folgenden Abschnitt, der: Assemblée des notables de 1787. Assemblée provinciale d'Auvergne überschrieben ist, (p. 445 ff.) wird der Uebergang zur Geschichte der französischen Revolution gemacht und der Antheil, den Lafayette an der Versammlung der Notabeln hatte, auseinandergesetzt. Die Versammlung war bekanntlich in sieben Bureaux getheilt; Lafayette safs in dem, welches von dem Grafen von Artois, nachher Karl X, präsidirt wurde. Es werden aus den Protokollen der Versammlung selbst und aus den Reden in dem Bureau des Grafen von Artois, die 1787 und 1790 im Druck erschienen, verschiedene Erklärungen Lafayette's über die verhandelten Gegenstände mitgetheilt. Die darin enthaltenen Thatsachen sind bekannt. Wir wollen das davon anzuführende aus Lafayette's Privatbriefen am besten mit seinen eigenen Worten hersetzen. Er selbst nemlich spricht sich darüber in der darauf folgenden Correspondenz, die bis zum Ausbruch der

Digitized by Google

Revolution in diesem ersten Bande der Mémoires fortgesetzt ist, noch ausführlicher aus und gibt dabei zugleich von dem Zustand von Frankreich kurz vor dem Ausbruch der Revolution eine lebendige Schilderung.

„Die Kaiserin von Rufsland, schreibt er im Januar 1787 (p. 466) an Washington, den er fortwährend über die politischen Angelegenheiten in Europa au courant hält, »die Kaiserin von Rufsland macht eine Reise nach der Krimm und hat mich dazu eingeladen, aber ich wurde politisch davon zurückgehalten durch ein Ereignifs, welches lange nicht in Frankreich vorgekommen ist. Der König hat auf das Ende des Monats eine Versammlung der Notablen zusammenberufen etc.« — — „Mein heifsester Wunsch und meine liebste Hoffnung ist durch diese Versammlung, volksmäfsige Versammlungen in den Provinzen, die Vernichtung vieler Hemmnisse des Handels und eine Veränderung im Schicksal der Protestanten herbeiführen zu sehen, lauter Dinge, für die ich mit meinen Freunden von ganzem Herzen arbeiten und meine schwachen Kräfte hergeben will.«

„Um die Zeit, heifst es in einem späteren Brief (p. 471), als wir des Osterfestes wegen die Sitzungen aufheben wollten, verlangte ich, dafs eine Untersuchung über die Domainen-Käufe angestellt würde, durch welche man unter dem Vorwand von Austausch, Millionen an die Prinzen und an Günstlinge verschwendet hatte. Der Bischof von Langres unterstützte meine Motion. Man wollte uns einschüchtern und der Bruder des Königs sagte im Namen Sr. Majestät, solche Vorschläge müfsten gezeichnet werden. Hierauf zeichnete ich das beifolgende Papier.« Dieses Blatt findet sich unter den vorhin erwähnten Aktenstücken abgedruckt (p. 446 u. 447). „Hr. von Calonne, fährt Lafayette fort, suchte den König auf und verlangte, dafs ich in die Bastille gesperrt würde. Man erwartete nun ein Redetreffen zwischen uns für die nächste Sitzung und ich suchte die Beweise zu dem, was ich vorgebracht hatte, zusammen, als Hr. v. Calonne das Ministerium verliefs, und so endigte unser Streit. Der König und seine Familie, sowie die grofsen Herren von seiner Umgebung, mit Ausnahme weniger Freunde, verzeihen mir nicht die Freiheit, die ich mir genommen und den Beifall, den ich unter den übrigen Classen der Nation erlangt habe.« — »Der Geist der Freiheit gewinnt viel in diesem Land, schreibt er an einer andern Stelle, die liberalen Ideen verbreiten sich von einem Ende

Digitized by Google

des Königreichs zum andern. Unsere Versammlung der Notablen war eine schöne Sache, ausgenommen für die, welche sie ausgedacht hatten.“ Die Schilderungen von der Aufregung und dem Oppositionsgeist in allen Classen der Nation werden immer häufiger, immer stärker; doch meint Lafayette noch dieſs Alles würde peu à peu sans grande convulsion à une représentation indépendante führen und nur eine heilsame Verminderung der königlichen Allgewalt zur Folge haben. „Aber, setzt er hinzu, das ist eine Sache der Zeit und wird um so langsamer vorwärtsgehen, da die Interessen der Mächtigen Stöcke in die Räder werfen werden.“ So täuschte er, der mitten in der Bewegung stand, sich selbst über den raschen Fortschritt der Ereignisse; aber dieſsmal war es hauptsächlich die Ungeduld, wie es scheint, was ihn den drohenden Umsturz des Alten, den er herbeiwünschte, noch nicht so nahe sehen liefs, als er wirklich war. Noch im Mai 1788, also nur ein Jahr vor dem gänzlichen Ausbruch der Revolution, macht er in einem Brief an Washington die merkwürdige Aeuſserung: »Die Angelegenheiten in Frankreich sind nahe an einer Krisis, deren gute Erfolge um so unsicherer sind, je weniger das Volk im Allgemeinen Neigung hat, es auf's Aeusserste ankommen zu lassen. Für die Freiheit sterben ist nicht die Devise dieser Küste des Atlantischen Meeres. Da alle Classen mehr oder weniger abhängig sind, da die Reichen ihre Ruhe lieben, während die Armen von Elend und Unwissenheit entnervt sind, bleibt uns nur ein Hülfsmittel; dieſs ist zu räsonniren und der Nation eine Art passiver Unzufriedenheit oder Nicht-Gehorsam einzuflöſsen, wodurch der Leichtsinn der Regierung ermüdet und ihre Plane vereitelt werden.“ Dann fährt er fort: »Die Regierung hat Waffengewalt gegen waffenlose Magistrate gebraucht und hat sie fortgejagt. — Und das Volk? werden sie fragen — Das Volk, mein lieber General, ist so erstarrt gewesen, daſs es mich krank gemacht hat und die Aerzte mir das Blut erfrischen muſsten. Was meinen Zorn sehr vermehrt hat, ist ein lit de justice, wo der König eine cour plénière geschaffen hat, die aus Richtern, Pairs und Höflingen besteht, ohne einen einzigen wahren Repräsentanten des Landes“ etc. Er fährt dann fort, die allgemein bekannten Ereignisse jener Zeit weiter zu berichten. »Ich meines Theils, schlieſst er, stelle mich mit dem Gedanken zufrieden, in kurzer Zeit entweder in einer Versammlung der Repräsentanten der Nation oder in Mount-Vernon zu seyn.«

Digitized by Google

Was die Provinzial-Versammlung der Auvergne betrifft, so schreibt er im Anfang 1788 ebenfalls an Washington: „Ich bin von der Provinzial-Versammlung der Auvergne zurückgekommen, wo ich das Glück gehabt, dem Volk zu gefallen und das Unglück, der Regierung in einem sehr hohen Grad zu mifsfallen. Das Ministerium verlangte eine Vermehrung der Einnahmen; unsere Provinz ist von der kleinen Zahl derer, die nichts gegeben haben; sie hat sich auf eine Art ausgedrückt, die sehr übel aufgenommen wurde.« Einige Aktenstücke darüber sind p. 460—463 und in dem Appendice unter No. III. p. 517—522 gegeben. Die anderen in dem Appendice gegebenen Beilagen enthalten: No. I. Précis de la campagne de 1781 zum Verständnifs einer beigefügten Karte; und No. II. Ein Schreiben an den Grafen von Vergennes von Havre den 18. Juli 1779 datirt, worin Lafayette dem Minister seine Ansichten über eine nach Amerika zu unternehmende Expedition auseinandersetzt.

Wir gehen zum 2ten Bande über. Er enthält die Geschichte der französischen Revolution, soweit Lafayette darin verflochten war, bis auf die Zeit seiner Gefangenschaft in Olmütz. Die Correspondenz ist nur bis zum September 1792 fortgesetzt. Im Allgemeinen gilt von diesem Band durchaus dasselbe, was schon vorher über den ersten bemerkt wurde. Wer Neues darin sucht, wird sich sehr getäuscht finden. Der Bericht der Thatsachen beschränkt sich ganz auf den Kreis dessen, was sich in mehr als fünfzig anderen Büchern, das heifst fast in allen Darstellungen der französischen Revolution, die nur einigermafsen ausführlich sind, findet. Auch die Darstellung bietet wenig Individuelles, das Persönliche und Charakteristische Lafayette's und der zunächst mit ihm in Verbindung stehenden Männer lebendig und bezeichnend Hervorhebendes. Es ist der trockene, auf der Oberfläche der äufseren Begebenheiten glatt fortlaufende Bericht dessen, was Jeder, der den Moniteur aus jener Zeit nachgeschlagen, viel ausführlicher weifs. Auch die Correspondenz bringt in diese Erzählung wenig Abwechselung und weniger eigenthümliches Leben, als die Correspondenz des ersten Theils, die schon häufig an der dürren Aeufserlichkeit des Zeitungsstyls und der wenigsagenden Glätte diplomatischer Mittheilungen litt.

Lafayette hatte zu verschiedenen Zeiten selbst angefangen Denkschriften, Briefe, Reden und ähnliche schriftliche Dokumente seiner politischen Thätigkeit zu einem Ganzen zu vereinigen und

Digitized by Google

zu redigiren. Zuletzt noch im Jahr 1829 hatte er eine solche Sammlung besonders von Reden und Vorschlägen veranstaltet, die er seit 1784 in den verschiedenen Versammlungen, deren Mitglied er war, vorgetragen und zur Erläuterung und Ergänzung einen Bericht der damit zusammenhängenden Verhältnisse hinzugefügt. Diese Sammlung, aus der schon im ersten Band mehrere Stücke mitgetheilt und stückweise benutzt sind, hat hier hauptsächlich bei der Redaction der Mémoires zum Text gedient.

Wir können schnell über die ersten Stücke weggehen. Sie beschäftigen sich in der eben besprochenen Weise mit den Ereignissen seit der Eröffnung der Etats-généraux (5. Mai) bis zum 5. October 1789. Die Hauptgegenstände, die dabei besprochen werden, sind die Erklärung der Menschenrechte und die Errichtung der Nationalgarde, welche letztere zuerst Mirabeau durch seine Motion vom 8. Juli zur Entfernung der Truppen veranlafste. Er verlangte hier, dafs der König ersucht würde, in Paris und Versailles die Errichtung von Bürgergarden zu befehlen, um in beiden Städten die Ruhe aufrecht zu erhalten. Zu dem Bericht über den bezeichneten Zeitabschnitt in den Memoiren des Generals Lafayette gehört eine Reihe von Briefen (von S. 49—65), mit Ausnahme eines an den Herzog von Liancourt, sämmtlich an eine ungenannte Person gerichtet, die sich ebenfalls über die angeführten Ereignisse, zumeist über Lafayette's Thätigkeit als Commandant der Pariser Nationalgarde, flüchtig verbreiten.

Von S. 67—84 sind zwei Schilderungen der Ereignisse vom 5. und 6. October gegeben, welche ebenfalls bekannte Thatsachen enthalten. Das Hauptresultat ist, zu zeigen gegen mancherlei Anschuldigungen »que le salut du roi, de la reine, de la famille royale fut uniquement dû à la garde nationale de Paris et à son général« Hierauf folgen unter Nro. VII. einige Bemerkungen über den Duc d'Orléans nach dem 6. October. (S. 85 ff.) Schon früher in einem Brief aus Versailles vom 11. Juli schreibt Lafayette über den Herzog von Orléans: Je suis persuadé que M. le duc d'Orléans, ou du moins les gens qui le poussent, ont le projet de brouiller. Il m'a été dit des mots, fait des avances. Hier on me disait que la tête de M. le duc d'Orléans et la mienne étaient proscrites; qu'on avait des projets sinistres contre moi comme seul capable de commander une armée, qu'il faudrait que M. le duc d'Orléans et moi unissions toutes nos démarches, qu'il serait mon capitaine des gardes comme moi le sien.« Lafayette antwortete hierauf, der Herzog von Or-

Digitized by Google

léans sey in seinen Augen nichts als ein reicherer Privatmann als er selbst, an dessen Schicksal nicht mehr läge, als an dem der anderen Glieder der Minorität des Adels, und es sey unnütz, eine Partei zu bilden, wenn man es mit der ganzen Nation halte: Indessen bewache er den Duc d'Orléans, und, fährt er fort, peut-être serai-je dans le cas de dénoncer à la fois M. le Comte d'Artois comme factieux aristocrate, et M. le duc d'Orléans comme factieux par des moyens plus populaires.»

Hier nun erzählt Lafayette, wie er nach dem 6. October die Entfernung des Herzogs nach London veranlafst. »Nach dem 6. October,« sagt er p. 86, »waren die Gefahren des Orleanistischen Complotts vorbei, aber der Geist dieser Faction war noch nicht zerstört und ihr Haupt fand in seinem Reichthum, in seinen Verbindungen und in seiner Immoralität bequeme Mittel, denen man Hindernisse entgegensetzen mufste.« Indessen wufste auch Lafayette keine beweisenden Thatsachen beizubringen. Er erzählt auf der folgenden Seite von den Unterredungen, die er vor der Abreise des Herzogs mit diesem gehabt. »Meine Feinde, heifst es da, behaupten, sagte der Prinz zu Lafayette, dafs Sie Beweise gegen mich haben. — Das sind vielmehr die meinigen, die dieses vorbringen, erwiederte Lafayette. Wenn ich im Stande wäre, Beweise gegen Sie beizubringen, hätte ich Sie schon festhalten lassen; und er erklärte ihm ganz freimüthig, dafs er deren überall suche.« Auch über Mirabeau's Antheil an diesen Treibereien und dessen Verbindung mit dem Herzog von Orléans wufste er nichts Näheres anzuführen. Im folgenden Abschnitt Nro. VIII. erwähnt er Mirabeau's besonders und spricht von den Beziehungen, in denen er selbst zu Mirabeau gestanden. Doch sind es nur flüchtige Bemerkungen, für die allgemeine Geschichte im Ganzen theils bekannte, theils wenig bedeutende Anekdoten. Zwei in ihrem ganzen Wesen, in ihrer Richtung und in ihrem Leben so durchaus verschiedene Männer wie der General Lafayette und Mirabeau konnten sich unmöglich zu mehr, als ganz vorübergehenden Verhältnissen vereinigen. Der entschiedene Realismus, die Immoralität des Letzteren mufste den General immer zurückstofsen, dessen Ideale jenem lächerlich erschienen. Doch läfst Lafayette dem Geist und selbst dem Charakter des grofsen Redners Gerechtigkeit widerfahren. »Mirabeau war dem Gelde nicht unzugänglich, aber für keine Summe in der Welt würde er eine Meinung unterstützt haben, welche die Freiheit zerstört und seinem Geist

Digitized by Google

Schande gemacht hätte.« »Sa mort, schliefst er, laissa à la cour des idées informes dont elle tira un sot parti.« — In dem Appendice werden noch einige Aktenstücke in Bezug auf Mirabeau mitgetheilt, die sein Verhältnifs zu Lafayette noch besser in's Licht setzen, als was der General hier selbst über ihn sagt. Wir wollen gleich hier davon reden. Mirabeau scheute sich nicht geradezu zu erklären in einem Gespräch, welches er mit dem damaligen Intendanten der Civilliste, Laporte, hatte, dafs er dem König eben so sehr aus eigenem Interesse, als aus Anhänglichkeit an des Königs Person und an das Königthum zu dienen Willens sey. Er fühlte, dafs sein Interesse mit der Erhaltung der Monarchie verknüpft sey und sah ein, dafs die Revolution im weiteren Fortgang, anarchisch ausartend, ihre eigenen Urheber verschlingen würde. Die Revolution, die nothwendig gewesen, sah er als vollbracht an; von nun an müsse man darauf hinarbeiten, die Ordnung wiederherzustellen; hierbei allein sey grofser Ruhm zu gewinnen. Diesen Ruhm und die damit verknüpften Vortheile wollte er gewinnen. Auch Lafayette wollte eine Rolle spielen und Ruhm erwerben, aber sein Weg, der durch unbestimmte, allgemeine Ideen zu einem ebenso unbestimmten Ziel mehr republikanischer Einrichtungen ging, war von dem positiven, auf ganz wirkliche und materielle Dinge losgehenden Wege Mirabeau's zu verschieden, als dafs sich beide zur gegenseitigen Unterstützung hätten verbinden können. In demselben Aktenstück, welches in dem bekannten eisernen Schrank gefunden wurde (Appendice No. V.), spricht Mirabeau von den Parteien, welche damals in Paris herrschten. Es giebt deren drei, sagt er dort (p. 541), die der Aristokraten, die von fünf oder sechs Jakobinerhäuptern, die mit der Orleanistischen Faktion vereinigt scheinen, und die des Hrn. v. Lafayette. »Von der ersten nichts, heifst es weiter, die zweite ist unmenschlich (atroce), aber durch ihre Unmenschlichkeit selbst weniger gefährlich; sie wird sich selbst verderben. Nicht so die dritte; sie ist durch eine Reihe von Handlungen (manoeuvres) bezeichnet, die einen Plan beweisen, von dem man nicht abweicht; sie affektirt Anhänglichkeit an König und Königthum; diese Gesinnung ist nur eine Maske des Republikanismus.« Wie bedeutend also auch Lafayette durch seinen Einfluss und durch die öffentliche Gewalt, die er als Chef der Pariser Nationalgarde in seinen Händen hatte, für Mirabeau erschien, so merkte dieser doch ebenso bald, dafs jeder Annäherungsversuch vergeb-

Digitized by Google

lich seyn würde. Zwei Noten von Mirabeau, die unter No. I. u. II. des Anhangs mitgetheilt sind, machen diese Verhältnisse noch deutlicher.

Lafayette sah in den Bemühungen Mirabeau's, sich ihm zu nähern und ihn für die Regierung zu gewinnen, wie er selbst sagt, eine Schlinge, und ging auf nichts ein. Auch wurde der Brief von dem König an den General Lafayette, der No. III. des Anhangs (p. 539) abgedruckt ist, und worin der König den General auffordert, sich mit Mirabeau über die Angelegenheiten zu verständigen, qui intéressent, wie es dort heifst, le bien de l'Etat, celui de mon service et de ma personne, gar nicht abgeschickt. Er fand sich in den Papieren des eisernen Schranks und Lafayette bemerkt hinzu: »dieser Brief ohne Datum, aufser meinen gewöhnlichen Verhältnissen mit dem König, von dessen eigener Hand geschrieben, war offenbar von Mirabeau diktirt, als dieser sich dem Hof verkauft hatte.« Auch über diesen letzteren Punkt giebt der Anhang unter No. IV. p. 540 ein Aktenstück. Es ist die Copie eines Vertrags mit Mirabeau von der Hand des damaligen Grafen von Provence Monsieur geschrieben. Der König verspricht darin Mirabeau für seine Dienste eine Gesandtschaft und bis zu Erfüllung dieses Versprechens, sogleich monatlich fünfzig tausend Livres, was wenigstens vier Monate lang dauern soll.

Das Mifsverhältnifs zwischen Mirabeau und Lafayette wurde vollends unheilbar nach dem Vorschlag von Lanjuinais in der Nationalversammlung vom 7. Novbr., dafs die Mitglieder der Versammlung weder während der Zeit der Legislatur, an der sie Theil nehmen, noch drei Jahre nachher von der ausübenden Gewalt, Stellen, Pensionen, Gnadengehalte etc. annehmen sollten. Mirabeau erkannte sogleich, dafs dieses Dekret auf ihn gemacht war und hielt Lafayette für den ursprünglichen Anstifter davon. „Er glaubte, dafs Lafayette sich seiner hätte entledigen wollen, was er ihm nicht verzieh.“ Später schreibt Lafayette in einem Briefe vom 19. Febr. 1790 (p. 151): »Ich habe diesen Vormittag etwas lebhaft gesprochen. Nach der Versammlung hat man mir vorgeschlagen, mich mit Hrn. von Mirabeau zu verständigen. Ich habe gesagt: Ich liebe ihn weder, noch acht' ich ihn, noch fürcht' ich ihn. Ich sehe nicht ein, wozu ich suchen sollte, mich mit ihm zu verständigen. Ich rede morgen nach ihm und Duport« (über ein Gesetz in Betreff der Unruhen in den Provinzen).

Was die Papiere in dem eisernen Schrank betrifft, so be-

Digitized by Google

merkt darüber Lafayette Folgendes: der Minister Roland hätte sie wahrscheinlich allein weggenommen; bei diesem hätten sie dann lange genug gelegen, um Alles, was Roland und seine Freunde hätte compromittiren können, namentlich die Correspondenz, deren Zwischenträger der Maler Bose gewesen, bei Seite zu schaffen. »Es scheint sogar, setzt er hinzu, dafs man auf Danton die Rücksicht nahm, Alles, was Bezug auf seine gegenwärtig ganz ausgemachte Bestechung hatte, zu vernichten. — Uebrigens weifs man, dafs viele geheime Correspondenten des Hofs die unmittelbare Zurücksendung ihrer Briefe und Denkschriften verlangten.« Anders verhält es sich mit der Correspondenz zwischen Lafayette und dem Hof; und man suchte Alles hervor, was dem General und seinen Freunden schaden konnte. Er selbst liefs von den Papieren, die auf ihn Bezug hatten, Copieen aus dem National-Archiv machen, die, wie er sich ausdrückt, das maximum de ses trahisons politiques darlegen sollten. Das Mémoire, das hierauf mitgetheilt wird, ist von wenig Bedeutung; das Wesentliche ist, dafs Lafayette auf die Beförderung der Ausarbeitung einer Constitution dringt, von der er die Beruhigung aller Parteien und die Herstellung der Ordnung erwartet. Feste Bestimmung der executiven Gewalt, Festsetzung einer angemessenen Civilliste; Regulirung der Finanzen, und der Grundsätze über die bewaffnete Macht, Bildung eines obersten Tribunals, Disposition der Kirchengüter und der Disciplin der Geistlichkeit, Darlegung der ersten Principien über den Handel und die Grundlagen eines Erziehungsplanes sind die hauptsächlich herausgehobenen Punkte; aber alles in ganz allgemeinen, nichts bezeichnenden Ausdrücken. Ein anderes Mémoire an den König gerichtet von dem General Lafayette, datirt vom 14. April 1790, über denselben Gegenstand findet sich p. 154 bis 160 unter der Correspondenz, die vom 5. Oct. 1789 bis zum 14. Juli 1790 geht und den Abschnitt No. XII. bildet. Wir setzen hier die Worte her, die Ludwig XVI mit eigener Hand unter dieses Mémoire setzte, und welche für beide Männer, den König und den General sowohl, als den Gegenstand, von dem die Rede ist, ganz bezeichnend sind. Der König schreibt: »J'ai lu avec attention le Mémoire de M. de Lafayette; j'en adopte les principes et les bases; et *quoiqu'il y ait du vague sur plusieurs applications de ces principes*, je crois pouvoir être pleinement rassuré à cet égard par la loyauté de son caractère et son attachement à ma personne. Je promets donc à M. de Lafayette la confiance la plus entière sur tous les ob-

jets qui peuvent regarder l'établissement de la constitution, mon autorité légitime telle qu'elle est énoncée dans le Mémoire et le retour de la tranquillité publique. Signé Louis. »Als der König diese Worte geschrieben hatte, fügt Lafayette in einer Note hinzu, über das Mémoire, das in seinen Händen blieb, stellte er mir ein duplicata über die Annahme, die er unterzeichnet, zu. Ich gab es ihm mit Ehrfurcht zurück, indem ich ihm erklärte, dafs sein Wort hinreichte.« Einige andere Briefe von Lafayette an den König, die unter den Papieren des eisernen Schrankes in den Tuilerien gefunden worden, sind ganz unwichtig für die Geschichte. Sie sind im nämlichen Sinn und Ton geschrieben, den die eben angeführten Stellen bekunden.

Die übrigen Rubriken, die der Correspondenz bis zum 14. July 1790 vorhergehen, sind: IX. Ueber die Herren von Lameth und ihre Freunde. Lafayette erzählt, er sey anfangs mit ihnen sehr befreundet gewesen; nach dem 6. Oktober aber hätte ihre Verbindung bald aufgehört; zunächst hätten jene die Verbannung des Duc d'Orléans mifsbilligt, ein anderer Streitpunkt wären die Veränderungen im Ministerium gewesen. Die Hauptsache aber war, dafs die Lameth weiter gehen wollten, als Lafayette; er habe seit dem 15. July geglaubt, man müsse die öffentliche Ordnung nunmehr wiederherstellen, jene aber hätten offenbar die Fortdauer der Unordnung gewollt, afin de sillonner profond, wie Duport sagte. — No. X. Begebenheiten vom Oktober 1789 bis zum Februar 1790; Verschiedenes aus Reden, besonders über die Unruhen in den Provinzen und Vertheidigung gegen die Beschuldigung, als habe Lafayette den Volksaufstand unbedingt überall als die heiligste Pflicht aufgestellt. No. XI. Des procédures du Chatelet et de l'affaire de Favras. — No. XII. Begebenheiten vom März bis zum Juli 1790; welchen dann die schon angeführte Correspondenz folgt. Unter dieser Correspondenz findet sich auch ein Brief von Paoli an Lafayette, dessen Vermittelung zur Verbesserung des Zustandes in Corsika nachsuchend. Mehreres aus den Briefen ist schon vorher gelegentlich erwähnt worden; sie sind zumeist an einen Ungenannten, wenige an Washington, einige an Hrn. v. Bouillé, an welchen auch nachher noch verschiedene Briefe gerichtet sind.

Im Ganzen mufs man gestehen, dafs die Geduld des Lesers, je weiter man sich in diese Mémoires hineinliest, mehr und mehr in Anspruch genommen wird. Es kostet Mühe, sich durch eine Menge Wiederholungen, unwichtige und gewöhnliche Dinge ge-

Digitized by

wissenhaft hindurchzuarbeiten. Wenn man auch nicht neue Thatsachen, neue Aufklärungen zu erwarten berechtigt ist, so sollte man doch meinen, das, was aus den reichhaltigen Papieren und Erinnerungen eines Mannes, der den Begebenheiten, um die es sich hier handelt, so nahe gestanden, der mit den handelnden Personen in so genauen Berührungen gelebt, wie Lafayette, als der Aufbewahrung werth, mitgetheilt wird, müsse wenigstens durch Auffassung und Darstellung belehrender und interessanter seyn, als die weitläufigen Briefschaften, Denkschriften, *Berichte* und Dokumente, welche hier dem Publikum vorgelegt werden. Das Schauspiel der Fédération vom 14. July 1790 giebt unter der Rubrik XIII. Veranlassung, den General an der Spitze eines glänzenden Aufzugs, als Hauptperson eines grofsartigen Festes zu zeigen, und die Schilderungen desselben nach dem 1790 abgedruckten procès-verbal de la fédération des Français wird in aller Ausführlichkeit wiedergegeben.

Unterdessen war die Revolution in Belgien ausgebrochen. Die einflufsreiche Stellung Lafayette's brachte ihn mit den Leuten, die den nächsten Antheil daran hatten, in unmittelbare Verbindung, obgleich er nicht mit officiellem Charakter dabei auftrat, Die ganze Correspondenz von p. 194 — p. 216 bezieht sich darauf; sie geht vom Anfang bis in die Mitte des Jahres 1790. Unter diesen Briefen sind mehrere vom General Dumouriez, welcher durch Lafayette's Vermittlung eine Mission nach Brüssel zu erhalten suchte; er machte Lafayette die gröfsten Schmeicheleien und versicherte, nichts mit der Faktion Orléans zu thun gehabt zu haben. Bekanntlich wurde er nach der Rückkehr des Grafen von Sémonville von Brüssel dahin gesandt. — No. XV. Von der Föderation bis zur Flucht des Königs und über die sogenannte constitution civile du clergé. — Der Abreise und Zurückführung der königlichen Familie ist No. XVI. von p. 234 — 254 ein besonderer Abschnitt gewidmet. Die ganze Darstellung geht hauptsächlich darauf hinaus, zu zeigen, dafs Lafayette, seinem Charakter und seinen Grundsätzen getreu, auch bei dieser Gelegenheit in seinem Verfahren nur die constitutionelle Freiheit und das Wohl seines Vaterlandes im Auge gehabt. Er mufste dabei zu gleicher Zeit dem Hafs der Ultraaristokraten, den Anschuldigungen der Jakobiner und der Leidenschaft des Volks begegnen, das ihn für die Entweichung des Königs verantwortlich machte, während sich die ersten über die Strenge, mit der er den König,

Digitized by Google

wie einen Gefangenen bewachte, die zweiten über seine Menschlichkeit und Nachgiebigkeit gegen den Hof beklagten. Man muſs gestehen, seine Lage war höchst schwierig und was man auch an seinem Benehmen tadeln mag, es entsprach dem edlen und menschlich schönen Sinn, den der General überall seinen Feinden gegenüber bewährte. Die Verkehrtheit aller Anstalten zu der Fluchtreise der königlichen Familie, die gänzliche Unfähigkeit, Charakterschwäche und Kopflosigkeit, die der König dabei bewährte, liegen offenbar vor. Ludwig XVI hatte dem General Lafayette so bestimmte und feierliche Versicherungen gegeben, daſs dieser mit seinem Kopf dafür haften zu können glaubte, daſs der König nicht abreisen würde. Danton, der vom Hof groſse Summen erhielt, wofür er ihn verrieth, hatte die Frechheit, im Jacobinerklub aufzustehen und zu rufen: M. le commandant-général a promis *sur sa tête* que le roi ne partirait pas; il nous faut la personne du roi ou la tête de M. le commandant-général. Lafayette wuſste genau, wie schon vorhin erwähnt, um die Käuflichkeit Danton's, er war diesem bei dem Minister Montmorin am nämlichen Abend begegnet, an welchem der Minister einen Handel um 100,000 livr. mit Danton abschloſs, und die Quittung davon war noch in Hrn. v. Montmorin's Händen. Lafayette schwieg, um Montmorin keiner Gefahr auszusetzen und Alex. Lameth erhob sich für ihn gegen Danton.

Die Proklamation des Martialgesetzes auf dem Champ de Mars am 17. Juli 1791, bei welcher Gelegenheit sich Lafayette genöthigt sah, den meutrischen Pöbel mit Gewalt der Waffen zu zerstreuen, und die Vollendung und Annahme der Constitution, die Beendigung der constituirenden Nationalversammlung machen von p. 255—271 den vorzüglichsten Gegenstand der Erzählung aus. Lafayette schlieſst diese mit einer Critik der Constitution von 1791. Hierauf heiſst es: (p 268) L'acte constitutionnel étant terminé, Lafayette, fidèle à l'engagement qu'il avait pris, se retira dans son pays natal. Er legte am 8. October seine Gewalt nieder und reiste nach Chavaniac. Von dort schreibt er am 20. Oct.: »Meine Reise war recht lang, ich war überall genöthigt mich aufzuhalten, durch Städte und Flecken zu Fuſs zu gehen und soviel Bürgerkronen zu empfangen, daſs man einen ganzen Wagen damit anfüllen könnte. — — Alles würde hier gut gehen, fährt er dann fort, ohne die bischöflichen und aristokratischen Umtriebe, um dem Volk die Revolution zu verleiden unter dem Vorwand, daſs sie es in die Hölle brächte. — —

Digitized by Google

Die Bauern, der Fesseln entledigt, die Hälfte der früheren Abgaben zahlend, wagen kaum sich der Freiheit zu freuen, aus Furcht, verdammt zu werden. Ich selbst genieſse der Freiheit und Gleichheit dieser gänzlichen Veränderung, die uns alle als Bürger auf gleiche Stufe gestellt und nur das gesetzliche Ansehen gelten läſst, wie ein Verliebter. Ich kann Ihnen nicht sagen, mit welchem Ergötzen ich mich vor dem Maire eines Dorfs verbeuge. Man muſs ein wenig Enthusiast seyn, um sich alles dessen so zu freuen, wie ich. Die, welche glauben, ich sey hierher gekommen, um *einer* Revolution willen, sind rechte Schwachköpfe. Ich finde jetzt so viel Vergnügen und vielleicht Befriedigung der Eigenliebe in der gänzlichen Ruhe, als vorher seit fünfzehn Jahren in einer Thätigkeit, die immer auf das nämliche Ziel gerichtet und vom Erfolg gekrönt mir nur noch die Stelle eines Landbauers übrig läſst.«

Die Herausgeber der Memoiren haben hier, ehe sie zu der Mittheilung, der die folgenden Ereignisse betreffenden Berichte und Actenstücke übergehen, zwei Aufsätze beigefügt, die wir hier nur kurz anführen. Der erste ist der schon erwähnte Aufsatz: sur la démocratie royale de 1789 et le républicanisme des vrais constitutionnels, eine weitläuftige Vertheidigung der Constitution von 1791 hauptsächlich gegen die Behauptung, daſs man dem König darin zu wenig Macht gelassen und daſs man dieses absichtlich gethan, um sich nachher des Königs bei der nächsten Gelegenheit ganz entledigen zu können. »Ich will lieber, schlieſst er seine Darstellung (p. 339), meine Leser durch lange und ermüdende Einzelheiten langweilen, als den mindesten Zweifel lassen über die Aufrichtigkeit der Constitutionellen in ihren Bemühungen seit dem Anfang der Revolution bis zum 21. Juni 1791 für die Herstellung, für die Aufrechthaltung des Königthums; so wie sie dieses auffaſsten (la royauté telle qu'ils l'avaient conçue) und über die Offenheit ihres Betragens in amtlichen oder Privatbeziehungen gegen den König und seine Familie.« Hierauf folgt dann von p. 340—376 der schon früher noch zu Lebzeiten Lafayette's im Druck bekannt gemachte Brief an Hrn. v. Hennings, Amtmann zu Ploen in Holstein, mit welchem Lafayette nach seiner Befreiung aus dem Gefängniſs von Olmütz (im September 1797) während seines Aufenthalts in Holstein bekannt geworden war. Dieses Schreiben verbreitet sich erzählend und räsonirend über die Geschichte der Revolution, über Lafayette's Antheil daran, über seine Grundsätze und sein Urtheil von den verschiedenen Parteien.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 36. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Mémoires du Général Lafayette.

(Beschluſs.)

Der Beginn der Kriege gegen die Coalition, welche die Emigranten zur Wiederherstellung des alten Throns in Pilnitz zusammengebracht hatten, unterbrach bald die ländliche Ruhe Lafayette's. Er wurde schon im December 1791, trotz der anfänglichen Weigerung Ludwigs XVI, zum Chef einer der drei Armeen bestimmt, welche Frankreich seinen Feinden entgegenschicken wollte und reiste am 26. December von Paris nach Metz, um dort sein Commando zu übernehmen. Der Krieg wurde erklärt am 20. April 1792. Die Umstände, welche diese Kriegserklärung begleiteten, die Ansichten und Absichten der verschiedenen Parteien in Bezug auf den Krieg, die wachsende Macht der Jacobiner, ihre feindselige Stellung gegen die Constitutionellen, der Wechsel des Ministeriums, welches Narbonne, Lafayette's Freund, verliefs, und in welches Dumouriez und Roland traten, der Zustand der Armee, die Charakteristik der commandirenden Generale, und die ersten Kriegsbegebenheiten bis in den Juni 1792, sind der Gegenstand eines besonderen Abschnittes, der unter der Ueberschrift: Des armées françaises sous l'ancienne monarchie et pendant les premières années de la révolution. — Commencement de la guerre en 1792 von S. 377 — 412 geht. Dieser Abschnitt wurde kurze Zeit nach den hundert Tagen geschrieben. Unter den Personen, welche hier näher besprochen werden und bestimmter hervortreten ist Dumouriez die vorzüglichste. Lafayette mochte ihn nie recht leiden; seine Unbeständigkeit, seine Gleichgültigkeit für bestimmte politische Grundsätze und Parteimeinungen, seine Sucht zu intriguiren und seine höfische Leichtfertigkeit, die er in die Geschäfte übertrug, waren Lafayette, der Begeisterung, Glauben und Treue verlangte, ganz zuwider und er traute ihm so wenig als er früher Mirabeau getraut hatte. »Man sieht, heifst es p. 402, in seinen (Dumourier's) eigenen Memoiren, dafs er während der Streitigkeiten der Genueser mit den Corsen (im J. 1763; Dumourier war damals 24 Jahr alt) Paris verliefs, um der einen Partei zu dienen, dann aber nach seiner Ankunft in Genua sich auf die Seite der anderen wirft, weil sie ihm gröfsere Vortheile bot.

Digitized by Google

»Voilà Dumourier tout entier.« Lafayette hatte vollen Grund dieses zu behaupten, da er selbst im Verfolg seiner Verhältnisse zu Dumourier dessen Charakterlosigkeit und Kunst zu intriguiren schwer empfinden mufste.

Im Anhang findet sich unter No. VIII. p. 544 — 556 noch eine Anzahl kritischer und widerlegender Bemerkungen zu dem Leben und den Memoiren des Generals Dumourier. Diese Anmerkungen beziehen sich fast ausschliefslich auf specielle militärische Gegenstände und Begebenheiten; Lafayette sucht nachzuweisen, que tous les manques de paroles et tous les mauvais procédés qu'il essuya ne l'empêchèrent pas de concourir de son mieux aux innovations que le ministre (Dumourier) introduisit dans les plans arrêtés, sans l'en prévenir et qu'il *ne se déclara hautement* que lorsqu'il vit la chose publique compromise. Leider waren aber alsdann die Intriguen Dumourier's so weit gediehen, dafs Lafayette's offene Erklärung zu spät kam. Im Uebrigen zeigt Lafayette die Unrichtigkeit vieler Angaben in den Memoiren Dumourier's in Bezug auf sich, und die offenbare Verdrehung der Wahrheit, wodurch Dumourier bekanntlich auf die unverschämteste Weise sein unmoralisches und inconsequentes Verfahren zu beschönigen suchte.

Schon war Lafayette's glänzendste Zeit vorüber, sein Stern war im Untergehen begriffen; die Constitution vom J. 1791, die er als Ausgangs- und Stützpunkt seiner weiteren politischen Laufbahn betrachtete, die er als den ersten Anfang eines positiven und gesetzmäfsigen Zustandes in seinem Vaterlande, trotz aller ihrer Mängel, aufrecht halten zu müssen glaubte, war todtgeboren; die Männer, welche sie hervorgerufen und welche ihr anhingen, waren verdrängt aus der beherrschenden und einflufsreichen Stellung, die sie vorher als Begründer, Ordner und Leiter des neuen Frankreichs eingenommen hatten; eine jüngere, rein republikanische Partei war an ihre Stelle getreten und auch diese fing schon an von den frechen und wilden Anarchisten, welche nachher durch Gewalt und Schrecken für kurze Zeit die Herrschaft errangen, überboten zu werden. Die Erklärung der Menschenrechte, für welche Lafayette zuerst aufgetreten, die er als das heiligste Gut der Nation verehrte und von der er das Wohl der Menschheit erwartete, sah er durch die Dekrete der legislativen Nationalversammlung, und durch alle, die sich zu Machthabern in Paris erhoben hatten, fortwährend verletzt, sowie die Consti-

Digitized by Google

tution verhöhnt und wie kaum vorhanden betrachtet. Die Anhänger des alten Royalismus, an deren Spitze die Königin Maria Antoinette, die den unseligsten Einfluſs ausübte, haſsten ihn mit so blinder Leidenschaft, daſs sie alles geradezu von sich wiesen, was er für sie und mit ihrem Beistand gegen die immer wüthender werdenden Angriffe der Jakobiner zur Erhaltung gesetzlicher Schranken und der Verfassung, die er beschworen und der er den Kern der Nation zugethan hielt, unternehmen wollte. »Il serait trop facheux pour nous de lui devoir deux fois la vie,« sagte die Königin; so wurde sein Plan, die königliche Famile nach Compiegne in Sicherheit zu bringen und ein ähnlicher Vorschlag nach Rouen, für dessen Ausführung La Rochefoucauld-Liancourt, Deputirter von Paris, eine Million seines Vermögens hergeben wollte, verworfen. Die Royalisten wollten entweder Alles oder Nichts und sie wuſsten, daſs Lafayette's Wege sie nie zu dem ersteren führen würden. Er selbst täuschte sich, wenigstens später, darüber nicht: »Des Königs einfluſsreichste Räthe (sagt er p. 429) hofften die Rückkehr der absoluten Königsherrschaft nur durch ein Uebermaaſs von Anarchie und von der Invasion der fremden Mächte; das Leben des Königs galt ihnen wenig neben der Wiedergewinnung ihrer alten Vorrechte. Wir wissen, hörte man laut in den Tuilerien äuſsern, daſs Hr. v. Lafayette den König retten wird; aber nie wird er auch das Königthum retten.« So suchte man sein Heil in den Girondins, und Jakobinern, wie Dumourier damals war, die den König sowenig als das Königthum weder retten wollten noch konnten. Ueber die Gesinnungen der Jakobiner und ihre Treibereien konnte er sich nicht mehr täuschen. Desto mehr irrte er sich gewiſs in der öffentlichen Meinung und in dem Beistand, den er von ihr und der Nation erwartete als er im Juni 1792 nach Paris kam und den letzten vergeblichen Versuch machte, den anwachsenden Strom der jakobinischen Demagogie zu dämmen. Nachdem er fast ein Jahr vorher bei dem Pöbelaufstand auf dem Champ de Mars, wo Lafayette Sieger war und die Gewalt in den Händen hatte, die Gelegenheit ungenützt vorbeigelassen hatte, durch einen offenen Kampf die Gegner gesetzlicher Ordnung und Freiheit zu bändigen, kehrte der günstige Augenblick nicht wieder, wo er hätte mit Erfolg es auf's Aeusserste ankommen lassen gekonnt. Die Verhältnisse waren ganz verändert; die Macht, die er damals hatte, war in die Hände seiner Gegner übergegangen. Und doch schreibt er:

Digitized by Google

»Lafayette avait espéré pour l'anniversaire du 14 juillet que la cérémonie du serment constitutionel au champ de la Fédération lui serait une occasion solennelle de rappeler aux Français leurs devoirs civiques.« (p. 428).

Die Jakobiner und mit ihnen Leute, wie Dumourier, ohne Grundsatz und ohne Ueberzeugung, sahen auf den vormaligen Generalcommandanten der Pariser Nationalgarde mit Neid und persönlichem Hafs; er stand ihnen in ihrem Streben nach der Herrschaft von Frankreich im Weg; sein edlerer und offener Sinn, seine Redlichkeit und Menschlichkeit galt ihrer Gemeinheit und Ränkesucht für Verbrechen und durch jedes Mittel bemühten sie sich, ihn aus seiner Stellung zu vertreiben, um dann die Rolle spielen zu können, in welcher die Eitelkeit eines Dumourier, die finstere Einbildung eines Robespierre, die Zügellosigkeit eines Danton ihre Befriedigung suchte. Durch Intrigue und freche Anmafsung suchten sie ihm die Waffen, deren er sich gegen sie bedienen konnte, zu entwenden, durch Schmähungen und Verläumdungen um seine Popularität zu bringen. Sie klagten ihn der Theilnahme an den contrerevolutionären Planen, die man unter der Bezeichnung comité autrichien denuncirte, an. Der Girondin Carra hatte dessen Existenz zuerst in seinen Annales patriotiques behauptet und der Jakobiner Chabot am 4. Juni diese Denunciation aufs Neue vor die legislative Versammlung gebracht, wobei Lafayette namentlich unter den Angeklagten aufgeführt wurde. In einer Sitzung des Jakobinerklubs vom 13. Juli, liefs sich Robespierre unter andern über Lafayette so vernehmen: »Gewifs sinnt Lafayette wieder auf ein Verbrechen, um es dann den Freunden der Freiheit aufbürden zu können. Wenn es unterlassen bleibt, so geschieht das nur, weil wir es von dieser Tribüne aus denunciren werden; wenn es begangen wird, so kann ganz Frankreich überzeugt seyn, dafs Lafayette es gethan hat; er sinnt auf ein Verbrechen, weil er eines verübt hat und weil ihm kein anderes Mittel übrig bleibt, seine ehrsüchtige Laufbahn zu verfolgen.« Auf diese Weise gebrauchten die Anarchisten ihre eigene Selbstschilderung als Angriffswaffe gegen ihre Feinde. »Leurs diffamations, heifst es p. 432, dans le Patriote et la Chronique étaient portées au plus furieux excès.«

Diese Verhältnisse, sein Betragen den kämpfenden Parteien und seinen persönlichen Feinden gegenüber, seine Stellung als General, seinen Antheil an den Ereignissen des Kriegs und die

Begebenheiten, die ihn zuletzt nöthigten, den französischen Boden zu verlassen und ihn in österreichische Gefangenschaft brachten, setzt Lafayette von p. 413 — 478 in dem Abschnitt, Guerreet proscription überschrieben, auseinander. Reden, Proclamationen, das Schreiben, das Lafayette aus dem Lager von Maubeuge, 16. Juni 1792, an die legislative Versammlung richtete und andere Briefe und Aktenstücke sind auch hier beigefügt. Unter den Briefen ist die nicht unbedeutende Correspondenz zwischen dem Marschall Luckner und dem General Lafayette über einen gemeinschäftlichen Angriffsplan gegen die Oestreicher wieder abgedruckt, welche Bureaux de Pusy der Nationalversammlung vorlegte, weil man die Anklage, Lafayette habe einen Angriffsplan gegen Paris vor, darauf gründete. Sie wurde schon im Moniteur bekannt gemacht (Jahrgang 1792. No. 214. u. folg.) Wir wollen hier nur eine kurze Stelle aus den Verhandlungen vor der Nationalversammlung über diese Angelegenheit, wie sie der Moniteur berichtet, anführen, um zu zeigen, auf welche ganz allgemeine und nichtige Angaben hin die Anklage erhoben wurde. Herault de Sechelles trat auf und berichtete der Versammlung, die Schwierigkeiten, mit denen Luckner zu kämpfen habe, um sich im Französischen verständlich zu machen hätten ihn vielleicht einige von dessen Ausdrücken entgehen lassen. Dann fährt er fort: Mais voici ce que j'affirme avoir entendu de sa bouche: »Lafayette m'a envoyé Bureau-Puzy qui m'a fait de sa part *des propositions horribles.*« Weiter wufste er nichts beizubringen. (s. Moniteur univers. 1792. No. 214. p. 902. col. 2.)

Von p. 479 — 533 folgt die Correspondenz vom Januar bis September 1792 an verschiedene Personen; die meisten dieser Briefe sind amtliche Schreiben an die Männer, die in dieser Zeit nacheinander das Kriegsministerium geführt haben: Narbonne, Grave, Servan, Lajard, d'Abancourt, die übrigen an den General Washington, an Frau von Lafayette und andere genaue Freunde über die vorher erzählten Begebenheiten, zuletzt über seine Gefangenschaft. Den Beschlufs machen zwei Briefe von Frau von Lafayette, die in der Auvergne nach Lafayette's Gefangennehmung verhaftet war, an Brissot aus Puy im September 92, um ihre Freiheit wieder zu erlangen und ihrem Gemahl in die Gefangenschaft nach Deutschland folgen zu dürfen: »Une lettre de cachet de M. Roland, schreibt sie, du 2 septbre, motivée sur un arrêté de sûreté générale du 19 août, m'a fait amener ici par un particulier, juge de paix de cette ville, qu'elle chargeait de m'amener à Paris

Digitized by Google

avec mes enfans.« Sie wolle, schreibt sie dann, nicht ihre Gesundheit vorschützen, da sie andere ebensogute Gründe hätte, nicht nach Paris zu gehen. I'allais parler des dangers, setzt sie hinzu, que pouvaient y faire craindre les événemens du 2 septbre, mais ayant demandé la date de la lettre de M. Roland et la voyant datée de ce jour même, j'ai voulu lui épargner des réflexions qui l'eussent pu choquer, car je ne veux pas m'adresser à lui, mais je ne veux pas lui dire des injures.« Diesen Brief zeigte Brissot Roland, der selbst in beleidigenden Ausdrücken darauf antwortete, doch erlaubte er Frau von Lafayette auf ihr Ehrenwort nach Chavaniac zurückzukehren. Erst ein Jahr nachher im Oktober 93 wurde sie zum zweitenmal verhaftet. Es ist bekannt, dafs sie später ihrem Gemahl nach Deutschland folgte.

Aufser den schon gelegentlich enwähnten Stücken, die sich im Appendice befinden, ist dort noch folgendes enthalten: Sur un mémoire de M. Lally-Tollendal et quelques pièces relatives au projet de Compiegne p. 556—566. —Extraits de la chronique de cinquante jours du 20 juin 1792 au 10 août par P. L. Roderer, p. 567, und ein Brief vom Grafen von Saint-Priest, aus Antwerpen, 26. Sept. 1787. Er gehört zum ersten Band, und bezieht sich auf die Angelegenheiten der holländischen Patrioten in jener Zeit, welche einmal den Plan hatten, Lafayette an die Spitze eines Corps von 20,000 Freiwilligen zu stellen. Die Gränzen dieser Anzeige verstatten nicht, über diese Gegenstände noch in weitere Details einzugehen.

Wir beabsichtigen bei dieser Anzeige der Memoiren Lafayette's hauptsächlich eine vollständige Uebersicht der bedeutenden Masse des vorliegenden Materials, welches dem schon gegebenen nach zu urtheilen, gewifs noch um einige Bände vermehrt werden wird. Wo die Thatsachen so klar und offen darliegen, wie hier, wird es jedem Leser leicht werden, sich selbst von seinem Standpunkt aus ein Urtheil über das Einzelne zu bilden.

Zum Schlufs dieser Anzeige wollen wir noch auf eine Biographie Lafayette's aufmerksam machen, die kürzlich von einem schon seit mehreren Jahren in Paris lebenden deutschen Gelehrten geschrieben ist, der sich durch seine griechische Geschichte und andere historische Arbeiten schon als gründlicher und fleifsiger Historiker bekannt gemacht hat; sie ist unter dem Titel:

General Lafayette von Wilhelm Zinkeisen,

in den »Zeitgenossen«, welche die Brockhausische Buchhandlung

Digitized by Google

in Leipzig herausgibt, im sechsten Band erschienen, wo sie von No. 41. an durch mehrere Hefte geht. Man findet hier, was zunächst bei der Darstellung von Personen und Begebenheiten, die unserer Zeit und ihren Leidenschaften so nahe stehen, verlangt werden kann, genauen und verständigen Bericht der Thatsachen, in einer einfachen, doch lebendigen Sprache ohne jenes rhetorische Beiwerk, unter dem man heutzutage so häufig den Mangel an Kenntnifs des wirklich Geschehenen zu verbergen sucht. Man könnte eher eine zu grofse Ausführlichkeit in der Schilderung der Ereignisse aus der allgemeinen Geschichte tadeln, die man in einer Monographie als bekannt voraussetzen darf, wenn nicht das Werk, dem diese Biographie einverleibt ist, schon zeigte, dafs sie mehr für ein gröfseres gebildetes Publikum, das vor allen Dingen unterhalten seyn will, nicht blofs für Leute, die aus der Sache ein Studium machen, bestimmt ist.

Eduard Prätorius.

Die Wärmelehre des Innern unsers Erdkörpers, ein Inbegriff aller mit der Wärme in Beziehung stehender Erscheinungen in und auf der Erde. Nach physikalischen, chemischen und geologischen Untersuchungen von Dr. G. Bischof u. s w. Umgearbeitete und weiter ausgeführte Ausgabe einer gekrönten Preisschrift. Leipz. 1837. *XXIV.* u. 501. *S.* 8.

Ref. hat im Januarhefte dieser Zeitschrift versprochen, von diesem Werke eine ausführlichere Anzeige zu liefern, als die dort gegebene Uebersicht der physikalischen Literatur gestattete, und es möge daher einige sich darbietende Mufse dazu benutzt werden, dieses Versprechen zu erfüllen. Das Problem der Temperatur-Verhältnisse unserer Erde hat in der jüngsten Zeit das lebhafteste Interesse der Physiker und Geologen rege gemacht, einige, wie Fourier und Poisson haben die bestehenden Gesetze durch das Hülfsmittel des allgewaltigen Calcüls näher zu bestimmen gesucht, andere, an deren Spitze der grofse Führer v. Humboldt steht, bemüheten sich, die vorhandenen Thatsachen gehörig auszumitteln, und systematisch zu ordnen. Unter die Letzteren gehört auch unser Verf., und man mufs gestehen, dafs er einen reichen Schatz des Wissenswürdigen aus diesem Gebiete zusammengetragen hat; aber dieses ist nicht das einzige Verdienst des tiefgelehrten Werkes, sondern der emsige und umsichtige Forscher

Digitized by Google

hat zugleich scharfsinnig geprüft, und was wohl das gröfste Verdienst seyn dürfte, fast alle auf die Temperatur der Erde sich beziehenden Zweige durch genaue Versuche und Beobachtungen erweitert. Wir wollen den Hauptinhalt des Ganzen überblicken, damit unsere Leser eine Uebersicht desselben erhalten, uns aber bei einigen der wichtigern, mitunter noch streitigen, Probleme etwas länger verweilen, denn es giebt derselben genug, die eine nähere Erörterung, mitunter auch eine Discussion, verdienen.

Das erste Capitel handelt über die gegenwärtig wohl hinlänglich constatirte hohe Wärme unterhalb der äufseren Erdkruste, wie zuerst aus der allgemeinen Verbreitung der warmen Quellen nachgewiesen wird. Hierüber hat der Verf. dem Publicum bereits viele schätzbare Thatsachen mitgetheilt und gezeigt, dafs diese Thermen ihre höhere Temperatur weder der an das Wasser gebundenen Kohlensäure, noch chemischen Processen verdanken können, und sie daher aus der Erde mitbringen müssen. Im Gegensatze hiervon giebt es Quellen von geringerer Temperatur, als welche dem Boden am Orte ihres Ursprungs zukommt, und obgleich schon früher, zuerst vielleicht durch Kupffer, geäussert wurde, dafs bei diesen das emporquellende Wasser von hohen Bergen herabkommen und die daselbst herrschende Kälte zum Theil beibehalten müsse, so wird man dennoch mit Vergnügen hier die Wahrheit dieses Satzes durch eine ausnehmend grofse Zahl von beigebrachten Fällen, mit genauen thermometrischen Messungen verbunden, bewiesen finden. Hieraus geht dann von selbst die Folgerung hervor, dafs die Quellen, und namentlich die unveränderlichen, keineswegs ein so geeignetes Mittel zur Bestimmung der mittleren Bodentemperatur der Orte abgeben, als man bisher annahm, und läfst sich diese gleich eben aus den bisher minder geachteten veränderlichen mit grofser Genauigkeit finden, so werden doch hierzu eben so anhaltende und fast gleich zahlreiche Messungen erfordert, als zur Bestimmung der Lufttemperatur, und die durch beide Methoden gefundenen Resultate weichen auf gleiche Weise in den einzelnen Jahren nicht unbedeutend von der gesuchten mittleren Wärme der Orte ab. Der erhaltene wissenschaftliche Gewinn liegt also nur darin, dafs man jetzt die zu vermeidenden Täuschungen genauer kennt, und dadurch gegen irrige Folgerungen gesichert ist, und es kann somit eine andere interessante Frage, wie sich die mittlere Bodentemperatur der verschiedenen Orte zu ihrer mittleren Lufttemperatur verhalte, leichter Erledigung finden. Unser Verf.

Digitized by Google

hält beide für gleich, nach unserer Ansicht dürfte jedoch dieser Satz wohl nicht allgemein gültig seyn, worüber die Zukunft entscheiden muſs, wenn auch nicht durch das minder sichere Verfahren der Messungen des Quellwassers, als vielmehr durch eingegrabene Thermometer. Findet ein Unterschied zwischen der mittleren Luft- und Boden-Temperatur statt, so dürfen wir die Ursache hiervon weniger in den Hydrometeoren, als vielmehr, mindestens zugleich, in dem Umstande suchen, daſs die Bodentemperatur mehr von der Einwirkung der Sonnenstrahlen (wenn nicht von sonstigen unbekannten Ursachen), die der Luft aber mehr von atmosphärischen Strömungen abhängt.

Bei der Auffindung der Bodentemperatur kommt dann zugleich die Frage zur Untersuchung, bis zu welcher Tiefe die Variationen der täglichen, monatlichen und jährlichen Wärme eindringen, welche im achten Capitel besonders abgehandelt wird. Statt der eingegrabenen Thermometer und der Messungen in Höhlen und Brunnen hat der Verf. ein neues sinnreiches Mittel in Anwendung gebracht, welches auch an andern Orten Nachahmung findet, und durch Vervielfältigung der dadurch zu erhaltenden Resultate einen bedeutenden wissenschaftlichen Gewinn verspricht. Es werden zu diesem Ende Löcher, in der Regel nur bis 4 Fuſs, für ausgedehntere Versuche aber bis 30 und mehr Fuſs Tiefe ausgegraben, mit einem hölzernen Schlauche versehen, um mit Wasser gefüllte, an einem Drahte oder mittelst eines Hakens heraufzuziehende Flaschen hineinzusenken; und da diese die Temperatur ihrer Umgebung annehmen, so kann Letztere bei vorsichtiger Vermeidung möglicher Fehler durch thermometrische Messungen mit groſser Genauigkeit gefunden werden. Sehr interessante Betrachtungen, zum Theil aus eigener Ansicht geschöpft, über das Abschmelzen und überhaupt das Verhalten der Gletscher enthält das folgende Capitel, wodurch dann zugleich die wichtige Wahrheit begründet wird, daſs der Boden nothwendig unausgesetzt Wärme zum Abschmelzen des Gletschereises abgeben muſs. Eben so dient die in den beiden folgenden Capiteln enthaltene Untersuchung über den stets gefrorenen Boden einiger Gegenden in Sibirien und über die mit der Tiefe abnehmende Temperatur der Seen und Meere zur Beseitigung der hieraus zu entnehmenden Einwürfe gegen die anderweitig genugsam begründete Wärmezunahme nach dem Innern der Erde.

Der erste Abschnitt des Werkes ist also, wie aus der kurzen

Digitized by Google

Inhaltsanzeige hervorgeht, zunächst dazu bestimmt, die auf der äufseren Kruste unseres Planeten vorkommenden, auf die Wärmeverhältnisse desselben sich beziehenden, Erscheinungen gründlich und umsichtig zu prüfen; im zweiten aber werden diejenigen Erfahrungen erörtert, die man hauptsächlich in den neusten Zeiten gemacht, und in der Absicht zusammengestellt hat, um im Gegensatze gegen die frühere Ansicht von einer eisigen Erstarrung des Erdkern's die Glühhitze desselben daraus abzuleiten. Bevor jedoch die in grofser Zahl bereits durch Versuche in *Bohr*löchern und in den Schachten der Bergwerke erhaltenen Resultate zusammengestellt werden, sucht der Verf. zuerst verschiedene Fragen über diejenigen Bedingungen zu beantworten, die auf die zu erhaltenden Bestimmungen einen mehr oder minder wesentlichen Einfluſs ausüben. Uebergehen wir die minder bedeutenden Gegenstände, den Einfluſs der Meteorwasser, des Klima's im Allgemeinen und der Thermen auf die innere Erdwärme, den Einfluſs der Luft auf die Messungen in Bergwerken, und das ungleiche Wärmeleitungsvermögen der verschiedenen Felsarten, so verdient die hier gründlich durchgeführte Untersuchung über die Höhe und äufsere Gestalt des jedesmaligen Ortes, wo man Messungen über die mit der Tiefe zunehmende Wärme anstellt, vorzugsweise beachtet zu werden. Insofern nämlich *nicht bloſs* die Wärme mit der Erhebung über die Meeresfläche abnimmt, und hierdurch nicht nur die Spitzen der Berge, sondern auch ihre Seiten durch die Länge der Zeit bedeutend abgekühlt sind, so muſs der hieraus entspringende Einfluſs nothwendig diejenige Temperatur bedingen, die man in lothrechter Tiefe von einem gegebenen Puncte der Erdoberfläche an findet. Diese Untersuchung führt dann zu einer andern, bisher noch nirgend in solchem Umfange erörterten Frage, ob nämlich die Bodentemperatur auf gleiche Weise mit der Höhe abnimmt, als die der Luft. Zur Lösung dieser Aufgabe hat der Verf. mit grofsem Fleifse die bisher bekannt gewordenen Messungen, namentlich der Quellentemperatur in verschiedenen Höhen, aufgesucht, dabei dann die Resultate seiner eigenen Messungen neben dem Laboratorio zu Bonn und auf dem 1173 rhein. Fuſs hohen Löwenberge in 4 Fuſs tiefen Bohrlöchern benutzt, vorzugsweise aber legte er die zahlreichen, von Boussingault zwischen 5° S. und 11° N. B. angestellten, bis zur Schneegrenze reichenden, Messungen der Bodentemperatur, deren er 128 in einer Tabelle übersichtlich zusammengestellt

Digitized by Google

hat, bei seiner Berechnung zum Grunde, woraus dann als mittleres Resultat hervorgeht, dafs die Wärme für 677 pnr. F. Höhe um 1° R. abnimmt. Diese Gröfse übertrifft zwar die durch v. Humboldt gefundene um 32 Fufs, allein man wird dem Verf. unbedenklich darin beitreten dürfen, dafs dieser Unterschied keineswegs als bedeutend gelten kann, wenn man berücksichtigt, dafs die Messungen des berühmten Reisenden am Tage angestellt wurden, wo die Temperatur mit der Höhe schneller abnimmt, und dafs so viele Bedingungen, namentlich die constante Temperatur der Schneegrenze = 1°,3 in dortigen Gegenden, auf die Bestimmung der gesuchten Gröfse einen bedeutenden Einfluſs ausüben. Somit liefse sich hierauf der Schluſs gründen, dafs das Gesetz der mit der Höhe abnehmenden Temperatur des Bodens und der Luft, vorausgesetzt, dafs beide an den Abhängen grofser Gebirgsmassen gemessen werden, dasselbe sey. Die angegebenen Thatsachen mit den unter höheren Breiten, namentlich zwischen etwa 45° bis 52° N. B. gemachten Erfahrungen verglichen, führen dann ferner zu dem Resultate, dafs das nämliche Gesetz, welches für niedere Breitengrade aufgefunden ist, auch für höhere gültig zu seyn scheint, und wenn aufserdem die bei den Messungen dieser Art so schwer zu beseitigenden Fehler, namentlich sofern es sich um die Bestimmung der Quellentemperatur handelt, möglichst vermieden werden, so ergiebt sich endlich, dafs überall, mit Ausnahme sehr hoher Breiten, wofür die erforderlichen Thatsachen mangeln, eine gleiche Abnahme der Temperatur des Bodens und der Luft bei hohen Gebirgen stattfindet, so dafs man zur Bestimmung der mittleren jährlichen Wärme eines gegebenen Ortes nur die des Bodens aufsuchen darf, was vermittelst der vom Verf. angegebenen, bis 4 Fufs Tiefe eingesenkten, Apparate ungleich leichter, als durch tägliche Thermometerbeobachtungen geschehen kann.

Der Raum verbietet, auf das Einzelne der vielen, in diesem Abschnitt enthaltenen, interessanten Erörterungen tiefer einzugehen, nach denen dann, in den beiden letzten Capiteln, die Beantwortung der Frage folgt, welche Resultate die bisherigen Messungen in den Schachten der Bergwerke und der artesischen Brunnen zur Bestimmung der mit der Tiefe zunehmenden, oder selbst bis zum Centrum reichenden, Wärme unserer Erde gegeben haben. Man findet hier die vorzüglichsten, zur Lösung dieses Problems aufgefundenen Bestimmungen, aus denen sich ergiebt,

Digitized by Google

dafs die Temperatur der Erdkruste für etwa 100 bis 130 Fufs Tiefe um 1° R. wächst, woraus die nothwendige Folgerung hervorgeht, dafs in 120000 F. Tiefe schon eine die Schmelzung der meisten Metalle bewirkende Hitze von 1000° R. herrschen müfste. Diese nach so vielen übereinstimmenden Thatsachen nicht wohl zu bestreitende Folgerung läfst sich nicht füglich von der Hand weisen, und sie findet in der ganzen Summe der vulcanischen älteren und neueren Erscheinungen, eben wie in der regelmäfsigen Gestaltung unsers Planeten, die einen früheren Zustand, mindestens der Weichheit, voraussetzt, eine gewichtige Stütze, es dürfte aber dennoch räthlich seyn, sich durch ein so grofsartiges, hierin gegebenes, Wunder nicht blenden zu lassen, und die ganz unbegreifliche Hitze, die hiernach im Centrum der Erde herrschen müfste, als wirklich vorhanden zu betrachten; denn dieses setzt eine noch keineswegs erwiesene Wärmezunahme nach einer arithmetischen Progression voraus. Auf allen Fall führt diese Hypothese noch aufserdem zu einem ganz unhaltbaren Resultate; denn nach ihr müfsten die Fossilien im Innern der Erde nicht im Zustande der Flüssigkeit, sondern der Dampfform vorhanden seyn, deren Elasticität die äufsere erhärtete Kruste nicht zurückzuhalten vermöchte, und Poisson hat gewifs Recht, indem er dieses Argument geltend macht, wenn gleich die von ihm deswegen aufgestellte neue Hypothese, wonach die äufseren Lagen der Erde ihre gegenwärtige höhere Temperatur an irgend einer heifseren Stelle im Weltraume angenommen haben sollen, schwerlich Beifall finden wird. Wir werden auf dieses wichtige Problem nochmals zurückkommen, und zuvor sehen, welche Sätze unser Verf. mit der gegenwärtig nach überwiegenden Gründen allgemein angenommenen Hypothese von einer bis zur Glühhitze steigenden Temperatur der unteren Erdkruste in Verbindung bringt.

Diesen Untersuchungen ist der dritte Abschnitt des Werkes gewidmet. Zuerst wird aus triftigen Gründen gefolgert, dafs die bisher aufgestellten Hypothesen, wonach man die vulcanischen Erscheinungen als Folge chemischer Actionen oder eines fortdauernden Verbrennen's betrachtete, zur Erklärung derselben weit weniger genügen, als wenn wir annehmen, dafs der frühere Zustand der Glühhitze noch fortdauert. Man findet hier eine unglaubliche Menge von Thatsachen zusammengestellt, und überall die Quellen gehörig angegeben, damit künftige Forscher das Ein-

Digitized by Google

zelne leichter zu prüfen im Stande sind. Dabei wird dann eine nicht unwichtige Aufgabe gleichfalls erörtert, nämlich wie es zugehe, dafs aus demselben Material vulcanische Gesteine von verschiedener Art gebildet werden, und welchen Ursprung das Wasser und die Kohlensäure in denselben habe. Im Allgemeinen nimmt der Verf. an, dafs beide ursprünglich in den Massen enthalten waren, und durch den enormen Druck am Entweichen gehindert wurden, wonach dann der Basalt und die Laven nach dem Emporkommen an die Oberfläche so viele und grofse Blasenräume erhalten mufsten. Auf gleiche Weise sollen die zahlreichen und höchst ergiebigen Mofetten durch Umwandlung von kohlensaurem Kalk in Folge von Glühhungsprocessen emporsteigen, wonach dann dieses Fossil als binäre Verbindung ursprünglich bei der Bildung des Erdballs vorhanden gewesen wäre. Hier findet man zugleich einen interessanten Versuch des Verf. über das Entweichen von Kohlensäure aus Wasser, wenn sie durch höheren Druck damit verbunden ist, und welcher, neben anderen Gründen, zur Unterstützung des Satzes dienen soll, dafs vorzugsweise, wenn auch nicht ausschliefslich, die Wasserdämpfe das Emportreiben der Laven bewirken. Mit der allgemein vorherrschenden Gründlichkeit sind endlich in diesem Abschnitte auch Untersuchungen über die Entstehung und das Verhalten der verschiedenen Gasarten angestellt, die in grofser Menge an vielen Orten aus der Erde aufsteigen.

Beziehen sich die bisher angezeigten Untersuchungen mehr auf bekannte und namentlich neuerdings vielfach ventilirte Probleme, die jedoch auf eine eigenthümliche Weise von unserm Verf. behandelt und mit vielen neuen Thatsachen bereichert sind, so enthält dagegen der vierte Abschnitt einen früher zwar vielfach theoretisch ventilirten, aber keineswegs nach den neuesten Erfahrungen gründlich erörterten, übrigens höchst wichtigen Satz. Es handelt sich nämlich um die Frage, ob unsere Erde durch fortdauernde erwiesene Wärmeausströmungen stets von ihrer Wärme verliert, oder ob dieser Abgang fortdauernd durch die Verwandlung der Lichtstrahlen in Wärme oder durch Wärmestrahlen, die in Begleitung der Lichtwellen von der Sonne zur Erde gelangen, unausgesetzt compensirt wird. Betrachtet man dieses Problem im Allgemeinen, so fühlt man bald die Menge und Gröfse der Schwierigkeiten, die seiner Lösung entgegenstehen. Man hat sich die Sache leicht gemacht, indem man annahm, das Sonnen-

Digitized by Google

licht bringe stets Wärme, es führe sie der Erdoberfläche zu, und die hierdurch entstandene kehre in den unermefslichen Himmelsraum zurück. Hierbei ist allerdings thatsächlich, dafs die Sonnenstrahlen erwärmen, aber keineswegs, dafs sie in Wärme verwandelt werden, oder von Wärmestrahlen begleitet sind. Es dürfte hiermit eben so gehen, als früher mit der Theorie des Lichts, indem man dem allerdings gegründeten Einwurfe, dafs die Sonne durch ewiges Ausstrahlen des Lichtes nothwendig abnehmen müsse, das Argument von ihrer unermefslichen Gröfse entgegensetzte, und die unfafsbare Vorstellung von einer stets gleichmäfsigen quantitativen Ausströmung eines über alle Vorstellung elastischen Lichtäthers durch die Voraussetzung, dafs es doch so möglich seyn müsse, weil es factisch so gefunden werde, sich selbst aufzuzwingen strebte. Eben so wird es für Ref. und gewifs viele andere stets unfafsbar bleiben, wie die Wellen des Lichtäthers auf der Erde in Wärme verwandelt werden, oder wie eigenthümliche Wärmestrahlen auf oder in den Wellen des Lichtäthers in stets gleichem quantitativen Verhältnisse der Erde zufliefsen, um nach einer so rapiden Bewegung langsam und bedächtig sich wieder in den Himmelsraum zu schleichen, blofs aus dem Grunde, weil einmal thatsächlich erwiesen ist, dafs die Erde nach verschwundenem oder weniger intensivem Impulse der Lichtstrahlen wieder erkaltet. Ich zweifle keinen Augenblick, dafs man künftig sagen wird, es sey besser gewesen, das dunkle Problem unerklärt zu lassen, als eine solche Erklärung aufzustellen. Inzwischen hat die Hypothese grofse Autoritäten für sich, und wird daher ihr Ansehen noch lange behaupten. Unser Verf. geht sehr zweckmäfsig auf eine directe Erörterung dieses eben so weitschichtigen als dunkelen Problems nicht ein, sondern bemüht sich, durch Constatirung wichtiger Thatsachen den Weg mehr zu ebnen, auf welchem man dereinst zur Lösung desselben zu gelangen hoffen darf.

Bekanntlich wurde die ganze Untersuchung über das allmälige Erkalten unseres Erdballs zuerst angeregt durch das Auffinden tropischer Thier- und Pflanzenreste, die sich in nördlichen Gegenden und sogar zum Theil im ewigen Eise unserer Hemisphäre begraben finden, und deren Untergang meistens durch eine plötzliche Katastrophe, eine von S.W. her einbrechende grofse Fluth, erklärt wird. Es durften daher die früheren Aeusserungen der berühmtesten Gelehrten über dieses Problem, eines Büf-

Digitized by Google

fon, Cuvier, v. Humboldt und anderer nicht übergangen werden. Hieran knüpfen sich von selbst die neuesten Erfahrungen, aus denen unwidersprechlich hervorgeht, dafs auch selbst unter mittleren Polhöhen in jenen älteren Zeiten, als die roheren Gebilde des Pflanzen- und Thier-Reiches in der Erdkruste begraben wurden, eine höhere Temperatur geherrscht haben mufs, ja was noch mehr ist, dafs sogar die ungleiche Beschaffenheit der übereinander gelagerten Reste unzweideutig auf eine allmälige Abnahme der mittleren Wärme schliefsen läfst. Die hierüber bekannten Thatsachen sind durch unseren Verf. noch durch eine sehr interessante und wichtige vermehrt, indem aus Gräser's Untersuchungen der Pflanzenreste, die sich in den 44 über einander liegenden Schichten der Eschweiler Steinkohlen-Mulde finden, evident hervorgeht, dafs diese vegetabilischen Reste der vorgeschichtlichen Zeit successiv in einem Zeitraume begraben wurden, während dessen die Temperatur allmälig abnahm. Eben dieses gilt auch von fossilen Thierresten jener Urzeit, wogegen die Gebilde der neuesten Periode unter den Tropen auf ein tropisches, unter höheren Breiten auf ein gemäfsigteres Klima deuten, so dafs hieraus eine von den Polen an beginnende allmälige Abkühlung unsers Planeten anzunehmen wäre. Dieses Resultat wird im höchsten Grade wichtig durch ein anderes, auf gleiche Weise unwidersprechlich erwiesenes, wonach die mittlere Temperatur der jetzt bekannten Orte während der historischen Zeit sich im Ganzen nicht geändert hat. Letzteres geht aus der, im Ganzen sich gleichbleibenden, Ausdehnung der Gletscher hervor, hauptsächlich aber aus den Untersuchungen von Schouw und Arago, wonach das Klima in Palästina und Aegypten zu Moses Zeiten nicht anders war, als jetzt, so dafs also diese Periode des Gleichbleibens über 3000, fast 3300 Jahre begreift, wenn wir sie nicht noch weiter ausdehnen wollen. Unser Verf. legt aber nicht diese Gröfse zum Grunde, sondern bezieht sich auf die Nachweisung von La Place, wonach sich die Rotationszeit der Erde seit Hipparch's Zeiten um keine Zeitsecunde geändert haben kann, und die Wärmeabnahme daher nach Fourier's Berechnung weniger als $0^0,03$ C. betragen mufs.

Eine unmittelbare Folgerung aus diesen, auf unzweifelhaften Thatsachen beruhenden, Schlüssen ist die, dafs die Temperatur unserer Erde sich seit jener Zeit in einem gewissen stabilen Zustande befindet, wonach der erweislich bedeutende fortwährende

Wärmeverlust durch Wärmeaufnahme entweder völlig compensirt werden, oder so langsam fortschreiten mufs, dafs er ohngeachtet der langen zum Grunde liegenden Periode immer noch nicht mefsbar ist, was nach der bereits erwähnten gangbaren Hypothese so viel heifst als: der stete Verlust durch Strahlung wird durch die Wärme des Sonnenlichts völlig, oder mit einem nach Jahrtausenden noch nicht merklichen Mangel oder Ueberschusse wieder compensirt. Auf diese Weise werden die Schwierigkeiten allzuleicht beseitigt, als dafs die Hypothese Vertrauen erwecken könnte, um so mehr, als die Aetiologie dieser Strahlung und die Ursachen, wodurch sie erzeugt und bedingt wird, noch überall kein Gegenstand einer näheren Untersuchung geworden sind. Nimmt man hinzu, dafs Variationen der jährlichen Wärme sich nicht tiefer als bis etwa 100 Fufs unter die Oberfläche der Erde erstrecken, so mufs hiernach die Erde ihre noch vorhandene Wärme im Innern fortdauernd bewahren. Die Veränderungen der Temperatur erstrecken sich blofs auf die äufserste Kruste, und der gegenwärtige Zustand ist ein ohne Ende fortdauernder. Wie überall bei den Forschungen im Gebiete der Natur stellen sich auch hier wieder unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, wovon die eine in der Ungleichheit der Bodenwärme liegt, indem man in Sibirien bei mehr als 100 Fufs Tiefe noch immer im Eise gräbt, statt dafs in Lappland der Boden unter dem Schnee gar nicht gefriert, die andere in dem grofsen Wärmeverluste sich darbietet, welchen die Erde fortdauernd erleidet. Diesen letzteren Gegenstand, wobei leider Bestimmungen des Quantitativen aufser dem Bereiche der Möglichkeit liegen, hat unser Verf. ausführlich behandelt. Er nimmt fünf Ursachen an, wodurch die Erde fortwährend Wärme verliert, wozu Ref. noch eine sechste setzen möchte, nämlich die Abgabe der Bodenwärme an die Luft an allen denjenigen Orten, wo die mittlere Temperatur des Bodens gröfser ist, als die der Luft, wie namentlich in Skandinavien, insofern nach den jetzt herrschenden Ansichten kein Grund vorhanden ist, warum dort der Boden nicht auf gleiche Weise allmälig erkalten sollte, als an andern Orten unter gleichen geographischen Breiten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 37. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bischof, die Wärmelehre des Innern des Erdkörpers.

(Beschluſs.)

Die fünf, vom Verf. einer genauen Prüfung unterworfenen, Mittel einer steten Wärme-Abgabe des Erdballs sind 1) die Thermen; 2) das Abschmelzen der Gletscher durch die Bodenwärme; 3) das Aufsteigen des wärmeren Wassers in See'n und im Meere; 4) die vulcanischen Ausbrüche und 5) die Gasexhalationen. Abstrahiren wir hierbei von der dritten Ursache, worüber Ref. die Ansichten des Verf. nicht theilt, weil in den Tiefen der See'n eine constante Temperatur von etwa 5° C. herrscht und keine Spuren eines Aufsteigen's erwärmten Wassers angetroffen werden, welches über 8° C. warm seyn müſste, um specifisch leichter als das bei 0° C. zu seyn, über das Verhalten des Meeres aber, bei den unermeſslichen Strömungen und wegen unserer Unbekanntschaft mit der Temperatur des Meeresboden's sich nicht wohl mit Sicherheit etwas bestimmen läſst, so sind die andern vier Ursachen dafür desto wirksamer, und man kann nur sagen, daſs wir bei der unermeſslichen Gröſse unsers Erdballs und seiner groſsen inneren Hitze die Wirkungen derselben nicht wahrnehmen. Immerhin muſs es aber als etwas Auffallendes gelten, daſs die bedeutende innere Erdwärme nicht merkbar bis zur Oberfläche dringt, wenn anders die an einigen Orten über die mittlere Lufttemperatur hinausgehende Bodentemperatur hierauf nicht beruhet, und daſs an verschiedenen Puncten so starke Ausströmungen von Wärme stattfinden, ohne daſs die Quelle derselben jemals versiegt oder nur merklich weniger ergiebig wird. Auch die Frage, wie es sich mit den Schwankungen der Wärme in den obersten Schichten der Erdkruste verhält, indem diese bald von Aufsen Wärme durch die Sonnenstrahlen erhalten, bald an die kältere Luft abgeben, wie tief die Wechsel der Temperatur hinabgehen, und ob damit ein Wärmeverlust des Innern der Erde vereinbar sey, ist vom Verf. untersucht, der Raum verstattet indeſs nicht, Einzelnes hierüber mitzutheilen, und wir wollen nur bemerken, daſs nach seiner Ansicht drei groſse Perioden von unbestimmbarer Länge sich unterscheiden lassen, während welcher die Wärme der

Digitized by Google

Erde von der Glühhitze bis zu ihrer jetzigen stabilen Temperatur herabkam. Dabei wollen wir noch eine sinnreiche Hypothese erwähnen, welche mindestens eben so sehr, als alle die übrigen, zur Lösung dieses Problem's ersonnenen, Beachtung verdient. Der Verf. meint nämlich, das Einschliefsen urweltlicher Thierreste in das Eis der nördlichen Polarzone liefse sich leichter aus einer in südlicher Richtung erfolgten, und durch eine grofse Senkung herbeigeführten Fluth des Polarmeeres erklären, als durch eine, auf allen Fall unstatthafte, von Süden her. Ein plötzliches Erkalten mancher Gegenden durch Ueberdeckung mit unermefslichen Eismassen müfste die Folge hiervon gewesen seyn, auch liefsen sich die von Norden her zugeführten Granitblöcke auf den Ebenen an der Ostseeküste u. s. w. damit in Verbindung bringen.

Eine der wichtigsten Untersuchungen des Verf. ist in den Nachträgen enthalten, die im Ganzen sehr zur Ergänzung der im Werke selbst abgehandelten Gegenstände dienen. Im Ganzen gereicht es ihm sehr zum Ruhme, dafs er neben vielen Berufsgeschäften sofort die bei seinen Untersuchungen vorkommenden dunkelen Puncte durch Versuche aufzuhellen sucht, so weit dieses möglich ist, wodurch dann, wie bereits erwähnt wurde, die Summe der vorhandenen Thatsachen auf allen Fall noch eine Vermehrung erhält. Dahin gehören namentlich und hauptsächlich die hier erwähnten zahlreichen Messungen der Quellentemperaturen, die Versuche mit in die Erde gesenkten Wasserflaschen, die über das Wärmeleitungsvermögen des Wassers in 6 Fufs hohen Röhren, insbesondere die sehr schätzbaren über die geringe Wärme der selbst durch Glühhitze aus dem Kalke ausgetriebenen Kohlensäure, weil die angewandte Hitze zur Expansion dieses Gases verbraucht wird, und endlich die noch besonders zu erwähnenden über die Erkaltungsgesetze grofser geschmolzener Basaltkugeln. Mit Hülfe des Hrn. Althans wurden diese Versuche auf der Saynerhütte angestellt. Im Ganzen wurden 3 Basaltkugeln von 21 ; 27,27 und 9,39 rhein. Zoll Durchmesser zu Stande gebracht, die mit hineingehenden geeigneten Löchern versehen waren, um die Gesetze des Erkaltens vermittelst in verschiedene Tiefen eingesenkter Thermometer zu ermitteln. Die hier mitgetheilten Resultate beziehen sich jedoch blofs auf die mit der 21 zölligen Kugel angestellten Versuche, die mit den beiden andern erhaltenen sollen demnächst bekannt gemacht werden. Stellen wir die Ergebnisse dieser interessanten Versuche kurz zusammen,

so wurde zuerst die Schmelzhitze des Basalts gröfser, als die des Kupfers, also über 1118° R. gefunden, die also mit der der flüssigen Laven genau zusammenfällt. Mehrere, die Beschaffenheit des geschmolzenen Basalts betreffende, für Geologen sehr interessante Ergebnisse übergehen wir mit Stillschweigen. Von gröfster und allgemeiner Wichtigkeit ist aber, dafs durch diese grofsartigen Versuche das durch Newton aufgestellte Gesetz der Erkaltung erhitzter Körper völlige Bestätigung gefunden hat, wovon dann der Verf. einige sehr interessante Anwendungen macht. Nach diesem Gesetze und mit Hülfe der aus den Versuchen unmittelbar gefundenen Constanten werden zuerst die Zeiten berechnet, während welcher Berge von Lava und Basalt von ihrer Schmelzhitze bis zur Temperatur ihrer Umgebung herabgehen, wodurch man auf allen Fall genäherte, mit gegebenen Erfahrungen vergleichbare Resultate erhält. Fourier's Berechnung ergiebt unter der Voraussetzung, dafs in Gemäfsheit der oben erwähnten Bestimmung der unveränderten Rotation unserer Erde nach La Place die mittlere Wärme der Erde seit Hipparch's Zeiten, also während 1977 Jahren, sich um nicht mehr als 0°,024 R. vermindert haben könne. Wird diese Gröfse als wirklich angenommen, die Wärme des Weltraums aber = 45°,6 und die mittlere unter dem Aequator = 22° gesetzt, so ist der Unterschied beider jetzt 67°,6 und war zu Hipparch's Zeiten = 67°,624, mithin ist der Exponent der geometrischen Reihe, welche die Erde bei ihrer Erkaltung durchläuft, für diesen Zeitraum = 1,000355, und es ergiebt sich die Zeit der Abkühlung um 1° R. durch die Formel

$$\frac{67{,}624}{66{,}624} = 1{,}015 = 1{,}000355^{x}$$

woraus $x = 41{,}9$ und die Zeit dieser Erkaltung $= 41{,}9 \times 1977$ Jahre, oder in runder Zahl 82836 Jahre hervorgeht. Wird die Zeit gesucht, während welcher die Erde nur noch 0°,01 Ueberschufs über die Temperatur des Weltraumes haben würde, was als der Zeitpunct ihrer gänzlichen Erkaltung gelten kann, so giebt die Formel

$$\frac{67{,}624}{0{,}01} = 6762{,}4 = 1{,}000355^{x}$$

für x der Werth von 24838,5 und mithin die Zahl der Jahre $= 1977 \times 24838{,}5$, also 49105914 Jahre. Endlich giebt die nämliche Formel (wenn sie anders auf diesen Fall noch anwendbar

ist, sofern es sich nicht um die Abkühlung der ganzen Erde, sondern nur eines Theiles handelt) für die Zeit, während welcher die gemäfsigte Zone von der äquatorischen Wärme von 22° zu ihrer jetzigen von 8° herabsank,

$$\frac{67^{\circ},624}{53^{\circ},6} = 1,2611 = 1,000355^{x}$$

also $x = 653,4$ und die Zeit $= 653,4 \times 1977 = 1291772$ Jahre. Es müfsten sonach über ein und ein Viertel Millionen Jahre verflossen seyn, seitdem die Reste tropischer Thiere und Gewächse, die wir jetzt auffinden, im Schoofse der Erde begraben wurden.

Sind diese Bestimmungen gröfser, als die meisten Forscher erwarteten, so läfst sich zwar nicht verkennen, dafs die dabei zum Grunde liegenden Constanten keineswegs als absolut richtig gelten können, ja sogar sich nicht einmal bestimmen läfst, in wie weit sie als genähert zu betrachten sind. Diese Betrachtung setzt zwar die erhaltenen Resultate sehr in Schatten, von der andern Seite aber sind die angenommenen Constanten auf allen Fall nicht zu grofs, vielmehr im Gegentheil zu klein. La Place sagt nämlich nicht, dafs die Rotationszeit seit Hipparch um 0,01 Secunde abgenommen habe, in welchem Falle die angegebene Abkühlung nicht mehr als 0°,024 R. betragen haben könnte. sondern er behauptet, sie habe nicht so viel abgenommen, und die Wärmeminderung mufs daher gleichfalls geringer seyn, als die angenommene von 0°,02 R., ja die Periode von 1977 Jahren läfst sich aus astronomischen Gründen leicht bis zu 3000 Jahren und darüber annehmen, so dafs hiernach die gefundenen Zahlen der Jahre noch um ein Vielfaches vergröfsert werden. Diese Betrachtungen gewinnen an Interesse, wenn wir dem Verf. bei seinen weiteren Untersuchungen folgen, in denen er die Abkühlungszeiten seiner Basaltkugel mit denen einer Kugel von der Gröfse unseres Erdballs vergleicht. Die hierbei zum Grunde liegenden Elemente sind gewifs nicht weniger sicher, als die so eben benutzten, obgleich ihrer absoluten Zulässigkeit der wichtige Umstand im Wege steht, dafs die Basaltkugeln in einer Umgebung von Luft, und auf drei Puncten unterstützt, die Erde aber im leeren Himmelsraume frei schwebend erhaltete, wobei noch aufserdem das Leitungsvermögen derjenigen Substanzen in Betrachtung kommt, woraus der Erdkern besteht. Dieses bei Seite gesetzt, findet der Verf. durch diese zweite Methode der Berechnung die oben erhaltenen Abkühlungszeiten fünfmal so grofs.

Digitized by Google

Fassen wir alle diese Ergebnisse zusammen, und verbinden wir sie mit so manchen andern Thatsachen, die über die Temperaturverhältnisse unserer Erde aufgefunden sind, so scheint alles darauf hinzudeuten, dafs die Erde ihre eigenthümliche Wärme festhält, und die Schwankungen der Temperatur blofs als Folgen von Bindungen und Entbindungen dieser zu betrachten sind, auf allen Fall befindet sie sich jetzt in einem stationären Zustande, wonach sie wahrscheinlich gar keinen eigentlichen Verlust von Wärme mehr erleidet; wenigstens ist dieses leichter anzunehmen, als eine wirkliche Verminderung, die aber in so unfafsbar langen Perioden kaum oder vielmehr überall nicht merkbar werden soll.

Meteorologische Untersuchungen. Von H. W. Dove, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin Berlin 1837. *VIII. u. 344 S. 8. Mit 2 Steindrucktafeln.*

Auch diese Schrift hat Ref. ausführlicher anzuzeigen versprochen, und er benutzt daher die gegebene Mufse, um sich dieser übernommenen Verpflichtung zu entledigen. Der Verf. hat sich durch die sinnreiche und gründliche Behandlung einiger der schwierigsten Probleme aus dem Gebiete der Meteorologie bereits einen berühmten Namen erworben, und alle deutsche Physiker haben gewifs mit Vergnügen und zu wahrhafter Belehrung seine gehaltreichen Abhandlungen in den allgemein bekannten Annalen von Poggendorff gelesen, die als wichtigste inländische Zeitschrift für Physik und Chemie sich noch immer unvermindert durch Reichthum und Gediegenheit vortheilhaft auszeichnen. Die hierin enthaltenen Aufsätze meteorologischen Inhalts sind hier theils unverändert, theils vermehrt wiedergegeben, und daher grofsentheils schon bekannt. Weniger wird dieses der Fall seyn mit einer einleitenden Abhandlung, welche unter dem Titel: Ueber den innern Zusammenhang der Witterungs-Erscheinungen, in den Königsberger Vorträgen über Naturwissenschaft bereits gedruckt war, und hier etwas verändert wiedergegeben wird. Sie enthält eine, vom Verf. selbst populär genannte, aber darum nicht minder tief in das Wesen der Gegenstände eingehende, Darstellung der behandelten Probleme, ohngefähr in der Manier, wie es deren einige von Arago giebt, und ihre weitere Bekanntmachung wird daher gewifs allen denen willkommen seyn,

welche die Königsberger Beiträge nicht besitzen. Insbesondere zeichnet sich diese Abhandlung durch eine lebendige, zugleich aber sehr klare und präcise Darstellung aus, die noch obendrein durch zahlreiche, die Aufmerksamkeit erregende, Bemerkungen das Interesse des Lesers erhöhet. Beispielsweise führen wir die Stelle S. 4 an, wo gezeigt wird, dafs ungewöhnlich grofse und auffallende Erscheinungen weit weniger geeignet sind, die Naturgesetze aufzuklären, als kleinere, oft wiederkehrende und der anhaltenden näheren Betrachtung zugängliche, und es dann heifst: »dadurch, dafs man durch ungeheure elektrische Batterieen die stärksten Thiere zu tödten suchte, ist die Elektricitäts-Lehre um keinen Schritt weiter gekommen, ihre Fortschritte verdankt sie Coulomb's Drehwage, wo man mit Kügelchen experimentirt, die eine einmal geriebene Siegellackstange elektrisirte. Knight's grofse Magnete haben weiter nichts geleistet, als die magnetischen Bestimmungen für London unsicher zu machen.« S. 72 wirft der Verf. die Frage auf, warum man die meteorologischen Skalen der Barometer nicht längst gänzlich verbannet habe. Ref. würde sagen, es komme dieses daher, weil die einfachen, und klar, aber eben deswegen scharf aufzufassenden, und nach Inhalt so wohl als auch nach der Form von den hochtrabenden und dunklen Theorieen der neuesten Philosophie wesentlich verschiedenen, physikalischen Gesetze noch keineswegs hinlänglich allgemein bekannt sind, um durch bessere Einsicht des Wahren einen eingewurzelten Irrthum zu beseitigen; weit anziehender für den Leser sagt aber der Verf., »der Grund ist ein doppelter. Die Physiker wissen, dafs ein Vorurtheil immer ein Urtheil sey, sie vermuthen also, dafs etwas Wahres wohl zum Grunde liegen möge, die andern aber finden eine Genugthuung darin, mit der Reflexion über ihrem Barometer zu stehen, das so oft falsch gehe, so wie man sich amüsirt, wenn im Kalender gelindes Wetter eintritt, während man in der Wirklichkeit fast vor Kälte stirbt.«

Von den sechs Abhandlungen des Werkes wollen wir nur den Hauptinhalt anzeigen, da ihr Werth bereits anerkannt ist. Der erste handelt über den Zusammenhang der Winde mit dem Drucke, der Temperatur und dem Feuchtigkeitszustande der Atmosphäre, wonach die barometrische, die thermische und die atmische Windrose für Paris aus dortigen Beobachtungen berechnet wird. In der zweiten findet man das Drehungsgesetz des Windes untersucht, wonach derselbe auf der nördlichen Halbkugel die Ten-

Digitized by Google

denz hat, von Nord durch Ost, Süd und West herumzulaufen, während auf der südlichen Halbkugel ein entgegengesetztes Verhalten stattfindet, und es war daher interessant, dieses Gesetz zuerst theoretisch aus der Axendrehung der Erde, verbunden mit den Strömungen von den Polen nach dem Aequator hin, abzuleiten, und alsdann die wirkliche Existenz desselben aus Erfahrungen auf beiden Hemisphären nachzuweisen. Hiermit in unmittelbarer Verbindung steht die dritte Abhandlung, welche von den mittleren Veränderungen des Barometers, des Thermometers und des Hygrometers, abgeleitet durch Combination des Drehungsgesetzes mit den Windrosen handelt. Von grofser Wichtigkeit und eine Menge interessante meteorologische Phänomene genauer bestimmend ist die vierte Abhandlung, worin die Hydrometeore und die sie bedingenden Luftströme zur näheren Untersuchung kommen. In der fünften und sechsten Abhandlung, die hier bedeutend erweitert wiedergegeben werden, findet man die allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre, wozu vorzugsweise die Passatwinde und Mussons gehören, weit gründlicher und klarer entwickelt, als meistens zu geschehen pflegt, wenn man sich mit allgemeinen Bestimmungen über das Ganze begnügt, oder einzelne Ergebnisse ausführlich darlegt. Beispielsweise sind auch die plötzlichen Depressionen des Barometers, deren zwei am 24. Dec. 1821 und am 2. Febr. 1823 Brandes zum Gegenstande einer eigenen, sehr schätzbaren Dissertation machte, als mit den allgemeinen Gesetzen übereinkommend nachgewiesen. In der sechsten Abhandlung werden endlich die mittleren Zustände der Witterungsverhältnisse und ihre periodischen Veränderungen zusammengestellt, namentlich der Luftdruck, die Temperaturen, der Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre und der Einfluss der Windsrichtungen auf alle diese Phänomene, woraus man den Zusammenhang der Letzteren unter einander erkennt, die isolirt betrachtet nicht anders als gröfstentheils blofs dem regellosen Zufalle unterworfen erscheinen können.

Ist gleich der Hauptinhalt dieser Abhandlungen in den mit Recht so viel verbreiteten Annalen der Physik enthalten, so wird man sie doch gern und dankbar hier erweitert, übersichtlich zusammengestellt, und mit der genannten trefflichen Einleitung versehen annehmen, und vielfache Belehrungen daraus schöpfen. Ref. erlaubt sich eine kurze Anzeige von folgenden drei Werken hinzuzufügen.

Instructions pour faire des Observations météorologiques et magnétiques; rédigées par A. T. Kupffer. Membre de l'Académie imp. des sciences de St. Pétersbourg. Petersb. 1836. X. u. 83 S. 8. mit 2 Ktfln.

Es giebt immer noch viele, die in Rufsland den Sitz der höchsten Uncultur sehen wollen, und denen es ein Vergnügen macht, aller sprechenden Beweise für das Gegentheil ungeachtet in diesem Irrthume zu beharren, so leicht es auch für sie seyn würde, sich im Gegentheil von den reifsenden Fortschritten zu überzeugen, welche alle Zweige der Wissenschaften und Gegenstände der Cultur durch liberale Anregung von oben und Anwendung der grofsartigsten Hülfsmittel dort machen. Einen neuen Beweis davon liefert die vorliegende Schrift. Meteorologische Beobachtungen wurden seit langer Zeit in allen Europäischen Staaten angestellt, und für die neuesten magnetischen ist ein allgemeines Interesse sogar der höheren und höchsten Behörden angeregt*), allein aus Mangel an Ausdauer und zweckmäfsiger Methode ist unter der unmefsbaren Masse verhältnifsmäfsig nur wenig Brauchbares, und der Physiker sieht sich vergebens nach genügenden Thatsachen um, wenn er irgend ein interessantes Problem zu lösen beabsichtigt. Um Aehnliches zu vermeiden, die Mühe nicht nutzlos zu verschwenden und von der Brauchbarkeit der erzielten Resultate in Voraus überzeugt zu seyn, ist in Petersburg ein Normal-Observatorium errichtet und mit den erforderlichen Instrumenten versehen, damit die bei den entfernten Bergwerken angestellten Officianten die Apparate und die Methode des Beobachten's kennen lernen, und an den bestimmten Stationen ähnliche herstellen, wenn sie daselbst nicht schon vorhanden sind. Meistens nehmen diese gründlich gebildeten jungen Gelehrten in Petersburg verfertigte, den normalen ganz gleiche, Apparate mit, und selbst die Observatorien werden von dieser Hauptstadt des unermefslichen Reiches an diejenigen Orte mitgenommen, wo noch zur Zeit die technischen Mittel fehlen, um sie daselbst verfertigen zu lassen. Die vorliegende Schrift enthält nun eine Beschreibung dieses normalen Observatoriums, der da-

*) Während die Vorrichtungen zur Anstellung correspondirender magnetischer Beobachtungen an so vielen Orten des russischen Reiches hergestellt werden, mufs es erfreulich seyn, aus dem Berichte des Herzogs von Sussex an die Kön. Societät in London zu ersehen, dafs zu Greenwich bereits ein magnetisches Observatorium errichtet und die Herstellung vieler anderer im ausgedehnten brittischen Reiche beschlossen ist.

rin befindlichen Apparate und der Methoden, sie zu gebrauchen, damit zu beobachten und die erhaltenen Resultate zu berechnen, mit der dem rühmlichst bekannten Verfasser eigenthümlichen Genauigkeit und Bestimmtheit vorgetragen.

Beiträge zur Physik und Chemie. Eine Sammlung eigener Erfahrungen, Versuche und Beobachtungen, von Dr. R. Böttger u. s. w. Frankf. 1838. *VIII. u.* 128 *S.* 8. *Mit einer Steindrucktafel.*

Der Verf. ist bekanntlich ein sehr fleifsiger und gewandter Experimentator, und ein aufmerksamer Beobachter der ihm bei seinen Versuchen vorkommenden abnormen Erscheinungen. In der vorliegenden Schrift theilt er 32 theils kürzere, theils längere Notizen gröfstentheils chemischen, zugleich auch physikalischen und technischen Inhalts mit, wie sie gewöhnlich in den Zeitschriften schnell verbreitet und zur Kenntnifs des gröfseren Publikums gebracht zu werden pflegen. Sie alle anzuzeigen würde zu viel Raum erfordern, Ref. erlaubt sich dagegen, einige auf die Mittheilungen bezügliche Bemerkungen hinzuzufügen. Interessant ist die in No. IV. mitgetheilte Erfahrung, dafs die flachen, auf hufeisenförmige Magnete genau passenden, Anker nach dem Magnetisiren des Stahls nicht mehr überall anschliefsen, und man daher wohl thut, sie nach anfänglichem Streichen mittelst etwas Baumöl und Schmirgel vollkommen passend aufzuschleifen. Das genaue Anschliefsen der Anker ist ohne Zweifel zur Verstärkung der magnetischen Intensität vortheilhaft, denn Ref. hat gefunden, dafs starke Magnete, wenn sie durch anhaltende Manipulationen bedeutend geschwächt waren, durch das Anlegen solcher Anker ohne Weiteres mit der Zeit den gröfsten Theil ihrer Kraft wieder erlangten. Auch den Beitrag zur Erzeugung der sogenannten Nobili'schen Figuren in No. XIV. hat Ref. mit Vergnügen kennen gelernt. Die in No. XVIII. angegebenen verschiedenartigen Gestaltungen der gröfseren Tropfen beim Leidenfrost'schen Versuche hat Ref. gleichfalls wahrgenommen, jedoch den regelmäfsigen Wechsel dabei nicht erkannt, wie ihn der Verf. gesehen zu haben behauptet. Die Erklärung hängt mit der des ganzen Phänomen's zusammen. Der Tropfen befindet sich im Conflicte verschiedener Kräfte, die seine Gestalt bedingen, namentlich die Adhäsion der einzelnen Wassertheilchen unter sich, und eine viel schwächere gegen die glühende Metallfläche, die Schwere und die Expansion des sich bildenden Dampfes, endlich aber die aus-

strahlende Wärme; durch die gemeinschaftliche Wirkung aller dieser wird er in wellenartige Bewegungen versetzt, die seine Gestalt ändern, aber bei geringem Durchmesser zu klein sind, um wahrnehmbare Formveränderungen zu erzeugen. Sehr räthselhaft sind die Erscheinungen, die in Nro. XXIII. über das Entzünden des Phosphors durch einen Flaschenfunken angegeben werden. Ref. erinnert sich nicht genau der hierbei vorkommenden Phänomene, weifs aber aus zahlreichen Erfahrungen, dafs der Phosphor sich in der Regel nicht entzündet, wenn man ihm, auf dem positiven Conductor liegend, einen in der Hand gehaltenen metallischen Leiter nähert, was dagegen stets augenblicklich erfolgt, wenn er am Letzteren befestigt ist. Die Auffindung der Ursache würde wiederholte Versuche zur genaueren Constatirung der gesammten, hierauf bezüglichen, Erscheinungen erfordern.

Zur Fundamentalphysik. Oder Andeutungen eines einzig möglichen physikalischen Systems. *Altona* 1838. *XV.* u. 408. *S.* 8.

Ref. zeigt dieses Werk an, um dem Vorwurfe zu begegnen, als ob die Physiker aus Furcht, ihren abgöttisch verehrten Newton in Schatten gesetzt zu sehen, in Voraus alle solche Werke unbeachtet bei Seite legten, die eine Reformation des Bestehenden ankündigen. Dieses ist durchaus nicht der Fall, im Gegentheil aber kann allen wiederholt auftretenden Reformatoren der physikalischen Grundprincipien der gerechte Verwurf gemacht werden, dafs ihnen fortdauernd eine klare Vorstellung der durch Newton befolgten Methode und der dadurch erzielten Resultate mangelt. Es herrscht noch immer das Vorurtheil, als sey Newton durch einen glücklichen Gedanken, oder wohl gar durch den Fall eines Apfels auf sein Gravitationsprincip verfallen, habe dieses als höchsten Erklärungsgrund aller Naturerscheinungen aufgestellt, und dieser sey aus Unlust zur näheren Prüfung seitdem allgemein beibehalten. Die Sache verhält sich aber ganz anders. Newton kannte die durch Keppler aufgefundenen Bewegungsgesetze der Himmelskörper, und die durch Galiläi entdeckten Gesetze des freien Falles; beide lagen als blofse Ergebnisse zahlloser Beobachtungen thatsächlich vor, und Newton warf sich selbst die Frag auf, ob nicht ein im Himmelsraume schwebender Körper rücksichtlich eines anderen solchen Körpers gleichen Gesetzen folge, als ein Stein in der Entfernung von der Erde gegen diesen Planeten. Statt diese, wie sich später ergeben hat,

Digitized by Google

sinnreiche Hypothese sogleich bekannt zu machen, prüfte er sie am Monde, und mafs, ob dieser Trabant nach einem gleichen Gesetze in einer gegebenen Zeit gegen die Erde falle, als ein Stein dort gegen sie mit Rücksicht auf seine sonstige Bewegung fallen würde. Leider waren die Gröfsenbestimmungen, die hierbei angewandt wurden, falsch, das erhaltene Resultat war sonach unrichtig, und der bescheidene Forscher gab seine Hypothese auf, weil er dachte, die Erfahrung sey einmal etwas Gewisses, und kein Gesetz zulässig, wenn es mit dieser nicht genau übereinstimme. Sobald aber spätere geodätische Messungen richtigere Bestimmungen gaben, nahm er das Problem aufs Neue vor, gelangte zu einem der Erfahrung angemessenen Resultate, dehnte die Hypothese weiter auf die Bewegungen der übrigen Planeten aus, fand überall Uebereinstimmung, folgerte dann die Abplattung der Erde, die Anziehung des Bleilothes durch grofse Bergmassen, die Ursache der Ebbe und Fluth, und das Verhältnifs der Schwungkraft zur Schwere. Das allen diesen Phänomenen zum Grunde liegende Princip nannte er das Gravitations-Gesetz, ohne sich um dessen Ursprung und Wesenheit weiter zu kümmern, weil er wohl einsah, dafs der endliche menschliche Verstand wohl vermag, gewisse Summen zusammengehöriger Erscheinungen unter ein allgemeines Gesetz zu bringen, das Wesen der Dinge zu ergründen sich aber gar nicht unterfangen dürfe. Weil aber das durch Newton angewandte Verfahren über eine Menge Erscheinungen ein so unerwartetes Licht verbreitete und so viel Gewifsheit in das vorhin Ungewisse brachte, so sind seitdem die gründlichen Physiker dem Verfahren ihres grofsen Vorgnängers getreu geblieben, sie bemühen sich, für ausgemachte Thatsachen die ihnen gemeinsamen Gesetze aufzufinden, wonach sie erfolgen, um auf diesem Wege zuvor das Einzelne genau zu constatiren, wohl wissend, dafs die Verstandeskräfte auch des scharfsinnigsten Denkers nicht hinreichen, die Gesammtheit aller Naturerscheinungen in klarer Vorstellung zu erfassen, viel weniger aber ihre Wesenheit und die höchsten Gesetze, denen sie unterworfen sind, zu ergründen.

Von dieser Newton'schen Methode unterscheidet sich wesentlich die von den ältesten Zeiten her, man darf wohl sagen vorherrschende, naturphilosophische, wonach man sich bemühet, irgend ein Princip, wo möglich ein metaphysisches, aufzufinden, wenn das aufgestellte Gesetz in sich keinen logischen Widerspruch

Digitized by Google

enthält, und einige Erfahrungen demselben nicht auffallend widersprechen, oder sich durch andere hypothetische Deutungen unter dasselbe fügen, ein Verfahren, welches bis jetzt noch gar keine gedeihliche Früchte getragen hat, so dafs man es den Physikern wahrlich nicht verdenken kann, wenn sie nicht etwa aus blinder Anhänglichkeit, sondern durch Erfahrungen belehrt, ihrem grofsen Vorbilde getreu bleiben, und das wenige wirklich Gewisse dem vielen versprochenen Ungewissen vorziehen. Beispielsweise wollen wir nur einige aus der Mitte gegriffene Sätze aus dem vorliegenden Werke anführen. S. 75 heifst es: »das Licht der Himmelskörper kann zunächst kein wirklich ausströmendes, kein ausstrahlendes, seyn, weil kein Himmelskörper irgend etwas, es sey Kraft oder Materie, abgeben oder verlieren kann, weil auch bei keinem Himmelskörper irgend ein derartiger Verlust zu verspüren, und weil der Weltraum durchaus leer ist. Da jeder Himmelskörper nichts an Kraft oder Materie gewinnt, oder durch ausgestrahltes Licht nichts an Obigem verliert, so kann das Licht der Himmelskörper offenbar nichts anderes seyn, als Bewegung.« Alles dieses ist sehr klar, wie man überhaupt nicht in Abrede stellen kann, dafs sich der Verf. in einer verständlichen Sprache deutlich ausdrückt, und vielfache Kenntnisse besitzt, ja es dürfte sogar ausnehmend schwer seyn, nur diese wenigen Zeilen, geschweige denn das ganze Werk, überzeugend zu widerlegen, aber damit sind doch alle diese Sätze noch nichts weniger, als bewiesen. Behauptet, aber nicht bewiesen ist, dafs kein Himmelskörper etwas abgeben könne und der Weltraum ein leerer sey; denn wenn wirklich, wie andere eben so bestimmt behaupten, die Wärme mit den Lichtstrahlen von der Sonne zur Erde gelangen, so müssen diese doch etwas, also entweder Kraft oder Materie seyn, und als solche abgegeben und aufgenommen werden. Eben so ist es, wenn nach Poisson und Fourier, die zu ihren Behauptungen eben so viel Grund zu haben glauben, als unser Verf., die Erde Wärme aus dem Himmelsraume aufnimmt, der Weltraum könnte sonach kein absolut leerer seyn, was auch in gewisser Beziehung unzulässig ist, wenn die Meteorsteine, die doch einer noch so schönen Theorie zu Gefallen unmöglich als nicht vorhanden anzusehen sind, aus dem Weltraume kommen, wie so viele mindestens mit gleich triftigen Gründen unterstützen, als dem Verf. für seine Sätze zu Gebote stehen. Schwerlich wird der Verf. glauben, dafs sein Leben, wenn auch um ein Vielfa-

ches der Wirklichkeit verlängert, ausreichen würde, um nur jede einzelne der hier angegebenen Behauptungen gegen die genannten und andere Einwendungen genügend zu vertheidigen und streng zu beweisen.

Muncke.

Der Schmuck. In Briefen. Seitenstück zu den Perlen. Von Henriette Hanke, geb. Arndt. Erster Theil, XII. und 256 Seiten. Hannover, 1837. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

Obwohl dieser Roman noch unvollendet ist, eilen wir doch, die Aufmerksamkeit der Leser und besonders der Leserinnen, denen ja unsere Jahrbücher nicht fremd sind, darauf zu richten, da er vollkommen verdient, den bisherigen Werken der geschätzten Verfasserin an die Seite gesetzt zu werden. Seine Tendenz bezeichnen die Motto's, das eine aus Herder:

> Inn're Schätze beglücken. Dir im Innern
> Lieget Edelgestein und Gold.
> . . . . . .
> . . . . . Von Aufsen suchst du ewig
> Ruhe vergebens;

Das andere aus Goldsmith:

> Giebt es wohl auf Erden ein Kleinod,
> Das köstlicher wäre als die Seele eines
> Menschen?

und dieselbe Tendenz haben alle Schriften, die aus dieser Feder flossen, nämlich Bildung des Menschen zu höhern Zwecken als diejenigen sind, welchen der grofse Haufen zustrebt, und welche, als die nächstliegenden, ihm so oft jene sein Lebelang verdecken, Erhebung des Geistes zur Natur und zu Gott, Erwärmung der Gefühle für Unschuld, Einfalt, Rechtlichkeit, Tugend, Liebe. Man findet hier weder hyperbolische Ideealbildungen und Uebernatürlichkeiten der französischen Literatur, noch ausgebrannte Krater à la Byron, weder Radcliffische Schauermährchen, noch historisirende Romantik, wie Walter Scott sie schuf. Die Muse der Frau Hanke ist eine sanftere, bescheidenere, segenvollere, ähnlich der Richardson's, Goldsmith's und unsers Jacob's. Gleich der Schwalbe, fliegt sie nicht zu den Höhen der Adler oder Geier, sondern sammelt in niedrigern Kreisen, was zur Nothdurft des kleinen Hauses gehört, und wenn sie, wie die Lerche, in fröhlichem Gesange sich emporschwingt, so kehrt sie doch bald in

Digitized by Google

ihre heimische Flur zurück. Scharfe Beobachtung, umfassende Menschenkenntnifs und Adel der Gesinnung, verbunden mit Erfindungskraft und Darstellungsgabe, beleben die Bilder, die hier aufgestellt werden, und entfernen eben so sehr die starre Charakteristik einiger selbst der bessern Romane, als das eintönige Empfindeln, das uns in der Mehrzahl derselben anwidert. Die Verfasserin will, nach der Vorschrift des römischen Dichters, ebensowohl nützen als vergnügen: daher beschäftigt sie Geist und Herz nicht einseitig, sondern fafst den Menschen als ein Ganzes, und führt ihn mit vereinigten Kräften an das gemeinsame Ziel. Besonders nimmt sie Rücksicht auf ihr Geschlecht; dessen Glück sucht sie zu schaffen, zu sichern, und findet es weder in der Ueberladung mit Kenntnissen, die zur Schau gelegt werden, noch in menschenfeindlicher Zurückziehung von den Männern, denen hülfreich und tröstlich zur Seite zu stehen das Weib bestimmt ist.

»Alle Talente,« heifst es Seite VI. ff., »zu deren Uebung die zarte Jugend unseres Geschlechtes geschraubt wird, ringen nach Preis; doch bewundert werden ist ein eitles Glück, und jede Eitelkeit thut der Liebe Abbruch. — In der Kunst zu lieben hingegen wird der Mann stets Meister eines Herzens, das, ihm innigst zugesellt, in ihm sein Höchstes und Schönstes auf Erden und das göttlichste Geschenk des Himmels sieht. — Ein alter Irrthum, doch nichtsdestoweniger ein Irrthum, lehrt heranwachsende Töchter ihres Herzens wahren vor den Männern. Diese Zurückhaltung, die mit gefallsüchtigen Wünschen streitet, welche die Natur sie lehrt, beraubt die armen Mädchen einer Liebenswürdigkeit, die wir unserm Geschlecht für unerläfslich halten: jener holden Unbefangenheit, die sich furchtlos und eben deshalb liebevoll zeigt, und indem sie die sanftesten Reize eines weiblichen Gemüths entwickelt, mit leisem Willen den stärkern Mann nur um so inniger an sich zieht. Den Schmelz der Unschuld von Schminke zu unterscheiden, wäre es auch die feinste — fällt selbst dem blödesten Auge nicht schwer, wenn nur der Geist eines Mannes daraus blickt. Ein Mädchen, wahrhafter Liebe fähig, darf tausend Gefahren nicht fürchten, die ihren vorsichtigen Schwestern drohen. Nur weil die Männer so häufig die Wahrheit des Gefühls vermissen, halten sie sich zu Täuschungen berechtigt. Und sollte es Männer geben, die eines Herzens spotten könnten, wenn ihre Nähe seinen reinen Schlag beflügelt? oder

Solche, die das Erröthen einer zarten Wange beleidiget, welche sich um ihretwillen schöner färbt? — Wir denken besser von ihnen, um dieſs zu glauben. Vielmehr muthmaſsen wir, daſs wohl mancher edlere Mann sein Lebensglück aufgegeben habe, weil es ihm unmöglich war, die Ueberzeugung zu gewinnen, daſs er seinen wesentlichsten Forderungen nach — geliebt würde. Wir wissen ferner, daſs Tausende der bessern Mädchen ihre Bestimmung verfehlten, weil sie die stille, redliche Liebe ihres Busens wie eine Schmach verleugneten. Liebe aber — nicht Liebelei — ist keine menschliche Schwachheit, die nur verziehen wird, wenn vor dem Thron der Meinung ihre Legitimation erfolgt. Liebe, welches Schicksal ihr auch werde, ist die Ehre der Engel! ist vergöttlichende Stärke, welche die Kräfte eines himmlischen Daseyns herabzieht in das arme, einsame Leben. Als einige Blätter aus den alten Schulbüchern der Liebe, von der Hand der Erfahrung gesammelt, dürften vorliegende Briefe zu betrachten seyn. Kein Ideal — schwache, abirrende Menschen finden wir in diesen Zügen, denen es nicht verliehen ist, ihre höhere Vorschrift zu erreichen. — Ueberzeugt, daſs die Feder einer schreibenden Frau keinen schöneren Schwung nehmen könne, als wenn sie jenen Himmelsfunken, der über der Zeit glimmt, herabholt für ihr Geschlecht, begehren wir keines andern Ruhmes.« —

Wer möchte einer so weisen, so freundlichen Lehrerin nicht folgen? Wer nicht gern diesem Drama zuschauen, dessen mannichfaltige Scenen gleichsam eine Stufenfolge der Liebe bilden? Auf der höchsten Sprosse dieser Leiter steht die erste Gattin des Präsidenten Adoly, eines leidenschaftlichen und egoistischen Weltmanns, der ächte Liebe glänzender Koketterie aufopfert, aber jene nicht zu gleichem Treubruch verleiten kann; vielmehr bleibt sie dem Verführten Zeitlebens nahe, wie sein Schutzengel, pflegt den Kranken, hilft dem Unglücklichen, und findet den einzigen Lohn solcher Tugend in ihr selbst.

Ein würdiges Gegenstück zu diesem idealischen Charakter ist Christine Bergener, eine Hausfrau im vollen Sinn des Wortes, deren Wohlwollen ihre ganze Umgebung gleich sorgsam umfaſst, unter deren geschickten Händen Alles gedeiht, die nichts so sehr haſst als träge Ruhe und Verzärtelung, und deren Genügsamkeit sie selbst den klaren Quell ihres Hofbrunnens preisen läſst.

Aehnlich dieser Frau an edler Willenskraft, steht ihre Tochter Minna, die Hauptfigur des Gemäldes, von einem gelehrten

Vater sich nachgebildet, höher an Kenntnissen, die sie jedoch willig der mütterlichen Erfahrung unterwirft.

Andre anziehende Mädchenbilder sind die Süzon's, der naïven Tochter des Präsidenten von seiner zweiten Frau; Sulamith's, der bei ihm lebenden verwaisten Tochter eines Malers, dessen schwärmerisches Künstlergemüth ihr einziges Erbe ist; dann Clarissa's, der Tochter eines armen Schulmanns, die einen geistreichen, aber excentrischen, Theologen, eine Caricatur von Zerstreuung, liebt, und von ihm, ohne daſs er selbst es zu ahnden scheint, geliebt wird.

Angenehm kontrastirt mit Diesen die alte reiche Wittwe eines Schiffkapitäns, die gleichfalls bei dem Präsidenten wohnt, und, obwohl durch Krankheit des Gebrauchs der Füſse beraubt, dennoch ihren, auf der See erprobten, Lebensmuth nicht verliert und, voll alterthümlicher Frömmigkeit, sich, einsam oder in Sulamith's Gesellschaft, durch Singen geistlicher Lieder tröstet.

Unter den Männercharakteren nimmt Doktor Balsam (warum heiſst er grade so?) den ersten Platz ein, ein würdiger Arzt und Hausfreund der Familie Bergener, an den Minna ihre meisten Briefe schreibt, die immer, trotz der vielen Berufsgeschäfte des Correspondenten, sogleich und ausführlich beantwortet werden. Solorius, ein alter Geistlicher, dessen Haushaltung die Wittwe Bergener besorgt, ist nicht uninteressant. Desgleichen Eugen, des Präsidenten Sohn erster Ehe, und Fiorde, ein mit ihnen zwar bis jetzt unbekannter Weise, verwandter Jüngling, der eine Zeitlang mit Minna von ihrem Vater erzogen wurde. Auch der uneigennützige Jude Wolf und Baron Golda, der bessere Sohn einer stolzen Qualitätsdame, sind erwähnenswerth.

Mehr dieses Einzelnen mag der Leser aus dem Buche selbst ersehn, sowie den Zusammenhang der Geschichte, die aus solchen Fäden von der Verfasserin gewoben ist: denn wir hüten uns wohl, ihn des Vergnügens der Ueberraschung zu berauben, so gering auch gewisse Hyperkritiker davon denken. Zweckmäſsiger scheint es uns, auch einiges Schöne und Lehrreiche aus dem Werke selber — es ist reich daran — herzusetzen. Nur so viel wollen wir verrathen, daſs der Titel des Buchs kein eitler Autorenprunk ist, sondern einen Juwelenschmuck bedeutet, der aus den verdächtigen Händen einer Sterbenden in die des Solorius kommt, und so fort von Einem zum Andern wandert, bis er zuletzt ein unvermutheter Schicksalshebel wird.

(Der Beschluſs folgt.)

N°. 38. HEIDELBERGER 1838.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

H. Hanke: der Schmuck.

(Beschluſs.)

1. Theil, S. 79: »Die religiösen Elemente meiner Eltern finden sich in mir gemischt. Wenn der Sinn für das Ewige und Wahre, wenn Nächstenliebe, mit eigener Aufopferung geübt, den Christen ausmacht, so war nie ein besserer als mein Vater. Sie haben ihn gekannt. So wissen Sie aber auch, daſs er keinen Prunk mit diesem Namen trieb. Sein Herz schlug für die ganze Menschheit, auch für die, welche vor unserer Zeitrechnung gelebt hat. Er lebte, wie ein Unsterblicher, jeden Tag selig voraus; aber jener milde Himmel griechischer Weisheit war der Athem seiner theuern Seele. — Ich, seine Tochter, angehaucht von diesem Geist, dachte in meinem kindlichen Unverstande, es wäre doch Schade, daſs die alten Tempel nicht mehr ständen. Da lehrte meine Mutter mich den Gott finden, dessen Tempel jedes reine Herz ist. Der Vater hatte den Sinn für das Göttliche in mir geweckt. — Vielleicht gab es in religiöser Beziehung nie eine ungleichartigere Verbindung als die Ehe meiner Eltern; dennoch wüſste ich mich kaum einer Uneinigkeit zwischen ihnen zu erinnern. Der Glaube meiner Mutter hängt einfältiglich an der reinen Lehre, und ihr Vertrauen — gewiſs die heiligste Kraft im menschlichen Gemüthe — zieht seine Stärke aus den evangelischen Verheiſsungen. Sie lieſs — wie viele Frauen mögten es ihr nachthun? — meinen Vater gewähren und ehrte seine Ansichten, ohne sie zu verstehen.«

1. Th., S. 82: »Es liegt eine kräftige Innigkeit in dem Wesen dieser alten Frau (der Schiffskapitänin Telkyn). Sie bat herzlich, daſs ich mich ihrer lieben Mitha (Sulamith) annehmen mögte, und sagte dabei: es würde mein Schade nicht seyn. Ach! ich verzeihe es ihr. Sie mag den guten Willen, ihr zu nützen, wenn auch mittelbar — nur von der Seite des Eigennutzes kennen. Merkwürdiger Weise hat diese Frau den gröſsten Theil ihres Lebens zur See zugebracht, und ist als ein sehr junges Mädchen ihrem Manne in die Gefahren seines Berufes gefolgt. »Manchen Sturm habe ich erlebt, manche Fährlichkeit bestanden« — setzte sie lächelnd mit einem Blick auf den Apostel hinzu, der da spricht:

»»Wir rühmen uns auch der Trübsal.«« »Aber trotz der langen Fahrt war mein Ehestand nimmer in Gefahr. War unseres Glückes Haus schwankend, so hielten wir um so fester zusammen. In der Fremde war Eines des Andern Freund und Heimath. Doch als mein lieber Mann auf dem Schiffe starb — als wir ihn in sein nasses Grab versenkten« — hier wankte die alte Stimme — »da war mir, als sänke ich mit unter und all mein Muth läge begraben in der Tiefe. Zum ersten Male sah ich, wie weit das Meer sey, wie öde! es kam mich eine Furcht und ein Grauen an, und ich sehnte mich nach dem vaterländischen Erdboden.«

1. Th. S. 117:

»*Warum ich so still bin.*

Sulamith.

»Es ist nicht leicht für mich, dies zu sagen. Das Sprechen mag eine Kunst seyn; mir aber fehlt der Sinn dafür. Manches Wort thut mir so weh, ohne dafs ich die Ursache davon wüfste; manches Schweigende rührt mich so unaussprechlich. Ich erschrecke zuweilen vor einem Laute meines eigenen Mundes, als ob mir tief in der Seele ein Schatz dabei versänke. Mich dünkt, was auf die Lippen tritt, entweicht dem Herzen. — Man soll sich mittheilen, wird gefordert. — Aber wird denn in der sogenannten Unterhaltung wirklich etwas gegeben? warum gehe ich Ärmste denn so oft leer aus? Ich sehe es nicht ein. Wenn ich mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre es ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Dem Glöckchen, das ein Stummer läutet — und Stumme hat es doch selten — giebt das Mitleid gern ein Almosen; doch der geschwätzige Schall, den ich täglich höre, nimmt mir stets etwas von meinem innersten Reichthum. Wie trüglich ist die Rede! schweigend aber lügt man nie. Gott selbst ist still, und versteht doch den leisesten Seufzer. Wie still scheint doch die Sonne — und dennoch erblüht der Frühling von ihrem Strahl. Wie still blickt der Himmel! und doch sieht man mit Trost zu ihm hinauf. Wie still sinkt der Thau — erquickt der Schlaf — gleich einer verborgenen Wohlthat. Aller Segen, alles Gute, meine ich, geschieht ohne Geräusch. Selbst die Thräne des Kummervollen, die das gepreſste Herz erleichtert, regt innigere Theilnahme an als Jammer und Klagen. Und endlich die Stille des Todes — wie tief und heilig ist sie! — Als meine Eltern gestorben waren, und ich mit lautem Schrei der Angst mich an ihrem Leichnam niederwarf, und mit verzweifelnder Gebehrde die Hände rang, da

da war es kein Ohngefähr, was mir in die Seele rief: »»Ringet darnach, dafs ihr still seyd!«« Der Mutter lächelnder Mund, dieser stumme, blasse Mund, hatte mich jenen Spruch gelehrt, der meinen wilden Schmerz besänftigte. Und die Bilder meines Vaters! welch ein Geist spricht aus ihnen! Sein Stillleben — eher verschmachtete ich wohl, als dafs ich es hingäbe. Wenn mir das Herz bricht, dann stärkt mich das Brödlein *) — ein fortwährendes Liebesmahl für mein Gedächtnifs. Dann erscheint mir der Engel als ein Bote des Himmels, und der Vater ist nur heimgegangen, wie die Herrnhuter sagen. Wenn die Grofstante mir erzählt, wie still das heilige Meer, wenn die Abendsonne ihre Rosen in die Fluth streut, und der Sternhimmel aus der Tiefe schaut, dann wallt mein Herz in einer Sehnsucht, die zu grofs ist, als dafs ich sie nennen könnte. So oft ich jene Stelle lese, wo der Herr den Sturm der Wogen bedräut — mufs

*) Th. 1. S. 46: „An der Wand, beglänzt von der Herbstsonne, hieng das Bild, welches Sulamith gestern ihren einzigen Reichthum nannte. Ich betrachtete es still bewundernd, und ein Frieden, wahrlich! wie der Morgenhauch einer bessern Welt, wehte mich aus diesem Stillleben an. Es war ein Zimmer und zugleich das Attelier eines Bildhauers. Eine schöne junge Frau stand im Vordergrunde. Das weifse Mützchen von eigenthümlichem Schnitt, der simple Mantel mit einem Gebräme von Föh, zurückfallend von den schmalen Schultern, bezeichneten die Herrnhuterin. Sie hielt ein kleines rundes Brödchen in den Händen, welche leichtgeröthet, wie von Winterkälte, waren. Ein Kind, die seinigen bittweise gefaltet, strebte zu ihr auf, und mit einem gesenkten Blick halb heiliger, halb lächelnder Zurückhaltung schaute die sittige Mutter zu ihr nieder. Ein Sonnenstrahl schien durch die gemalten Fenster, beleuchtete einen Christus an der Wand, und fiel von diesem auf das Brödlein, so dafs die bräunliche Rinde glänzte. Seitwärts lehnte der muthmafsliche Hausvater, an dem schlichten Haar, wie an seinem Anzug, für einen Künstler der Gemeine zu erkennen. Er hielt eine andere Gruppe im Auge, ein Paar Jünglinge, angethan wie Wanderer; Flügel an den Schultern des Einen schienen ein Zeichen seiner himmlischen Abkunft; ein Hündlein zu den Füfsen des Andern, wie in wedelnder Behendigkeit erstarrt, sollte wohl darauf hindeuten, dafs dieser junge Mann, in Stein gehauen, ein liebreicher Mensch wäre: denn etwas Sanftes, Willenloses möchte ich sagen, war in seinem Gesichte ausgedrückt. — Der Contrast zwischen dem bleichen Marmor der Gestalten, die gleich abgeschiedenen Seelen vor ihrem Bildner standen, und dem beschaulichen Blick des Meisters war sehr schön getroffen. — Der Gedanke, dafs der Maler selbst ein Scheidender gewesen, liefs mich mit Rührung vor diesem Bilde verweilen.“

ich weinen, und eine selige Ruhe zieht ein in mein Gemüth. Ich wünsche mir dann einen sanften Geist, dafs ich die Nähe Gottes allezeit zu empfinden vermag. Und darum bin ich so still.«

Wie Jean Paul, hat auch Frau H. Hanke ihre Extrablätter neben den Briefen, und fafst in diese kleinern Rahmen manch anmuthiges Lebensbild. Man lese z. B., was sie Th. 2, S. 206 ff. über »Besitz« sagt. Treffend und zart ist Folgendes über »den Zweifel«, ebenda, S. 212:

»Der Zweifel haftet am Irdischen. Er sieht unter dem grünen Hügel Leib und Seele begraben, er verneint Liebe und Treue — er leugnet die Anschauungen einer geistigen Welt. Er hängt ein bleiernes Gewicht an die Zeit, so dafs die Schläge zitternder Herzen stocken —; er hält nichts für ewig. Einen geselligen (?) Dämon mögte ich ihn nennen, und doch liegt eine trostlose Leere um ihn her. — Der Glaube hingegen ist der gute Geist des Einsamen, eine Carthause im Innersten des Gemüths, worin ein Wunderthäter wohnt — die stille Capelle einer Alpenhöhe. Das Wort eines Gläubigen rührt wie ein Abendglöckchen, das vom Berge in das Thal läutet. Man mögte sich nur gleich zur Ruhe legen, und dem Hüter der Nacht sein kleines Leben und Alles, Alles! überlassen.«

Noch verdient Auszeichnung, was die praktische Philosophie Bregener Th. 2, S. 47 f. über die Nothwendigkeit täglicher Bewegung in jeder Jahrszeit und über die Gefahr des zu vielen Sitzens lehrt; desgleichen die erhebende Ansicht der Frauenfreundschaft Th. 1, S. 111 f.; das Extrablatt — wir adoptiren dies bekannte Wort — über »die Gabe zu schenken« Th. 1, S. 212 ff.; die Stelle über »fremdes Brod« Th. 2, S. 60; die, sehr nachdenkliche, über »Selbständigkeit der Frauen« Th. 2, S. 42. 43; die »über ihr Schuldenmachen«, und so manches Andre, was der Raum hindert herzusetzen, wie denn auch alles Angeführte erst im Zusammenhange sein volles Licht, seine rechte Kraft und Wirkung, erhält.

Sittlicher Ernst, ohne Trübsinn, herrscht durch das ganze Buch. Scherz und Laune liegen dem Hauptzwecke der Verfasserin, vielleicht auch ihrem Talente, fern, und sind daher selten, ohne dafs man sie vermifst. Die Stelle vom Schlüsselbunde der wackern Hausfrau Th. 1, S. 105, gehört dahin. (»Wie heimathlich klingelt ein Schlüsselbund an ihrer Seite! und solch ein Schlüsselbund steht in genauerem Zusammenhange mit dem Ehebunde, als man glauben sollte. Die Schlüssel sind allmälig

Digitized by Google

immer kleiner geworden; jetzt passen sie nur noch zu Luftschlössern.«) Ein empfänglicher und sehr gebildeter Natursinn für Wahres und Schönes läfst sie mit gleichem Interesse und gleicher Unparteilichkeit Euripides (Th. 1, S. 204 f.) und Walter Scott (Th. 2, S. 83 ff.) würdigen, denen sie vielleicht die Kunst zu rühren (m. s. z. B. »die gute Tochter«, Th., S. 219 ff.), wenn es eine Kunst ist, mitverdankt. Wie diese Schriftsteller, so kennt und liebt sie auch verwandte Geister aller Nationen und aller Jahrhunderte von Bias und Plato bis auf Seneka, Shakspeare, Hagedorn, Göthe. Nach solchen Mustern bildete sich ihr Geschmack und ihr Stil, der von den alltäglichen Gebrechen der Gemeinheit, der Dunkelheit, der Weitschweifigkeit, der Antithesensucht, der Unnatur in Bildern und Metaphern, fast gänzlich frei ist. Dafs an Verstofse gegen die Sprachgesetze, die man sonst wohl in Schriften der Frauen findet und verzeiht, hier nicht zu denken ist, versteht sich von selbst. Wir bemerkten nur Eine Unrichtigkeit dieser Art, nämlich den Ausdruck »ich bin es überzeugt« Th. 2, S. 215. Dagegen warnen wir vor ungewöhnlichen und unnöthigen Wörtern, als drangselig Th. 2, S. 214, freundselig Th. 1, S. 41, schwermuthsklar Th. 2, S. 221, Herrsucht Th. 2, S. 92, Feinempfindung Th. 2, S. 174, Opferwilligkeit Th. 2, S. 141. Auch vermeidliche Fremdwörter, wie simpel, comfortabel, Attelier, Th. 1, S. 41—47, so häufig man sie hört, hätten wir weggewünscht.

Genug hiervon! Freimuth und Recensentenpflicht erfordern, dafs wir auch Wichtigeres, worüber wir anderer Meinung als die Verfasserin sind, zur Sprache bringen. So finden wir Th. 2, S. 38 ff. die Verurtheilung der Bildungs- und Erziehungsschriften im Allgemeinen zu hart, da es unleugbar ist, dafs einige derselben ihrer Bestimmung entsprechen. Sollte dies nicht eine Art von Gränzstreitigkeit seyn? Die Herabsetzung der Geschichte Th. 2, S. 35 scheint diese Muthmafsung zu bestätigen; denn die Geschichte gränzt ebenfalls an das Feld, das Frau Hanke bebaut, und daher mag sie auch von dieser Seite Beeinträchtigung ihres Gebiets fürchten. Ihre Besorgnifs, wenn sie dieselbe wirklich hegt, ist allem Ansehn nach ungegründet, und vielmehr zu fürchten, dafs der unstät fortstrebende Zeitgeist das Studium der Geschichte, welches Ernst und Ruhe verlangt, immer mehr vernachlässigen werde. Desto weniger billigen wir den Ausfall in jener Stelle. »Wenn man bedenkt,« heifst es dort, »wie schwierig das treue Überliefern einer Thatsache ist, die mit ihren Ne-

benumständen einer längst vergangenen Zeit angehört, wie wenig das Gedächtniſs davon behält, so daſs es den mühsam hineingeleiteten Verlauf oft siebartig durchsickern läſst, so müssen wir gestehen, der Gewinn richtig chronologisch erzählter Begebenheiten sey so gar groſs nicht. Geschichte wissen — macht weder ein weiblich Wesen gut und liebenswürdig, noch je einen Mann glücklich durch diese Mitgabe. Prägt aber unser Herz die Wahrheit aus — und ein Vorbild dazu hat Scott gegeben — so ist dies von gröſserem Werth, und tausend Täuschungen bleiben erspart, an denen Treue und Glück verarmt wären.«

Es ist unnöthig, diese Scheingründe ausführlich zu widerlegen. Gilt noch Pope's Ausspruch:

> *The proper study of mankind is man*
> (Des Menschen eignes Studium ist der Mensch),

so kann die Wichtigkeit der Geschichte nicht in Zweifel gezogen werden. Auch verwirft die Verfasserin sie nur in Rücksicht auf ihr Geschlecht; aber selbst hierin können wir ihr nicht beistimmen. Warum sollte dem weiblichen Geschlecht dieser groſse Quell der Menschenkenntniſs versperrt werden? Die Geister sind ja geschlechtlos, und die Wissenschaft versagt sich Keinem, der ihrer ernstlich begehrt. Welches Frauenzimmer, das Anspruch auf höhere Bildung macht, sollte nicht durch die Lesung classischer Geschichtswerke des In- und Auslandes den Geist kräftigen und das Herz veredeln? Woher als aus der Geschichte nehmen wir Beispiele aller Tugenden, aller Laster, jenen nachzuahmen, diese zu fliehen? Zeigt wohl die reichste Gegenwart, das ereignisvollste Menschenleben, alle Gestaltungen des Schicksals, oder kann je auch die schönste Dichtung mit solcher Kraft der Überzeugung auf uns wirken und unsre Handlungen motiviren als das wirklich Geschehene? Wohl fühlte dies Walter Scott, als er seinen Schöpfungen die Geschichte zur Basis gab. Ohne der Phantasie die Flügel auszureiſsen, beschränkte er nur ihren Flug in die Regionen des Menschlichen, und gewann an Wahrscheinlichkeit, was er vielleicht an regelloser Keckheit der Zeichnung und an Vielfarbigkeit verlor.

Da wir einmal bei den Ausstellungen sind, welche die wackere Verfasserin gewiſs nicht miſsversteht, so erlauben wir uns auch die Bemerkung, daſs, so geschickt sie im Ganzen die Briefform handhabt, dennoch der Ton mancher Briefe etwas Gesuchtes hat, besonders in den Eingängen und Schlüssen, wo selbst die Ver-

Digitized by Google

trautesten, z. B. Minna und Doctor Balsam, selten unterlassen, sich allerlei Verbindliches zu sagen, mit Complimenten, welche die Freundschaft nicht kennt, auf- und abtreten, und selbst die Unterschrift in künstlichen Zusammenhang mit den Schlufsgedanken bringen. Ohne Zweifel wird das schätzbare Werk gewinnen, wenn diese Unnatürlichkeit in der Folge aufhört.

Unter Einzelnem machen wir noch aufmerksam auf das Widersprechende in der Schilderung des jüngern v. Golde, wenn man Th. 2, S. 115—117 mit S. 243 vergleicht. Eine nochmalige Durchsicht der Handschrift nach der Vollendung würde diese Ungleichheit entdeckt haben. — Die Th. 1, S. 233, zwar widerstrebend, anerkannte Wirksamkeit abergläubischer Heilmittel, zumal auf einen Mann wie Solorius, will uns nicht zu Sinne: denn alles Übernatürliche, wenn es nicht religiöses Postulat ist, verwirrt den Verstand und verleitet zu jeder Thorheit. — Eigennamen wie Balsam scheinen uns veraltet. — Gedächtnifsfehler sind »Homer« anstatt »Äschylus« (denn in dessen Prometheus erscheint die personificirte Gewalt als stumme Person) Th. 2, S. 197, und »Luzie« anstatt »Süzon« Th. 2, S. 237, 242. — Uns fremd ist »der alte Angelus«, der mehrmals erwähnt wird, z. B. S. 2, S. 245.

Das Werk ist von Hrn. Hahn schön ausgestattet, und die Correctur verdient Lob. Doch fanden wir folgende Druckfehler: Th. 1, S. 96, Zeile 6, Segen anstatt Schaden, S. 145 Fibriren anstatt Vibriren, S. 152, Z. 4 werden anstatt werde, S. 175, Z. 7 von unten, männliche anstatt unmännliche, S. 224, Z. 14 aus anstatt auf, Th. 2, S. 32 öfterer anstatt öfter. Th. 1, S. 64, Z. 11 fehlt mit vor Lust, und Th. 2, S. 15, Z. 16 ihrer hinter sich. Th. 2, S. 171, Z. 8 von unten mufs nicht getilgt werden.

Wir schliefsen mit dem Wunsche, dafs es die Mufse der Verfasserin gestatten möge, diesen Roman, der so viel Ausgezeichnetes enthält, bald zu vollenden.

Konstanz. *Dr. Bothe.*

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE.

De causis non receptae in terris Brunsuicensibus formulae Concordiae. Commentatio theologica quam pro summis in theologia honoribus inter sacra saecularia Academiae Georgiae Augustae die XIX Septembris MDCCCXXXVII consequendis summe veneranda theologorum in Academia Georgia Augusta ordini obtulit Carolus Georgius Henricus Lentz, phil. Doct et apud Halchterenses Lindensesque in ducatu Brunsuicensi pastor. Brunsuigae, typ. Meyerensis excusum. MDCCCXXXVII. 48 *S. in* 4.

Der aus der Geschichte der Reformation, als ihr Feind, sehr bekannte Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, geboren den 10. Nov. 1489 hatte in einer Zeit voll Unruhe von 1514 bis 1568 regiert. Mit seinem jüngsten Sohn, Julius, geb. d. 26. Juni 1529, war er, wegen dessen strenger Anhänglichkeit am eifrigsten Lutherthum, so unzufrieden, dafs, um ihn als einen Apostaten einmauern zu lassen, schon das Gewölbe gebaut war. s. Leben des Herzogs Julius, von Franz Algermann 1598 verfafst und von v. Strombeck 1822 herausgegeben, S. 176.

Sobald Julius zur Regierung kam, war er auch für das damalige Übermaas von theologischer Dogmatik und Polemik desto eifriger. Um Kirchenordnungen einzuführen, auch um die für die Fortbildung der Theologie so wichtig gewordene Universität zu Helmstädt von dieser Seite zu bilden, nahm er den Superintendenten der damals noch unabhängigen Stadt Braunschweig, Martin Chemnitz, in das Wolfenbütteler Consistorium. Dieser Verf. des trefflichen Examen Concilii Tridentini, welches in 4 Tomen 1565 bis 1573 herauskam, wird als ein auch in Geschäften nicht nachgiebiger Theolog, ja als ein kleiner Landespabst charakterisirt. Zum Unglück war derselbe auch Verf. der Explicatio de duabus in Christo naturis hypostatica, earum unione et idiomatum communicatione, einer Streitlehre, welche wegen der Gegenwart des Leibs und Bluts Christi im Abendmahl damals, bei der abentheuerlichen, meist politischen Furcht vor Cryptocalvinismus, höchst wichtig schien.

Zur Verbindung mit Chemnitz erbat sich Julius vom Herzog Christoph von Wü-temberg den äusserst vielthätigen Canzler und Probst Jakob Andreä (welcher, als Sohn eines Schmieds, oft Schmidle genannt wird.)

So gerne Julius einen Geldschatz sammelte, so verwendete er, gleichsam als für einen Schatz im Himmelreich, wohin man nur auf einer Leiter reiner, »allein« seeligmachender Glaubensartikel zu gelangen hoffte, doch, wie er selbst nachrechnete, 40 bis 50

tausend Thaler auf die Reisen, Colloquia, Convente etc., welche durch das Betreiben des lebenslustigen und immerfort beweglichen Andreä, als Braunschweigischen Raths und Gesandten, seit 1568 zustandekamen, um das stricteste Lutherthum durch eine *Formula* Concordiae festzustellen; wenn gleich bei Formeln dieser Art die scholastische Regel: *Forma* dat *Esse* rei! am wenigsten anwendbar ist.

Dem alten Sprüchwort der Italiener gemäfs: *Germani semper conveniunt et nunquam conveniunt*, wurden jedes Jahr von 1570 bis 1577 deswegen kostspielige Zusammenkünfte (zu Zerbst, Torgau, Riddegshausen, Hamburg, Möllen, Braunschweig und endlich zu Kl. Bergen) gehalten. Julius nahm an den Correspondenzen und Berichten darüber, auch wegen seiner geliebten Tochter, der Universität Helmstädt, den aufmerksamsten Antheil. Er eilte, sie selbst höchsteigenhändig zu unterschreiben und schon begann man das bekannte Sprüchelchen

Schreib, lieber Pfarrherr, schreib,
und bei der Pfarre bleib
mit Bibel, Kind und Weib!

auch im Braunschweigischen der Reihe nach — als Sache Gottes — durchzusetzen.

Aber siehe da! Kaum war 1577 die Formel wirklich in die letzte Form gegossen, so nahm (wie die damalige Satanskenntnifs gewiss wufste, nicht ohne besondern Einfluſs des Fürsten der Finsternifs) der Erfolg eine ganz andere Wendung. Und dies, wie sonderbar!!

Schon 1566 hatten die Canonici des Halberstädter Domcapituls, um der Reformation auszuweichen, einen Enkel von Heinrich dem jüngeren, den d. 15. Oct. 1564. gebornen Prinzen, Heinrich Julius, zum Bischoff gewählt, mit der löblichen Bedingung, dafs zwölf Jahre lang die Einkünfte ihnen verblieben. Die Acta, welche die für diese Postulation zu erlangende päbstliche Bestätigung betreffen, liegen nach S. 24 im Wolfenbütteler Archiv. (Schade, dafs der Verf. nicht Hauptpunkte daraus mittheilte!) Sobald nun die Zeit zum Eintritt in den Genufs 1578 da war, säumte Herzog Julius nicht, den Sohn, welchen der Kaiser majorenn erklärte, feierlich in den einträglichen Besitz einsetzen zu lassen. Der Benedictiner-Abt des Kl. Huyseburg aber (als »ein arger giftiger Papiste« beschrieben) war so schlau, dafs er eine vollständige päpstlich kanonische Ceremonie veranstaltete, um — in Gegenwart des Herzogs Julius — Domino, Henrico Julio, Episcopo Halberstad. et Duci Brunsv. ac Luneburgensi *primam tonsuram* zu geben. Und der (eifrig lutherische?) Vater liefs sogar auch seinen beiden jüngeren Söhnen, um sie ebenfalls für katholische Präbenden wahlfähig zu machen, ebendieselbe erste Tonsur zu gleicher Zeit, wie wenn so die Kosten am besten zu sparen gewesen wären, mit ertheilen.

Welch ein crimen, besonders für jene Zeit! Der so betriebsame Concordienstifter, schrie die Mitwelt, hat seine drei Söhne

dem antichristischen Moloch geopfert!! Was diesen Moloch etwas genauer erklärt, ist die in der Leichenrede (von Basil. Sattler) nicht ganz unterdrückte Notiz, dafs Hzg. Julius, »wie auch die löblichen Könige in Juda« (!) — seine sonderlichen Fehler gehabt, so dafs er dem zeitlichen Gute und dem Zorne unterweilen etwas zu sehr nachgehangen habe.« (Wir bemerken zugleich, wie man die Typik aus dem A. Test. so gut höfisch anzuwenden wufste!)

Man weifs nicht, wer? (ohne Zweifel auch ein böser Geist) belehrte den Herzog, dafs eine solche Ceremonie wohl unter die gleichgültigen Aeusserlichkeiten, unter die sogenannte, durch so vielen Streit gar nicht gleichgültig gewordene »Adiaphora« zu zählen wäre. Wer sollte um einer Etikette wegen sich der Inthronisation in ein Bisthum entziehen? Chemnitz dagegen protestirte (S. 26) zwar mit Ehrfurcht, aber in dem — damals den hochfürstlichen Beichtvätern noch zur Pflicht gemachten — Ton der ernsten Gewissensrüge, auf würdige evangelische Weise. Besonders wurde auch (mit Recht) behauptet, dafs die Formula Concordiae im Titel de Adiaphoris ganz etwas anderes unterschreiben lasse. (S. 28.)

Von nun an war Chemnitz in Ungnaden. Auch nach Erfahrungen Derer, welche evangelische Protestanten seyn wollten und sollten, entstand das Epigramm (S. 29)

Probra, minae, exilium, paupertas, ensis et ignis
Praemia doctoris certa fidelis erunt.

Jak. Andreä zwar verstund 1580 (nach S. 31) sich etwas nachsichtiger zu halten. Aber dem Herzog, welcher (S. 30) bei einiger evang. Fürsten Admonition, etwas gefehlt zu haben, nicht läugnete, machte man doch bemerklich, dafs die Concordienformel, besonders nach etlichen Stellen aus Luther, zur Ubiquitätslehre sich etwas zuviel zu neigen scheine. Noch mehr neigte sich dahin die von Chemnitz, Seneccer und Kirchner auf Anlafs des Churfürsten von Sachsen zu Erfurt verfafste Apologia Formulae Concordiae. Mehreren evangelischen Fürsten wurde (S. 38) sogar bange gemacht, dafs diese Ubiquitätshypothese »schier einen ganzen Atheismus enthalte«. Aber auch diese Lärmbläserei hatte ihr Gutes. Die Braunschweigische Geistlichkeit wurde — wahrhaft wundersam! durch sie und durch eine Tonsur nebst deren Folgen — von dem Zwang, jenen Zankapfel unterzeichnen oder manche Pfarre verlassen zu müssen, befreit.

Weil jedoch den Helmstädter Theologen oft Schuld gegeben wird, dafs auch sie die Concordienformel zu beseitigen gesucht hätten, führt der Vf. S. 42—44 viele handschriftliche Beweise an, wie vorsichtig diese, selbst Tilemann Heshusius, zu distinguiren wufsten. Wir geben die Hauptstelle:

d. 12. Aug. 1584. »Unsere christliche Sorgfeltigkeit machet bei uns diese Rechnung, wie uns denn teglich der glaub aus der Erfahrung je lenger je mehr in die Hand kompt, dafs der grosen Fürsten und Herren in Deutschland Höffe von Calvinischen Re-

Digitized by Google

then und Secretarien eingenommen werden, welche ihre Herren, wenn die gleich christlich gesinnet, und Gottes ehre sampt der sehlig machenden Wahrheit zu befördern geneigt, abschrecken und zurückhalten, weil dann der Feind unserer sehligkeit seine bösen Händel wohl weifs durch seine Diener zu unterbawen, damit ihm in Verfelschung reiner Lehr und Verwirrung der Kirchen kein eintracht noch einhalt geschehe. — — In unser Einfalt hielten wir es in unterthenigkeit dafür, als were am sichersten; E. F. G. blieben bei dem zu Berga corrigirten und von E. F. G. unterschriebenen Exemplar der F. C. im gesunden Verstande. Wir wollen noch wundschen, für unsere person, die Zeugnifs Lutheri, in welchen er zu weit gegangen ist, weren nicht post theologorum fideles admonitiones sine communi deliberatione in die Formulam eingeflickt worden, welches die theologi zu Rostock neben uns wundschen. — Aber die Herren Collectores Formulae haben die Sache in Handen gehabt und oft trewe erinnerung beiseitz gesetzt, in massen zu Quedlinburg auch geschehen. — Wir sind in Unterthenigkeit mit E. F. G. wol einig, dafs die schweren Religionsstreit nicht zu hoch sind zu schärpfen et quod nimium altercando veritas emittatur, aber dafs wir scapham nennen, und was nicht gut ist, noch mit Gotteswort stimmet, unrecht heifsen, solches stehet aufrichtigen Theologen wol an. Tilem. Hesbusius, Daniel Hofman, Basil. Satlerus.«

Genug! Die einzige symbolische Schrift der lutherischen Kirche, bei welcher die Fürsten wie eine in geistigen Dingen entscheidende Auctorität eingemischt worden waren, war auch die Erste, welche nicht zu gleichem Ansehen mit den übrigen aus freierer Überzeugung entstandenen gelangen konnte. Und eben diese Zwangsformel war es, was aus der Symbolischen Sammlung, stillschweigend, auf die Seite geschafft werden mufste, weil anders keine Kirchenunion möglich gewesen wäre. Welch ein warnender Beweis, dafs keines der Symbole zwangsweise anzuwenden war und dafs vielmehr auch die juridische Autorität, welche ihnen eine Zeitlang beigelegt wurde, durch ein schonendes Stillschweigen ebenso als beseitigt anzusehen ist, wie die peinliche Halsgerichtsordnung, ohne irgend ausdrücklich aufgehoben zu seyn, den Zeiteinsichten nach und nach gewichen ist. Die Klugheit fordert, dafs man Manches, was man weder aufnöthigen noch mit Gewalt aufheben will, der Verjährung überläfst.

In drei Programmen gab Herr Dr. Ilgen, welcher für die theologische Literaturgeschichte so Manches schon mit grofser Sorgfalt bearbeitet hat, 1836. 1837. in 4. eine urkundlich belegte

Historia Collegii Philobiblici Lipsiensis,

welche für die Tendenz unserer Zeit doppelt willkommen seyn mufs. Man kehre nur wieder zu einem accuraten Studium der Bibel und der biblischen Theologie zurück, so kann es nicht fehlen, dafs das jetzt zum Versuch kom-

mende Umschmelzen der Theologie in einen speculativen Superrationalismus, welcher mehr durch die Phantasie als durch eine logikalisch geprüfte Ideologie eine Vereinigung der scholastischen Dogmatik mit der Vernunft entdecken möchte, von dem schlichtern Bibelsinn weit entfernter erscheinen muſs, als selbst der consequent ausgebildete dogmatische Supernaturalismus, welchen, so symbolisch er wäre, man jetzt als schroff und steif in Verruf erklärt, um eine idealisirtere Infallibilitätslehre, als Geschöpf eines neuen christlichen Bewuſstseyns, an dessen Stelle zu setzen.

Das erste Programm (S. 1—63) giebt die Entstehung, Statuten und Wirkungsart jener, pietistisch genannten, bibelforschenden Gesellschaft von 1686 bis zu ihrer Auflösung 1690. Das Merkwürdigste daraus scheinen mir die guten Winke zu seyn, welche besonders nach S. 47. Spener gegeben hatte. Zur Nachahmung excerpire ich gerne eine Hauptstelle, weil dadurch recht klar wird, wie eben dieses Bibelstudium, sobald es im Detail genau geübt wurde, den Übergang zu der wahren Hermeneutik bereitete, die, von Gesner und Ernesti auf die Classiker angewendet, auch zum ächten örtlichen und zeitgemäſsen Verständniſs der Bibel führte, so lange man nicht aus einem zum voraus von Dogmen und Speculationen erfüllten Bewuſstseyn gerade das, was nicht darin ist, in die einfachen Überlieferungen dessen hineintrug, was einst allmählig sich selbst verbessernd geglaubt wurde.

»*Commentariorum*, schreibt der sich selbst klare und daher auch klar sich aussprechende Spener — variorum prolixiorumve *longum scrutamen*, in studio hoc Biblico abesse et tantisper seponi, satius existimo. Quippe dum Lector variarum sententiarum in Commentariis commemoratarum abysso immergitur, emergere exinde facile non potest sine meditationis piae et fructuosae damno. Fit etiam saepius, ut post illam variarum opinionum collectionem ad textum reversus, se ineptum sentiat ad accuratum textus examen. Cum mens alios jam imbiberit variosque et saepe turbidos humores, quibus corruptus *gustus*, *limpidior ex fontibus hauriendus*, vix amplius sapit. Unde haud aliud fructuosius nec non tempori huic convenientius futurum esset, quam si, praemissis piis precibus privatis, in ipsis Fontibus sacris *longum contextum*, *et affectum scriptorum sacrorum*, *vel de quibus sermo est in textu*, *longa serie devotaque attentione observent*, eumque affectum assumere studeant. Prorsus in hanc rem faciunt illa *Megalandri* nostri (Lutheri) Tom. 3. Witteb. f. 142: Scio futurum, ut, si quis exercitatus in hac re fuerit, plura per se inventurus sit, quam omnes omnium Commentarii tribuere possint. Video *Divum Bernhardum* hac arte praestitisse (qui scilicet affectus suos sacris affectibus attemperaret et accommodaret) et omnem suae eruditionis copiam hinc hausisse. Idem et in b. *Augustino* et aliis olfieri puto. Quare et nos ex eodem fonte bibere oportet has aquas vitae. Admonent me verba haec alterius magistri mei, *Danhaueri*, qui interpretam suum inter alia ita instruit; Jugi ac assidua Lectione *scriptor quasi e mortuis ex-*

citandus atque ad vivum repraesentandus est, ut, quod non possumus, reapse, saltem animi conceptu ac ἀγχινοία consequamur; atque ideo, cum legimus sacras literas, simul indaganda sunt, ut *icon animi scribentis*, quo animi affectu, quo statu vitae, qua sorte fuerit tunc, cum haec talia exararet. Paulo post addit: *Utinam hanc operam aliquis oraculis divino afflatu dictatis daret, quam tribus Poëtis Satyricis, Horatio, Juvenali, Persio, dedit Casaubonus* in proleg. in Persium, et accurato studio nobis repraesentaret singulorum Scriptorum S. indolem, ingenium, fata, mores, affectus. Mox: »*Induendus interpreti animus illius, quem interpretatur, auctoris, ut illius quasi Alter idem* prodeat.«

Wer freut sich nicht, aus dem siebzehnten Jahrhundert einen Theologen zu hören, der, wie hier der ingeniöse Verfasser der Hodosophia ad Theologiam, schon damals von der Einsicht durchdrungen war, dafs die Bibel nach eben der Methode studirt werden müsse, wie von den sachverständigsten Philologen die Classiker, nämlich so, dafs man sich selbst ganz in das Alterthum, und auf das speciellste in die Individualität des einzelnen Schriftstellers zurückversetze, von dem aber, woran jener einst noch nicht dachte, in ihn etwas hineinzutragen äusserst sich hüten müsse.

Allerdings müssen jene von althebräischer und christlicher Religiosität erfüllten Schriftreste ebendeswegen auch mit Religiosität, das ist, in gottandächtiger Gemüthsstimmung, studirt werden. Aber reine Gottandächtigkeit ist noch sehr weit entfernt von aller der späteren, aus allzu unvollkommenen Meinungen über göttliche Vollkommenheiten und menschliche Willenskräfte entstandenen, dialektischen Dogmatik.

Auch besteht die Religiosität des Lesenden nicht etwa in einer vorgefafsten Resignation, alles das, was der gottergebene Autor, es sey Historie oder Lehre, nach dem Horizont seiner Zeit und Person geglaubt hat, sofort auch zu glauben. Religiosität ist nicht Credulität. Ehrerbietung und eigenes Urtheil sind wohl zu verbinden! Vielmehr ist nur Der ächt religiös, welcher gerne glauben will, was er in dem Vorgehaltenen als glaubwürdig dargethan vorfindet. Irreligiös wäre, wer in dem übrigen, worin der Alte zuviel, oder manches damals noch nicht durchforschte nach der ihm möglichen Überzeugung — geglaubt hat, jenen treuen Willen und Wahrheitssinn nicht respectiren wollte, welcher, auch wo er wegen Mangels der Mittel irrt, das Wesentlich-gute bleibt. Aber eben dieser in dem Alten vorherrschende Wahrheitssinn ist es auch, was uns ohne Angstlichkeit und ohne Neuerungslust zum freien, entschlossenen Gebrauch der erlebten besseren Prüfungsmittel auffordert und ermuthigt. Denn die Religiosität besteht in der redlichen Willensrichtung für das Glaubwürdige, während man für den Inhalt des Glaubens, je religiöser, das ist, »nachdenklicher« er beachtet wird, Berichtigungen gewinnt und in feinem gutem Herzen bewahrt.

In dem II. Programm werden die Versuche, das von Carp-

Digitized by Google

zov und Valentin Alberti als pietistisch verfolgte Philobiblicum in einer weniger enthusiastischen Gestalt fortzusetzen, ebenso sorgfältig beschrieben. Aber auch hier zeigt es sich, wie selten der Mittelweg zwischen Schwärmerei und Lauheit zu treffen ist. Weil das, was allerdings das Beste wäre, Vernunftenthusiasmus, so selten erreicht wird, so bleibt der alte Spruch wahr: Nichts grofses ohne — Schwärmerei! Da ohne Talent nichts grofses entsteht, so mag dann zur Genialität auch etwas schwärmerisches hinzukommen. Es rectificirt sich meist selbst. Nur wenn dabei der Schwarm der Mittelmäfsigen und Allzuschwachen in Gährung und zum Ausbruch kommt, dann ist es nöthig, sie unter den Bienenkorb zurückzubringen und blos zur gewöhnlichen Sammlers-Arbeit zusammenzuhalten.

Das III. Programm zeigt, dafs bis 1742 noch einige andere Collegia Philobiblica zu Leipzig in behutsamer Stille gepflegt wurden. Das Andenken an 228 Mitglieder wird hier von Hrn. Dr. Ilgen mit einem Fleifs erneuert, welcher anschaulich macht, für wie manchen Vorzüglichen jene gesellschaftliche Anstrengungen eine fruchtbare Vorübung waren.

Nichts ist nöthiger, als durch ein gewisses strenges Detailstudium sich die rechte Methode des genauen Forschens angewöhnt zu haben. Durch Aug. Herm. Franke (den Mann, über welchen Friedrich der Grofse, bei Betrachtung des Waisenhauses, mit Recht zum Sohn und Nachfolger sagte: Sein Vater mufs — ein gescheidter Mann gewesen seyn!) gieng bekanntlich das eigentlich Philobiblische nach Halle über. Es wurde besonders in der Familie Michaelis einheimisch und mit umfassender Sprachkenntnifs verbunden. Die Michaelisische hebräische Bibelausgabe hat, wenn man alles typische und dogmatisch vergängliche wegliefse, durch ihre sorgfältig gesammelte Parallelstellen und kleine Notizen einen solchen Reichthum unentbehrlicher Nachweisungen in sich, dafs man vor allen andern Abdrücken des A. Ts. diesen empfehlen und von der Waisenhausbuchhandlung unter kluger Leitung des Hrn. Dr. Niemeyer erneuert wünschen mufs.

Wie aber würde jener, das damals mögliche Beste in der gewähltesten Kürze concentrirende Fleifs so ausdauernd geworden seyn, wenn nicht die andächtigen philobiblischen Bearbeiter bei jeder Zeile für Gott und sein Wort sich so zu bemühen gedacht hätten? In eben dieser Gemüthsstimmung erwarb sich dort der (an sich viel leichter bewegliche) Joh. Dav. Michaelis alle die philologischen und historischen Grundlagen, aus denen nachher, da er Welt und Zeit weltbürgerlicher durch Reisen und Umgang ansehen lernte, so viele ingeniöse Anwendungen für eine vorurtheilsfreiere Exegese sich emporhoben. Sein immer noch nicht übertroffener Versuch, die mosaische Staatsordnung nach Montesquieu's Geist der Gesetze zu betrachten, würde bei weitem nicht die Gründlichkeit, worin er sein Muster übertraf, erhalten haben, wenn er nicht einst im Philobiblicum vorgeübt gewesen wäre. Es schadete der Hauptsache nichts, dafs er

Digitized by Google

dort einst aus jüdischen und christlichen Rabbinen alles das zu sammeln sich angestrengt hatte, was für Alter und Ächtheit der Vocalpunkte irgend aufgefunden werden konnte. Das Eine Gute war, daſs nun der aufs vollständigste dargestellte Fund, trotz aller Mühe, nicht als Gold sondern nur als Schlacke erschien. Das noch Bessere aber blieb, daſs J. D. Michaelis sich alle zu der mühsamen Arbeit nöthige Hülfskenntnisse zu erwerben und an eine so fleiſsige Bearbeitung sich zu gewöhnen veranlaſst worden war. Wenn nur das Pietistische unserer Tage nichts mit der Schule der Ignorantiner gemein hätte, wenn es vielmehr, wie es einst durch Spener, Franke, Rambach etc. geschah, mit Religiosität in gründliches Studiren hinüberleitet, so werden gute, wenn auch unerwartete und heterogene, Früchte nicht ausbleiben.

Dr. Paulus.

RÖMISCHE UND GRIECHISCHE LITERATUR.

Q. Horatius Flaccus. Recensuit Jo. Casp. Orellius. Addita est varietas Lectionis Codd. Bernensium III. Sangallensis et Turicensis ac familiaris interpretatio. Volumen primum. — Turici. Sumptibus Orellii, Fueſsli & Sociorum. — Londini, apud Black et Armstrong. M.DCCC.XXXVII. — XXIV und 640 Seiten in 8.

— *Recensuit Jo. Casp. Orellius. Addita est familiaris interpretatio. Editio minor. Volumen primum. Turici etc. MDCCCXXXVIII.* 391 *S.* 8.

Q. Horatii Flacci Carmina. Recensuit P. Hofmann-Peerlkamp, Phil. Theor. Mag. Lit. Hum. Doctor et Professor Ordin. in Academia Leidensi, Instituti Regii Nederlandici Sodalis. — Harlemi apud Vincentium Loosjes. MDCCCXXXIV. — XXXII u. 551 *Seiten* 8.

So sehr diese Ausgaben des Horatius eine ausführliche Würdigung verdienten, so darf doch der Ref. in einer allgemeinen literarischen Zeitschrift den dazu erforderlichen Raum nicht ansprechen. Aber mit Recht erwarten unsere Leser nicht blos eine Anzeige in wenigen Zeilen, sondern eine kurze Darstellung des Charakters einer jeden derselben und ein einigermaſsen motivirtes Urtheil darüber. Wir besprechen zuerst die Orelli'schen Ausgaben, obgleich der Zeit nach die Hofmann-Peerlkamp'sche ihnen vorangeht.

Die vielseitige Thätigkeit des Hrn. Prf. v. O. hat uns schon öfter Veranlassung gegeben, seiner in diesen Blättern mit Ehre zu erwähnen, besonders seine Leistungen in Betreff des Cicero, obgleich auch Phädrus und Sallustius, Tacitus und Vellejus ihm sehr viel verdanken, auch andere Schriftsteller gelegenheitlich und theilweise von ihm begabt worden sind, z. B. Appulejus, Persius, Juvenalis, Polybius, und die Sammlung der lateinischen Inschriften schon allein geeignet wäre, seinen Namen den hochverdienten Philologen unserer Zeit anzureihen. Ist es nun gleich bei einer so

Digitized by Google

umfassenden literarischen Thätigkeit nicht anders möglich, als dafs unter Millionen Einzelnheiten hier und da sich auch solche finden, quas aut incuria fudit aut humana parum cavit natura; so hat sich doch seit einer Reihe von Jahren nicht nur vielseitige und zugleich gründliche Gelehrsamkeit, nicht nur Scharfsinn und gesundes Urtheil, sondern auch Sorgfalt und Genauigkeit bei seinen Arbeiten als bewährt herausgestellt, und zugleich, dafs er mit richtigem Blicke das bisher Geleistete gemessen, und darum seine Gaben nie unwillkommen oder gar als überflüssig erscheinen konnten. Aus der Vorrede der gröfsern Ausgabe heben wir kürzlich folgendes aus. Nur der kritische Theil der Anmerkungen ist für Philologen bestimmt. Der Herausgeber hält dafür, dafs, seit Bentlei, A. Meinecke in seiner Ausgabe (Berl. bei Reimer 1834.) die Kritik des Horatius am besten gehandhabt habe. Da ihm nun diese an einigen Stellen nicht genügte, so wollte er versuchen, ob sich nicht mit Hülfe einiger noch nicht verglichenen sehr alten Handschriften und aus andern früher bekannten, noch Verbesserungen anbringen liessen; zugleich wollte er auch bei den wichtigsten Lesarten aufs Neue eine sichere Autorität nachweisen, da die vorhandenen Variantensammlungen nicht überall zuverlässig seyen. Er benutzte einen Bernercodex aus dem 8. Jahrhundert, einen andern aus dem 10ten, gleichfalls sehr vorzüglichen, und noch einen dritten von gleichem Alter und gleichem Werthe; einen Zürchercodex und einen Berner ebenfalls aus dem 10ten Jahrhundert. Die Varianten sind lichtvoll unter vier Rubriken gebracht. In der ersten Reihe stehen die der fünf neu verglichenen Handschriften, in der zweiten die Abweichungen von Lambin, Cruquius, Torrentius und Fea, in der dritten die von Bentlei's Text, in der vierten die Conjecturen Bentlei's und einiger Andern, auch wichtige Varianten aus andern Handschriften. Die sogenannte familiaris interpretatio, sagt er, sey nicht sowohl für Philologen, als für solche Jünglinge, die den Horatius zum erstenmal lesen, oder nach angehörter Erklärung wiederholen wollen, oder für Männer in geistlichen und weltlichen Ämtern, die zuweilen zu dem Dichter zurückkehren, den sie in der Jugend lieb gewonnen, und die sich nicht durch einen voluminösen Commentar durcharbeiten wollen. Zum Behuf dieser Interpretation habe er übrigens, ungeachtet er schon 25 Jahre seinen Zuhörern Vorträge über den Horatius halte, doch, neben den alten Scholiasten, die besten Erklärer von Lambin bis Jacobs wieder gelesen, das Zweckmäfsige mit selbstständigem Urtheile ausgehoben und zusammengestellt, übrigens, da er ihre Worte immer zusammengezogen oder selbst verändert, die Namen der Urheber nicht beigesetztzt.

(Der Beschlufs folgt.)

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

EINUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.

ZWEITE HÄLFTE.

Juli bis December.

HEIDELBERG.

In der Universitäts-Buchhandlung von C. F. Winter.

1838.

N°. 39. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Römische und griechische Literatur.

(Beschlufs.)

Das Eigenthümliche oder vielmehr Unterscheidende seiner Interpretation bestehe darin, dafs er, ungeachtet er häufig Lesarten und Erklärungen beurtheile, doch sich aller schneidenden Urtheile oder Herabsetzung Anderer enthalte, meistens die Namen seiner Gegner verschweige, um ja den Schein irgend einer Erbitterung zu vermeiden, da er das Herumstreiten in einer für Studirende geschriebenen Schrift für sittlich nachtheilig halte. Uebrigens habe er auch häufig Parallelstellen vollständig abdrucken lassen, die Nachbildungen aus dem Griechischen der frühern, bei Horatius nachgewiesen, auch zuweilen gefällige Aehnlichkeiten bemerkt, endlich auch öfters den Unterschied der prosaischen und poetischen Diction gezeigt.

Wie dieſs Alles geschehen sey, wie der Text constituirt und der Dichter erklärt worden, darüber können wir nur im Allgemeinen sprechen. Uns scheint die Aufgabe, an welcher vielleicht Einige die Verschiedenheit der Zwecke tadeln, Andere deren Unvereinbarkeit zu beweisen suchen werden, in hohem Grade befriedigend gelöst, die Handschriften mit Treue, jedoch ohne Abgötterei, benützt, auch die zwei einzigen Conjecturen, die H. v. O. in den Text aufnahm, zu billigen. Die eine ist von Daniel Heinsius III. 17. 5. *ducit* für *ducis;* die andere von Barth, Epod. 4,8. *bis trium ulnarum* für *bis ter ulnarum.* Dafs wir uns übrigens nicht mit allen Lesarten und Erklärungen befreunden können, ist zu erwarten; denn nicht leicht werden zwei Individualitäten in einer zahllosen Menge von Einzelnheiten, die zu beurtheilen sind, vollkommen harmoniren, wenn nicht eine von beiden ihr Urtheil gefangen giebt. Wir werden uns jedoch nur über ein Paar Stellen unsere Zweifel vorzutragen erlauben, und nur noch zum Voraus bemerken, dafs der Herausgeber dem Hrn. Pr. Meinecke auch darin beistimmt, dafs er keine sogenannte monostrophischen Gedichte annimmt, sondern z. B die aus blofsen asklepiadeischen Versen bestehenden Gedichte, so wie die, wo glykonische Verse mit Asklepiadeen wechseln, kurz alle, welche sonst keine Strophenabtheilung hatten, in vierzeilige Strophen eintheilt: z. B. I. 1. 3. 4. 7. 8. 11. 13. 15. 19. 28. 36., bei einer sogar, die in dieses tetrastrophische System nicht pafst (IV. 8.), weil sich die Zahl ihrer Verse nicht durch 4 dividiren läfst, wird angenommen, es fehle der 18te und 19te Vers, während an derselben Stelle merkwürdiger Weise der zweite der von uns zu besprechenden Herausgeber vier Verse (14 bis 17) für eingeschoben erklärt und

herausgeworfen wissen will. Wir können die Sache hier nicht erörtern, stimmen aber im Resultat mit Hrn. Pr. v. O. überein: — Od. I. 3. 37. hat er, allerdings aus den ältesten und besten Handschriften, aufgenommen: *nil mortalibus ardui est*, theils, wie er sagt, aus diplomatischen Gründen, theils, weil Hor. von der gewöhnlichen Redeweise absichtlich abgewichen zu seyn scheine. Doch gesteht er selbst, dafs es natürlicher wäre, zu sagen: *nihil ardui est hoc vel illud facere* ohne Dativ, oder *arduum* mit dem Dativ, *mortalibus*. Ref. behauptet aber, *ardui* ist hier geradezu unstatthaft. Sagt der Herausg., auf jeden Fall habe Hor. entweder *arduist* oder *arduumst* geschrieben, welche beide Schreibungen von den Abschreibern leicht verwechselt werden konnten; so bemerken wir *arduust* konnte eben so gut auch in *arduist* verdorben werden. Hätte Hor. das Letztere geschrieben, so müfste es freilich absichtlich geschehen seyn. Aber räumen wir den Alten den Vorzug ein, den wir keinem Neuern zugestehen, dafs ihre besten Schriftsteller keine solche Nachlässigkeitsfehler begiengen, wenigstens in der Regel; so dürfen wir auch einen Schritt weiter gehen, und annehmen, dafs sie nicht absichtlich die Regeln der Sprachlogik und des richtigen Denkens verletzten. — I. 7. 8. sq. *Plurimus in Junonis honorem Aptum dicit ejus Argos* — An diesem *plurimus* haben sich schon Viele gestofsen, und es ist auch anstöfsig genug. Da man sagt *multum esse in aliqua re*, so wollte Hofmann-Peerlkamp *plurimus-in-honore* i. e. in laudibus Junonis celebrandis. Dagegen sagten schon ältere Herausgeber *plurimus-dicit* stehe eben für *plurimi-dicunt*, und mit diesen hält es auch unser Herausgeber, besonders da auch von *plurimus in honore* kein Beispiel aufzuweisen sey. Fragen wir aber das (wir möchten sagen) Sprachgefühl, so wird sich dieses doch noch mehr gegen *plurimus-dicit*, ja gegen *multus-dicit* (statt *multi dicunt*) sträuben, als wenn wir z. B irgendwo lesen würden: *Ego in hoc homine laudando multus fui* — worauf ein Anderer antworten könnte: *imo vero plurimus fuisti: ne dicam nimius.* Was aber den Accusativ betrifft (*honorem*), wenn man ihn nicht in den Ablativ verwandeln will, so kann man ja eine dem Dichter erlaubte Synesis annehmen, für: *qui plurima dicit in Junonis honorem, aptum dicit equis Argos.* — I. 21. 10: *Vos Tempe totidem tollite laudibus, Natalemque, mares, Delon Apollinis* — Hier stimmen wir mit dem Herausg. im Resultat zusammen, nemlich dafs man für *mares* nicht gerade mit Hofman-Peerlkamp *sacram* lesen müsse. Aber den Grund, aus welchem er es verwirft, können wir nicht für schlagend halten. Offenbar, sagt er, redet Hor. im 5. Verse die Jungfrau an: im 9. wendet er sich an die Jünglinge. Gut. Aber er setzt im 5. auch nicht *virgines* bei, sondern sagt blofs im ersten *Dianam tenerae dicite virgines*, und im zweiten *Intonsum, pueri, dicite Cynthium.* Wendet er sich nun in der zweiten Strophe an die zuerst genannten, ohne sie wieder aufs Neue anders, als mit *vos*, anzureden; konnte er es bei der dritten

Digitized by Google

Strophe nicht auch so machen, und mit dem dieselbe beginnenden *vos* die Knaben meinen, besonders da in beiden Strophen die Gottheiten deutlich genug bezeichnet sind? — II. 13. 17. *Miles sagittas et celerem fugam Parthi.* Zwar wird mit Recht Bentlei's *reducem fugam* abgelehnt: aber erwähnt konnte, als besser, wiewohl auch nicht gerade nothwendig, Hofman-Peerlkamps Conjectur werden: *celeris fugam Parthi*, besonders da sie nicht ohne handschriftliche Unterstützung ist. Doch wir dürfen uns nicht erlauben ausführlicher zu seyn, und fügen nur noch bei, dafs einigen Oden auch gehaltreiche Excurse beigegeben sind, dafs viele Stellen durch des Herausg. einfache, und nichts weniger als prunkende, Anmerkungen in einem klarern Lichte als bisher erscheinen, und viele falsche Erklärungen und Vermischungen jetzt, hoffentlich für immer, abgelehnt sind. Wir sind der Ansicht, dafs kein Lehrer, der den Horatius zu erklären hat, diese Ausgabe entbehren sollte.

Studirenden aber empfehlen wir sehr, besonders zum Selbststudium, die kleine Ausgabe, welche blofs die familiaris interpretatio enthält, wo Kritik aber übergangen ist, und die Excurse weggelassen sind, überdiefs auch mehrere gelehrtere Citate und Bemerkungen fehlen. Natürlich mufsten übrigens bei dem Weglassen der kritischen Bemerkungen auch einige Erläuterungen des Sinnes wegfallen, wiewohl zuweilen doch eine kritische Bemerkung mit einfliefst, z. B. im Carmen seculare, wo im 16ten Verse Bentlei's *Genetyllis*, mit Angabe des Grundes, zurückgewiesen wird. Die kleinere Ausgabe hat keine Vorrede. Ihr Format ist etwas kleiner. Beide aber sind auf sehr schönem Papier ganz vorzüglich schön und correct gedruckt, so dafs Gestalt und Gehalt einander erwünscht entsprechen.

Wir wenden uns zu der andern Ausgabe, die schon im Jahr 1834 erschien, indessen wohl noch Manchem von unsern Lesern, die sich für den Horatius interessiren, unbekannt seyn, Vielen es auch wohl bleiben möchte. Ref. mufs vorausschicken, dafs er schon vor drei Jahren, durch einen Freund in Holland veranlafst, eine lateinische Beurtheilung dieser Ausgabe für eine holländische Zeitschrift geschrieben hat, die, ohne sein Wissen, mit einem besondern Titelblatt versehen, in das Publicum gekommen ist, doch in Deutschland wohl unbekannt geblieben seyn mag.*) Er kann hier weder so ausführlich seyn, als er es dort war, noch gedenkt er einen eigentlichen Auszug aus jener Epistola Critica zu geben, sondern ganz einfach über diese neue, auf jeden Fall merkwürdige, Recension Bericht zu erstatten.

---

*) Sie hat den durch einen geographischen Fehler und einen Sprachfehler, ohne Schuld des Verf., entstellten Titel: *Epistola critica G. Henrici Moser, — Gymn. Reg. Bav. Ulm. Rect. — Petro Stephano Schull — de recensione Horatii Carminum Peerlkampiana.* Dordraci, ap. J. van Houtryve, jun. 1835. 8. 44 S.

Digitized by Google

Die Ausgabe enthält blofs die Oden und Epoden, auch sind die Satiren und Episteln nicht versprochen. Der Herausgeber hat eine lange Reihe von Jahren dieser Bearbeitung seines Dichters gewidmet, er hat seine Vorgänger benützt, hat die Vergleichung mit andern ältern Dichtern weiter geführt, besonders mit den griechischen, hat die Handschriften, deren keine, nach seiner Behauptung, über das 10. Jahrhundert hinauf geht, zu Rathe gezogen, hat die Entstehung des Vulgartextes sorgfältig studirt, hat seine Resultate lange genug aufbewahrt, ehe er sie herausgab, bei der Bearbeitung selbst endlich nicht geringen Scharfsinn und grofse Belesenheit aufgewendet, und bei dem Allem doch eine Ausgabe geliefert, welche zwar wohl Berücksichtigung verdient, aber schwerlich ihren Zweck erreichen dürfte, und gerechtem Tadel im Ganzen und Einzelnen nicht entgehen kann. Ohne auf das Einzelne einzugehen, und mit dem Herausgeber zu rechten, warum er Diefs oder Jenes verworfen, Diefs oder Jenes geändert, warum er diese Erklärung vorgezogen, jene merkwürdige Stelle übergangen habe, wollen wir nur zwei Dinge berühren, die seiner Ausgabe nothwendig nachtheilig sind: das erste ist die Sonderbarkeit, sein eigenes, individuelles und subjectives Urtheil für ein allgemein gültiges zu erklären, und seine Grundsätze und Ansichten über das Passende und Schöne dem Horatius aufzudringen; das zweite, die Annahme, Horatius habe durchaus nur Vollendetes geschrieben, oder vielmehr, was dem Hrn. Prof. H. P. nicht als vollendet vorkomme, müsse für unächt erklärt und weggeworfen werden, und Horatius defshalb etliche Hunderte von Versen, ja eine ganze Anzahl Oden über Bord werfen, um wieder ganz Horatius zu seyn. *) Zu allem dem kommt noch eine seltsame Grille von einem sogenannten Carmen gnomicum, die so wundersam ist, dafs der Herausg. sie wohl selbst schon aufgegeben haben dürfte, wobei er sich auf jeden Fall eine Uebereilung hat zu Schulden kommen lassen, die man unglaublich finden wird, und bei deren Entdeckung Ref. seinen eigenen Augen fast nicht trauen wollte. Wir wiederholen es, die Ausgabe ist nicht blofs merkwürdig, sie ist auch werthvoll, und wiegt an Gehalt die Ausgaben mancher Neuern weit auf; es finden sich meh-

*) Ref. kann sich nicht enthalten, hier ein sehr wahres Wort von Sanadon (in seiner Ausgabe des Horatius [Paris 1728. 4.] zu Od. II. 19. Str 7. gegen F. Guyet, welcher dem Hor. auch schon eine Menge Verse wegschneiden wollte) beizusetzen: *retrancher dans les anciens auteurs tout ce qui ne parait pas assés parfait, sans autre raison, c'est une témerité, contre laquelle tous les savans sont en droit de se récrier. — Les grandes beautés, que nous trouvons dans Horace, demandent quelque grace pour ses défauts.* Wahrhaftig, auch die besten Dichter neuerer Zeit dürften sich gratuliren, wenn man jedes mifslungene oder weniger geistreiche Gedicht oder jede solche Stelle oder Zeile, nachdem sie etwa selbst später deren Unwerth erkannt, als ein Einschiebsel des Setzers oder Correctors erklären würde, das dem Dichter wider seinen Willen aufgedrungen worden sey.

Digitized by Google

rere werthvolle Verbesserungen, mehrere scharfsinnige Vermuthungen, mehrere höchst interessante Vergleichungen und Nachweisungen in derselben, ja man fühlt sich oft veranlafst, die Feinheit seiner Bemerkungen anzuerkennen, auch wo man ihnen nicht beipflichten kann: aber diefs Alles darf uns nicht bestimmen, das Princip, von dem es ausgeht, als das rechte oder gar als das einzige anzuerkennen. Ob irgend ein Unbefangener ihm in allen Stücken Recht giebt, wissen wir nicht; doch sind uns Stimmen zugekommen, die vermuthen lassen, dafs auch im Vaterlande des Herausgebers Manchem Bedenklichkeiten aufgestiegen sind, und man sich wenigstens Zweifel, vielleicht mehr, erlaubt hat. Um anzudeuten, wie stark die Zahl der ausgeschossenen oder ausgeschlossenen Verse, Stellen und Oden ist, führen wir nur Folgendes an: Od. I, 1. werden verworfen Vs. 3. 4. 5. 9. 10. 30. 35.; Od. 2. die Verse 5 — 12. 17 — 24; die Hälfte der 7 und 8. Strophe, so auch der 9 und 10.; Od. 3. Vs. 15 — 20. 25 — 36.; Od. 4. Vs. 2. 3.; Od. 6. Vs. 13 — 20.; Od. 12. die Strophen 9. 10. 11. 12. u. s. w. Ganze Oden werden ausgemerzt: Od. I. 20. 30. II. 11. 15. III. 3. (von dieser berühmten Ode: *Iustum et tenacem propositi virum* etc. werden nur 4 Strophen beibehalten, und 14 verworfen:) 8. 14. 17. 27. (von dieser 14 ganze Strophen; nur 5 bleiben.) Auch von der vielbesprochenen Ode IV. 2. *Pindarum quisquis studet aemulari* — bleiben nur die 8 ersten Strophen; die 7 letzten erhalten den Abschied; so auch von Od. IV. 14. bleiben nur Str. 1. 2. 11. 12. 13., die übrigen alle müssen fort. Und wer beklagt nicht mit uns die Enthauptung der schönen Ode (I. 24.): *Quis desiderio sit pudor aut modus Tam cari capitis?* — die ihre erste Strophe verliert? Sie findet keine Gnade: denn »erstlich ist *sit pudor desiderio* nicht lateinisch: zweitens läfst die erste Strophe ein langes Gedicht erwarten, und es folgt eins von nur noch vier Strophen.« Solcher Art sind viele, sehr viele Verwerfungsgründe, und man mufs sich nur wundern, dafs so Vieles noch Gnade gefunden hat. Ref. läugnet übrigens nicht, dafs manche verworfene Oden oder Stellen theils wirklich gehaltlos, theils störend, theils wenigstens nicht vortrefflich sind: aber das hat Horatius mit unserm Göthe und Schiller (um keinen Lebenden zu nennen) und allen andern Dichtern gemein, und wenn einmal die Frage ist, was begreiflicher und wahrscheinlicher sey: Interpolationen der seltsamsten und künstlichsten Art, wie sie hier angenommen werden müssen, oder ein Mifsgriff oder ungünstiger Augenblick des Dichters selbst; so wird man bei unbefangenem Blicke sich weit öfter für das Letztere als für das Erstere zu entscheiden geneigt seyn. Dazu kommt noch, dafs Horatius oft gute Gründe gehabt haben kann, Etwas zu sagen und gerade so zu sagen, was uns, die wir das Warum nicht wissen, zwecklos oder ungehörig scheinen mag: endlich dafs das alte Sprichwort de gustibus etc. sich hier wenigstens in so weit bewähren dürfte, dafs der Einzelne sein Urtheil über das, was im Einzelnen

Digitized by Google

schön und gelungen sey, nicht ohne Anmaſsung als den allgemeinen Maaſsstab erklären könne.

Um endlich noch von dem Carmen Gnomicum zu sprechen, bemerken wir in aller Kürze, daſs Hr. Pr. H. P. annimmt, Horatius habe ein groſses, aus lauter Sentenzen bestehendes, Gedicht, in alkaischen Strophen, gedichtet, aus denen die Librarii eine Menge Oden mit willkührlichen Veränderungen fabricirt haben, und zwar von der ersten bis zu der 16ten Ode des dritten Buches: dieses Gedicht bestehe aus 15 Abtheilungen von ungleicher Gröſse, und diese seyen (1) III. 1. erste Str. (2) III. 1. zweite und III. 5. erste Str. (3) III. 1. dritte und vierte; (4) III. 1. fünfte und sechste; (5) III. 1. siebente und achte; (6) III. 1. eilfte und zwölfte; (7) III. 2. erste bis dritte; (8) III. 2. vierte und III. 5. dritte bis fünfzehnte Str. (9) III. 2. fünfte und sechste, III. 3. dritte und vierte; (10) III. 2. die zwei letzten Str. (11) III. 3. erste und zweite; (12) III. 6. erste und zweite; (13) III. 6. fünfte und sechste, neunte bis zwölfte Str. (14) III. 16. erste bis dritte, endlich (15) III. 16. die fünfte halbe, die sechste halbe, die siebente bis neunte ganz, die zehente und eilfte, jede halb. Nun mögen unsere Leser selbst das wundersame Gebilde zusammensetzen, das ein anderer Beurtheiler »grillenhaft« genannt hat, ohne noch den seltsamen Miſsgriff zu bemerken, der dem Zusammensetzer dieses wundersamen Cento begegnet ist. Indem er nemlich seine 14te und 15te Abtheilung aus Od. III. 16. schmiedet, übersieht er in der Begeisterung, daſs diese Ode (was auch in seiner Ausgabe geschieht) zwar in einigen Ausgaben, z. B. der Bentlei'schen (Amst. 1713. 4.) im Einrücken der Verse so abgesetzt ist, wie die alkaischen Strophen, aber daſs sie keine Spur eines alkaischen Verses, sondern Strophen von drei Asklepiaden hat, die jedesmal mit einem glykonischen Verse schlieſsen. Und doch sagt er zu III. 1. 1. p. 241. ganz im Ernste: Neque omittendum, haec moralia *eodem metro* esse composita! — Und so fiele denn sogar schon aus diesem äussern Grude das Carmen Gnomicum in sein Nichts zusammen, aus dem es entstanden ist.

Wir nehmen Nichts von unserm ausgesprochenen Lobe zurück: aber von unsern Ausstellungen können wir noch weniger zurücknehmen. Beweise hat Referent in seiner Epistola critica gegeben.

Ulm.

G. H. Moser.

Q. Ciceronis de petitione consulatus ad M. Tullium fratrem Liber. Recognovit, selectam lectionum varietatem adjecit et perpetua adnotatione illustravit Dr. Hoffa, in Academia Marburgensi privatim docens. Lipsiae. Apud E. B. Schwickert, 1837. VII u. 76 S. in 8.

Da diese meistens den Ausgaben der Werke Cicero's beigefügte Schrift seines Bruders Quintus, seit den neunziger Jahren, wenn wir nicht irren, besonders nicht herausgekommen ist, so war es zweckmäfsig, von dieser für die Kenntnifs der geschichtlichen und politischen Verhältnisse Rom's in den letzten Zeiten der Republick wichtigen und interessanten Schrift eine neue Ausgabe zu veranstalten, die eben so wohl durch einen berichtigten Text als durch erklärende Anmerkungen das Verständnifs dem Leser erleichtere und so den Bedürfnissen unserer Zeit wie den Anforderungen, die man jetzt an eine solche Arbeit stellt, möglichst entsprechend sey. Der Herausgeber hat sich daher nicht auf einen blofsen Text beschränkt, den er allerdings hier nach den besten Recensionen in einem correcten Abdruck vorlegt, sondern er hat diesem Text die wesentlichsten Abweichungen oder ausgewählte Varianten in den Noten beigefügt, in welchen nun alle sprachlich und grammatisch bedeutenden, so wie alle im Text berührten sachlichen Punkte näher besprochen werden, so dafs man leicht mit dem Inhalt der Schrift nach allen Beziehungen sich bekannt machen, und zum Verständnifs des Ganzen gelangen kann. Wir möchten daher für das Privatstudium diese Ausgabe insbesondere empfehlen, da sie sowohl was die Gestaltung des Textes, als das Maafs und den Inhalt der Anmerkungen betrifft, diesem Zwecke durchaus zu entsprechen sucht, und insbesondere der Entwicklung der historischen und antiquarischen Verhältnisse, ohne deren Kenntnifs der Inhalt der Schrift seine Bedeutung verliert oder doch dunkel bleiben mufs, eine dankenswerthe Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Vollständiges Wörterbuch zu den Werken des Julius Cäsar, von G. Ch. Crusius, Subrector am Lyceum in Hannover. Hannover 1838. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 248 S. in gr. 8.

Der durch ein ähnliches, auch in diesen Jahrbüchern zu seiner Zeit besprochene Wörterbuch über Homer und andere Leistungen der Art rühmlichst bekannte Verfasser hat hier ein nach gleichem Plane und nach gleichen Grundsätzen ausgearbeitetes Wörterbuch über Cäsar geliefert, das, zumal wenn man erwägt, dafs diejenigen Schüler, welche den Cäsar lesen, sich in anderen allgemeineren und gröfseren Lexicis nur selten und schwer zurechtfinden können, einem wohlgefühlten Bedürfnisse auf eine zweckmäfsige und passende Weise entgegenkommt. Sorgfältige Ausführung der einzelnen Wörter und ihrer Bedeutungen, so wie der besonderen Verbindungen und Constructionen, in welchen sie in den Schriften Cäsars vorkommen, unter Beifügung

Digitized by Google

der betreffenden Stellen, und unter Benutzung der neuesten Hülfsmittel, sichern dem Verf., der auch alle die Forderungen, die man im Allgemeinen an ein Wörterbuch macht, nicht unbefriedigt gelassen, und insbesondere auch alle Eigennamen, die bei Cäsar vorkommen, in sein Lexicon aufgenommen, gerechte Anerkennung und seinem Buche die Verbreitung, die es in jeder Hinsicht verdient. Der Druck auf doppelten Columnen so wie Papier sind befriedigend; der Preis (½ Thaler) sehr billig gestellt und dadurch die Anschaffung erleichtert.

Pausaniae Descriptio Graeciae. Ad codd. Mss. Parisinorum, Vindobonensium, Florentinorum, Romanorum, Lugdunensium, Mosquensis, Monacensis, Veneti, Neapolitani et editionum fidem recensuerunt apparatu critico, interpretatione Latina et indicibus instruxerunt Jo. Henr. Chr. Schubart et Chr. Walz. Volumen primum. Lipsiae in bibliopolio Hahniano. MDCCCXXXVIII. Londini. Apud Black et Armstrong. LX, u. 583 S. in gr. 8.

Der Charakter dieser Ausgabe des Pausanias ist, um es gleich anzugeben, ein rein kritischer, ihre Tendenz zunächst auf Berichtigung und Wiederherstellung des auch nach den Bemühungen so mancher Gelehrten noch immer nicht hergestellten, noch immer lückenhaften Textes gerichtet, so weit solches nach den vorhandenen Hülfsmitteln auf sicherem Wege und urkundlicher Grundlage geschehen kann. Bei der nicht unbedeutenden Masse neuer Hülfsquellen, die zu diesem Zwecke durch die vereinten Bemühungen der beiden Herausgeber zusammengebracht und mit musterhafter Treue und Sorgfalt benutzt worden, kann man allerdings wohl sagen, dafs in dieser Beziehung für den Text des Pausanias ein Fortschritt statt gefunden, wie er bei den vorhandenen Hülfsmitteln nur immer statt finden konnte, und sonach der Text diejenige diplomatische Grundlage erhalten hat, die wir ihr überhaupt mit Sicherheit zu geben im Stande sind. Bei einem solchen Resultat wird daher das Erscheinen dieser neuen Ausgabe keiner Rechtfertigung bedürfen, auch wenn sie nicht streng ihre Gränzen sich abgesteckt und ihre nächste Bestimmung vorgezeichnet hätte, an der hier durchweg und strenge festgehalten ist. Zwar schien nach den, auch hier mit aller Gebühr anerkannten Verdiensten, welche Siebelis um die Kritik wie um die Erklärung des Pausanias sich erworben, Bekker's Ausgabe dem Bedürfnifs einer neuen, auf neue früher nicht bekannte Handschriften basirten Recension des Textes entgegenzukommen, um so mehr als die übrigen Ausgaben sämmtlich mehr oder minder auf die Aldiner Editio princeps sich stützten, deren Unzuverlässigkeit auch unsere beiden Herausgeber auf unzweifelhafte Weise nachgewiesen haben; dafs aber diesem Bedürfnifs durch diese Ausgabe keineswegs entsprochen ist, konnte den Ref. nachdem er die Belege, welche die Herausgeber sattsam dafür in ihrer Vor-

rede niedergelegt, durchgangen, um so weniger befremden, als er die besonders in der letzten Zeit übliche Manier dieses Gelehrten, den Text seiner Ausgaben auf Handschriften zu basiren, die nur theilweise und oft höchst oberflächlich verglichen sind, zur Genüge aus der Vergleichung einiger solcher Ausgaben mit den dabei benutzten Handschriften selbst kennen gelernt und daraus sich überzeugt hat, dafs für den kritischen Gebrauch eine neue und zwar genaue Collation der benutzten Handschriften unerläfslich ist. Wenn sich daher auch unsere Herausgeber über ein ähnliches bei der Behandlung des Pausanias von diesem Gelehrten beobachtetes Verfahren (bei aller Anerkennung seiner übrigen Verdienste) ein hartes, aber nicht ungerechtes und unbewiesenes Urtheil erlauben, so hatten sie wohl dazu ein Recht, das sie bei dem, der das Verdienst seines nächsten und höchst würdigen Vorgängers (Siebelis) auf eine oft ungerechte Weise verkennt, um so mehr geltend machen konnten.

Von den in vorliegender Ausgabe neu benutzten kritischen Hülfsmitteln, von den verschiedenen früheren Ausgaben, Übersetzungen und Erläuterungsschriften, wie von dem eigenen Verfahren, welches bei der Gestaltung des Textes beobachtet worden, giebt die Vorrede, die aufserdem noch eine Reihe von kritischen Bemerkungen, welche unter dem Texte selbst nicht füglich eine Stelle finden konnten, enthält, einen genauen Bericht. Die Zahl der Handschriften, welche entweder ganz oder theilweise für diese Ausgabe verglichen wurden, beträgt nach dem Verzeichnifs S. XVII ff. achtzehn, aus Wien, Leiden, Paris, Rom, Neapel u. a. O. Aber alle diese Handschriften gehen nicht über das vierzehnte Jahrhundert hinaus, mehrere fallen bis in's sechszehnte herab; auch scheinen alle auf eine gemeinsame Urquelle hinzuweisen, die aber jetzt nicht mehr vorhanden ist, und dabei selbst nicht einmal sehr alt gewesen zu seyn scheint; so dafs also, wenn wir nicht allen sichern Boden ganz aufgeben wollen, unser nächstes Bestreben nur dahin gerichtet seyn kann, einen Text herauszubringen, der jener verlorenen Urquelle, aus welcher die noch allein vorhandenen Codd. mehr oder minder abgeleitet sind, am nächsten kommt. Und dieſs ist es denn auch, was die Herausgeber in dem sichern und festen Gange ihrer Kritik, bei der jede Willkühr entfernt bleibt, beabsichtigen, und als das, was allein jetzt erreicht werden kann, auch zu erreichen gesucht haben. Was aber jene Urquelle betrifft, auf welche die vorhandenen Codices hinweisen, so zeigt sich der letzteren gemeinsamer Ursprung am besten in den zahlreichen Abweichungen derselben, die einen meist gemeinsamen Charakter erblicken lassen, nur selten ganze Perioden betreffen oder den Sinn bedeutend verändern, desto öfters aber, ja fast grofsentheils nur um einzelne Buchstaben, Sylben u. dgl. m., oder um Auslassungen einzelner Worte sich drehen. Die Beweise davon sind mit Sorgfalt hier im Einzelnen vorgelegt, um ein solches Resultat über jeden Zweifel zu erheben. Vgl. S. XXXII. XXXIV.

Digitized by Google

Unter den aus jener Quelle abgeleiteten Handschriften des Pausanias werden von den Herausgebern drei Classen unterschieden. In die erste Classe bringen sie die Ed. Aldina und von den Handschriften eine Wiener, Neapolitaner und eine Vaticanische, zum Theil auch eine Leidner; in welchen allen zahlreiche Interpolationen, absichtliche Ergänzungen an lückenhaften, so wie Aenderungen an verdorbenen Stellen vorkommen. In die zweite Classe gehört, neben einer Anzahl anderer Handschriften, vor Allem und zunächst die bemerkte Leidner Handschrift, von welcher S. XIX eine genaue Beschreibung gegeben wird, in ihren mittleren Theilen, in welchen sie so vortheilhaft vor allen übrigen sich auszeichnet, dafs durch ihre Benutzung der Text des Pausanias in dieser Ausgabe wohl am meisten gewonnen hat. Ueberhaupt zeigen sich bei den Handschriften dieser Classe mehr Spuren der wahren und richtigen Lesart, als bei den Handschriften der ersten Classe. Die Handschriften der dritten Classe, eine Münchner, Moskauer und eine Wiener nähern sich so ziemlich der zweiten Classe, haben indefs auch Manches Eigene. Indem wir, wegen des Einzelnen, auf die Vorrede verweisen, dürfen wir doch nicht unerwähnt lassen, mit welch musterhafter Genauigkeit diese ganze Untersuchung über die Beschaffenheit der einzelnen Handschriften, deren Verhältnifs zu einander wie zu der gemeinsamen Urquelle geführt ist. Über die Urquelle selbst äufsern sich die Herausgeber muthmafslich, S. XXXIV, auf folgende Weise: »Haud inepte suspicari videmur, codicem illum unde nostri fluxerunt manum correctricem expertum esse varietatemque loci lectionis in margine habuisse adnotatam; quo factum est, ut alii contextum tantum describerent, alii vel integram vel cum delectu variam lectionem reciperent, alii corrigendum simul cum correctura copulatum exhiberent vel lectionis differentiam selectam itidem in marginibus adnotarent; nec defuerunt denique, qui totum illum codicem ita describerent, ut quidquid in ipso contextu, quidquid in marginibus scriptum erat, accurate in exemplar suum transferrent.« (Nun folgen die merkwürdigen Belege aus dem Codex Riccardianus, zur bequemeren Übersicht in eine tabellarische Form gebracht.) Aus Allem diesem läfst sich wohl begreifen, dafs die Stellung eines Herausgebers des Pausanias, sofern er keinem willkührlichen Verfahren sich hingeben, sondern auf urkundlichem, sicheren Wege verfahren will, weit gröfseren Schwierigkeiten unterliegt, als z. B. da, wo es möglich oder selbst durch die Natur der Verhältnisse geboten ist, an eine durch Alter oder Reinheit besonders ausgezeichnete Handschrift, oder auch an eine ganze Classe derselben, sich vorzugsweise zu halten, um darnach dem Text seine ursprüngliche Form genau wieder zu geben. Leider aber ist so Etwas bei Pausanias unmöglich, wie dieſs aus den eigenen Worten der Herausgeber, die sich darüber mit gleicher Gewissenhaftigkeit als Offenheit ausgesprochen, hervorgeht: »Farraginem quidem e codicibus nostris erui-

Digitized by Google

mus lectionum [,] at eae saepissime tales sunt [,] ut variarum corruptelarum potius quam variarum lectionum appellare possis collectionem facileque deprehendere liceat [,] mendosum mutilumque codicem a librariis mendosius etiam esse exscriptum. Pausaniam igitur e solis libris manu scriptis [,] quotquot nunc superstites cognovimus [,] nunquam ad integritatem posse restitui, lacunas quae frequentiores sunt quam suspicantur plurimi, nunquam posse impleri, multaque vulnera letalia nunquam sanari lugentes nobis persuademus; et quamquam multi sunt loci [,] in quibus codicum nostrorum auxilio fortasse etiam e conjectura Pausaniam a nobis emendatum speramus, plurimi tamen sunt reliqui [,] de quorum restitutione nos quidem omnino spem abjecimus. Quae quum ita sint [,] temeritatis crimen incurrere non veremur, si a codicibus destituti ad conjecturas saepissime confugimus non quidem tumultuario impetu sed haesitantes et meditate etc. (p. XXXIX). Von dieser Freiheit haben inzwischen die Herausgeber nur mit vieler Vorsicht einen Gebrauch gemacht, der sie selbst hinlänglich gegen Vorwürfe rechtfertigen kann, da sie sogar bei manchen ganz desperaten Stellen lieber nicht ändern sondern diejenige Lesart im Texte aus den benutzten Handschriften beibehalten wollten, welche am nächsten zur wahren Verbesserung zu liegen schien, auch deſshalb gröſsere Lücken lieber durch Sternchen andeuten, als durch selbstgemachte Ergänzungen ausfüllen wollten; ein Verfahren, das man gewiſs nur billigen kann, wie denn überhaupt das mit den eigenen Worten der Herausgeber oben angedeutete traurige Resultat uns in der Ausführung allerdings etwas gemildert erscheint, und wir immerhin den Herausgebern Dank dafür schuldig sind, daſs sie innerhalb der bezeichneten Gränzen das Möglichste geleistet und so die Kritik des Pausanias auf diese Weise zu einem gewissen Zielpunkt gebracht haben, ohne sich zu willkührlichen und voreiligen Änderungen des Textes verleiten zu lassen »Cum iis tantum nobis res est, qui codicum auctoritate confisi ad disciplinae severitatem redigere artem criticam conantur«, ist auch des Ref. Wahlspruch.

Über die Einrichtung der Ausgabe selbst, die sich durch schönes Papier, durch guten Druck und groſse deutliche Lettern sehr empfiehlt, haben wir noch Folgendes anzuführen. Das Ganze ist auf drei Bände berechnet. Der erste vorliegende enthält die drei ersten Bücher, und zwar in der Art, daſs unter dem mit gröſseren Lettern gedruckten griechischen Texte die lateinische Übersetzung steht, und unter dieser auf jeder Seite in doppelten Spalten die Noten, welche die Masse des aus den verglichenen Handschriften gewonnenen kritischen Apparat's enthalten, wozu noch Angaben mancher Verbesserungs- und Änderungsvorschläge anderer Gelehrten, Nachweisungen von Parallelstellen u. dgl. m. kommen. Alles in möglichster Kürze, da eine nähere Entwicklung oder Ausführung der Bestimmungsgründe, welche die Aufnahme dieser oder jener Lesart veranlaſst, Plan

und Umfang der Ausgabe nicht wohl zuliefs. Aus gleichem Grunde konnte daher auch von erklärenden Anmerkungen nicht die Rede seyn; doch finden sich auch mehrere und zwar zunächst da, wo das Verständnifs und die richtige Auffassung des Textes mit der Kritik einigermafsen in Verbindung steht. Jedem Capitel geben kurze Angaben des Inhalts voraus, und an dem Rande des Textes sind die Seitenzahlen der Kuhn'schen Ausgabe bemerkt. An dem raschen Fortgang und der baldigen Vollendung des Ganzen, die wir zu wünschen alle Ursache haben, ist wohl nicht zu zweifeln.

Antiphon. Recognoverunt Jo. Georgius Baiterus et Hermannus Sauppius. Turici, impensis S. Hochrii 1838. 83 S. in 8.

Es ist dieſs ein besonderer, auch durch ein geschmackvolles Aeufsere sich empfehlender Abdruck der Reden des Antiphon aus dem gröfseren und umfassenden *Corpus Oratorum Atticorum*, mit dessen Herausgabe die beiden auf dem Titel genannten Herausgeber beschäftigt sind, von dem auch derjenige Theil, der den Antiphon enthält, bereits gedruckt in einem sehr schönen Exemplar vorliegt. Es ist dazu das gröfseste Quartformat, mit doppelten Spalten, bei ausgezeichnetem Papier und Lettern, gewählt; der Text selbst ist nach Bekker einer neuen, äusserst sorgfältigen Revision unterworfen, welche das Gute früherer Ausgaben, namentlich der Bekkerschen, benützend, aber auch deren unnöthige Änderungen vermeidend, mit sorgfältiger Benutzung neuer Hülfsmittel, so einen möglichst correcten Text liefert, wie dieſs von den beiden Herausgebern wohl zu erwarten war, deren Scharfsinn und kritischer Takt, verbunden mit der gründlichsten Kenntnifs der griechischen Redner uns schon aus mehr als einer Probe hinlänglich bekannt ist. Unter dem Texte der gröfseren Ausgabe finden sich die Abweichungen von Bekker oder von der handschriftlichen Lesart sorgfältig bemerkt, nicht selten auch sind andere Verbesserungsvorschläge beigefügt, welche die Herausgeber noch nicht in den Text setzen wollten, den wir daher wohl als einen urkundlich möglichst getreuen und so weit als möglich wiederhergestellten betrachten dürfen, der vor den bisherigen Ausgaben und Recensionen sich wesentlich auszeichnet. Um so mehr aber dürfen wir eine baldige Vollendung des Ganzen wünschen und auch von der ausdauernden Thätigkeit der Herausgeber wohl erwarten. Wir werden dann nicht verfehlen, unsere Leser davon in Kenntnifs zu setzen. — Die Seitenzahlen der Stephan'schen wie der Reiske'schen Ausgabe sind am Rande beigefügt.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

SCHULSCHRIFTEN.

Die Redaction dieser Blätter nennt am Schlusse dieses Heftes einige ihr zugekommene, in dieses Gebiet einschlägige Schriften, deren ausführliche Beurtheilung der Raum dieser Blätter nicht gestattet, zumal da bei mehreren derselben, die hier in neuen Auflagen vorliegen, diefs schon bei der ersten Auflage geschehen ist. Es gebören dahin die schätzbaren, durch zweckmäfsige Anordnung wie passende Auswahl des Stoffs sich empfehlenden Lesebücher von Carl Oltrogge:

Deutsches Lesebuch für Schulen. Erster Cursus für das Alter von 8—11 Jahren. Mustersammlung aus deutschen Dichtern und Jugendschriftstellern. Zweite verm. Aufl. 1835. 8. ⅔ Thlr. Zweiter Cursus. Für das mittlere Jugendalter. Zweite verb. und umgearbeitete Auflage. 1836. 8. X. u. 430 S. ⅚ Thlr. Dritter Cursus. Für das reifere Jugendalter. 1837. 8. VIII. 664 S.

Eine sehr reichhaltige Sammlung von ausgewählten Stücken aus unsern vorzüglichsten Prosaisten und Dichtern, Alles nach einer systematischen Ordnung und mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse des Alters und der Schüler, für welche die einzelnen Theile dieser Sammlung bestimmt sind. Der billige Preis erleichtert die Anschaffung, es sey für die Schule oder für den Privatgebrauch, zu welchem diese Anthologie sich besonders eignet.

Stylistisches Elementarbuch oder erster Cursus der Stylübungen, enthaltend: eine kurze Anleitung zum guten Styl, eine grofse Anzahl Aufgaben, sowohl zu einzelnen Vorübungen, als auch zu Beschreibungen, Erzählungen, Abhandlungen, Briefen und Geschäftsaufsätzen aller Art, nebst einer Reihe Beilagen über Grammatik, Titulaturen etc. für Anfänger im schriftlichen Vortrage und zur Selbstbelehrung bestimmt, von Ch. F. Falkmann, fürstl. Lippischem Rath und Director des Gymnasii Leopoldini zu Detmold. Fünfte, verb. und verm. Auflage. Hannover 1838. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 347 S. in gr. 8.

Praktische Rhetorik oder: vollständiges Lehrbuch der deutschen Redekunst, für die obern Classen der Schulen und zum Selbstunterrichte, von Ch. F. Falkmann, fürstl. Lippischem Rath und Lehrer am Gymnasio Leopoldino zu Detmold. Zweite Abtheilung. (Auch mit dem besondern Titel: Deklamatorik oder: vollständiges Lehrbuch der deutschen Vortragskunst. Erster oder theoretischer Theil. Erster Band. Ita quisque, ut audit, movetur. Quintil. J. O. XI, 3.) Hannover 1836. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung VI. u. 378 S. in gr. 8.

Wir verweisen auf die früheren Anzeigen der Schriften des Verf. in diesen Jahrb. (1831. p. 1037 ff. 1835. p. 826 ff.) mit dem

Bemerken, dafs, wenn diese Schriften zunächst die Behandlung des Styls durch die geeigneten Vorschriften und eine zweckmäfsige Anleitung nach allen einzelnen Theilen und Gattungen und den Bedürfnissen der Schule gemäfs, zum Gegenstande hatten, es in der Rhetorik oder Deklamatorik mehr der mündliche Vortrag ist, der nach einer Einleitung, in welcher die allgemeinen Begriffe aufgestellt und zugleich eine Art von Geschichte der Declamatorik gegeben ist, zunächst betrachtet wird, eben so wohl als Naturanlage, wie als Gegenstand planmäfsiger Ausbildung: in welcher Beziehung dann auch hier die nöthigen Vorschriften über den Vortrag des Wortes, des Satzes, der Satzverbindung, und zuletzt über die Art, wie der Vortrag den Sprachrhythmus zu behandeln hat, folgen.

Theoretisch-praktische Anleitung zur Vervollkommnung der geistlichen Beredsamkeit durch das Studium der alten Classiker. Für Prediger, Candidaten und Studirende der Theologie. Von E. G. W. Crome, Pastor zu Iber bei Einbeck im Königreich Hannover. Vos exemplaria graeca etc. Horat. A. P. 268. Zweite, nach den Ansichten geschätzter Kanzelredner völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Hannover 1838. Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XVI. u. 167 S. gr. 8.

Ein den jungen Theologen oder denen, die es werden wollen, in unserer Zeit, wo man das Studium der alten Classiker nur gar zu gern bei Seite zu legen sucht, besonders nützliches Buch, da hier, zunächst an den Beispielen und Quellen der alten Classiker der Einfluss nachgewiesen wird, der aus dem Studium der Alten Redner auch jetzt noch dem geistlichen (wie auch jedem andern) Redner erwächst, sowohl in Bezug auf deutliches, klares Denken, in materieller wie in formeller Hinsicht, als auch hinsichtlich der Darstellung in der Form, mittelst Auffindung der Gründe, durch welche auf den menschlichen Willen zu wirken ist, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen, welches Hauptaufgabe und Ziel des Predigers ist.

Für den Religionsunterricht oder zur religiösen Belebung der Schüler giebt eine gute Auswahl von meist älteren, aber in gutem Geschmack gedichteten Liedern eines Paul Gerhard, Flemming, Gellert u. A. das

Christliche Gesangbuch für Schulen. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung 1837. IV. u. 191 S. in gr. 8.

Als Herausgeber dieser verdienstlichen Sammlung, der man allgemeine Einführung wohl wünschen kann, unterzeichnen sich am Schlufs der Vorrede: Dr. H. L. Ahrens, W. Havemann, Lehrer am königl. Pädagogium zu Ilfeld, und Dr. H. C. C. Ludeking, Lehrer an der höhern Bürgerschule zu Hannover. Desgleichen:

Evangelisches Gesangbuch für höhere und niedere Schulen mit einer Auswahl liturgischer Antiphonien und alter Lieder nach classischen Melodien, herausgegeben von D. C. Ch. G. Wiss, Consistorialrath, Gymnasialdirector und Professor zu Rinteln. Leipzig. In der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung VIII u. 111 S.

Christliche Lieder für katholische Gymnasien mit älteren und neueren Kirchenmelodieen, herausgegeben von Dr. Nicolaus Bach, Director und Professor des Gymnasiums zu Fulda und Michael Henkel, Gesanglehrer an demselben Gymnasium. Hannover 1838, im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XII u. 130 S. in 8.

Hier sind insbesondere auch mehrere der schönsten und berühmtesten alt lateinischen Kirchenlieder aufgenommen.

Für die Erlernung der neueren Sprachen dient:

Kleine französische Sprachlehre oder erster Unterricht in der französischen Sprache für Schulen und zum Privatunterricht, von J. F. Schaffer. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Hannover 1838. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. VIII. u. 216 S. in 8.

Französisches Lesebuch, mit erklärenden Noten und einem Wörterbuche. Von J. F. Schaffer. Dritte, mit mehreren Bruchstücken aus den neuesten französischen Schriftstellern und mit Guillaume Tell, par M. de Florian vermehrte Auflage. Hannover 1835. 323 S. in 8.

Ganz in demselben Geiste und nach ähnlichen Grundsätzen bearbeitet, wie das französisch-deutsche Dictionaire desselben Verfassers, das in diesen Jahrb. (1836. p. 1149 ff.) ausführlich besprochen worden ist.

Ferner:

Abrifs der Geographie, französisch und deutsch, für Schulen; von Heinrich Ludwig Schmitt, Lehrer der Geographie, Geschichte und deutschen Literatur an der Militärschule zu Wiesbaden. Erstes Bändchen, die Vorbegriffe und die allgemeine Beschreibung der fünf Welttheile enthaltend. Darmstadt, Druck und Verlag von Carl Wilhelm Leske VIII u. 299 S. 8. (Auch mit französischem Titel, indem nämlich hier ein französischer und ein deutscher Text auf gegenüberstehenden Seiten gegeben ist).

Grammatik der italienischen Sprache, zum Schul- und Privatgebrauch von Prof. Dr. P. A. F. Const. Possart. Stuttgart, Druck und Verlag von Imle und Krauſs. 1837. XXIV u. 264 S. in klein. 8.

Diese italienische Grammatik reiht sich an die spanische an, deren in diesen Blättern früher Erwähnung geschah (Jahrg. 1837. S. 406); sie ist in ähnlichem Sinn und in einer ähnlichen Tendenz abgefafst, auch in der äufsern Anordnung und Einrichtung ihr

gleich; die syntaktischen Lehren, die Regeln über den Gebrauch des Artikels, der Präpositionen, der Conjunction, über das Verbum u. s. w. sind mit vieler Aufmersamkeit behandelt, jede Regel ist durch wohlgewählte Beispiele erläutert, wobei auch insbesondere, so wie schon in der Formenlehre, auf die jetzt veraltete Sprache eines Dante, Petrarca, Baccacio, neben der natürlichen Berücksichtigung der neueren Classiker, eineRücksicht genommen worden ist, die in andern italienischen Grammatiken sich nicht findet und daher dieser Grammatik zur besonderen Empfehlung gereicht, zumal bei so manchen andern nützlichen und passenden Vergleichungen mit andern Sprachen. Dazu läfst sich als eine besondere Zugabe betrachten:

Antologia Italiana oder italienisches Lesebuch, vorzüglich zur Kenntnifs der neueren italienischen Literatur. Zum Schul- und Privatgebrauch herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von P. A. F. K. Possart. Stuttgart 1838. Franz Heinrich Köhler. X. 241. S. kl. 8.

Einzelne längere oder kürzere Stücke aus Pindemonte, Giambattista, Bazoni, Carlo Gozzi, Carlo Goldoni, Albesto Nota, Varese, Manzoni (Cap. XXIV. aus den Promessi sposi), Machiavelli u. A. bilden den Hauptinhalt in einer passenden Auswahl. Die Vorrede enthält beherzigenswerthe Winke über den Unterricht und die beim Erlernen des Italienischen zu beobachtende Methode.

Den früher in diesen Blättern besprochenen *lateinischen* Schulgrammatiken ist noch beizufügen:

Lateinisches Elementarbuch für die unteren Gymnasialklassen, von August Grotefend, weil. Director des Gymnasiums zu Göttingen und ordentlichem Mitgliede des Frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache. Zweite Auflage. Hannover 1838. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XII u. 260 S, in gr. 8.

N°. 40. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Das Mithrēum bei Heidelberg.

Vorwort.

Wenn irgendwo, so hat bei dem Funde, wovon hier die Rede seyn wird, der Zufall mit seinem ganzen Eigensinne gewaltet. Vor mehreren Jahren fanden die Arbeiter beim neuen Chausseebau in geringer Entfernung von der nun denkwürdigen Stelle einen sehr wohl erhaltenen Silberdenar des Kaisers Trajanus, der sich in einer Heidelberger Sammlung befindet [1]); ja sie gruben wenige Schritte von dem jetzigen Fundorte den Boden zu den Fundamenten einer längs der Landstrafse gezogenen neuen Mauer, ohne irgend eine Spur des Denkmals zu entdecken, welches jetzt offen vor uns liegt. Erst dieses Frühjahr [2]) sollte uns mit einem Geschenk überraschen, wovon ich, um ehrenvollen Aufforderungen zu entsprechen, in möglichster Kürze handeln will. Ich gebe demnach sofort den wesentlichen Inhalt dieser Abhandlung an. Es ist zuvörderst zu betrachten: Fundort und Verlauf der Entdeckung; sodann das Hauptdenkmal selbst; endlich das sämmtliche Beiwerk an Säulenfragmenten, Reliefs, Inschriften, Anticaglien und Bruchstücken verschiedener Art und an Münzen. — Wenn die Natur der Sache hierbei einige vorbereitende Bemerkungen über den Cultus fordert, dem diese Gegenstände gewidmet waren, so werde ich dabei, jede allgemeinere mythologische Erörterung vermeidend, das Denkmal selbst im Auge zu behalten suchen.

I. *Fundort und Verlauf der Entdeckung.*

Am südwestlichen Abhange (nicht am nordwestlichen, wie ich in der Frankfurter Oberpostamtszeitung irrig angegeben) des der Stadt Heidelberg gegenüber liegenden Heiligenberges, beim Eintritt in das Dorf Neuenheim, dicht an der von der Stadt herlaufenden Landstrafse, rechts von letzterer, ist jene Örtlichkeit gelegen, die uns diese Denkmale geliefert hat. Über die Beschaffenheit des Grund und Bodens

wurde ich sogleich von meinen verehrten Amtsgenossen v. Leonhard und Bronn belehrt; und vom Profil des Terrains wie vom Grundrisse des Mithreum selbst werden sich die Leser aus der, diesem Berichte beigefügten lithographischen Tafel Nr. 1 eine anschauliche Vorstellung machen können. Ich verdanke sie der gütigen Mittheilung unsers, dem literärischen Publicum schon längst rühmlichst bekannten akademischen Garten-Inspectors, Herrn Metzger, der sich durch einsichtsvolle Leitung der Ausgrabungen und sorgfältige Aufbewahrung des Gefundenen neue Ansprüche auf unsern Dank erworben hat. Die lithographische Tafel Nr. 2 des Denkmals ist nach der sehr getreuen Zeichnung des sehr geschickten Meisters Herrn Volck gefertigt. Zur Auffindung selbst gab das Graben der Fundamente eines Hauses Anlafs, welches zwei Einwohner jenes Dorfs gemeinschaftlich zu bauen unternommen hatten. Der Ort zeigt überhaupt in seiner Gemarkung in Ziegeln, Scherben, Münzen u. dgl. manche Römerspuren, hat auch früher verschiedene Anticaglien geliefert; und eine römische Inschrift, die seit vier Jahren in einem Hofraume niedergelegt war, und im Verfolg mitgetheilt werden soll, wurde erst jetzt bekannt und erworben.

Der Heiligenberg, an dessen Fufs das Dorf liegt, weiset auf seinem Gipfel in altem während des Mittelalters überbauten Grundgemäuer auf das ehemalige Daseyn einer Militärstation (castrum) der Römer hin; woraus im vorigen Jahrhundert einige Inschriften und eine Ara mit Schrift und Bildwerk ins Antiquarium zu Mannheim gekommen sind *). Jetzt dürfen wir vermuthen, dafs auch an andern Stellen des Berges sich Niederlassungen und Heiligthümer befonden haben. Von dem, was uns beschäftigt, zeigten sich seit dem Monat April Vorboten, indem man ausser vielen Römerziegeln und Scherben das Bruchstück einer unten mitzutheilenden Inschrift, Säulenschäfte, eine Basis und ein korinthisch-artiges Kapitäl zu Tage förderte. Erst am 23. April und an den folgenden Tagen gab sich das Daseyn eines Mithreum nebst einer zweiten Ara (wovon unten), eines Hercules en haut-relief u. dgl. aufs entschiedenste kund.

Die hier stationirten Römersoldaten scheinen diese Stelle am Fufse des Berges theils als eine gute Position gewählt zu haben, wie denn im dreifsigjährigen Kriege eben dort eine Schweden-Schanze sich befunden, theils der Nähe des Flus-

ses, des Neckars, wegen; wohl nicht wegen einer Quelle, welche daselbst hervorbricht, und die vielmehr durch Versumpfung des Bodens den Umsturz der Mithras-Capelle verursacht zu haben scheint, da deren Bildwerke sämmtlich nach unten gekehrt angetroffen wurden. — Waren die Tempel der Alten in der Regel von geringem Umfang, so schliefst der sehr enge Raum des dortigen Locals den Begriff einer Mithras-Grotte (spelaeum) oder -Capelle vollends nicht aus, da fast alle diese Heiligthümer, wie z. B. in unsrer Nähe das in den Vogesen aufgefundene und das Heddernheimer [4]) keine sonderlich weitere Räumlichkeit zeigen. Diese Cultushandlungen forderten nur die Anwesenheit einiger wenigen verbrüderten Personen. Das Dachwerk unsrer Capelle, im Hintergrunde auf eine Mauer gestützt, deren Überreste sich vorgefunden, war am Eingange von jenen Säulen getragen, deren oben gedacht worden.

Die Würdigung dieses Fundes überlassen wir gelehrten Alterthumsforschern und geübten Kunstkennern; erlauben uns jedoch folgende Bemerkungen:

1) Das Neuenheimer Mithras-Denkmal tritt durch den Reichthum des Bildwerks, im Mittelfelde sowohl als in der oberen und in den Seitenleisten, den beiden grofsartigsten Monumenten dieses Kreises, dem Tyroler, jetzt im kaiserl. königl. Antiken-Cabinet in Wien, und dem Heddernheimer, jetzt im herzogl. Nassauischen Museum zu Wiesbaden, zunächst an die Seite. 2) Der Sculpturstyl im ungünstigen Material des rothen Sandsteins, wie er in hiesigen Gebirgen bricht, verdient gröfseste Anerkennung, indem mehrere Figuren und Gruppen, selbst im kleineren Maafsstabe der Quer- und Seitenleisten, an die Bildwerke der Säulen des Trajan und des Antoninus erinnern. 3) Das eben aufgefundene Monument vervollständigt den Kreis der mithrischen Bildwerke, da es einige interessante Figuren und Gruppen enthält, die auf keinem der bis jetzt bekannten vorkommen. — Über die Stiftungszeit dieses Mithreum soll hier nicht mehr als eine Vermuthung ausgesprochen werden; denn obgleich eine im Boden desselben gefundene Erzmünze, welche der hiesige um unsern Fund sehr verdiente Lyceums-Director, Herr Professor Brummer, so sehr sie gelitten, doch sogleich glücklich dechiffrirte (wovon, wie von einem Silberdenar der jüngeren Faustina unten im dritten Abschnitt), dem dritten Con-

sulate des Marcus Aurelius, mithin dem Jahre 170 nach Chr. Geb. angehört, so könnte der Bau der Capelle dennoch sowohl in eine etwas frühere als in eine beträchtlich spätere Periode zu setzen seyn, da Münzen einer späteren Regierung ebensowohl in ein älteres Gebäude, wie ältere Kaisermünzen in ein späteres gekommen seyn könnten. Jedoch möchten sich in Erwägung aller Momente die Urtheile der Kenner wohl über das zweite oder dritte Jahrhundert für die Anlage dieses Heiligthums vereinigen.

Am Schlusse dieses Abschnitts kann ich glücklicher Weise die für das Badische Land entschiedene Sicherung dieses Besitzes melden; denn kaum hatte Seine Königliche Hoheit unser Kunst und Alterthum liebende Grofsherzog von den Ergebnissen jener Ausgrabung Kunde erhalten, als Höchstdieselben unserm verehrten Stadtdirector, dem Herrn Geheimerath Deurer, den Befehl ertheilten, mit den beiden Grundbesitzern den Kauf abzuschliefsen; welcher denn auch alsbald die höchste Genehmigung erhielt, mit der weiteren Verfügung, alle aufgefundene Gegenstände sofort in unserer Universitätsbibliothek unter Aufsicht des Oberbibliothekars niederzulegen; wo denn das grofse Mithra-Relief vorläufig mit seinen Beiwerken zusammengestellt, neben einigen andern demselben Cultus gewidmeten Altären [5]), der Betrachtung aller Gebildeten offen aufbewahrt wird.

II. *Das Hauptdenkmal.*

Hiemit bezeichnen wir den grofsen Mithrasstein mit seinen Bildern im Mittelfeld und den bildlichen Vorstellungen auf der oberen und auf den Seitenleisten. Das Material ist bereits angegeben, die Mafse sind unten bezeichnet. Ich wende mich daher sofort zur Erklärung der dargestellten Figuren und Handlungen. Billige Leser werden sich jedoch bescheiden, dafs bei den hier gesteckten Gränzen der grofse Gegenstand nicht in allen Beziehungen erschöpft werden kann, und werden mir Nachsicht schenken, wenn sie erfahren, dafs wir wahrscheinlich über hundert Mithrasdenkmale besitzen [6]), dafs seit Wiederherstellung der Wissenschaften eine kleine Bibliothek über den Mithrasdienst geschrieben worden [7]) und dafs endlich eben dieser Cultus zu den beziehungsreichsten, am meisten zusammengesetzten und mithin

Digitized by Google

schwierigsten gehört, die es auf dem ganzen Gebiete der Religionsgeschichte nur irgend geben kann.

Das Verständnifs unsers Denkmals fordert gebieterisch wenigstens eine allgemeine Belehrung über das Wesen, dem es gewidmet ist, und das hier mit andern Nebenpersonen in Handlung erscheint.

Mithras also (dessen Namen Einige aus der alt-persischen Sprache von *mihir*, die Liebe; Andere aus der altindischen, von *mitro*, Freund, herleiten, gegen welche letztere Annahme sich der gröfste Kenner beider setzt) war im Religionssystem der Arienischen (d. h. der Baktrischen, Medischen und Persischen Völker) nur ein Wesen zweiter Ordnung, aber unter den vom Schöpfer Ormuzd geschaffenen guten Geistern (Ized's) der höchste. Er heifst der Glanzreichste, war aber nicht die Sonne, mit der er zugleich angerufen ward, und zwischen welcher und dem Monde er in beständiger Bewegung erscheint. Er glänzet, heifst es von ihm, wie der Mond, ist hocherhaben wie Taschter (der Genius des Fixsterns Sirius), hebt seine Hände auf zum Ormuzd, dem Könige der Welt; ist mit tausend Ohren und mit tausend Augen aller Menschen Schutzwächter und Segenbringer, spricht die Wahrheit in der Versammlung der Ized's; über Albordi (dem Berge Gottes) erhaben segnet er Iran (das heiligreine Heimathsland dieser Völker) mit Fried' und Glück, giebt der Erde Licht und Sonne, und vertreibt die Darudis (die Geister der Finsternifs). Gleich von vorn mache ich auf zwei Stellen dieser Religionsurkunden aufmerksam, weil sie unser Denkmal erläutern. Im Jescht-Mithra (Lobgesang auf Mithras) Carde (d. i. Abschnitt) 4, lesen wir: „Mithra, welcher der erste Himmlische das Gebirg überschreitet aus der Morgengegend der unsterblichen Sonne, welche die eilenden Rosse lenkt, Mithra, der zuerst die mit vergoldeten Gipfeln schön glänzenden Höhen in Besitz nimmt"; eine Beschreibung, welche zugleich durch die grofse Ähnlichkeit mit Stellen der von Rosen übersetzten alten Hymnen der indischen Veda's überrascht. Im ersten Capitel des Izeschne, eines der kanonischen Bücher dieses Cultus, findet sich folgende Stelle, Abschnitt 9: „Ich rufe an, ich preise Mithra, der die Paare der Stiere vervielfältigt, der tausend Ohren, zehntausend Augen hat, genannt mit dem Namen des Ized. [8]) In demselben Lobgesange Nr. 4 heifst

es weiter von ihm: Mithra erhält die Fülle des Segens in Iran. Auf diesen erhabenen Bergen seines Thrones sind Weiden des Überflusses, er giebt das Gewässer, über welches Schiffe gehen, welches Saamen bringt an diese Örter, die nach ihm mit Sehnsucht lechzen" u. s. w. — Feuer- und Wasserdienst oder vielmehr die Verehrung der Elemente insgesammt war in dieser Religion die Grundlage eines praktischen Systems der agrarischen Cultur. Vertilgung der schädlichen Thiere und Pflanzen, Pflege der nützlichen, Fleifs in ländlicher Arbeit war das erste Gebot des Persergesetzes. Der Feldbauer war hochgeehrt. Reinheit, Fleifs und Ordnung waren die Grundartikel der alt-persischen Ethik, die hinwieder auf den Grundlehren dieser ursprünglich sehr einfachen Religion beruhte, nämlich von dem Gegensatze zwischen Licht und Finsternifs, oder von Gut und Bös; womit jedem Bekenner dieser Glaubenslehre die Richtschnur für sein Verhalten, zum Vermeiden und zum Befolgen gegeben war. Daher ein organisirter Feuer- und Lichtdienst, die Feueraltäre, das heilige Feuer, das dem König vorgetragen wurde, aber auch die Verehrung der lebendigen Quellen und des die Erde befruchtenden Wassers, welches in der Liturgie eine grofse Bedeutung, und unter Anderm eine Einweihungstaufe zur Folge hatte, wovon die Ebräer im Exil ihre Proselytentaufe entlehnten. Jener Gegensatz von Licht und Finsternifs, Gut und Bös entwickelte sich auch im System einer gedoppelten Ordnung von himmlischen Mächten, von Geistern des Lichts und des Guten und von denen der Finsternifs und Bosheit. So wie jene als Bewohner und Anbauer von reinen Segensauen gedacht wurden, so sollten auch diesem himmlischen Vorbilde gemäfs der König und die Grofsen auf Erden in Fleifs, Reinheit und Ordnung ihren Unterthanen vorleuchten. Sie umgaben ihre Palläste mit Paradiesen, wie man sie in der Persersprache nannte, d. h. mit Thier- Baum- und Pflanzengärten, die als Musteranlagen die allgemeine Landescultur befördern sollten; und von den gröfsesten Königen wufste die Sage zu rühmen, dafs sie persönlich sich der Cultur des Bodens gewidmet. Auch die beglaubigte Geschichte meldet solche Beispiele. Der rühmlich bekannte jüngere Cyrus führte den spartanischen Feldherrn Lysander in seinem Mustergarten herum; und als dieser über die Reihen der edelgewachsenen Bäume, über die Fülle der Pflan-

Digitized by Google

zungen und über die Lieblichkeit und den Duft der Blumen und Kräuter höchlich verwundert war, und den Gärtner lobte, erwiederte der königliche Prinz: Dieses Alles, was du da siehest und lobest, habe ich mit meinen eignen Händen angebaut, und ich schwöre dir beim Mithras, wenn ich gesund bin, gehe ich niemals zu meiner Hauptmahlzeit, ohne eine Kriegsübung oder eine ländliche Arbeit verrichtet und somit das Gebot der Perser erfüllt zu haben [9]), welches, füge ich bei, einer unsrer ersten Dichter so aufgefafst hat:

„Grabet euer Feld in's zierlich Reine,
„Dafs die Sonne gern den Fleifs bescheine;
„Wenn ihr Bäume pflanzt: so sey's in Reihen,
„Denn sie läfst Geordnetes gedeihen."

Das war der Perserschwur: „beim Mithras, dem grofsen Licht", wie auch beigefügt wird, beim Licht- und Ordnungbringer, beim unverdrossenen Schutzherrn der Feldarbeiter, welcher durch Landessegen in zahlreichen Heerden und üppigen Pflanzungen den im Lichtdienst unermüdlichen Fleifs belohnt. — Somit hätten wir also vorerst diesem persischen Genius eine sehr praktische Bedeutung abgewonnen, und ich scheue mich nicht zu sagen, dafs ein Bild des Mithras kein unpassendes Symbol für jeden landwirthschaftlichen Verein wäre.

Eine andere Schwurformel der Mithrasverehrer war: „Der Gott aus dem Felsen". Diese wie die meisten Formeln und Gebräuche haben uns die Kirchenväter aufbehalten, welche die zu ihrer Zeit so sehr in Verfall gerathenen Mysterien mit Fug und Recht bekämpften, so arglos auch Manches in seinem Ursprung und im naiven Sinne alter Naturreligion gewesen war. Dies ist namentlich bei dieser Formel und dem kindlichen Mythus der Fall, woraus sie entstanden, gleich dem andern von den aus Steinen erwachsenen Deukalionischen Urmenschen, nur mit dem Unterschiede, dafs die persische Vorstellung mit dem nationalen Sonnen- und Feuerdienste zusammenhieng, wie mit dem heiligen Locale der Felsengrotten, worin dieser Cultus verrichtet wurde. Mithras war nämlich mit dem Gott aus dem Felsen gemeint, weil er aus einem erhitzten Felsen geboren seyn sollte [10]). Wir müssen um unseres Denkmals willen den aus Stein gebornen und in Felsengrotten verehrten Mithras noch ein wenig im Auge behalten, und bemerken da-

Digitized by Google

her, dafs ein persischer Edelstein *mithrax* von ihm den Namen hatte, und dafs der Gott aus einem von ihm befruchteten Berg am Flusse Araxes einen Sohn gewonnen, der wie der Berg Diorphos genannt ward. [11]) Dieser Name bezeichnet das Zwielicht, die zwischen Nacht und Tag eintretende Dämmerung. Wie der Sohn, so der Vater. Auf dieser Lichtscheide stehet nämlich Mithra selber; in der Frühlingsgleiche zwischen Jahresdunkel und Jahreshelle, zwischen Sommer und Winter [12]); in der Tag- und Nachtscheide zwischen Finsternifs und Morgenlicht. Daher die Mithrasgrotte der ihm geheiligte Ort. Ein sogenanntes Speläum (Mithrashöhle) wird fast immer als der Ort dargestellt, worin er verehrt wird, oder wo er selber opfert, und zwar der Ausgang der Grotte, da wo die tellurische Dunkelheit sich in in das solarische Tageslicht verliert. Diese Sinnenwelt selbst ist eine Grotte, sie ist der Dämmerung verfallen, und Licht ist von der Finsternifs in ihr niemals rein geschieden. Eine solche kosmische Grotte hatte Zoroaster in Iran's Bergen aus dem Felsen gebaut, und Plato hat dieses Bild in seinem Buche vom Staat ethisch ausgeführt. Wir halten jedoch, um beim Nächstgegebenen, bei unserm Bildwerke, stehen zu bleiben, den im Mithras personificirten Feuerstrahl in Gedanken, der aus dem Steine hervorgesprungen die Erde durchströmt und durchglüht; wobei dann die andere Vorstellung ganz nahe lag, den Mithras auch als den aus dem Äther entsprungenen Sonnenstrahl zu nehmen, ja als die Sonne selbst, die mit ihrer Kraft die Erde befruchtet, den Mond erleuchtet und besaamet, eine Vorstellung, die im Laufe der Zeiten so geläufig geworden, dafs der unüberwindliche Mithras, mit dem unüberwindlichen Sonnengotte identificirt in zahlreichen Formeln und Inschriften so allgemein verbreitet ward, dafs der persische Eigenname des Gottes in den meisten Fällen als überflüssig hinwegfiel. [13]) In beiden Beziehungen, sowohl als Geist inmitten zwischen Licht und Finsternifs, wie als Sonnengott, wird Mithras auch Mittler, und führt diesen Namen ausdrücklich. „Zoroaster der Magier, sagt ein wohlunterrichteter Schriftsteller [14]), kennt zwei Götter; den einen nennt er Ormuzd, den andern Ahriman, und fügt hinzu, unter den sinnlichen Dingen gleiche jener am meisten dem Lichte, dieser der Finsternifs und Unwissenheit. Mitten zwischen beiden stehe Mithras. Daher nen-

Digitized by Google

nen die Perser den Mithras den Mittler.“ Dies sind drei Personen persischer Götterlehre, deren wesentliche Sätze folgende sind: Die Welt, wie sie vom Ewigen ausgegangen, war licht und gut. Jedoch sie verfinsterte sich. Es entstand Kampf zwischen Licht und Finsternifs, Gut und Bös. Dieser Kampf jedoch ist endlich. Am Ende der Zeiten wird er in Liebe aufgelöst; diese Liebe *(mihir)* ist im Mithras Person geworden. Die Sonne ist der Abglanz des himmlischen Lichts. Dieses ist Lebensquell und Wurzel alles Heils und Segens in der Natur; es ist aber auch der entzündende und begeisternde Funke für jede ethische und heroische That. Die Sonne, des himmlischen Lichtes Bild, hat gegen sich die Finsternifs; das Gute hat gegen sich das Böse. In der Zeit ist ein Kampf gesetzt, der Kampf des Tages mit der Nacht, der Lichtseite des Jahres mit der Nachtseite, der Frömmigkeit periodisch mit dem Laster. Die Vermittlung ist im Mithras gegeben. Im Verhältnifs zwischen dem Fürsten des Lichts (Ormuzd) und dem der Finsternifs (Ahriman) ist er das schmelzende, vereinigende Liebesfeuer; in der Natur ist er Sonnenhort. Im Verhältnifs zu den Menschen ist er Läuterer; in Bezug auf den Ewigen ist er die Gnadensonne. Hiernach darf man sich nun nicht wundern, dafs dieser Mithras schon bei den Persern allmählig als das höchste ewige Wesen selbst genommen [15]) und an die Spitze eines, aus Ideen des Naturcultus und der alten Theologie des Zoroaster (worin er der oberste Geist zweiter Ordnung war) zusammengesetzten Systems gestellt wurde; wie er seit dem Ende des Römischen Freistaates als der Mittelpunkt der ihm gefeierten Mysterien erscheint.

2. Von diesen Wandelungen und Weihen bis zum endlichen Erlöschen dieser Weltreligion ist nun zum Verständnifs unsers Denkmals noch das Nöthige zu bemerken.

Bisher kannte man zwar aus griechischen und römischen Schriftstellern die Verbreitung der persischen Religionen in die vorderasiatischen Länder; aber was den Mithrascult betrifft, so zeigte sich eine empfindliche historische Lücke bis ans Ende des römischen Freistaats. Eine unverhofft aufgefundene Masse von indisch-griechischen und indisch-scythischen u. a. Münzen, worauf ich ganz neuerlich in ähnlicher Beziehung aufmerksam gemacht habe [16]), hat dieselbe reichlich ausgefüllt, und ich hatte vorher schon für die persische

Digitized by Google

und indische Religionsgeschichte davon Gebrauch zu machen angefangen. Jetzt kann ich wohl nichts Besseres thun als zur Erläuterung der Mithriaka eine mir so eben bekannt gewordene gedrängte Übersicht von einem berühmten Archäologen zu entlehnen [17]). Derselbe giebt aus dieser Münzenreihe zuvörderst eine Liste fremdartiger mit griechischer Schrift geschriebenen Götternamen, mit Angaben ihrer bildlichen Vorstellung:

1. Mithras, der Sonnengott genannt, eine Gestalt in orientalischen Gewändern, mit flatterndem Mantel, um den Kopf ein kreisförmiger Nimbus mit spitzen Strahlen daran, den rechten Arm ausstreckend, den linken auf die Hüfte stützend, oder an eine Lanze lehnend. [18])
2. Mao, der Mondgott, ein Jüngling in orientalischer Bekleidung, welche der phrygischen ähnelt, mit flatterndem Mantel, eine Art Turban auf dem Kopfe, mit einem grofsen Halbmond hinter den Schultern, wie ihn der deus Lunus auf kleinasiatischen Münzen trägt; die Stellung im Ganzen wie beim Mithras.
3. Manaobago, offenbar ein dem Mao verwandtes Wesen, auch mit der Mondssichel, aber vierarmig vorgestellt.
4. Anaitis, eine weibliche Figur mit faltenreichem Gewand und mit Strahlen-Nimbus u. s. w.
5. Okro, eine vierarmige Jünglingsgestalt, leicht und dünn bekleidet u. s. w.
6. Ardochro, ein weibliches Wesen in langen Gewändern mit einem kreisförmigen Nimbus um den Kopf, mit einem grofsen Füllhorn in den Händen.
7. Athro, ein älterer bärtiger Mann in langem flatterndem Mantel, von oben mit Flammen umgeben; also ein Feuergenius.
8. Ardethro, mit Flammen um die Schultern, wie Athro.
9. Oado, ein jugendlicher leichtbekleideter Mann mit einer Strahlenkrone, laufend, so dafs sein Mantel Bogenlinien bildet.
10. Orlango, oder Ardagno, ein junger Mann, mit Helm, Lanze und Schwert ausgerüstet.
11. Pharo, von Mithras wenig verschieden, mit zurückgeworfenem Mantel; die rechte Hand ausgestreckt, die linke an einen langen Speer gelehnt, um den Kopf ein kreisförmiger Nimbus.

Digitized by Google

12. Ein kaum lesbarer Name einer wenig charakteristischen Gestalt.

„Fragen wir, fährt der Berichterstatter fort, nach dieser Aufzählung der einzelnen Figuren, welchem Religionssysteme sie im Ganzen angehören, so führen Mithras und Nanäa auf eine ganz sichere Spur. Mithras, nach Herodot [19]) ein Wesen des vorderasiatischen Naturcultus, aber bereits damals im persischen Gottesdienste aufgenommen und der Ormuzd-Religion, wie sie in den Handschriften vorliegt, als einer der 28 Ized's einverleibt, war in dieser ein Genius des Lichts und der Fruchtbarkeit, der mit dem Planeten Venus, dem nahen Begleiter der Sonne, in eine enge Verbindung gebracht wurde.“ Nachdem der Verf. bemerkt, dafs Mithras schon bei den Persern an die Spitze des ganzen Religionssystems gekommen (s. meine obige Bemerkung mit Anm. 15), welches man immer schon aus den Mithras-Mysterien habe schliefsen müssen, wie sie seit der Zeit des Pompejus [20]), erst obscur und unbeachtet, dann als einer der angesehensten Culte des kaiserlichen Hofes selbst, über das römische Reich sich verbreitet haben, fährt er so fort: „Jetzt aber fällt von einer ganz andern Seite, von wo man es nicht erwartet hatte, ein Licht auf die Geschichte des Mithraismus. Man sieht, dafs sich an den Mithras ein ganz eigenthümlicher Polytheismus, der von dem Geiste des bildlosen Lichtdienstes der echten Magier himmelweit abgewichen war, angeschlossen hatte, dafs in diesem Cultus Mithras selbst als Sonnengott, Helios, gefafst wurde, wie der Sol invictus Mithras der späteren römischen Inschriften (s. oben mit meiner Anm. 13), und eine Anzahl von Wesen sich um ihn gruppirten, die, so viel wir sehen, auf demselben Synkretismus vorderasiatischer und iranischer Religionselemente beruhen. Unter diesen tritt am deutlichsten die Anaitis hervor, wie wir in der Benennung Nanäa bereits in diesen Anz. 1835. S. 1777 nachgewiesen haben; wenn aber in der armenischen Geschichte des Agathangelos, wie Herr John Audall in einer Bemerkung über einige der zu Begram gefundenen Münzen anführt, ein anaitischer und nanäatischer Tempel als verschiedene Heiligthümer neben einander erwähnt werden [21]), so kann dies wohl nur beweisen, dafs man die gleiche Bedeutung beider Namen in späterer Zeit

Digitized by Google

vergessen hatte (?). Der Cultus dieser Anaitis, welche auch die persische Artemis genannt wird, war alter Landescultus in den drei an einanderstoſsenden Landschaften, Kappadocien, Armenien und Medien, von wo er sich besonders durch das von Berosos erwähnte Decret des Artaxerxes-Mnemon über alle Hauptstädte des persischen Reichs, auch nach Baktra verbreitete (?); daher Anahid auch in den persischen Religionsurkunden, nämlich im Bundehesch, als Name des Planeten Venus gefunden wird. Auch ist die fackeltragende, dreigefaltete Artemis-Hekate, welche Herr Raoul-Rochette am deutlichsten auf einer schönen Tetradrachme des (baktrischen Königs) Agathokles [22]) erkannt hat, nur eine gräcisirte Form der in diesen Gegenden bereits vor der Herrschaft der Griechen verehrten Gottheit." — „Die Verbindung, in welche der Gott Men (der Mondsgott) hier (in Vorderasien) mit dem Mithras als dem Sonnengotte tritt, war schon durch allerlei Denkmäler angezeigt; das merkwürdigste ist eine Bronzemünze aus Elagabals Zeit, welche kürzlich der gelehrte Forscher in der alten Münzkunde, Herr Fr. S. Streber, in den Denkschriften der Münchner Akademie herausgegeben hat. Hier reitet der Deus Lunus in seiner bekannten Tracht auf einen kleinen Altar zu; vor ihm steht ein Jüngling in phrygischer Tracht mit erhobener, hinter ihm (ein zweiter gleicher) mit gesenkter Fackel, wie sie sonst um das Mithrische Stieropfer herumstehen." [23]) — „So viel auch hier noch für gelehrte Orientalisten zu erklären und zu erforschen bleibt, so ist doch auch nach dem bisher Geleisteten schon ein bedeutendes Stück asiatischer Religionsgeschichte nun gewonnen, und namentlich ein wichtiges Glied in der Kette hergestellt, welche die alten Volksreligionen des Orients mit dem späteren Mithras-Cult verbindet, wovon auch Hr. Geh. Rath Creuzer in dem zweiten Hefte der neuen Bearbeitung seiner Symbolik und Mythologie H. II. S. 236 (vielmehr S. 336 ff.) bereits einigen Nutzen gezogen hat. Dem Unterzeichneten stellt sich die Sache so dar: In der Zeit des innern Verfalls der persischen Nationalsitte und Religion, die bereits unter den Achämeniden eintrat, erwuchs aus dem reinen Ormuzddienste ein weitläuftiges System von bildlich dargestellten Göttern, welches besonders vorderasiatische Elemente aus dem dort herrschenden Naturcultus an sich zog,

Digitized by Google

jedoch so, dafs alle darin aufgenommenen Wesen das allgemeine Gepräge von Lichtgöttern bekamen. Armenien, Kappadocien, die Euphratländer waren es besonders, wo diese Religion herrschte, welche den Parthern, als sie unter Arsakes I. die Herrschaft über Persien gewannen, mehr zusagte, als die reinere Form des Magismus; als sie das Heiligthum in Elymais, wo die Göttin Nanäa verehrt wurde, unter Arsakes VI. einnahmen und dessen Schätze sich aneigneten, werden sie auch den Cultus dieser Göttin unter dem Namen, der dort gerade gebräuchlich war, angenommen haben; und wie sie für griechische Bildung bis auf einen gewissen Grad empfänglich waren, wird damals eine und die andere dieser Gottheiten mit griechischen identificirt worden seyn, wie Mithras mit Helios, und im Allgemeinen eine bestimmte, der griechischen Kunst verwandte Darstellungsweise dieser Gottheiten aufgekommen seyn." Es wird darauf gezeigt, wie auch eine Horde der Mogolen diesem Sonnen- und Feuerdienst gehuldigt habe, und aus Münzen geschlossen, dafs dieser Götterdienst erst einige Menschenalter nach 130 v. Chr. an den Ufern des Indus Eingang gefunden, dafs er aber von da sich Jahrhunderte fortgepflanzt und erhalten habe.

Ohne nun was ich in der Symbolik ausgeführt [24]) (dafs die Mithriaka schon in der alt-griechischen Vorzeit mit dem Argolischen Lichtdienste des Perseus so wie mit dem Cerescultus sich vermählt) auch nur andeuten, oder Karl Ritters Annahme einer uralten vorrömischen Einwanderung derselben in die europäischen Westländer berühren zu wollen, führe ich den historischen Faden dieses Cultus weiter fort. Auch in Syrien und Palästina war er eingedrungen, und mit syrischem Sonnendienst kam er schon in den letzten sechzig Jahren der Republik nach Rom, und vermischte sich mit der römischen Staatsreligion; denn wenn man auch den Mondscult mit den heiligen Kühen für rein syrisch halten wollte, welches kaum zu behaupten ist, so kann doch die hieratische Sitte, eine männliche Figur auf den Stier zu setzen und zu stellen, nur aus einer mithrischen Formation gehörig erklärt werden. [25]) — Mit den römischen Kaisern werden die Nachrichten vom Mithrasdienste häufiger. Hadrian hatte durch ein Edict die Menschenopfer überhaupt und auch die mithrischen aufgehoben, aber wie man im Orient diesen grausamen Opferdienst fortsetzte, so schlachtete auch der Kaiser Commodus dem Mi-

Digitized by Google

thras zu Ehren einen Menschen. Seit Elagabalus, vom syrischen Ela Gabel, Gott Schöpfer genannt, verbreitete sich der orientalische Sonnendienst weiter, und erhielt unter Aurelian und Probus durch den Palmyrenischen Feldzug und andere Bewegungen im Orient neue Nahrung. Das Soli invicto comiti (dem unüberwindlichen Sonnengotte, dem Begleiter) wird in Aufschriften und auf Münzen immer häufiger. Es werden dem Mithras geheiligte Grundstücke erwähnt. Nach Constantinus erwies der Kaiser Julianus seine Anhänglichkeit an das Heidenthum auch durch eifrigen Mithrasdienst, und nach seiner Thronbesteigung war eines seiner ersten Geschäfte die förmliche Wiederherstellung der Mithriaka in Constantinopel. Wer dieses Kaisers Gunst suchte, liefs sich in diese Mysterien einweihen. Aber auch auf Münzen der occidentalischen Cäsaren, wie des Carausius, lesen wir mithrische Aufschriften. [26]) — Zwar berichtet der h. Hieronymus, der Stadtpräfect Gracchus habe im Jahr 376 die Mithratempel zerstören lassen; aber, mochte dies auch in Rom geschehen seyn, so behauptete sich dieser Cult anderwärts noch immer; denn noch vom Jahr 391 nach Chr. kommt ein italisches Mithrasdenkmal vor, und ein christlicher Dichter Paulinus gedenkt noch 394 oder 395 der „schwarzen Mithrashöhlen". [27])

Ueber die ungemeine Ausbreitung der Mithriaka bedarf es, da sie sich schon aus dem Bisherigen ergiebt, nur noch weniger Worte in Betreff der Westländer. Selbst bis in die britischen Inseln will man Spuren davon gefunden haben, auch namentlich in gälischen und irischen Sprachwurzeln und Stammwörtern, die mit dem altpersischen Namen des Mithras verwandt seyn sollen; worüber ich mich natürlich alles Urtheils enthalte. Was wird man aber erst sagen, wenn einer unsrer universellsten Gelehrten, Herr Alex. von Humboldt, in seinen pittoresken Ansichten der Cordilleren, Tübingen 1810 S. 41, den Satz aufstellte: „Auch scheint der Mexicanische Tonatiuh mit dem Krischna der Hindus — und mit dem Mithras der Perser identisch zu seyn"? worüber man das Weitere bei ihm selbst nachlesen muſs; und dennoch erhielt ich sechzehn Jahre später in Paris durch gütige Mittheilung dieses edlen Forschers einige vor mir liegende Durchzeichnungen amerikanischer Bildwerke mythologischen Inhalts, die jedem Unbefangenen durch ihre Aehnlichkeit mit einem griechischen Mythus vom Perseus und mit einer Vorstellung

Digitized by Google

auf Mithrasdenkmalen auffallen werden. [28]) Wenn sich dem Forscher bis in die neue Welt hin, wohin uns keine Verbindungswege leiten, solche Verwandtschaften darbieten, wie dürfen wir uns wundern, in den westlichen Ländern der alten Welt aus dem hohen Asien herverpflanzte Cultusmonumente vor den Thoren unsrer Stadt [29]) anzutreffen, da wir die Wege kennen, welche die welterobernden Römer gezogen, und die Oertlichkeiten, wo sie sich in den Donau- und Rheinländern niedergelassen?

3. Bevor wir zur Erklärung der Bildwerke unsers Denkmals schreiten, ist das hierher Gehörige der Cultushandlungen zu bemerken. Letztere zerfallen im Mithrasdienst in fünf Arten: Prüfungen (Kasteiungen, Züchtigungen), Sacramente, Weihen (und Mysteriengrade), Opfer und Feste. Zu unserm Zwecke haben wir hauptsächlich die vier ersten zu betrachten.

Ueber die Prüfungen, wie über diese Cultushandlungen überhaupt haben wir mit wenig Ausnahmen Berichte der Kirchenväter und derer, die aus ihren Schriften geschöpft haben. Nun stimmen sie zwar in der Zahlangabe sämmtlich überein, dafs es nämlich achtzig gewesen; sie beschränken sich jedoch auf die beispielsweise Aufzählung weniger, und stimmen auch im Bericht über die Folgenreihe keinesweges unter einander überein. Obschon ich nun für mich eine Tabelle über diese Differenzen gemacht habe, so will ich die Leser doch damit verschonen, in einer Anmerkung [30]) pflichtmäfsig die Quellen angeben, und sofort hier im Text die verhältnifsmäfsig vollständigste Angabe mittheilen. Die Kaiserin Endocia berichtet also: Der Candidat zu den Mithrasweihen mufste folgende Prüfungen [31]) bestehen: erstens, wenn es geboten ward, bis auf funfzig Tage hungern; zweitens viele Tage weit herum schwimmen; drittens das Feuer berühren; viertens zwanzig Tage lang im Schnee liegen; fünftens zwei Tage lang Geifselung ertragen; sechstens sich in die Wüste zurückziehen, und dort Fasten halten; wobei ausdrücklich beigefügt wird: nebst einigen anderen Prüfungen mehr; worunter wir ohne Zweifel auch geistige zu verstehen haben. Hierbei ergeben sich mehrere Betrachtungen: Zuvörderst über das Lebensgefährliche dieser Prüfungen; welches die Berichterstatter selbst zum Theil bemerken; wodurch sich schon von vorn ein sehr fanatischer Geist dieser Culte bemerklich macht, ein der alten

Digitized by Google

reinen Magierlehre entfremdeter und aus andern materielleren Religionen eingedrungener Geist; denn die alten Zendurkunden wissen z. B. von einem Fasten nichts, sie mifsbilligen es sogar. Die Wasserprobe aber beruhte ursprünglich auf dem altpersischen Elementendienste, wovon oben, und wenn gewifs auch ein so lebensgefährliches Schwimmen eine spätere Zuthat war, so erklärt sich aus der Wasserprobe doch, warum die Mithreen sich so häufig in der Nähe von Flüssen und Quellen finden, wie eben das Neuenheimer unmittelbar an dem Ufer unsers Neckar. Das Liegen im Schnee deutet auf Gebirgsländer, als das Vaterland dieser Cärimonien, wie die oberasiatischen Länder, die medischen, persischen und armenischen Hochlande waren, deren Climate die römischen Mithrasdiener in den deutschen Ländern wiederfanden, und wirklich geben einige Bildwerke der Mithreen, namentlich des Heddernheimer zu Wiesbaden, in Figuren, die von unten bis an den Nabel herauf in wolkenartigen Klumpen stecken (wie Nr. 1 und 2 Tab. XVI. der Mithriaques von Hammer-Purgstall), deutliche Anzeigen davon. Die Feuerprobe kam auch in griechischen Mysterien vor. Das Fasten in der Wüste hat seine Parallele in der evangelischen Geschichte (Luc. IV, 2.); aber auch bei heidnischen Völkern, wie bei den Assyrern (Jonas III, 5. 6.) kommen Fälle von strengen Fastengeboten vor.

Unter allen Mithrasdenkmalen giebt das von Mauls in Tyrol vergleichungsweise die meisten Anschauungen von diesen Prüfungsacten. Ich theile daher, wie billig, einen Auszug aus der Beschreibung dieser Reliefbilder mit [32]) und füge einige Anmerkungen im Anhange bei. Der Verfasser theilt die Prüfungen in körperliche und geistige, und fängt unter den 12 Seitenfeldern mit dem 1ten links oben an. Die Vorstellung desselben giebt er so an, der Eingeweihete (l'initié) stehet im Wasser und wird von einer andern Person damit besprengt. [33]) Zweites Feld: Der Novize ist auf einem Schmerzenslager ausgestreckt; welches an jene mit Stacheln versehene Qual-Betten der indischen Fakirs erinnert. [34]) Drittes Feld: Des Novizen Füfse sind eingesenkt in die Erde, oder in eine Masse von Schnee oder Asche. [35]) Viertes Feld: Er steckt seine Hand in's Feuer. Fünftes Feld: Er mufs sich in einer gewaltsamen peinlichen Stellung halten. [36])

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 41. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Das Mithrēum bei Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Sechstes Feld: Der Myste ist verschwunden, und seine Stelle nimmt eine Kuh ein. Die Indier lassen nämlich nach den materiellen Prüfungen durch Wasser, Feuer, Luft und Erde die letzte Reinigung folgen, welche im Durchkriechen einer zu diesem Zwecke gegossenen goldnen Kuh besteht; worauf die geistigen Reinigungen folgen. Beide bezeichnen zugleich die doppelte Seelenbahn des Herabsteigens aus höheren Regionen in diese materielle Sinnenwelt, und des Wiederhinaufsteigens zu jenen. Daher die ersten Felder auf der Seite des Genius mit gesenkter Fackel liegen; die letztern sich zunächst an den Genius mit aufgerichteter Fackel anschliefsen. Ich habe diese Deutungen des geistreichen Orientalisten mit aufgenommen, weil unser Monument einige Felder mit ähnlichen Vorstellungen hat; wie sich auch sogleich aus dem Folgenden ergeben wird. Zu den geistigen Prüfungen geht nun der Verfasser, aufsteigend von dem untersten Felde der rechten Seite, über. Hier aber zeigt sich zunächst eine Vorstellung, die dem unbefangenen Laien nichts weniger als geistig erscheinen, den weltklugen und in modernen Ansichten Befangenen aber zum Spotte reizen dürfte, während der ernste Alterthumsforscher auch das Fremdartigste, das in der menschlichen Culturgeschichte ein Moment ausmacht, nicht von sich stöfst. — Nachdem der Neuling im Durchgange durch den Körper der Kuh die letzte körperliche Reinigung erlangt hat, ergreift er nun ihren Schweif, nach der Sitte der Indier, welche, dem Tode nah, durch das Anfassen der Kuh sinnbildlich den Mond als die Station der Seelen bei der Rückkehr aus diesem Leibesleben in das andere geistige zu bezeichnen pflegen. Hiermit beginnt also der indische Novize in Begleitung seines geistigen Führers (Guru) die neue Laufbahn der spirituellen Reinigungen. Diese Scene füllt das erste Feld, rechts von unten. Zweites Feld: Der Novize liegt vor seinem geistigen Führer auf den Knieen.

Drittes und viertes Feld: Der Myste folgt seinem Mystagogen, der ihm im dritten Feld mit erhobener Hand die Stufe der Vollkommenheit zeigt, die er erklimmen soll. Fünftes Feld: Letzterer sitzt mit seinem Führer auf dem mit sechs Pferden bespannten Sonnenwagen und wird zum Himmel erhoben. Sechstes Feld: Der Eingeweihte ist verschwunden, wie dorten im sechsten Felde links, aber auf andere Weise. Man sieht nichts als den Thron des Mystagogen, anzudeuten, dafs der Myste, nachdem er die ganze Stufenfolge der leiblichen und geistigen Läuterungen durchlaufen, Epopte geworden und würdig auf dem Stuhle seines geistigen Führers und Meisters selbst Platz zu nehmen.

Unser Beschreiber rechtfertigt diese Ergänzungen mithrischer Prüfungs- und Weihungsscenen einerseits durch Zeugnisse griechischer Schriftsteller, andererseits durch die thatsächliche Nachweisung, dafs diese körperliche und geistige Übungen noch heut zu Tag unter den indischen Fakir's und Yogi's im Gebrauche sind [37]).

Es folgen die Einweihungsgebräuche (Sacramente) und die Grade der Eingeweihten. Zuerst wird eine Wassertaufe erwähnt. Nach jenen strengen Prüfungen wurden nämlich die für würdig Erklärten in den Mithrascapellen durch die Taufe förmlich aufgenommen. Dabei ist auch von Zeichen die Rede, die den Einzuweihenden auf die Stirne gedrückt wurden; und mit Darreichung von Brod und Wasser wurden Einsegnungsformeln ausgesprochen, worauf das Ritual der Krönung folgte; so doch, dafs der Eingeweihte die Krone niemals weiter aufs Haupt setzte, sondern erklärte, Mithras selbst sey seine Krone [38]).

Durch diesen letzten Ritus war der Eingeweihte unmittelbar Streiter *(miles)* des Mithras geworden [39]), eine Benennung und Bestimmung, die nicht nur auf einer Grundforderung des Persergesetzes, streitbar zu seyn, beruhete, sondern insbesondere auch auf dem heroischen Charakter, welcher dem Mithras beigelegt ward, indem er selbst angerufen wird als erhabener Krieger, der in einem Augenblick die Feinde vernichtet, der die bösen Dämonen niederschlägt, und als Keim und Wurzel des Soldaten, der siegreich seine Waffen führt [40]). Die Mitglieder des zweiten Grades *(Leontica)* hiefsen Löwen und die Frauen (denn auch weibliche Personen nahmen an diesen Weihen Antheil) Löwinnen [41]). Mochte

Digitized by Google

dieser Name immerhin die in den Prüfungen erprobte Stärke bezeichnen, so bezog er sich doch hauptsächlich auf den Löwen im Thierkreis, ja wie der so eben angeführte Hauptschriftsteller will, vorzüglich auf die Seelenwanderung durch den Thierkreis und somit auch durch das Zeichen des Löwen. Es wird dabei bemerkt, dafs bei der Aufnahme in diesen Grad die Mithrasjünger allerlei Thiermasken vorthaten, mit Bezug auf die Vorstellung, dafs die Menschenseele in ihrer Wanderung verschiedene Thierkörper zu durchlaufen habe [42]). Hieran scheinen sich die *Coracia* anzuschliefsen, oder der Grad der Ministranten, die man Raben nannte, und wovon sich nicht nur auf den gröfseren Mithrassteinen, sondern auch auf Gemmen bildliche Andeutungen finden. Diesen Raben bezieht man auch auf den Himmelsvogel Eorosch im Zendavesta [43]). Nun folgte der Grad des *Perses*, welcher vom Gotte selbst den Namen hatte, indem Mithras selbst Perses und Persidicus genannt wurde [44]) und vielleicht zum Symbol des in ihm personificirten Himmelsfeuers den auf Mithrassteinen vorkommenden Blitz hatte. Noch wird ein Grad des Greifen (*Gryphius*) angeführt; und ein anderer des *Heliodromus* (oder des *Heliobromios*, des Sonnenläufers, oder des Sonnen-Bakchanten [45]). — Die letzte Weihe war die der sogenannten *Patrica*: denn die in sie Aufgenommenen wurden *Patres*, Väter, Älteste genannt; auch Adler und Weihen (Falken); welche beiden Vögel auch auf bekannten Monumenten vorkommen; ihr Vorsteher wurde Pater patrum, der Oberalte, genannt [46]).

Die Opfer im Mithrasdienste zerfallen in blutige, wovon oben und im Verfolg, und in unblutige; letztere bestanden in Darbringung des Brodes und des Kelchs, nach altpersischem Gebrauch, indem dieses Opfer in den Zendbüchern Mizd genannt wird. Die Formel Nama Sebesio, auf dem Mithrasdenkmal der Villa Borghese und auch sonst vorkommend, wird ebenfalls für persich gehalten, aber sehr verschieden erklärt. Über das erstere Wort ist man ziemlich einverstanden, dafs es Ehre, Preifs bezeichne; beim zweiten hat man an den vorderasiatischen Sabazios (Bakchus) gedacht; Andere beziehen es auf die grüne, dem Mithras heilige Farbe, weil er die grüne Vegetation hervorbringt; einer der neuesten Sprachforscher deutet es einfach: Lob und Danksagung [47]). Unter den Festen der Perser ward Mihragan

Digitized by Google

(Mihrgan) d. i. das Liebesfest, einige Tage nach dem Wintersolstitium gefeiert, am 16ten Tage des Monats Mihr; daher in Rom der Geburtstag der unüberwindlichen Sonne auf den 25. December fiel (wie schon oben bemerkt worden). Ein zweites Mithrasfest fiel in das Frühlingsäquinoctium, und wird bei den neuern Persern noch unter dem Namen Newruz gefeiert — zu Ehren des Dschenschid, der an diesem Tage mit einer von Edesteinen strahlenden Krone auf seinem Throne die aufgehende Sonne begrüfst haben sollte; und noch bei den Römern wurden die Mithrasweihen vorzüglich im Monat April begangen [48]).

---

4. So möchten wir denn zur Betrachtung unsers Monuments gehörig vorbereitet seyn. Natürlich zieht das Mittelbild mit der Hauptgestalt zuerst unsere Augen auf sich. Es ist Mithras. Aber kein löwenköpfiger, ja nicht einmal ein asiatischer in einer fremdartigen, reichen, mit seltsamen Zuthaten ausgestatteten Gewandung und mit dem über seinem Haupte schwebenden achtstrahligen Sterne, der einen der Geister aus der himmlischen Hierarchie ankündigt (s. oben II, mit Anm. 18). — Es ist ein edelgestalteter, jugendlich-kräftiger Heros; seinen Kopf bedeckt die vorwärts umgebogene phrygische Mütze oder die Mitra oder Tiare, bei höheren Standespersonen aus Goldstoff, der Farbe der Sonne, bereitet; ein Leibrock (persisch sadere) oder eine mit dem Gürtel befestigte Tunika umgiebt Brust und Leib, ein medisch-persischer Mantel (Kandys), im Moment der lebhaften Handlung zurückgeschlagen und vom Winde getragen, bildet, wie fast immer in dieser Scene, einen faltigen Bogen; die Schenkel und Beine sind mit den persischen Beinkleidern (griechisch anaxyrides, persisch tschakschir genannt) bekleidet; die Füfse mit leichten Stiefeln [49]). Seine Stellung ist die gewöhnliche, wie in allen Bildwerken: das gebogene linke Knie stützt sich auf den Rücken des Stieres; das rechte Bein ist über dem rechten Schenkel und Fufs des Thiers ausgestreckt. Mit der linken Hand hält er dessen Maul aufwärts gerichtet; mit der rechten hat er ihm den Dolch in den Nacken gestofsen. Die Handlung geht am Eingang einer Höhle vor [50]).

Digitized by Google

Aber was will diese Handlung bedeuten? Mit dieser Frage treten wir auf das mythologische Gebiet, das heifst auf den uns Neuern sehr fern liegenden Boden alter ethnischer Religionen mit einer vielgestalteten Götterlehre, mit einer Menge von Sinnbildern, sinnbildlichen Erzählungen und zum Cultus gehörigen Gebräuchen. So stellen denn auch Bild-Denkmale, wie das unsrige, nicht blos die Hauptgottheit, hier also den Mithras, sondern auch die Nebenpersonen dar; wie wir ihn denn oben von einer ganzen Gruppe solcher Wesen umgeben sahen. Solche reicher ausgestattete Mithras-Monumente, wie das vorliegende, enthalten ausserdem noch einzelne Cultushandlungen, wie Prüfungen, Weihungen, Opfer u. dgl. Und die Haupthandlung ist hier, wie immer, ein Stieropfer. Sein Verständnifs setzt Bibelleser voraus, aber auch manches andere Bild, das uns hier vor Augen tritt; wie denn überhaupt Bibelkunde, besonders Bekanntschaft mit dem A. T. die beste Anleitung giebt, solche religiöse Denkmale zu enträthseln. Wenden wir dies nun auf den Stier unseres Bildwerks an, so erinnert uns dies zunächst auf die Auslegung Josephs von den sieben schönen und fetten und den sieben mageren Kühen und von den sieben vollen und sieben dünnen Ähren im Traume des Pharao als eben so vielen fruchtbaren und unfruchtbaren Jahren und Ernten, so wie an die Erklärung, die ein Kirchenlehrer davon giebt, dafs in der alten Bildersprache Stier und Kuh die Erde selbst, den Ackerbau und die Nahrung bezeichnet haben [51]). Auch die Israeliten waren gewohnt, bei dem Rind und Ackerstier an die zeugende und schaffende Kraft Gottes zu denken; welches so manche Stellen des A. T. beweisen, dafs wir uns nicht wundern dürfen, wenn sie den Cherub, als das Symbol der Kraft Gottes, auch als einen geflügelten Stier mit einem Menschenantlitz darzustellen pflegten [52]). — Wenn in jener Traumdeutung die Kühe für Jahre genommen wurden; so hieng dies mit allgemeinen Vorstellungen zusammen, dafs Rinder und Stiere Sinnbilder der Zeit und der Zeitlichkeit überhaupt seyen; wie denn in alter Sprache Rind oder Stier bestimmt den Monat bedeutete [53]). — Im Monat April, wenn die Sonne im Zeichen des Stiers steht, wird die Erde geöffnet. Wer öffnet sie? Mithras, von dem es heifst: „Ich rufe an, ich preise Mithra, der die Paare der Stiere vervielfältigt“ (Izeschne [Yaçna] I. 9. nach Burnouf); von dem

Digitized by Google

es ferner heifst: „Lobpreis dem Schutzwächter Mithra, der dem Gerechten Getreide giebt“ (Jescht Mithra Nr. 14.); von dem wir weiter hören: „Mithra ist Mehrer des Wassers und der Bäume“ (ebendaselbst Nr. 15.) — endlich: „Wenn ich mit Thieres Fleisch mein Gebet vor dich bringe; — so sey meine Hilfe; wo Heerden sind, da mehre die Zeugungen, o starker Mithra“ (— Nr. 22.). Vom Dschemschid aber, in welchem heroischen König das Abbild des Mithras auf Erden dargestellt ist, spricht Ormuzd, der höchste unter den ersten sieben Himmelsfürsten: „Dschemschid nahm von mir einen Dolch, dessen Schärfe Gold war, und dessen Griff Gold war“ und: „Dschemschid spaltete die Erde mit seinem Goldblech, mit seinem Dolch, und sprach: „„Sapandomad (der weibliche Genius der Erde, Ormuzd's Tochter) freue sich.““ (Vendidad Nr. II. S. 304 f.) Hier steht also die Erde statt des Thieres. Dschemschid, will das sagen, der Abglanz des Sonnengenius Mithras, öffnet mit der Pflugschaar die Erde, damit die Sonnenkraft sie durchdringe und befruchte; denn das Gold ist hier, wie so oft, Sinnbild der Sonne. Der Jüngling álso, der mit dem Dolche den Stier tödtet, ist nichts anders, wie schon ein ein alter pfälzischer Archäolog [54]) gesehen, als der Ackermann, der sich die Erde unterwirft, sie pflügt und Früchte zu bringen zwingt. Die Folge von diesem Ackerfleifs ist Getreide; welches, wie wir hörten, Mithras dem Gerechten verleiht. Im Bilde könnte also schon in diesem blos agrarischen Sinne der Stier mit einem in Ähren auslaufenden Schweife vorgestellt werden; wie in der Bildersprache das Aufreifsen der Erde durch die Pflugschar als ein jährliches Opfer bezeichnet wird. Aber die Schöpfung überhaupt wird von den Indiern als ein Opfer vorgestellt, welches die Gottheit selbst verrichtet [55]); und hiermit treten wir für die Betrachtung jenes mithrischen Stieropfers auf einen höheren Standpunkt, zu dem uns auch der übrige Bilderkreis hinführt, womit dieses Opfer umgeben ist. Hören wir zuerst folgenden Anruf an diesen Genius: „Mithra, er, der Wohlthätige, der Erhalter und Vollender des Guten, der Wachthaber über die Todten.“ (Jescht-Mithra Nr. 31.)

Dieses weiset schon darauf hin, dafs Mithras mehr ist als der blofse Genius der Sonne. Mit Einem Wort, er ist der erste der Ized's, der Vermittler der Schöpfung,

der Führer der Seelen [56]). Er wird ausdrücklich Demiurg (Schöpfungsvermittler) und Herr der Zeugung genannt, und zwar in derselben Stelle, wo es von ihm heifst, dafs er mit dem Schwerte bewaffnet auf dem Stiere sitze [57]). Dieser, dem Demiurgen untergelegte Stier ist der Ur- oder Weltstier, Abudad, dem im Zendavesta ein himmlischer Geist (Ferner [58]) beigelegt wird. Er heifst König, einzig in seiner Art geschaffen, und wird als Wurzel aller Vegetation und Generation, als Princip alles Lebenden und alles Wachsthums geschildert; sein Geist und seine Seele werden angerufen, und ihm wird Weissagekraft zugeschrieben. — Hieraus ergiebt sich, dafs wir seine durch Mithras vollbrachte Opferung als einen Schöpfungsact in der Art zu nehmen haben, dafs Mithras nicht absoluter Schöpfer aus Nichts, sondern Vermittler der Schöpfung ist, der durch Zerlegung der Materie (d. h. durch Tödtung des Urstiers) die in diesem letzteren enthaltenen Keime der gesammten Animalien und Vegetabilien hervorlockt und zum Daseyn bringt. Die hervorsprieſsenden Keime der Vegetation sind in vorliegenden, wie in den meisten andern Bildern, durch die sieben Getreideähren am Ende des Stierschweifes versinnlicht, und der Mythus meldet ausdrücklich, unter Anderm seien auch die 25 Getreidearten aus dem Urstier hervorgegangen. — Aber ehe noch aus dem Körper des getödteten Abudad die Thiere und Pflanzen hatten hervorgehen können, war der Grundstoff von den Dews (bösen Geistern) schon vergiftet. Ahriman, der Fürst der Finsterniſs, hatte durch die von ihm hervorgebrachten Giftthiere die Testikeln des Stieres benagen lassen, auf dafs alle nachfolgende Zeugungen verunreinigt würden, und diese ahrimanische Erbsünde ist auch in das Reich der Geister eingedrungen. Da ist keiner, der vollkommen rein wäre. Hier tritt nun ein Dualismus in der gesammten Ordnung aller Wesen hervor, in den Lichtgeistern und in den Dämonen der Finsterniſs, in reinen und unreinen Menschen und Thieren, in Kraut und Unkraut bis zum Elemente des Wassers herab. Daher die doppelte Aufgabe für den Parsen: die agrarische: reine Thiere und Pflanzen zu pflegen und zu vermehren, die unreinen auszurotten. Durch Fleifs im Ackerbau, sagt dieses Gesetz, werden sogar Sünden getilgt; welches mit der ethischen Aufgabe zusammenhängt, durch Reinheit des Willens und des Wandels jene ahrimanische Erbsünde abzubüfsen:

Digitized by Google

„Sanften Fall des Wassers nicht zu schwächen,
Sorgt die Gräben fleifsig auszustechen;
Rohr und Binse, Molch und Salamander,
Ungeschöpfe, tilgt sie mit einander.“ [59])

Hiermit wäre nicht nur der Sinn jenes Stieropfers, sondern auch der auffallende Nebenzug erklärt, dafs in dem vorliegenden Bildwerk ein Molch an den Testikeln des geopferten Stieres nagt; und durch die in unserm Denkmal ganz deutliche Zeichnung dieses Thieres ist auch Herrn Lajard's (Nouv. Annales p. 10) Zweifel an dem Daseyn eines Molchs auf andern Mithrassteinen vollkommen beseitigt.

Und hiermit sind wir in den Kreis der Nebenfiguren des Mittel- oder Haupt-Feldes eingetreten, die wir nun von unten fortschreitend weiter zu betrachten haben:

Da jedoch unser Denkmal mit dem von Ladenburg [60]) in der Verbindung von Becher und Schlange und in der Aufnahme des Löwenbildes übereinkommt, so will ich zuvörderst das Nöthige über dieses letztere vortragen: Das Bildwerk, von geringem Kunstwerth und sehr abgerieben, hat zwei Abtheilungen. Auf dem oberen Plane sieht man den liegenden Stier, über dessen Hörnern der gewöhnliche heilige Vogel *schwebt*. Mithras mit entblöfstem Haupt und ohne Spur von phrygischer Mütze, knieet auf dem Stier, und indem er ihn bei Einem Horne fafst, scheint er den Todesstreich erst noch vollziehen zu wollen. Er hält des Dolches Spitze gegen das Schlachtopfer hin. Den Schweif des Thieres, der keinen Ährenbüschel hat, hält eine fast ganz nackte Person, gleichfalls ohnn Kopfbedeckung, mit der Linken gefafst. In ihrer Rechten hält sie einen Hirtenstab. Hinter ihr, vom Stier abgewendet, sieht man einen Löwen. Auf dem untern Plane, unter den Vorderfüfsen des Stieres, sitzt ein Hund, rückwärts zu ihm aufblickend. Ihm zunächst, gerade unter dem Stier, erscheint eine männliche Figur, die in der linken Hand ein Gefäfs hält, und mit der rechten aus einem andern Gefäfs auf eine kleine Ara das Trankopfer ausgiefst. Daneben steht ein anderes Gefäfs, gröfser als die Ara. Eine mächtige Schlange, die mehr als die Hälfte des untern Raumes einnimmt, umringelt des Gefäfses oberen Rand, und sieht von oben hinein. —

Ich habe in dieser Vorstellung eine Vermischung der Mithriaka mit den phrygischen Sabazien gefunden, theils weil in diesen letztern Mysterien der Mond als männ-

lich (Lunus) aufgefafst war, und der gefeierte Gott Sabos (Sabazios) Herrscher des Mondes (Menotyrannus) genannt wurde, theils weil in diesem Cultus Stier und Schlange in einer Ritual-Formel mit einander verbunden waren, und die Schlange als ein Bild des befruchtenden Zeus ein Symbol des Segens; endlich weil der Hirtenstab (pedum) ebendort auch in einer heiligen Formel erwähnt war. Demzufolge habe ich das ganze Bild so auszudeuten gesucht: Mithras opfert den Stier, Sabos [41]) schlägt ihn mit dem Hirtenstabe. Mithin erscheint auf dem obern Plane eine göttliche Opferhandlung. Daneben Löwe und Vogel, als Andeutung der zwei Mithras-Grade, der Leontica und der Coracia. Unten das menschliche Opfergeschäft. Ein Verehrer beider Gottheiten, ein Priester des Mithras und des Sabazios (oder des Mao) zugleich opfert seinen grofsen Gottheiten, die so eben selbst das grofse Naturopfer verrichten. Der Hirtenstab ist aufgehoben, der Dolch gezückt, die Opferschale ausgegossen, der Hund sieht zum Stier auf, und die geheimnifsvolle Schlange blickt in das mystische Gefäfs. Diesen Moment hat der Bildner des Reliefs nicht ohne Einsicht ergriffen. Im Wesentlichen stimmt v. Hammer (Mithriaques pag. 95 sq.) dieser Erklärung bei. „Le chien et le serpent, sagt er, comme l'a déjà observé M. Creuzer, ne paraisent nullement ici (auf dem Ladenburger Stein) comme des animaux ahrimaniques, mais bien comme participant au sacrifice qu'ils semblent bénir; und weiterhin: — Cette assertion est confirmée par ce basrélief où le serpent entoure, *en signe de bénédiction,* le vase ou *cratère* que le *lion* tient entre ses pattes sur les monumens déjà cités." Dagegen äufsert sich Nik. Müller über diese bildlichen Erscheinungen (S. 126) so: „Die Erklärung des Löwen hängt demnach genau mit jener dieses Gefäfses, so wie mit der ahrimanischen Schlange zusammen, welche auf dem Heddernheimer Steine und auf jenen von Fehlbach und Ladenburg aus diesem Gefäfse, das sie umschlingt, zu trinken bemüht ist; was die Löwen verhindern zu wollen scheinen." Dafs diese Ansicht ganz verfehlt ist, zeigt ein blofser Blick auf das Neuenheimer Bildwerk, worauf die Schlange unmittelbar unter dem Maule des Löwen ganz ungestört sich zur Mündung des Gefäfses erhebt. —

Und hiermit kehren wir zu unserm Denkmal zurück, und betrachten zuvörderst Gefäfs und Schlange, sodann

Löwe und Hund. Hierbei, so wie bei den folgenden Bildern und Gruppen, werde ich immer verschiedene Erklärungen, wo sie möglich, oder wirklich gegeben sind, neben einander stellen, je weniger ich mir anmafsen darf, jene zum Theil vieldeutigen Bilder jedesmal so zu sagen mit Einem Wurfe in ihrem Sinne treffen zu können. Was nun zuvörderst das Gefäfs betrifft, so bezieht dies v. Hammer auf die Mischung der sinnlichen Natur und Creatur, wofür das Mischgefäfs ein hergebrachtes Sinnbild war: „Nous savons par Porphyre, sagt er a. a. O., que les mystères de Mithra étaient relatifs à la transmigration des âmes, et sous ce rapport un passage de Plutarque ne laisse pas le moindre doute sur la veritable signification de ce grand vase: c'est le grand *cratère de la génération humide que l'âme voit de loin.*“ [62]) Ich glaube zunächst an den Becher des Patriarchen Joseph erinnern zu müssen, wovon wir (Genesis XLIV, 4.) lesen: „der Becher, woraus mein Herr weissaget.“ Das war das persische Gefäfs Kondy, oder der Becher des Mithras, des Ized (Genius) der Wahrheit, wie er heifst, und der Wahrsagung, der Becher seines Abbildes, des Dschemschid, der Becher und Weltspiegel des Hermes, des Salomo und des Iskander (Alexander); jenes Gefäfs, welches auf einem Basrelief neben Mithras steht, das auf einer Sassanidenmünze des Narses mit dem persischen Feueraltar verbunden erscheint, und dessen Wunderkräfte sich bis in die Sagen des Mittelalters vom heiligen Graal im Andenken erhalten haben [63]). — Bei der um das Gefäfs gewundenen und in dasselbe blickenden Schlange haben wir aber nicht blos an die ähnlich dargestellten Heil-Kelche der Isis und des Äsculap zu denken, sondern uns auch an die Heilschlange der Israeliten, an die eherne Schlange Nehustan zu erinnern, und wie Moses auf einem heidnisch-christlichen Bildwerke diese Trostes-Schlange dem Repräsentanten des gequälten Menschengeschlechts, dem Prometheus, vor Augen hält [64]). Endlich gehört in diesen Bilderkreis die aus dem Kelche hervorragende Schlange in den Händen des Evangelisten Johannes, wie wir sie in dem schönen Kupferstich von Müller sehen. — So wenig ist in unserm Bildwerk an eine ahrimanische Schlange zu denken. Es ist die Heilschlange, die in den Wahrsagebecher des Wahrheitsgenius Mithras hineinblickt. Ja die Schlange umschlingt, wie hier das Gefäfs, so in andern Monumenten

Digitized by Google

len löwenköpfigen Mithras (s. oben mit Anmerk. 18 u. 42) selbst; und wie die Sonne Löwe genannt wurde, so hiefs sie auch Schlange [65]), nicht nur wegen des scharf durchdringenden Blickes, der diesem Reptil eigen, sondern auch wegen ihres Instinkts, die Heilkräuter aufzuspüren; weshalb sie auch den Heilgottheiten als Attribut beigesellt war. Zwei Löwen halten die Feuersäule am sogenannten Löwenthore zu Mykenä in Argolis, wo Mithras-Perses unter den Griechen einheimisch geworden. Aus einer Säule springt als Mann und Löwe der dem Mithras gleichgestaltete indische Wischnu hervor. Der auf Gemmen und Münzen vorkommende Löwe, welcher einen Stier würget, ist nichts anders als die Sonnenkraft, welche die Erde unterwirft, und durchdringt. Hat aber die Sonne im Thierkreis das Zeichen des Löwen erreicht, so durchdringt sie mit ihren feurigen Strahlen die Erdfeste am allertiefsten. Auch in der Bibel ist der Löwe das Bild der unwiderstehlichen Kraft Gottes, und Theile des Löwenkörpers waren auch dem Gebilde des Cherub beigefügt [66]). — Hieraus wird sich von selbst ergeben, warum unter dem Stieropferer und Sonnengenius Mithras in unserem Bildwerke auch der wachthabende Löwe erscheint. — Dafs sein Kopf nur sichtbar ist, deutet, wie man auf andern Mithrassteinen sieht, die Höhle an, woraus er hervorkommt. Von ihm war auch der Grad Leontica in den Mithrasweihen genannt. Letzterer ist zugleich hier durch dieses Thier bezeichnet; so wie der andere Grad, Coracia genannt, durch das *Bild* des himmlischen Raben Eorosch, welcher, wenn auch andere heilige Vögel in den Mithras-Denkmalen fehlen, doch in allen fast beständig vorkommt [67]), nur in dem Neuenheimer nicht; er ist aber wahrscheinlich vorhanden gewesen; denn an der Stelle über dem Bogen, den der Mantel des Mithras bildet, wo dieser Vogel gewöhnlich seinen Platz hat, zeigen sich in einer Lücke des Steines deutliche Spuren dieses Ausfalls.

Eben so ständig, und gewöhnlich an demselben Ort und in derselben Stellung, nämlich gegen den sterbenden Stier von vorn heranspringend, wie unser Bildwerk ihn zeiget, erscheint der Hund. Auch diesem Thier hat man in dieser Umgebung eine falsche Bedeutung untergelegt, als wolle er des Stieres Leib zerreifsen und fressen. Veranlassung zu solchem Irrthum haben griechische Schriftsteller gegeben,

Digitized by Google

welche von Baktrern und Medern erzählen, sie hätten abgelebte Greise oder gar alle Sterbende noch lebend den Hunden vorgeworfen [68]). Zwar beobachteten die Perser die Vorschrift: „dem Lebendigen übergebt die Todten", d. h. sie brachten die Gestorbenen auf hoch aufgebaute und wohlverwahrte Friedhöfe (Dakmeh's), um sie dorten an der Luft vertrocknen, oder von den Vögeln verzehren zu lassen. Jener Bericht hat aber im Mifsverstehen einer persischen Sitte seinen Grund. Wenn sie nämlich glaubten, dafs es mit *einem* Kranken zu Ende gehe, so verrichteten sie das sogenannte Sagdid (d. h. der Hund siehet), indem sie einen Hund von der Seite des Sterbenden her durch einen Bissen Brod heranlockten, damit er jenen ansehen mufste. Der Sinn dieses Gebrauchs lag nicht blos in der Achtung, worin bei den Persern die Hunde, als treue Gefährten und Wächter der Menschen und Heerden und als Auflockerer des Erdbodens standen, sondern in einer astronomischen und anthropologischen Beziehung, welche auch bei den Ägyptiern Eingang gefunden. In der Letzteren Hieroglyphenschrift wurde ein Balsamirer menschlicher Leichname und Todtenbestatter durch einen Hund bildlich bezeichnet, und der Gott Hermes, dem man die Kunst des Balsamirens beilegte, ward mit einem Hundskopfe vorgestellt; wie wir ihn denn in ägyptischen Grabesgemälden abgebildet sehen, wie er einen von ihm einbalsamirten Leichnam zur Bestattung einsegnet. Dieser Gott ward aber nicht blos Todtenbestatter, sondern auch Seelenführer genannt, weil er die Seelen der Abgeschiedenen zu den himmlischen Sphären und durch den Kreis der Fixsterne zurückführen sollte. Unter diesen letztern war aber der Sirius der Stern des Hundes. So kam auch der siderische Hund Sura bei den Persern als der treue Wächter der himmlischen Heerde (d. h. der Sternenthiere des Zodiakus) und als Begleiter der Seelen vor; und jener Gebrauch des Sag-did, d. h. des Aufblicken des Hundes zum Sterbenden, war eine symbolische Handlung, wodurch die Hoffnung der Unsterblichkeit der Seelen und ihrer Rückkehr in himmlische Wohnungen versinnlicht werden sollte. So gesellte die persische Theologie in den Mithrasbildern dem sterbenden Stiere den aufschauenden Hund bei, weil aus seinem Leichnam neues Pflanzen-, Thier- und Seelenleben hervorgegangen, und weil er weissagend auf den Hundsstern, als das Zeichen der Palingenesie der Seelen, hingewiesen hatte [69]).

Digitized by Google

Steigen wir in dem Mittelfeld aufwärts, so stellen sich auch hier, wie fast allenthalben, die beiden Fackel tragenden Jünglinge in phrygischer Tracht zu beiden Seiten des Stieropfers dar, der eine mit erhobener, der andere mit gesenkter Fackel. Über ihre Bedeutung sind die Ansichten sehr verschieden. Einige halten sie für bloſse Ministranten, welche die in der helldunkelen Grotte vorgehende Opferhandlung beleuchten; Andere für Jugend und Alter, oder Leben und Tod. Montfaucon nannte sie auch Mithras, und dachte sich darunter die Sonne im Auf- und im Untergange, so daſs der mittlere, auf dem Stiere knieende, die Sonne in ihrem Mittagspunkte bezeichne, und in den dreien der dreifache Mithras, wie er genannt wird, vorgestellt wäre. — Nun aber erscheinen in unserm Bildwerke Sonne und Mond noch zweimal; welches doch ein sonderbarer Pleonasmus wäre. — Dieselbe Schwierigkeit trifft auch die andere Erklärung, daſs die beiden Jünglinge den zu- und abnehmenden Mond darstellten, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daſs in antiken Bildwerken Artemis-Diana mit erhobener und mit niedergesenkter Fackel in dieser Bedeutung mehrmals vorkommt [70]). Wieder Andere wollten in ihnen den Frühling und Herbst erkennen. Für eine andere Annahme, daſs der Jüngling mit erhobener Fackel den Morgenstern (Phosphoros), der mit gesenkter den Abendstern (Hesperos) bezeichne, spricht die Wahrnehmung, daſs beide in einem Monument mit Sternen auf den Köpfen vorgestellt sind. Dagegen wendet v. Hammer ein, diese Vorstellung sey nicht persisch, sondern persisch sey Anahid (Anaïtis) als Morgen- und Abendstern in Einer Göttin vereinigt. Er deutet diese Fackelträger vielmehr als zwei symbolische Gestalten, worin der Fall und das Wiederaufsteigen der Seelen versinnlicht sey, und bringt zur Bestätigung dieser Erklärung den morgenländischen Mythus von zwei Genien Harut und Marut (Geist und Vernunft) bei, welche, auf Erden herabgestiegen, sich in den Menschenkörper verliebt hätten. Daſs die Lehre von der Seelen Fall und Rückkehr in der Mithraslehre versinnlicht war, bezeugen die Alten ausdrücklich; da aber diese Jünglingsgebilde nicht von morgenländischen, sondern von griechischen Künstlern ersonnen und dargestellt worden, so liegt kein Widerspruch darin, daſs die Mithrasdiener römischer Periode, für die jene Bildwerke gemacht worden, unter dem Phosphoros und Hesperos

oder, einer andern Deutung nach, unter der Frühlings- und Herbst-Sonne ohnehin an die aufwärts steigende und an die gefallene Seele dachten [71]). — In jedem Fall, und wie man diese Fackelträger auch benennen mag, sind in dieser hell aufleuchtenden und in der ausgelöschten Fackel zu beiden Seiten der Grotten-Dämmerung die Grundgedanken der alt-persischen Licht- und Streittheologie gegeben, welche wir oben schon in dem Mythus von dem aus dem Dunkel der Erde zum Tageslicht hervorgegangenen Sohne des Mithras, genannt Diorphos, angetroffen haben, und die ich nicht besser als mit den Worten eines unsrer gröfsten Dichter bezeichnen kann [72]):

„Drei Eigenschaften gibt's, die sich verschieden gatten
In dir und jedem Ding: Licht, Finsternifs und Schatten.
Urgöttlich ist das Licht, ungöttlich Finsternifs,
Und zwischen beiden sind die Schatten ungewifs.
Die Schatten suchen Theil am Licht, um zu entstehn,
Und durch die Finsternifs bestehn sie und vergehn.
Ob sie in Finsternifs vergehen, ob im Licht?
Im Kampf vergehen sie, den dies und jene ficht.
Im Kampf, in welchem sie vergehn, entstehn sie immer,
Versöhnen wollen sie den Kampf und können's nimmer.
Sie legen, um den Kampf zu sühnen, sich dazwischen,
Und müssen in den Kampf sich wider Willen mischen."

Unser Bild hat noch das Eigne, dafs die beiden Jünglinge neben den Fackeln auch noch Blumen tragen, denn der Blumenkelch ist in der Hand des Jünglings mit gesenkter Fackel deutlich sichtbar. Jedem der Geister höchster Ordnung (Amschaspands), so wie denen der folgenden, waren bei den Persern Blumen geheiligt. Weil diese Blumen hier sich zu den Büsten des Sonnengottes und der Mondsgöttin erheben, so könnte man bei der einen an einen Zweig einer Art von Teucrium (Marum) denken, weil diese der Sonne, und bei der andern auf die Lugues genannte Blume rathen, weil letztere dem Monde geheiligt war. Nach der dem Mithras geweihten Blume brauchen wir nicht besonders zu fragen, da die Urkunde von ihm sagt: ihm sey Alles neuaufkeimende zugeeignet. Vorzugsweise jedoch vielleicht die Lilie (wovon zwei Arten in demselben Verzeichnifs heiliger Pflanzen genannt werden), weil sie in unserm Bild erscheint, und weil dieser Blumenname mit dem dieses Gottes in persischen Eigennamen verbunden vorkommt: Susi-Mithres, d. h. Lilien-

Digitized by Google

Sonne, wie denn auch eine Hauptstadt des persischen Reichs Lilienstadt (Susa) von den hier reichlich wachsenden Lilien genannt ward [73]). Jedenfalls können wir die Beziehung der Blume zum Sonnenführer Mithras mit desselben Dichters Worten aussprechen [74]):

„Sein Finger hat das Haupt gekehret
Der Blume, die der Sonne Gang
Vom Auftritt bis zum Niederschreiten
Mit stillem Blicke soll begleiten."

Hiermit verbanden sich jedoch, nach dem Geiste dieser Religion, auch magische Gebräuche. Aus Tamariskenzweigen weissagten die medischen Magier, und von den Persern meldet die Geschichte: sie verrichten sehr lange Beschwörungs-Gebete, während sie einen Büschel dünner Tamariskenzweige über dem Altar halten [75]).

Von den Blumen kommen wir zu den Bäumen, wovon auf dem Neuenheimer Steine, um von diesen vorerst zu sprechen, sieben zwischen den Köpfen von den Sonne- und Mondsbüsten aus einem Felsgebirge emporsteigen. Zehntausend verschiedene Bäume sollen aus dem Körper des zerlegten Urstiers hervorgegangen seyn. Unter ihnen sind ausgezeichnet Hom und Barsom. In dem ersteren, den auch die Griechen kennen, sollte das Gesetzeswort vorgestellt seyn. Er ist ein Baum der Erkenntnifs, aber auch des Lebens; denn es heifst von ihm: „der den Tod vertreibende Hom wird zur Auferstehung der Todten das Leben geben". Daher auch ein Stück von seinem Holze zu jedem Opfer wesentlich war. „Mit dem Hom, heifst es ferner in den Cultusformeln, dem Fleisch und dem Barsom spreche meine weise Zunge das Wort aus." und an einem andern Orte: „Yaçna (Izeschne) den Bäumen, dem Monde, der Sonne, die über dem Baume Barsom wacht, dem Mithra dem Häuptling aller Provinzen." Desgleichen: „Der Mensch sey rein, spreche Yaçna und halte das Holz des Barsom mit dem Fleisch der Thiere in seiner Hand." Barsom wird für die Cypresse gehalten; und wenn auch Palmen und einige andere Bäume auf den Mithrasdenkmalen erscheinen, so sind doch auf dem unsrigen, auf dem Heddernheimer, Siebenbürger u. a. am häufigsten cypressenartige Bäume oder wirkliche Cypressen, die man auch Friedensbäume nannte, abgebildet [76]).

Zu beiden Seiten dieser sieben Bäume erscheinen an den oberen Ecken des Mittelfeldes die grofsartigen Büsten der Sonne und des Mondes, jene, wie bemerkt, durch sieben Strahlen, dieser durch die auf dem Vorderhaupt schwebende Mondssichel kenntlich. Bemerkenswerth ist noch, dafs die Haare der Luna ganz nach der Weise geordnet sind, wie die jüngere Faustina sie zu tragen pflegte; wie man an Büsten und auf Münzen steht. (Die sieben Strahlen des Sonnenhauptes, wie die sieben Bäume und die sieben Ähren am Schweife des Stieres scheinen absichtlich an diese heilige Zahl des Mithras erinnern zu sollen.) Beide sind organische Fortsetzungen des in dieser Bildnerei herrschenden Dualismus von Tag und Nacht, Licht und Finsternifs. Beide sind Beigeordnete des Mithras. Von der Mithra-Selene (Luna) ist insbesondere noch zu bemerken, dafs die Magier sie die Vorzeichengeberin oder Wahrsagerin für die Perser nannten. Wenn es aber in einem Gebet an den Mithras [77]) ferner heifst: „Mein Gebet bei der Neige oder Höhe der Sonne, und wenn sie über den furchtbaren Albordi tritt, gelange zu Dir", oder wie unser grofser Dichter den Parsen sagen läfst:

„Wenn die Sonne sich auf Morgenflügeln
Darnawends unzähligen Gipfelhügeln
Bogenhaft emporhob"

so schreiten wir damit zu dem Mittelfeld der oberen Querleiste unseres Denkmals, wo wir den Mithras in hastiger Bewegung den auf vierspännigem Wagen über Berggipfel aufwärts fahrenden Sonnengott begleiten sehen, während rechts die Mondsgöttin ihr Zweigespann bergabwärs lenkt. — Es war Dichter- und Künstlersitte, der Sonne vier, dem Monde zwei und den Sternen Ein Rofs beizufügen [78]). Die Perser weiheten und opferten zuweilen auch dem Sonnengotte weifse Rosse. Jenes hatten die Ebräer von den Persern angenommen. Daher es heifst: „Und Josias that ab die Rosse, welche die Könige Juda hatten der Sonne geweiht am Eingang des Hauses des Herrn" [79]).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 42. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Das Mithrēum bei Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Zunächst rechts und links von diesem oberen Mittelfelde schliefsen sich zwei andere Felder an, welche einen aufrecht stehenden und einen knieenden Bogenschützen zeigen, beide im Begriff von unten Pfeile abzuschiefsen. Kampfrüstige muthige Verehrer verlangte das Persergesetz, und der Bogen war eine Hauptwaffe der Perser; der knieende Bogenschütze ist auf persischen Gold- und Silber-Dariken eingeprägt; ein kaianischer Bogen, nach dem Namen der zweiten Königs-Dynastie bedeutet noch im Neu-Persischen einen starken Bogen. — In unserm Bilde schiefsen die Bogenschützen ihre Pfeile gegen über ihnen schwebende Wolken ab, welche durch ihre Schatten der Erde das Sonnenlicht entziehen. Das ist ein Dienst gegen die Dämonen der Finsternifs: „Mithras schlägt durch seinen Dolch, durch seines grofsen Bogens Stein die Dews zu Boden" — „Sprich zu mir, o Mithra, von den tausend Bogen, — die das Gute des Himmels bewirken, und durch den Gürtel die Dews schlagen." Auf einem geschnittenen Stein ist in einem Bogen ein Löwe eingespannt; über und neben ihm Sonne, Mond und Stern. Bogenschütz und Streiter wurde dem Sonnen-Apollo zu beiden Seiten gestellt; „damit die Sonnenstrahlen was sie treffen durchdringen können." Dafs auch die Perser den Bogen in allegorischen Bedeutungen nahmen, bezeugen mehrere Stellen ihrer Schriften. Halten wir uns an's Nächste. Knieende und stehende Bogenschützen, wie hier, erscheinen auch auf anderen Gemmen und Münzen neben orientalischen Cultusbildern, insbesondere aber auch auf mehrern Mithrassteinen mit dem Stieropfer. Es sind solarische Mithrasgebilde; und wie jener in den Bogen eingespannte Löwe mit Sonne, Mond und Stern den Grad der Leontica bezeichnet, so bedeuten diese stehenden und knieenden Schützen des Mithras Krieger (milites), und die in diesen Grad Eingeweihten bekämpfen die Licht verhüllenden Wolkenschatten, wie Mithras selbst die Dämonen der Finsternifs [80]).

Bei dem äufsersten Seitenfelde, oben rechts, entsteht zuvörderst die Frage: wer ist der mit phrygischer Mütze bedeckte, bis an die Brust aus dem Wipfel eines Baumes hervorragende Mann? Ist es der Verkündiger des Gesetzes Hom, aus seinem Baume des Lebens hervorwachsend? Wir wissen, er war selbst als Baum der Erkenntnifs und des Lebens und als von den Todten erweckendes Holz vorgestellt. Auf dem Heddernheimer Denkmal steigt eine ähnliche Mannesgestalt mit dem ganzen Oberleib aus einem Baume hervor; worin der Erklärer „den halbentwickelten Menschen, wie in der Wiege, so im Herzen des unentwickelten Baumes“ erkennt. — Oder wäre vielleicht gar in diesem Zwiegewächs eine Idee von der Seele der Pflanzen und von dem organischen Aufsteigen des Vegetabilischen zum Animalischen, ja Anthropischen versinnlicht? Da die Mithraslehre so manches Indische aufgenommen, so möchte ich zunächst an jene hindostanischen Baum- und Pflanzengötter denken, deren Ursprung, schon in alt-indischen Mythen wurzelnd, sich in den Dionysisch-Bakchischen Fabeln und Bildern bis zu den Griechen hin verpflanzt hat; wie so viele Städtemünzen, besonders kretische, und einige geschnittene Steine beurkunden [81]). — Aber wie Mithras aus einem Berge einen Sohn hervorgerufen, so konnte er, der Urheber und Erhalter der Pflanzen und Bäume, auch wohl aus einem Baume sich einen Sohn und Diener erweckt haben. Hiermit würde organisch zusammenhängen:

Das Gegenbild links in dem Felde dieser obersten Leiste, welches einen unbekleideten, jedoch mit einer Phrygiermütze bedeckten, gegen einen Baum seine Hände ausstreckenden Jüngling vor Augen stellt. Sagt er: Izeschne Barsom, d. h. lobpreiset und segnet er den heiligen Baum? oder pfleget er ihn? In jedem Falle thut er das, was das Persergesetz forderte, und was insbesondere dem treuen Mithrasdiener zukam, der, wie der jüngere Cyrus, bei diesem Gotte alsdann betheuren konnte, er habe sich der Baumpflanzung und Baumpflege selber angenommen.

Noch sind in den äufsersten Ecken der obersten Leiste rechts und links die beiden geflügelten Köpfe zu bemerken, denen ein Hauch aus dem Munde geht. Vier solcher geflügelten Büsten, wovon aber nur Einer, der

Digitized by Google

unterste rechts, hauchet, erscheinen auf dem Monument von Heddernheim, und der Erklärer bezeichnet sie so: „vier Hermesköpfe auf den vier Ecken in den vier Haupt-Qualitäten der Seelenleitung, bei Geburt, bei dem Tode, der fesselnden Beredtsamkeit, des Glücks im Weltverkehr“; und im Verfolg: „Auf derselben Tafel ein anderes Mercurbild, das auf den vier Ecken des Oblongums vier Köpfe zeigt, welche unbezweifelt die vierfache Natur Mercurs andeutet, wie auf dem Heddernheimer Mithrasrelief“ u. s. w. An sich hätte die Einführung des Hermes-Mercurius in einen mithrischen Bilderkreis, zumal aus der römischen Kaiserzeit, nichts Unzulässiges; und wir haben oben selbst aus einem griechischen Autor bewiesen, dafs der auf diesen beiden Denkmalen, wie auch auf dem Ladenburger, dargestellte Mithras- oder Dschemschids-Becher auch das magische Gefäfs des Hermes-Mercurius sey. Aber andere Schwierigkeiten drücken diese Deutung; denn zuvörderst kann man fragen, warum geht allein aus des letzten Mercurius, des Seelenführers, Mund ein Hauch aus, und nicht auch, oder vielmehr noch, aus dem der drei übrigen? Auch weifs das Neuenheimer Monument von vierfachen Qualitäten, oder viererlei Mercuren nichts, denn es hat nur zwei Büsten. Viel besser bleibt man also bei dem allgemeinen Ausdrucke Mystagog, oder Guru; deutet mit v. Hammer die vier Büsten auf dem Heddernheimer Relief so, dafs es vier Einweihende seyen, und erklärt den Hauch des Einen für den geistigen Anhauch, womit der Vorsteher den Neophyten in die Weihen aufnimmt (le souffre spirituel par lequel le mystagogue doit avoir initié le récipiendaire) mit der Erinnerung an die noch heute übliche Sitte, die Novizen in die Orden der Derwische, auf welche viele alte Mysteriengebräuche sich fortgeerbt haben, durch Anblasen einzuweihen [82]). — Auf unserm Denkmale bezeugen aber die oben auf beiden Seiten über den sämmtlichen Bildwerken schwebenden Flügelköpfe durch den Hauch ihres Mundes aufs sprechendste, dafs hier Götter und die ihrem Dienste Geweihten in Handlung erscheinen.

Steigen wir nun zunächst links herab, so zeigt uns das erste Seitenfeld so deutlich, wie kein anderes Denkmal, den aus dem Felsen gebornen Mithras selbst. Sein regelmäfsiges ausdrucksvolles Angesicht ist wohl erhalten. Bis zum Unterleib aus Klippen hervorragend, hält er mit der einen Hand die Sonnenscheibe, oder auch vielleicht die Weltkugel [83])

empor, mit der andern den goldenen Dolch, womit er den Erdstier tödten oder die Erde spalten wird, abwärts gesenkt. Er ist aus dem erhitzten (durch Blitz entzündeten) Felsen geboren, ein Mythus, welcher mit dem Feuerdienst der Parsen zusammenhängt, eine Anschauung, welche unser treffliche Dichter in einem Lobgesang auf den Herrn des Lebens so ausgesprochen hat:

„Er schürt des Erdenfeuers Flamme,
Des lichte Funken Rosen sind."

und ein anderer:

„Und nun darf der Mensch als Priester wagen
Gottes Gleichnifs aus dem Stein zu schlagen."

Zum Brandopfer nämlich; weswegen er dann auch dem heiligen Feuer gegenüber seinen Mund mit einem Vortuche (Penom) verhüllte, damit der Odem des materiellen Leibes das Feuer nicht verunreinige. — Aber Mithras, der Sonnengenius, ist selbst ein Blitz- und Donnergott, und wird ausdrücklich so genannt, namentlich in einer Votivinschrift, wo ihm unter diesem Namen eine heilige Grotte geweihet wird. Er sollte auch durch Befruchtung eines Berges (durch Blitz und Donner) einen Sohn erzeugt haben [84]). In dieser meteorologischen Eigenschaft fiel Mithras in den vorderasiatischen Culten mit dem Juppiter zusammen, der selber Blitz (fulgur) genannt wurde [85]).

Den Blitz sehen wir denn auch auf dem zweiten Felde dieser Seite recht bedeutend. Er ist auch auf andern Mithrassteinen abgebildet; aber erst v. Hammer hat eine glückliche Anwendung davon gemacht. Er erinnert auch an den Mithras-Bronton auf einer Inschrift, und da wir gar keine Nachricht über das Zeichen haben, womit der Mithrasgrad der Persica kenntlich gemacht war, das Feuer Mihr-Berzin (d. i. des Mithras-Perses, des Zendavesta) aber nichts anders als der Blitz war, so findet er wahrscheinlich, dafs das Symbol des Blitzes den Perses und die Persica bezeichnete. Ehe ich nun unser Bild näher betrachte, mufs ich hierbei an die aus der Mithraslehre herstammende griechisch-argolische Sage von Perseus erinnern, der vom Juppiter im Goldregen (d. i. im Feuerregen) im unterirdischen Gemache der Danae (der Erde) gezeugt worden war [86]). In unserm Bilde sehen wir nun einen priesterlich am Hinterhaupte beschleierten Mann, in der einen

Digitized by Google

Hand einen Hirtenstab, mit der andern einen Blitz über einem Altar haltend; ein zweiter von vorn unbekleideter, mit einer langen Lanze ausgerüsteter bärtiger Mann, mit einer Turban-artigen Kopfbedeckung, empfängt den Blitz aus der Hand des erstern. Bezeichnet diese Handlung eine Blitzesweihe? Oder ist es eine Blitzesschau in Folge einer Vermischung von Mithrascult mit etrurisch-römischer Weissagerei? [87]) Dies liefse sich in Bezug auf Mithras, den Beschützer der Bäume und Früchte, wohl denken. Ich bleibe jedoch beim Nächsten; und stelle mir unter dem darreichenden Priester einen Oberalten der Patrica, des höchsten Mithrasgrades, vor, der durch Übergabe des Blitzes den Empfänger zum Perses weihet, d. h. in den Grad der sogenannten Persica aufnimmt [88]).

In dem nächstfolgenden dritten Felde sehen wir einen bärtigen Mann auf einem Felsenberge schlafend liegen. Ist dies eine Incubation, oder ein Schlaf, um Traumeingebungen zu erwirken, wie dies in vielen Grotten und Tempeln gewöhnlich war, selbst bei den Israeliten, die diesen Gebrauch von ihren heidnischen Nachbarn angenommen haben mochten? [89]) Aber der Schlafende hat den Blitz in der Hand. Es wird also wohl derselbe seyn, der im vorigen Bilde den Blitz empfangen, als Perses eingeweiht worden, und nun auf dem Felsenlager ruht, mit dem Symbol in der Hand, anzudeuten, dafs Mithras-Perses, der Blitz- und Felsgeborne, von nun an sein Führer sey. Es ist also eine dramatische Handlung, dergleichen in diesem Cultus ausdrücklich erwähnt werden [90]). Bei dem harten Felsenlager, worauf der Mithrasdiener hier niedergesunken, müssen wir aber vielleicht auch an einen Aufenthalt in der Wüste und an körperliche Erschöpfung durch langes Fasten denken, Prüfungen, die dem Novizen der Persica auferlegt seyn konnten, um sich zu einem höheren Grade würdig zu machen [91]). — Von einem jeden der hier vorkommenden Mithrasdiener kann man also sagen, dafs er seinen Streitdienst durch das heilige Feuer vollbringe; allenthalben kündigt sich Verehrung des Erd- und des Himmel-Feuers (des Blitzes und der Sonne) an, und von dieser Seite läfst sich dieser ganze Cultus in die Worte eines Autors zusammenfassen: „Die Perser verehren den Fels-gebornen Mithras wegen des Feuers Mittelpunkt.“ [92])

Das vierte oder unterste Feld links zeigt uns einen jungen mit phrygischer Mütze bedeckten Mann,

Digitized by Google

bemüht, eine grofse mit einem etwas wenig gestreiften Rand eingefafste Scheibe auf seine Schultern zu nehmen, und sich aus der halbknieënden Stellung aufzurichten. Wäre es etwa ein Himmelsträger Atlas im Begriff das Himmelsgewölbe auf sich zu laden? [93]) In der That hat die mythologische Forschung eine solche Correlation herausstellt: Mithras, den Sonnenführer, und Tantalos, den Himmelsträger im Osten, und Ammon, den Sonnengott, neben Atlas, dem Himmelsträger, im Westen [94]). Vielleicht möchte aber folgende Vorstellung mit den übrigen Bildwerken unsers Denkmals mehr im Zusammenhang erscheinen. Da wir nämlich in den nächstvorhergehenden Seitenbildern die Darstellungen mehrerer Mithras-Grade vermuthet haben, so könnte in diesem Felde ein Heliodromus dargestellt seyn. Denn wenn v. Hammer den vierspännigen Sonnenwagen hierauf beziehen will, so ist dies unzulässig. Sonnenläufer wäre vielmehr Mithras selbst zu nennen, der, wie wir in unserm Denkmal oben gesehen, raschen Laufs den fahrenden Sonnengott begleitet; aber ebensowohl den zweispännigen Wagen der Mondsgöttin, wie gleichfalls ebendaselbst bemerkt worden. Vielmehr scheint es in den dramatischen Festgebräuchen die Aufgabe des Heliodromen [95]) gewesen zu seyn, eine schwere metallene Sonnenscheibe auf seinen Schultern tragend einen Lauf zu vollenden, und durch diese Anstrengung seinen Gott, den eilenden Sonnenläufer Mithras zu verherrlichen. Der grofse runde Argolische Schild ward auch als Abbild der Sonne vorgestellt, und bei Festscenen wahrscheinlich auch in der Procession einhergetragen. Aber wir brauchen solche Vermuthungen nicht. Ein geschnittener Stein zeigt uns den Stier, das Symbol der Erde, mit der Sonnenscheibe auf seinem Nacken; ja im Monumente von Salzburg trägt der mit seiner Keule den Stier erschlagende Mithras selbst über dem Helm auf seinem Vorderhaupte die Sonnenscheibe, und auf indisch-griechischen Münzen ist der Begleiter des Mithras, Oado, als ein jugendlicher mit einer Strahlenkrone geschmückter Mann im Laufe vorgestellt [96]). — Es wäre endlich der Analogie gemäfs, wenn auch der Repräsentant des Mithras auf Erden, Dschemschid, der Stifter des Sonnenjahres, ja der personificirte Perser-Kalender, der persische Osymandyas und Janus, als Vorbild der Heliodromen mit einer

Digitized by Google

Sonnenscheibe auf Haupt oder Schultern vorgestellt würde. Doch von ihm wird gleich zunächst noch einmal die Rede seyn.

Die sämmtlichen Bildwerke in den vier Feldern der rechten Seitenleiste, welche, ausser dem frei weidenden Stier, drei leichtbekleidete junge, mit phrygischen Mützen bedeckte Männer mit Stieren beschäftigt darstellen, können aus einem dreifachen Gesichtspunkte betrachtet und erklärt werden. Erstlich, man bezieht die Scenen dieser vier Felder auf die Vorstufen der geistigen Prüfungen des in den Mithrasdienst Einzuweihenden, und erklärt sie aus der indischen Lehre von der Seelenwanderung und Seelenreinigung und der damit zusammenhängenden Askese. In diesem Falle wäre auf diese vier Vorstellungen unsers Denkmals im Wesentlichen Alles das anzuwenden, was ein geistreicher und gelehrter Orientalist von den analogen Bildern auf dem Tyroler Mithras-Relief von Mauls angedeutet hat; so dafs in unserm obersten Seitenfelde rechts der Neophyt ebenfalls als persönlich verschwunden gedacht werden müfste, weil er im Körper des Rindes selbst die letzte körperliche Reinigung erleidet [97]). Ich bin am wenigsten geneigt, eine solche Ausdeutung ohne Weiteres zu verwerfen, je mehr ich mich überzeugt habe, dafs schon frühe indische Elemente mit der Lehre und dem Cultus der Mithriaka sich vermischt haben. Allein an der Annahme dieser Auslegungsart hindert mich einmal der Umstand, dafs in unsern Bildern durchaus nur Ochsen (Stiere) und nirgends Kühe erscheinen; sodann die Überzeugung, dafs andere Erklärungen näher liegen.

Der zweite Standpunkt beruht nämlich auf bestimmten Zeugnissen der Alten, dafs Mithras ausdrücklich der Stierräuber und daneben auch der Herr der Zeugung genannt wird — eine mysteriöse Bezeichnungsart, wobei man theils an die unbemerkt und verstohlen (diebischer Weise) in die Materie und in den Erdkörper eindringende und befruchtende Feuerskraft denken sollte, theils daran, dafs Mithras als Ized (Genius) der Sonne im Zeichen des Stieres (im Thierkreise) der Finsternifs einen Tag, Monat, ein Jahr nach dem andern unvermerklich und heimlich entführet und ins Licht zurückbringt. Dafs Kühe Jahre bedeuten, und dafs im Rind überhaupt ein Bild der Zeit gegeben ist, haben wir schon oben aus der biblischen Erzählung von Josephs Traum-

Digitized by Google

deutung gelernt. Diese bildlichen Bezeichnungen wurden in mithrischen Sagen vom Argolischen Perseus und vom Sonnenheros Herakles fortgepflanzt; welcher letztere Geryon's Rinder aus dem Westlande raubt und dem Ostlande zuführt, d. h. Tage und Monate aus dem Sonnenuntergangsgebiet in die Regionen des Aufgangs hinaufführt.

Mit dem Sonnenhelden Hercules, der sich durch die zwölf Thiere des Zodiakus hindurchkämpft, treten wir auf den dritten Standpunkt. In der ersten Silbe des Namens Dschem-Schid ist sein vorderasiatischer und ägyptischer Name gegeben. Jener ist zusammengesetzt aus Dschem und Schid (*d. i.* die Sonne) und wie der persische Dschemschid mit der Sonne verbunden ist, so begleitet auch der ägyptische Som die Sonne in ihrem Lauf; ein Sonnengott und Sonnencult, der sich von Tyrus aus mit den Phöniciern nach Tarsus, Thasos, Theben, Cypern, Malta bis nach Gades in die ferne Westwelt verbreitet hatte. Unter den Griechen und Italiern hatte der Name Herakles = Hercules den des Dschem oder Som verdrängt, die Grundideen waren geblieben [99]). — Nun sehen wir auf einem Babylonischen Cylinder einen mit der persischen Mitra bedeckten, bärtigen, ehrwürdigen Mann zwei gebändigte Stiere zusammenbinden [100]). Hier haben wir den stierbändigenden Mithrasdiener in seiner ältesten morgenländischen Gestalt. Sehr alterthümlich kommt Herakles auch auf griechischen Gefäfsen abgebildet vor. In allen solchen Darstellungen sind die nothwendigen Bedingungen des Ackerbaues vor Augen gestellt; er ist bedingt durch den Kampf mit dem Stiere, den der Mensch sich unterwürfig machen mufs, ehe er pflügen, säen und ernten kann. Auf diese Weise treten Mithras, Dschemschid, Herakles in die durchaus bildliche Urgeschichte der agrarischen Cultur ein [101]). — Im Neuenheimer Mithras-Hause haben wir neben dem Hauptbilde (in hocherhabener Sculptur wie dieses) eine Figur des Hercules mit Keule und Löwenhaut vorgefunden, wodurch sich die Verbindung des Sonnengenius Mithras mit dem kämpfenden Sonnenhelden Herakles beurkundet, und dieser Heros zeigt sich in vielen Bildwerken mit dem Kretischen Stiere ringend, nicht selten in denselben Stellungen, wie einige Mithrasdiener in den Stierkämpfen auf dieser Seitenleiste unseres Denkmals [102]). Demzufolge glaube ich mich befugt, die Felder dieser rechten Seitenleiste von unten nach

Digitized by Google

oben durchzumustern. Hiernach zeigt das erste Bild einen Mithrasdiener, wie er den Stier, mit den Hinterfüfsen über seine Schultern rückwärts fassend fortschleift; im zweiten Bilde von unten, wie der Stier, nachdem er sich losgerissen, nun seinen Bändiger, der ihn halten will, im eiligsten Laufe auf seinem Rücken mit sich fortreifst; im dritten, wie der Mensch den ermatteten Stier, dessen er wieder Meister geworden, auf seinen Schultern fortträgt; endlich im vierten oben, wie der völlig gezähmte Stier nun frei auf der Weide geht. — Und so wäre mit diesem Felde der solarisch-agrarische Bilderkreis, den diese obere und die Seitenleisten beschreiben, vollkommen gerundet und abgeschlossen.

III. *Beiwerke.* [103])

I. 3′ 2″ hoch, 1′ dick; grofses Bruchstück eines Säulenschafts in ganz flachem Basrelief mit Laubwerk umgeben, worin einige Vögel sitzen, wovon einer an Weinbeeren pickt.

Schon bei den Persern wurde der Weinstock zur ersten Classe der nützlichen Fruchtbäume gerechnet. Dafs insbesondere Mithras auch dem Weinstocke vorstand, geht aus den Erzählungen des Ktesias und des Duris hervor, dafs am Mithrasfeste selbst dem Könige der reichliche Genufs des Weines erlaubt war [104]). Ich hebe diese Beziehung absichtlich hervor, weil ein so verzierter Säulenschaft für mittelalterliche und spätere Arbeit gehalten werden könnte. Die aus italischen und andern Weinländern gebürtigen römischen Mithrasdiener konnten aber auch Bakchische Architekturornamente nicht unpassend finden, und so könnte jenes Ornament ohne alle Beziehung auf den Mithras seyn.

II. 1′ hoch, 1′ 8″ dick; Römisches Säulencapitäl, statt der Voluten mit vier Köpfen oben verziert, wovon einer abgeschlagen gefunden ward.

Schon früher erlaubte sich die römische Sculptur solche Variationen mit Thierfiguren, wie z. B. mit Adlern an der Porticus der Octavia. Hier könnten die vier Büsten die vier Jahrszeiten bezeichnen, wie die zwei Seitenleisten des Heddernheimer Mithrassteines an den vier Ecken durch vier Relief-Büsten die Jahreszeiten vorstellen, in Bezug auf Mithras als den Jahresgott [105]).

Digitized by Google

III. 1′ 9″ hoch, 1′ 7″ breit: Säulen-Basis.

IV. 7″ hoch, 12½″ breit: Bruchstück eines Säulen-Capitäls.

V. 4′ 4″ hoch, 9″ breit: ein ähnlich, wie Nr. II, verziertes Säulenstück.

VI. 4″ hoch, 8″ breit: gleichfalls ein Säulenstück.

VII. Künstlich gebildetes Felsenstück. Die aus demselben hervorragende Menschengestalt ist abgebrochen [106]).

VIII. Hercules mit Keule und Löwenhaut, hocherhabene Steinfigur. Der bärtige davon getrennte Kopf hat sich vorgefunden. Über die Bedeutung des Hercules in dieser Umgebung s. zunächst vorher II. 4.

IX. 2′ 1″ hoch, 11″ breit: oberer Theil einer Säule, wie es scheint, roher Arbeit.

X. 2′ 7″ hoch, 11″ breit: wohl erhaltene Ara mit der leserlichen Inschrift:

IOVI. O. M. SACRVM
CANDIDVS
QVARTVS
V. S. L. L. M. [107])

So wie das Daseyn eines Hercules-Bildes sich aus der Verwandtschaft des Mithras mit ihm leicht erklären läfst (s. oben II. 4. mit Anmerkk. 101. 102.), eben so ist auch ein dem Juppiter geweihter Altar in einem Mithreum motivirt. Man erinnere sich, was oben über den syrischen Juppiter Dolichenus gesagt worden ist. Wie dieser letztere, so ist auch Mithras auf dem Stiere stehend vorgestellt, mit den bekannten Umgebungen [108]); und beide vertauschen, als *Donnergötter*, Brontontes, ihre Namen. Ja es wird ausdrücklich bezeugt, dafs die Perser den Juppiter in zwei Kräfte zerlegten [109]), in die männliche und die weibliche Feuerskraft (in Mithras und Mithra); wodurch demnach Mithras mit Juppiter identificirt wird. Wenn also ein römischer Kriegsmann einen dem Juppiter gewidmeten Altar in einem Mithreum aufstellte, so dachte er nicht anders, als dafs diese Huldigung auch dem Mithras angehöre.

XI. 1′ 5″ hoch, 1′ 11″ breit: der untere Theil einer Ara von gelblichem Sandstein. Die verstümmelte Aufschrift ist diese:

SEXT
QNVS TER
PN V. S. L. L. M. [110])

Digitized by Google

XII. 3′ 6″ lang, 1′ 8″ breit: ein früher und an einem andern Orte bei Neuenheim, der Bergheimer Mühle gegenüber, gefundener Votivstein. Da er zerbrochen, so ist eine Lücke, wie es scheint, von mehreren Buchstaben entstanden. Die Inschrift stellt sich jetzt so dar:

COH. II. AVG.
CIREN. EQ.
TVR. AVGI. EI RES.
TITVT. VAL. PPCT.

Ohne sichere Ausmittelung des Eigennamens geht als Inhalt hervor, dafs ein in dem Heerhaufen der Cyrenäer dienender Reuter diesen Gelübdestein in Folge wiederhergestellter Gesundheit habe setzen lassen [111]).

XIII. 9″ hoch, 2′ 5″ breit: Basis einer Säule, wie es scheint.

XIV. Alabasterne Basis einer kleineren Figur (Statuette), oder einer Vase, wie man oben aus dem Bruche sieht. Ersteres ist wahrscheinlicher.

XV. 9″ hoch, 8″ breit: ein halber Kopf.

XVI. 6″ lang: oberes Stück eines Haut-Reliefs.

XVII. Eine schmale, vermuthlich weibliche Hand, mit einer Kugel. Wäre es ein Ball, so könnte man an σφαιρισις, σφαιρισμός, Ballspiel denken, wie Odyss. VI. 100. beschrieben wird. Eine Kugel dagegen läfst eine Figur vermuthen, wie die in der Beilage zum Intelligenzblatt des Bayerischen Rheinkreises 1823 Nr. I. Fig. 7 ist, wobei man eine Venus Urania vermuthet hat; mit einem Apfel müfste sie vor dem Paris gedacht werden. Aber auch Victoria kommt mit einer Kugel in der Hand vor, z. B. in den Dilucidazione de' Marmi — di Asolo Venezia 1805. tav. I. fig. 7.

XVIII. Andere Anticaglien: a) eine Lanzenspitze; b) ein Schlüssel [112]); c) eine sehr verwitterte kleine Lampe von Erz [113]), erinnernd nicht nur an den Mithrascult, sondern an den persischen Lichtdienst überhaupt, dessen bessern Sinn unser Dichter so ausspricht:

„Werdet ihr in jeder Lampe Brennen
Fromm den Abglanz höh'res Lichts erkennen,
Soll euch nie ein Mifsgeschick verwehren
Gottes Thron am Morgen zu verehren."

d) Fictilien an Ziegeln, doch bis jetzt keiner mit Legionsnumer, an Bruchstücken von dem bekannten schönen ro-

then Töpfergeschirr der Römer, von hellerer und ganz dunkler Farbe, zum Theil mit kraftvoller frischer Glasur, mit einigen Namen oder Chiffern der Töpfer und mit Verzierungsleisten und Bildwerken.

Ich hebe aus: Auf dem untern Theil eines feinen Thonbruchstücks erscheint der Name: SADIO; auf einem andern MEE; auf einem dritten CVSIVS, welcher Name in Inschriften bei Gruter mehrmals gelesen wird; ein viertes hat in erhobener Arbeit ein baumstammartiges Ornament; an einem fünften hat der obere Rand die bei Emele Taf. I. Nr. 2 abgebildete Verzierung, am Boden liest man in fremdartigen Zügen: SATTO FECIT. (Auf einer Lampe bei Emele Taf. 31 Nr. 7. steht Satoni; aber Satto selbst kommt bei Gruterus p. 904. Nr. 2. p. 919. N. 9. vor.) An dem obern Rande eines sechsten Gefäfs-Bruchstücks steht ein entkleideter Jüngling mit aufgehobener Rechte. Von der Linken stürzt ein Wolf gegen ihn mit erhobenen haarigen Vorderfüfsen die Krallen hervorstreckend. Über ihm eine grofse Biene, wie sie öfter in mithrischen Bildwerken dargestellt wird.

e) Von Münzen haben sich bis jetzt nur drei vorgefunden; 1. eine ganz verwitterte und unlesbare in Mittelerz; 2. eine zweite fast eben so grofse Erzmünze des Marcus Aurelius; Vorderseite: M. aNtoNINVS. AVg. TR. P. XXIII um das belorbeerte bärtige Haupt des Kaisers rechts gewendet. Rückseite: FORT. RED. COS. III. S. C. Die sitzende Glücksgöttin links gewendet; in der Rechten eine Deichsel (oder Griff eines Steuerruders); in der Linken das Füllhorn [114]).

3. Ein sehr wohl erhaltener Silber-Denar der jüngern Faustina. Vorderseite: FAVSTINA AVGVSTA um die Büste dieser Kaiserin, mit der ihr gewöhnlichen Haartracht, rechts gewendet. Rückseite: CERES. Ceres sitzend über einem Fruchtkorb, mit der Rechten eine lange Fackel auf dem Boden aufrecht haltend; in der ausgestreckten Linken einen Ährenbüschel [115]).

Sey es nun Zufall oder Absicht gewesen, welche diese Münze hierher gebracht, in jedem Falle hätte Ceres mit der Fackel keinen schicklichern Platz finden können, als in einem der Agricultur und dem Lichtdienste gewidmeten Heiligthum.

Digitized by Google

IV. *Anmerkungen.*

1) Hauptseite: Trajans Brustbild, Umschrift: Imp. Trajano Aug. Ger. Dac. P. M. Tr. P. Cos. V. P. P. — Rückseite: Die Segensgöttin (Abundantia) mit dem Ährenbüschel und Füllhorn in ihren Händen; vor ihren Füfsen ein Korb mit Mohnhäuptern, hinter ihr ein Schiffsvordertheil; Umschrift: S. P. Q. R. Optimo Principi. Bei aller Kürze, die ich in dieser Abhandlung beobachten will, kann ich doch nicht umhin, den Leser mit Hinweisung auf das *Germanico* gleich von vorn auf den rechten Standpunkt zu stellen, nämlich durch die Bemerkung, dafs die Ausbreitung der Römer in den obern Donau- und Rheinlanden am ungestörtesten im ersten Jahrhundert statt fand; dafs sie durch den Bataveraufstand augenblicklich unterbrochen bis auf Domitian wieder weiter schritt, und, obwohl durch die unverständigen Züge gegen die Chatten vielfach bedroht und gefährdet, unter Trajan und Hadrian den weitesten Umfang so wie die gröfste Blüthe gewann. (s. den Bericht in diesen Jahrbüchern 1837. Nr. 48. S. 762, über Gerlach zu der Germania des Tacitus, Basel 1837.) — Für die agrarische, gewerbliche und mercantilische Cultur unsrer Gegenden in diesen Jahrhunderten spricht unter Andern ein zweiter beim Rosenhofe gefundener Silberdenar mit ähnlichem Bildwerk aus dem sechsten Consulat desselben Kaisers, abgebildet in meiner Schrift: Zur Geschichte alt-römischer Cultur am Oberrhein und Neckar S. 44.

2) Genau zu reden, der St Georgentag (denn an diesem Tage zeigten sich die deutlichen Spuren eines Mithras-Denkmals); also der Namenstag des Schutzpatrons, dem es gewidmet; wenn, wie ich glaube, diejenigen Recht haben, dafs der Persergott Mithras sich bei den Griechen in den Heros Perseus und im Mittelalter in den heiligen Georg verwandelt habe. (Symbolik I. Bd. S. 267 ff. und S. 342 ff. dritte Ausg.) Ja, Mithras war der Inbegriff aller Jahrestage beisammen, da sein Name, Μείθρας geschrieben, die griechische Zahl 365 enthält. (Phil. della Torre Monumenta vet. Antii, im Thesaurus Italiae VIII. 4. p. 93 sq. vergl. Kopp zum Martianus Capella p. 256.) — Wenn unter den Kaisern die heidnischen Römer desselben Gottes Tag in der Wintersonnenwende als (dies) Natalis Solis Invicti feierten, so fanden es Kirchenvorsteher rathsam, den Geburtstag Christi (dieser ganz andern Sonne des Heils) auf den 25sten December zu verlegen;

woneben die Mithrasfeiertage zu Rom in den März und April fielen, d. h. in die Frühlingszeichen des Widders und des Stieres, weil alsdann die Sonne (Mithras) die ganze Natur befruchtet. Demselben Gotte war auch die Siebenzahl (die Zahl der Wochentage) heilig. (Ph. della Torre p. 113. 121, vergl. Symbolik I. Bd. S. 260. 278.) Ich werde die Leser mit Mystik und Magismus möglichst verschonen. Solche Andeutungen gehören aber, wie sich zeigen wird, zum Verständnifs des Denkmals, welches zufälliger Weise gerade im Frühjahr aus dem Schoofse der heimischen Erde hervorgegangen.

3) S. Das Grofsherzogliche Antiquarium in Mannheim von G. Fr. Gräff. Mannh. 1837. I. S. 9 ff. Nr. 13—15 und Nr. 44.

4) N. Müller über das Heddernheimer Mithras-Monument im Museum zu Wiesbaden, in den Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde II. 1. S. 92 f. — ein Schriftsteller, der mit wahrem Enthusiasmus für den Gegenstand eine grofse Masse von Notizen über die mithrischen Monumente zusammengestellt hat.

5) Aus dem benachbarten Lobenfeld und als Geschenk unserm akademischen Antiquarium gewidmet. Die Inschriften bezeugen Mithrasdienst durch das Deo Soli und Deo Invicto. (s. Zur Geschichte der altrömischen Cultur am Oberrhein und Neckar S. 115 f.)

6) Mémoire sur le culte de Mithra par le Chev. Joseph de Hammer publié par J. Spencer Smith. Paris 1833. pag. 127: „On connaît quatre vingt-six monumens de Mithra dont vingt à inscriptions et trente inscriptions sans figures.“ Mit unsern zwei Mithrasaltären in hiesiger Universitätsbibliothek und mit dem Neuenheimer Denkmal könnte ich jetzt meinem verehrten Freunde v. Hammer-Purgstall zu Gefallen, der als ächter Morgenländer dergleichen liebt, genau die Zahl 89 herausrechnen, mithin dieselbe Numer, womit im Zendavesta Jescht-Mithra bezeichnet ist (d. h. das Gebet und die Lobpreisung, welche neben andern Hymnen an göttliche Geister gerade diesem Genius gewidmet ist). Allein diese Rechnung stört so eben ein anderer Freund, Mr. Félix Lajard, der in seinem Mémoire sur le culte de Venus, Paris 1837, 38. mehrere neue mithrische Bildwerke wovon im Verfolg) beigebracht hat. Wenn aber Herr N. Müller in der angeführten Abhandlung S. 6 von einigen Hunderten mithrischen Gegenständen redet, so mufs er diese Zahl in einem sehr weitschichtigen

Digitized by Google

Sinne genommen haben. Es ist aber hier von eigentlichen Mithrasdenkmalen die Rede.

7) Die vollständigsten Literaturverzeichnisse geben Félix Lajard in den Nouvelles Observations sur le grand Basrelief Mithriaque de la Collection Borghèse au Musée-Royal de Paris. das. 1828, 4to, und v. Hammer-Purgstall in dem angeführten Mémoire p. 190—196. Die neueste Literatur dieser oberasiatischen Culte, worunter die Leistungen meines Freundes Eugène Burnouf das Bedeutendste sind, giebt die Symbolik I. 1. dritter Ausgabe. — Hierzu kommt nun, eben vor dem Abdruck dieser meiner Abhandlung: Mémoire sur Deux Bas-Reliefs Mithriaques qui ont été découverts en Transylvanie, par M. Félix Lajard, Paris 1838. Da dieses Mémoire aus den Nouvelles Annales — de l'Institut Archéologique abgedruckt ist, so werde ich einige Nachträge daraus der Kürze wegen citiren: Lajard Nouv. Ann. Im Ganzen nimmt der verdienstvolle Verf. nicht genug Rücksicht auf das griechische und römische Medium, welches die Mithrasdenkmale haben durchlaufen müssen. — Die zwei von Hrn. Lajard behandelten Mithrassteine sind der von Karlsburg und der von Hermannstadt in Siebenbürgen. (bei v. Hammer Nr. 6 und 7.)

8) Symbolik I. S. 319, nach E. Burnouf, und S. 332. 3te Ausg. Ich mufs im Allgemeinen darauf verweisen, weil in diesem Theile die hier einschlägigen Religionen nach den Quellen und neuesten Hilfsmitteln abgehandelt sind, und werde überhaupt nur da Citate geben, wo ich um unsers Denkmals willen Belege beibringen mufs, die dorten, wo die Lehre überhaupt und nicht dieses oder jedes Monument zu betrachten war, nicht anzutreffen sind.

9) Xenophon von der Hauswirthschaft IV. 24. und mit Bezug aufs Nächstfolgende Cyropaed. VII. 5. 53. Plutarch. Artaxerx. IV. u. Alexandr. cap. 30. Die Verse sind Göthe's Divan und zwar dem Parsi Nameh, dem Buche des Parsen (Werke B. V. S. 245 kl. Ausg.) entnommen. Nicht blos der kriegerische Geist der Perserreligion und insbesondere dieses Cultus mufste die römischen Soldaten für den Mithrasdienst einnehmen (s. unten Anm. 40), sondern auch der durchs Religionsgesetz geheiligte Landbau die Römische Denk- und Sinnesart überhaupt ansprechen. Kein Volk des Alterthums hat das Landleben mehr geliebt und den Ackerbau eif-

riger betrieben als das römische, und zwar bis in die höchsten Classen der bürgerlichen Gesellschaft. Mochten diese letzteren späterhin auch dieser Sitte untreu und die censorische Rüge, welche Vernachlässigung der Agricultur streng bestrafte (Gellius IV. 12. Plin. H. N. XVIII. 3. init.), unwirksam geworden seyn, so hieng doch die Nation im Ganzen mit alter Liebe an diesen Beschäftigungen, und der praktische Römersinn verkannte niemals diese unerschütterliche Grundlage der öffentlichen Wohlfahrt. (Varro de re rust. I. 2. p. 135. Schneid. Columella de r. r. Praefat. I. 17. p. 30.)

10) Die griechische Formel war Θεὸς ἐκ πέτρας; dafs dabei an Sonne und Feuer gedacht werden mufs, zeigt der Vers: Invictus (das ist Sol invictus) de petra natus Deus. Wie die Römer die Vesta verehrten, sagt ein anderer Autor, so die Perser den aus dem Fels geborenen (πετρογενῆ) Mithras, wegen des Feuers Centrum. Jul. Firmicus de errore profan. religionum 21 p. 79 mit Münter, Jo. Laurent. Lydus de mensibus p. 124. An das Centralfeuer mochten dabei spätere Naturphilosophen denken; die Naturvölker hatten zunächst nur an die Erdwärme und an den dem Fels und Stein entlockten Feuerfunken gedacht; vielleicht auch an das über dem Felsengipfel des Albordi aufgehende Sonnenfeuer.

11) Plin. H. N. XXXVII. 10. Plutarch. de fluminib. XXIII. 4. p. 1049 Wyttenb. Διόρφος war der Name des Berges und des Bergsohns.

12) Nachdem Mithras zum metaphysischen Aeon oder zum personificirten zeitlosen Princip der wechselnden Zeit geworden, trägt er, löwenköpfig, geflügelt, mit der Schlange der Ewigkeit umwunden, vier Zeichen des Thierkreises auf seinem Körper: Widder, Waage, Skorpion und Steinbock. Museo Pio-Clementin. II. 19. mit E. Q. Visconti.

13) Ἥλιος ἀνίκητος, Sol invictus.

14) Plutarch. de Isid. et Osirid. 46. p. 513 sq. Wyttenb. Ormuzd, Ὡρομάζης, Ahriman, Ἀρειμάνιος, Mithras, Mittler, μεσίτης.

15) Hesychius II. p. 601 Alberti Μίθρης, ὁ πρῶτος ἐν Πέρσαις θεός — Daher auch auf einem Basrelief in Neapel die Inschrift: *Omnipotenti Deo Mithrae.* (s. Zoega's Abhandlungen S. 151.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Das Mithrēum bei Heidelberg.

(Fortsetzung.)

16) In der Abhandlung: Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens, in der Deutschen Vierteljahrsschrift, Stuttg. u. Tüb. bei Cotta 1838, II. S. 10 ff. — Die angeführte mythologische Anwendung dieser Münzclasse bezieht sich auf die Symbolik I. Bd. dritter Ausg.

17) Herr K. O. Müller in den Gött. Gel. Anzeigen 1838. Nr. 24. S. 229 ff. Ich werde mir dabei einige kurze Anmerkungen erlauben.

18) Hier also auch ein rein menschlich gestalteter Mithras auf asiatisch-griechischen Münzen. Da die Frage nahe lag, wie die Perser und ihre Nachbarn den Mithras, den wir bisher nur aus römischen Monumenten kannten, abgebildet, so vermuthete Hr. Grotefend d. ält., eine orientalisch costumirte heroische Gestalt, über welcher die Sonne mit 8 Strahlen schwebt, auf einem Cylinder aus weifsem Achat, stelle den Mithras dar. (s. Symbolik I. S. 347 dritter Ausg. und dazu Tafel II. Nr. 8.) Wenn Lutatius zum Statius einen löwenköpfigen Mithras kennt, so möchte Herr Bode zum Mythographus Vaticanus II. 19. p. 79 vielmehr einen Aeon darin erkennen. (s. oben unsre Anm. 12.) Allein Porphyr. de Abstin. IV. 16. kennt schon den Löwen als Symbol des Mithras, und E. Q. Visconti (Mus. Pio-Clem. p. 168 sq. vergl. VII. p. 179 ed. de Milan) bezieht wohl sehr richtig den Löwenkopf dieses Gottes auf die Sonnenkraft, die sich im Zeichen des Löwen am wirksamsten zeigt. Vergl. auch den löwenköpfigen Mithras in dem Bilde bei Montfaucon Diar. Ital. p. 198; und ganz als Löwe inmitten zweier fackeltragenden Genien erscheint Mithras im Monument von Salzburg, jetzt im kaiserl. Museum in Wien. (s. von Hammer's Mithriaques tab. XIII.) Als Stieropferer auf den Denkmalen römischer Kaiserzeit erscheint er sonst immer wie auf dem unsrigen. — So eben setzt mich eine Mittheilung des Herrn General v. Minutoli in den Stand, noch Folgendes nachzutragen: Eine

6 Fufs hohe, bei Salzburg gefundene Marmorstatue stellt den Mithras mit einem Löwenkopf und mit Klauen dar und zu seinen Seiten die zwei Genien, beide aber mit umgekehrter Fackel. (s. Literar. u. krit. Blätter der Börsenhalle 1838. S. 272.)

19) Herodotus weifs von einem Mithras nichts, wohl aber von einer Mithra (Mitra), die er eine himmlische Aphrodite nennt, und mit der assyrischen Mylitta, der arabischen Alitta (vgl. H. E. G. Paulus in den Heidelb. Jahrbb. 1836. S. 163) identificirt. s. Bähr und Creuzer zum Herodot I. 131. — Männliche Beisitzer der Sonne auf Münzen und Inschriften von Palmyra, Edessa und andern vorderasiatischen Städten kommen unter den Namen Aglibol, Malachbel, Azizos und Monimus mit solarischen Attributen vor. (s. meine Deutsche Schriften, Abth. IV. S. 119 ff.) — Bei einer weiblichen Figur mit einem grofsen Stern zwischen zwei Stierhörnern auf dem Kopfe, die phönicische Astarte vorstellend, erinnert Herr General v. Minutoli (in der Notiz über Salzburger Alterthümer Lit. krit. Blätter der Börsenhalle 1838. S. 269) an ihre Verwandtschaft mit der Mithra.

20) In Folge des kleinasiatischen Feldzugs gegen die Seeräuber s. Plutarch. vit. Pompeji cap. 24 p. 121 ed. Coray.

21) Ich verweise meine Leser auf den Bericht des Herrn J. C. Arneth in den Wiener Jahrbb. der Lit. Bd. LXXX. S. 227 f., auf Benfey und Stern Über die Monatsnamen einiger alten Völker, Berl. 1836. S. 204 und auf die Hallische Allg. Lit. Z. 1837. Mai S. 19 ff. über Gesenius Scripturae linguaeque Phöniciae Monumenta cap. 2 und cap. 5.

22) Ich habe sie auf Taf. V. Nr. 15 im ersten Band der Symbolik 3te Ausg. mitgetheilt, und nenne diese Gottheit *Mithra-Artemis-Hekate* (wie Mithras auch als der Dreifache (τριπλάσιος) bezeichnet wird. Man s. das. S. 335 f.

23) Mitgetheilt Symbolik I. Nr. 16; vergl. den Text, Nachtrag V.

24) I. S. 267 ff. 3ter Ausg. und IV. S. 142 ff. 2r Ausg. Obschon ich, wie man aus dem Text ersieht, diese Frage jetzt unberührt lasse, mufs ich doch, bei meinem Vorsatze, die Differenzen möglichst zu berücksichtigen, nachträglich bemerken, dafs Herr Lajard (Nouv. Annales p. 2 sq.) sich der Annahme, die Mithriaka seyen im 7ten Jahrh. vor Chr. in die Donauländer eingewandert, widersetzt; während ei-

Digitized by Google

nige der ersten Forscher nicht aus Etymologieen, sondern aus andern gewichtigen Gründen auf ein viel älteres Daseyn derselben in Europa schliefsen.

25) Unter dem Namen Juppiter Dolichenus, nach einer syrischen Stadt Dolichene, wie er selbst in einem Pforzheimer und in einem Würtemberger Denkmal vorkommt. Ich hätte dabei in der Schrift zur röm. Cultur S. 61 und 107 f. nicht blos an den syrischen Baal und ammonitischen Moloch, sondern auch an den Mithras auf dem Stier erinnern sollen, und darf es also dem seel. Böttiger um so weniger verargen, wenn er in seiner Kunstmythologie I. S. 315 f. auch nicht an den Mithras gedacht hat. Ein Gelübdestein an den Juppiter im Neuenheimer Mithreum bekommt daraus auf einmal seine Erklärung. (s. unten III. Nr. X.)

26) Eckhel D. N. V. VIII. p. 45 sqq., vergl. die inhaltsreiche Anmerkung Wernsdorfs zu des Himerius Lobrede auf die Stadt Constantinopel p. 32 sq.

27) Dies schlägt in die römische Rechtsgeschichte ein, und Jacq. Godefroi hat diese Punkte trefflich erläutert (ad Cod. Theodos. IX. 35. 8. Vol. III. p. 275 Ritter.), woraus della Torre p. 137 sq. und Saintecroix sur les mysteres II. p. 150 zu berichtigen sind. Übrigens vgl. v. Hammer Mithriaques p. 100. Auch zeigen der Ladenburger Mithrasstein und der vor mir liegende Abdruck einer Mithraslampe in der Münter'schen Sammlung einen sehr späten Sculpturstyl.

28) Das eine Bild zeigt eine weibliche Figur im Moment der Gefahr, von einem Seeungeheuer verschlungen zu werden, ähnlich der Andromeda im Augenblick ihrer Rettung durch Perseus; auf dem andern sieht man Bäume, wie auf den Mithrassteinen, und eine um einen derselben sich windende Schlange, ganz wie neben dem Stieropfer des Mithras auf dem Denkmal von Heddernheim in Wiesbaden.

29) So konnte ich schon 1810 in der ersten Ausgabe der Symbolik mit Hinsicht auf den Ladenburger Mithrasstein sagen, jetzt 1838 um so mehr, seitdem das Mithreum zu Neuenheim aufgefunden worden.

30) Nicetas in den Schollen zur Rede des Gregorius von Nazianz gegen den Kaiser Julianus bei della Torre Monumm. vet. Antii p. 117. Nonnus über eben diese Rede und zwar in zwei nicht mit einander übereinstimmenden Stellen p. 130 u. p. 148 ed. Eton. Eudocia in Violar. p. 291 und die aus einem

Bodlejanischen Codex neuerlich abgedruckten Scholien über die Gedichte des Gregor von Nazianz p. 49 ed. Gaisford. Hier nur wenige Bemerkungen: Im Text des Nicetas muſs aus cod. Flor. statt des sinnlosen νεφρὸν πυρὸς gelesen werden: ἔφορον π. Dies bestätigt der eben angeführte Scholiast: Τὸν Μίθραν οἱ μὲν ἥλιόν φασιν οἱ δὲ τὸν ἔφορον πυρός. Also den Mithras nannten hiernach Einige (nämlich der Spätern) den Sonnengott, Einige den Aufseher des Feuers. Der andere Nonnus, nennt ihn (Dionysiaca XL. vs. 401) den Sonnengott von Babylon. Der angeführte Scholiast legt die Mithrasweihen den Chaldäern bei. Nonnus über des Gregor von Naz. Lichterpredigt (in der Münchner Handschrift Nr. 131.) nennt die Chaldäer einen medischen, die Kaiserin Eudocia einen persischen Stamm; — Alles Verwechselungen mit den Magiern.

31) Diese Prüfungen werden übereinstimmend κολάσεις, d. h. Züchtigungen und Kasteiungen, genannt. Wenn v. Hammer-Purgstall Mithriaques p. 84 die Zahl 80 unglaublich findet, und dafür 12 Plagen annimmt, so hat schon della Torre richtig gegen C. Barth bemerkt p. 117, daſs man sich mehrere dieser Prüfungsplagen als mehreremal wiederholt zu denken habe. Auch hat sich v. Hammer durch die 12 Arbeiten des Herkules bestimmen lassen, und endlich zu einseitig sich an das Tyroler Monument von Mauwels, oder Mauls, jetzt im Antikenmuseum in Wien, gehalten; welches letztere freilich 12 Felder, auf jeder Seite 6, mit solchen Vorstellungen hat. Jetzt bedarf es keiner Weiterung mehr, da alle (in der vorigen Anmerk. Nr. 30) von mir angeführte Quellenschriftsteller in der Zahl π', d. i. 80, übereinstimmen. — Das Geschlagen- oder Gegeiſselwerden heiſst ξέεσθαι (s. μάστιξι) s. ad Plotin de pulcritud. p. 366 sq. ed. Heidelb.

32) Nach v. Hammer's Mithriaques p. 84 sq. Der seel. Silvestre de Sacy hat aus einem deutschen Aufsatz in den Wiener Jahrbb. d. Lit. dieselbe Beschreibung französisch in seinen Notes zu des de Sainte-Croix Recherches sur les mystères du paganisme II. p. 125—127 mitgetheilt.

33) H. v. Hammer versichert p. 178, die seinem Werke beigegebene Abbildung (Nr. V.) sey nach einer sehr genauen Zeichnung des Hrn. Fendi gemacht, und wer wird nach dieser Versicherung nicht einem Gelehrten glauben, der Original und Copie täglich vergleichen kann. Indessen nennt H. N.

Digitized by Google

Müller (Annalen des Nassauer Alterthums-Vereins II. 1.) seine, in der beigefügten Mithrasgallerie Nr. 2 gegebene Abbildung einer nach dem Original von geschickter Hand gefertigten Zeichnung, auch getreue Darstellung. Nach Letzterer nun erscheint mir diese erste Scene vielmehr als eine Geifselung, die wir nach allen Quellen unter den Prüfungen nachgewiesen haben. Nach v. Hammer's Annahme müfste diese erste Handlung auch von den Prüfungsacten getrennt werden, und wäre eine Weihe-Scene; welches dem Organismus der folgenden Scenen nicht so angemessen ist.

34) Diese Vorstellung ist auch auf unserm Neuenheimer Steine abgebildet. Da ich aber weder auf dem Tyroler Relief noch auf letzterem etwas von Stacheln sehe, ja auf diesem vielmehr einen felsigen Gebirgsrücken, so wie Maundrell (Reise S. 79) die Örtlichkeit der Versuchung Christi in der Wüste (Luc. IV. 2 f.) beschreibt, so gebe ich zu erwägen, ob wir nicht vielmehr in diesem Bilde einen durch langes Fasten erschöpften Mithrasjünger auf seinem harten Felsenlager erkennen möchten?

35) N. Müller S. 105 läfst den Neophyten vielmehr hier auf dem Weltkahne fahren, und in seiner Abbildung sieht das, worauf der Neuling steht, allerdings einem Kahn sehr ähnlich. Aber die mir bekannten Schriftsteller melden unter den Prüfungen von einem Weltkahne nichts.

36) Nach N. Müllers Abbildung erkenne ich in diesem Felde vielmehr einen, der mühsam in einem Strome vorschreitet, oder einen nach obigem Bericht in der vieltägigen Wasserprobe begriffenen Novizen. Unter den 80 Prüfungen kann auch eine in gezwungenen peinlichen Stellungen bestanden haben; aber unter den ausdrücklich genannten kommt eine solche nicht vor.

37) S. v. Hammer Mithriaques p. 87, und der grofse und besonnene Lehrer der orientalischen Wissenschaften Silvestre de Sacy giebt zu diesen Erklärungen aus indischer Askese seine Zustimmung. Er sagt am Schlusse (p. 127): „Sujet, qui est aussi curieux, que l'application qu'en fait M. de Hammer paroît ingénieuse en même temps, et très naturelle.“ — Dagegen will jetzt F. Lajard (Nouv. Annales p. 26, 29.) von einem indischen Ursprung der Mithras-Lehren und Gebräuche nichts wissen.

38) Tertullian de baptism. p. 226 ed. Rigalt. Derselbe de praescr. haeres. V. 40. Justin. Martyr. Apolog. prior §. 66, p. 83 ed. Paris. Letzterer sagt ausdrücklich, dieser Genufs von Brod und Wasser sey eine Nachäffung des von Christus eingesetzten Abendmahls; wie denn die Kirchenväter in diesem ganzen Mithras-Ritual eine Nachahmung christlicher Cärimonien fanden; welcher Ansicht einige Neuere beigetreten sind, nicht bedenkend, dafs analoge Gebräuche lange vor Einführung des Christenthums in den vorderasiatischen und griechischen Cybelen- Ceres- und Bakchusweihen schon im Gebrauche gewesen. Wenn dagegen Dupuis das gesammte Christenthum für einen jüngern Zweig des Mithrasdienstes zu erklären sich erkühnte, und der ehrwürdige Sylvestre de Sacy sich dadurch bewogen fühlte, ihm eine gute Dosis Nieswurz anzurathen (p. 147 not. 1.), so hat dieser gutgemeinte Rath einen deutschen Schriftsteller, dessen Namen ich hier verschweigen will, nicht verhindert, dieselbe und andere Hypothesen wieder auszukramen.

39) Tertullian. de coron. cap. 11 pag. 111.

40) Stellen der Anrufungen bei v. Hammer Mithriaque p. 25 sqq. und p. 151 151. — Sehr schön bemerkt Herr Lajard (Nouv. Annales p. 2): der Verein der Soldaten des Mithras mit den Eingeweihten aller übrigen Grade habe eine streitbare Versammlung gebildet, als ein irdisches Abbild der himmlischen Heerschaaren, die wie ein Sternenchor Ormuzd's und Mithras Throne umgaben (Zendavesta II. p. 256 ed. d'Anquetil-du Perron), und dafs deswegen die römischen Legionäre an dem hochherzig-militärischen Geiste des Mithrascultes eien so entschiedenen Geschmack gefunden. — Man könnte dasselbe noch von den Templern vermuthen, wenn sie wirklich mithrische Symbole aufgenommen haben.

41) Obschon Saumaise ad Lamprid. Commod. IX. p. 49 einen Grad κανικὰ bezeichnet, so haben doch die Kritiker in der Hauptstelle des Pallas beim Porphyrius de Abstin. IV. 16. p. 351 ed. de Rhoer, wie dieser Herausgeber selbst und Silvestre de Sacy zum Sainte-Croix II. p. 128, statt des Lesart ὑαίνας, Hyänen, die andere λεαίνας, Löwinnen, vorgezogen.

42) Derselbe Autor erinnert ebendaselbst an die manchen Gottheiten beigelegten Thiernamen; woraus ich zu unserm

Digitized by Google

Zweck nur ausheben will, dafs die Sonne Löwe genannt wurde als das ihr vorzüglich geheiligte Thier; an den Mithras in Löwengestalt, oder doch mit dem Löwenkopf, ist schon oben erinnert worden. Auch ist ebendaselbst von Römernamen die Rede, die von Thiernamen entlehnt waren, wie Aper, Taurus, Merula, Ursus. Da nun in einem Mithreum neben Thierbildern auch das Bild einer mit einem Thierfelle vermummten Person gefunden worden (s. de Rhoer a. a. O.), so haben wir bei solchen Maskengestalten auf den in unsrer Gegend vorkommenden alt-römischen Fictilien vielleicht auch an dergleichen Mithrasmaskirungen zu denken, wie denn z. B. auf dem zu Ladenburg gefundenen Bruchstück eine Bärenfigur mit einem römischen Waffenrocke bekleidet erscheint. Ebendorther haben wir auch einen Votivstein gewonnen, worauf der Name Ursus eingeschrieben ist.

43) Porphyr. a. a. O. p. 350. Auf einem nicolo in einem Siegelring (Symbolik I. tab. VI. nr. 20.) ist ein Rabe eingegraben, und bei fast allen solchen Siegelbildern mit Löwen, Raben, ist wohl an Besitzer zu denken, welche Mithrasdiener waren. (s. Fr. Münter zum Jul. Firmicus V. p. 20.)

44) Porphyr. de antr. Nymph. XVI. p. 16 mit der Anmerkung des Ruhnkenius. Die Inschrift mit Persidicus Mithras steht auch bei Orelli nro. 2353.

45) Hieronymus ad Laetam VII. p. 35 ed. Francof.: „Nonne specum Mithrae et omnia portentosa simulacra, quibus Corax, Niphus, Miles, Leo, Perses, Helios Bromius, Pater initiantur subvertit, fregit, exussit?“ Statt Niphus steht in Handschriften Nymphius und Gryphius; welches Letztere v. Hammer (Mithr. p. 50 u. 161) vorzieht, weil es auf Inschriften und in Bildwerken vorkomme. Er denkt dabei an den dreigestalteten Hufraschmodad, woraus der fabelhafte Vogel Simurgh entstanden. Läse man weiterhin, sage ich: Heliobromios, so würde dieser Name als ein Diener des lärmenden Sonnengottes der Bakchanten zu erklären seyn. Alsdann wäre auch die Schwierigkeit vermieden, dafs acht Grade herauskämen, da die Mithrasweihen nur 7 hatten nach der Planetenzahl, worauf die 7 Feueraltäre auf einigen Mithrassteinen und die 7 Metalle der mysteriösen Stufenleiter sich beziehen. Jedoch zieht v. Hammer vor: Heliodromus, das auf Monumenten vorkomme, und das, füge ich bei, auch die Analogie von δολιχοδρόμος, ἡμεροδρόμος, σταδιο-

δρόμος u. dgl. für sich hat. — Lajard (Nouv. Annales p. 38 vgl. p. 38) zieht dagegen, ohne jener Schwierigkeiten zu gedenken, die Lesart Helios, Bromius, vor, thut aber dem Hrn. v. Hammer Unrecht, wenn er vermuthet, dieser habe den Helios mit dem Mithras selbst verwechselt; und meint endlich, ein Eingeweihter dieses Grades sey Helios (Sonne) genannt worden. Im Verfolg wird sich zeigen, dafs Heliodromus (Sonnenläufer) mit den Eigenschaften des Mithras selbst organisch zusammenhängt.

46) s. Porphyr de Abst. IV. 16. p. 350 sq. vgl. Sylvestre de Sacy zum Saintecroix II. p. 131.

47) Tertullian de praes. XL, 216. Silvestre de Sacy a. a. O. II. p. 144. v. Hammer Mithriaques p. 53 sq. F. Lajard Nouvelles Observations sur le grand Basrelief Mithriaque Borghèse pag. 24 und Fred. Portal des couleurs symboliques, Paris 1837. pag. 205 sq.

48) Fréret in den Mémoires de l'Acad. des Inscriptt. XVI. p. 283 sqq., Silvestre de Sacy a. a. O. II. p. 144 sq., v. Hammer Mithriaques. — Die Maafse der zunächst beschriebenen Mithrassteine sind: der Mittelplatte: 5′ 1″ Breite, 5′ Höhe; höchst erhabene Arbeit. Der beiden Seitenleisten: 5′ Höhe, 1½′ Breite; Haut-Relief. Der oberen Querleiste: 8′ 3″ Länge, 1′ 3″ Breite.

49) Joh. Winckelmann fand in diesem Mithrascostume eine Künsler-Convention, um den ausländischen Gott zu bezeichnen; so sey er „von griechischen und römischen Künstlern zu Rom dargestellt worden.“ (Gesch. der Kunst I. S. 156 der neuen Dresdn. Ausg.) Es ist gut, dafs er der griechischen Künstler gedacht hat; denn den Übergang zu dieser Costumirung des Mithras sehen wir schon auf indisch-griechischen Münzen, nämlich die ausgestreckte rechte Hand und den flatternden Mantel (s. oben II. 1 mit Anm. 17); ich füge hinzu: wie er dem himmlischen Heliodromen, der rastlos zwischen Sonne und Mond sich bewegte, zukam. Über das Einzelne der Bekleidung s. v. Hammer Mithriaques p. 76 sq. und F. Lajard Nouv. Observv. sur le basrelief Borghèse p. 17. Diese Beinkleider (ἀναξυρίδες) gehören auch zum Costume der Amazonen (s. Le Bas Monuments d'antiquité figurée I. p. 62 sq.) — Der Gürtel, oder die Leibbinde, welche bei Persern, Indiern und Griechen Sinnbild der Einweihung war, ist in unserm Bildwerke besonders deutlich abgebildet.

50) Wohin auch Statius Thebaid. I. 715 sqq. das Locale verlegt: — „seu Persei sub rupibus antri Indignata sequi torquentem cornua Mithram," — Wenn übrigens im Texte die Stellung des Mithras als die gewöhnliche bezeichnet ist, so wird der Kenner sich in diesem Relief durch das ausdrucksvolle Zurückbeugen des Hauptes, durch das Aufwärtsblicken und die ganze Haltung des Gottes besonders angezogen fühlen.

51) Genesis XLI. 1. 2. 22. 26. 27. Clemens Alexandr. Stromm. V. p. 671 Potteri. Ich will hier kein Gewicht darauf legen, dafs der Opferstier unsers Bildwerks am Ende seines Schweifes sieben Ähren hat; welches, so wie die sieben Strahlen des über ihm schwebenden Sonnengottes und die sieben Bäume sich vielmehr auf die dem Mithras heilige Siebenzahl beziehen möchte.

52) s. K. W. Ch. F. Bähr Symbolik des Mosaischen Cultus I. S. 343. vergl. Züllig der Cherubim-Wagen S. 19. In einem Gebilde am Eingang eines Pallastes zu Persepolis, vorstellend einen geflügelten Stier mit menschlichem Angesicht und der Tiara auf dem Haupt (s. B. I. Taf. II. nr. 16 der Symbolik 3ter Ausg.) erkennt v. Hammer den persischen Cherub; Guigniaut Religions de l'antiq. (zu pl. XXIII. nr. 119); den persischen Urstier Abudad mit dem Urmenschen in Einem Körper vereinigt; wovon sofort die Rede seyn wird. Ein dem Mithrasdienst angehöriges geflügeltes Rind mit rechts gewendetem Kopf aufwärts blickend, zu Pont de Veau in Frankreich gefunden, habe ich nach einer von Herrn Lortet mir mitgetheilten Zeichnung anderwärts (Zur Gemmenkunde S. 95 f. und S. 186) erwähnt, und es wird hier, zum Beweis in Erinnerung gebracht, dafs mit dem Mithras-Cult solche Gebilde aus dem fernen Morgenland bis in die Abendländer sich verbreitet haben. Auf dem vor mir liegenden Abdruck einer Gemme des Herrn Dorow hat der von Mithras geopferte Stier ein bärtiges Menschenantlitz; wo also, wie im Mythus vom Abudad, die Verbindung menschlicher Intelligenz mit dem thierischen Körper deutlich vor Augen liegt.

53) Proclus in Hesiodi Oper. et Dies p. 168.

54) Lorenz Beger im Thesaurus Brandenburgicus I. p. 146.

55) S. E. Burnouf Comment. sur le Yaçna p. 333 sq.

56) v. Hammer in den Wiener Jahrbüchern d. Lit. 1818. S. 108 ff.

57) Porphyr. de antr. Nymph. XXIV. p. 22 ed. Goens. In unserm Denkmal ist die dem Rücken des Stiers, worauf Mithras knieet, aufgelegte viereckige Decke zu bemerken.

58) Jescht-Fargard Nr. 24. (Zendavesta I. S. 258.) Der Feruer (Fravachi) war nach persischer Lehre der göttliche Typus jedes mit Intelligenz begabten Wesens, der höhere Genius, der es begeistert und über ihm wacht. (Burnouf Comm. s. le Yaçna p. 269 sqq.)

59) Göthe' Divan, Buch des Parsen B. V. S. 245. — In den meisten Bildwerken dieser Classe hängt ein Scorpion an jenem Theile des sterbenden Stieres. Es ist aber schon von v. Hammer (Mithriaques p. 88) bemerkt worden, dafs in Denkmalen die Viper oder der Molch an jener Stelle erscheint. Derselbe Gelehrte fafst ebendaselbst (p. 127) die Hauptvorstellung mit folgenden Worten zusammen: „Le groupe principal représente toujours le sacrifice de Mithra qui immole le *taureau cosmogonique*, symbole de la génération et régeneration du monde, de la production des corps et du *perfectionnement des esprits, de la naissance et renaissance des âmes*, qui descendues de la *lune*, sont reconduites au moyen de purifications et d'épurations, d'épreuves corporelles et d'exercices spirituels, à leur origine céleste par *Mithra le générateur et regénérateur*, le conservateur et bienfaiteur, le pacificateur et médiateur, le sauveur et liberateur, le génie de la verité et de l'amour." Diese Ideenreihen, die ich hier nicht verfolgen wollte, wird man im Capitel vom Mithras im ersten Bande der Symbolik ausgeführt finden. Herr Lajard fafst jetzt (Nouv. Annales p. 30 sq.) diese Scene so auf: „Mithra, s'y montre environné des figures et des emblèmes propres à rétracer aux yeux des initiés les phénomènes du ciel mobile qui ont une influence directe sur ceux de la terre; les principaux phénomènes de la generation; le mélange du bien et du mal; les deux grandes époques de la vie humaine; le sacrifice expiatoire du premier péché (v. Hammer bezeichnet dies so: „— zur Sühne Gottes und des Menschen, zur Vernichtung der Ahrimanischen Erbsünde dargebracht" s. Symbolik I. S. 247 3ter Ausg.) Mithra y paraît jeune et imberbe, distribuant à la terre les différentes saisons, et ramenant au commencement de l'année, à l'époque de l'équinoxe du printemps, ce principe éternel de vie, de lumière, de chaleur, qui est la source de tous les biens de la terre et de son inépuisable fécondité. Nous l'y voyons enfin prési-

Digitized by Google

dant d'une manière toute spéciale à la destinée morale et physique de l'homme, offrant à Ormuzd, en faveur du genre humain, un sacrifice symbolique de rédemption, et servant de guide et de modèle à l'homme pendant le séjour de son âme sur la terre. — Schliefslich mufs zu der Hauptvorstellung noch bemerkt werden, dafs auf antiken Monumenten aller Gattungen eine geflügelte weibliche Person eben so auf einem Stier knieend und ihn opfernd dargestellt wird. Auch diese Vorstellung ist aus dem Morgenlande zu den Griechen und Römern verbreitet worden, mag man diese geflügelte Göttin nun mit dem persischen Namen als die Mithra (Μίθρα, Μίτρα) oder Anaïtis, oder mit dem griechischen Aphrodite νικηφόρος (Venus Victrix), oder Selene, oder mit dem lateinischen Luna bezeichnen. Ich habe sie auf Tafel IV. Nr. 12, nach einer terra cotta im britischen Museum (s. Symbolik I. B. S. 347 dritt. Ausg.) abbilden lassen. Jetzt gewährt das neueste Werk des Herrn F. Lajard Recherches sur le culte de Venus. Paris 1837—1838. die vollständigste Zusammenstellung dieses Stieropfers der Göttin. (Man s. pl. VIII. IX. X. XII. XIV.) — Schliefslich will ich nur noch bemerken, dafs unter Anderm der Verfasser dieses gehaltreichen Werks den Beweis zu führen versprochen, dafs die Mithrasmysterien aus dem uralten Cultus der assyrischen Mylitta hervorgegangen seyen.

60) Ladenburg ist von dem neuen Fundorte Neuenheim nur 1½ Stunde entfernt. Sainte-Croix (Rech. sur les Myster. II. p. 123 ed. Silv. de Sacy) erwähnt dasselbe als im kurfürstlich pfälzischen Antikencabinet befindlich, ohne weiter etwas darüber zu sagen. Noch jetzt wird es dorten aufbewahrt. (s. G. Fr. Graeff Das Grofsherzogliche Antiquarium in Mannheim S. 4 f.) Eine Abbildung giebt Taf. IV. Nr. 11. der Symbolik I. zu S. 263 dritt. Ausg.

61) Jetzt habe ich gar nichts dagegen, wenn man diesen Mondsgott lieber Mao nennen will; unter welchem Namen wir ihn aus indisch-griechischen Münzen mit dem Attribut des Halbmondes als einen Deus *Lunus* kennen gelernt haben. (s. oben II. 1. mit Anmerkk. 16, 17, 18.)

62) Plutarch de S. N. V. p. 566, B. p. 279 Wyttenb. Unter diesem alt-orientalischen Bilde hatte schon Plato im Timäus pag. 41. 44. die Eigenschaften der sinnlich vernünftigen Men-

schenseele, die Mischung der Temperamente und die humorale Entstehung der animalisch-menschlichen Körper vorgestellt.

63) Ausser den Bibelstellen 1 B. Mos. 44, 2 f. Jerem. 35, 5. vergl. man über das persisch-magische Gefäfs Konri (τὸ κόνδυ) Athen. XI. p. 269 Schw.; über die Becherwahrsagung der Perser Augustinus de Civ. Dei VII. 35. Hafi's Divan von Joh. v. Hammer I. S. 221; über den Wahrheitsgenius Mithra dessen Mithriaques p. 183; über den Dschemschids-Becher Herbelot Bibliothèque orient. II. p. 127. 132 ed. de la Haye; und über den h. Graal den Parcival vs. 7083, vergl. die Preface zur neuen Ausgabe von Warton's History of the English Poetry pag. 76 sq. — Dabei darf die bestimmte Nachricht eines griechischen Schriftstellers (Posphyr de antr. Nymph. XVII. p. 17) nicht übersehen werden, dafs der Krater neben dem Mithras Symbol der Quelle und der Feuchtigkeit ist. Lajard (Nouv. Ann. p. 19) bringt damit den Löwen, das Bild der Hitze, im Sommersolstitium in Verbindung, dessen Auf- und Untergang am Himmel mit dem des Bechers in Opposition steht. (Manilii Astronom. V. 231 sqq. 249 sq.) Beim Löwen in unserm Bilde oder vielmehr beim blofsen Löwenkopfe könnte man auch wie bei den Löwenköpfen, aus welchen Wasser fliefst, an den Quell- und Brunnenwächter (κρηνοφύλαξ), wie der Löwe heifst (s. Symbolik I. S. 502 f. 2ter Ausg.), denken.

64) Über Nehustan s. Exod. XXI. 9 u. 2 B. der Könige 18. Über diese Genesungs- und Trostes-Schlange auf dem Sarkophage Pamphili s. Böttiger's Kunst-Mythologie II. S. 336 540 f. und Heidelb. Jahrbb. 1838. S. 260. — Es darf endlich aber auch die agrarische Bedeutung der Schlange nicht übersehen werden, worüber ich mich neulich in den Münchner gelehrt. Anz. 1838. S. 159—199 ausführlicher erklärt habe, auch mit Beziehung auf Genesis III. 14. 19. Hier nur dies Eine noch: Die morgenländische Naturgöttin Mylitta, welche keine andere als Mithra ist (Herodot. I. 131) kommt auf assyrischen Bildwerken als allgemeine Mutter und Ernährerin mit Schlangen in den Händen vor.

65) Porphyr. de Abstin. IV. 16 p. 352 Rhoer.

66) Symbolik I. B. S. 279 f. 3. Ausg. und über den Löwen im Gebilde des Cherub K. Ch. W. F. Bähr's Symbolik des Mosaischen Cultus I. S. 342—344.

Digitized by Google

67) Über diese heiligen Vögel s. v. Hammer Mithr. p. 51 und 126. vergl. N. Müller a. a. O. S. 131; über den Mithras-Raben s. oben II. mit Anm. 43.

68) Das erstere berichtet Onesikritus bei Strabo XI. p. 514 Tzsch.; das letztere Bardesanes bei Eusebius Praep. Ev. VI. p. 277.

69) Göthe's Divan, Buch des Parsen S. 244. Zendavesta II. 1. S. 104 und III. S. 250. Über die Hieroglyphe des Hundes und Hermes ἐνταφιαστής und ψυχοπομπός Horapollo I. 39 mit Leeman's Note p. 256 und Champollion im Musée de S. M. Charles X., p. 34. 751 sqq. Über Sura als Hund der himmlischen Heerde und Seelenführer Guigniaut in der französischen Übersetzung der Symbolik I. Notes pag. 713 sq. und Herder's Vorwelt S. 271 f.

70) S. Hug Untersuchungen über den Mythos der alten Welt S. 79.

71) Porphyr. de antro Nymph. cap. 18. und über diese verschiedenen Deutungen, die meinige combinirte ausgenommen, Lajard Nouv. Obss. sur le basrelief Borghèse pag. 29. N. Müller a. a. O. S. 101—103 und v. Hammer Mithriaques p. 55 sq. Lajard erklärt jetzt (Nouv. Ann. p. 16 sq.) die beiden Fackelträger so: „— Mithra entre deux figures, dont l'une porte son flambeau élevé, *pour rappeler l'équinoxe du printemps*, l'époque, où le soleil s'élève au-dessus de notre hémisphère. L'autre tient son flambeau baissé vers la terre, et fait allusion au mouvement contraire qu'exécute cet astre à l'époque *de l'équinoxe d'automne.*"

72) Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht von Friedrich Rückert I. S. 11.

73) Die persische Urkunde ist Bundehesch XXII. S. 107 des Zendavesta. Der persische Eigenname Σουσαμίθρης bei Plutarch Alcib. cap. 39. mit Bähr p. 261; der äthiopische lautet: Σισιμίθρης (Coray zum Heliodorus X. p. 325); der Name der Stadt τὰ Σοῦσα, in der Bibel Schuschan; — die Blume hiefs σοῦσον (Athen. XII. p. 409 Schwgh. An Säulen des Salomonischen Tempels waren die Knäufe mit lilien- oder lotusförmigen Zierrathen geschmückt. (Gesenius im Handwörterbuch S. 748 f.)

74) Fr. Rückert's Erbauliches und Beschauliches aus d. Morgenland II, aus der Naturbetrachtung eines persischen Dichters S. 5. — Es ist von Gott die Rede.

75) Dinon in den persischen Geschichten beim Scholiasten des Nikander vs. 613, vergl. Strabo XV. p. 224 Tzsch. Das ist Tamarix orientalis, auf deren Blättern sich Honig erzeugt. (Kurt Sprengel Gesch. d. Botanik I. S. 217.) In den Leontica der Mithrasweihen wurden die Novizen, statt des Wassers, mit Honig gereinigt; und dem Mithras-Perses brachte man als dem Erhalter der Früchte Honig zum Opfer, wegen der antiseptischen Eigenschaft des Honigs. Auf jene Weihen bezieht sich die Biene im Maule eines Löwen auf antiken Bildwerken (z. B. bei Hyde de religione veterum Persarum p. 134), worüber der siebenstrahlige Stern des Mithras schwebt.

76) S. Bundehesch XXVII. p. 105 sq.; Plutarch de Isid. et Osirid. p. 514 Wyttenb., wo der Hom Ὀμωμὶ genannt wird; Neaesch Khorsched bei Anquetil II. p. 13 und Neaesch Mithra I. p. 16. vergl. v. Hammer Mithriaques pag. 29. 46. 126 und 156 sq.

77) Herodot. VII. 37 mit der Erklärung dieser mifsverstandenen Stelle in der Symb. I. B. S. 333 3te Ausg. — Das Gebet steht im Jescht Mithra, Carde 29; im oben angeführten Carde 4 desselben Lobgesangs kommt dieser erste der Izeds aus der Morgengegend über das Gebirge, worüber der Sonnengott mit eilenden Rossen fährt. Die Dichterverse sind dem Buche des Parsen in Göthe's Divan entlehnt S. 243.

78) Lutatius zu Statius Theb. VI. 239. Spanheim zum Callimachus h. in Del. v. 169 und Böttigers Kunstmythologie I. S. 319.

79) 2 B. der Könige XXIII. 11. vergl. Xenophon Cyrop. VIII. 3. 11. und Curtius III. 3. 28. Diese Vorstellung von Sonne und Mond auf Wagen wiederholt sich auf den Mithrassteinen, z. B. auf dem von Heddernheim und auf dem Pariser aus der Villa Borghese.

80) Über Kéman-Kaiani, d. h. starker Bogen, Herbelot Biblioth. Orient. in Caian I. p. 463. — Die Anrufungen stehen im Jescht-Mithra card. 29 und card. 31. — Der Löwe in einem Bogen mit Sonne, Mond und Sterne auf einem Chalcedon Symb. I. Taf. VI. nr. 19, 3te Ausg. Der Bogenschütze neben dem Sonnengott, Martianus Capella I. 13 p. 44 sq. ed. Kopp. Die Allegorieen bei Hyde de Relig. vett. Persar. p. 307 und 528. Die Bogenschützen auf Gemmen und Münzen des orien-

Digitized by Google

talischen Cultus, bei F. Lajard Recherches sur le culte de Venus pl. I. nr. 6 und 7.

81) N. Müller a. a. O. S. 106. Der aus Pflanzen und Bäumen hervorgewachsene Dionysus-Bakchus war indischen Ursprungs. Über die griechischen Münzen und Gemmen mit ähnlichen Vorstellungen, so wie über die hindostanischen Gebilde derselben Gattung, Symbolik I. Bd. S. 467 ff. mit Taf. II. nr. 4 u. 5 und Taf. VI. nr. 22.

82) N. Müller a. a. O. S. 9 u. 43 f. v. Hammer Mithriaques p. 129 sq. Die Flügel können die schnelle Einsicht und den Schwung der Gedanken bezeichnen, wie an den Köpfen der Musen. (Winkelmann's Werke II. 545 neue Dresd. Ausg.)

83) S. oben II. mit Anm. 10. „Oder mit der Weltkugel" habe ich wegen bildlicher Vorstellungen gesagt, die den Blitz-Gott Juppiter so vorstellen, wovon gleich zunächst. — Die folgenden zwei ersten Verse sind Fr. Rückerts Gedicht: Naturbetrachtung eines persischen Dichters (a. a. O. S. 4.) entnommen; die zwei letztern dem Buch des Parsen in Göthe's Divan S. 245.

84) S. oben II. mit Anm. 11. — Die Inschrift hat Gruterus p. XXXIV. nr. 5: Deo Soli invicto Mithrae Fl. Septimus Zosimus V. P. Sacerdos Dei *Brontontis* et Hecatae hoc spelaeum constituit. — Βρόντων kommt in griechischen Schriftstellern vor; aber in einer andern Inschrift bei Doni (1. 33. p. 9.) heifst es ausdrücklich: Ἡλίῳ Μίθρᾳ Ἀστροβρόντῳ Δαίμονι Ναβάρδῃ Εὔτυχος Δῶρον. Man bessere: Ἀστραποβρόντῃ (fulmine tonanti), wenn anders die spätere halbbarbarische Gräcität sich nicht eine solche Abkürzung erlaubt hat. Lajard (Nouv. Ann. p. 23) führt dieselbe Inschrift ohne Bemerkung über den sonderbaren Ausdruck an.

85) Eine Inschrift (bei Gruter p. XVII. nr. 12.) lautet: *Jovi* sancto *Brontonti*, wo Juppiter also denselben Beinamen wie Mithras führt. Das ist der Ζεὺς καταιβάτης, Juppiter Fulgerator, der im Blitz und Donner herabsteigende Juppiter, wie er auf syrischen Kaisermünzen vorkommt; wovon ein Exemplar in unsrer akademischen Sammlung von Antoninus Pius auf der Rückseite hat: Διος Καταιβατου Κυρρηστων, Juppiter auf einem Felsen sitzend hat zur Linken den Blitz, ind der Rechten die Lanze, vor seinen Füfsen den Adler. (s. *J. A. Brummeri* Prolusio continens Recensionem Graecorum aliorumque veterum numorum. Heidelb. 1836. pag. 27.)

86) Der Blitz auf mehreren Mithrassteinen, z. B. auf zweien bei Hyde (de Rel. vett. Perss. p. 113.). Die Vermuthung ist v. Hammer's Mithriaques p. 51 —; der argolische Mythus von des Perseus Geburt bei Pausanias II. 21. 7. vgl. Symbolik I. Bd. S. 284 ff. 3te Ausg. und S. 469 über die asiatischen Mythen vom βροντόπαις d. i. dem Sohne des Donners.

87) Die Etrusker hatten Blitz- und Donner-Bücher und nahmen neun Blitzgötter, worunter Juppiter, an. (Plin. II. 52. Cic. de N. D. II. 25. mit den Auslegern p. 308 ed. Moser et Cr.) Noch haben wir das Tagebuch einer Donnerschau (ἐφήμερος βροντοσκοπία), worin nach italischen Örtlichkeiten aus den Mondsständen für die Tage des Jahrs und aus dem Donner Vorzeichen für Witterung und Wachsthum u. s. w. angegeben werden (bei Jo. Laur. Lydus de ostentis cap. 27. p. 100 sqq. ed. Hase.)

88) S. oben II. mit Anm. 44 u. 46. Ein solcher Weihepriester heifst auf Inschriften: Pater patrum dei Solis invicti Mithrae, auch wohl pater et hieroceryx, oder wie man ändert *hierocorax*. (Silvestre de Sacy zum Saintecroix II. p. 131 sq.), welcher also diese Conjectur des Reinesius (I. 48. p. 95) billigt; aber ein Pater konnte doch wohl nicht den blofsen Ministranten, welches die Coraces waren, angehören. Ich vermuthe daher: Pater et *Hierax*, denn die Patres wurden ἱέρακες und ἀετοί, Falken und Adler genannt. (Porphyr. de Abst. IV. 16. pag. 351.) Der Falke, ἱέραξ, eigentlich der heilige Vogel, war in Ägypten der Sonne heilig. (Horapollo I. 8. p. 10 ed. Leemans.) In Mithrasmonumenten (z. B. bei Hyde tab. I. zu p. 113) schwebt ein Adler über einem Blitz, welches hieroglyphenartig dasselbe zu sagen scheint, was unser Bild darstellt, nämlich der Pater ist Herr des Blitzes, und kann ihn also übergeben, nämlich sinnbildlich, z. B. ein fulmen fictile. In derselben Inschrift (sie steht bei Gruter XXVII. 4.) nennt sich derselbe Mann nicht blos Pater und Hieroceryx (oder nach meiner Vermuthung Hierax), sondern auch *Archibucolus* (ἀρχιβούκολος), Erzrinderhirt; welches unser Bild wiederum erläutert, in welchem der priesterliche Mystagog und Vater einen Hirtenstab in seinem Arme liegend hält. Schliefslich bemerke ich: das Einweihen wird auf Inschriften häufig durch *tradere*, übergeben, bezeichnet; und das correlate Empfangen durch *suscipere*.

(Der Beschluſs folgt.)

N°. 44. HEIDELBERGER 1838.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Das Mithrēum bei Heidelberg.

(Beschlufs.)

Noch mufs ich bemerken, dafs die von Herrn J. Spencer Smith in einer Note zu v. Hammers Mithriaques p. 22 unbestimmt angeführte Stelle des Eunapius p. 52 ed. Boisson. steht, und keineswegs die Identität des Eleusinischen Cultus mit dem Mithrasdienste beweist; denn der Sinn ist kein anderer als dieser: ein Mann aus Thespiä, der bereits Pater in den Mithrasweihen war, sey auch Hierophant in den Eleusinien geworden. (s. Wyttenbach daselbst p. 183, vgl. auch Boissonade ebendas. p. 300 sq.) — Solche Cumulationen von Priesterstellen kommen beim Mithrascult öfter vor.

89) Jesai. LXV. 5. Cyrillus advers. Julian. p. 339 sq. Spanh. Meibom ad Hippocrat. Jus jur. V. p. 45. vgl. Fr. Münter's Religion der Karthager S. 93 2te Ausg.

90) S. oben II. mit Anmerk. 42.

91) S. oben II. mit Anmerk. 34.

92) Worte einer Inschrift: Sancto militat igne, bei v. Hammer Mithr. p. 52. Die Worte des Autors gehören Johannes dem Lydier an; s. oben II. mit Anm. 10.

93) Über die bildlichen Vorstellungen dieses Mythus s. Raoul-Rochette Mémoire sur les représentations figurées du personnage d'Atlas Paris 1835, mit einer Bildtafel, und Ed. Gerhard's Archemoros und die Hesperiden, Berlin 1838. Tab. IV. nr. 4 und 5, wo die Himmelsträger zweimal halbknieend vorgestellt sind, wie in unserm Bilde. Über jene Vorstellungen vergl. den Verf. S. 36—41.

94) Buttmann's Mythologus I. S. 225. vergl. Symbolik I. Bd. S. 9 und S. 241 f. 3te Ausg.

95) Über den Mithrasgrad des Heliodromos, wie mehrere Handschriften haben, s. oben II. mit Anm. 45. Jene Vermuthung des Herrn v. Hammer-Purgstall steht in den Mithriaques pag. 52.

96) Der Erdstier und Mithras mit der Sonnenscheibe im Kupferheft bei v. Hammer pl IX. nr. 3 und 5 und letzterer daraus in der Symbolik Taf. V. nr. 13. (Über den Oado

s. oben II. 9 mit Anm. 17.) Auf diese Darstellung des Mithras spielt Derselbe an in Schiller's Album S. 93:

„Keul' und Helm, ich grüfs' euch herrliche Waffen des Mithras" u. s. w.

97) S. oben II. mit Anmerkk. 32—37. Da ich die verschiedenen Stimmen sammeln will, so trage ich hierbei Hrn. Lajard's Deutung mit seinen eignen Worten aus den Nouv. Annales pag. 26 nach: „Quoiqu'il en soit, on peut supposer avec toute raison que dans nos deux tableaux la représentation d'un jeune homme monté sur un taureau est un emblème de la vie humaine, comme le *taureau-homme* dont il vient d'être question. Cela posé, si l'on observe que cette représentation est placée au-dessous de la figure *qui porte par les jambes de derrière un taureau renversé*; si l'on tient compte du mouvement ascendant de cette dernière figure et de la position particulière ou inverse du taureau ainsi porté la tête en bas, on ne repoussera peut-être pas l'idée de considerer ces deux emblêmes comme ayant trait *au cours de la vie, au dogme de la descendente et de l'ascension des âmes et probablement aux deux séries d'épreuves qui dans les mystères de Mithra constituaient l'hypobase et l'anabase.*" — Diese zwei letzten Ausdrücke sind nicht passend. Vom Aufwärtssteigen oder von der Rückkehr der Seele zu ihrem göttlichen Ursprunge sagen die Griechen ἄνοδος, vom Rückfall in die materielle Welt κάθοδος; und in Bezug auf unser Denkmal habe ich keinen Grund, von der angenommenen einfachen Erklärung abzugehen. (Vergl. oben Anm. 7 zu Ende.)

98) Βουκλόπος θεὸς καὶ γενέσεως δεσπότης, Porphyr de antr. Nymph. XVIII. p. 18 und p. 22. Jul. Firmicus p. 18. Commodianus p. 13. Fälschlich legten Casp. Barth und Zoega diese Namen und Gedanken einer Fiction der christlichen Schriftsteller bei. (s. Symbolik I. Bd. S. 281 f. 3te Ausg.)

99) Fr. Münter Relig. der Karthager S. 89 f. 2te Ausg. und v. Hammer Mithriaques p. 165 sq.

100) Bei Ker-Potter und Guigniaut und daraus Symbolik I. Taf. V. nr. 14. 3te Ausg.

101) Zur Erläuterung eines in der gräfl. Erbachischen Sammlung befindlichen griechischen Thongefäfses habe ich diese mythologischen Incunabeln der Agricultur ausführlich erörtert in der Abhandlung: De Vasculo Herculem Bozygem

Digitized by Google

Minoemque exhibente (in den Annali dell' Instituto archeologico di Roma Tom. VII. p. 92—112.). Hercules heifst in dieser seiner zwölf Arbeiten Buzyges (βουζύγης) der Ochsenanspanner, nämlich an den Pflug.

102) Eine Übersicht von Darstellungen des mit dem Stier kämpfenden Hercules gibt Millin in der Galerie mythologique p. 113—117.

103) Hierbei benutzte ich das vom Oberbibliothekar Herrn Hofrath Bähr verfertigte Inventar und mehrere gefällige Mittheilungen des Lyceumsdirectors Herrn Prof. Brummer, und füge in der Kürze einige antiquarische Bemerkungen bei.

104) Bundehesch XXVII. S. 105. Athenäus X. 45 p. 91 Schwgh. vergl. Ctesiae Fragg. p. 232 sq. ed. Baehr.

105) F. C. L. Stieglitz Archäologie der Baukunst I. S. 189 f. — Die Bauart des Neuenheimer Mithreum betreffend bemerke ich noch, mit Bezug auf das oben S. 7 f. (S. 627) Vorgetragene und auf die Tafel I.: Da die beiden Säulen umgestürzt und von ihrer Stelle gerückt gefunden wurden, so wäre auch denkbar, dafs sie mehr gegen die Mitte des Eingangs näher neben einander gestanden, zwischen den Eck-Wandpfeilern der Seitenmauern der Capelle. Alsdann hätte diese zu der Gattung von Tempelchen gehört, die man *in antis* nannte. (Vitruv. III. 1. vergl. Stieglitz II. 1. S. 25 f. und S. 44 mit Kupfertafeln Fig. 2 daselbst und II. 2. S. 26 nr. 38.) — Jedoch haben sich von Eck-Wandpfeilern keine Spuren gezeigt, und es bleibt daher die obige Vorstellung die wahrscheinlichere. — Vergl. über die Bilder der Jahreszeiten am Heddernheimer Denkmal N. Müller a. a. O. S. 107.

106) Wäre als aus dem Felsen Geborner (Mithras) zu ergänzen nach der Statuette aus dem Heddernheimer Mithreum zu Wiesbaden, bei v. Hammer Bilderheft pl. XVI. nr. 3 und 4.

107) Ein Gelübde-Stein dem Juppiter geweiht. Beide Namen, Candidus und Quartus, sind auf Inschriften nicht selten. Die letzte Zeile mufs gelesen werden: Votum solvit *laetus* libens (oder lubens) merito. Das laetus erscheint ausgeschrieben in einer Inschrift bei Orelli Inscriptt. Latinn. Collectio nr. 2101, eine Lesart, die auch durch Stellen der alten Schriftsteller bestätigt wird. (s. C. L. Grotefend in der Darmstädter Zeitschrift für d. Alterthumswissenschaft 1834. S. 677 und 1838. S. 122.)

108) Bei Hyde tab. I. zu pag. 113. So sehen wir auch den Sonnengott auf einem Stiere stehen, auf einer Münze der Faustina bei Lajard Recherches sur le culte de Venus pl. V. nro. 1. Über den Zeus Dolichenus s. oben II. mit Anm. 25. und über Mithras so wie Juppiter Bronton oben II. mit Anmerk. 85. — In einer Inschrift des Museo Nani las Biagi: Deo sancto Jovi optimo maximo aeterno; jetzt liest man Deo Soli Invicto Mithrae Aeterno (bei Orelli nro. 1215.). Dafs Mithras von der gesteigerten Begeisterung zur Würde des höchsten ewigen Gottes erhoben worden, wurde oben bemerkt (s. II. mit Anm. 15.). Nach einer andern Ansicht, die ganz neuerlich Herr Fallmerayer (in den Münchner Gel. Anz. 1838. nr. 72 S. 581.) wieder angeregt hat, wäre dies die ursprüngliche Lehre gewesen, welche die Deutschen aus ihrem oberasiatischen Stammlande mitgebracht und die sie vorzugsweise vor andern Völkern für die Annahme des Christenthums empfänglich gemacht, namentlich auch für das Dogma der Dreieinigkeit des göttlichen Wesens; welches schon in der Mithra-Lehre enthalten gewesen. Dafs Mithras der Dreifache (τριπλάσιος) genannt und in welchem Sinne dies von griechischen Philosophen genommen worden, ist in der Symbolik I. Bd. S. 275 f. 3te Ausg. bemerkt. Jetzt füge ich noch bei, dafs höchst wahrscheinlich schon unter der Römerherrschaft einzelne Christen an den Ufern des Neckars wohnten; vergl. C. J. Hefele Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, besonders in Würtemberg. Tübingen 1837.

109) Jul. Firmicus de errore profanarum religionum cap. V. pag. 16 sq. mit Fr. Münters Note.

110) Auf einem andern Mithrasstein ist ein L. Sextius Karus unterschrieben (v. Hammer Mithriaques p. 104). Die letzten fünf Buchstaben auf unserem Fragmente müssen gelesen werden wie auf Nr. X. (vergl. Anmerk. 107), und bezeugen hier wie dort, dafs der Stifter des Altars sein gethanes Gelübde gebührender Weise freudig und gern ablöse.

111) Die letzten anderthalb Zeilen müssen vielleicht gelesen werden: E oder Ex restituta valetudine pecuniâ (sua) ponendum curavit. Das Ciren. ist Cyrenensis oder Cyrenaicae. Eine Legio Cyrenaica III kommt öfter vor (s. Gruteri Index rei militar. p. XXIX. vergl. Orelli nro. 832 und 3392), aber auch Leg. IV. Cyrenaica. — Leichte Truppen der Ituräer, der

Digitized by Google

14ten und der 22sten Legion beigegeben, kommen auf Inschriften aus Mainz, Worms u. s. w. vor (s. Fr. Münter de rebus Ituraeorum ad Evang. Luc. III.), um hier nur noch an das Eine Beispiel von morgenländischen Truppen in den römischen Armeen zu erinnern.

112) Mit Schlüsseln in den Händen kommen mystische Mithrasbilder vor. Dieser ist aber ein gewöhnlicher Schlüssel zum häuslichen Gebrauch, wie dergleichen in Römerdenkmalen öfter gefunden werden, z. B. bei Dorow Opferstätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein Taf. XIV und bei Emele Beschreib. Röm. Alterthümer Taf. 30.

113) Ausserdem haben sich einige kleine Leuchter von sehr grobem Thone vorgefunden, von denen selbst zweifelhaft seyn kann, ob sie auch den übrigen antiken Geräthen angehören. Übrigens waren Fackeln und Lichter im Mithrascult gebräuchlich. (Wernsdorf zum Himerius Orat. VII. p. 36 sqq.) — Ein vierfach geflügeltes löwenköpfiges Mithrasbild ist im Kreise von Lampen umgeben (bei Montfaucon Diar. Ital. pag. 198.). Dafs das mithrische Stieropfer auf Lampen abgebildet sey, ist schon oben bemerkt worden. — Die folgenden Verse gehören dem Buch des Parsen in Göthe's Divan S. 246 an. — Übrigens werden die Archäologen entschuldigen, wenn weder in diesen Steinschriften, noch in den Aufschriften auf den Fictilien die eigene Form mancher Charaktere, oder die Zusammenziehung zweier Buchstaben in Einen (wie denn z. B. hier sowohl, wie auf Ladenburger Römergefäfsen das D zuweilen dem griechischen Θ ganz ähnlich erscheint) aus Mangel an Typen mit diplomatischer Genauigkeit hat dargestellt werden können.

114) S. Rasche Tom. II. P. 1. p. 1138. vergl. Eckhel D. N. Vol. VII. p. 59. Die Fortuna redux oder die zurückführende Fortuna kommt mehrmals auf Kaisermünzen in den Rheinlanden vor; z. B. bei Dorow in den Röm. Alterthümern in und um Neuwied p. 150 ff.

115) S. Rasche II. 1. pag. 920 und Supplem. I. p. 1747. Auf einer wohlerhaltenen Groserzmünze des Kaisers Claudius in einer Heidelberger Sammlung erscheint die Ceres noch deutlicher eben so sitzend und mit denselben Attributen; nur dafs die Fackel in ihrem rechten Arme liegt; vor ihr, wie auf dem Denar, die Beischrift: *Ceres.*

Fr. Creuzer.

Geschichte von Böhmen. Gröfstentheils nach Urkunden und Handschriften. Von Franz Palacky. Erster Band. Die Urgeschichte und die Zeit der Herzoge in Böhmen bis zum Jahre 1197. Prag, in Commission bei Kronberger und Weber. 1836. *XV u.* 495 *S.* 8.

Kein slawisches Volk steht in so enger Berührung mit der deutschen Geschichte als die Böhmen; dennoch haben sie nicht nur ihre Nationalität bewahrt, sondern auch, von ihrem frühesten Auftreten in der Geschichte bis auf den heutigen Tag, unverändert immer dieselben Wohnsitze behauptet. Böhmen ist nicht arm an Geschichtschreibern: es hat deren sehr vorzügliche. Unter den neuern zeichneten sich besonders die gelehrten Forscher Gelas. Dobner und Jos. Dobrowsky aus. Jedoch sichteten sie nur den historischen Stoff und lieferten wichtige Beiträge und Vorarbeiten zu einer gründlichen Geschichte ihres Vaterlandes. Pelzel, ihr Zeitgenosse, ein eifriger böhmischer Geschichtsforscher, versuchte zuerst eine vollständige kritische Geschichte Böhmens in einem mäfsigen Umfange zu liefern. Obwohl dieselbe nicht ganz ihre Aufgabe gelöst hat, auch in der Darstellung keineswegs musterhaft genannt werden kann; so wurde sie doch bisher immer noch als die beste böhmische Geschichte betrachtet und sie verdiente sowohl dem breiten, bändereichen Werke Pubitschka's, wie auch der gedrängten, für das gröfsere Publicum geschriebenen Geschichte Woltmann's vorgezogen zu werden. Dem Mangel an einer gut abgefafsten böhmischen Geschichte, die zugleich das Resultat gründlicher Forschungen in den gedruckten und handschriftlichen Quellen enthielt, abzuhelfen, beschlossen die böhmischen Stände im Jahre 1831, eine Geschichte ihres Vaterlandes von der ältesten bis zur neuesten Zeit in vier bis fünf Bänden auf ihre Kosten herauszugeben, und übertrugen die Bearbeitung derselben dem Herrn Franz Palacky, der schon durch seine gekrönte Preisschrift „Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber. Prag 1830." und andere historische Abhandlungen zu dieser Wahl sich empfohlen hatte. Der vorliegende erste Band der Geschichte von Böhmen giebt einen Beweis, dafs Herr Palacky ganz den Erwartungen, welche man von seinen Studien, seiner Gelehrsamkeit, seiner historischen Kritik hegte, entsprochen hat. Böhmen erhält durch das Palacky'sche Werk eine Landesgeschichte, die den besten anderer europäischer Länder an die Seite gesetzt werden darf.

Digitized by Google

Für den ersten Band konnten noch nicht viele handschriftliche Quellen benutzt werden, da die urkundlichen Nachrichten erst nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts in gröfserer Zahl vorkommen. Aber für die folgenden Bände versprechen sie desto reichhaltiger zu werden, da der Verfasser zur Sammlung eines Diplomatars der ältesten Zeiten bis zum Erlöschen des Hauses der Przemysliden alle böhmischen Archive und Bibliotheken besucht, von Mähren viele Beiträge erhalten und auch vom Auslande nicht unbedeutendes empfangen hat.

Von den drei Büchern, in welche der erste Band eingetheilt ist, umfafst das erste die Urgeschichte Böhmens vor der Einwanderung der Tschechen. Es werden hier vorzüglich die Völkerschaften der Bojer und Marcomannen besprochen, welche im heutigen Böhmen ihre Wohnsitze in den alten Zeiten aufgeschlagen hatten. Erst im zweiten Buche wird von der Einwanderung der Tschechen und ihren Schicksalen bis gegen das Ende des neunten Jahrhunderts gehandelt. Als Zeitpunkt der Einwanderung, der durch keine alte Angabe festgestellt ist, aber von den verschiedenen Schriftstellern ganz abweichend (von 278 bis 644 nach Chr.) angegeben wird, bestimmt der Verf. das Jahr 451, in welchem Attila nach Westen gegen die Römer und die mit denselben verbündeten Germanen zog. Herrn Palacky's Gründe zu dieser Annahme lauten S. 67 folgendermafsen: „Bei dem so völligen Mangel an bestimmten Nachrichten erlangen selbst einige Länder- und Völkernamen, welche der böhmische Sprachgebrauch bewahrt hat, ein nicht unbedeutendes historisches Gewicht. Noch immer nennt der Böhme Schlesien das Land der Silinger (Silezi, Slezi); Östreich das der Rakaten (Rakausi); und das Riesengebirge heifst ihm noch heutzutage das Gebiet der Korkontier (Krkonosche). So erhielt er, ohne es selbst zu wissen, das Andenken an drei Völker, welche diese Gebiete schon im zweiten Jahrhunderte nach Chr. Geb. bewohnten (nach dem Geographen Ptolemäus). Gewifs hat er diese Namen weder von fremden Völkern, die sich ihrer nicht bedienen, entlehnt, noch auch in späterer Zeit aus der gelehrten Rüstkammer hervorgeholt, sondern schon aus dem ursprünglichen Sachbestande selbst geschöpft. Folglich war er diesen Gegenden schon zu jener Zeit nahe gerückt, wo dieser Sachbestand noch dauerte, wo Silinger, Korkontier und Rakaten dieselben noch im Besitz

Digitized by Google

hatten.“ Da die Silinger bekanntlich schon im Anfange des fünften Jahrhunderts die Odergegenden verliefsen, die beiden andern Völker aber nach dem zweiten Jahrhundert nicht mehr erwähnt werden, so müfsten die Böhmen nach des Verfs. Beweisführung schon am Schlusse des vierten Jahrhunderts östliche Nachbaren der genannten Völker gewesen seyn, und erst mit Attila's Zug, den Hr. Palacky mit andern neuern Geschichtschreibern durch Böhmen gehen läfst, meint der Vf., seyen die Marcomannen gänzlich aus dem Lande herausgeführt worden und hätten den slawischen Einwanderern Platz gemacht. Gegen die Ansichten von Dobner und Dobrowsky, über die Abstammung des Namens „Tschech“ erklärt sich der Vrf. für die Nachricht von Dalimil's Reimchronik, wornach der slawische Kriegsfürst Tschech aus dem Lande Chrowatien, nördlich von den Karpathen, herkommend, in Böhmen einzog. Anfangs habe nur Tschechs Gefolge den Namen Tschechen geführt, hernach hätten auch die übrigen eingewanderten slawischen Stämme denselben angenommen. Allen Beifall verdient, was in dieser Beziehung von den Worten des Cosmas Pragensis gesagt wird: Quia tu, o pater, diceris *Bohemus*, dicatur et terra *Bohemia*; dafs hier Bohemus als gleichbedeutend mit Tschech zu nehmen sey.

Dafs die Böhmen eine Zeit lang unter awarische Herrschaft kamen, findet der Vf. nicht nur höchst wahrscheinlich, sondern auch keinem Zweifel unterworfen. Über den Befreier von diesem fremden Joch, den Franken Samo, handelt Hr. Palacky von S. 76—81. Wir können aber seinen Ansichten über diesen schon vielfach besprochenen Fürsten nicht beistimmen. Indem er, wie schon Pelzel versucht hat, die einander widersprechenden Berichte des fränkischen Chronisten Fredegar und des bayerischen Anonymmus in der Conversio Carantanorum aus dem J. 873 zu vereinigen strebt, macht er den Franken Samo zu einen slawischen Wilten aus den Niederlanden, läfst ihn nicht nur über Böhmen und die benachbarten Länder, sondern auch über Kärnthen herrschen; läfst ihn nicht nur mit den Franken, sondern auch mit den Longobarden Krieg führen. Wir glauben mit Blumberger (in den Wiener Jahrbüchern der Literatur Bd. LXXX.), dafs der Samo bei Fredegar ein ganz anderer ist, als der bei dem bayerischen Anonymus; dafs jener in Böhmen um die Zeit des Königs Dagobert, also im siebenten Jahrhundert, der

Digitized by Google

letztere aber in Kärnthen zweihundert Jahre später geherrscht habe. Die Gleichheit der Namen allein hat den Irrthum veranlafst; aber schon die Widersprüche in den einzelnen Angaben konnten darauf hinweisen, dafs von zwei ganz verschiedenen Personen die Rede ist. Übrigens gehört der Franke Samo an der Spitze eines mächtigen slawischen Reiches, dessen Kern Böhmen bildete, auf jeden Fall der böhmischen Geschichte an, und treffend sagt der Verf. S. 81: „Dieses Reich ist eine von denjenigen Erscheinungen in der Geschichte, welche wie ein glänzendes Meteor sich unbemerkt und unverhofft bilden, um nach kurzem Daseyn wieder zu verschwinden."

Die grofse Lücke in der böhmischen Geschichte nach Samo (von der Mitte des 7. Jahrhunderts bis auf die Zeit der ersten Karolinger), welche durch den gänzlichen Mangel an historischen Quellen für diese Zeitperiode entsteht, wird zum Theil von einem Sagenkreise ausgefüllt, der ohne Zeitangabe Jahrhunderte lang an die Spitze aller böhmischen Geschichten gestellt wurde. Hr. Palacky nennt diese Zeitperiode passend die böhmische Mythengeschichte, und bezeichnet sie als karge Erinnerungen des Volkes aus der Vorzeit, geknüpft an einzelne Namen, deren historischer Grund wohl unverkennbar sey; doch sey deren Thatengewebe mit um so mehr Umsicht und Wahl in die Geschichte aufzunehmen, je öfter es im Verlauf der Zeiten seine Zeichnung geändert und je thätiger sich die Phantasie des böhmischen Volkes erwiesen habe, es fast mit jedem neuen Jahrhundert mit neuen Fabelgestalten auszuschmücken. Nur der bei der ältesten Aufzeichnung vorhandene Stand der Sage dürfe daher hier in Betracht gezogen werden, wie bei dem erst im J. 1818 bekannt gemachten Gedicht von der Libussa aus dem Ende des 9. Jahrhunderts, dem ältesten Denkmal der böhmischen Sprache und Literatur (dessen Ächtheit jedoch bestritten wird) und bei dem im Anfang des 12. Jahrhunderts lebenden Cosmas von Prag. Dalimil in seiner Reimchronik und seine Nachfolger im 14. Jahrh. haben die Sagen schon bedeutend ausgeschmückt und verändert. Dagegen Hayeck und die spätern im 16. und 17. Jahrhundert Lebenden machten die Sagen als Geschichten geltend, brachten sie in eine künstliche Folge und in Zusammenhang, füllten willkührlich die Lücken aus und erdichteten aus angeblich alten Chronisten

Namen und Zeitangaben. In diesen Sagenkreis hat der Vf. aufgenommen; den Richter Krok auf seiner Burg Wyschegrad, welchen er für einen Nachkommen Samo's hält und dessen Lebenszeit er gegen das Ende des 7. Jahrhunderts setzt; sodann Krok's drei Töchter, darunter die berühmte Libussa und ihren Gemahl Przmysl, den Ahnherrn der böhmischen Herzoge und Könige. Wenn aber der Vf. S. 86 vermuthet, dafs die Kenntnisse der Töchter Krok's, welche in Böhmen ungewöhnlich und daher vom Auslande eingebracht wären, von den Wilten in den Niederlanden hergerührt haben mögen; so gründet er diese gewifs nicht richtige Vermuthung auf die falsche Annahme, dafs Samo von diesem Volke abgestammt und sein Geschlecht, d. i. Krok's Familie, noch immer eine Verbindung mit demselben unterhalten habe.

In Betreff des Krieges der Mädchen unter der Anführung der tapfern und listigen Wlasta gegen die Männer und die Zerstörung der Mädchenburg (Djewin) durch letztere, äussert sich der Verf. S. 89 wie folgt: „Hat die Sage einen historischen Grund, so dürfte man diesen wohl nur in einer isolirten Empörung der Wlasta und ihrer Anhänger gegen den Herzog Przemysl, keineswegs aber in einem durch widernatürliche Triebe veranlafsten Aufstande des einen Geschlechts gegen das andere suchen. Wahrscheinlicher jedoch hat schon der blofse Name und Gedanke einer „zerstörten Mädchenburg“ der erfinderischen Phantasie unseres Volkes den ersten Stoff zu einer Sage geliefert, welche — die viel spätern (Chronisten) mit einer Menge breiter Details auszuschmücken beflissen waren.“

In dem folgenden Abschnitte, in welchem von den Böhmen zur Zeit der ersten Karolinger gehandelt wird, sucht Hr. Palacky zu widerlegen (S. 103 ff.), dafs Böhmen Karl dem Grofsen und dessen Sohne Ludwig dem Frommen zinsbar gewesen. Ref. findet diese Widerlegung nicht gelungen, am wenigsten aber möchte die Auslegung von der Stelle in der Charta divisionis Imperii vom J. 817: Item Hludowicus volumus ut habeat Bojoariam et Carentanos et Beheimos etc. zulässig seyn, dafs Ludwig Bayern als Königreich erhielt und zugleich die benachbarten Länder, welche dem Reiche zinsbar waren, oder zur Zinsbarkeit gebracht werden sollten.

Digitized by Google

In den beiden nächsten Capiteln wird vorzüglich die mährische Geschichte im neunten Jahrhunderte gegeben; es wird die Erhebung Mährens unter Swatopluk, die Verbreitung des Christenthums durch die beiden Apostel Cyrill und Methodius, die Taufe des böhmischen Herzogs Boriwoy und seiner Gemahlin Ludmila, der Krieg mit Kaiser Arnulf und der erste Einbruch der Magyaren in Mähren erzählt.

Das Schlufs-Capitel des zweiten Buches ist Böhmens Volksleben im Heidenthume gewidmet. Bei den eigenthümlichen Schwierigkeiten der Darstellung dieses Gegenstandes ist dem Vf. ganz besonderer Dank dafür zu sagen, dafs er sich einer solchen mühevollen Arbeit unterzogen hat, er hatte sich weniger Vorarbeiten bei diesem Capitel zu erfreuen. Die slawischen Alterthümer sind bis jetzt noch wenig untersucht und bei den böhmischen kommt noch die besondere Schwierigkeit hinzu, dafs genau unterschieden werden mufs, was allgemein slawisch, was deutsch, was böhmisch, d. i. aus slawisch und deutsch gemischt ist. Ausserdem sind die Quellen über die inneren Zustände äusserst dürftig, so dafs der Forscher oft nur auf Winke beschränkt ist. Daher konnte auch, was über die Staatsverfassung, die herzogliche Gewalt, die Kmeten, die Ständeunterschiede, die Zupanei-Verfassung, die Städte und Burgen, Landtage, Religion, das Gerichts- und Kriegswesen gesagt ist, zum Theil nur nach Muthmafsungen und Schlüssen aus den innern Zuständen anderer slawischen Völker ermittelt werden. Schade ist es, dafs der Verf. nicht auch dem dritten Buche ein ähnliches Capitel über die innern Zustände Böhmens in der folgenden Periode, wo schon ein ausgeführteres, wenn auch nicht vollständiges Bild gegeben werden konnte, angehängt hat; er hat es vorgezogen, dasselbe erst im folgenden Bande zu liefern.

Der wichtigste Theil des ersten Bandes, welcher auch zugleich für die deutsche Geschichte ganz besonderes Interesse hat, ist das dritte Buch, welches Böhmen als Herzogthum unter dem Einflusse Deutschlands vom Jahre 895—1197 behandelt. Es würde zu weit führen, sollte Alles hier in der Anzeige besprochen werden, was Hr. Palacky nicht nur zur Erläuterung und Aufklärung der oft sehr dunkeln und verwirrten Verhältnisse Deutschlands zu Böhmen geleistet, sondern auch zur Begründung mancher ganz neuen Ansichten

Digitized by Google

aufgestellt hat. Doch sollen einige Punkte, die besondere Beachtung verdienen, hier noch angedeutet werden.

Die vier ersten Capitel des dritten Buches geben die böhmische Geschichte zur Zeit der sächsischen Könige und Kaiser und behandeln zugleich die vollständige Christianisirung des Landes von den Glaubensmartyrern der Herzogin Ludmila und dem Herzog Wenzel I. an bis auf die Schicksale des zweiten Prager Bischofs, des Adalbert des Heiligen, und die Errichtung der ersten Klöster im Lande. Besonders einfach und anziehend ist das Leben des heiligen Wenzel erzählt. Doch scheint uns nicht genug herausgehoben, dafs dessen Ermordung und die Erhebung seines Bruders Boleslaw I. durch eine Reaction gegen das neu eingeführte Christenthum hervorgerufen ward. Die beiden mächtigsten Herzoge dieser Periode, welche von den deutschen Chronisten gewöhnlich Könige genannt werden, waren Boleslaw I. der Grausame und sein Sohn Boleslaw II. der Fromme, welche Böhmen zu einem so grofsen ansehnlichen Reich erhoben, wie es nachher nie mehr unter den Przemysliden gewesen ist. Obwohl der Verf. S. 215 den Quellen gemäfs einräumt, dafs Boleslaw I. im J. 950 sich zur Zahlung des alten von Heinrich dem Vogelsteller dem Lande auferlegten Tributes an König Otto I. verpflichtete; so stellt er doch in Abrede, dafs der böhmische Herzog bei dieser Gelegenheit dem deutschen Könige gehuldigt habe, demnach dessen Vasall wie die übrigen deutschen Herzoge geworden sey. Hr. Palacky meint, diesem Vasallenthum widerspreche schon die Tributpflichtigkeit; denn die Herzoge von Bayern, Sachsen, Schwaben etc. hätten keinen Tribut bezahlt. Das Vasallenthum schliefse die Zinspflichtigkeit und umgekehrt diese jenes aus; Boleslaw habe sich daher nicht zur Heeresfolge verpflichtet. Dieser Ansicht des Vfs läfst sich mehreres entgegensetzen. In den nächstfolgenden Jahren schickt der böhmische Herzog dem deutschen König tausend Reiter zum Krieg gegen die Ungarn; und wenn er auch selbst nicht diese befehligt haben sollte, so beweist dieses doch nichts gegen seine Verpflichtung der Heeresfolge, da er sein Land mit dem Hauptheere gegen die Einbrüche der Magyaren zu derselben Zeit zu sichern hatte. Auch schlofs Vasallenthum nicht unbedingt Zinspflichtigkeit aus; so mufste der Landgraf von Thüringen dem römischen Könige einen Tribut entrichten,

Digitized by Google

welchen erst Heinrich II. erliefs. Dithmari Chronicon: In Thuringia Rex a comite Willehelmo collaudatur in dominum et ab omni populo rogatus debitum his porcorum remisit censum. Übrigens liegt schon in den Worten Wittekind's: tantae majestati subjici, mehr ein Vasallenthum als ein blofses Tribut geben. Mehr aber noch sagt die Stelle bei Ditmar. Merseburg. ed. Wagner p. 126, wo von Heinrich II. im Jahr 1003 die Rede ist: Rex — nuntios ad Bolizlaum misit, mandans ei, si terram nuper a se occupatam de sua gratia *ut jus antiquum poscit* retinere, sibique in omnibus fideliter vellet servire, se ejus voluntati in his assentire etc. Dafs aber dieses Vasallenthum unter Kaiser Heinrich II. vollständig erneuert ward, erleidet keinen Zweifel. Herr Palacky giebt wohl zu, dafs Böhmen unter den beiden herzoglichen Brüdern Jaromir und Ulrich, welche Heinrich II. gegen ihre Feinde und die Polen in ihrer Herrschaft schützte, ganz von dem deutschen Könige abhängig war, jedoch das Vasallenthum der böhmischen Herzoge gibt er nicht ausdrücklich an, obwohl es doch unzweifelhaft damals bestand. Denn der Kaiser gab nur dem seine Hülfe und seinen Beistand, der ihm die Huldigung leistete. Den vollständigsten Beweis aber, in welchem Verhältnisse der böhmische Herzog zum deutschen Reiche stand, gibt der Antheil Ulrich's, welchen derselbe mit den andern deutschen Herzogen an der Wahl des fränkischen Konrad zum deutschen König hatte. Dieses räumt der Verf. auch S. 268 ein, gewissermafsen im Widerspruche mit seiner früheren Behauptung: „Mit Heinrich II. schlofs die Reihe der deutschen Kaiser aus dem sächsischen Hause, welche Böhmen tributpflichtig und von sich abhängig gemacht hatten. Da nach der von unseren Herzogen seit 1002 angenommenen Politik Ulrich den übrigen deutschen Fürsten in Allem beinahe gleich geachtet wurde, so nahm er auch an der Wahl des Nachfolgers im Reiche — Theil.“

Die nächstfolgenden drei Capitel, welche vorzüglich über Böhmens Wiederherstellung unter dem Herzoge Brzetislaw I. und über die Regierung von dessen Bruder Wratislaw II., den Kaiser Heinrich IV. zum König krönte, handeln, sind weniger deshalb auszuzeichnen, weil sie die zwischen Deutschland und Böhmen stattgefundenen Berührungen und Verhältnisse ausführlich besprechen und beleuchten (Stenzel in der Geschichte der fränkischen Kaiser hat sie schon gut nach-

Digitized by Google

gewiesen), als vielmehr aus dem Grunde, weil sie die innere Geschichte Böhmens in dem elften und Anfang des zwölften Jahrhunderts in ein sehr klares Licht stellen. Besonders schwierig war es, die Thronstreitigkeiten darzustellen, welche sich nach König Wratislaw II. erhoben unter dessen Söhnen und Neffen. Zwar hatte schon Brzetislaw I. im J. 1054 das pragmatische Gesetz gegeben, dafs Böhmen fortan ungetheilt bleibe und stets nur Einem Herzoge gehorche; dafs unter seinen Söhnen und deren Nachkommen jedesmal der Älteste an Jahren auf dem Throne nachfolge; dafs die übrigen Prinzen des Hauses von dem Grofsherzoge (*Dux principalis*) mit Antheilen in Mähren bedacht werden, ihm dagegen als ihrem Herrn jedesmal gehorsam seyn und nichts von ihren Besitzungen ohne seine Einwilligung veräusseru sollen (S. 290). Allein schon im J. 1096 brach Brzetislaw II. das pragmatische Gesetz über die Seniorat-Erbfolge und liefs sich die Änderung, die er damit zu Gunsten seines Bruders Boriwoy vornahm, durch Kaiser Heinrich IV. bestätigen. Obwohl Boriwoy dadurch nach Bretislaw's II. Ermordung zur Regierung gelangte, so war dieser willkührliche Eingriff in das böhmische Erbfolgegesetz doch die Ursache von allen folgenden blutigen Bürgerkriegen. Treffend sagt darüber der Verf. S. 348: „Der böhmische Thron, dem man einmal die feste Grundlage des Rechts und des Gesetzes entzogen hatte, schwankte ein Menschenalter hindurch unsicher hin und her, und erschütterte das ganze Staatsgebäude, bei dessen Zuckungen fortan Tausende ihr Leben einbüfsten, und des Volkes Macht und Blüthe dem äussersten Verderben Preis gegeben wurde."

Die Schlufs-Capitel des dritten Buches, welche die Regierungen Sobieslaw's I., Wladislaw's II., und die neuen Thronstreitigkeiten der Przemysliden nach des Letztern Resignation bis zur Regierung Wladislaw's III. darstellen, bieten für die deutsche Geschichte ganz besonders viel Beachtenswerthes dar. Doch kann hier nicht weiter in's Einzelne eingegangen werden; es wird genügen, darauf hingewiesen zu haben.

Über das ganze Buch läfst sich nur ein höchst vortheilhaftes Urtheil abgeben. Der Verf. hat die Geschichte seines Vaterlandes, so weit er sie in diesem ersten Bande geliefert, mit gründlicher Kenntnifs der Quellen, durchgängigem Fleifs,

kritischer Sorgfalt behandelt. Seine Darstellung ist einfach und klar, aber lebendig und gehalten. Sie zeugt von seiner warmen Theilnahme an den Schicksalen seines Vaterlandes, ohne dafs jedoch dieselbe ihn verleitet hat, dafs er in seinem Urtheil befangen und parteiisch wurde. Möge der Verf. in gleicher Weise die Geschichte Böhmens weiter führen: es kann ihm dann bei den Geschichtsforschern wie bei den Geschichtsfreunden gewifs nicht an Beifall fehlen.

Schlüfslich mufs noch bemerkt werden, dafs das Werk in typographischer Hinsicht würdig ausgestattet ist. Druck und Papier sind schön.

Aschbach.

Die Mercurialkrankheit in allen ihren Formen, geschichtlich, pathologisch; diagnostisch und therapeutisch dargestellt von G. L. Dieterich, der gesammten Heilkunde Dr., Arzte in München u. s. w. Leipzig, bei O. Wigand. 1837. *VIII u.* 422 *S.* 8.

Trotz den gediegenen Schriften eines J. Hunter und des edeln Joh. Ad. Schmidt hatten die Ansichten über die Unfehlbarkeit und Unentbehrlichkeit der Verquickungskuren bei der Lustseuche in dem Gehirne der Ärzte sich so zu sagen incrustirt, so dafs jeder, dem Scrupel darüber aufstiegen, für einen halben Narren wenigstens gehalten wurde. Man übertraf sich in der Auffindung neuer Quecksilberkuren, die nicht selten so heroischer Natur waren, dafs sie vielmehr den Organismus, als den in diesem wurzelnden Afterorganismus, die Krankheit, deracinirten. Endlich brach der Tag herein, man wagte, vor allem in schottischen Hospitälern, auch ohne Götterboten den Folgen der Venus vulgivaga entgegenzutreten, und staunte über die schnellern und sichern Erfolge. Handschuh, gegenwärtig in München, war der Erste in Deutschland, welcher in dem unter seiner Leitung stehenden Militär-Krankenhause schon im J. 1821 ohne Quecksilber syphilitische Formen behandelte und heilte, und mit seinen Beobachtungen erst ein Decennium später hervortretend, wenigstens den Vorwurf: in rebus medicis rationes experientia destitutae nil juvant, von sich abweisen konnte.

Schon aus dem eben Gesagten erhellt zur Genüge, dafs eine Darstellung des Mifsbrauchs des Quecksilbers in seinen Folgen als ein wahrhaftes Bedürfnifs erscheinen mufs. Von

Digitized by Google

dieser Überzeugung erfüllt übernahm es der Vf., eine Monographie über diesen Gegenstand zu liefern, von der wir nur sagen können, dafs sie dem Autor in jeglicher Beziehung Ehre macht. Es wird hier also ein Krankheitsprocefs näher geprüft und dargestellt, der bisher theils verkannt, theils auch von den Ärzten mifsachtet zum Ruin manches blütenreichen Lebens wesentlich mitgewirkt hat, und vom Verf. durch ein mehrjähriges Studium im Buche der Natur, am Krankenbette erkannt ward.

Das Buch beginnt mit der Angabe der Literatur und einer Geschichte der Anwendung des Quecksilbers und der Mercurialkrankheit, welcher man es anmerkt, dafs sie nicht andern nachgeschrieben, sondern aus den Quellen bearbeitet ist. Diese Geschichte des Quecksilbers zeigt zur Genüge, dafs der Zufall es in die Medicin einführte, dafs auf arge Weise die Extreme bei seinem Gebrauche ihr frivoles Spiel trieben und dafs erst spät auf langen Irrwegen der Mensch zur Erkenntnifs des Wahren im Leben, wie in der Arzneiwissenschaft, gelangt.

Der folgende Abschnitt betrifft die Nosologie der Mercurialkrankheit, wobei er zunächst die Wirkungsweise des Mercurs auf organische Körper betrachtet, um hieraus die Entstehungsart der Mercurialkrankheit nachzuweisen. Dies führt ihn auf Beantwortung der Frage, wie überhaupt Arzneimittel wirken, was nach D. dadurch geschieht, dafs sie dem Organismus ihre Individualität aufzudringen suchen, sobald sie mit ihm in Berührung kommen, wodurch in ihm alle seine Gegenkräfte angefacht werden. Sie wirken daher gleichsam durch Zeugung oder die Tendenz der Bildung des Gleichwesentlichen. Die Wirkung des Quecksilbers bezeichnet er als das organische Leben ertödtend, die um so reiner und energischer hervortritt, je näher das in den Organismus gelangte Quecksilber dem Metallzustande ist. Alle Thatsachen sprechen dafür, dafs es, wie alle andere Arzneimittel, ins Blut übergeht, mit diesem durch den Sauerstoff in eine Verbindung trete, durch die Se- und Excretionsorgane wieder ausgeschieden werde, und endlich unter gewissen Umständen im menschlishen Körper regulinisch zurückbleibe.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 45. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Dieterich: Die Mercurialkrankheit in allen ihren Formen.

(Beschluſs.)

Die Mercurialkrankheit betrachtet er als einen eigenthümlichen Krankheitsprocefs, der so gut wie der rheumatische und gichtische seine bestimmten Erscheinungen und seine biologischen Formen habe. Die Lebensthätigkeiten des Körpers seyen auf eine specifische Weise verändert, wie bei einer andern Krankheitsfamilie, das normale electrische Verhalten des Organismus umgestimmt, das animale Leben auf eine tiefere Stufe herabgesunken, dem vegetativen genähert, das Blut im Beginne der Auflösung und die Ernährung, ebenfalls durch die alienirte Ganglienthätigkeit herabgestimmt, müsse auch auf einen niedern Typus zurückgehen. Sie gehöre daher in die Klasse der Dyscrasien, von welchen sie eins der wichtigsten Glieder abgebe. Über das Fieber, das zuweilen zur Mercurialkrankheit sich gesellt, über ihre Verbreitung, Combination mit andern Krankheiten, namentlich mit Syphilis, Gicht, Scrophulosis, Rheumatismus, Scorbut, Entzündung, Rothlauf, Catarrh, über ihre Aetiologie, geographische Verbreitung, Verlauf, Ausgänge, Prognose, hätte er nach der Wichtigkeit des Gegenstandes vielleicht noch mehr sagen können, obgleich das Mitgetheilte des Beifalls werth erscheint. Sehr ausführlich handelt er von der Behandlung, als Prophylacticon die Sarsaparille empfehlend. Was er über die Indicationes causalis et morbi sagt, ist durchdacht, die aufgestellten Grundsätze erscheinen wahrhaft rationell, aber die gewählten einzelnen Mittel möchten nicht unbedingt den Probirstein der Erfahrung aushalten, was wir namentlich vom Lactucarium, das er in grofsen Gaben vorschlägt, auszusprechen keinen Anstand nehmen. Zweifel erregt in uns auch das dem salzsauern Golde gespendete Lob. Mehr, als auf das nicht minder gepriesene Eisen und die Electricität, möchten wir auf den Gebrauch gewisser Mineralwasser vertrauen, die bei Combinationen, besonders mit der Scrophulosis und der Gicht, gewifs mehr, als alle Apotheken der Welt, zu

leisten vermögen. Ganz unerwähnt läfst der Vf. diese auch nicht, doch legt er zu viel Vorliebe für die seines bayerschen Vaterlandes an den Tag, das indessen im Vergleich zu Würtemberg, Baden, der Schweiz, Nassau, Schlesien und Böhmen, im Ganzen nur ärmlich damit ausgestattet ist.

Nach diesem allgemeinen Theile geht der Verf. zu dem speciellen über und handelt hier von den acuten und den chronischen Formen der Mercurialkrankheit. Zu den ersten rechnet er das Mercurialfieber, ein erethisches und ein adynamisches unterscheidend, über beide Formen aber kurz hinweggehend, den mercuriellen Speichelflufs, gegen diesen besonders das Jod und das Creosot (??) empfehlend, den mercuriellen Bauchspeichelflufs, den D. nie selbst beobachtet und nur nach den Beschreibungen Anderer kennt, den mercuriellen Urinflufs, den der Verf. nie selbst zu sehen Gelegenheit hatte (Ref. sah ihn einmal in der Berliner Charité als Folge der Rust-Louvrier'schen Schmierkur, und Neumann scheint ihn öfters beobachtet zu haben), die mercurielle Schweifssucht, welche der Vf. einmal nach der Weinhold'schen Cur wahrnahm, das *Eczema mercuriale*, von welchem er zwei Formen unterscheidet, ein symptomatisches und ein critisches, deren erstes auf einer bestimmten Idiosyncrasie beruhe und ohne gänzliches Aussetzen des äusserlichen Gebrauchs der grauen Salbe, nach welcher es nur hervortrete, nie heile; wogegen das andere statt des Speichelflusses auftrete und wahrhaft critisch sey; daher man bei diesem dieselbe lange Dauer, wie beim Ptyalismus, wahrnehme. Noch rechnet D. hieher das Mercurialfriesel, an welchem er drei Individuen sterben sah, und die Sublimatvergiftung.

Als chronische Formen der Krankheit bezeichnet er die Congestionszustände irgend eines Organs, welche er Symphoresen nennt, während Andere sie als Entzündungen ansehen, daher sie mit mehr Recht eine Stelle unter den acuten Formen verdient hätten. Wiewohl er sie im Allgemeinen als Congestionen ansieht, so räumt er doch ein, dafs sie sich auch zu Entzündungen, namentlich unter der Mitwirkung rheumatischer und gichtischer Leiden, steigern können. Als besondere Formen bezeichnet er die Symphorese der Conjunctiva, der Iris, welche letzte meist mit einem rheumatischen, gichtischen oder syphilitischen Leiden dieser Membran complicirt angetroffen werde, ferner der Retina, des Rachens, der Knochenhaut, und Ref. möchte noch beifügen der Mundwinkel, welche Dzondi beschrieben, obwohl er diese letzte Form mehr als ein Zeichen noch vorhandener Lustseuche ansieht.

Als eine zweite Species der chronischen Mercurialkrankheit stellt er die Hypertrophien auf, welche er als eine Unterabtheilung der eben erwähnten Congestionszustände ansieht,

da, wenn ein Organ in übermäfsige Ernährung versetzt werden solle, wodurch Anschwellungen entstehen, es nothwendig sey, dafs das Blut stärker einströme und Stagnationen mache, wodurch neue Gefäfsbildung nöthig würde. Obgleich diese Hypertrophien bisher wenig beachtet seien, so kämen sie in allen Zonen meist mit scirrhösen, scrophulösen und erysipelatöser Complication vor, was besonders von den der Ohrspeichel-, Leisten-, Hals- und Mesenterialdrüsen, der Sehnen und serösen Häute gelte, die überall vorkommen sollen, während die der Leber, Milz und Bauchspeicheldrüse mehr an die südliche Hemisphäre gebunden seyen; ihr Verlauf erscheine gewöhnlich sehr chronisch, ihre Heilung schwierig, der Gebrauch der Säuren nicht anwendbar. Aber wenn diese Anschwellungen in der Regel nur (wohl immer! Ref.) mit gichtischen, scrophulösen etc. Combinationen auftreten, so scheint das Quecksilber hier doch nur eine Nebenrolle zu spielen, nicht die eigentliche Ursache, sondern höchstens nur ein ursächliches Moment zu seyn, das allerdings nicht unbeachtet bleiben, aber auch nicht über die scrophulöse etc. Dyscrasie gestellt werden darf. Ausser den schon genannten Anschwellungen der einzelnen Drüsen werden hier auch mercuriale Überbeine und Feigwarzen vom Vf. besprochen.

Als die dritte chronische Form nennt er mercuriale Hautausschläge, und unterscheidet die mercuriale Flechte der Vorhaut, die mercuriale Krätze und die mercuriale Geschwürflechte; als die vierte Helcosen, welche, wie die dritte Form, oft vorkommt und für syphilitische Übel gehalten werden. Sie können sich aus bestehenden syphilitischen dadurch herausbilden, dafs diese durch den örtlichen und innerlichen Gebrauch des Quecksilbers in mercurielle umgewandelt werden, in welchem Falle sie gemischter Natur und nicht leicht zu diagnosticiren sind. Die einfachen reinen Mercurialgeschwüre stehen dagegen auf der unversehrten Schleimhaut und sind leicht zu erkennen, wenn sie auf den Schleimhäuten haften, was nicht der Fall ist, wenn sie in der fibrösen Haut der Knochen sitzen. Dieser Abschnitt ist sehr gelungen abgehandelt, und verdient besonders beachtet zu werden.

Als fünfte Species stellt D. mercuriale Nevrosen hin, und unterscheidet somatische und psychische; zu den erstern den mercurialen Nervenschmerz, die mercuriale Engbrüstigkeit, das mercuriale Zittern und Stammeln, die mercuriale Amaurose, die mercuriale Apoplexie; zu den letztern die mercuriale Hypochondrie zählend. Den Beschlufs macht die Mercurialcachexie.

Heyfelder.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

BELLETRISTISCHE LITERATUR.

1) *Gedichte von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Stuttgart und Tübingen, Cotta.* 1836. 341 *S.* 8.

2) *Gedichte von Ludwig Wihl. Mainz, bei Viktor v. Zabern.* 1836. 8 *VIII und* 207 *S.*

3) *Dichtungen von Friedrich Ernst. Heidelberg, bei Winter.* 1837. *VIII und* 286 *S. gr.* 8.

4) *Genzianen. Ein Novellenstrauſs von Hermann Kurtz. Stuttgart, bei Karl Erhard.* 1837. *VII und* 385 *S.* 8.

5) *Gedichte von Karl Jacht. Berlin, bei Th. Bade.* 1836. *XI u.* 223 *S. gr.* 8.

6) *Blätter aus dem Hayn. Straſsburg, bei Treuttel u. Würtz und G. L. Schuler.* 1836. *VIII u.* 104 *S.* 8.

7) *Gedichte von Karl Schellhorn. Zweite verm. Aufl. nebst einem Lebensabrisse des Dichters, herausgeg. von Hildebert Schellhorn. Halle, bei K. A. Kümmel.* 1837. *LXXVI und* 294 *S.* 8.

8) *Ernste und heitre Stunden von F. W. Krampitz. Danzig, in der S. Anhuth'schen Buchhandlung.* 1837. *VIII u.* 152 *S.* 8.

9) *Jugendgedichte von Siegmar Freund. Zweite Ausgabe. Berlin, bei G. Reimer.* 1832. 216 *S.* 16.

10) *Thüringische Volkssagen von Adolph Bube. Gotha, bei J. G. Müller.* 1837. 44 *S.* 4.

11) *Ährenkranz von Balladen, Romanzen und Sagen der deutschen Dichter neuester Zeit. Leipzig, bei Jul. Wunder.* 1837. *XXIV u.* 411 *S.* 8.

12) *Deutsche Dichtungen von Schiller, Göthe und andern, metrisch ins Lateinische übersetzt. Ellwangen, bei Schönbrod.* 1838. *X u.* 192 *S.* 8.

Da der versprochene Heiland der deutschen Poesie, der Alles neu machen soll, noch immer nicht erscheinen will, so bleibt wohl vorerst den Dichtern wie den Kritikern nichts übrig, als sich an den alten Bund zu halten, den die Muse mit der deutschen Poesie geschlossen hat, und die letztern namentlich haben keine Wahl, als zufrieden zu seyn, wenn der Pfad, den grofse Meister betreten haben, fleifsig bewandelt wird. Kann sich doch auf ihm jeder Dichter nach seiner Individualität immer noch frei genug bewegen, und braucht darum, dafs ihm der Weg vorgezeichnet ist, seine Schritte nicht nach denen seines Vorgängers abzumessen. Auch ist wahrhaftig die Mannigfaltigkeit und der Unterschied der Wanderer, welche dieses Weges ziehen, grofs genug, und auf derselben Heerstrafse tummelt der kühne Reiter sein Flügelrofs, und hinkt der Bettler an der Krücke einher.

Digitized by Google

Ernst Freih. v. Feuchtersleben (Nr. 1.) dichtet noch in dem ernsten, guten Glauben, dafs es einem Sänger nicht schaden kann, wenn er in seinen Gedichten seine Gesinnung und seines Herzens innerste Meinung niederlegt; seine Poesie ringt nach dem Ausdrucke seines ganzen Gemuths und Charakters, und offenbart sich auf diese Weise als ein sittliches Streben, das vielleicht der gegenwärtigen Mode als eine Thorheit erscheint, von allen gesunden Zeiten aber in der Poesie anerkannt worden ist. Wenn heutigen Tags manche Poeten im natürlichen Zustande ein nichtssagendes Gesicht, welk von Alltagsgenüssen und von Werktagsleidenschaften abgestumpft, umhertragen, sobald sie aber vor dem Publikum mit der Leier auftreten, plötzlich ihre Miene abwechselnd bald zu einer Laokoonsmaske voll angeblichem Seelenschmerz, bald zu faunischem Grinsen verzerren: so können sie uns nicht anders gemahnen, als wie Grimassenschneider, die, vor einer Tafel voll Wirthsgästen aufspielend, ihren platten Zügen durch fratzenhaftes Gebärdenspiel Bedeutsamkeit aufzwingen, und vom Ekel Bewunderung zu ärnten bemüht sind. Den Gedichten, die wir hier beurtheilen, merkt man es dagegen bald an, dafs sie eine im Stillen gereifte Frucht dauernder Gemüthszustände sind, und dafs der Sänger, der sie gesungen hat, werth ist, auch im Leben gekannt zu seyn. Schon die erste Abtheilung von Liedern, die unter dem gemeinschaftlichen Namen „Trieb" zusammengefafst sind, trägt den Stempel einer von der Überzeugung getragenen Poesie und giebt, wenn auch noch nicht Früchte, doch Blüthen des inneren Lebens.

Mein Lied, es rauscht aus dunklen Klüften,
Es säuselt aus des Himmels Lüften,
Um's Echo kümmert es sich nicht;
Es kommt doch nur aus meinem Busen
Und singt in Schlummer die Medusen,
Wenn ihr Gelock mein Herz umflicht. (S. 3.)

Aus diesem Abschnitte sind „Ein wahres Wort" (S. 17), „Zeitnützung" (S. 22), „Ermunterung" (S. 28), „Beschauung" (S. 38), „Im Walde" (S. 39), von obigem Gesichtspunkte aus betrachtet, besonders auszuzeichnen. Bei anderen wird der Dichter, was beim Ringen der Darstellung mit verborgenen Gemüthszuständen leicht zu geschehen pflegt, wenigstens in einzelnen Versen dunkel und unverständlich, wie z. B. in dem sonst schönen Gedichte „Flug" (S. 36):

Fasse, Seele, nun die Zügel!
Deiner Herrlichkeit gedenke —
Blicke nicht auf Au' und Hügel —
Stumm vorüber, vorwärts lenke!

Stürzt auch rechts und links vom Wagen
Manches Kleinod, Göttergabe —
Mag es stürzen! Freude tragen
Wird's dem Keuchenden am Stabe .....

Digitized by Google

Wo wir über die unterstrichenen Linien uns die Interpretation des Dichters erst ausbitten müfsten. Andere Gedichte dieses Abschnittes, die einen Ton anstimmen, der dem durch und durch ernsten Verfasser nicht gelingt, wie z. B. das Liedchen „In Nöthen zu singen“ (S. 35) wären besser weggeblieben.

Von dem zweiten Abschnitt, „Resultate“ überschrieben, urtheilt der einleitende Dichter selbst, dafs es Reliquien des Dichters seyen, der in ihm starb, respectable Trümmer, ein Gemenge, für dessen Verständnifs er den Mafsstab nicht mehr habe: „Hier ists. — Besitzt ihn Einer, — sicht' ers!“

Refn. sind diese Resultate vom ganzen Buche das Liebste, und Frh. v. Feuchtersleben hat sich durch sie als einen unserer besten gnomischen Dichter bewährt. Sie sollten auch vor der Mode der Zeit Gnade finden; denn unsre Poesie hat gegenwärtig das Denkfieber, nur dafs sie nicht mehr in langen Lehrgedichten, sondern am liebsten in kleinen epigrammatischen Dosen reflektirt. Über Gnomen läfst sich keine lange Kritik schreiben. Lieber geben wir einige dieser Resultate zur Prose:

„Ist doch — rufen sie vermessen —
Nichts im Werke, nichts gethan!“
Und das Grofse reift indessen
Still heran.
Es erscheint nun; niemand sieht es,
Niemand hört es im Geschrei:
Mit bescheidner Trauer zieht es
Still vorbei.

Ist nur am grofsen Mann was klein,
Gleich wähnt der Kleine grofs zu seyn.

Jetzt ist nur preislich:
Ausserordentlich;
Drum bleib du weislich
Ordentlich.
Denn ist erst alles
Ausserordentlich,
So ist das Ordentliche
Das Ausserordentlichste.

Was ihr vor allem heischt,
Hat jeder Dieb;
Wer euch am gröbsten täuscht,
Den habt ihr lieb.

Der Blitz, er zischt voran —
Dann kommt der Donner nachgeklungen:
Zuerst sey es gethan —
Und hintendrein sey es gesungen.

Wie doch die Menschen sich winden und wehren,
Um nur das Gute nicht zu verehren.

„Willst du uns, Freund! zu Kindern machen?
Du sagst uns weltbekannte Sachen!“
Verzeiht, ich konnt' aus euren Werken,
Dafs ihr das Alles wifst, nicht merken.

Du schmachtest nach der Freundin Blick
Als nach des Lebens schönstem Glück?
Glaub' mir, so schaut dich Niemand an
Wie Jener, dem du wohlgethan.

Du hättest gern ein Traumgesicht,
Erschrecken aber willst du nicht.

Schmäht nicht — studirt die Leidenschaft!
Sie ist wie andre Kräfte Kraft.

Eure Hausmoral ist eine
Excellente Wissenschaft:
Giebt uns Stelzen, raubt uns Beine,
Leiht uns Krücken, stiehlt uns Kraft.

Tief ist blauen Himmels Sinn,
Selig, die ihn fanden!
Haben die Gewitter ihn
Niemals doch verstanden!

Dieses Dutzend von Hunderten genüge. Der Gehalt der Distichen ist derselbe; aber ihre Form, so wie die der übrigen Gedichte in antiken Sylbenmafsen, versündigt sich zu sehr gegen die Metrik in ihrer jetzigen unabweisbaren Ausbildung, als dafs sie einen reinen Genufs gewähren könnten. Namentlich können wir weder dem Verf. noch sonst Jemand wünschen, dafs „das Metrum seines Lebens“ hinfliefsen möge wie — sein „Hexameter.“ (vergl. S. 158.)

Der dritte Abschnitt „Gelegenheitlich, Persönlich“ wird durch die lustigen Endreime „nicht eben immer deutlich“ und „gewöhnlich“ mit lachender Entschuldigung vom Verf. eingeführt. Er enthält schöne Oktaven, den Manen Göthe's gewidmet, auch ein anerkennendes Wort an Karl Mayer, den von vielen Seiten hart angefochtenen Dichter der schwäbischen Schule:

Ein scharf begränztes Bild des Lebens,
Ein Bild der schaffenden Natur
Zu haschen auf verwischter Spur,
Zu bannen im Moment des Schwebens; —
Was es in uns, ich weifs nicht wie,
Erregt in holder Melodie —
In zartes Wort zu übersetzen;
Wie? wäre das nicht Poesie?
Doch wissen's Wen'ge nur zu schätzen.

Im vierten Abschnitt „Im Sinne des Alterthums“ strebt die Form und Sprache oft vergebens nach Klarheit, doch finden sich unter diesen Gedichten einige recht durchsichtige Perlen, die schönste ist: „Der Agamemnon des Äschylus“ (S. 166):

Urweiser Zeit, hochsinndurchdrungen
Entquoll ein schaurigschönes Lied:
Wie wenig That der That entsprungen;
Dafs eisern, Schuld in Schuld verschlungen,
Geschlechter in die Tiefe zieht.

Des Sterblichen geheimster Wille,
Das ist die mahnende Sibylle,
Die Fluch und Segen prophezeiht;
Verborgen zeugend wirkt er stille
Auf eine schwangre Ewigkeit.

Vernimm sie, Mensch! die höchste Lehre:
Sey gut! in frommer Brust verehre
Der Moiren schlummerndes Gericht;
Und Segen weissagt dir das hehre
Das fluchverkündende Gedicht.

Nächst den Resultaten hat sich der poetisch denkende Geist des Vfs. am klarsten und tiefsten in den Sonetten ausgesprochen, deren Mechanismus er auch vollkommen bemeistert hat. Vorzüglich schön sind die zwei Sonette „Gebirgsnatur“ (S. 180 f.), das zweite des „Liebe“ überschriebenen Sonettenpaares (S. 183); das Sonett: „Dem künftigen Dichter. Nach Göthe's Tode“, in welchem den verschrobenen Söhnen dieser kranken Zeit, die nur den Witz im Wahnwitz Dichtkunst nennen, und deren beweinenswürdiges Auge das einzig Sehenswürdige, das Schöne, nicht sieht, deren Gemüth sich vor Göthe's Wort nicht erschlofs, als Strafe geweissagt wird, den kommenden Dichter zu verkennen. (S. 190.) Auch das an Göthe selbst gerichtete Sonett ist vortrefflich. Das eigenthümlichste wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten:

Wer will das Mafs der höchsten Schickung messen?
Frost tilgt die Früchte jahrelangen Schweifses,
Gram bricht so manches Herz und Niemand weifs es,
Und Niemand fragt: warum? und Niemand: wessen?

Die Welt ist voll getheilter Interessen,
Ein kalt Gemüth verdrängt so oft ein heifses,
Und ach! ein Kind still-liebevollen Fleifses,
Ein zart Gedicht — wie bald ist es vergessen!

Und doch! der Sänger hört nicht auf zu singen,
Ein schönes Herz hört niemals auf zu lieben:
Ein Etwas ist vom ält'sten Lied geblieben,

Was nach Jahrtausenden uns übermeistert:
Es ist der Geist, der Form giebt allen Dingen,
Es ist die Form der Dinge die begeistert. (S. 178.)

Der sechste Abschnitt bringt „Ghaselen“, über welche wir uns, so lange die Überschwemmung der deutschen Poesie durch diese exotische Dichtart dauert, nicht spruchfähig erklären. Im siebenten Abschnitte werden uns erzählende Gedichte geboten, unter welchen die klassischen Stoffe mit Tiefe und mit dem eigenthümlichen Ernste des Vrfs. behandelt sind, insbesondere zeichnen sich die „Mythen“ (S. 225

bis 243) und darunter vor allen die sechste (S. 237) „Menippa und Metiocha“ aus, welche die Töchter Orions und ihren Opfertod besingt:

— als die Seelen beider Jungfrau'n
Sich dem Thron der untern Götter nahten,
Winkten Pluton und Persephoneia:
Und die schattenhaften Hochgestalten,
Von den Dünsten tiefer Nacht getragen,
Hoben sich empor und immer höher,
Immer höher, immer lichtbegabter,
Bis sie endlich an den Raum des Himmels,
Wo die schönen goldnen Sterne glänzen,
Wo Orions väterlich Gestirn auch
Goldne Töchter sanft anschimmernd grüfste,
Mildes Licht ausströmend, hingelangten.
Und dort sind, dort wandeln sie noch immer,
Unsre Sprache nennet sie Kometen.
Sie erscheinen nur nach manchen Jahren
Lichtumflossen der erstaunten Erde,
Selten, wie die ruhmeswerthen Thaten,
Die sie in der Sterne Kreis versetzten.

Der achte Abschnitt ist einem Dichter gewidmet, den uns der Verf. nur mit einem Anfangsbuchstaben nennt (M.), für den er aber von Bewunderung und Liebe durchdrungen ist. Der neunte Abschnitt, „Sinn“ betitelt, enthält viel Symbole und Typen. Die schönsten Gedichte dieses Abschnitts sind „Die Sphinxe“ (S. 274) und „Beata solitudo“ (S. 281). Ein Anhang von Übersetztem schliefst die Sammlungen.

Um zurückzukehren, wovon wir im Eingang unserer Anzeige ausgegangen sind, so sey bemerkt, dafs Freiherr von Feuchtersleben, was Gehalt und Form seiner Gedankenpoesie betrifft, sichtbar in den Fufsstapfen Göthe's wandelt, insoweit auch dieser Diehter bei seiner Welt-, Geist- und Naturbetrachtung der Reflexion einiges Recht eingeräumt hat, was besonders in Göthe's spätern Produktionen der Fall war. Der Göttin aber, der Göthe vor allen gehuldigt, der Unsterblichen, der er den höchsten Preis ertheilt hat, der immer beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, der Phantasie, sind in dieser Gedichtesammlung nur seltenere Opfer dargebracht worden. Dies Urtheil soll keinen Tadel ausdrücken, sondern nur die Schranken des Talents bezeichnen, innerhalb deren sich der Verf. mit sicherem Bewufstseyn zu halten gewufst hat. Es ist vielmehr zu rühmen, dafs er sich nirgends in seiner Sammlung durch vergebliche Sprünge lächerlich macht. Sein Flug ist der Flug des Gedankens und der Empfindung; er versucht keinen andern.

Welchen Vorbildern Herr Ludwig Wihl (Nr. 2.) in seinen Liedern folgte, sagt er selber uns mit angenehmer Selbstverspottung in dem gelungenen Liede: „Der Letzte der alten Schule“ (S. 144):

Der Letzte der alten Schule
Ist ganz profund gelehrt;
Er weifs sogar wem Thule
Vor Zeiten hat gehört —

Es ist ein alter Knaster, der nur in Utz und Rammler Genie entdeckt —

Mich endlich nennt er stockdumm
Und fährt fast aus der Haut,
Ich sey ja nur ein Dekoktum
Aus Heine und Uhland gebraut.

Ein kleines, poetisches Vorwort vor diesem Liede erklärt zwar dem Kritiker, wenn einer sich karrikire, so berechtige dies einen Andern noch nicht, ihn zu verdächtigen oder zu persifliren: Herr Wihl mufs uns nun aber schon erlauben, sein eigenes Lied als kritische Klinke zu gebrauchen, um damit den Schrein seiner Poesie zu erschliefsen. Wir versprechen ihm keinen Mifsbrauch damit zu machen. Wir gehen leicht hin über manche Liedchen, in welchen Uhland und Heine, geschieden wie Essig und Öl, neben einander schwimmen, und citiren zu unserer eigenen Rechtfertigung nur das Eine:

Frühlingsleben.

(Heine:) Neue Kräfte verheifsen
Der Erde ein grünes Sürtout,
Die Blumen möchten sich reifsen
Von der Erde in einem Nu.

(Uhland:) Die Blumen möchten sich heben
In die wogenden Wolken hinein;
Sie möchten in Lüften verschweben,
Gleich singenden Vögelein.

Suchen wir vielmehr zur Empfehlung dieses entschiedenen lyrischen Talentes Lieder heraus, in welchen sich der Spott mit dem Gemüth glücklicher verschmolzen hat, oder auch ein von jenen beiden Vorklängen unabhängigerer Ton angeschlagen worden ist. Bei den Schwächen werden wir uns um so weniger aufhalten, da Herr Wihl die Klippen seiner Manier kennt und den Muth gehabt hat, sich dieselben zu signalisiren. Vereinigt zeigen sich Weltschmerz und einfaches Gefühl in der „Nachtseite des Lebens“ (S. 47):

Zwei leuchtende Sterne stiegen
Herunter zu mir in's Gras,
Der eine glich dem Ernste,
Der andre sah aus wie der Spafs;
Der eine brach die Blumen,
Die mir der andre gab:
„Bewahre sie, sie sollen
Einst blühen auf deinem Grab.“

Digitized by Google

So träumt der Dichter; dem Erwachenden aber steht nur der Zweifel zur Seite.

Was willst du mir erzählen?
Du armer Schmetterling!
War'st du's, der so gesummet,
Als mich der Traum umfing?
. . . . . .
Ich möcht' es gerne wissen.
Er summet immer fort;
Mir aber kann es nichts nützen,
Ich versteh' kein einz'ges Wort.

Und könnt' ich's auch verstehen,
Würd' es mir Trost verleih'n,
Würd' es die Zweifel alle
In meiner Brust zerstreu'n?
Ist nicht das Summen Klage,
Ist's nicht ein Trauerlied?
Da sitz' ich da, und träume,
Und werd' es nimmer müd',
Bis dafs im letzten Traume
Das Räthsel wird gelöst,
Was jetzt geträumt, gelitten,
Vermodert und verwest.

Auch in den Balladen („Sagen und Geisterhaftes") fliefsen die Vorbilder des Sängers nicht unangenehm ineinander und es entsteht dadurch eine Gestalt, die nicht gerade etwas Zwitterhaftes hat. Unter diese Rubrik gehören die Gedichte: „Der Spielmann von Blonhoven" S. 63, „Die blasse Jungfrau" S. 69, „Der dankbare Zwerg" S. 75. Mehr auf die Seite Heine's neigt: „Herbstfäden" S. 77, „Prinzessin Ilse" S. 78, „Der Nekromant" S. 79, „Die Verzauberung" S. 80. Am grellsten erscheint dieses Dichters Manier in „Thiermetamorphose" S. 82, „Der verwünschte Zauberer" S. 84. Mit besonderer Kälte und etwas affektirter Leblosigkeit in der kleinen Romanze „Die Kastellanin" S. 90; ferner — was die äussere Form betrifft — in der ohne Zweifel absichtlichen Einmischung prosaischer Redetheile, wie: „die unbefangene Schlange" — „Einstens fand auf seinem Speicher Ein verarmter, jüd'scher Greis —" — „Als sie den Spielmann sahen, Erfafsten sie seine Hand, Und machten demselben ein Zeichen" u. s. w. Die Romanzen sind dagegen mehr in Uhlands Art und Weise. Unabhängig von beiden Vorbildern aber und durch ihre Selbständigkeit die besten Hoffnungen von dem jungen Dichter erweckend ist „Die Sonnenbraut" S. 100:

An der Seine von Montmartre lebt' einst eine Jungfrau bleich,
Die ein lust'ger Wahnsinn machte über alle Maßen reich.
An den Gott in goldner Sonne knüpfte sie der Liebe Band,
Dem sie mit dem Herzen folgte frohbeglückt in alle Land'.
Jeden Strahl aus blauer Wolke sog sie ein voll sel'ger Lust,
Jeder Seufzer, jede Klage war ein Bote ihrer Brust.

Alle Rosen, alle Lilien waren ihm von ihr geweiht,
Nachtigallen-Lied und Klage ihres Sonnengottes Leid.
Nach dem Osten waren Morgens ihre Augen hingewandt,
Dafs sie bei dem ersten Strahle reichte ihm die Lilienhand.
Fielen dann die schwarzen Locken üppig auf des Busens Schnee,
Meinte sie, es wären Küsse von dem Gotte aus der Höh'.
Mit der Lerche in den Lüften klang sodann ihr Morgensang,
Und so dau'rte ihr Entzücken bis zum Sonnenuntergang.
Wenn der Theure dann sich tauchte in des Meeres grünen Schoofs,
Wurden ihrer Liebe Schmerzen wie das Weltenmeer so grofs.
Irrend sprach sie zu den Sternen: Saht ihr ihn nicht in der Nacht?
Golden sind auch seine Strahlen, grofs ist seine Zaubermacht.
Und so schwanden ihre Jahre, treuer Liebe treues Bild,
Bis der Liebe Glutverlangen Nacht des Todes hat gestillt,
Bis die Sonne sie beweinte hinter schwarzem Wolkenflor,
Bis sich eine Sonnenblume rang aus ihrem Grab hervor.

Dies Gedicht bedürfte nur noch leichter Feile, um ganz schön genannt zu werden. Einige mattere Stellen (v. 6. 18.) müfsten besser ausgefüllt, die Wiederholung der Lilien vermieden, das Weltenmeer, das einen falschen Sinn giebt, nothwendig in ein Weltmeer verwandelt, auch der Reim Schnee und Höh ausgemerzt werden.

Die Genrebilder gefallen sich ziemlich im Heine'schen Schlafrock, und einige sind allbekannte Anekdoten, wie z. B. Die Frauenprobe S. 134. Unter den Liebesliedern scheint „Moderne Liebe" durch Endreime gebildet; in die Liebeslieder im Volkston S. 156 hat sich ein unvolksthümliches Imperfekt eingeschlichen: „Mei Herzli that weh." Noch folgen Kinderlieder, Trinklieder, Epigramme, die letztern durch viele metrische Fehler entstellt. Recht anmuthig sind die Glossen, zumal die erste, nach dem Uhland'schen Liedervers: Singe, wem Gesang gegeben; und die letzte: Nacht und Unsterblichkeit. Einige Schlufsgedichte bilden den Epilog.

Von den leichtern Liedern der Sammlung gebührt einem kleinen Gedichtchen unter der Rubrik der Liebeslieder der Preis. Es ist „Eitler Wunsch" betitelt:

Zu Soden in dem Bade
Da wär' es gar zu schön,
Könnt' ich dort als Najade
Zu meinem Liebchen gehn;
Ich würde mit ihr kosen
Im kühlen Wellenschaum —
O schönste aller Rosen,
Ach, alles ist nur Traum.

Der unschuldige Wunsch, als weibliche Nymphe die Geliebte im Bad umschlingen zu dürfen, nimmt dem glühenden Liedchen allen Stachel der Lüsternheit. Zu den originelleren Gedichten der Sammlung gehören auch noch die Lieder aus dem „Völkerleben". Besonders „Ahasvers Klage" S. 26 und „Wischnu's Verwandlung" S. 32. Im Allegorischen und Symbolischen ist „Napoleons Schwert" S. 37 auszuzeichnen, wo uns nur der Schlufs, der den Helden „wie einen Heiland

unsterblich im Grabe eingeschreint“ nennt, in verschiedenen Beziehungen verfehlt scheint: Napoleon war weder ein Heiland der Menschheit, noch wird bei einem Heiland an ewiges Begrabenseyn, vielmehr an Auferstehung gedacht.

Wir gehen zu den Dichtungen von Friedrich Ernst über. (Nr. 3.) Hier begegnet uns ein Sänger, der seinen Gefühlen und Bildern, wenig bekümmert um strengere Kunstform, den freien Lauf läfst, und dessen Lieder sich in dieser Beziehung als Werke des Dilettantismus ankündigen. In einer Zeit, wo ein Gedicht, das über fünf Strophen hat, nicht mehr für ein lyrisches Gedicht gelten soll, scheut er sich gar nicht, Rhapsodieen von 24 Strophen, und deren drei, viere hintereinander abzusingen, und darin auf Freuden, reiten, auf Bild, verhüllt, auf Norden, Pforten, auf Heerd, gestört zu reimen, und Sonn' und Wonn' zu apostrophiren, auch wenn kein Vokal folgt; und das thut er selbst in dem strengen Sylbenmafs der Oktave. Dazu kann freilich die Kritik nur den Kopf schütteln. Je tiefer wir indessen in diese Gedichte uns hineinlesen, je wärmer wird es uns ums Herz, und wir fühlen uns bald in einem Reichthum von edeln und innigen Gefühlen und frischen Lebensanschauungen poetisch zu Hause, selbst wenn wir häufig die Schule vermissen, und dem Vf. durchweg mehr Concentration und Selbstbeherrschung, mehr Gabe Neues und Edles durch Triviales nicht zu trüben, und überhaupt mehr poetischen Fleifs wünschen müssen.

Eine Abendphantasie in den Ruinen des Heidelberger Schlosses eröffnet die Sammlung; sie giebt an Länge der Matthisson'schen Elegie, deren Ruhm allmählig auch sich in eine Ruine zu verwandeln anfängt, wenig nach. Auf sie folgen zwei Threnodien „bei den Gräbern von Missolunghi“ und auf den „Tod Antonio Miaulis“. Darauf folgen einige Phantasieen vor und in verlafsnen Kirchen und Klöstern. In ihnen weht uns zuerst frischer Dichtung Hauch entgegen. Man fühlt, dafs der Dichter hier auf dem Boden seiner heimischen Natur und Geschichte steht:

Heimlich rauscht die Tauberwelle,
Nickend blickt der Wald mich an,
Führt auf seiner dunkeln Bahn
Nach des Thales sonn'ger Helle.

. . . . . .

Seyd gegrüfst, ihr Kloster-Zinnen,
Bleiche Mauern, ödes Haus,
Altar, ohne Schmuck und Strauls!
Spinnen, lafst mich Träume spinnen! (S. 15.)

Und diese Träume ziehen bald einen goldnen Faden um den andern. Sie zeigen uns „in den Räumen eines aufgehobenen Klosters“ einen Pater, der, weil die Zeit für sie zu helle

ward, aus seiner Zelle scheiden mufste, und den der Dichter als Kind noch gekannt hat:

Als mit des Knaben weicher Locke
Der Greis im Kapuzinerrocke
Gespielt, und seines Bartes Weifs
Befeuchtet meiner Stirne Schweifs; —

Als meine Hand im Barte wühlte,
Des Knaben Puls die seine fühlte,
Hört' ich ihn lispeln: „Knabenzeit,
Wie ferne liegst du mir, wie weit!"

„Wie hell ist dieses Kindes Stirne!"
So ging er, brach mir eine Birne
Von seines Gärtleins jüngstem Baum,
Ich nahm die Frucht und dankte kaum.

„„Ein Würmchen hat sich eingefressen,
Rief ich, magst selbst die Birne essen!""
Er lächelte und schnitt hinein,
Gab mir die Frucht vom Wurme rein.

Und lauter rief er: „wilder Junge!
Scheut vor dem Würmlein deine Zunge?
Sorg' einst für deines Lebens Frucht,
Dafs sie kein Wurm der Reue sucht!" (S. 21 f.)

Folgt die Nutzanwendung. An diese Heimathlieder schliefst sich eine Reihe anderer Gedichte an, in welchen man immer einen oder den andern Vers als zerstreute Bausteine ächter Poesie auflesen kann, wenn sich auch nicht läugnen *läfst*, dafs oft ringsherum Häckerling und Lehm die Mauer bilden helfen. So heifst es z. B. am Grabe des deutschen Mucius Scävola, Friedrich Stapfs, den Napoleon, kein andrer Porsena, erschiefsen liefs:

Von den Römern hört man lallen
Unsere gelahrten Knaben;
Keiner aber zeigt von Allen,
Wo man Unsere begraben!

und weiter unten:

Scheut des Dolches blut'ge Lehre!
Aber Lieb' und Muth des Todten
Wäget mit der Ketten Schwere,
Die der Freiheit Sohn geboten! (S. 29.)

In den Oktavreimen über „die neue, freie Welt" (S. 42 ff.) frägt er:

Was fehlet noch den hochbeglückten Staaten,
Wo eines Brutus Tugend wieder lebt?

. . . . . .

Schon träumt ihr von verblichnen Idealen! —
Ich bin erwacht im freien Land der — Zahlen.

Ja, freie Welt voll Krämern und voll Zahlen!
Beherrschet und belebt dich nicht Gewinn?
Gold beuget dich, Gold wecket deine Qualen,
Das jagt dich auf, das fesselt deinen Sinn!

Erbleichen müssen deines Ruhmes Strahlen,
Rollt auch Fortuna's Rad stets gleich dahin.
Apollo trauert und die Musen schlafen!
Der Völker freiestes macht Gold zu Sklaven!

n dem (allzu diffusen) Liede „Fort!“ klagt der Sänger, dafs r, von Lerchen und Störchen zum Wandern eingeladen, als nabe den Büchern zugetrieben worden sey (S. 53):

Von den Flügeln ward gesprochen,
Einem Gänslein ausgebrochen,
Zu erschreiben mir ein Joch. —
Und ich schreibe immer noch.

Jnd, nachdem er nun im Dichtertraume zwischen Italien, das r bald verläfst, denn

Ach, mit deinen Reizen kosen
Mönche — brechen deine Rosen!

nd Syrien, dem frommen Lande der Maroniten, geschwankt, o redet er sich in seiner Gefangenschaft zum Schlusse wie- er an:

Lafs dem Storche seine Flügel,
Deiner Kammer ihren Riegel,
Lafs den Wolken ihren Lauf,
Heb' des Gänsleins Feder auf!

n dem Gedichte „Le Boulevard du Temple, oder der 28ste uli 1835“ giebt uns der Vf. zuerst eine Probe, wozu sein 'alent eigentlich berufen ist, und zeigt uns, was er in Dar- tellung objektiver Bilder mit seinem hellen Blick und ra- chen Gefühle zu leisten vermag. Die verhängnifsvolle Revue önigs Ludwig Philipp an jenem Tage wird geschildert. Der ürgerkönig reitet voraus, der Barrikaden wieder geden- end, ein Marschall mit weifsem Haar, Söhne, Adjutanten lgen; aber die Vivats bleiben hier und da aus:

Der Eine zürnt, dafs die Lilie brach,
Die göttliche Lilie bleichet,
Und murmelnd flucht er dem König nach,
Dafs die Rache so langsam schleichet.

Ein Andrer schaut die drei Farben sich an,
Um die sich einst Adler geschwungen,
Ihm krähet widrig der gallische Hahn,
Ins Auge sind Thränen gedrungen.

Der Dritte verwegen von Brutus träumt,
Fest sitzt seine phrygische Mütze,
Ihm dünket der Thron geflickt und geleimt,
Er baut am curulischen Sitze.

lun fällt Fieschi's Schufs; der Marschall sinkt vom Rosse; er Legitimist lacht in die Faust; der König kehrt blafs nach en Tuilerien zurück und —

Sitzt fest auf dem Lilienthrone.

lit dieser Zeile sollte das Gedicht enden.

In „Charlotte Corday“ heifst es (S. 68):

Drinnen spielt der Demagoge
Mit des Bades weicher Welle,
Als der Rache wilde Woge
Brauset in die stille Zelle.

Gewifs ist der Verf., wenn er sein Talent rein auszubilden die Kraft hat, zur poetischen Darstellung moderner socialer Zustände durch Phantasie, Laune und Gefühl vorzugsweise berufen. Am glücklichsten hat er diese Gabe in dem „humoristischen Versuche“ geübt, welcher in drei längeren Rhapsodieen, nach der Form Byron'scher Dichtungen, den „Polenzug“ durch Deutschland (im J. 1832) schildert (S. 80 bis 99), in welchem jener vorübergerauschten Stimmung Süddeutschlands für die unglücklichen Polen von der Poesie ein beschämender Spiegel vorgehalten wird, in dem sich Wesenhaftes und Nichtiges, wie es in allem menschlichen Streben, selbst in der scheinbar lautersten Begeisterung, sich vermengt, mit den hellen Farben der Dichtung abspiegelt.

Unter Lebehoch und Trommelwirbel wird vom strohernen Sitze eines Leiterwagens in einem Städtchen der Held des Tages, ein greiser, wunder Krieger mit blühenden Genossen heruntergehoben. Hand in Hand und Arm in Arm werden die Männer zum geschmückten Saale geführt, wo der Becher und ein lautes Vivat sie empfängt —

Des Hofes Rath, nach Neuem lüstern
Selbst diesen hört man Vivat flüstern;
Es eilt der Krämer von der Waage
Und wäget heute Recht und Klage;
Der Schreiber scheidet von der Tinte,
Beweiset, dafs auch er empfinde.
Der Junker küsset den Starosten
Und hilft zum Gufs der Heldenkanne;
Die Liebe mag im Herzen rosten,
Wenn's Menschen gilt: — dem Edelmanne,
Des Standes trauerndem Gefährten,
Dem mufs man winken, den traktiren,
Von Jagden, Hunden, Wagen, Pferden
Erbauliche Gespräche führen.
Der Richter eilt von Protokollen,
Vom sandbestreuten Lumpenfelde,
Zum Saale, den Tribut zu zollen.
Es wühlt der Jude selbst im Gelde
(Er kann das Herz nicht mehr bezwingen)
Läfst auf den Teller in der Ecke
Ein neues blankes Gröschlein klingen.

(Der Schlufs folgt.)

N°. 46. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Belletristische Literatur.

(Beschlufs.)

Der Abend naht, und die schmucken Töchter der patriotischen Wirthe schmachten nach Gallopade und Heldenarm; ein Walzer überdonnert Schlachten. Nur der polnische Greis vergräbt den Gram im Bette, läfst die Maske fallen und weint. Dann zeigt uns der Dichter den Schlufs des Balls:

Verschlungen schreiten nun die Schönen
Den Saal entlang, das Zünglein tanzt,
Der Herzen zarten Saiten tönen,
Des Busens Woge wird verschanzt
Mit Mänteln, Boa, warmen Shawlen,
Die Mütter harren, Väter zahlen.

„Ach! mir gefiel nur der Major,
Er reichte mir das Band von Flor,
Das bei dem Walzen dir entfallen,
Der war der Artigste von Allen;
Wie graciös er es gereicht,
Wie ritterlich, anmuthig, leicht
Die Rechte auf die Brust gedrückt.
Ach! hätte dieser galoppirt . . . . . "

„„Nein, Schwesterchen, du bist im Wahne;
Der Artigste war der Uhlane!"" u. s. w.

Ein zweiter Abschnitt schildert den Abschied; ein dritter die schmähliche Abkühlung der Stimmung nach einem Jahre. In gleichem, glücklichem Tone ist der Toast (Sommer 1835) gedichtet, wo ein patriotisches Zollvereinsfest durch den malencontrösen Toast eines Jünglings: „Heil dem deutschen Vaterlande!" fast gesprengt wird. (S. 112—115.) Von reicher Bilderfülle und einer Grundlage tiefen Sinnes zeugt auch das Gedicht „die Invaliden", das auf der einen Seite den Lebenslauf eines arabischen Hengstes vom königlichen Handpferde bis zum Karrengaul, auf der andern die Biographie eines deutschen Helden vom Streiter des grofsen Fritz und der Völkerschlacht zum Bettler an der Krücke abspielt (S. 116—149). Auf dieses lange Gedicht folgt ein kleines Liedchen: „Glaube und Kredit." Das Kreuz, sagt der Dichter, an dem der Gottmensch gestorben, war einst des Glaubens heilig Zeichen —

Wem seh' ich dort von Hohen winken?
Wie auf der Brust des Juden blinken
Ein Kreuz von Diamantenreihen?
Dem Volk, das einst das Lamm geschlachtet,
Ja, denen, die es frech verachtet,
Reicht man es heute, dafs sie — leihen!

Ist Herrn Ludwig Wihls Entrüstung zu loben, wenn er im Ahasver die Unbill der Christen gegen sein Volk rügt, so ist auch Herr Fr. Ernst in seinem Rechte, wenn er mit edler Kühnheit über den Mifsbrauch und die Wegwerfung des Kreuzes klagt; er ist um so mehr dazu berechtigt, als er anderswo (S. 245 ff.) auch die Gemeinheit seiner Glaubensgenossen gegen die Juden in einem sehr gelungenen Genrebilde an den Pranger stellt.

Von den folgenden Liedern verdienen Auszeichnung: „Des Scharfrichters Jahrestag“ (S. 162), „Der Bischoff und die Flamme“ (S. 184), „Bei der Geburt —“ und „vor der Wiege eines Knaben“ (S. 206—220); „In den Ruinen von H.“ (S. 176); ganz besonders aber „Denken und Lenken“ (S. 204) und „Am Grabe des Grofsvaters“ (S. 221). Dieses Gedicht könnte sich der Verf. selbst als Vorbild der von ihm verlangten Selbstbeschränkung aufstellen. Es hat nur zehn Strophen; in seiner gewohnten Manier hätte es deren dreifsig erhalten können. Dasselbe Lob ist, einige müfsige Strophen abgerechnet, dem wirklich köstlichen Liede „Die Equilibristin“ (S. 241) zu ertheilen:

Trägt nicht deine Stirne Sonnen,
Zeigt dein Auge nicht den Blitz,
Deiner Locken weiches Polster
Einer Herrscherkrone Sitz?

Taucht aus deines Busens Woge
Lockend nicht die Liebe auf?
Fordert für des Fufses Schwingen
Nicht die Anmuth Blumenlauf?

. . . . . .

Nach dem Seile blickt der Wild'ste,
Denn sein Herz, es tanzt mit dir;
Nur das meine stockt und zittert,
Herz, was zagst du? klag' es ihr!

Ach Bajazzo naht, der tolle!
Börsen vor, schon ist's zu spät!
Wieder nach dem Koth der Strafse
Zieht der Schönheit Majestät.

Unter das Beste gehört noch „Der Bart“ (S. 251), „An die Riesensäule im Odenwalde“ (S. 253), „der prefshafte Sefshafte“ (S. 259). Den Schlufs macht eine Anzahl Grüfse, die der junge Franke (diese Landsmannschaft verräth sich an mehr als einem Orte) den benachbarten Schwabendichtern sendet, wie denn das Ganze auch L. Uhland gewidmet ist. Er thut das in einem Augenblicke, wo jene Dichter von einer gewissen Seite her mit den Spottnamen Schneider und Handschuhmacher beehrt werden. Es kann ihm dies übel bekommen — für den Augenblick.

Digitized by Google

Es sey uns vergönnt, mit Nr. 4 den „Genzianen von Hermann Kurtz“, eine kleine Sammlung von Poesieen in ungebundener Rede unter die bisher beurtheilten und später anzuzeigenden metrischen Versuche einzuführen. Wir wagen dies, weil die besten unter den Dichtungen dieses „Novellenstrauſses“ durch ihren Stoff, der ebensowohl die Grundlage schöner Romanzen hätte abgeben können, wie durch ihre harmonische Behandlung und, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, schlanke Darstellung wirklich den Eindruck metrischer Dichtungen machen. Dieses groſse Lob gebührt übrigens nur den drei ersten der so betitelten Familiengeschichten, welche die eine Hälfte des Bändchens einnehmen, und wovon die bedeutendste, die unbetitelte, die beiden andern „die Glocke von Attendorn“ und „der Apostat“ einrahmt; sodann gilt es noch von der ersten Novelle der zweiten Hälfte dem „Simplicissimus“ und seinem etwas schwächeren Abbilde, dem „schwäbischen Merkur“. Die beiden andern Novellen, die den Band füllen: „Abentheuer in der Heimath“ und „das Wirthshaus gegenüber“, beides Reminiscenzen aus dem Studentenleben, sind mehr rhapsodischer Natur; sie haben schöne und glänzende Partieen, aber der Vf. hat nicht genug Kunst auf sie verwendet, daſs sie zu einem Ganzen abgerundet erschienen. Der Appendix der Familiengeschichten: „wie der Groſsvater die Groſsmutter nahm“ ist in seiner ersten Hälfte so beschaffen, daſs er mit keiner der diesem Bändchen einverleibten Erzählungen die Vergleichung aushält.

In den vollkommeneren Erzählungen aber hat der Dichter, ein Schwabe, den poetischen Charakter seines Volkes, theils objektiv, durch die Wahl des Stoffes, der Begebenheiten und Charaktere, theils subjektiv, durch seine vom Geiste des Stammes durchdrungene Behandlung, höchst glücklich dargestellt, und sehr zur gelegenen Zeit eine praktische Apologie seiner Landsleute geliefert. Objektiv, sofern ein groſser Theil seiner Novellendichtungen Schwaben und die Persönlichkeit seiner Bewohner schildert, hat er durch die Verkörperung seiner psychologischen Studien vortrefflich und in einer Darstellung, die den Leser mit Wohlbehagen erfüllen muſs, gezeigt, daſs der eigenthümliche Grundzug des Schwaben, dem eine eben so feindselige als oberflächliche Polemik das Gepräge engherziger Philisterei aufdrücken möchte, die äusserliche Ungelenkigkeit, die Schüchternheit und Unbeholfenheit der Unschuld ist, daſs aber die Unterlage dieser naiven Simplicität ein Charakter voll Kraft, ein Geist voll Gemüth und Phantasie bildet, und daſs dieses Gemüth hinwiederum einen sehr hellen Verstand zur Grundlage hat, dem im Nothfalle auch ein Witz zu Gebote steht, der fremde Armseligkeit oder Bosheit mit den Waffen des Spottes zu bestrafen weiſs, wenn mifsbrauchte und ermüdete Gutmüthigkeit sich endlich zurückzieht und ihm ihre Vertheidigung

überläfst. Subjektiv aber hat der Verf. die Schwabennatur durch die poetische Kraft gerechtfertigt, mit welcher er jenen seinen Stoff bewältigt hat, indem er die Schwächen und Tugenden unsres Stammes nicht in einem ängstlichen Genrebildchen arrangirt wiedergiebt, sondern mit phantastischen Erfindungen und Träumen dichterisch verquickt, aus einem Zauberspiegel zurückschimmern läfst, der das Kleinliche durch Humor und das Gute durch ideale Behandlung in Poesie verwandelt. Auch die Geschichte hat unter seiner Hand, ohne dafs er sie als Hintergrund seiner Geschichtchen verschmäht, oder auch nur an ihren Daten viel gerüttelt hätte, eine freiere Gestalt bekommen und, während er sogar Chronologie und Costume im Stillen ganz sorgfältig beobachtet, weifs er doch selbst solchen Partieen den Schein und Schimmer der Erfindung zu erhalten.

Die Haupterzählung der Familiengeschichten, in welche nach Steffens'scher Manier, die wir nicht gerade loben, mehrere eingeschachtelt sind, und die selbst wieder einen Überzug aus der neuesten Zeit hat, spielt in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, und in einer schwäbischen Reichsstadt, die so historisch genau bezeichnet ist, dafs wir keinen Augenblick zweifeln können, es sey des H. R. Reichs Stadt Reutlingen gemeint. Der furchtbare Brand dieser Stadt aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts wird aus dem Munde eines Urgrofsvaters, welcher der Held der Hauptgeschichte ist, sehr lebendig erzählt: ... „drei Tage brannte das Feuer fort, am dritten ergriff es auch den schönen Münsterthurm, nicht unmittelbar, denn er ragte hoch und stolz über die Häuser hinweg; aber durch die Hitze entzündete sich das Holz des Glockenstuhls, kleine Lichter liefen daran hin und her und stiefsen zusammen; auf einmal schlugen die Flammen zu den Bogenfenstern heraus, die Glocken bewegten sich von selbst und läuteten sich zu Grabe, in kurzer Zeit war das Holzwerk verzehrt, die Glocken herabgeschmolzen, und der Thurm stand einige Nächte lang, eine wunderbare weifsglühende Feuersäule, dann aber schwarz und ausgebrannt über den Trümmern der Stadt ...“ Er wurde später „wieder ausgebaut, und die Glocken, nebst dem goldenen Engel, der, eine Zierde des Knaufes, ebenfalls bei dem Brande herabgeschmolzen war, neu gegossen.“ Ein schöner, klagender Glockenklang geht aus diesem Brande durch die ganze Novellenromanze. Dem Freunde eines alten Glockengiefsers, dem Bürgermeister der Reichsstadt, geht während der entsetzlichen Verwirrung ein liebliches Töchterchen verloren, von welchem er nichts mehr vernimmt. Es war die Jugendgespielin des Helden, Franz, der, ein Sohn des Glockengiefsers, nachdem er in reiferer Jugend von Regina, einer schönen, hochnasigen Patricierin, einen Korb bekommen, vom Vater auf die Wanderschaft geschickt wird, und hier alle jene

Digitized by Google

Eigenschaften eines ächten Schwaben entwickelt, von welchen oben gesprochen worden ist. In der kurkölnischen Stadt Attendorn lernt er die Kunst, Glocken und Spritzen zu giessen, bei Herrn Woltmann, einem alten Freunde seines Vaters, verliebt sich in dessen engelschöne Tochter, ein blondes Kind voll tiefer Reize mit blauen seligen Augen, der zulieb er katholisch werden will, was aber der geistgesunde Vater oder vielmehr Pflegevater, durch die eingeschaltete Geschichte „vom Apostaten" unwillig zurückweist. Auch die Geschichte der „Glocke von Attendorn", ihrem Goldklang, dem Tode des Gesellen, der sie gegossen, und des Meisters, der sie angelegt, und jenen aus Neid erstochen, und ihrem Klagegeläute beim Begräbnisse des Erstern und beim Henkertode des Zweiten, bildet eine schöne und bedeutsame Episode. Endlich wird auch die Stadt Attendorn von einem Brande heimgesucht und der Brand ergreift, unnahbar, den Kirchenthurm:

„Alles stand unthätig umher, auf die weitere Entwicklung des bangen Schauspiels gerüstet. Da schlug eine Glocke an, eine andere folgte, und bald erklang das vereinte Geläute aller Glocken, als wollten sie zum festlichen Kirchengang laden. Die Menge sah sich erstaunt an, man fragte, wer die Verwegenheit habe, jetzt sich unter die glühende Traufe zu stellen und die Seile anzuziehen; aber sie wurden bald belehrt: es war nicht Menschenhand, sondern die Kraft der Hitze, die das Glockenspiel zum letztenmal in Bewegung setzte. Jene Goldglocke hatte zuerst angeschlagen, ihr reiner, klagender Ton war vor allen vernehmlich und drang erschütternd in die Herzen der Umstehenden; die ganze Geschichte ihres verhängnifsvollen Daseyns lag in diesem Schwanengesang, mit dem sie ihrem Ende entgegenbebte. Sie verstummte zuerst, und so eine nach der andern; das Geläute löste sich in einzelne hilflose, matte Klänge stöhnend auf, und endlich war Alles still; sie waren herabgetropft."

In dieser Noth entwickelt der blöde Schwabe seine Thatkraft, er eilt mit der ihm zugetheilten Spritze herbei, rettet seines Meisters Woltmann Haus und trägt Katharinen aus den Flammen. Diese im Liebesgespräche und der Erzählung des Pflegevaters vom Apostaten vom Brande überrascht, war besinnungslos auf der alten Stelle stehen geblieben und in einen wunderbaren Traum versunken:

„Die Aussenwelt ging ihr nicht verloren, obgleich sie bewufstlos, ohne Regung, fern von ihr abgewendet stand; sie gewahrte Alles, was bei dem Brande vorging, durch den Spiegel eines magnetischen Traumes, sie hörte den Feuerruf und sah den Brand des Thurmes, aber es war ein anderer Thurm, den sie in ihrem Innern erschaute. Schlank, mit herrlicher Kunst erbaut, stieg er in ihrem Traumgesicht empor mit tausend Nebenthürmen, Thürmchen und Spitzen, die zwölf

Apostel, lebensgroſs in Stein gehauen, standen in Nischen an der Kirche umher, oben aber, aus den hohen Bogenfenstern am Glockenstuhl, schlug die Flamme gräſslich hervor, unten eilten flüchtende Menschen sich drängend vorüber, Kinder irrten dazwischen, geängstete Hausthiere suchten aus den brennenden Häusern in ein sicheres Nest zu entkommen. Jetzt erhob sich vom Thurm ein ernstes, vieltöniges Geläute, es klang wie eine groſse Leichenfeier, aber es wären nicht die Glocken von Attendorn. Oben auf der dünnen Spitze des Domes stand ein Engel, aus lauterem Golde getrieben, er schien seine Flügel rettend über dem Graus und der Verwüstung zu schwingen, auf einmal wandte er sich leuchtend gegen die Schauende und rief: Katharina, Katharina, komm zu mir! Sie schrack auf, Franz hielt sie in seinen Armen, die Hitze wehte das Paar mit glühenden Fittigen an. —“

An dem Engel des Traumes erkennt Franz, dem die gerettete Geliebte ihn erzählt, das ganze Gesicht als eine verklärte Reminiscenz des Reutlinger Brandes, und in der Geliebten die Jugendgespielin, das verloren gegangene Kind des Bürgermeisters Matthäus Baur. Er überrascht mit ihr die beseligten Eltern der wiedergefundenen Tochter, und seine eigenen mit der holdseligen, protestantischen Braut.

Der Raum dieser Anzeigen erlaubt uns nicht den Simplicissimus, der die vollendetste Kunstnovelle des Buches ist, und in welchem jene komische Seite des Schwabencharakters, die von Alters her berühmt und verspottet worden, in einem allerliebsten Schwabenstreiche verklärt wird, ebenfalls anzudeuten. Auch hat sich diese Novelle durchs Morgenblatt bekannt genug gemacht und sehr schnell viele Freunde erworben. Aus der Studentennovelle „das Wirthshaus gegenüber“ stehe hier noch eine Stelle über Uhland, die, dem herabwürdigenden Urtheile des Parteigeistes über diesen groſsen Dichter gegenüber, wohl hervorgehoben zu werden verdient (S. 348 f.):

„Während ich Uhland lese, sagte Paul, glaube ich selbst ein Poet zu seyn; er regt mich so eigenthümlich an, wie kein anderer, denn er überläſst es immer dem Leser, den Hauptgedanken eines Gedichtes auszusprechen und selbst gleichsam producirend fortzukeimen; seine Gedichte brechen schnell ab und eröffnen eine Aussicht wie in eine unermeſsliche Landschaft.“

„So ist es, sprach Ruwald, und hierin liegt das Geheimniſs seiner groſsen Wirkung, um so mehr, als er dieses Mittel immer höchst natürlich und ungezwungen handhabt. Man nennt seinen poetischen Styl mit Recht im höhern Sinn epigrammatisch, indem nämlich seine Lieder kurze, sprechende Aufschriften zu seyn scheinen zu einem groſsen, ungeschriebenen, durch Natur und Leben hindurchgehenden Gedichte: der prägnante, ahnungsvolle Schluſs, den er ihnen zu geben

pflegt, wirkt aufs wunderbarste, weil er den Leser fast wider seinen Willen selbst zum Dichter macht. Die Prägnanz ist jedoch in Allem vorherrschend, nicht blos in Anschauung und Ausführung, sondern sogar in einzelnen Worten, und es ist kaum zu ermessen, welch einen unscheinbaren aber tiefen Reichthum er in diesen aufgehäuft hat; kein einziges, das nicht schlagend wäre, nicht als unumgänglich nothwendig an seinem Platze stände, kein müfsiges Epitheton! sondern aus der grofsen Masse, die ihm zu Gebote steht, greift er mit sicherer Hand immer nur solche heraus, die wieder einen Blick in die poetische Tiefe seiner Idee gewähren. Die Sparsamkeit eines edlen Reichen wird schwerlich an einem andern Dichter so schön nachgewiesen werden können, als an Uhland; er erinnert an jenes magische Zelt in der tausend und Einen Nacht, das den unscheinbarsten Raum einnimmt und dennoch im Stande ist, ein ganzes Heer in sich zu fassen. Dies giebt ihm die vollendete klassische Sprache, die Worte, die er, wie der grofse Gottfried von Strafsburg im Urtheil über einen Zeitgenossen sagt, gleich Messern nach dem Zwecke wirft! — Wer den philosophischen Geist, die Kraft und Freiheit des Denkens in der Poesie sucht, der wird sich zu Rückert wenden, aber wer sich an den Quellen des Gemüths und der praktischen Tiefe, Schönheit und Anmuth erlaben will, der wird immer wieder zu dem lautern Born der Uhland'schen Lieder zurückkehren."

Herr Herrmann Kurtz wird, wie wir hoffen, seinen Dichterberuf für Novelle und Roman bald durch eine gröfsere Produktion noch vollkommener rechtfertigen. —

Über die fünf nächstfolgenden Dichter Nr. 5—9 werden Fingerzeige hinreichen. Herr Karl Jacht (Nr. 5) eröffnet seine Gedichte mit einer bescheidenen Zueignung:

Nicht wie der Aar, der von dem Erdenthale
Mit kühnem Schwung zur Sonne dringt,
Die wie die Nachtigall, die bei des Mondes Strahle
Im Blüthenhaine singt;

Nichts Grofses, nichts Erhabnes kann ich bringen,
Nur anspruchslos ertönt mein Lied,
Wie ohne Künstelei die Waldbewohner singen,
Wenn neu der Lenz erblüht.

Den neid' ich nicht, der an der Hand der Musen
Den steilen Pfad des Nachruhms geht;
Beglückt, wenn nur mein Lied, entströmt dem vollen Busen,
Ein fühlend Herz versteht.

In dieser Hoffnung singt Herr Jacht von den Jahreszeiten, vom Morgen, von Erinnerung, Beruhigung und Entsagung, an die Ruhe, von Gottvertrauen, Lebenshoffnung u. s. w., bringt Todtenopfer und Huldigungen für erhabene Sterbliche auf dem Throne des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst. Wenn die zahlreichen Subscribenten alle fühlende Herzen

haben, die ihn verstehen, so hat Herr Jacht seinen Wunsch zweihundertfach erreicht. Ein starker Anhang von Räthseln, Charaden, Logogryphen, Homonymen, Palindromen und Anagrammen wird dem Buche zu dem Fehlenden noch ein Regiment von Neugierigen, Langweiligen und Nufsknackern aller Art anwerben.

Die „Blätter aus dem Hayn“ (Nr. 6) sind von einem Elsässer Anonymus gesungen, einem Veteranen deutscher Poesie, wie die Jahreszahlen 1789—1800 beweisen; doch kommen auch noch Gedichte bis 1836 vor. Sie sind mit Empfindung und gar nicht ohne Gewalt über die Sprache gesungen, und ein recht schönes Gedicht leitet sie ein:

Ihr Blätter aus dem Haine
Schwimmt fast im niedern Bach!
Dort, vom bemoosten Steine
Blickt euch ein Denker nach:

Ihr fafst mit stillem Deuten,
Des nackten Waldes Grau'n;
Erinnerung der Zeiten
Wacht auf in seinem Schaum.

Wirklich führen uns diese Gedichte in grofse Erinnerungen ein: Frankreichs Auferstehen (1789), die Ankunft der Pariserbundesfahne im Elsafs (1790), der Tyrannenthron (1791, recht schön), der Gedächtnifstag des 14. Juli (1793), Desaix Tod (1800), die Wahrheit und der Ruhm (1794) werden im Geist und Ton eines neufränkischen Patrioten besungen, aber auch das dritte Jubelfest der Reformation erhält sein Lied (1817) und der Greis wendet sich dem Unendlichen zu. Überhaupt zeigt sich in diesen Gedichten besonders darin der deutsche Geist, dafs ihr Sänger auch mitten im berauschenden Taumel der Revolution das Sittengesetz zu seinem Leitsterne wählt. So in Frankreichs Auferstehen (1789):

Ist sie's, im drohenden Harnisch
Mit der muthigen Stirne, Francia?
Kenn' ich sie noch, die Gleifsende,
Wie sie von Wollust siech und verhehltem Schmerz,
Unter Flitterprunk des Mangels Blöfse,
Schändende Fesseln und Geschwüre barg,
Eitel gebläht, dem Verderben nah?
Aber am Abgrund,
Jetzt im Abgrund
Weckte sie Schlangengezisch,
Und nach Heil griff die Verzweiflung.

Ha, des Wunders!
Ketten bricht die welke Hand!
Panzer schuppt den weichen Körper.
Und ein Helm bedeckt das Haupt!
Blitze des Schwert's in der zuckenden Rechten!
Keile des Donners vom schleudernden Arm!

Doch ist es hier noch das unbefleckte Frankreich, dem „der Lilienmantel“ noch „durch die Lüfte“ hinflattert, und in die-

Digitized by Google

sem Geiste der constituirenden Versammlung sind die meisten Freiheitslieder der Sammlung gesungen. Freilich reifst den Sänger die Zeit auch mit sich fort, und er begrüfst in einem seiner schönsten und begeistertsten Gedichte den 14. Julius, „ob auch der Locke Blut entfliefst.“ Daneben aber predigt sein „Lied am Feste des Ewigen“ dem Franzenvolke leider verhallende Lehren:

Tugend, freien Volkes Adel,
Halt unsre Mütter ohne Tadel,
Der Töchter Herz und Sitten rein;
Freundlich sollen unsre Greise,
Die Männer sollen stark und weise,
Die Knaben rasch und muthig seyn.
Der Bürgerhütte Zucht
Bringt schöner Thaten Frucht!
Hochsinn weckt des Volkes Kraft
Das tugendhafte
Mit schnöden Feinden Kampf versucht.

Zuweilen werden diese Lehren gar zu prosaisch, wie ein „Lied von der Redlichkeit“ (S. 34), und wenn man an die französischen Sitten vor und während der Revolution denkt, so kann man sich bei den Worten des redlichen Deutschfranzosen (S. 36) an die Scham eines wehmüthigen Lächelns kaum enthalten:

Hilf du dem Jüngling kämpfen,
Wenn Wollust in ihm gährt,
Hilf ihm das Feuer dämpfen,
Das durch die Adern fährt.
Gieb, wenn das Aug' der Dirne
Ihm frech entgegenbrennt,
Dafs man auf seiner Stirne
Dein sanftes Roth erkennt.

Karl Andreas Ernst Schellhorn (Nr. 7), dessen Nachlafs sein Sohn, der Stud. Hildebert Schellhorn, zum zweitenmal herausgiebt, interessirt durch seinen rührenden Lebenslauf. Am 31. Juli 1789 zu Ilm im Rudolstadt'schen geboren, eines Tuchmachers Sohn, wuchs zu Arnstadt in Sorgen heran, und fing im Umgange mit der Natur schon im 11ten Jahre (Mai 1800) an zu dichten, schon im 13ten Jahre war er ein guter Orgel- und Generalbafsspieler; diese Gaben führten den Jüngling 1803 auf das Gymnasium zu Rudolstadt, wo er den heifsen Durst des Wissens eifrig stillte. Noch mehr that er dies als Stud. der Philosophie, Chemie, Physik und Ästhetik zu Jena seit 1808, zu Dorpat, von einem Verwandten aufgenommen, seit 1809, zu Jena abermals seit 1810. Seine Poesie wurde damals vorzugsweise von Göthe influencirt, und erst im J. 1811 errang er sich wieder freiere Individualität. Im Anfang des J. 1812 zog er nach Arnstadt, wo sein Vater seit 1805 eine Gastwirthschaft gekauft. Seit dem J. 1812 knüpfte ihn eine schöne Neigung an die zweite Tochter des Advocaten Schmiedeknecht in Rudolstadt, ein Muster von geistiger und körperlicher Schönheit. Bei dem Gedanken an

sie gestaltete sich Alles zur Poesie, und es entstand ein Trauerspiel „Günther XXI.“ Die Eltern des Dichters sahen dieses Liebesverständnifs nicht gerne, und mit ihrem Unwillen knüpfte er das Band der Ehe 1814 ohne Aussicht auf Lebensunterhalt, da der schriftstellerische Erwerb nur ein unsicheres Erhaltungsmittel war. Die Ehegatten lebten von den Eltern unterstützt zu Rudolstadt, und nun trat Schellhorn im J. 1814 mit seiner Gedichtesammlung hervor. Im März 1815 ward ihm das einzige Kind, der Sohn geboren, der uns alles dieses ausführlich berichtet; aber kurze Zeit nach der Geburt dieses Kindes schwanden die Lebenskräfte des früher starken und gesunden Mannes, unter angestrengter literarischer Thätigkeit. Zu Arnstadt (Nov. 1817) mit Vorwürfen der Eltern beladen, kehrte er auszehrend nach Rudolstadt zurück und starb dort am 21. Nov. 1815 in den Armen seiner Mutter (?). Seine Gattin folgte ihm, wann? sagt der Biograph nicht.

Die vorliegenden Gedichte zeugen von Stimmung, Begeisterung und allgemeinem Talente, aber es tritt in ihnen noch keine entschiedene Persönlichkeit hervor, und wir vermögen aus ihnen, da der Vf. so jung starb, weder zu bejahen noch zu verneinen, ob er zum Dichter bestimmt war. An unsrer Stelle lassen wir über den Jüngling einen competenten Richter, Jean Paul Richter nämlich, sprechen, der am 12. März 1815 von Baireuth aus an Schellhorn schrieb: „Dichtend nehmen Sie die Welt in sich auf; nun aber gehört noch dazu, dafs Sie sie dichtend aus sich herausstellen. — Kürzen Sie künftig ihre Lieder mehr ab, — denn ein ewiges ist Prosa — ringen Sie bei Ihrer Korrektheit, Ihrem dichterischen Sinne und Ihrer Verskunst nach noch gröfserer Gedanken- und Bilderfülle — und ahmen Sie nicht Einem nach (Göthe), sondern allen grofsen Dichtern, weil eine allseitige Nachahmung alles Schönen zur Selberständigkeit reift — und leben Sie dadurch für die Dichtkunst, dafs Sie auch für das Leben leben und für die Wissenschaften, welche beide aus unscheinbaren, bedeckten, schwarzen Wurzeln die bunten Blüten der Dichtkunst fördern; so wird das Schicksal künftig Ihre Dichtkunst ebenso belohnen, wie jetzo der Genufs derselben.“

Man sieht, Jean Pauls Urtheil war ausweichend, mehr ermahnend als ermunternd; offenbar war auch er über das Talent des jungen Mannes nicht im Reinen. Er erklärt zwar in jenem Briefe, dafs einem solchen und seinem Zeitmangel keine motivirte Kritik möglich sey, indessen lobt er vergleichungsweise die Elegien und Epigramme, worunter er die Elegie S. 222 am höchsten auszeichnet, aus der denn auch hier einige Verse als Probe ihre Stelle finden mögen. Der Dichter, im seligen Kreise der Götter lebend, hört — so wähnt er — an seiner Thüre einen Manichäer pochen, und besinnt sich lange, ihm zu öffnen:

Nein! ich öffne sie nicht, die Thüre, wo Heil'ges die Schwelle
Nur berührte, sie soll mir nicht entweihen der Schalk.
Nahm er die Zinsen voraus im hochgesteigerten Preise:
Mag er erwarten die Zeit, bis sich die Summe ausgleicht (!).
Arm ist freilich von je die Zunft der seligen Sänger;
Lebet in Höhen der Geist, bleibt doch auf Erden der Leib.
Ist er ein Zaub'rer, der rasch mit dem Griffel die schlummernde Welt weckt,
Opfern die Grofsen ihm Duft, wie es den Göttern gebührt:
Mag ich doch nimmermehr Genüsse des Menschen entbehren;
Heil dir, glühender Wein! Heil dir, du tröstender Gott!

Das Klopfen wird immer stärker und bezwingt ihn endlich; er öffnet, aber es ist kein Gläubiger, es ist die Geliebte —

Nun so trete herein, du Tochter der Schönheit und Liebe,
Hebe den Schleier hinweg, dafs dich die Götter erschau'n!
Und sie hob ihn empor, da glänzten die lieblichen Sterne,
Und die Sonne stieg still hinter den röthlichen Berg.

Nächst den Elegieen zeichnet Jean Paul die Romanzen und Balladen aus, und darunter als die trefflichsten: „Der Knabe und der Schwan" S. 187 und „Die Nachtfahrt" S. 171. Das letztere Gedicht hält auch Ref. für das schönste der Sammlung; es hat aber zehn Strophen und läfst sich nicht im Auszug geben. Das Buch ist dem Freiherrn von Fouqué vom Sohne zugeeignet. Die dramatische Probe des Vaters erinnert auch an diesen Dichter, der das Talent des Jünglings ebenfalls aufmunterte und seine besondere Freude an der Idee des „Paulus", einem projektirten und unvollendet gebliebenen Gedichte des Verfs. hatte. — Die grofse Pietät des Sohnes in den Einleitungsworten und der Biographie macht einen wohlthätigen Eindruck, und gerne möchte Ref. mit ihm den Verf. für ein entschiedenes Dichtertalent erklären, — wenn er es könnte.

F. W. Krampitz (Nr. 8), der sangreiche Blinde, der seine Nacht mit dem Lichte der Poesie erheitert und den Ref. schon in einer früheren Collektivrecension besprochen hat, auf die er hier verweist, tritt wieder mit einem Bändchen auf, dessen meiste Gedichte elegischer und epigrammatischer Natur sind und zu der Gattung gehören, die ihm am besten gelingt. Hier nur Eine Probe aus dem Schlufsgesange an die Musen und Grazien:

Ihr entwölktet vereint mir den inneren Blick, dafs zu schauen
Ich vermochte, was schön, herrlich und göttlich sich zeigt;
Führtet entgegen im Geist mich der Schönheit, der Huld und dem Liebreiz,
Gabt, als das irdische Licht schwand, mir den himmlischen Strahl,
Tröstend entrifst ihr dem Gram und dem Schmerz mich trauernden Sänger,
Wehmuth träufelte mild Öl in das wunde Gemüth;
Oft hobt ihr mich empor zu den Sphären des heiligen Glaubens,
Dafs, wenn ich nirgend ihn fand, Frieden ich fände bei Gott.

Durch den letzten Vers werden freilich die Musen und Gra-

zien, als Führerinnen zu Gott und seinem heiligen Glauben, handgreiflich genug für abstrakte Wesen erklärt, und als solche beherrschen sie auch unläugbar im Ganzen diese Gedichte.

An den „Jugendgedichten von Siegmund Freund“ (Nr. 9.), die manches Kernhafte enthalten, das sich durch den eifrigen Geist auszeichnet, der es zusammengesucht hat, fällt zuerst die eigenthümliche Rechtschreibung auf, durch die man sich nach einem Wegweiser umsieht, den man endlich auch auf der Rückseite des Umschlags entdeckt. Hier erfahren wir, dafs es die am Ostseestrand übliche Schreibung ist, welche der Verf. befolgt, die jedoch weniger in Drucksachen, als im Geschäftsverkehr angewendet wird. Diese Orthographie „kennt *c*, *ph* und *y* nur in Namen, übergeht „das Dehnzeichen *h* in Silben, welche durch Zwielaut ohne„hin lang sind; unterscheidet das dehnende *fs* von dem kür„zenden *ss* auch am Ende; läfst das unhörbare *x*, das, *mit* „*b* wechselnd, sonst fast immer dem *m* folgte, endlich auch „zwischen *m* und *f* aus. Hiebei sind Sprachfreunde dort „stehen geblieben, da auf deutschem Boden jede Annäherung „zum Einfältigern, wie jede Rückkehr von Vorurtheilen, nur „allmählig gedeihen kann.“ Der Verf. verweist auf seine eigene Schrift über diesen Gegenstand (Berlin, bei G. Reimer. 1832.) und, dafs die Sache auch ihr praktisches Interesse habe, beweist die Bemerkung S. XIV, dafs „durch die wenig geänderte Ortografie dieser kl. Schrift 2000 bis 2500 Lettern gespart sind.“

Der Inhalt zerfällt in Vorworte, und vier Abtheilungen, in deren erster, nach einem eigenen Fingerzeige des Verfs. Gläubigkeit, Beruf und Krieg, nebst einem Anhange von politischer Poesie, in der zweiten Friede, Freude und Freiung vorwalten; die dritte enthält Elegien und Romanzen, die vierte Kritik und Frühestes. Endlich ist das Bruchstück einer Reise nach Italien dem Ganzen beigegeben.

Von den zwei Vorworten zeichnet sich das „Δαναχη“ (d. h. Charonsobolus) überschriebene Sonett aus. In der ersten Abtheilung das Sonett: „Die göttlichere Lehre“ (S. 7), „Die Berufsweisen“ (S. 17), „Nänien auf den Tod der Königin“ (S. 28 ff.), „Psalmen“ (S. 35). Im Anhange: „Aus der Fremde (Rom 1820).“ Die zweite Abtheilung eröffnen artige Spindellieder, Heydenreichs Tischlerliede nachgebildet, in welchem der Verf. auch die Quelle zu Schillers Glocke vermuthet. „Der riesenhafte Liebling unsrer Tage, bemerkt er, erhöhte seine Glocke zum politischen Gelegenheitsgedicht und schmückte sie mit Versen wie:

„Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n.“

Herr Freund beschuldigt Schillern in diesen Worten eines

Widerspruchs gegen seine sonstige liberale Gesinnung. Allein man bedenke, dafs jene zwei Zeilen im Hinblick auf die Kannibalen von 1793 gedichtet sind. — Die nachfolgenden Gedichte sind zum Theil lehrhafter Natur; dann folgen leichte Naturlieder, und heifse Liebesgedichte. Ein gröfseres Gedicht, ein Wechselgesang der Blumen, „Das Blumengrab“ betitelt, eröffnet S. 107 die dritte Abtheilung. Die trauernde Najade (S. 132) beruht auf einer Reimformspielerei, die viel früheren Zeiten als der Jugend des Herrn Freund entlehnt ist. In der vierten Abtheilung finden sich einige recht hübsche Epigramme; darunter:

Schale und Kern.

Guter, versieh dich der Maske, die leicht dir und schelmisch begegnet,
Hinter jeglichem Scherz lauscht ein verborgener Ernst.

Der Ruhmredige.

Lorber umdichtet sein Haupt, wie seine Dichtung behauptet:
Lorber, hat sein Gedicht etwa gedichtet auch dich?

Der Bestirnte.

Reifst ihn vom Busen hinweg, der Stirne heftet den Stern an,
Fälschlich zieret ein Herz was nur dem Kopfe gebührt.

Einschränkung.

Freund! dein Schicksal machet dich weder verächtlich noch achtbar;
Werth nur gewähret die Art, wie du es ärntest und trägst.

In den „Thüringischen Volkssagen“ (Nr. 10.) hat Herr Adolph Bube, der schon im vergangenen Jahr eine Sammlung mythologischer, historischer und lyrischer Dichtungen herausgegeben hat, nach der äussersten Einfachheit gestrebt, und nur solche Stoffe gewählt, deren Behandlung keine zu weite Ausdehnung erforderte. Der Ton und die Wendungen seiner Sprache sind so schmucklos als möglich; die Form höchst einfach, wie z. B. der Jungfernsprung bei Arnstadt:

Es floh aus dem Städtchen
Ein Mädchen
Geschwind;
Es folgte wie Wind
Ein Reiter dem Kind.

Schnell, schneller du Arme!
Erbarme
Dich, Gott,
Der Hölle zum Spott
Der Fliehenden Noth.

Sie eilte, o wehe!
Zur Höhe,
Und stand
Am schwindelnden Rand
Der felsigen Wand.

Da wähnte der Krieger
Schon Sieger
Zu seyn:
„Bist, schrie er, nun mein,
Und Schande sey dein!“

Tief stöhnte die Arme:
„Erbarme
Dich, Gott!
Errette mich, Tod,
Aus schrecklicher Noth!“

Sie stürzte zur Stunde
Zum Grunde
Sich jach,
Der Reiter ihr nach
Mit dröhnendem Krach.

Dort lag er getödtet
Geröthet
Von Blut,
Im Auge noch Wuth
Der sündigen Gluth.

Sie aber nach oben
Erhoben
Den Blick,
Ging — Wundergeschick!
Zum Städtchen zurück.

Der Schluſs dieses Gedichts bleibt allerdings unterhalb der poetischen Einfalt, wie sich denn nicht läugnen läſst, daſs sich die von Herrn Bube behandelten Stoffe, unbeschadet der Einfachheit, zu höherer Poesie hätten steigern lassen. Es sind im Ganzen 50 Sagen. Zu den gelungensten rechnen wir: „Bonifacius“, „der Inselberg“, „die drei Gleichen“ und „die groſse Glocke zu Erfurt“.

Nr. 11, „Ährenkranz von Balladen, Romanzen und Sagen der deutschen Dichter neuester Zeit.“ 1815 bis 1837. Mit vielem Fleiſse zusammengetragen, und dem Publicum eine groſse Zahl junger, bisher wenig bekannter Romanzendichter unter vielen berühmten und bekannten Namen vorführend. Obgleich die mitgetheilten Gedichte keineswegs alle als Muster gelten können, und z. B. Ref. von sich selbst Romanzen gefunden hat, die er der neuen Auswahl seiner Gedichte nicht einverleiben zu dürfen geglaubt hat, so wird man doch gerade darin ein eigenthümliches Verdienst erkennen, daſs hier Manches gefunden wird, was für den Liebhaber schwer aufzutreiben seyn dürfte. Die Namen der hier versammelten Dichter sind: Erstes Buch: Ebert, Kerner, Platen, Rückert, Uhland, Schwab, J. Fick, Heine, Streckfuſs, A. Fischer, N. Vogel, L. Liber, Castelli, v. Nordeck, H. Marggraff, A. Bube, C. C. Hohlfeldt. Bechstein, Max Fischel, J. J. Hannusch, Stieglitz, Kopisch, Agn. Franz. Zweites Buch, ausser schon Genannten: Alexis, A. Böttger, Th. Oelckers, M. v. Oer, E. Jahnens, K. Förster, Ferrand, v. Eyb, Fr. Helms. Drittes Buch: Mailâth, W. Gerhard, E. Leffon, Sandor v. S. (Graf Alexander von Würtemberg), J. v. Ribics, S. v. Arnim, J. Minding, Mosen, Fitzinger, J. J. Reiff. Viertes Buch: A. Grün, Lenau, Raupach, A. Schnezler, Immermann, J. Bürger, Zedlitz, Freiligrath, Simrock, W. Müller, Chamisso, L. A. v. Schweizer, v. Tschabuschnigg, A. Wendt, G. Keil. Fünftes Buch: L. v. Erfurt, F. F. v. Maltitz, Eichendorff, Wagner v. Lauffenburg, J. Langer, A. Stöber, Kind, M. Axt, A. Schott, Brentano, Geib. Sechstes Buch: Wackernagel, F. v. Sallet, Oehlenschläger, G. A. v. Maltitz, Kuno, L. Wihl, E. Ortlepp, Th. Hell, Fr. Treitschke. Siebentes Buch: A. v. Stolterfoth, F. A. Schmidler, F. Willkomm, Ign. Hub, G. Rapp, Halirsch, A. Kahlert, Nodnagel, C. Wurm, G. Leisler, O. L. B. Wolff, Seidl, H. Wenzel. Achtes Buch: F. Oebeke, F. G. Drimborn, R. Reinik, v. Miltitz, A. Lebret. Von den hier genannten Dichtern, wovon wir viel ganz neue Namen

ausgezeichnet, streuten vor 1817 unser nur fünf oder sechs Romanzensaat. Wir können uns freuen: sie hat reichlich gewuchert; unser sind seitdem fünf und neunzig geworden, von denen hoffentlich genug übrig bleiben, selbst wenn die Zeit strenger Korn von Spreu sichten sollte, als dieser immer sehr dankenswerthe Versuch es gethan hat.

Zum Schlusse ein Curiosum für Freunde vom Fache (Nr. 12.): „Deutsche Dichtungen von Schiller, Göthe und andern metrisch ins Latein. übersetzt von C. Eidenbenz, Prof. am Gymn. in Ellwangen.“ Möglichst einfache, wörtliche Übersetzungen; grofse Leichtigkeit, auch Klarheit; nur die Diction ist nicht immer classisch und manche Phrasen des Vfs. sind in seinem Geiste nicht in den Autoren gewachsen. Störend ist der verwechselte Gebrauch des Imp. und Perf. Auch finden sich hier und da metrische Verstöfse. Die Sylbenmafse wechseln zwischen Strophen und (weit vorschlagenden) Distichen. Es sind fünf Abtheilungen. 1) Lieder. (Warum hier nicht mehr Horazische Metra?) 2) Monologen von Schiller. 3) Geselliges. 4) Antikes (die gelungensten Nachildungen enthaltend). 5) Dramatisches. (Hier hätte offenbar an die Stelle des Distichons der Senar treten sollen.) Diese letzte Abtheilung füllt Schillers Semele aus. Statt langer Kritis eine Probe aus Schillers Hoffnung:

Multa homines fantur, fingunt per somnia multa,
Spes de venturo tempore laeta subit;
Felicis vitae cunctis est aurea meta,
Omnes anquirunt hanc pede praerapido.
Consenuit mundus, novus ecce renascitur omnis,
Ast hominis semper spes meliora videt.

Spes illum tenera vita producit ad auras,
Cum puero laeto convolat ista comes;
Inflammans juvenem mirandâ luce refulget,
Nec moriens fracto contumulata seni.

G. Schwab.

SCHULSCHRIFTEN.

Correspondenzblatt für Lehrer an den Gelehrten- und Realschulen Würtembergs. — Viertes Heft. — Stuttgart, bei Beck und Fränkel. 1838. 6 1/2 *Bogen, oder von S.* 179 *bis S.* 278.

Ref. hat die drei ersten Hefte dieses Correspondenzblattes in diesen Jahrbb. angezeigt, und glaubt auch die Fortsetzung, an welcher schon Einige zweifeln wollten, denen anzeigen zu müssen, die sich für das Daseyn desselben interessiren. Hat sich der Ref. bei jener Anzeige des Urtheils gröfstentheils enthalten, so gedenkt er dies zwar nicht viel anders bei diesem Hefte zu machen, doch kann er nicht verbergen, dafs ihn dieses Heft besonders interessirt und in der Art afficirt hat, dafs er von einem Theile desselben schmerz-

lich berührt wurde, weil er betrübende Zeichen der Zeit d
erkannte, in einem andern Theile aber seine innerste Ge
nung so ausgesprochen sah, dafs es ihm war, als hätt
diese Blätter selbst geschrieben. Der Inhalt des Hefts ist
gender: I. Die klassischen Studien vom Standpun
des Evangeliums. Gymnasialrede am Geburtsfeste S.
des Königs von Würtemberg, d. 27. Sept. 1837. Gehalten
Klumpp, Prof. am Obergymnasium in Stuttgart. II. Pä
gogik: Mittheilungen aus den Tagebüchern eines Schulm
[von C. L. Roth]. III. Methodik: 1. Aus dem Schr
eines ältern Lehrers an einen Anfänger im Lehramt. 2.
das allzufrühe Lateinlernen [von Hirzel]. 3. Über die W
tigkeit der hebräischen Accente [von Hauff]. 4. Zur Me
dik der Geographie [von Volz]. IV. Recensionen
Anzeigen: 1. Geographie von Dittenberger [von V
2. Latein. Compositionsbuch von Herzog, Keim, Roller
Wolbold [v. Schmid]. 3. Handbuch der classischen Lit
von Eschenburg. 3te Aufl. 4. Eyths Schulreden üb. Klas
und Bibel: a) v. Schmid; b) v. W. Heigelin. Man
der Wunsch des Ref., dafs die Mitarbeiter sich nennen m
ten, ist gröfstentheils in diesem Hefte in Erfüllung gegan
ohne dafs den Herausgebern der Wunsch bekannt seyn kon
Über I. will Ref. sich nicht äussern. Wäre die Rede ano
und die Veranlassung nicht angegeben, so würde er den
fragen, ob es ihm damit Ernst gewesen sey? Jetzt wäre d
Frage eine Beleidigung. Zu II. (leider nur 6 Seiten) hat
Ref. Nichts bemerkt, als: O hört ihn! hört ihn! — Bei II
könnte es scheinen, als sey der Aufsatz vorzüglich der lusti
Schülerlatinität wegen mitgetheilt. Wir enthalten uns über
halt und Tendenz desselben alles Urtheils, setzen ihm auch n
unsere fast 50jährige entgegengesetzte Erfahrung entgeg
sondern nennen ihn blos — zeitgemäfs. Zu IV. 4. a. bemer
wir, dafs wir die ersten 4½ Seiten der Recension mit steig
der Bangigkeit gelesen haben, weil wir darin ein befange
Urtheil zu erblicken glaubten: von da an aber mit steigend
Interesse bis gegen das Ende: denn von da an erkannten
den uns sonst wohlbekannten Geist des Vfs. wieder. Dem
persönlich unbekannten Verf. von IV. 4. b, der ihm ganz
der Seele geschrieben hat, drückt der Ref. dankbar die Ha
dafür, dafs er den Zweifel niederschlagen hilft, der wohl ei
auswärtigen oder ausländischen Leser bei der Lesung vo
Manchem, was gegenwärtig in unserm Lande gedruckt w
ankommen könnte: nemlich, ob es denn wahr sey, was
bei Thiersch und Andern über die würtembergischen Lehr
stalten liest: dafs der Sinn für ächte Jugendbildung, für wa
und dauernde Geistesnahrung der nachwachsenden Geschle
ter noch recht kräftig bei und in uns lebe?

Ulm. *G. H. Moser.*

Digitized by Google

Tafel I.

N°. 47. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Geschichte Kaiser Sigmund. Von Dr. Joseph Aschbach, Prof. in Frankfurt a. M. Erster Band, Sigmund's frühere Geschichte bis auf die Eröffnung des Constanzer Conciliums. Hamburg, bei Perthes. 1838. 8. 418 *S. Text*, 40 *S. Beilagen.*

Der Verf. hat sich durch seine gründlichen Forschungen in den schwierigsten Theilen der Geschichte durch ruhige und verständige Prüfung der Thatsachen schon in seinen früheren Arbeiten so rühmlich ausgezeichnet, dafs jede Empfehlung dieses Buchs überflüssig seyn würde. Ref. glaubt daher seine Pflicht gegen das Publikum und gegen den Verf. hinreichend erfüllt zu haben, wenn er nur beweiset, wie aufmerksam er dieses neue Werk gelesen hat. Dabei hofft er, dafs man ihn nicht beschuldigen werde, er bekrittele das Buch, statt es anzupreisen, wenn man im Folgenden oft scheinbar tadelnde Bemerkungen antreffen sollte. Ref. kennt keine andere Weise, einem Schriftsteller, der besonders das Einzelnste im Auge hat, vorzügliche Aufmerksamkeit zu beweisen, als diejenige, dafs man ihm Schritt vor Schritt folgt und das, was einem eingefallen ist, Tadel oder Lob mittheilt, so dafs hernach der Leser der Anzeige leicht selbst sieht, was an der Sache ist.

Das erste Capitel ist überschrieben: Sigmund, Markgraf von Brandenburg und Kronprätendent des Königreichs Polen 1368—1382. Wenn hier von Sigmunds Erziehung und von den vielen Sprachen die Rede ist, deren er mächtig war, so hätte Hr. Aschbach wohl erinnern dürfen, dafs wir aus einer sehr interessanten Stelle aus seines Vaters, Karls IV., Notizen über sein eignes Leben (bei Freher. scriptt. rer. Bohemic.) wissen, dafs dieser über Sprachen und Fertigkeit darin dasselbe Vorurtheil hatte, was so viele vornehme und reiche Eltern unserer Zeit in Beziehung auf Sprachen, Musik und Zeichnen irre leitet. Er fordert daher, dafs jeder deutsche Kaiser fünf bis sechs Sprachen reden könne. Karl selbst ward bekanntlich in Paris classisch gebildet, und beschäftigte sich auch während seines wiederholten Aufenthalts in Italien eifrig mit den Humanitätswissenschaften, welche damals in Italien Mode waren. Er hatte während seiner ersten Abwesenheit

das Böhmische ganz verlernt, lernte es aber bald wieder, und beweiset dem Pabst Clemens VI., als er das Prager Erzbisthum von der Abhängigkeit von Mainz (wo damals der mit dem Pabste entzweite Heinrich von Virneburg Erzbischoff war) frei machen sollte, aus der Sprache, dafs die Böhmen eine von der deutschen ganz verschiedene Nation seyen.

Dies Kapitel scheint bloſse Einleitung, sonst würden wir erwartet haben, dafs wir von der unaussprechlichen Anarchie in Brandenburg und von dem Zustande von Ungarn und Polen in den letzten Jahren Ludwigs des Grofsen etwas mehr erfahren hätten, als dafs Hr. Aschbach in den Noten einige chronologische Schwierigkeiten beseitigt. Die polnischen Angelegenheiten und der eigentliche Zusammenhang der Ausschliefsung Sigmund's von der polnischen Krone hätten etwas klarer und bündiger entwickelt werden können, als S. 22 geschehen ist.

Das zweite Kapitel handelt von Sigmund's Kämpfen um die ungarische Königskrone bis zu seiner Krönung in Stuhlweifsenburg 1382—1387. Den Anfang dieses Kapitels würde Ref. kürzer gefafst haben, da hier offenbar gar von Sigmund nicht die Rede ist, sondern von seiner abscheulichen Schwiegermutter und von ihrer Tochter Maria, Sigmund's erster Gemahlin. Über die Geschichte dieser unglücklichen Königin findet man S. 17 eine vollständige Angabe und kritische Prüfung der sämmtlichen Quellen. Das Resultat der grausigen Mordgeschichte Karls des Kleinen wäre in Beziehung auf Sigmund hinreichend gewesen. Dafür hätte aber Hr. Aschbach das Verhältnifs der gräfslichen Mörder Karls des Kleinen zur Elisabeth mehr ins Licht setzen müssen, damit man die Möglichkeit der Gräuelthat eines Nicolaus Gara und Blasius Forgácz begriffen hätte. Sigmund erscheint in der Tragödie Karls gleichsam vorbedeutend für sein übriges Leben. Wir hören nämlich immer von seinem Anzuge, wir lesen einen Tractat, der mit ihm geschlossen wird, in extenso, dann verschwindet er spurlos. Wenn endlich hernach Sigmund wirklich als Befreier seiner Gemahlin erscheint, so wird der Leser mit der Art, wie diese Geschichten erzählt werden, gewifs zufrieden seyn, nur hätte der Faden nicht der Zeitrechnung wegen so schroff sollen abgerissen und der Leser im dritten Kapitel plötzlich auf ein ganz anderes Feld geführt werden.

Digitized by Google

Dieses dritte Kapitel handelt nämlich von Sigmunds Verhältnissen zu seinem Bruder, dem römischen und böhmischen König Wenzel, bis zu seiner Ernennung zum Reichsverweser in Deutschland 1378—1396. Ganz gegen die gewöhnliche Manier der Gelehrten, die dem Leben irgend eines Mannes ganz besondern Fleifs gewidmet hatten und daher gar gern einen Panegyricus aus ihrer Geschichte machen, bleibt der Verf. überall ruhig, kalt und wahr. Dies ist seltner, es ist ein gröfseres Lob, als der gewöhnliche Leser ahnet. Gleich im Anfange dieses Kapitels sagt Hr. Aschbach über Sigmunds Betragen gegen Wenzel, von dem er doch im Allgemeinen zu vortheilhaft urtheilt: Diese Seite der Geschichte Sigmunds möchte am wenigsten dazu geeignet seyn, seinen Charakter in vortheilhaftem Lichte zu zeigen, indem Intriguen, Hinterlist, Verstellung, Gewaltthätigkeit, Undank, Habsucht grell hervorstechen; Aufrichtigkeit, Offenheit, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit nicht selten vermifst werden.

Die Nachricht von Wenzels Bemühungen um den deutschen Landfrieden S. 50 u. f., die ausserdem Sigmund gar nicht angeht, hätten wir gern ganz entbehrt, da sie für ein so genaues Werk viel zu ungenau ist. Ursprung und Verhältnifs der Bündnisse der Städte und ähnlicher Bündnisse der Ritterschaft, ja selbst das Verhältnifs des schwäbischen Bundes zur Gerechtigkeitspflege erhält nicht das rechte Licht.

In der folgenden kritischen Darstellung der bekannten Geschichten Wenzels nach Pelzel und andern zuverlässigen Quellen erscheint Sigmund zu sehr als Nebenperson, nur dann und wann zeigt er sich gelegentlich. Übrigens läfst man sich gern von dem gründlichen Verf. durch dies Labyrinth der Barbarei führen. Erst S. 61 nennt der Verf. Sigmund ganz bestimmt und ausdrücklich als Urheber der ersten Gefangenschaft Wenzels. Ref. trägt einiges Bedenken, ihm unbedingt beizustimmen. Wir wollen Herrn Aschbachs eigne Worte anführen: „Dafs zu Allem diesem König Sigmund Anstifter gewesen, ist aus dem Verlauf der Begebenheiten höchst wahrscheinlich zu machen, wenn es auch nicht ein böhmischer Chronist ausdrücklich angäbe.“ Ref. glaubt im Gegentheil, dafs Jobst von Mähren mehr Antheil an der Verschwörung gehabt habe, wie er denn auch ja den Hauptvortheil davon hatte.

In Rücksicht der bekannten Geschichte der Befreiung Wenzels durch die Bademagd Susanna, deren Hauptquelle

Digitized by Google

bekanntlich Hageck und die Mahlerei in der Bibel ist, verweiset Herr Aschbach auf Pelzel, dem er beistimmt; dagegen scheint es Refn. etwas voreilig, wenn er S. 67 Sigmund geradezu der Vergiftung seines Bruders Johann beschuldigt. Freilich hat er dabei das Zeugnifs der Hauptquelle für Sigmunds Geschichte des Eberhard von Windeck für sich. Nichtsdestoweniger mufs Ref. bemerken, dafs er sich noch aus Spittlers Vorlesungen erinnert, dafs dieser seine Zuhörer, zu denen damals Ref. gehörte, aufmerksam machte, wie vorsichtig sie seyn müfsten, nicht zu viel Leute durch Gift oder vor Schrecken sterben zu lassen. Hier, bei einem grausigen Brudermord, kann man sogar gelten lassen, dafs Johann durch Gift umkam; wem ist aber unbekannt, wie schwierig es ist, selbst da, wo der Thatbestand gerichtlich ausgemittelt ist, den Thäter und zugleich den Urheber der That (denn nur die Anstiftung kann Sigmund zur Last fallen) herauszubringen? Was übrigens Wenzel angeht, den der Verf. in Schutz zu nehmen scheint, so reicht doch das Wenige, was Hr. Aschbach hier von ihm anführt, vollkommen hin, um jede Maasregel der Gewalt als Nothwehr zu rechtfertigen, denn er erscheint hier abwechselnd blödsinnig, betrunken, wahnwitzig, rasend und dann wieder ganz besonnen wüthend wie ein wildes Thier. Über die Urkunde, in welcher die Kanzlei Wenzels das Reichsverweseramt an Sigmund aus sehr guten Gründen überträgt, deren S. 69 Not. 43 erwähnt wird, würden wir uns den Kopf so wenig zerbrechen, als über hundert andere Actenstücke, die wir täglich aus Kanzleien und Ministerien hervorgehen sehen, und an den Varianten liegt nur denen, die Ähnliches zu fertigen haben.

Ref. hat schon bemerkt, dafs er die Ordnung der Kapitel nicht billigt, sondern, dafs er gewünscht hätte, das vierte und fünfte Kapitel wären unmittelbar nach dem zweiten gefolgt und das dritte vor dem sechsten gestellt, so dafs ungarische und deutsche Angelegenheiten zusammengeordnet geblieben. Das vierte Kapitel umfafst nämlich Sigmunds Aufenthalt in Ungarn bis auf die Türkenkriege oder in den Jahren 1387—1392. Ref. überlafst es den Lesern, diese ungarischen Geschichten bei Hrn. Aschbach nachzulesen, er selbst gesteht aufrichtig, dafs er die Ausführlichkeit in so entfernten und mit Sigmunds Geschichte nur mittelbar zusammenhängenden Geschichten lieber würde vermieden gesehen ha-

Digitized by Google

ben. Gleich vorn wird z. B. S. 73. 74 unter andern über die nähern Umstände der Befreiung der Königin Maria und über ihre Reise kritisch geforscht. Aus dem vierten Kapitel geht übrigens deutlich hervor, welches Verdienst sich Herr Aschbach dadurch erwirbt, dafs er so undankbare Geschichten und einen so undankbaren Helden als Sigmund zum Gegenstand einer so genauen, so kritischen, so ausführlichen und schwierigen Arbeit macht. Er hat nämlich kaum den jungen Mann in einem Kapitel als Verräther seines Kaisers und heimlichen Anstifter von Unruhen in seinem Erbreiche, um seinen ältesten Bruder vom Throne zu stürzen, und als Giftmischer und Meuchelmörder des jüngern Bruders dargestellt, als er ihn schon im folgenden als Feind und Verfolger seiner unglücklichen siebenzehnjährigen Gemahlin, als Wollustling und Tyrann der Ungarn, die ihm ihren Thron überlassen haben, schildern mufs. Übrigens ist die aus einer norddeutschen Quelle geflossene Ermordungsgeschichte S. 76—77 so abentheuerlich und unwahrscheinlich, dafs wir beim Stillschweigen der ungarischen Schriftsteller ihrer lieber nur in der Note erwähnt hätten, besonders da des Vfs. Buch nicht dem profanum vulgus, quod talia amat, bestimmt ist.

Interessanter als die ganz verwirrten und barbarischen Händel in Ungarn, welche im vierten Kapitel erzählt werden, sind die Geschichten des fünften Kapitels, weil Sigmund nach seiner Gemahlin Tode (1392) als fremder, als gewählter König an der Spitze der Ungarn steht, wie einst Carl Robert; er spielt aber offenbar seine Rolle nicht so gut, als dieser gethan hatte. Dieses Kapitel endigt, wie man leicht denken wird, mit der bekannten Niederlage bei Nikopolis um 1396, woran mehr oder weniger Sigmund selbst Schuld war. Die Geschichte der früheren Schlachten (ehe Sigmund gegen die Türken zog) hätte kürzer behandelt werden können; doch wird es dem Forscher gewifs angenehm seyn, dafs der Vf. in der Note 5 S. 89 über die Zahl der Streiter und das Datum der Schlacht bei Kossowa (oder auf dem Amselfelde), wo die Servier untergingen, ganz genaue kritische Prüfung der verschiedenen Angaben angestellt hat. Auch die romanhafte Geschichte von der Geburt des Johann Hunyady, die v. Hammer I. S. 225 Engel ohne Bedenken nacherzählt, hat hier Herr Aschbach S. 93 im Vorbeigehen beseitigt. Der ausführliche Bericht, der hier von dem Kreuzzuge gegen die

Digitized by Google

Türken gegeben wird, an dessen Spitze Sigmund stand, wird am besten zeigen, dafs Ref. oben nicht ohne Grund dem leichtsinnigen und unverständigen Könige die Schuld des Mifslingens zuschrieb. Das sechste Kapitel begreift die Zeit von 1396—1401 und handelt immer noch von ungarischen Angelegenheiten, wo es sehr schwer ist, einen Faden zu finden, und noch viel schwerer, einen gefundenen oder gemachten fest zu halten. Wir übergehen dieses Kapitel ganz. Anziehender ist unstreitig das siebente Kapitel, in welchem von der Absetzung Wenzels kritisch gehandelt wird, also von einem Ereignisse der deutschen Geschichte, welches ganz besonders eine Beleuchtung verdiente und daher die darauf verwendete Arbeit besser lohnen konnte als ungarische Mordgeschichten, Sigmunds Tyrannei und der rohen Madscharen brutaler Frevel. Der Anfang dieses Kapitels hat Ref. nicht genügt, weil der Verf. offenbar um kurz zu seyn gar zu unvollständig geworden ist, und besonders über die Streitigkeiten wegen Pabstthum und der Päbste blos einige dürre Notizen giebt. Von S. 138 an, wo zuerst von Wenzels Absetzung die Rede ist, wird er ausführlicher und genügender. Der Verf. hat alle äusseren Umstände vortrefflich berichtet, erörtert und geprüft; allein seine Bescheidenheit, die ihn zu seiner ausgezeichneten Ehre von der Schaar unwissender, anmafsender und vornehm absprechender Schriftsteller unterscheidet, geht offenbar zuweilen zu weit. Dies gilt besonders davon, dafs er vermeidet, uns eine Anschauung von Wenzels täglichem Leben und Treiben zu geben, und aus dem Zustande völliger Erstarrung oder Thierheit, worin er versank, einleuchtend zu machen, dafs ein solcher Mann wohl in unserer Zeit, wo Alles in den innern Gemächern vorgeht und von Ministern ausgemacht wird, niemals aber im Mittelalter, wo das Leben öffentlich war und wo der Fürst persönlich handeln mufste, sich in Ansehen erhalten konnte. Übrigens ist die Geschichte der Absetzung selbst von S. 148 bis zu Ende des Kapitels ganz vortrefflich, zugleich kritisch und anziehend berichtet, und es ist unstreitig ein Gewinn für die deutsche Geschichte, dafs der Vrf. diese Episode (denn das ist es in Beziehung auf Sigmund) so ausführlich behandelt hat. Sehr kühn ist es übrigens, wenn bei Gelegenheit des Streits zwischen Mainz und Sachsen um 1400 Hr. Aschbach den Angriff auf den Begleiter des Kurfürsten von Sachsen.

Digitized by Google

den Herzog Friedrich von Braunschweig, ohne alle Rücksicht auf die gewöhnlichen Nachrichten S. 149, unbedingt dem Erzbischoff von Mainz Schuld giebt. Das würde Ref. nie wagen, besonders nicht auf die Weise, wie Hr. Aschbach gethan hat, dafs er auch gar nicht einmal erwähnte, dafs Heinrich von Waldeck, der die Wegelagerung gegen beide veranstaltete, sehr guten Grund und nach der Sitte jener Zeit sogar ein Recht hatte, seinen Schuldner, den Herzog, zu fangen und festzuhalten, bis er bezahle. Dafs Friedrich umkam, war ein Zufall, weil er sich so heftig zur Wehr setzte. Soviel Refn. bekannt ist, war kein anderer Grund, den Erzbischoff anzuklagen, als weil er auf der Frankfurter Versammlung (Mai 1400) mit Friedrich und dessen Begleiter Rudolph, Kurfürst von Sachsen, uneinig geworden war, und weil Heinrich von Waldeck Johanns von Mainz Schwager und Oberst-Amtmann der Mainzischen Besitzungen in Hessen war. Weder Johann von Mainz war übrigens fähig, Mörder zu dingen, noch Heinrich sich dingen zu lassen, und der von Hertlinghausen, der den Herzog erschlug, that es im ehrlichen offenen Kampfe als sein eigenes Leben in Gefahr war; auch stand man von der Beschuldigung ab. Herr Aschbach wird finden, dafs Graf Heinrich von Waldeck von seiner Grofsmutter her eine Forderung von 100,000 Mark an Herzog Friedrich hatte, dafs diese Forderung seinem Grofsvater gerichtlich zugesprochen worden, dafs aber das Urtheil gegen einen Mächtigen nicht hatte zur Ausführung gebracht werden können. Heinrich von Waldeck, überzeugt, dafs sein Schwager nicht unzufrieden seyn werde, wenn Friedrich in Haft genommen und dadurch gehindert werde, ihn in seinen Planen mit der deutschen Krone zu stören, that daher ausergerichtlich gegen seinen Schuldner, was hunderte von Gläubigern in England noch alle Tage gerichtlich thun. Rudolph ward wirklich gefangen.

Wenn Herr Aschbach S. 151 behauptet, die Gründe der Kurfürsten zur Absetzung Wenzels seyen abgeschmackt und leicht zu widerlegen, so scheint uns das sehr sonderbar. Den Städten mochte es ganz recht seyn, dafs sie einen Schattenkönig hatten, republikanische Bündnisse bildeten und nichts zahlten; den Fürsten nicht also. Wie sonderbar, dafs man einen König hatte, den die Böhmen bald einmal in den Thurm sperrten, bald als Scharfrichter oder mit dem Scharfrichter

Digitized by Google

herumziehen liefsen, der dabei nie ins Reich kam und nie nüchtern war. Die Gründe scheinen Refn. auch nicht ganz unpartheiisch angegeben, er selbst will, da ihm Obrecht, den Hr. Aschbach anführt, gerade nicht zur Hand ist, aus dem Decret, wie er es in den Scriptt. rer. Germ. ex ed. Urstisii Vol. II. S. 180—181 findet, nur einige Punkte kurz aufzählen, die ihm allerdings hinreichend scheinen, um in einem Wahlreiche die Wähler, nachdem Wenzel factisch den Wahlvertrag einseitig aufgehoben hatte, zu einer neuen Wahl zu berechtigen:

1) Er hat Mailand und andere Städte des Reichs, ohne das Reich zu fragen, dem Reiche entzogen.

Dagegen läfst sich Vieles sagen.

2) Er hat oft und viel Blankets mit seinem Siegel und seiner Unterschrift ausgegeben.

Das wäre allein hinreichender Grund zur Absetzung, da Hr. Aschbach irrt, wenn er glaubt, man könne das nicht beweisen. Ref. sogar kann den Beweis führen.

3) Er hat den Landfrieden nicht gehandhabt.

Ref. ersucht gelegentlich jeden Freund deutscher Geschichte, diese Stelle des Decrets zu lesen, er wird darin höchst merkwürdige Klagen über den unseligen und ganz verwirrten Zustand Deutschlands finden. Es wird geklagt, dafs Niemand mehr seiner Güter und seines Lebens sicher sey. Hr. Aschbach meint, Wenzel habe ja reden und schreiben lassen, das sey in Deutschland genug, handeln fordre dort Niemand.

4) Er habe grausame, eines deutschen Kaisers ganz unwürdige Strafen ohne Gericht an Geistlichen und Weltlichen vollziehen lassen.

Ob er das in Böhmen oder in Deutschland that, war offenbar gleichgültig. Dafs dies wahr sey, hat Hr. Aschbach früher selbst bewiesen und das Einzelne angeführt. War slavische Grausamkeit nicht allein genug, die Repräsentanten freier germanischer Fürsten und Völker zur Absetzung ihres Oberen zu berechtigen, besonders seit der goldnen Bulle?

5) Alle Vorstellungen seyen fruchtlos gewesen.

Die Kurfürsten setzen Wenzel ab, als negligentem et destructorem, wir dächten, niemand könnte leugnen, dafs er das im hohen Grade gewesen sey, wenn auch allen städtischen deutschen Fröschen damals ein Klotz besser zum Kaiser schien, als ein Storch. Den Vorwurf wegen der Kirchen-

Digitized by Google

spaltung übergeht Ref., weil daraus, nach seinem Urtheil, durchaus kein Grund der Absetzung hergenommen werden konnte. Sonderbar ist es, wenn Hr. Aschbach sagt, Ruprecht habe ja auch nichts für Deutschland gethan, das rechtfertige Wenzel. Er wird wahrscheinlich selbst einsehen, dafs das höchst ungerecht und noch dazu wunderlich ist. Erstlich war Ruprechts Macht mit der des Luxemburgischen Hauses auch nicht im entferntesten zu vergleichen, dann that er, was er konnte, dies nicht gethan zu haben, warfen die Kurfürsten Wenzel gerade als negligentiam und destructionem imperii vor. Ultra posse nemo tenetur. Wenn die Böhmen Wenzel, die Ungarn Sigmund einsperrten und nicht als Könige dulden wollten, sollten die Deutschen ruhig zusehen, dafs sie eine Monarchie ohne Monarchen hatten?

Im achten Kapitel kommt Hr. Aschbach endlich auf Sigmund zurück. Es hat die Überschrift: König Sigmund Reichsverweser von Böhmen 1401—1403. Der Vertrag, wodurch Wenzel sich und sein Königreich in Sigmunds Vormundschaft giebt, ist hier S. 166—168 ganz ausführlich eingerückt, es hätten daher die einzelnen Punkte desselben dem Verf. zu verschiedenen historischen Bemerkungen Veranlassung geben können und sollen. Hr. Aschbach ist wieder zu bescheiden, um uns mitzutheilen, was ihm hier nothwendig einfallen mufste. Seine Bemerkungen würden es uns möglich gemacht haben, den Übergang von den freundlichen Verhältnissen zu den allerfeindseligsten, welcher S. 172 ungemein hart und schroff ist, etwas sanfter und natürlicher zu finden. Wie konnte doch Hr. Aschbach den Plan Sigmunds, mit dem es wahrscheinlich nie Ernst war, dessen Unausführbarkeit aber offen am Tage liegt, nach welchem Wenzel durch Sigmunds Gensd'armes nach Rom transportirt, dort als Sigmunds Mündel zum Kaiser gekrönt, und hernach als Kaiser ebenso auf dem Schub (wie wir jetzt sagen) wieder nach Hause gebracht werden sollte, so ausführlich und ernsthaft berichten, als er gethan hat!! Eine Andeutung war hinreichend.

Weiter unten findet man auch in Beziehung auf Wenzels Entweichung aus der langen Haft in Wien (4. Nov. 1403) eben so wie vorher über die erste Gefangenschaft eine genaue und kritische Angabe und Prüfung der Quellen in der 68sten Note.

Digitized by Google

Das neunte Kapitel handelt von Sigmunds Kriegszuge gegen Mähren und Böhmen und von seinen Berührungen mit den österreichischen Herzogen 1404—1406. Diese Verhältnisse hat neulich Herr Kurz, dessen Buch wir ebenfalls in diesem Hefte der Jahrbücher anzeigen wollen, ausführlich erörtert, und zwar ebenfalls, wie Hr. Aschbach urkundlich und mit dem Vorsatz, das Einzelne durch Vergleichung der Quellen genau zu prüfen. Herr Kurz bedient sich in Beziehung auf die mährischen und böhmischen Herren, die sich gegen Albrecht IV. und Sigmund in Znaym vertheidigten, und vielleicht beide vergiften liefsen, eines richtigern Ausdrucks, als Herr Aschbach, der sie immer Räuberhauptleute nennt. Das waren sie so wenig als unsere Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen und andere am Ende des Jahrhunderts, obgleich Ref. weit entfernt ist, mit Ulrich von Hutten zu behaupten, dafs diese Ritter und ihre zahlreichen Freunde ein ehrenvolles Handwerk trieben, so war es doch damals so gut ein ehrliches als das, was wir in unsern Tagen von den französischen Marschällen und Generalen treiben sahen, oder welches die arabischen und kurdischen Edeln noch bis auf den heutigen Tag treiben. Im zehnten Kapitel führt uns der Verf., der, wie es dem Ref. scheint, mit leichter Mühe etwas mehr innern Zusammenhang und Einheit hätte in sein Werk bringen können, nach Ungarn zurück.

Die Überschrift dieses Kapitels lautet: Ladislaus von Neapel strebt nach der ungarischen Krone 1402—1404. Diese wüsten ungarischen Händel will Ref. unberührt lassen, so wenig er auch des Vfs. Verdienst verkennt, sich ohne Rücksicht auf den möglichen Gewinn blos um der Wissenschaft willen sich so tief in diese Regionen zu wagen.

Das eilfte Kapitel, Kriege gegen Bosnien, Servien, Dalmatien und Österreich 1406—1409, hätte nach Ref. Meinung ganz wegfallen können. In Rücksicht der drei ersten Länder hätte auf einer halben Seite das Resultat angegeben werden können, und in Beziehung auf Österreich hätte eine Hinweisung auf Kurz völlig genügt. Gelegentlich erzählt hier der Vf. nach einer Urkunde, worauf sich Hormayr im österreichischen Plutarch beruft, wie wohlfeil die Venetianer den endlichen Besitz von Zara, das schon so oft in ihren Händen gewesen war, und mit Zara ihr dalmatisches Reich kauften.

Digitized by Google

Hr. Aschbach berichtet nämlich, auf welche Weise Sigmund erst Bosnien dann auch Dalmatien wieder mit Ungarn zu vereinigen suchte; bei dieser Gelegenheit heifst es S. 232—233: „Nur Zara, wo eine starke Besatzung von Neapolitanern sich befand, fuhr fort den König Ladislaus als Oberherrn anzuerkennen. Dieser, wohl einsehend, wie er nicht vermöge die Stadt auf die Länge der Zeit zu behaupten, verkaufte dieselbe (18. Juli 1409) mit den dazu gehörigen Inseln Arbe, Pago, Cherso, Osero nebst dem Schlosse Vrana und dessen Gebiet, sammt allen Ansprüchen auf ganz Dalmatien an die Republik Venedig um hunderttausend Ducaten.“ Dazu fügt Hr. Aschbach in der Note die Bemerkung, Windeck Cap. 17 p. 1085 gibt die Summe, um welche Zara an die Venetianer verkauft ward, nur auf 66,000 Ducaten an. Bei Hormayr, Sigmund österr. Plutarch XVII. p. 121, findet sich die Urkunde angegeben, wornach 100,000 Zechinen bezahlt wurden. S. 154 Not. 15 berichtigt Hr. Aschbach, was auch Hr. v. Hammer übersehen zu haben scheint, dafs in Sigmunds Brief an Philipp den Kühnen von Burgund wegen der Türken in der Unterschrift die Jahrszahl MCCCVI statt MCCCIV gelesen werden mufs. Bei den österreichischen Händeln, von denen S. 234 u. f. die Rede ist, spielt offenbar Sigmund nur eine Nebenrolle, der Vf. hätte uns daher wohl mit den verwirrten und verwirrenden Raubhändeln und den Zwistigkeiten der Herzoge verschonen können. Dieses um so eher, als Kurz in seinem König Albrecht II. die einzelnen Umstände mit ängstlicher Genauigkeit erwähnt und kritisch erläutert hatte, so dafs auch von dieser Seite dem Herrn Aschbach wenig zu thun übrig blieb. Was den Hauptnutzen solcher ins Einzelnste gehenden Geschichte, nämlich eine unmittelbare Anschauung des unglücklichen Zustands der Feudalzeit, angeht, so kann er aus Kurz geschöpft werden, der alle Fehden und Raubzüge einzeln urkundlich berichtet.

Die beiden folgenden Kapitel, nämlich das zwölfte und dreizehnte, über Friedensvermittlung Sigmunds zwischen Polen und dem deutschen Orden und über dessen innere Einrichtungen in Ungarn behandeln Dinge, die dem Ref. zu fern liegen, als dafs er es wagen dürfte, einem Manne, der sich besonders damit beschäftigt hat, diese barbarica zu untersuchen, kritische Bemerkungen darüber mitzutheilen. Eins leuchtet in Beziehung auf das Allgemeine ein, obgleich Hr. Asch-

bach gerade dieses nicht sagt, dafs Sigmund, wie sein Grofsvater Johann, immer unterwegs, immer einmischend, immer überall und doch am Ende nirgends war. Auch prellt er, wie sein Grofsvater, die Leute, denen er Hülfe verspricht, an allen Ecken und Enden um ihr Geld, und verschwendet, wie dieser, was er seinen Unterthanen geraubt hat, auf tolle Weise in der Fremde. Wenn daher die Geschichte von den an einem Abende ausgetheilten 40,000 Ducaten (welche übrigens der Verf. S. 265 dem Zinkgreff und Aeneas Sylvius nicht hätte nachschreiben oder doch nicht in den Text aufnehmen sollen) auch nicht wahr ist, so ist sie doch ganz passend erfunden.

Anziehender durch seinen Inhalt ist das vierzehnte Kapitel, in welchem von den Kirchen- und deutschen Reichsangelegenheiten von 1404—1410 die Rede ist. Auffallend ist es zuerst hier, dafs der Verf., nachdem er gesagt hat, dafs Wenzel nach seiner Wiedereinsetzung wie ein wildes Thier oder wie ein Rasender wüthete, und nachdem er die einzelnen Anekdoten darüber beigebracht, S. 267 hinzufügt: „Wenzel habe dessen ungeachtet, weil er im Ganzen milde regiert (obgleich er am delirium tremens und an dessen Ursache viehischer Trunkenheit und an Mord Monomanie litt), die Anhänglichkeit der Böhmen gehabt, weil Sigmund während der anderthalb Jahr der stellvertretenden Regierung für seinen Bruder, noch ärger gewesen sey.“ Arme Menschheit, welcher Trost, wenn das wahr ist!! Ob das Marbacher Bündnifs (Sept. 1405) nicht zur Erhaltung des Landfriedens und zur Wiederherstellung einiger Ordnung durchaus nöthig war, ist eine Frage, die so leicht nicht zu entscheiden seyn möchte als Hr. Aschbach zu glauben scheint. Dafs man es gegen Ruprecht benutzen konnte, ist gewifs; aber es hatte doch auch damals das Ansehen, als ob sich Ruprecht ebensowohl, als sein College Wenzel, um das Reich so wenig kümmere, als das Reich um ihn und Wenzel. Die Bestätigung des Marbacher Bündnisses führte wenigstens einen Zustand herbei, der erträglicher war; es waren doch seitdem Spuren von Ordnung und Sicherheit vorhanden.

Der Vf. hat Unrecht, wenn er bei Gelegenheit der kirchlichen Händel S. 273 sagt: Man habe nach dem Tode des in Rom residirenden Pabstes Bonifacius IX. (Oct. 1404) ebenso wie nach dem Tode von dessen Nachfolger Innocenz VII.

Digitized by Google

den rechten Augenblick versäumt, die Einheit in der Kirche wiederherzustellen. Wem soll dieser Vorwurf gelten? Sollten die italienischen Cardinäle Benedict XIII. huldigen, nachdem gerade kurz vor Bonifacius Tode Benedicts Gesandte nach Rom gekommen waren, um ihren Pabst zu einer persönlichen Zusammenkunft einzuladen? Das konnten sie nicht, ohne sich selbst als Schismatiker zu erkennen. Wollten sie nicht im Nachtheil seyn, so mufsten auch sie einen Pabst haben, denn sie waren bei weitem die Majorität der Cardinäle, sie legten aber ja diesem ihrem Pabste die Verpflichtung auf, dafs er abdanke, sobald Benedict seine Würde niederlege. Das war Alles, was sie thun konnten. Was Benedict XIII. angeht, so hat Hr. Aschbach vergessen, was für die Geschichte der Concilien, mit denen er es künftig zu thun haben wird, von der gröfsten Bedeutung ist, worauf sich der König von Frankreich stützte, als er dessen Bann, von dem S. 273 die Rede ist, verachtete. Die scholastische Wissenschaft kam endlich einmal der weltlichen Macht gegen die römische Hoftheologie zu Hülfe. Die Oxforder Theologen waren vorangegangen in der Epistola Oxoniensium ad Richardum regem Angliae, Raynaldus ann. 1398 No. 32 — 38; Gerson und die Pariser Theologen, an deren Spitze er stand, folgte in seiner Schrift de Unitate ecclesiae und in seinem Libellus de auferibilitate papae. Wer hätte vor vierzig Jahren gedacht, dafs es nützlich seyn würde, fromme und rechtgläubige Katholiken aufs neue darauf aufmerksam zu machen, was damals die gelehrtesten Theologen, deren Rechtgläubigkeit niemand jemals bezweifelt hat, lehrten, und was die Franzosen damals gegen die Bulle Benedicts verfügten. Man findet den Processum factum contra bullam Benedicti in den Preuves des Libertés des eglises Gallicanes etc. 1. 2. p. 183.

Wenn Hr. Aschbach meint, der Kaiser hätte sich kräftiger in die Pabsthändel mischen sollen, so glaubt Ref. im Gegentheil, durch die byzantinische und deutsche Geschichte belehrt, er hätte sich noch weniger als er that, oder vielmehr er hätte sich gar nicht darein mischen sollen, sondern die Zeit nützen, um die deutsche Kirche wenigstens so weit gegen die Usurpationen, Prellereien und Bedrückungen der römischen Geistlichen zu schützen, als England und Frankreich längst geschützt waren. Dieses konnte er mit Hülfe der deutschen Stände und besonders der Erzbischöffe thun,

Digitized by Google

ohne sich in die theologischen Streitigkeiten der Pfaffen, in die sich niemals ein verständiger Regent oder Minister mischen sollte, einzulassen. Ruprecht und Wenzel betrachteten offenbar die Sache nur von der politischen und diplomatischen, d. h. egoistischen Seite; der Erste ward vom Römischen Pabst anerkannt und hoffte sich durch diesen zu behaupten, der Andere hatte die Versicherung der Cardinäle, dafs der in Pisa gewählte Pabst nur ihn allein als Kaiser anerkennen werde. Dabei hat Hr. Aschbach, dem wir hier, wo von ganz andern Dingen als polnischen, türkischen, ungarischen, raubritterlichen Händeln die Rede ist, etwas aufmerksamer als vorher folgen, ganz vergessen S. 277: dafs nach der vierten Sitzung des Conciliums von Pisa Ruprechts Gesandte in Begleitung der Gesandten des Römischen Pabstes Gregor XII. erschienen und anboten, dafs dieser niederlegen wolle, wenn sich das Concilium an den von ihm bestimmten Ort begebe. Der Kniff war zu grob, und die kaiserlichen und päbstlichen Gesandten mufsten schnell davon; doch liefsen sie eine Protestation und Appellation zurück.

Im fünfzehnten Kapitel handelt der Verf. ausführlich von der zwischen Sigmund und Jobst streitigen deutschen Königswahl 1410—1411. Der Gegenstand ist freilich bekannt genug und alle Actenstücke, wenigstens die wesentlichen, finden sich bei v. Olenschlager über die goldne Bulle; allein Hr. Aschbach hat nichtsdestoweniger eine sehr nützliche Arbeit unternommen, da er nicht blos neue Forschungen mit Benutzung des Frankfurter Archivs angestellt, sondern auch die Verhältnisse der deutschen Fürsten sehr klar und anziehend dargestellt hat. Hier kann man lernen; wie und auf welche Weise die unseligen Wahlcapitulationen, geheime und öffentliche, Deutschland um alle Vortheile eines an sich vortrefflichen Systems brachten, vermöge dessen der Kaiser Erhalter der Gesetze seyn sollte, und darauf sehen, dafs weder Fürsten, noch Obrigkeiten, noch auch die Unterthanen etwas anders als was durch Landesgesetze festgesetzt sey, forderten oder übten. Sonderbar war es allerdings, was Hr. Aschbach recht wohl bemerkt, dafs nach den beiden Wahlen Deutschland drei Könige und doch am Ende keinen Einzigen hatte, der anwesend war, und dafs auch sogar Sigmund, der soviel cabalirt hatte, sich erst nach drei Monaten in Bewegung setzte, und erst kam, als ihm sein Gegner durch den

Digitized by Google

Tod Platz machte. Das Schreiben, welches einer von Sigmunds Schreibern aufsetzte S. 296—298, scheint uns nicht mehr historische Bedeutung zu haben, als hundert ähnliche Kanzleischreiben. Komisch ist es übrigens, zu lesen, wie früh die Stadt Frankfurt gebildet und erzogen ward, keine Parthei zu beleidigen und klug abzuwarten, wer am Ende der Stärkere seyn und bleiben werde. Die hier so ungemein ausführlich erzählte Geschichte der zweiten Wahl Sigmunds und die S. 308—309 angeführte Capitulation mit dem Erzbischoffe von Mainz war schon eine sehr üble Vorbedeutung für Sigmunds Verwaltung des deutschen Reichs, und leider ward sie nur zu früh bestätigt. Besser und naiver kann man das nicht sagen, als der Verf. es am Schlusse dieses Kapitels gesagt hat. Dieser Schluſs lautet:

Mehrfache wichtige Angelegenheiten hielten Sigmund *einige Jahre ab*, in die deutschen Lande zur Krönung nach Aachen und zur Haltung von Reichstagen zu kommen, obgleich er schon bald nach seiner zweiten Wahl im Herbste 1411 Deutschland hatte besuchen wollen.

Im sechszehnten Kapitel, welches die Jahre 1411 und 1412 enthält, handelt Herr Aschbach wieder von Polen und Preuſsen und von den Unterhandlungen und Streitigkeiten mit Österreich; das Eine liegt uns zu fern und das Andere hat Kurz mit groſser Sorgfalt behandelt. Nur eine Bemerkung über das Unglück Deutschlands, wo jedes Gefühl der Nationalität dem kleinlichsten Egoismus stets nachstehen muſste, kann Ref. nicht unterdrücken. Keinem französischen Könige würde eingefallen seyn, auf die Weise zu handeln, wie wir Sigmund handeln sehen, als er noch nicht einmal gekrönt ist, also ein doppeltes Interesse hat, sich der deutschen Nation zu empfehlen. Nachdem nämlich Hr. Aschbach S. 330—331 erzählt hat, auf welche Weise Sigmund den Streit zwischen dem deutschen Orden und dem Könige von Polen geschlichtet hat, schlieſst er folgendermaſsen: Die groſse Geldnoth, worin sich der Orden befand, und welche selbst neue Steuern nicht zu heben vermochten, hinderte den Hochmeister dem polnischen König die Schuld abzutragen, weſshalb dem Schiedsspruche gemäſs Wladislaus die Neumark als Unterpfand besetzen wollte. Dagegen aber erklärten sich die Neumärker, indem sie kaiserliche Briefe vorzeigten, wornach sie nicht verpfändet werden durften an auswärtige Fürsten.

Digitized by

Das siebenzehnte Kapitel handelt vom Venetianischen Kriege 1411—1413. Auch gegen diesen Reichsfeind würde sich Sigmund schwerlich in Bewegung gesetzt haben, wenn er nicht als König von Ungarn den Namen Mehrer des Reichs lieber hatte verdienen wollen als in Deutschland. Der Verf. giebt die Gründe, warum sich Sigmund an einen so bedeutenden Feind wagte, S. 334—335 recht kurz und treffend an: Sie hatten, sagt er, nicht nur den neapolitanischen König Ladislaus bei seinem Kriegszuge gegen Sigmund und gegen die dalmatischen Rebellen unterstützt, sondern auch die Stadt Zara und ihr Gebiet nebst den Rechten auf Dalmatien von Ladislaus um hunderttausend Ducaten gekauft, ohne darnach zu fragen, ob er der rechtmäfsige Besitzer war. Auch die croatische Herrschaft Ostrovitza brachten sie durch Kauf an sich. Sigmunds Anforderungen, die zur ungarischen Krone gehörigen Städte und Bezirke ihm, ihrem rechtmäfsigen Herrn, zurückzugeben, ward keine Folge geleistet." Die genaue Geschichte dieses von Sigmund geführten Kriegs gegen die Venetianer möchte leicht in Beziehung auf europäische Geschichte überhaupt und auf das Verdienst der Forschungen des Verfs. insbesondere das bedeutendste Kapitel in diesem Bande seyn. Das Resultat, welches man aus diesen, wie aus den übrigen Geschichten Sigmunds ziehen kann oder ziehen mufs, ist, dafs er ebenso unfähig war, den rechten Augenblich zu erkennen, wo es nöthig war Krieg anzufangen, als den Zeitpunkt, wo man Frieden machen mufste, um sich gegen die Türken zu vereinigen. Er hätte im ersten Jahre des Kriegs alles, was die Venetianer neulich besetzt hatten, ausser Zara und noch ausserdem eine bedeutende Geldsumme erhalten können, und was war das Ende, nachdem er unsägliche Grausamkeiten geübt und die hernach nie wieder eingelöseten Herrschaften und Städte der Zipser Gespannschaft an Polen versetzt hatte? Das sagt uns Hr. Aschbach S. 353: Nach fast zweijährigem blutigen Kriege mit den Venetianern hatte Sigmund nichts gewonnen als den Besitz einiger Orte in Istrien und Friaul. In einen wahrhaften Frieden aber konnte schon deshalb der abgeschlossene Waffenstillstand nicht übergehen, weil keiner von den Klagpunkten beider Partheien beseitigt ward. Nur der Drang der Umstände, Erschöpfung der Geldmittel und das allgemein gefühlte Bedürfnifs, die Einheit in der Kirche herzustellen, bewog die Kriegführenden zur Waffenruhe.

(Der Schlufs folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Aschbach: Geschichte Kaiser Sigmund's.

(Beschluſs.)

Das achtzehnte Kapitel ist überschrieben: Sigmund in Tyrol und Graubündten 1413. Hier berichtigt der Verf. zunächst S. 357 das Datum des Bündnisses Sigmunds mit König Karl VI. von Frankreich, welches Häberlin in der Reichsgeschichte nicht hat berichtigen können, weil er bei Pray Ann. Hung. II. p. 252 und Leibnitz C. J. G. p. 307 die falsche Lesart im Namen der Stadt, nicht aber in der Jahrszahl suchte. Aus dem, was in diesem Kapitel von Sigmunds Leichtfertigkeit, Frevel, Verschwendung und von dem unbedeutenden und untergeordneten Heere, welches er zusammengebracht hatte, erzählt wird, kann nur eine üble Vorbedeutung für den Krieg, den er in Italien unternehmen will, gezogen werden; und was man ahnden muſste, tritt hernach wirklich ein.

Das neunzehnte Kap. handelt von Sigmunds Aufenthalt in Italien und in der Schweiz im J. 1313—14. Ob sich nicht der Vf., der es blos mit Sigmund zu thun hat, etwas zu ausführlich mit der Geschichte der Visconti's und der Lombarden überhaupt beschäftigt und unnöthiger Weise den Tyrannen von Lodi einführt, will Ref. nicht entscheiden. Was den Letzten betrifft, so hat er Verbrechen genug wirklich begangen, es war daher überflüssig, auch noch solche, die er vielleicht beabsichtigt haben kann, anzuführen. Das Folgende und überhaupt Alles, was sich aufs Concilium bezog, muſste Hr. Aschbach allerdings erwähnen, wenn es gleich bekannte Dinge sind. Den Schluſs macht des Königs Reise zur Königskrönung nach Aachen und zum Concilium in Constanz 1414 im zwanzigsten Kapitel. Angehängt sind als Beilagen 1) Ein Schreiben der Stadt Nürnberg an den Rath der Stadt Frankfurt vom 8. Sept. 1400 aus dem Original des Frankfurter Archivs; 2) Auszüge aus den Wahltagsacten des Archivs, aus denen auch 3) Schreiben des Raths von Nürnberg an die Stadt Frankfurt gezogen ist. Beilage IV und V enthalten Schreiben und Berichte der Frankfurt'schen Abgeordneten, die sich bei Wenzel in Prag

Digitized by Google

befanden. Alle folgende Stücke No. VI—IX incl. sind aus dem Frankfurter Archiv, d. h. aus den Wahltagacten von 1400 bis 1412, gezogen. Die zehnte Beilage ist ein Brief Sigmunds an die Wetterauischen Städte, ebenfalls aus dem Archiv; No. XI — XIII incl. sind Notizen von geringer Bedeutung aus den Frankfurter Wahltagacten; XIV — XVI allerlei Schreiben aus dem Frankfurter Archiv; XVII ist der Bericht über die Rede K. Sigmunds an die Rathsfreunde zu Frankfurt den 13. Dec. 1414. No. XVIII. 1. 2. 3. 4. sind aus Handschriften gezogene Zusätze zu Eberhard Windecks gedruckter Lebensgeschichte Sigmunds. Diese Zusätze sind von keiner grofsen Bedeutung, wie denn der ganze Eberhard ein wunderliches Product ist.

Schlosser.

Österreich unter K. Albrecht dem Zweiten. Von Franz Kurz, reg. Chorherrn und Pfarrer zu Sct. Florian 1r Theil. 262 S. T. 72 S. Beilagen. 2r Th. 310 S. T. und 74 S. Beil. Wien 1835. kl. 8.

Der Verf. dieses Buchs hat sich bekanntlich um die urkundliche Geschichte von Österreich grofse Verdienste erworben, und das Zeugnifs Mannerts, eines sehr freimüthigen Mannes, beweiset am besten, dafs Hr. Kurz nicht in den gewöhnlichen Fehler der Lebensbeschreiber der Vorfahren ihrer Landesregenten verfallen ist. Hr. Mannert nämlich sagt irgendwo in seiner Geschichte von Baiern, Hr. Kurz habe Friedrich den Schönen in gar manchen Dingen getadelt, die er als Geschichtschreiber Ludwigs des Baiern übergangen oder entschuldigt habe. Ref. will dieses neue Werk nur darum ganz kurz durchgehen, weil es mit dem Buche des Hrn. Aschbach in so enger Verbindung steht. In den beiden ersten und im Anfange des dritten Kapitels handelt Hr. Kurz von den Geschichten, welche auch Hr. Aschbach erzählen mufste, weshalb wir in der vorhergehenden Anzeige Hrn. Kurz mehrere Mahl erwähnt haben. Wir bewundern dabei weniger die Genauigkeit als die Offenheit und Strenge, womit sich der Vf. über diese grausigen Zwiste und empörenden Händel ausgesprochen hat. Herr Kurz geht übrigens noch weiter als Hr. Aschbach, er nimmt nämlich einzelne Urkunden wörtlich in seinen Text auf. Aus diesen Geschichten, so verwirrt sie sind, kann man, wie aus der Geschichte der Mark Branden-

Digitized by Google

burg zu derselben Zeit, lernen, warum sich am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts jedermann nach einer Monarchie und nach den Soldaten und einer Polizei sehnen mufste, welche ohne Soldaten nicht bestehen kann.

Aus der Geschichte der Streitigkeiten über Albrechts Vormundschaft, über des Herzogs Ernst oder Leopold gröfseren Landestheil lernen wir mit Vergnügen, dafs die Wortführer der Universitäten schon im Mittelalter geschickte Diplomaten waren. Herzog Friedrich, der bekanntlich Tyrol erhalten hatte und verwaltete, nahm in einer Streitigkeit den Bischoff von Trident gefangen, weil er die Verträge nicht gehalten hatte, schickte ihn zu freier Haft nach Wien, und weigerte sich, als die theologische Facultät um seine Freiheit bat, diese zu gewähren. Nachdem dies erzählt ist, folgt die Stelle, die wir meinen. Es heifst nämlich hier S. 130:

„Die Folge davon war, dafs das Interdict in Wien fortdauerte und in der Stadt sogar keine Glocke geläutet werden durfte. Herzog Ernst, obgleich er sich damals in Oberösterreich aufhielt, blieb nicht gleichgültig darüber, dafs die Hauptstadt so lange eines einzigen Mannes halber eine so grofse Ungelegenheit erdulden und allen Gottesdienst entbehren sollte. Er schrieb an die Universität und verlangte ihr Gutachten: Ob es für die Residenz des Herzogs und für die Stadt, in welcher sich so viele ansehnliche und gelehrte Männer aufhalten, nicht entehrend sey, dafs des Bischoffs Georg halber kein Gottesdienst gehalten werde. Das erscheine ihm desto unschicklicher, da der Bischoff in keinem Gefängnifs verschlossen sitze, sondern frei herumgehen dürfe. Begiebt er sich nach Sct. Ulrich hinaus, so ertönen die Glocken und es wird öffentlicher Gottesdienst gehalten; warum sollte denn dasselbe der Hauptstadt untersagt bleiben? Die Universität wich einer entscheidenden Antwort mit der Entschuldigung aus, dafs man sie über diesen Gegenstand nie zu Rathe gezogen habe und dafs es nicht in ihrer Gewalt stehe, das Interdict aufzuheben. Nachdem übrigens Herr Kurz berichtet hat, wie sich Sigmund des jungen Albrecht, den er seinen Sohn nannte, annahm, wie er endlich zwischen Herzog Leopold und Ernst Frieden stiftete und den unsäglichen Verwüstungen Österreichs ein Ende machte, rückt er die Formel der Erneuerung der Erbverbrüderung, welche Sigmunds Vater Carl mit Öster-

Digitized by Google

reich schlofs (Ofen, Sct. Michaelis-Tag 1409), S. 141 wörtlich ein. Dies ist bei der Wichtigkeit dieses Actenstücks und der Urkunde vom 26. März 1366, worauf es beruht, mit einem sehr richtigen Tact geschehen. Ungarn war dabei ausgenommen, die österreichischen Herzöge erhielten daran kein Erbrecht, wenn es gleich hernach an Albrecht fallen mufste, da Sigmund nur eine Tochter hatte, die er ihm bestimmte. Hernach meldet Hr. Kurz, dafs 1410 Hieronymus, Hufsens Freund und Genosse, nach Wien kam und viele Anhänger fand, dafs eine grausame Verfolgung angestellt ward, dafs der Offizial wüthete und die Universität sich vergebens der Verfolgten annahm. Ganz vortrefflich berichtet Hr. Kurz S. 147, wie schlau Hieronymus selbst den verfolgungssüchtigen Geistlichen täuschte, wie dieser sich freute, ein Blutgericht halten zu können und wie sich diesem Hieronymus durch die Flucht entzog und den gehässigen Criminalpfaffen in einem Briefe aus Mähren verspottete. Er schrieb ihm unter andern: „Dein Strick ist zerrissen und ich bin frei.“ Der Offizial that hernach, was unsere neuen rechtgläubigen Dogmatiker, die sehr bedauern, dafs sie bis jetzt nur in effigie verbrennen dürfen, gegen Andersdenkende, besonders gegen die, welche sie Rationalisten nennen (als wenn man nur gottgefällig seyn könnte, wenn man unverständig oder unverständlich wäre), zu thun pflegen. Was das war, kann man bei Hrn. Kurz lesen, der nicht so intolerant scheint, als man in seiner Nachbarschaft ist.

Die Umstände von Leopolds Tod zeigen, welche schmähliche Tyrannen das Mittelalter nährte. Albrecht II. wird übrigens durch Leopolds Tod von einem sehr lästigen und gehässigen Vormund befreit, allein er war immer noch nicht volljährig, und Ernst und Friedrich, welche die Verwaltung an sich reifsen wollten, waren nicht besser, als Leopold gewesen war. Ehe wir die im folgenden Kapitel erzählte Beendigung der Streitigkeiten der beiden Herzöge mit den Ständen über Albrechts Vormundschaft erwähnen, müssen wir bemerken, dafs wir den Schlufs des dritten Hauptstücks mit inniger Achtung für Herrn Kurz gelesen haben und in ihm einen sehr würdigen Geistlichen der katholischen Kirche erkennen. Er redet dort von den Päbsten und von den Concilien. Wie vortrefflich unterscheidet er dabei die katholische Religion vom Fanatismus, die Achtung für würdige Geist-

Digitized by Google

liche vom Papismus!! Wie elend erscheinen gegen eines solchen Mannes Rede die wahnsinnigen Kapuzinaden, mit denen wir jetzt täglich überschwemmt werden!!

Im vierten Kapitel erscheint Sigmund als Vermittler zwischen den Ständen und dem von ihnen für Albrecht ernannten Statthalter und den Herzögen Friedrich und Ernst. Das Actenstück Sigmunds zu Gunsten Albrechts, worin er ihm zugleich seine Tochter Elisabeth verlobt, die erst zwei Jahre alt war, hat Hr. Kurz S. 165 — 167 mit Recht wörtlich eingerückt. Wir finden seit der Zeit den unruhigen und unsteten König wenigstens an einem einzigen Platze, nämlich in Österreich, nützlich thätig. Sigmund macht immer den Schiedsrichter und Vermittler, und sichert seinen künftigen Schwiegersohn Albrecht in der ruhigen Verwaltung der Regierung seines Landes. S. 179 kommt ein schöner Zug treuherziger österreichischer Bürger vor. Herzog Heinrich von Baiern ward früher mit Albrechts Schwester Margaretha verlobt, und Leopold, damals noch Vormund und Landesverwalter, versprach zwar ein Heirathsgut, zahlte es aber nicht, obgleich er zu diesem Zweck eine harte Steuer erhoben hatte. Herzog Heinrich verlangte Bürgschaft für sein Heirathsgut, und diese ward geleistet von den Bürgern von Enns und von Engelhard Gruber, Besitzer der Burg und Herrschaft Kammer im Attergau; Herzog Heinrich und die Bürger vereinigt trieben hernach so lange, bis (Nov. 1412) Albrecht die zwölftausend Ducaten zahlte.

Im folgenden fünften Hauptstück finden wir den jungen Herzog und seine Räthe sehr thätig für Recht und gute Verwaltung in Kirche und Staat. Pabst Johann XXIII. erklärt König Ladislaus, der ihm persönlich verhafst ist, für einen Ketzer und schickt eine Bulle an die Wiener Universität, damit sie einen Kreuzzug gegen den König predigen lasse. Da heifst es dann hier S. 202: Als die päbstlichen Bevollmächtigten, der Dechant von Passau und Johann Pace, sahen, dafs die Universität sich nicht gebrauchen liefs, wie sie wollten, fingen sie an, sie einer strafbaren Gleichgültigkeit gegen die heilige Sache der Kirche zu beschuldigen, ja sogar ketzerischer Grundsätze, was damals für das Schlimmste galt. Die Doctoren und Lehrer hielten es für Pflicht, den Herzog Albrecht um seinen Schutz gegen so schändliche Vorwürfe anzuflehen und ihn zu bitten, ihre Ehrenrettung beim Pabste

Johann zu übernehmen. Dies leitet der Verf. auf die Entstehung der Hufsitischen Unruhen, die er mit bewundernswürdiger Ruhe und Mäfsigung erzählt. Übrigens enthält der Schlufs dieses Theils nur bekannte Dinge über Friedrich von Österreich, Sigmund, Hufs, das Concilium zu Constanz. Hr. Kurz mifsbilligt das Verfahren gegen Hufs edel, offen und wiederholt; er versucht aber Alles, um Sigmunds Ehre zu retten. Wie es Refn. scheint, ist diese Mühe verloren.

Zur Ehre des Hrn. Kurz bemerken wir, dafs er mit Unwillen die Stelle der Concilienacten anführt (S. 115 Note), worin Verfolgung zum Glaubensartikel gemacht wird. Er sagt: „Was die versammelten Väter von einem sichern Geleit hielten, welches ein Kaiser, König oder ein anderer Laienfürst einem Ketzer oder auch nur einem der Ketzerei Verdächtigen ertheilt, haben sie der ganzen Welt bekannt gemacht und als Regel vorgeschrieben. Wer hätte einen Widerspruch wagen dürfen?“ Des Vfs. ganze Erzählung der Verfolgungsgeschichten ist so eingerichtet, dafs er dadurch beweiset, dafs es eine Unwahrheit ist, wenn man behauptet, Unduldsamkeit sey der Charakter des Katholicismus.

Erst S. 227 kommt der Vf. in der Geschichte des Conciliums von Constanz auf Österreich und auf Friedrich von Tyrol oder auf den unglücklichen Herzog mit der leeren Tasche zurück. Hr. Kurz bietet S. 242 u. f. Alles auf, um Sigmunds Betragen gegen Herzog Friedrich, wenn auch nicht zu vertheidigen, doch zu entschuldigen. Das ist eine schwere Aufgabe, obgleich Friedrich allerdings nicht besser wär, als Sigmund. Anziehend und ausführlich wird übrigens hier die ganze Geschichte Friedrichs erzählt, wir hätten nur gewünscht, Hr. Kurz hätte dabei hie und da Rücksicht auf Joh. v. Müller genommen, der diese Geschichten ebenfalls genau behandelt. Eine Frage, die Jedem einfallen mufs, beantwortet Hr. Kurz S. 258 sehr gut. Er sagt:

„Man hat oft gefragt, warum der Herzog Albrecht von Österreich bei der verderblichen und schmachvollen Unterdrückung seines Vetters Friedrich ein ruhiger Zuschauer geblieben. Er konnte und durfte nicht helfen. Wäre er gleich nicht der Schwiegersohn Sigmunds und sein muthmafslicher Erbe der Königreiche Ungarn und Böhmen gewesen, welche Rücksichten ihn abhalten mufsten, den König zu beleidigen; so war es eine offenbare Unmöglichkeit, mit der geringen

Digitized by Google

Hausmacht gegen so viele Feinde und in so weiter Entfernung streiten zu wollen. Dieselbe Ursache zwang auch den Herzog Ernst, sich ruhig zu halten und geschehen zu lassen, was immer kommen möchte. Nachdem der Verfasser den Hauptinhalt des einzigen Briefs, den das Concilium nach Österreich schrieb, angegeben und sehr gut und sehr scharf angedeutet, dafs Vertheidigung des Verfahrens gegen Hufs und Ausführung des Satzes, dafs grausame Verfolgung und Peinigung Andersdenkender die heiligste Pflicht sey, in dem Briefe als höchste Regentenweisheit empfohlen werde, schliefst er den ersten Band mit der Bemerkung:

Diese Lehren des Conciliums fielen auf keinen unfruchtbaren Boden. Albrecht befolgte sie in den nächsten Jahren während des Hussitenkriegs mit vielem Eifer und verfuhr mit den Ketzern ganz auf dieselbe Weise, welche man ihm anempfohlen und in Constanz als Muster zur Nachfolge aufgestellt hat.

Der Anfang des sechsten Kapitels oder des zweiten Theils weiset urkundlich und im Einzelnen nach, 1) welche Verwirrung in Österreich während Albrechts Minderjährigkeit geherrscht, welche Gräuel Leopold, Ernst und Friedrich nicht allein, sondern auch der ständische Vormund Albrechts, Weinprecht von Walse, geübt hatten; 2) lernen wir, auf welche Art die Baronen des Mittelalters zu grofsen Gütern kamen und durch welche Mittel sie sich erhielten; 3) lernen wir, dafs die nothwendigste Eigenschaft eines Fürsten im Mittelalter Sparsamkeit war. Wenn wir daher von der Gröfse und Vortrefflichkeit Albrechts II. auch nicht so überzeugt seyn sollten, als Herr Kurz, so müssen wir doch gestehen, dafs er in Beziehung auf die Finanzen ein ganz anderer Mann war, als sein Schwiegervater.

Wenn hernach Hr. Kurz zum Clerus übergeht, so sehen wir, dafs es damit in jenen in unsern Tagen oft so thöricht gepriesenen Zeiten noch schlechter stand, als mit der rohen Ritterschaft. Hr. Kurz sagt S. 15 mit dürren Worten: Unser Herzog betrieb während dieser Zeit mit grofsem Eifer ein Geschäft ganz anderer Art: die Verbesserung der klösterlichen Zucht in Österreich. Alles seufzte und rief damals nach einer Reformation an Haupt und Gliedern, und sie war auch höchst nöthig, denn die schreiendsten Scandale und die frechsten Ausgelassenheiten hatten sich

Digitized by Google

allgemein unter dem hohen und niedern Clerus verbreitet. Darüber gab es auch nur Eine Stimme auf dem Concilium zu Constanz. Leider! beginnt Albrecht seine Reformation mit Stiftung eines neuen Klosters und mit Herumschicken eines päbstlichen Commissärs bei den alten Stiftern, dessen lächerliche Verfügungen man bei Hrn. Kurz nachlesen kann, welcher edel und würdig S. 17 sagt: Da von einer wissenschaftlichen Bildung in diesen Reformationsvorschriften mit keiner Zeile gedacht wird und sich alles um ein Ceremonienwesen herumdreht, so war es ein eitles Bemühen, auf solche Weise der Kirche und dem Staate taugliche Männer zu erziehen. Nach dreifsig Jahren war schon wieder eine Klosterreform nöthig. — — —

Die Hussitischen Bewegungen erzählt hernach Hr. Kurz nach den bekannten Quellen in einem ähnlichen, wahrhaft christlichen, schonenden Ton, der ihm grofse Ehre macht und der Sache der Kirche und Monarchie, deren er sich überall annimmt, gewifs förderlicher und würdiger ist, als das fanatische Geschrei gewisser Kapuziner und Zeitungen und Convertiten unserer Tage. „Mit Leidwesen, sagt Hr. Kurz S. 28, sagen wir es, dafs unser gutmüthiger Herzog Albrecht aus unzeitigem Religionseifer (bei Sigmunds erstem Zuge gegen Prag Jun. 1420) gegen Hussiten grausam verfuhr, die sich keines andern Verbrechens schuldig gemacht haben, als der Behauptung: der Gebrauch des Kelchs sey zur Seligkeit nothwendig. Geistliche und Bauern büfsten diese Meinung auf Scheiterheufen, die man diesen Ketzern ebenso, wie ihren zwei Vorgängern in Constanz, errichten zu müssen glaubte. Diesen Gräueln haben der Bischoff von Passau und ein Herr von Weinsberg Einhalt gethan, die durch freundliches Zureden den Herzog bewogen, Hussitischen Weibern, welche ebenfalls zum Feuertode bestimmt waren, das Leben zu schenken. S. 31 ff. erzählt hernach Hr. Kurz die unerhörten Grausamkeiten seines gutmüthigen Albrecht gegen die Juden in Österreich eben so offen und mit einer gleichen edeln Indignation.

Im Folgenden werden die Verhandlungen Sigmunds mit seinem Schwiegersohne und die Stellen aus den einzelnen Verträgen eingerückt und die unglückliche Art, wie Albrecht durch seines Schwiegervaters Politik und durch seinen eignen orthodoxen Eifer in die verderblichen Hussitenkriege hinein-

Digitized by Google

gebracht ward, sehr gut anschaulich gemacht, da Hr. Kurz mitten im Einzelnen immer klar bleibt. Charakteristisch ist, dafs es dem Ketzerjäger und Verbrenner, dem pfäffigsten unter den Pfäffigen, dem orthodoxen und fanatisch abergläubischen Albrecht erst neun Jahre nach seiner Hochzeit einfiel, dafs seiner Ehe ein kirchliches Hindernifs der Blutsverwandtschaft im vierten Grade im Wege stehe und dafs er sich deshalb an den Pabst wenden müsse. Dafs Pabst Eugen für Geld und gute Worte die Dispensation 1431 gern ertheilte, versteht sich von selbst.

Was von der Hülfe Albrechts im Hussitenkriege zu hoffen war, kann man aus dem Briefe des Herzogs S. 55—56 sehen, worin er die Bürger von Steyer ganz höflich um ein Darlehn von fünfzehnhundert Gulden ersucht. Der Brief beginnt mit folgenden Worten: „Wir lassen euch wissen, dafs wir eine merkliche Summe Geldes ausgegeben und verzehrt haben des Zugs halber, den wir gegen die Hussiten gethan (1421). Es haben uns auch die Ausgaben für unsern Herrn, den Römischen König, grofse Kosten verursachet u. s. w. Doch geht es dem Herzoge, wie unsern Frommen heutiges Tags auch, er will doch auch etwas Reelles für seine Frömmigkeit, er will daher in Streitigkeiten über Güter und Geld sich nicht auf ewige Güter verweisen lassen. Das versucht Pabst Eugen umsonst, als er ihm im Streit über das Passauer Bisthum in dem bekannten süfslichen Styl S. 79 schreibt: Geliebter Sohn! Verlange für deine Grofsthaten, die du für den wahren Glauben vollbracht hast und noch vollbringen wirst, keine so geringe Vergeltung. Den würdigen Lohn wird dir Gott durch die ewige Seligkeit, die Welt durch glorreichen Ruhm, die Kirche durch u. s. w. verschaffen. Dieser Streit über Passau beschäftig übrigens Herrn Kurz am Ende des sechsten Kapitels von S. 73—89.

Das siebente Hauptstück übergeht Ref. ganz, weil es Sigmunds Hussitenkriege angeht, worauf er einmal zurückkommen wird, wenn er den zweiten Theil von des Herrn Aschbach Buche anzuzeigen hat; da dieser unstreitig das, was hier vorkommt und auch die Beilagen benutzen wird. Dasselbe gilt vom achten Hauptstück, worin noch immer ausschliefsend von böhmischen Angelegenheiten die Rede ist. Man wird darin gelegentlich über die Kostspieligkeit von

Digitized by Google

Kriegsrüstungen und Unterhaltung von Heeren in jener Zeit gute Auskunft und urkundliche Nachrichten finden.

Das neunte Hauptstück beginnt mit einer würdigen, ruhigen, gründlichen Geschichte der ersten Sitzungen des Conciliums zu Basel, worin Ref., der doch auf einem ganz andern Standpunkte steht und als Protestant stehen mufs, als Herr Kurz, durchaus nichts zu ändern oder zu tadeln wüfste. Dafs diese Geschichte nicht vollständig sey, versteht sich von selbst, da ihrer nur gelegentlich erwähnt werden darf. Im Folgenden möchte zwar Ref. den Charakter von Sigmunds Gemahlin Barbara nicht gerade vertheidigen, die rohe Sinnlichkeit, einen dreizehnjährigen Knaben, wie Ladislaus' von Polen Bruder, Casimir, war, nach ihres Gemahls Tode heirathen zu wollen, war aber doch so arg nicht. Was Herr Kurz eine Verschwörung nennt, welche Barbara gegen Albrecht stiften wollen, so war dies nichts anders als eine Verbindung mit der Mehrzahl der Böhmen, um neuen innern Krieg zu verhüten. Sie wufste ganz gewifs, dafs der fanatische, den Pfaffen ergebene Albrecht, der wie ein wildes Thier gegen die Böhmen gewüthet und Hunderte von Unschuldigen verbrannt hatte, nie über ein Volk herrschen könne, das durch Civilisation noch nicht erschlafft war.

Nach Sigmunds Tode gewannen Böhmen und Ungarn dadurch, dafs Albrecht den Königstitel (mehr hatte er nicht davon) von ihnen annahm, weit mehr, als er selbst; das hat Hr. Kurz gut nachgewiesen. Das Wahlrecht ihrer Könige, das man ihnen lange bestritten hatte, gewannen beide Nationen mit Albrechts Einwilligung wieder, und als er nach der Krönung in Böhmen von Gottes Gnaden seyn wollte, bewiesen ihm die Utraquisten, dafs er ein Schatten sey. Hr. Kurz berichtet S. 280, Albrecht habe den Utraquisten aus dem Katechismus geantwortet, wie neulich ein Minister den Elbingern, darauf sey jede Aussicht einer friedlichen Regierung für ihn verschwunden gewesen. Wir wollen des Vfs. eigne Worte anführen:

Der letzte Wille Sigmunds, habe Albrecht den Utraquisten in Böhmen geantwortet, und die Wahl seiner treuen Anhänger verschafften mir das unbestreitbare Recht zur böhmischen Krone, das mir einige Mifsvergnügte nicht absprechen können. Unterthanen dürfen ihrem Landesfürsten keine Gesetze vorschreiben. Dann fährt Hr. Kurz

Digitized by Google

fort: Als Sternberg diese Rede Albrechts den Böhmen bekannt gemacht hatte, brach der Unwille der Utraquisten in helle Flammen aus. Sogleich ward von ihnen beschlossen, Albrecht solle nie ihr König werden. Im Folgenden wird berichtet, wie sie ihren Vorsatz durchsetzten, wie Albrecht weder in Ungarn noch bei seinen eignen Vasallen in Österreich Hülfe fand. Die Schmach, die er in Ungarn und Böhmen erlitt, ward durch die deutsche Königswürde, die er erhielt, nur vermehrt, und die grofse Gunst des Pabstes war ihm ganz unnütz. Was der Pabst und das Concilium zu Basel für Albrecht thaten, kann man S. 288—289 nachlesen. Der Schlufs des Buchs, oder Albrechts elende Existenz als König der Deutschen, Böhmen und Ungarn, seine Ohnmacht und sein vielfacher Kummer, sowie sein schimpflicher Zug gegen die Türken hätten wohl mit etwas kräftigeren Zügen geschildert werden können, als von Hrn. Kurz geschehen ist.

Der Zweck dieser Jahrbücher erlaubt dem Ref. nicht, den wichtigsten Theil dieses ungemein schätzbaren und wahrhaft belehrenden Buchs genau durchzugehen. Dieses sind die Beilagen, oder die mit grofsem Tact sehr passend gewählten, mehrentheils kurzen, aber belehrenden und beweisenden im Anhange abgedruckten Stücke. Im ersten Theile findet man deren sechszehn, und noch drei und zwanzig Nummern, überschrieben: Urkunden zur Geschichte des Bruderkriegs zwischen Herzog Ernst und Herzog Leopold. Der zweite Theil enthält neun und zwanzig urkundliche Beilagen, und als Anhang zu diesen siebenzehn Urkunden der Städte Krems und Stein.

Schlosser.

Correspondance inédite de Ph. F. J. Lebas, membre de la convention nationale. Extrait de l'histoire Parlementaire de la revolution française. Paris. Imprimerie d'Adolphe Everat et Comp., Rue du Cadran No 16. 1837. 53 p.

Der als Gelehrter und als Mensch gleich achtbare Herausgeber der in diesen Blättern enthaltenen Briefe und Billette seines Vaters ist der gelehrte Kenner des Alterthums, Pariser Professor und Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Herr Lebas. Man findet in den Briefen keine Thatsachen, sie haben aber für den denkenden For-

scher und für Jeden, der aus Worten Sachen zu errathen versteht, ein sehr grofses psychologisches Interesse.

Innige Freundschaft knüpfte von der Schule her den Advocaten Lebas an den Advocaten Maximilian Robespierre; sie fanden beide gerade im Departement Pas de Calais besonders in Rücksicht religiöser Ideen grofse Hindernisse zu bekämpfen, Lebas ordnete sich ganz den mäfsigen Talenten und den unmäfsigen Ansprüchen Robespierre's unter, beide waren mitten unter Schurken und Schuften ehrliche Leute, sie waren durch Familienbande innig verknüpft, man wird sich nicht wundern, dafs sie im Leben und im Tode Freunde waren. Sonderbar contrastirt übrigens in diesem Briefe des treuesten Genossen der Couthon, Robespierre, Sct Just, an seinen Vater und seine Braut und Familie der freundliche, friedliche, sanfte, milde Familiensinn, die Güte und Herzlichkeit des Sohnes, des Freundes, des Bräutigams mit der Strenge, der Härte, der Ungerechtigkeit des politischen Parteimannes. Lebas zeigte nur mäfsige Talente, aber dafür auch durchaus keine Eitelkeit, keinen Ehrgeiz oder Herrschsucht, sein Fanatismus wird nie zur Wuth, und doch ist in der Milde die ganze Parteiwuth enthalten, die bei Marat Raserei wird. Er glaubt an Tugend und geniefst nur stiller häuslichen Freude, ihn erheitert Musik und Vortrag der Poesie im Familienkreise, und doch nennt er im Briefe an seinen Vater den guten und schwachen Ludwig XVI. Tyrann, Haupt aller Conspirationen, über dessen Hinrichtung er in lauten Jubel ausbricht.

Ref. las übrigens diese Briefe unmittelbar nach Chateaubriands Congrès de Verone, und er war betroffen, dafs ihm der Genosse Robespierre's, der Mann der blutigen Schreckenszeit, unendlich viel edler, reiner, demüthiger, begeisterter erschien, als der eitle, prahlende, loyale und kirchliche Minister Ludwigs XVIII., der berühmte Dichter des génie du Christianisme, der Verfasser der ekelhaft romantischen Martyrs! Denn wahrlich! in dem Congrès de Verone ist seine Geschichte Geschwätz, sein Bericht von sich selbst Narrheit, seine Politik Wahnsinn eines Tollhäuslers, und sein Verdienst tolle Prahlerei. Diese Andeutung schien Refn. nöthig, um zu zeigen, dafs die Kunst oder Künstelei wie die Politik dem Charakter sehr gefährlich ist; er will jetzt dem Kenner der Revolutionsgeschichte die Beziehungen, die er wahrnimmt, kurz andeuten. Er beginnt unmittelbar vorn und hebt nur hie und da Einiges aus.

Digitized by Google

Die ersten Notizen betreffen die Zeit, ehe Lebas zum Deputirten erwählt ward, die zweiten kann man aus den wenigen Briefen ziehen, die er als Deputirter aus Paris an seinen Vater schrieb. Die mehrsten Briefe sind herzliche Ergüsse der Liebe, der Freundschaft, der Milde und innigen Freundschaft eines ganz anspruchslosen Kreises. Lebas und Sct. Just waren bekanntlich besonders als Commissarien bei den Armeen thätig, und hatten als solche bedeutende Verdienste; davon aber kommt natürlich in diesen Briefen, welche blos Herzensergüsse enthalten, nichts vor. Lebas hatte weder politische noch rednerische Fähigkeiten, er war auch zu oft abwesend von Paris, um im Zusammenhang der Cabalen zu bleiben, mit denen er wenig zu thun hatte, weil er die Sachen so nahm, wie sie ihm Robespierre vorstellte.

Die Notizen aus der Zeit, als er nur noch Mitglied der Centraladministration des Directoriums seines Departements war, betreffen blos den damaligen Zustand der Dinge in Frankreich. Sie sind enthalten auf zwei Blättern der Denunciationsprotocolle der Gemeinde Arras. Diese Blätter rifs Lebas selbst aus dem Protocoll, als er nach Paris ging, dies beweiset allerdings seine Menschlichkeit, aber auch zugleich, durch welche Mittel auch diese redlichen Männer, die keinen Sansculotismus zur Schau trugen, ihr System zu begründen hofften. Aus diesen Protocollen nämlich, welche Lebas selbst aufgenommen hatte, geht hervor, dafs in und um Arras und in dem ganzen Departement alle rechtlichen Leute, die neuen Administrations- und Gerichtsbehörden sogar, an ihrem alten Glauben hingen, dafs sie die altglaubigen, aber geachteten unbeeidigten Priester insgeheim und auch öffentlich gegen die in der Regel leichtfertigen beeidigten in Schutz nahmen. Dies veranlafste dann im August und September 1792 unzählige Spionereien und geheime Anklagen, die alle ad acta genommen wurden und zu Verfolgungen Anlafs gaben, ohne dafs der Angeklagte, der etwa Messe gehört oder der Predigt des Unbeeidigten beigewohnt hatte, über die im Stillen gemachte Anklage des Incivismus auch nur gehört wurde.

Dafs der sogenannte Berg und die Gironde schon im October 1792 so vollständig entzweit waren, dafs an keine Aussöhnung mehr zu denken war, sieht man hier gleich vorn aus einem Briefe Lebas an einen Freund, worin die Gräuel am zehnten August und in den Septembertagen mit einer

Digitized by Google

Ruhe, Kälte, Mäfsigung entschuldigt werden, die uns fast noch mehr schaudern macht, als Marats blutiger Wahnsinn; wir erschrecken, wenn wir hier sehen, wohin politische Begeisterung und Hoffnung, dafs Verbrechen Tugend erzeugen werden, selbst den edeln, wohlwollenden Mann führen kann. Der wackere Mann schreibt seinem Vater und scheinbar ohne Absicht zu täuschen, dafs die Pariser Municipalität brav sey, der Mörder und Frevler seyen wenige, wenn die Septembriseurs und die, welche sie gedungen hatten, verabscheut würden, so seyen Brissot, Roland u. s. w. Schuld, sie wollten Frankreich föderalisiren. Wir wollen eine Stelle S. 13 übersetzen:

Das ist der entschiedene Plan, den man denen zuschreibt, welche ihre übrigens sehr schätzbaren Talente anwenden, um die Ereignisse zu verschreien, von denen die Revolution des zehnten August begleitet war, ganz besonders aber die schrecklichen Tage des 2. und 3. Septembers. Diesem Plan verdankt, wie man sagt, das neue Wort Erreger demagogischer Umtriebe (agitateur du peuple) seinen Ursprung, welches dem eines Partheimachers oder Republicaners der royalistischen Zeit ein wenig gar zu ähnlich ist. — — — Es ist wahrlich gar zu ungeschickt und gar zu unklug, dafs diese Declamatoren den 2. September dem ganzen Europa nur als eine Wirkung des Verbrechens darstellen, statt dafs man ihn zur Ehre der Nation und der Revolution als völlige Ausführung dessen, was am zehnten August begonnen war, darstellen sollte. Was mich angeht, wenn ich über alle Umstände der Mordthaten nachdenke, so kann ich darin nichts als eine Sicherheitsmafsregel finden, welche zum Erfolg des zehnten Augusts nothwendig war, und wenn die Menschheit über so zahreich gemordete Opfer und besonders über die grausamen Mifsgriffe dabei seufzt, so gewährt es einem doch einige Erleichterung, wenn man denkt, dafs das Schwert des Gesetzes auch aufserdem die mehrsten dieser Opfer würde getroffen haben, und dafs blos, weil dieses Schwert nicht gehörig gebraucht ward, diese Gewaltthätigkeit nöthig wurde. Dann spricht er etwas dunkel von den unbeeidigten Priestern; endlich freut er sich über Thomas Payne, mit dem sie zu Mittage speiseten, und sich durch einen Dolmetscher mit ihm unterredeten. Ludwig XVI nennt er hier Louis-le-dernier.

Digitized by Google

Auch im Folgenden bemerkt man mit Erstaunen, wie der bescheidene, von allem Ehrgeiz durchaus entfernte Mann ganz und durchaus für Robespierre eingenommen ist, und das ganze System des Bergs für vortrefflich hält. Solche Leute, redlich, wacker, bescheiden, in jeder andern Rücksicht als in der politischen ehrenwerth, konnte natürlich Robespierre, der jede Überlegenheit beneidete, vortrefflich gebrauchen, und er hatte in der That den guten Lebas ganz bezaubert. Es will viel sagen, wenn ein Mann, wie Lebas, der als Advocat doch Glück gemacht hatte, sich des Triumphs ganz entschlägt, auch einmal Phrasen zu machen, wie andere, und applaudirt zu werden. Er sagt in dieser Beziehung in einem Briefe an seinen Vater vom 3. October 1792. p. 17:

Trop de grands talens s'y (im Convent) font distinguer pour que j'émette sans nécessité une opinion que d'autres développeront mieux que moi. L'essentiel est de bien faire, de bien écouter pour bien opiner, et de ne parler que quand on a à dire une vérité qui sans vous échapperoit aux autres. *Ce n'est pas de notre gloriole personelle qu'il s'agit aujourd'hui,* mais du salut de la république. Voilà mes principes et j'y tiens d'autant plus fortement qu'ils sont ceux de beaucoup de députés à la supériorité desquels je me plais à rendre hommage.

Der alte Vater scheint den rechtlichen Girondisten gewogener gewesen zu seyn, der Sohn spricht sich hier in ganz vertrauten Briefen so aus, dafs man sieht, wie schon im December 1792 das Schicksal der Gironde unter den Jacobinern entschieden war. Sie wurden bekanntlich das Opfer ihrer eigenen Schwäche. Hier heifst es erst p. 18: ihr Benehmen ist nicht das Benehmen wahrer Vaterlandsfreunde, sondern gleicht ganz dem der Feuillans, deren Styl und Maximen sie ungefähr angenommen haben, und welche, sonderbar genug, zugleich mit den Aristokraten unter ihren Anhängern figuriren. Diese verbinden sich jetzt mit ihnen, um die öffentliche Meinung irre zu leiten, die eifrigsten Vertheidiger der Freiheit um ihre Popularität zu bringen und Freiheit mordende Decrete hervorzurufen. In einem andern Briefe p. 19 heifst es:

Sie sind, um alles zu sagen, diejenigen, welche den Aufschub des über Capet zu haltenden Gerichts bewirkt und uns in ein Labyrinth von Formen verwickelt haben. Übrigens bemerken sie (d. h. sein Vater), dafs die Leute selbst in der

Digitized by Google

Sache Capets mittelbarerweise beschuldigt sind, und dafs sie sich wohl in Acht genommen haben, ihre Meinung schriftlich zu geben. Das ist vielleicht der Schlüssel zu ihrem Betragen.

Wir wollen, um zu zeigen, wie grofs der Fanatismus war, der gerade die Besten, die gar nicht ahneten, was hinter den Coulissen vorging, am heftigsten ergriff, einige Zeilen aus den Briefen des sanften und liebenswürdigen und verständigen Mannes ausheben, in denen er, wie ein Cannibale, über die Verurtheilung Ludwigs frohlockt, und ihn wie ein Narr einen Tyrannen schilt. So traurig das ist, so erfreulich bleibt es gleichwohl, dafs doch wirklicher Fanatismus vorhanden war, nicht blos vorgeblicher. Man freut sich über Lebas, wie über eine gewisse Classe von Päbstlern und Pietisten, die man loben und lieben mufs, wenn man sie mit der Masse der Augendiener vergleicht.

Erst heifst es hier S. 21: Die Freunde des Königs haben Alles gethan, um ihn zu retten; sie haben die Maske abgezogen. Die Patrioten haben gesiegt, ich hoffe, die Eingenommenheit gegen sie wird aufhören. Ich hoffe, dies merkwürdige Ereignifs wird dem politischen Körper seine Energie wieder geben. Dann auf derselben Seite: Endlich, mein lieber Vater, ist der Tyrann nicht mehr; die Hinrichtung ist diesen Morgen mit der gröfsten Ordnung vor sich gegangen. Das vom Oberhaupte der Verschwörer befreite Volk hat, als sein Kopf gefallen war, laut gerufen: Es lebe die Nation, es lebe die Republik!

Ueber die bekannte erste republicanische Constitution von 1793 spricht er sich in einem an seinen Vater gerichteten Briefe vom 19. Februar auf eine solche Weise aus, dafs man deutlich sieht, auf welche Weise die leitenden Männer der Jacobiner die wohlmeinenden, aber beschränkten Freunde zu täuschen verstanden. Vorher werden die Girondisten des Moderantismus beschuldigt, hier der Übertreibung. Es heifst S. 23:

Ich glaube, dafs diese Constitution ein todtgebornes Kind ist, obgleich sie von den Brissotinern, die so lange den Convent geleitet haben, verfertigt ist. Man kann gleich auf den ersten Blick sagen, dafs die democratischen Grundsätze darin übertrieben sind, und dafs sie ganz darauf berechnet ist, die republicanische Regierung verhafst zu machen. Wahrscheinlich wollen die, welche sie gemacht haben, jetzt ihrerseits die Jacobiner für Feuillans ausgeben. Vielleicht erinnern sie sich auch, dafs die Feinde der Gracchen in Rom dem Einen derselben, der als Tribun durch seine Anhänglichkeit an der Sache des Volks bekannt war, die Volksgunst dadurch zu rauben verstanden, dafs sie seine Grundsätze als übertrieben und übermäfsig democratisch darstellten.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Lebas: Correspondance inédite.

(Beschlufs.)

Über Marat und den Kampf auf Leben und Tod zwischen der Gironde und dem Berge im April 1793 drückt er sich in einem Briefe an seinen Vater ganz auf dieselbe Weise aus, wie man damals in den Clubbs zu reden und in den Zeitungen zu schreiben pflegte. Es heifst S. 24:

Die gegenwärtige Lage des Convents ist keineswegs erfreulich. Die Parthei, welche die eifrigsten Patrioten, das heifst diejenigen, welche Dumourier den gesunden Theil des Convents nennt, Anarchisten schelten, beherrscht uns in diesem Augenblick. Sie haben so eben einen ihnen sehr unbequemen Aufpasser dadurch entfernt, dafs sie Marat haben verhaften lassen.

Im September brauchte man einen Mann wie Lebas in Paris nicht mehr, er war aber, wie Sct. Just bei den Armeen, besonders darum sehr nützlich, weil er ein rechtlicher und unbestechlicher Mann war. Von den Billetten an Robespierre, die er auf dieser Mission schrieb und welche hier abgedruckt sind, scheint uns nur ein einziges ein Interesse zu haben, weil es zeigt, mit welcher Verachtung die wahren Enthusiasten unter den Jacobinern von jeher die Dantonisten betrachteten. Einige der Cordeliers, auch Herault de Sechelles, waren, als sich Sct. Just und Lebas in Strasburg befanden, ebenfalls an den Rhein geschickt worden; darüber schreibt Lebas an Robespierre S. 38:

Herault zeigt uns so eben an, mein lieber Robespierre, dafs er in das Departement des Oberrheins geschickt ist. Er schlägt uns vor (13 du second mois de l'an 2), mit ihm in Briefwechsel zu treten; unsere Überraschung ist ungemein grofs. Übrigens ist das nicht das Einzige, was uns überraschend scheint u. s. w. Darunter schreibt Sct. Just mit eigener Hand die folgenden Zeilen, die schon mehr den jugendlich aufbrausenden Mann verrathen:

Das Zutrauen hat keinen Werth mehr, wenn man es mit

Digitized by Google

nichtswürdigen (corrompus) Menschen theilt; dann thut man seine Pflicht blos aus Liebe zum Vaterlande und dies Gefühl ist reiner.

Die Briefe, die Lebas an seine Frau und an seine Schwester schrieb, nehmen den übrigen Theil des Hefts ein und zeigen sowohl Lebas als Sct Just von der schönsten Seite. Wie einfach, wie zart, wie wahr, wie treu, wie rein empfindend, wie ruhig und freudig erscheinen sie mitten im schwierigsten und schrecklichsten Geschäft! Sie schreiben sich dabei Grausamkeit und Unbarmherzigkeit als Pflicht vor und rechnen sie sich als Tugend an, sie deuten sogar der Frau und Schwester an, dafs sie, wenn sie sich die geringste Fürsprache erlauben, nach Paris zurückgeschickt werden sollen! Welches räthselhafte Ding ist doch des Menschen Herz! wie schwer ist die Gränze zu bestimmen, wo das Schlechte aufhört schlecht zu seyn oder wo das Gute gut wird!! Wir wollen zum Schlufs nur eine Stelle aus Lebas Briefe an seine Frau über Naturschönheiten im Elsafs ausheben. Der Brief ist aus Zabern 8. Frimaire an 2; dort heifst es: Das Land, wo ich mich befinde, ist prächtig. Nirgends habe ich die Natur schöner, majestätischer gefunden; es ist eine zusammenhängende Kette von hohen Bergen, eine Abwechselung der Aussichten, welche die Augen erfreut und das Herz entzückt. Wir, Sct Just und ich, waren diesen Morgen auf einem hohen Berge, auf dessen Spitze ein altes zerstörtes Schlofs liegt, welches auf einem unermefslichen Felsen gebaut ist. Wir wurden alle beide, wie wir die umliegenden Gegenden betrachteten, von einem köstlichen Gefühl durchströmt. Es ist der erste Tag, dafs wir einige Stunden Muse haben. Aber mir, mir fehlt etwas, ich möchte dich neben mir haben, mit dir die innere Bewegung theilen, welche ich empfand. Der Gedanke hat mich schon oft im Innersten der Seele betrübt, und wahrlich! es bedarf der ganzen Hingebung, deren der wahre Patriotismus fähig ist, um u. s. w.

Ref. glaubt hinreichend angedeutet zu haben, wie schätzbar diese Documente für die Familie des Mannes seyn müssen, den man nach seinem Schicksal und nach der Verurtheilung, die er freiwillig mit seinem Freunde und Verwandten Robespierre theilte, für einen blutbefleckten, neidischen, herrschsüchtigen Menschen halten sollte. Ref. glaubt zugleich deutlich gemacht zu haben, warum er den Briefen ein bedeutendes

Digitized by Google

psychologisches Interesse zugeschrieben hat, er ist etwas ausführlicher dabei gewesen, weil diese Blätter schwerlich in Deutschland weit verbreitet sind.

Schlosser.

Die specielle Pathologie und Therapie nach dem jetzigen Standpunkte der medicinischen Erfahrung zum Gebrauch für praktische Ärzte bearbeitet von Dr. F. A. G. Berndt, Inhaber des königl. preufs. rothen Adlerordens vierter Klasse, königl. Geh. Medicinalrathe, ordentl. Professor u. s. w. Zweite Abtheilung: Die Lehre von den Entzündungen Bd. I. Greifswald, akadem. Buchhandlung von C. A. Koch. 1836. *XXVIII u.* 750 *S. gr.* 8. *Zweiter Band* 1. *u.* 2. *Abth.* 1083 *S.* 1837—1838.

Der Verf. verkennt nicht die grofsen Schwierigkeiten, welchen eine Bearbeitung der Lehre von der Entzündung bei dem jetzigen Stand unserer Kenntnisse über diesen Krankheitsprocefs unterliegt, für welche, wie es in der Vorbemerkung heifst, die Kräfte eines Einzelnen kaum ausreichend gehalten werden können. Es ist der Zweck des Herrn Vrfs., diese Lehre in der Art ausführlicher zu erörtern, dafs er darüber alles dasjenige mittheilt, was ihm eine nüchterne Beobachtung und eine vom theoretischen Schwindel freie Reflexion zur Ausbeute dargeboten haben. Er fafst die Entzündung in einem so weiten Begriff, dafs fast alle Krankheiten, die nicht (idiopathisches) Fieber und nicht Neurose sind, in die Classe der Entzündung fallen oder in deren Kreis hereingezogen werden können. Er definirt sie nämlich dem Wesen nach als örtliche quantitative und qualitative Verstimmung der im Blute und der organisirten Materie wirksamen allgemeinen Lebenskraft (der organischen Vitalität) mit andauernder Blutcongestion und veränderter organischer Plastik ausgesprochen sowohl in der Richtung activer Reizung und einer abnormen Trennung und Ausscheidung der Bildungsstoffe des Blutes, als auch in der Richtung gesunkener organischer Vitalität und Hinneigung zur Auflösung der organisirten Materie. Der äusseren Erscheinung nach aber ist sie ihm die örtlich begränzte Krankheit, welche in die Erscheinung tritt durch eine krankhafte Röthe und Farbenveränderung, durch Anschwellen der ergriffenen Stelle, durch einen veränderten Zustand der Temperatur und der Empfindung und durch besondere pathologische Veränderungen des Gewebes: an welche topischen Er-

Digitized by Google

scheinungen sich die Störung der Function des leidenden Theils, in vielen Fällen ein Kreis von Reactionssymptomen auf den gesammten Lebensprocefs und oft auch eine Zahl von Mitleidenschaftssymptomen in Theilen gesellen, die mit dem entzündeten in organische Verbindung oder in Sympathie gestellt sind. So vereinigt also der Verf. den örtlich gesteigerten und den örtlich verminderten Lebensprocefs in der Sphäre des Blutlebens in Einem Bilde. Diese Art, Entgegengesetztes zusammenzufassen, nöthigt ihn, die Entzündung sogleich in zwei Hauptabtheilungen zu bringen, von denen die erste die wahre oder active, sthenische, die zweite die passive, asthenische, heifst. Obwohl Ref. seither der Meinung war, dafs nur die erste Abtheilung des Verfs., welche nämlich in einem örtlich krankhaft gesteigerten Lebensprocefs in der Sphäre des Blutlebens begründet ist, Entzündung genannt werden könne, möchte er ihn doch über die Ausdehnung des Begriffs nicht tadeln, wenn sie nicht sonst zu Inconvenienzen führte, da es ihm selbst, wie dem verehrten Herrn Verf., weniger auf den Namen als auf die Sache ankommt.

1. Die wahre oder active Entzündung (Inflammatio vera, activa, sthenica). In den Paragraphen 6—8 handelt der Vf. von den Erscheinungen, welche die active Entzündung begleiten und von der Diagnose derselben. Zu den Mitleidenschaftssymptomen gehört die Crusta phlogistica, welche dem Verf. ausser der Gränze des Körpers noch fortgesetzte Lebensäusserung des Blutes in der Richtung der organischen Bildung ist. Die anatomischen Zeichen werden hauptsächlich nach Gendrin angegeben. Zur Diagnose müssen ausser den Krankheitserscheinungen, die häufig allein zu keiner Gewifsheit führen, die ursächlichen Momente benutzt werden; bei alle dem aber giebt es Fälle, die nur durch die Leichenöffnung erkannt werden: inflammationes occultae. Der Hr. Vf. führt die Umstände an, welche auf eine Verdunkelung der Erscheinungen innerer Entzündungen Einfluss ausüben. In den §§. 19—35 spricht der Vf. von dem Anfang, dem Verlauf, der Beendigung und der Dauer der Entzündung. Er unterscheidet 1) ein Stadium der überwiegenden Reizung mit activem Antrieb des Bluts, wobei die Absonderung und Ausscheidung als erkennbares Zeichen der veränderten Plastik noch zurücksteht. 2) Hierauf folgt entweder a) Erschöpfung

Digitized by Google

der Lebenskraft und Stillstand der Blutbewegung (gangraena, sphacelus), b) oder mäfsiger Nachlafs der Reizung mit Ausscheidung einzelner Bestandtheile des Bluts nach drei Gradesabstufungen, α) Ausscheidung von Serum, β) von Faserstoff, γ) Eiterabsonderung. 3) Vorwalten des organisch veränderten Zustandes des Gewebes, doch tritt dieses Stadium nicht immer ein. Die Entzündung endigt sich, genauer betrachtet, nur auf dreifache Weise: a) durch die Entfernung der krankhaften Blutreizung, welche die Neigung zur Trennung der näheren Bestandtheile des Blutes mit einschliefst. Auf diesem Wege bedarf die Entzündung zu ihrer Beendigung überall der materiellen Ausscheidung aus dem Blute, die nur nach dem Grade und der Art der Entzündung verschieden ist, anders bei der Zertheilung, anders bei der Ausschwitzung und Eiterung; b) durch Absterben der organischen Theile, Brand; c) durch Aufhebung der Function eines wichtigen Organs, welche den Tod herbeiführt. Hierauf werden die Vorzüge bei der Zertheilung, der Ausschwitzung und Eiterung, und dem Brande näher auseinandergesetzt. Zwischen der Lymphausschwitzung und der Eiterung in der Mitte liegt die Absonderung der Tuberkelmaterie. Nach unserer Meinung gehört die Tuberkelbildung nicht der Entzündung an, letztere tritt erst nachher als secundäre Erscheinung hinzu. Die Eiterabsonderung ist die Folge der durch die Entzündung veranlafsten Zerlegung des Bluts in dem leidenden Organe. Die Eiterung schliefst nach dem Vf. eine Degeneration des Eiweifsstoffes und Faserstoffes des Blutes ein, die einzig und allein durch die Entzündung hervorgerufen wird, und die diese Stoffe für die organische Ausbildung unbrauchbar, für die lebendige Substanz fremdartig macht und den chemischen Gesetzen unterwirft. Der aufgelöste, der Fäulnifs hingegebene Eiter heifst Jauche. Durch die Resorption des Eiters in die Blutmasse, welche sich durch Frost ankündigt, entsteht das hektische Fieber. Die Eiterabsonderung offenbart sich als Pyorrhoe (und Empyem), Abscefs, Verschwärung, und als reine eiternde Wunde vermittelst der Granulation. Die Fleischwärzchen sind das Product der Entzündung des Zellstoffs und das eigentliche Secretionsorgan des Eiters. Alle Organe granuliren, aber erst spät, erst nachdem sie an der eiternden Fläche durch regressive Metamorphose in Zellstoff verwandelt sind. Der Brand in seinen

Digitized by Google

zwei Abstufungen, Gangraena und Sphacelus, ist das Absterben eines noch mit dem lebendigen Herzen zusammenhängenden Körpertheiles. Der Verf. gibt zu, dafs es Fälle gibt, wo der Brand nicht Folge von der Entzündung ist. Endlich werden noch einige organische Veränderungen der Gewebe als Folgekrankheiten der Ausgänge der Entzündung betrachtet. Verhärtung, Erweichung und qualitative specifische Umwandlung der Substanz. Die §§. 36—58 enthalten die Ätiologie der Entzündung. Disponirende Momente: Zone, Klima, Genius epidemicus, Lebensalter, Geschlecht, Constitution der Individuen. Die Entzündungsbildung geht zunächst hervor aus einer solchen äussern atmosphärischen Einwirkung, die eine lebhafte imponderable Wechselwirkung zwischen der Luft und dem Körper einschliefst und die daher eine lebhaftere Äusserung der im Blute getragenen allgemeinen Lebensäusserung folgern läfst. Sie knüpft sich aber auch an individuelle körperliche Bedingungen, die ebenfalls zurückgeführt werden können auf einen gröfseren Blutreichthum, eine regere Vitalitätsäusserung im Blute, und auf eine gröfsere Activität und Frequenz des ganzen Lebensprocesses. Gelegenheitsursache wird alles, was die active Blutanhäufung und die Reizung in einem Theile bis zu einem solchen Grade steigert, dafs daraus ein Mifsverhältnifs für den plastischen Proceſs erfolgen mufs. Der Vf. macht hiebei unter Anderem gebührend aufmerksam auf die gastrischen Reize, vorzüglich den Gallenreiz, als Ursache der Entzündung. Dyskrasien sind nicht nur disponirende, sondern auch Gelegenheitsursachen derselben. Wesen der Entzündung. Ohne uns auf die Beweisführung des Vfs. einzulassen und seine pathologischen Ansichten überhaupt als bekannt voraussetzend führe ich das Resultat seiner Untersuchungen mit seinen eigenen Worten an: „Die Entzündung ist ein Erkranken der lebendigen Totalität des Gewebes; das Blut, die Lebenskraft und das Gewebe haben dabei einen Antheil. Der Krankheitsproceſs wird gehalten in einer krankhaft veränderten lebendigen Wechselbeziehung zwischen dem Blute und dem Gewebe, so dafs bald von der einen bald von der andern Seite der Anfang gemacht wird. Diese veränderte lebendige Wechselbeziehung, bei deren Beginn die auf die Capillargefäfse wirkenden reproductiven Nerven allerdings eine Rolle spielen, mufs sich aussprechen in Hinsicht der Qualität theils in vermehrter,

Digitized by Google

theils in verminderter Wechselbeziehung, in Hinsicht der Qualität in mannichfaltigen durch specifische Ursachen bedingten Modificationen.“ So erhält Berndt seine zwei Abtheilungen von Entzündung, active und passive oder sthenische und asthenische. Wir haben die Auseinandersetzung dieser Ansicht Berndts von dem Wesen der Entzündung mit grofser Befriedigung gelesen, und wären ganz damit einverstanden, wenn der Herr Vf. die zweite Abtheilung aus dem Begriffe der Entzündung ganz weggelassen hätte. Offenbar ist ihm diese asthenische Entzündung selbst lästig und kommt immer nur als hinkender Bote nach. Wir hätten um so mehr gewünscht, dafs dieselbe weggeblieben wäre, weil die Therapie der sthenischen und der asthenischen Entzündung im Sinne des Verfs. eben so entgegengesetzt ist, als die innere Bedingung ihres Zustandekommens, und der Herr Verf. geht ja in der ganzen Darstellung hauptsächlich vom praktischen Standpunkte aus. — Die constituirenden Elemente der Entzündung sind: a) eine höher gesteigerte Vitalität im organisirten Gewebe, wie im Blute, Reizung; b) die Norm übersteigende Blutanhäufung; c) veränderte organische Plastik. Hienach lassen sich mehrere Gradesabstufungen der Entzündung erkennen. Ausserdem aber erfährt die Entzündung Modificationen, je nachdem das gegenseitige Verhältnifs der constituirenden Elemente der Entzündung zu einander in die Erscheinung tritt: 1) phlegmonose Entzündung, bei welcher ein mehr gleichmäfsiges Zusammenwirken aller dieser Elemente Statt findet, 2) Entzündungen, wo eines oder das andere Element vorwaltet: a) erethische, b) hypostatische, venöse, c) exsudative und adhäsive Entzündung, inflammatio induratoria und suppuratoria; 3) chronische Entzündung. Die sogenannten Neurophlogosen verweist der Verf. theils in die asthenische Entzündung, wie die Stomacace, den Cancer aquaticus, die Anthraxbildung und die Gastromalacie, theils nimmt er bei einigen, wie beim Hydrocephalus acutus und Trismus neonatorum, ein unmittelbares Nervenleiden an, theils sind sie solche Entzündungen, welche die Combination mit einem Nervenleiden mit aufnehmen, wie in dem Keuchhusten, der Ruhr, der Influenza, der Angina membranacea. Das Leiden der Nerven scheint von einer entzündlichen Reizung des Neurilems auszugehen und mit dem rheumatischen Charakter in einer sehr nahen Beziehung zu stehen. Die

Digitized by Google

§§. 59—64 enthalten nun eine Übersicht der Differenzen, die sich bei der Ausbildung und dem Verlauf der Entzündung darbieten, näher. Die §§. 65. 66. enthalten die Vorhersage der Entzündung. In den §§. 67—91 erläutert der Verf. die Kur der E. im Allgemeinen. 1) Kur der Ursachen; 2) Kur des Wesens der Entzündung, a) im Allgemeinen. Der Vrf. geht die Heilmittel durch nach den Elementen der Entzündung, welche sind: Blutanhäufung, Reizung, leichte Trennbarkeit des in seiner Qualität veränderten Bluts (s. oben). B. beurkundet hier den erfahrenen und scharfsinnigen Praktiker, er nimmt verschiedene neu empfohlene Mittel und Methoden nur mit Vorsicht, und wenn er sie selbst erprobt hat, auf. Wir stimmen ihm ganz bei, wenn er sagt, Blutentziehungen seyen durch kein Mittel zu ersetzen, und diese Wahrheit jüngeren Ärzten recht ernstlich ans Herz legt. b) Kur der Entzündung nach der durch das überwiegende Hervortreten einzelner Elemente modificirten Wesensgestaltung derselben. c) Kur der E. mit Rücksicht auf die von ihr eingegangenen Combinationen. d) Kur der E. in Rücksicht auf das Stadium ihres Verlaufs und ihre verschiedenen Ausgänge.

2) Die asthenische Entzündung (Inflammatio asthenica, passiva). Die Grundverhältnisse der hieher gehörigen Krankheitsprocesse sind, gegeben in einem gesunkenen Reizungszustande, der auf eine unter die Norm verminderte Lebensspannung schliefsen läfst, in einer passiven Blutanhäufung, die Folgerungen auf eine verminderte Wechselbeziehung mit der organischen Substanz gestattet, und endlich in einer Verletzung des Bildungsstrebens, die nicht, wie bei der activen Entzündung, von einer Tendenz des Blutes zur leichteren Trennung seiner näheren Bestandtheile ausgeht, sondern viel mehr ein Untergehen der Eigenthümlichkeit, ein Verschmelzen derselben zu einer aufgelösten homogenen Flüssigkeit einschliefst. Wir finden demnach dieselben Bildungselemente wie bei der activen E., aber im entgegengesetzten Charakter, ausgesprochen. Der Verf. geht die Erscheinungen und die Ursachen wie bei der activen E. durch, und theilt dann die asthenische E. in die a) Infl. torpida, b) Infl. hypostatica oder venosa passiva, c) cachectica, wozu die Erweichung gehört, d) gangraenosa, sphacelosa. Prognostik, Kur. Die antiphlogistische Methode ist unter allen Umständen nur in einem beschränkten Mafse auszuführen. Im Allgemei-

Digitized by Google

nen hebe man die Lebenskraft, vermindere die Blutstockung, verbessere die Säftemischung. Hierauf handelt der Vf. speciell von dem Hospitalbrand, dem Milzcarbunkel, der durch Rotzgift erzeugten Vergiftung und Brandentzündung, sowie demjenigen mit Brandentzündung verbundenen Vergiftungszustande, welcher mittelst Verwundungen bei Leichenöffnungen, oder durch sonstige anderweitige Einimpfung eines fauligen Zunders hervorgerufen wird (§§. 116—157). Da diese Entzündungen ihre Eigenthümlichkeit durch ihre specifische Ursache erhalten, und in ihrer Ausbildung an bestimmte Gewebe und Systeme nicht gebunden sind, so hielt der Vf. es für passend, sie an die allgemeine Betrachtung der asthenischen Entzündung anzureihen. Den Hospitalbrand hält der Vf. für einen Morbus sui generis, der aber häufig mit dem Lazarethfieber (Typhus) in Verbindung trete, woraus dann die bösartigsten Epidemieen hervorgehen. Die Behandlung betreffend, so giebt B. einer concentrirten Auflösung von Chlorkalk, womit die Charpie betupft wird, oder der Anwendung desselben in der Form eines Breies bei heftigerem Grad der Krankheit den Vorzug vor allen andern Mitteln. In den hartnäckigsten Fällen ist die Anwendung des Glüheisens gerechtfertigt. In Beziehung auf die Pustula maligna hält der Verf. nach eigenen Beobachtungen sowohl als nach denen von Barez u. A. für wahrscheinlich, dafs sich dieselbe auch ohne Mittheilung durch die Thiere selbständig im Menschen entwickeln könne. Auch statuirt er ein allgemeines Erkranken durch Einflufs des Milzbrandcontagiums ohne (ursprünglich) örtliches Leiden.

Die Lehre von den Entzündungen einzelner Theile beginnt mit §. 158. S. 267. I. Von den Entzündungen der im Organismus allgemein verbreiteten Gewebe und Systeme. 1. Entzündung des Zellgewebs in Zellgewebsverhärtung der Neugebornen, welche unter die Rubrik der Subinflammation des Zellgewebs kommt, beschreibt der Vf., da er selbst sie nie beobachtet, nach Heyfelder und Billard. Die Darstellung der idiopathischen acuten Zellgewebsentzündung, sowohl der reinen als der mit rosiger Entzündung gepaarten, ist ausgezeichnet, und das vom Verf. angegebene Kurverfahren zeigt den erfahrenen Meister. Von den symptomatischen acuten Zellgewebsentzündungen betrachtet der Vf. hier die Phlegmatia alba dolens genauer, als welche unter allen Umständen einen se-

Digitized by Google

cundären Entzündungszustand des Zellgewebs an den Schenkeln darstellt, der sich an eine Entzündung der Venen des Beckens und des Schenkels, auch an die Entzündung der Lymphgefäfse knüpft. Hierauf wird der Furunkel und der Carbunkel betrachtet. Die für den glücklichen Ausgang so wichtige Behandlung des letzteren beginnt der Vf. immer mit einem tiefen kreuzweisen Einschnitt — gewifs das Zweckmäfsigste, was man thun kann und thun mufs. Ref. erlaubt sich, den Herrn Vf. hier auf eine eigene, im Laufe der letztverflossenen Jahre von ihm selbst öfters beobachtete Form von Inflammatio telae cellulosae induratoria circumscripta, welche die Gegend des Gesichts und Halses um die Parotis und die Glandula submaxillaris befällt, einen mehr oder weniger acuten Verlauf hat, bei verspäteter, unzweckmäfsiger oder unkräftiger Behandlung (durch starke Hautreize, Ätzmittel, Einschnitte etc.) leicht tödtlich wird oder eine chronische Form annimmt, aufmerksam zu machen.

2. Von der Entzündung der serösen Häute. Es ist entschieden, dafs die serösen Häute sich entzünden. Wichtig ist in dieser Hinsicht ihre häufige Verbindung mit fibrösen Geweben. Die Entzündung der serösen Häute nimmt häufig den Ausgang in Exsudation. §. 212 — 227.

3. Von der Entzündung des fibrösen Gewebes §. 228 — 326. Nach einigen allgemeinen Erörterungen über die Entzündung des fibrösen Gewebes betrachtet der Verf. ausführlicher 1) das Panaritium; a) die Entzündung hat ihren Sitz in der fibrösen Schichte der Cutis, P. cutaneum; b) sie hat ihren Sitz in der Sehne und der Sehnenscheide, P. tendinosum; c) die Entzündung hat ihren Sitz im Periosteum; α) es leidet das P. eines Fingers oder Mittelhandknochens, β) der Vorderarmknochen; d) die E. hat ihren Sitz in der Wurzel des Nagels. 2) Von dem Rheumatismus. Streng genommen gehört dieser Krankheitsprocefs nach der eigenen Ansicht des Verfs. von dessen Wesen nicht hieher. Der Verf. betrachtet nämlich den reinen Rheumatismus als einen auf einer einfachen dynamischen Affection beruhenden Krankheitszustand, welche sich nicht nur als eine eigenthümliche darstellt, sondern auch die überwiegende Grundlage des Krankheitsprocesses bleibt bis zu dem Grade der Ausbildung, wo sie durch das (secundäre) Auftreten einer ausgebildeteren Entzündung verdrängt wird. Über die eigenthümliche dynamische Af-

Digitized by Google

fection aber, welche dem Rheumatismus zu Grunde liegt, stellt der Verf. die Hypothese auf, dafs eine Anhäufung positiver Electricität in den fibrösen Häuten, wodurch ein krankhafter Vitalzustand derselben erzeugt werde, die innere Ursache des rheumatischen Krankheitsprocesses sey. Übrigens hat der Verf. das Kapitel vom Rheumatismus nach allen Beziehungen mit grofsem Scharfsinn und zugleich durchaus praktisch abgehandelt. Mehrere Wiederholungen, besonders in der Therapie, hätten vermieden werden können.

4. Die Entzündung der Knochen und der Knochenhaut, Ostitis und Periostitis §. 327—340. Beschränkt sich auf das Allgemeine.

5. Von der Entzündung der Drüsen im Allgemeinen, Adenitis, Inflammatio glandularum, §. 341—385. Nach einigen allgemeinen Erörterungen werden näher betrachtet A) die Entzündung der Brustdrüse; 1) die Entzündung der Brüste bei Neugebornen; 2) die Entzündung der Brüste bei Weibern, a) ausser der Periode des Säugens. Gegen die mit Geschlechtsaufregung verbundene Reizung der Brüste bei jungen Mädchen rühmt der Verf. im äussersten Falle aus Erfahrung die äussere Anwendung des Camphers. b) Die Brustdrüsenentzündung während der Zeit der Milchabsonderung. Der Verf. hat einen merkwürdigen Fall beobachtet, wo eine partielle, sich in einen Abscefs endende Brustentzündung eine Mania puerperalis mit bedeutender Aufregung der Geschlechtslust hervorrief, welche mit der Eröffnung des Abscesses schnell wieder ihr Ende erreichte. Zu Verhütung der Brustdrüsenentzündung müssen die Brüste gehörig ausgesogen, auch bei wunden Warzen darf das Anlegen des Kindes nicht unterlassen werden B. empfiehlt in diesem Fall einen gläsernen Warzendeckel, an welchem oben ein Stückchen Fensterschwamm mit einem Florüberzuge befestigt ist, auf die Warze zu setzen und dann das Kind saugen zu lassen. B) Die Entzündung der Speicheldrüsen und insbesondere der Ohrspeicheldrüse. 1) die Parotitis epidemica, 2) P. sporadica: traumatica, symptomatica und sympathica, mercurialis, metastatica, dyscrasica und zwar scrophulosa, arthritica und carcinomatosa. C) Die Entzündung der Schilddrüse.

6. Die Entzündung der Lymphgefäfse und Lymphdrüsen. §. 386—395.

7. Von der Entzündung der Schleimhäute §. 396—407.

Digitized by Google

Der Verf. stellt folgende allgemeine Formverschiedenheiten derselben auf: 1) erythematische, 2) blennorrhoische, 3) pseudomembranöse, 4) pustulöse, 5) kachektische Form; letztere ist wieder a) ödematös, b) Erweichung, c) Putrescenz, d) brandige Schleimhautentzündung; dann werden besondere Combinationen betrachtet: 1) Catarrh. Derselbe ist nach dem Vf., ähnlich dem Rheumatismus, in einer dynamischen Verstimmung des Organismus begründet, welche von einem besonderen ursächlichen Verhältnisse ausgeht, (welches wahrscheinlich ein abweichendes Verhalten der thierischen Electricität veranlafst), und schliefst in seiner Localaffection zwar die Tendenz zur Entzündungsbildung ein, auf der niederen Stufe der Ausbildung erreicht er dieselbe nicht, sondern setzt nur eine specifische dynamische Reizung voraus, bei welcher ein abgeänderter Vitalitätszustand der Nervenpapillen in hohem Grade concurrirt. 2) Contagiöse Schleimhautentzündung, 3) Erysipelas der Schleimhäute; 4) symptomatische, bei acuten Exanthemen u. s. w.; 5) metastatische Schleimhautentzündung; 7) Combination mit Dyskrasien.

8. Von der Entzündung der äussern Haut, Dermatitis, Cutitis. §. 308—463. Der Vf. rechnet nicht hieher die acuten Exantheme im engern Sinn, wohl aber das Erythem und das Erysipelas, und stellt folgendes Schema auf: 1) Erythemata, a) das reine topische Erythem, b) das combinirte, α) das mit inneren ursächlichen Verhältnissen combinirte Erythem mit seinen verschiedenen modificirten Formen, β) das Fratt- oder Wundseyn, Intertrigo; 2) die topischen Hautentzündungsformen, Dermatitis, a) die reine, durch äussere mechanische und chemische Reize erzeugte, b) die symptomatische, secundäre, topische Hautentzündung, falsche Rose, Erysipelas spurium, Pseudoerysipelas, c) combinirte topische Hautentzündung, α) Verbrennungen, β) Erfrierungen, γ) Entzündung von Insektenstichen. 3) Brandige Hautentzündung, a) Decubitus, b) gichtischer Hautbrand, c) specifischer Hautbrand. 4) Die wahre Rose, Erysipelas. Ref. hat sich gewundert, bei der Kur der Verbrennungen den Seifenbrei nicht angeführt gefunden zu haben. Dieses Mittel leistet bei Verbrennungen aller Grade zu Anfang die besten Dienste, verhütet aber Blasenbildung und Eiterung nicht, wie wohl behauptet worden ist. Nach mehrtägiger Anwendung dieses Mittels tritt ein Zustand von Nervenerethismus ein, der das-

Digitized by Google

selbe nicht mehr verträgt, vielmehr die Anwendung reizmildernder Mittel erfordert. Bei ausgedehnteren Verbrennungen thun jetzt Umschläge von mit lauwarmer Milch getränkten feinen leinenen Tüchern am besten. Stellen von geringerem Umfang bedeckt Ref. mit einem Pflaster aus Sperma ceti und cicuta, wodurch der Schmerz sehr in Schranken gehalten und eine baldige Vernarbung ohne Verunstaltung erzielt wird. Die Seife erscheint als gelindes Reizmittel der neuerlich empfohlenen Auflösung von Höllenstein ähnlich zu wirken, welche ebenfalls in der späteren Zeit nicht mehr paſst. Ein streng antiphlogistisches Verfahren von Anfang an und besonders die Anwendung des Bleies taugt nichts und bringt den Lebenszustand der betreffenden Hautparthie so weit herunter, daſs die Heilung und Vernarbung sich sehr lange verzögert. Die Rose faſst der Verf. ganz naturgemäſs als einen auf ein dynamisches, in dem krankhaften Consensus zwischen der Haut, den Nieren und dem Lebersystem begründeten, und ein materielles Element, was in einer besondern Stimmung des biochemischen Processes gesucht werden muſs (wahrscheinlich in einem qualitativen Fehler der Gallenabsonderung), zurückzuführenden Krankheitsproceſs. Auf diese Ansicht gründet sich die Therapie, welche der Verf. mit groſser Umsicht durchgeht.

9. Von der Entzündung der Muskeln §. 464. Nur Weniges ganz im Allgemeinen.

Von den Entzündungen des Blutcirculationsapparats. 1. Von der Entzündung des Herzens und seiner Umkleidung im Allgemeinen. A. Die Entzündung des Herzbeutels, Pericarditis, §. 467—478. Der Vf. hätte hier noch der Krankheit, welche Seidlitz in Heckers neuen wissenschaftlichen Annalen unter dem Namen Morbus cardiacus oder Pericarditis exsudatoria sanguinolenta meisterhaft gezeichnet hat, Erwähnung thun dürfen. B. Die Entzündung des Herzens selbst, Carditis, §. 479—490. Der Verf. stellt eine Endocarditis chlorotica als eigene Form der Entzündung des Encardium auf, die er bis jetzt achtmal beobachtet hat. Die Krankheit ist unmittelbare Folge von Erkältung und entsteht durch dieselbe bei früher gesund gewesenen Individuen und macht immer einen chronischen schleichenden Verlauf. Der Vf. bittet diese von ihm beobachtete Form der *Endoc. chlorotica* nicht mit den bei der chlorosis überhaupt gewöhnlichen Störungen der Herz-

Digitized by Google

function zu vergleichen. Ref. hält diese Entzündung des Herzens, deren Vorkommen in der Chlorose näher nachgewiesen zu haben Berndt's Verdienst ist, überall mehr für Folge als für Ursache der eigenthümlichen krankhaften Beschaffenheit des Bluts in dieser Krankheit, welche ein Zurückgesunkenseyn desselben auf eine niedere Stufe organischer Ausbildung darstellt, und welche bei der Diathese so vieler junger Mädchen entweder allmälig sich ausbildet, oder auch nach Einwirkung einer Gelegenheitsursache, wie die Erkältung, plötzlich entsteht. Über die Carditis und Pericarditis infantum hat der Vf. keine zureichenden Beobachtungen und hält diesen Krankheitszustand überhaupt als einen selbstständigen für sehr selten. 2. Von der Entzündung der Arterien §. 491—498. 3. Von der Entzündung der Venen §. 499—520. Unter den disponirenden Ursachen zur Venenentzündung spielt die rosige Diathese eine sehr grofse Rolle, überhaupt aber eine Entmischung der Säftemasse, namentlich atrabilärer Art. Daher hat auch der Aderlafs bei einem Individuum, so wie zu gewissen Zeiten und in gewissen Gegenden eher Venenentzündung zur Folge, als in andern. Dieses Kapitel, über welches dem Herrn Verf. mehrfache eigene Erfahrungen zu Gebot stehen, ist besonders gründlich bearbeitet. Er macht namentlich auch auf die seither öfter verkannte subacute, chronische innere Venenentzündung aufmerksam.

Von der Entzündung des Gehirns und des Nervensystems. 1. Von der Entzündung des Gehirns und seiner Häute. Der Verf. unterscheidet a) die Entzündung der harten Hirnhaut, b) die Entzündung der Spinnwebenhaut und der weichen Gehirnhaut, c) die Entzündung der Gehirnsubstanz, Cephalitis. A) Die acute Cephalitis: 1) die mit dem Ausgang in Erweichung verbundene Entzündung der Centraltheile des Gehirns. 2) die Cephalitis activa, phrenitica, a) C. phlegmonosa, b) erethica; 3) Cephalitis hypostatica. B) Die subacute u. chronische C. d) Die combinirten und durch ihre ursächlichen Verhältnisse modificirten Formen der Gehirnentzündung. Dies ist der eigentlich praktische Theil der Abhandlung von der Gehirnentzündung. Der Verf. unterscheidet die traumatische, gallige, typhöse, die vom Sonnenstich erzeugte, die symptomatische Encephalitis, ferner die der Wöchnerinnen, der Trinker, der Epileptischen und apoplektisch erkrankt Gewesenen, der Greise, der Kinder. Die Darstellung des Herrn

Digitized by Google

Verfs. beweist, wieviel hier noch zu erforschen ist. In Beziehung auf die Encephalitis der Kinder unterscheidet der Vf. 1) die Arachnitis, 2) die substantielle Gehirnentzündung mit dem Ausgang in Erweichung, für welche das kindliche Alter vermöge der weicheren Organisation der Gehirnsubstanz so sehr geneigt ist; 3) die Verbindung beider Krankheitszustände. Ausserdem schliefst aber der sogenannte Hydrocephalus acutus weiter noch ein Erkranken ein, das nicht auf Entzündung, sondern auf im Übermaafs hervortretender Secretion beruht; zu den hydrocephalischen Scheinkrankheiten gehört der Sopor bei Würmern und eine Art von Eclampsia infantum. Die Kopffraisen der Alten. Ref. findet die Ansichten des Verfs. ganz der Natur entsprechend. Bekannt sind die verwandten vortrefflichen Untersuchungen Jahns, und, was die ächt entzündlichen Zustände des Gehirns der Kinder betrifft, Rambergs über diesen Gegenstand. 2. Von der Rückenmarksentzündung, Myelitis. 3. Von der Entzündung der einzelnen Nervenzweige und Nervenabtheilungen, Neuritis.

Von den Entzündungen der Respirationsorgane. A. Gruppe der Schleimhautentzündungen. 1. Die katarrhalische Entzündung der Schleimhaut der Respirationsorgane, Catarrhus. Der Verf. betrachtet den Catarrh als eine eigenthümliche, in der Richtung zur Entzündungsbildung vorschreitende Localaffection der Respirationsorgane, begleitet von einem in verschiedener Intensität je nach dem Grade der Ausbildung der Krankheit hervortretenden Allgemeinleiden. Zum Catarrh gehört die Influenza. In Beziehung auf die letztere macht der Vrf. besonders auf eine Anomalie aufmerksam, welche bisher wenig beachtet worden ist, nämlich das Hinzutreten einer Arachnitis cerebralis und spinalis, ferner auf die Ausartung der Influenza in Angina membranacea, die in des Verfs. Wirkungskreise, namentlich in der Epidemie von 1833, vorgekommen ist. 2. Von der pseudomembranösen Entzündung der Schleimhaut der Respirationsorgane. Der Verf. unterscheidet einen phlegmonös-entzündlichen, einen pseudomembranösen (wahren), einen neurophlogistischen (mit vorherrschender Affection der Nerven) und einen ödematösen Croup. Es gibt aber auch, wie Ref. selbst öfters beobachtet hat, eine oberflächliche Laryngitis ohne Bildung einer Pseudomembran, welche wohl mit der neurophlogistischen Form des Verfs. in gewisser Beziehung Ähnlichkeit hat, sich aber schon durch

ihre Gefahrlosigkeit von derselben unterscheidet. Guersent sah an dieser Form keinen Kranken sterben, daher fehlen auch Sectionsresultate; er nennt sie einfache Laryngitis stridula, sonst heifst sie auch κατ' ἐξοχήν, Pseudocroup. Der eigentliche ächte Croup schliefst nach des Vfs. Ansicht eine durch Entzündung eingeleitete tetanische Affection der Kehlkopfnerven mit ein. Die Behandlung betreffend, so hält der Verf. die Blutentziehungen mit Recht für das erste, wichtigste und unentbehrlichste Heilmittel beim Croup. Er hält es aber für nutzlos, einem Kinde von 2, 3, 4 Jahren nur 5 bis 6 Blutegel an den Hals zu setzen; die Zahl müsse grōfser seyn, bis zu 10, 12, 15. (Sehr zu berücksichtigen ist übrigens die sehr reichliche, leicht bis zur Verblutung gehende Nachblutung aus den Blutegelstichen am Halse bei jüngeren Kindern, und in dieser Rücksicht ist in den meisten Fällen doch eine geringere Zahl dieser Thiere ausreichend. Ref.) Nach den Blutentziehungen sind Brechmittel von guter Wirkung. Da die Erfahrung über das Cuprum sulphuricum, welches übrigens sehr zu beachten, doch noch nicht feststehe, so glaubt der Verf. einstweilen noch das Calomel (nach Autenrieth) vorziehen zu müssen. Die Tracheotomie wird vom Verf. hauptsächlich wegen der Schwierigkeit der Diagnose nicht besonders empfohlen. 3. Von der erythematōsen Entzündung der Schleimhaut der Respirationsorgane. A. Von der Entzündung des Kehlkopfs und der Luftröhre, Laryngitis und Tracheitis. B. Von der Bronchitis. Der Verf. nimmt sehr viele Modificationen an je nach dem Verlauf und der Intensität der Entzündung, nach ihrer räumlichen Ausdehnung, Verbindung mit Nebenkrankheitsprocessen und je nach der besondern Anlage des Subjects, in welch letzterer Beziehung besonders die Bronchitis (Bronchopneumonie) der Greise, peripneumonia notha, und die Bronchitis der Kinder gewürdigt wird.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 50. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Berndt: Die specielle Pathologie und Therapie.

(Beschluſs.)

B. Von der Entzündung der Lungen, Pneumonia, Pneumonitis. Es ist zu rühmen, daſs der Verf. die physikalischen Zeichen, in der That die besten, ja einzigen für die Diagnose, besonders hervorhebt. Der Verf. betrachtet die Pneumonie nach ihrem Sitze und ihrer räumlichen Ausdehnung, ihrer Combination mit Entzündung der mit der Lunge in organischer Verbindung stehenden Theile, nach dem verschiedenen Grade ihrer Manifestation, der Modification ihrer Wesensgestaltung, ihrer Combination mit Nebenkrankheitszuständen und endlich ihrer Modification durch die Anlage des Subjects. In letzterer Beziehung wird mit vollem Rechte die Pneumonia potatorum als eine eigenthümliche besonders abgehandelt.

C. Von der Brustfellentzündung. In der Behandlung der Pleuritis chronica mit Exsudation sah der Verf. von der Anwendung des Haarseils, das er immer wieder an einer frischen Stelle erneuert, in Verbindung mit Calomel in kleineren Gaben, und Digitalis, Molken, unter Umständen Gelatina lichen. island. etc. glänzenden Erfolg. Als letztes Rettungsmittel empfiehlt er die von Heyfelder, Becker und Andern empfohlene und zum Theil mit Glück verrichtete Operation.

D. Von der Entzündung des Zwerchfells.

Von den Entzündungen der im Munde und Rachen gelegenen Theile. 1. Die Entzündung der Zunge. 2. Die Schleimhautentzündung des Mundes, Stomatitis. 3. Die brandigen Entzündungen des Mundes, der Wasserkrebs, Noma. 4. Die Rachenentzündung, Angina. Der Verf. unterscheidet richtig die Angina menstrualis und hysterica, ein oft sehr quälendes habituelles Übel als besondere Arten der Angina.

Von den Entzündungen der zum chylopoetischen Apparat gehörigen Organe. Von der Entzündung des Verdauungskanals. 1. Von der Entzündung der Schleimhaut des Verdauungskanals. Der Vf. unterscheidet und betrachtet näher folgende Formen, die jedoch öfters in einander übergehen.

Digitized by Google

A. Die erythematöse Schleimhautentzündung des Magens und Darmkanals. Es ist nicht überflüssig, deutsche Ärzte auf diese Krankheit, besonders in ihrer chronischen Form, aufmerksam zu machen. Wie manche Schwäche des Magens oder Verdauung, gegen welche mit steter Verschlimmerung bittere Extracte etc. angewendet werden, gehört hieher und weicht schnell der antiphlogistischen Methode, wenn die Hilfe überhaupt nicht gar zu spät kommt. — B. Die pseudomembranöse Entzündung der Schleimhaut des Schling- und Verdauungsapparats, Diphtheritis. Der Vf. beobachtete diese Krankheit auffallend häufig in den ersten Monaten des Jahres 1837 nach dem Aufhören der Influenzaepidemie, während gleichzeitig auch die follikulöse Darmschleimhautentzündung (Typhus abdominalis) verhältnifsmäfsig oft zur Behandlung kam. Zwei Fälle sind ihm vorgekommen, in welchen die Diphtheritis mit einer vollkommen ausgesprochenen Geistesstörung verbunden war. C. Die follikulöse Darmschleimhautentzündung (Typhus abdominalis). Es ist eine ganz richtige Bemerkung des Vfs., dafs diese Krankheit, obwohl eine selbstständige, sich zuweilen bei einer vorwaltenden begünstigenden Anlage des Individuums aus andern Fieberkrankheiten hervorbilde. Solche Fieber sind aber nach den Beobachtungen des Ref. vorzüglich rheumatisch-gastrische. Die Behandlung betreffend, so will der Vrf. die Anwendung grofser Gaben von Calomel nur mit bedeutender Einschränkung zulassen. Ref. sah unter Umständen vortreffliche Wirkung von einigen Gaben Calomel zu 5, 10—20 Gran, wendet diese Behandlung jedoch nur in schwereren Fällen und bei vorherrschender Phlogose an, und glaubt, dafs eine zu stürmische und lange fortgesetzte Anwendung eines zuletzt die ganze Blutmasse dissolvirenden Mittels in solchen grofsen Gaben höchst nachtheilige, ja tödtliche Wirkungen haben kann. Mit der Anwendung des Camphers, wenn auch nur in kleinen Gaben, zu 4, 6, 8 Gran in 24 Stunden, wie der Vf. will, ist Ref. nicht einverstanden; so oft er auch dieses Mittel in der späteren Periode bei grofser Asthenie verordnete, sah er nie Nutzen, sondern stets Nachtheil davon, indem es die Irritation und Inflammation der Darmschleimhaut, die man zu keiner Zeit ignoriren darf, sogleich steigerte, so dafs er in allen Fällen von der Anwendung dieses Mittels wieder abstehen mufste. Wie es kommt, dafs der Verf. bei entschiedenerem Hervortreten des Nerven-

Digitized by Google

fiebers in unserer Krankheit mit der Darreichung von 30—70 Gran Campher nebst vielem Wein glücklich war, weifs sich Ref. nicht zu erklären. Vielleicht hatte die Krankheit in der Gegend des Herrn Verfs. seither einen eigenthümlichen Charakter, ganz verschieden von demjenigen des bei uns in Süddeutschland vorkommenden Typhus abdominalis. Ref. wendet in den meisten Fällen gar keine und immer nur die schwächeren Nervina, namentlich Baldrian, Angelika, Arnika in schwachem Infus, und den Spirit. Mindereri in Gaben zu ℥j — ℥ij in 24 Stunden an, und hat ebenfalls keine Ursache, mit seinen Erfolgen unzufrieden zu seyn. D. Von der Erweichung des Magens und Darmkanals.

2. Von der Substanzentzündung des Magens und Darmkanals. A. Des Magens, welche sich in die acute und chronische theilt. B. Die substanzielle Darmentzündung, die ebenfalls als acute und chronische beschrieben wird.

Von der Entzündung des Bauchfells, Peritonaeitis. Hier wird auch die Psoitis betrachtet als eine Entzündung des den Psoas und Iliacus überziehenden Bauchfells und der unter demselben gelegenen stärkeren Zellgewebsschichte, die sich auf das Zwischenzellgewebe der Muskeln und die Scheiden der Muskelfasern fortpflanzt, die letzteren selbst aber erst später bei der schon entstandenen Eiterung ins Mitleiden zieht.

Von der Entzündung der Leber. Die Behandlung der verschiedenen Modificationen dieser Krankheit ist sehr gut auseinandergesetzt. Von der Entzündung der Milz. Der Vf. macht auf den übrigens auch von andern Ärzten, besonders Steinheim, hervorgehobenen, Zusammenhang der Erkrankung der Milz mit der Chlorose aufmerksam.

Von der Entzündung der Bauchspeicheldrüse.

Von der Entzündung der Harn- u. Geschlechtswerkzeuge.

Von der Entzündung der Harnblase. Der Verf. macht gebührend darauf aufmerksam, dafs der Tod in Folge von acuter und chronischer Cystitis nicht selten durch die Rückwirkung des Urins auf das Blut, den sogenannten Typhus urinosus, erfolge.

Von der Entzündung der Nieren. Über den sogenannten Morbus Brightii sagt der Verf. nur einige Worte.

Von der Entzündung der Eierstöcke. B. ist mit Löwenhardt der Ansicht, dafs die wahre Oophoritis nicht mit Zufällen der Nymphomanie verbunden sey. — Von der Ent-

Digitized by Google

zündung der Gebärmutter. Der Verf. empfiehlt mit Andral, Recamier, Lair die Application der Blutegel an das Collum uteri mittelst des Speculum. — Entzündung der Mutterscheide. — Von der Entzündung der männlichen Geschlechtstheile, des Penis, der Hoden, der Prostata.

Von den Entzündungen des Ohres und der Nase. — Von der Entzündung der Gelenke, wobei auch der Fungus articuli betrachtet wird.

Der Verf. hat seine Aufgabe so gelöst, wie man es erwartet von einem Manne, von dem man nur Ausgezeichnetes zu lesen gewohnt ist.

C. Rösch.

Vorhalle zur Griechischen Geschichte und Mythologie. Von Johann Uschold, Professor am königl. bayerischen Gymnasium zu Straubing. Erster Theil. Stuttgart u. Tübingen, im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1838 XVI und 611 S. in 8.

Wenn leider noch immer auf dem Gebiete der Mythologie mannigfache Verwirrung und Unordnung zu finden ist, insbesondere da, wo zu derartigen Untersuchungen ebensowohl der Beruf als die nöthige Kunde des Alterthums vermifst wird, so mufs es desto erfreulicher seyn, wenn Männer von dem Talent und von der umfassenden Kenntnifs und Gelehrsamkeit, wie Beides aus dem vorliegenden Werke sich überall zu erkennen giebt, diesem Geschäfte sich unterziehen, vor Allem darauf bedacht, eine Grundlage zu gewinnen, auf der solche Untersuchungen weiter fortzuschreiten haben, und damit eine sichere Basis, die es allein verhüten kann, dafs solche Forschungen weder in ein blofses Spiel der Phantasie ausarten, noch in die Sphäre der gemeinsten Alltäglichkeit herabsinken, die aller höheren Richtung, wie sie die religiöse Anschauung erfordert, und gründlichen Bildung ermangelnd, sich lächerlicherweise mit dem Namen einer Kritik und Philosophie brüsten will, den sie gerade am allerwenigsten verdient. Dafs unser Verf. weder dem einen noch dem andern dieser Extreme huldigt, ist unsern Lesern schon sattsam aus einer andern Schrift des Verfs. bekannt, die wir in diesen Jahrbüchern (1837. S. 433 ff.) näher besprochen haben; in dieser Schrift sucht derselbe vor Allem der Mythologie das bestrittene Recht einer Wissenschaft zu vindiciren, so wie

Digitized by Google

die Möglichkeit darzuthun, auch hier so gut, wie in andern Zweigen der Alterthumswissenschaft, bei ernstlichem Willen und gründlicher, vorurtheilsfreier Forschung, zu bestimmten und sicheren Resultaten zu gelangen, die bei einer Wissenschaft, welche uns in das innerste Wesen des Alterthums, in die Tiefe religiöser Anschauungen, aus denen das ganze öffentliche wie das Privatleben der Alten hervorgegangen, den Blick öffnet, um so eifriger gesucht, um so weniger aus bedauernswürdigem Stolze oder kläglicher Befangenheit des Sinns bei Seite gesetzt werden sollten. Der Vf. sucht, mit andern Worten, zu zeigen, dafs bei allen Veränderungen, welche die griechische Mythologie im Laufe der Zeit erfahren, eine wissenschaftliche Behandlung derselben, doch keine Unmöglichkeit sey (vgl. S. 123). Und er hat, in dieser Schrift wenigstens, an seiner eigenen Leistung eine solche Möglichkeit am besten nachgewiesen.

Es ist dies zunächst die Aufgabe der Einleitung, die darum gröfsere Ausführlichkeit erhalten hat und die hundert fünfzig ersten Seiten füllt. Das Werk selbst beginnt dann in seinem ersten hier anzuzeigenden Theile mit einer umfassenden Darstellung des gesammten Heroenkreises unter der Aufschrift: „Über die mythische Bedeutung der griechischen Sagengeschichte.“ Bei dem reichen Inhalt des einen dieser beiden Abschnitte wie des andern, können oder müssen wir uns vielmehr hier darauf beschränken, die leitenden Ideen des Verfs. und den Gang seiner Untersuchung in ihren Hauptzügen vorzulegen und das Übrige unsern Lesern zur näheren Einsicht zu überlassen; bei der ruhigen, rein wissenschaftlichen Darstellung, die, ohne in andere Nebenpunkte sich zu verirren, nie das Ganze aus dem Auge verliert, bei dem klaren und flieſsenden Vortrag, der es auch möglich macht, die Resultate der Forschung wie diese selbst in ihren wesentlichen Theilen zusammenzufassen, wird Ref. um so lieber sich einem solchen Geschäfte unterziehen, je seltener solche Eigenschaften überhaupt unter uns werden wollen. Ref. hat in der oben erwähnten Anzeige eines früheren Werkes des Verfs. manche Zweifel und Bedenklichkeiten, die ihm beim Studium desselben aufgestofsen, freimüthig ausgesprochen, weil er überzeugt war, einem Manne, wie der Verf. ist, dadurch besser seine Theilnahme und seine Aufmerksamkeit, so wie den Werth, den er auf

den Inhalt des Werkes legen mufste, zu bezeugen, als durch blofse Lobsprüche, deren der Vf. von unserer Seite am wenigsten bedarf. Wenn daher dem Ref. auch bei manchen Punkten dieser Schrift manche Zweifel aufgestofsen, so wird er dieselben auch hier mit gleicher Offenheit aussprechen, obwohl er bemerken mufs, dafs bei dem sichern Gange der Untersuchung derselben im Ganzen weit weniger, zumal im Einzelnen, sich dargeboten. Wenn er aber der Einleitung eine besondere Aufmerksamkeit zuwendet, so liegt der Grund darin, dafs dieselbe, auch abgesehen von so manchem Andern, das der Beachtung würdig erscheint, gewissermafsen die Grundlage des mythologischen Gebäudes enthält, das der Verf. sich gebildet hat, so wie die allgemeinen Grundsätze, nach welchen derselbe die einzelnen Erscheinungen im Gebiete des griechischen Mythus aufzufassen gedenkt, und die er auch in dem nachfolgenden ersten Theile bereits im Einzelnen auf den Heroencyclus in seinen verschiedenen Beziehungen und Verhältnissen angewendet hat.

Der Verf. fragt, wie billig, woher die Feindseligkeit, woher die Verachtung, die sich gegen die griechische Mythologie und deren Erforschung noch immer bei so manchen Gelehrten ausspricht? Ist es die Schwierigkeit des Gegenstandes oder die Verschiedenheit der Resultate, zu denen die, freilich auch von ganz verschiedenen Wegen ausgehenden, Forschungen im Gebiete der Mythologie bisher geführt haben? Auf diese und ähnliche Fragen oder Klagen wird man dann erst gehörig antworten können, wenn man durch ein ernstes Studium zu einer tieferen und sicheren Einsicht über das Wesen und den Grund des Mythus und der Mythengeschichte gelangt ist und so die Grundlage einer weiteren Forschung gefunden hat. Dazu aber mufs vor Allem die grofse Wichtigkeit und Bedeutung der Mythologie auffordern, da sie gewissermafsen die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes selber in sich befafst, eine richtige Einsicht und eine richtige Würdigung der gesammten hellenischen Welt, wie nach Aussen so nach Innen, in der Literatur wie im Staat und im öffentlichen wie im häuslichen Leben in allen seinen Beziehungen und Gestaltungen, ohne diese Einsicht nimmermehr zu gewinnen ist. In dieser Beziehung wird allerdings die Mythologie unter den verschiedenen Theilen und Zweigen der Alterthumswissenschaft eine hohe Stelle

Digitized by Google

einnehmen, wenn sie nämlich in dieser, ihrer allein würdigen, hohen Bedeutung auch wahrhaft aufgefafst erscheint. Dann wird sie es wahrhaftig auch verdienen, dafs wir mit gleicher Thätigkeit, mit gleichem Eifer derselben uns zuwenden, wie dies bei andern Zweigen der Alterthumswissenschaft, z. B. bei den grammatischen Studien, nicht ohne günstigen Erfolg bei oft widersprechenden Ansichten geschehen ist, und wir werden dann auch Resultate gewinnen, die über den Streit der Ansichten und Systeme erhaben, der weiteren Forschung einen sicheren Grund gewähren müssen, der freilich hier mit gröfseren Schwierigkeiten als bei jedem anderen Theile der Alterthumskunde erkämpft werden mufs. Hier warnt nun der Verfasser, dem wir gerne beistimmen, vor Allem vor der Ansicht, welche die Mythengeschichte von der eigentlichen Geschichte nicht näher unterscheidend, beide gewissermafsen auf gleiche Stufe setzt, und, indem sie in den mythischen Überlieferungen geschichtliche Wahrheit sucht, in eine Menge von Widersprüchen sich verwickelt, da ohnehin von einem historischen System über die Urzeit des griechischen Volkes keine Rede seyn kann. So wahr und richtig wir nun diese Behauptung finden, so will es uns doch scheinen, als wenn der Verf. im Verfolg diese Ansicht in so fern zu weit ausgedehnt, als er in dem, was die Sagengeschichte bis zu der Heraklidenwanderung bietet, durchaus keine historischen Elemente anerkennt, sondern Alles dem Mythus anweisend auf rein symbolischen Boden zurückführt, dadurch aber sich selbst mit den ältesten historischen Schriftstellern Griechenlands, namentlich mit Herodot und Thucydides, deren Zeugnifs für ihn in dieser Beziehung keine Gültigkeit hat (da sie als Hellenen, in hellenischen Ansichten befangen — man vgl. z. B. S. 114 ff. — und dadurch verhindert, den ursprünglichen Inhalt der Mythen zu erkennen, geschrieben), in einen Widerspruch setzt, den wir nicht zu beseitigen wissen, da wir diesen Männern immerhin eine tiefere Einsicht in das Wesen und in die Natur der hellenischen Sagenwelt und des hellenischen Volkslebens, dem sie doch näher standen, als wir, zutrauen dürfen. Der Vf. gewinnt zwar durch seine Annahme eine innigere Consequenz seines Systems nach allen Seiten und Richtungen hin; aber es wird am Ende doch wieder gefragt werden können, ob ein so streng consequentes System sich überhaupt mit dem Mythus, mit den An-

Digitized by Google

schauungen und Gefühlen der ältesten Hellenen verträgt; ob wir nicht, neben dem symbolischen Charakter, den wir gern als den Hauptcharakter und selbst als das Wesen der alten Mythentradition anerkennen, auch physisch-lokale und historische Elemente annehmen müssen, um uns nicht auf blos siderische, wie sie der Vf. und einem grofsen Theil nach allerdings mit Recht, allein anzunehmen geneigt scheint, zu beschränken.

Man wird darnach nun schon bemessen können, wie der Vf. über den Inhalt des Mythus denkt. Dieser ist ihm rein poetischer Natur; er nimmt mit Welcker als Grundlage der Mythologie eine in sich zusammenhängende Kette von Anschauungen und Speculationen über die Natur an, welche in einer alterthümlichen priesterlichen Ausdrucksweise aufbewahrt worden, jetzt aber in dem Ganzen der Mythologie sehr zerstreut und zerstückelt liegen (S. 18 §. II.). Diese Anschauungen beziehen sich zunächst auf Sonne und Mond, die als nächste Gegenstände der Verehrung bei allen Völkern und Stämmen hellenischer Zunge unter eben so vielen verschiedenen Namen und Prädicaten verehrt wurden, da jeder Stamm seine eigenen Götter haben wollte, woraus also bald eine grofse Anzahl von Göttern erwuchs, die aus einzelnen Prädicaten und zahlreichen Namen der Sonne wie des Mondes, bei der grofsen Wirksamkeit, welche diese beiden grofsen Lichtkörper ausübten, hervorgegangen waren, alle aber auf einer und derselben Grundlage beruhen, die es uns dann auch leicht begreifen läfst, dafs die Thaten der Götter wie der Heroen, von denen die Sage Kunde giebt, Nichts weiter sind als die symbolische Ausdrucksweise der verschiedenen Vorgänge am Himmel, auf Erden und im Wasser, und dafs dann alle Gebräuche beim Gottesdienst, der gesammte Cultus eine Bedeutung hat, die ihre Erklärung in der Natur des Gottes und in den davon herrschenden Vorstellungen findet.

Mit diesen Sätzen, die zumal im Gegensatz mit der vom Verf. auch überall nach Gebühr bekämpften Gedankenlosigkeit derer, welche in den hellenischen Mythen nichts als ein loses Spiel müfsiger Phantasie oder willkührlicher Erdichtungen ohne irgend eine weitere Beziehung oder einen tieferen Sinn erblicken, uns zeigen können, mit welcher Tiefe und Würde der Verf. seinen Gegenstand erfafst hat, hat der Vf. sich ein System hellenischer Mythologie gebildet, das rein

Digitized by Google

auf hellenischem Boden entsprossen, in sich in seiner vollen Ausdehnung abgeschlossen, jeden fremden Einfluſs und jede fremdartige, äussere Einwirkung entschieden abweist. Zwei Fragen sind es nun hier, die sich uns unwillkührlich aufdrängen. Wie konnte, fragen wir, das hellenische Volk zu dieser Summe religiöser Anschauungen, die hier zu dem Ganzen einer wohlgegliederten Kette verbunden und in einer alterthümlichen priesterlichen Ausdrucksweise niedergelegt erscheinen, auch (setzen wir hinzu) in bezeichnenden Bildern und Symbolen handgreiflich und sinnlich dargestellt waren, gelangen? War es das Werk einzelner hochbegabter Männer, d. i. der Priester, die ihr dann nach und nach allgemeine Geltung und Verbreitung zu verschaffen wuſsten? Oder war Alles von aussen eingeführt, war der erste Anstoſs dazu von Aussen gekommen, den Grund und Weg bahnend zu einer weiteren, in dieser Beziehung also schon selbständigen Entwicklung? Was den ersten Punkt betrifft, so spricht sich der Verf. entschieden gegen Pausanias und Diejenigen aus, welche in der gesammten Mythologie nur das Werk einer besonderen, höher gestellten, durch geistige oder andere selbst politische Vorzüge ausgezeichneteren Classe oder Caste erkennen wollen, er betrachtet dies lieber als ein Gemeingut des ganzen hellenischen Volks. „In der Urzeit der Griechen, lesen wir S. 23, drückte nicht blos der Einzelne seine Gedanken und Anschauungen in bildlicher Form aus, sondern die symbolische Ausdrucksweise war ein Gemeingut des ganzen Volks. Hierin liegt der groſse Unterschied zwischen der bildlichen Ausdrucksweise der Dichter und jener der alten Hellenen.“ Wir müſsten dann also auch wohl annehmen, daſs in jener Periode des hellenischen Volks ein gleicher Stand der Bildung und Civilisation, wie ihn jene Anschauungsweise erfordert, geherrscht, und müſsten dann immer wieder nach denen fragen, welche das Volk zu dieser gleichmäſsigen Stufe der Cultur gebracht und gefördert, also nach den Lehrern und Bildnern dieser hellenischen Menschheit, in dieser ihrer symbolischen Anschauungs- und Ausdrucksweise, die ihr Gemeingut gewesen; wir würden demnach immer wieder auf einzelne Weise, oder Priester, auf einzelne hochbegabte Männer zurückgeführt werden, mögen diese nun als unmittelbar aus den hellenischen Wilden selbst hervorgegangen oder, was wenigstens natürlicher und

durch so manche historische Zeugnisse glaubwürdiger ist, von Aussen, aus der Fremde, zunächst aus dem Orient, der doch früher schon einer gewissen Bildung sich erfreute, in welcher religiöse Ideen gepflegt und in bestimmte Bilder und Formen (Symbole) ausgeprägt waren, dahin gekommen seyn. Dies führt uns zugleich auf den andern Punkt; denn der Verf., in der Abgeschlossenheit, die er der griechischen Mythologie in seinem Systeme giebt, hat sich durchweg gegen jedes fremde Element, gegen jede Annahme einer Einwirkung von Aussen durch Ansiedelungen aus dem Orient, wie sie die historische Tradition uns bringt und die Geschichte der Kunst selbst in so manchen noch erhaltenen Denkmalen auf eine auffallende Weise bestätigt, ausgesprochen (man vergl. z. B. S. 19 oder besonders S. 130 ff. 259, oder auch S. 119 die Äusserung gegen die Neuplatoniker und ihr angebliches Bestreben, morgenländische Ideen in die griechische Mythologie hineinzutragen); was ihm freilich auch dadurch in mancher Beziehung erleichtert war, als er den ganzen Heroenkreis in das Gebiet der Symbolik zieht und ihm alles historische Element abspricht, wodurch die Nachrichten von einem Kadmus, Cecrops, Danaus u. A. von selbst nicht als historische Überlieferungen, sondern als reine Mythen von einer rein poetischen Beschaffenheit erscheinen. Wir wollen nicht wiederholen, was wir schon früher gegen diese in neuerer Zeit in Deutschland mehr verbreitete Ansicht bemerkt haben, glauben aber, dafs sich der Verf. selbst geschadet, indem er durch dieses Abschliefsen sich Einwürfen und Widersprüchen ausgesetzt hat, die nicht so leicht beseitigt werden können, weil sie Schriftsteller und Zeugnisse betreffen, die doch sonst als zuverlässig und sicher gelten, auch dem natürlichen Entwicklungsgange durchaus nicht entgegen sind.

In Übereinstimmung mit dem vom Vf. aufgestellten Grundsatz erscheint denn auch seine Ansicht von der Mythenbildung wie von der gesammten Mythengeschichte, bei der sich uns sogleich die Frage aufdrängt, in wiefern in ihr auch historische Ereignisse, historische Personen neben dem, was offenbar poetisch ist, enthalten sind. Der Verf. beantwortet diese Frage aufs bestimmteste in der Weise, dafs er Alles, was vor die Wanderung der Herakliden fällt, rein der Mythologie zuweist, und ihm einen blos poetischen oder symbolischen Inhalt, aber durchaus keine historische Bedeutung

Digitized by Google

zuerkennt. Bis zu diesem Zeitpunkt also wäre die griechische Geschichte als rein mythisch zu betrachten; jedoch, setzt der Verf. hinzu, dürfe man darum nicht glauben, als wenn mit diesem Ereignifs alle Mythenbildung plötzlich aufgehört, da sie vielmehr noch lange fortgedauert, allein nicht mehr in der Ausdehnung, die sie in der früheren Zeit gehabt habe. Zugleich macht derselbe auf einen andern Irrthum aufmerksam, nach welchem man angenommen, dafs die Griechen in den verschiedenen Abschnitten der früheren Zeit eine und dieselbe Sache an allen Orten durch ein und dasselbe Bild ausgedrückt, da vielmehr die Verschiedenheit der Cultur, der Lebensweise und anderer Verhältnisse auch die verschiedenartigsten Bilder hervorgerufen, was in der Folge grofse und einflufsreiche Veränderungen bewirkte, die uns dann wohl erklären, wie schon in den Homerischen Gesängen manche Sagen in einer ganz andern Weise aufgefafst erscheinen. Wenn aber der Vf. daran die Bemerkung knüpft, „diese Mythen werden von Homeros so erzählt, dafs man leicht ersieht, dafs das Verständnifs ihres Sinnes zu seiner Zeit längst erloschen war", so will uns dies doch zu Viel gesagt erscheinen, da wir vielmehr aus Manchem (vgl. Creuzer's und Hermann's Homerische Briefe) zu erkennen glauben, wie das Bewufstseyn eines tieferen symbolischen Sinnes (der also wohl noch nicht ganz erloschen seyn konnte) in der leichten und gefälligen Hülle des Mythus durchschimmert, dem Sänger also, wie der Verf. selbst S. 36 richtig bemerkt, bei der Darstellung mancher Mythen ihre Bedeutung noch vorschwebte; womit wir indefs gar nicht in Abrede stellen wollen, dafs durch die Umgestaltung aller bürgerlichen und politischen Verhältnisse eben der Sinn der alten Mythen immer dunkler und ihr Verständnifs immer schwerer werden mufste, ein Verkennen oder Mifskennen des ursprünglichen Sinns der Sage also kaum ausbleiben konnte.

An dem Anfange des dritten Abschnittes: „Über die ältesten Quellen der griechischen Sagengeschichte," finden wir den allerdings kühnen, aber mit den früher vorgetragenen Sätzen des Vfs. im Einklang stehenden Satz: dafs alle in den alten Gesängen gefeierten und in unzähligen Sagen weiter verbreiteten und ausgebildeten Ereignisse sämtlich eine poetische und keine historische Grundlage haben. Aus diesem Grunde geht der Verf. hier näher in eine Unter-

suchung der älteren Poesie, als der Trägerin der Sage, ein, um aus ihrer Beschaffenheit die ausgesprochene Behauptung weiter zu begründen. Man wird in dieser Untersuchung Vieles, was wir ganz besonders einer näheren Beachtung empfehlen, zunächst in Bezug auf Homer finden, der keineswegs die Sagen, die er giebt, selbst erfunden, der uns vielmehr darin immer eine gewisse Wahrheit giebt, die wir aber nur nicht für eine historische, sondern für eine poetische halten dürfen. Es ist diese Untersuchung in dem nächsten vierten Abschnitt: Über die Folgen der menschlichen Darstellung der Götter S. 75 ff. gewissermafsen fortgesetzt, indem der Verf. insbesondere in der Darstellung der Homerischen Götter zu zeigen sucht, wie der Hellene, auch wenn er ursprünglich seine Götter sich unter rohen und ungeschlachten Formen der Thierwelt dachte und auch abbildete, doch viel zu viel Sinn für Schönheit und Ebenmaafs besafs, um solche Formen längere Zeit festzuhalten, wie er ebendaher bald Alles menschlich fassen und seine Götter in menschlichen Gestalten darstellen und auch handeln lassen mufste: was denn in gleicher Weise auch bei den Heroen der Fall war, die, wie schon hier angedeutet und weiter unten noch näher ausgeführt wird, keineswegs als vergötterte Menschen, sondern als ursprüngliche Götter zu betrachten sind, die in Folge zahlreicher Veränderungen, politischer und religiöser, auf diese gleichsam niedere Stufe in Hellas herabgedrückt wurden. Mit dem fünften Abschnitt: „Über das gegenwärtige Verhältnifs der verschiedenen Quellen der griechischen Mythengeschichte," kehren wir zum dritten zurück, indem der Verf. hier näher das Verhältnifs der Homerischen Gesänge zur älteren Sage darlegt, aus welcher die epischen Dichter, zunächst Homer, der Nichts willkührlich erfunden, geschöpft. Die Sage selbst setzt der Vf. in eine Zeit, wo der Einzelne noch nicht nach Willkühr ändern konnte, da sie ein Gemeingut des Volkes war und darin ihre feste Grundlage hatte; darum aber setzt er auch die grofse Treue und Zuverlässigkeit Homer's darin, dafs er sich von diesen alten Sagen nicht entfernte, sondern dieselben, sie mochten ihm nun als wunderbar, oder als historische Ereignisse erscheinen, mit einer besondern Genauigkeit erzählte. So wenig dies von der einen Seite her zu bezweifeln seyn wird, so dürfte doch auf der andern Seite dieser Satz in sei-

Digitized by Google

ner Allgemeinheit einer gewissen Beschränkung unterliegen, die uns nicht unbedingt in die Ansicht einstimmen läfst, welche der Verf. mit einem andern grofsen Forscher des Alterthums theilt, dafs die grofsen Lieder des Homerus mythisch seyen, d. h. nichts Anderes als Mythen enthielten, ohne alle lokalen oder historischen Elemente einer wirklichen Vergangenheit, die in ihnen vom Dichter dargestellt erscheint. Wir wagen daher auch nicht, alle und jede allegorische Auffassung und Behandlung der Mythen mit dem Vf. unbedingt zu verwerfen und als Verdunkelung des einfacheren Sinnes der Mythen zu betrachten. Der Vf. mufs dies wohl nach seinem System thun, nach welchem er, da ihm das Wort allegorisch synonym mit philosophisch ist und der natursymbolischen Erklärungsweise überall entgegengesetzt (s. p. XI) wird, genöthigt ist, alle Rücksicht auf die griechischen Philosophen, insbesondere die Neuplatoniker, zu verwerfen, die doch selbst bei manchen Verirrungen einer ausschweifenden Phantasie, die wir ja gar nicht läugnen wollen, im Ganzen gewifs tiefer das innere Leben der hellenischen Welt und ihrer religiösen Anschauungsweise, auf welche sie durch ihre Philosophie zurückgeführt wurden, erfafst und erkannt hatten, als wir, in andern Lebenskreisen und Lebenssphären befangen und durch die Kluft so vieler Jahrhunderte geschieden, mit aller möglichen Kritik je zu erfassen und zu ergründen im Stande seyn werden. Wollten wir das allegorische Element der älteren Sage gänzlich entziehen, so müfsten wir wohl mit Recht befürchten, uns mit der Natur und mit dem Wesen alterthümlicher Anschauungsweise überhaupt in einen unauflöslichen Widerspruch zu setzen.

Der letzte Abschnitt der Einleitung: Über die Grundsätze und Anhaltspunkte bei der Mythenerklärung S. 124 ff., enthält viele beachtungswerthe Punkte. Wir können, durch den Raum beschränkt, nur Einiges davon hier andeuten. Um das Studium der Mythologie mit Erfolg zu betreiben und einen festen Anhaltspunkt dabei zu gewinnen, verlangt der Verf. mit Recht ein sorgfältiges Studium der Quellen; wir möchten noch hinzusetzen, wie mit diesem Studium der schriftlichen Quellen auch das der noch vorhandenen Kunstdenkmale, so weit sie durch bildliche Darstellungen in den Kreis der religiösen Vorstellungen oder der Symbolik gehören, nothwendigerweise zu verbinden ist, in-

dem wir hier oft zuverlässigere Führer finden, und zu umfassenderen Resultaten gelangen, als bei den schriftlichen Quellen. Hier ist Eins so nothwendig wie das Andere, und es wird so wenig eine Archäologie ohne Mythologie als umgekehrt geben können. Wer daher bei mythologischen Untersuchungen die bildlichen Denkmale unbeachtet läfst, wird sich selbst eines der unentbehrlichsten Hülfsmittel berauben. Ref. kann in Bezug auf diesen in Deutschland leider noch nicht so, wie er es sollte, gewürdigten Punkt aus ganzer Seele unterschreiben, was er unlängst darüber im Journal des Savants Fevrier 1838. p. 86 von Raoul-Rochette gelesen. Ein anderer Punkt, auf den der Vf. mit allem Recht dringt, ist die Verständigung über die ursprüngliche Bedeutung der einzelnen Götter, die hier nachzuweisen ist. Dabei darf man sich durch spätere Verhältnisse, durch einen engeren und beschränkteren, oder auch auf der andern Seite erweiterten Wirkungskreis, wie die spätere Zeit ihn anwies, nicht irre machen lassen, sondern man mufs Alles, was hier in Betracht kommt, aufs sorgfältigste erwägen, also auch den Erscheinungen im Cultus, den einzelnen hier vorkommenden Gebräuchen u. dgl. m., da sie nicht Werke des Zufalls sind, sondern, wie S. 136 ganz richtig bemerkt wird, Versinnlichung der Schicksale, Thaten und des Wesens der einzelnen Götter, ein sorgfältiges Augenmerk zuwenden. Hat man nun aber, fährt der Verf. weiter fort, ausgemittelt, dafs die Griechen in der Urzeit gleich den Persern, Sonne und Mond, Wasser u. s. w. verehrten, so entsteht die nächste Frage, wie weit sie die Wirksamkeit der Sonne, wie weit sie die des Mondes ausgedehnt: eine Frage, die nicht blos aus bestimmten schriftlichen Zeugnissen der Alten, oder aus dem Kreise der bildenden Kunst, sondern auch insbesondere durch Benutzung der Nachrichten über die Thaten und Schicksale der einzelnen Gottheiten, die Art ihrer Verehrung, ihre Attribute, Prädicate u. dgl. zu beantworten steht, um zu der Überzeugung zu gelangen, dafs die Griechen ursprünglich nicht sowohl Himmel und Erde im Allgemeinen verehrt, dafs vielmehr der der Sonne wie dem Monde beigelegte Einfluſs weit gröfser und überwiegender gewesen, mithin daraus allein die Bedeutung der Götter selbst, ihrer Attribute und Symbole ihres Cultus, ihrer Thaten und Schicksale erkannt werden könne, was in ähnlicher Weise auch bei der He-

Digitized by Goog

roengeschichte der Fall ist, in Bezug auf welche der Vf. noch einige besondere Vorschriften beifügt, warnend vor der Ansicht, die Alles, was in der Heroengeschichte sich nicht mit der Willkührlichkeit verträgt, blos auf Rechnung der Dichter zu setzen geneigt, der Phantasie hier einen völlig freien Spielraum verstattet, da doch diese Dichter keineswegs einer blinden Willkühr sich überlassen, sondern getreu an die Überlieferung sich gehalten. Am Schlusse folgen noch weitere Bemerkungen und Vorschriften über die Anwendung und den Gebrauch der Etymologie bei mythologischen Untersuchungen.

So viel über die Einleitung oder den allgemeinen Theil. Wenn wir dabei etwas länger verweilt sind, indem es, wie schon oben bemerkt worden, hier darauf ankam, die Principien, auf welche der Vf. sein ganzes mythologisches Gebäude aufgeführt hat, vorzulegen, so können wir uns nun eher kürzer fassen, weil, sind einmal diese allgemeinen Grundlagen in ihrer ganzen Ausdehnung und Abgeschlossenheit zugegeben, man auch den weiteren Bau oder die Durchführung und Anwendung dieser Principien im Einzelnen, bei dem streng consequenten Gang, den der Vf. nimmt, in gleichem Grade zugeben mufs, selbst wenn in der Deutung einzelner Nebenpunkte Verschiedenheiten eintreten sollten, die eben darum aber auf das Ganze keinen wesentlichen Einflufs ausüben können. Ref., so gern er auch manche Sätze des gelehrten und scharfsinnigen Verfs. annimmt, kann aus dem angegebenen Grunde nicht dessen allgemeinere Principien in ihrer Ausgedehntheit und Abgeschlossenheit annehmen; er kann sich auch nicht des Gedankens erwehren, als sey der Verf. in Vielem zu weit gegangen, indem er seinem Princip Geltung und Anwendung in einer Weise zu verschaffen gesucht, welche nach des Ref. Ermessen nicht durchweg zulässig ist. Wir werden davon noch Beispiele anführen.

Es führt der erste Theil die Aufschrift: „Über die mythische Bedeutung der griechischen Sagengeschichte.“ Erstes Cap. Über die göttliche Natur und göttliche Verehrung der Heroen. Hier finden wir diejenigen Sätze weiter entwickelt und ausgeführt, welche wir schon oben theilweise angedeutet haben. Wir wollen daher nur einige Hauptpunkte jetzt hervorheben. Der Satz, der die Grundlage des ganzen Systems, so zu sagen, bildet, ist

der schon oben berührte, dafs die Heroen ursprünglich Götter seyen, die später in die gleichsam untergeordnete Stellung herabgerückt werden; ein Satz, den wir in manchen, ja in sehr vielen Fällen für wahr halten, den wir aber eben darum nicht auf alle Heroen und auf die gesammte Heroengeschichte anzuwenden wagen. Dasselbe gilt uns von dem folgenden Satze, in dem sich freilich der Vrf. in Übereinstimmung mit manchen andern Gelehrten findet: dafs nämlich alle (?) Namen der griechischen Götter aus Prädicaten entstanden, deren Zahl bei einem hieratischen Volke ungleich gröfser sey, dafs mit jedem Namen sich allmälig der Begriff eines besondern Wesens verbunden, wodurch eine Menge von Göttern entstehen mufste, von denen sehr viele in Folge politischer Veränderungen aus ihrer alten Stellung verdrängt worden; endlich: dafs die meisten der Heroen aus Beiwörtern der Götter hervorgegangen. So erscheint dann dem Vf. nicht blos die ältere Periode, wie wir schon oben bemerkt haben, bis auf die Heraklidenwanderungen als rein mythisch, sondern selbst noch später bis zu Anfang der fünfzigsten Olympiade will er alle Vorsicht angewendet wissen, um Historisches und Mythisches zu scheiden. Damit ist also das historische Element aus jener früheren Periode, deren Inhalt nur symbolisch zu fassen, gänzlich ausgeschlossen; eben so auch die Apotheose oder die göttliche Verehrung, die Menschen zu Theil wird, und in der Urzeit, insbesondere bei einem priesterlichen Volke, wie das alt-hellenische (ein Satz, den wir besonders hervorheben, weil wir ihn auch für unsere oben ausgesprochenen Behauptungen anführen können), nicht wohl stattfinden konnte. So gerne wir, von der Richtigkeit des letzteren Satzes überzeugt, die Apotheose in eine weit spätere Zeit setzen, so erheben sich uns doch auch Zweifel gegen die Allgemeinheit des ersten Satzes, den wir weder mit den ältesten Historikern Griechenlands, wie schon oben angeführt worden, noch mit den Tragikern oder selbst mit Homer vereinigen können.

(Der Schlufs folgt.)

Digitized by Google

Uschold: Vorhalle zur griech. Geschichte und Mythologie.

(Beschluſs.)

Wie weit der Verf, in dieser Hinsicht geht, mag ein Beispiel zeigen, das wir S. 190 entnehmen: Wie Agamemnon als Heros gleich allen andern, durch Homer oder die Tragiker verherrlichten Heroen, nichts weiter ist als ein ursprünglicher, in diese Stellung gesetzter Gott, und als solcher, d. h. als karischer Zeus der Verehrung genoſs, so hat auch seine Ermordung durch Klytämnestra eine rein symbolische Bedeutung, und soll nichts anderes darstellen, als den Untergang der Sonne, das Verschwinden derselben zu einer Zeit, wo der Mond emporsteigt! Wer den Homer, wer den Äschylus gelesen, die doch hier unsere Hauptquellen sind, möchte schwerlich auf eine solche Deutung fallen, in der zugleich das moralische und religiöse Element, das namentlich bei Äschylus eine so hohe Stelle einnimmt, vor dem rein physikalischen, vor einer bloſsen, einfachen, täglichen und gewöhnlichen Naturerscheinung so ganz in den Hintergrund tritt; anderer Schwierigkeiten zu geschweigen, welche die Deutung des Verfs. mit sich bringt. Ähnliche Bedenklichkeiten dürften sich bei manchen andern Deutungen anderer Heroen, eines Pelops, Tyndarus, Achilles u. A. wiederholen. Bei dem Verf. schlieſsen sich zwar die nächstfolgenden Abschnitte streng und innig an jene allgemeinen Sätze, deren Anwendung und Durchführung im Einzelnen sie gewissermaſsen enthalten; so der Abschnitt über die Unsterblichkeit der Heroen und ihren Aufenthalt im Olympus und den elyseischen Gefilden (S. 170 ff.), wo sich der Vf. insbesondere gegen jede Apotheose, gegen jeden Euhemerismus, aber auch gegen jeden Versuch, das Verhältniſs der Heroen und die Verbindung von Göttern und Menschen auf allegorische Weise zu erklären, ausspricht. Ferner der zunächst folgende Abschnitt: Über die göttliche Abkunft der Heroen S. 182 ff., wo der Verf. unter Anderm auch das so vielen derselben beigelegte Prädicat göttlich bespricht, das nach ihm überall in seinem wahren Sinne zu nehmen ist und nur von dem gebraucht wird, dem eine göttliche Natur wirklich zu-

Digitized by Google

kommt, so dafs also alle die Heroen oder Heroinen, welche dieses Beiwort erhalten, keineswegs sterblichen Menschen zugezählt werden dürfen, sondern unter die Reihe der Götter zu setzen sind, entstanden oder umgebildet aus einzelnen Eigenschaftswörtern der Götter zu besonderen Wesen, die im Laufe der Zeit, nach Verdrängung oder Unterjochung der Völker, bei denen die Götter diese Namen führten, als Heroen verehrt und gefeiert wurden.

Über die nachfolgenden Abschnitte müssen wir uns auf einige allgemeine Andeutungen beschränken, so reich auch der Inhalt derselben in seinen Einzelheiten, so consequent die Durchführung der allgemeinen vorher aufgestellten Principien bis in die einzelsten und verschiedenartigsten Beziehungen, Verhältnisse und Attribute erscheint, welche hier in Betracht kommen. Der Verf. hat den gesammten Kreis des Heroenmythus in einer Vollständigkeit und in einem Umfang behandelt, wie wir dies bisher noch nirgends gefunden haben. Keine Erscheinung der mythisch-heroischen Zeit, keine Nachricht, sie finde sich wo sie wolle, keine Beziehung, kein Attribut, das irgend einem Heros oder einer Heroine zugetheilt wird, findet sich übergangen. So beschäftigt ihn im vierten Abschnitt die Frage über die Heroen, die als Erzieher in der Sage bezeichnet werden, und deren Aufenthalt in Grotten, wie auf Bergen; ein Gegenstand, wobei Ref. stets an die Beschaffenheit und Natur des griechischen Landes, eines Gebirgs- und eines Küstenlandes dachte; der Vf. aber, der in den Heroen und Heroinen nur Sonnen- und Mondgötter erblickt, es dann auch natürlich findet, dafs man diesen die Berge, hinter welchen die Sonne emporsteigt, auf welchen Sonne, Mond und Sterne einen ungleich gröfseren Glanz haben, nebst den darauf befindlichen Grotten als die angenehmsten Aufenthaltsorte angewiesen. In ähnlicher Weise, d. h. auf Sonne und Mond bezogen, wird dann im 5ten Abschnitt Alles gedeutet, was von den Beschäftigungen und Kunstfertigkeiten der Heroen die Sage meldet. Erscheinen sie z. B. als Wächter der Heerden, als Hirten, so muss man an den Sonnengott denken, der die Heerden mehret und die Viehzucht fördert; erscheinen sie als Baumeister oder Künstler, so mufs man an die Bedeutung der Lichtgötter denken, die in ihrer schaffenden, wirkenden Kraft insbesondere auch als grofse und gewaltige Baukünstler erscheinen, eben so

Digitized by Google

wie sie wegen der der Sonne inwohnenden Heilkraft als Heilgötter erscheinen u. s. w. Dasselbe gilt in ähnlicher Weise von dem, was Cap. VI von den geistigen Vorzügen der Heroen oder Heroinen bemerkt wird. Die vielfachen Erzählungen von der Vermählung der Heroen mit Göttinnen, ihre Verbindungen mit vielen Frauen (cap. VII. p. 216 ff.), sind ebenfalls lauter symbolische Darstellungen der Verbindung und der Verhältnisse, in welche Sonne und Mond zu einander treten, oder bildlich ausgedrückt, sich mit einander vermählen; die Kinder, die solcher Verbindung entsprossen sind, stellen sich daher auch wieder als göttliche Wesen dar (cp. VIII. p. 227 ff.); die grofse Anzahl solcher Kinder, die einzelnen Heroen, z. B. einem Herkules, zugetheilt werden, hat daher eine astronomische Beziehung auf die Zahl der Wochen, der Monate, der Planeten u. s. w., daher überhaupt die Wichtigkeit der Zahlen fünfzig, zwölf und sieben, oder selbst die so häufig vorkommende Dreizahl, welche der Verf. auf die drei verschiedenen Mondsphasen bezieht. Bei dieser Gelegenheit wird S. 231 auch der Mythus der Danaiden besprochen. Die Zahl fünfzig bezieht der Verf. auf die Zahl der Wochen, und das bodenlose Fafs, in welches die Danaiden schöpfen, ist ihm die Erde, welche, so viel Regenwasser auch vom Himmel herabströmt, doch im Sommer immer neuer Nahrung bedarf. Nun folgen Cap. IX. X. XI. Erörterungen über den Inhalt der genealogischen Verzeichnisse, über das Auftreten der Heroen zu verschiedenen Zeiten und Orten, über ihre Wanderungen und Irrfahrten. Man wird nach dem, was wir schon vorher bemerkt haben, wohl errathen, in welchem Sinne der Verf. diese Punkte auffafst, und es dann auch nicht auffallend finden, wenn er bei den zuletzt genannten Wanderungen und Irren alles rein Geographische, so gut wie das Historische, abschneidet und alle diese Wanderungen und Irren der Heroen als der Sonnen- und Mond-gottheiten, auch auf den Kreislauf dieser beiden Himmels-Gestirne bezieht. Schon auffallender dürfte erscheinen, was Cap. XII. p. 262 ff. über die Paläste und Schatzhäuser der Heroen, insbesondere über die Thesauren bemerkt wird, indem auch hier, wie bei allem Andern, eine symbolische Bedeutung als zu Grunde liegend angenommen wird. Letztere erscheinen dem Verf. als unterirdische Tempel und Heiligthümer der Lichtgötter, entstanden aus dem Volksglau-

ben, dafs Sonne und Mond zu einer Zeit, wo sie nicht am Himmel leuchten, in einer unterirdischen, dunkeln Grotte, gleichsam im Grabe, verborgen gelegen. Nun folgt Cap. XIII über den Aufenthalt der Heroen in Tempeln; cp. XIV über Kleidung und Schmuck der Heroen und Heroinen, cap. XV über Speer und Bogen derselben, wobei stets die Beziehung auf Sonne und Mond bei der Erklärung des Einzelnen zu Grunde gelegt wird, wie dies auch bei der speciellen Untersuchung, welche Cap. XVI über die Schilde des Achilles, Heracles und Agamemnon geführt wird, der Fall ist. Denn der gewölbte Schild ist dem Vf. das natürliche und ursprüngliche Bild des Himmelsgewölbes. Dafs Cap. XVII die Argo und die Fahrt der Argonauten auf den Lauf der Sonne bezogen wird, wird darum nicht befremden können, selbst wenn manches Einzelne vielleicht auffallen soll. Die übrigen Abschnitte beziehen sich auf den Kasten des Eurypylus und einiger andern Heroen, auf das Hinabsteigen des Odysseus in den Hades und die Beschäftigungen der Heroen im Hades, auf die Dienstbarkeit des Herakles und anderer Heroen, auf die grofse Herrschaft des Minos, Agamemnon und Diomedes, auf den grofsen Reichthum einiger Heroen, insbesondere an Heerden, auf die Flügelrosse des Achilles (des Sonnengottes nach des Verfs. Ansicht) und anderer Heroen, die ebenfalls vom Verf. als ursprüngliche Sonnengötter genommen sind; endlich auf die symbolische Bedeutung des Raubes und der Entführung, sowie der Erlegung schädlicher Thiere.

Wir haben diese reichhaltigen und umfassenden Abschnitte nur kurz berührt oder vielmehr nur angedeutet, weil wir, innerhalb der durch den Raum der Jahrbücher uns angewiesenen Gränzen, durch diese Anzeige die Leser nicht sowohl des Studiums und der näheren Bekanntschaft mit diesem Werke überheben, als vielmehr sie dazu auffordern wollten, und deswegen auf Angabe der Tendenz und des Ganges der Untersuchung uns grofsentheils beschränkten. Wenn wir aber dabei dem gerechten Vorwurfe nicht ausweichen können, im Ganzen wohl mehr die Punkte, an denen wir Anstofs genommen, hervorgehoben und zum Gegenstande einer offenen Besprechung genommen zu haben, so sind wir uns doch auch auf der andern Seite bewufst, dem Vf. durch eine sorgfältige Prüfung seiner Principien, durch Einwürfe, aus redlicher Absicht und aus dem Einen Bestreben hervorgegangen, die Wahrheit, die allein aus solchem Widerspruch hervorgehen kann, zu fördern, mehr zu dienen, als durch ein blos beifälliges Lob, das, wir wiederholen es, der Gründlichkeit seiner Forschung, wie sie sich in dem gediegenen Werke überall zu erkennen giebt, dem Scharfsinn und der klaren Entwicklung nicht erst von unserer Seite gezollt zu werden braucht.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN.

Drei Beobachtungen über Elephantiasis scroti mit Ergiefsung lymphatischer Flüssigkeit. Inaugural-Abhandlung von Dr. Georg Wiedel. Mit einer Abbildung. Würzburg 1837. 23 S. 4.

Die eine dieser Beobachtungen gehört dem Verf., die andere ist von Dr. Koller und wurde von diesem in einer zu Zürich im J. 1833 erschienenen Dissertation beschrieben; die dritte ist von Dr. Müller und schon in Hufelands Journal 1822 im Februarheft mitgetheilt. Unter diesen dreien ist die dem Verf. angehörige wenigstens am weitläuftigsten beschrieben und dieser auch die chemische Analyse der aus dem Scrotum abgesonderten Flüssigkeit angehängt, welche Eiweifsstoff, thierische Materie, festes Fett, Faserstoff, salzsaures und etwas kohlensaures Natron, phosphorsauren und kohlensauren Kalk und viel Wasser enthielt, daher der Verf. auch keinen Anstand nimmt, den Ausflufs für eine auf pathologischem Wege producirte und durch das Scrotum entleerte Lymphe zu erklären. Die Bemerkungen, mit welchen der Verf. diese drei Fälle begleitet, und in welchen er Einiges über das Vaterland, die Symptomengruppe, die Aetiologie der Elephantiasis sagt, sind unbedeutend. So geringe Ansprüche wir überdies an eine Inauguraldissertation machen, so glauben wir doch einen von Verstöfsen gegen die Grammatik reinen Styl fordern zu können, aber an Druck-, Schreib- und andern Fehlern ist diese 23 Seiten lange Schrift überreif. So heifst es: ausser die gewöhnlichen Kinderkrankheiten, Fieberparoxismus, Aeschwellung, Säuern st. Säuren, umschriebene Flecken, Hülsenfrüchten st. Hülsenfrüchte, Isle de France.

Gediegener durch ihren Inhalt und ihre Darstellung erscheint dagegen die nachfolgende, ebenfalls in Würzburg erschienene Inauguralabhandlung:

Die Durchbohrung des Mittelfleisches während und durch die Geburt, von G. Friedr. M. Schultz. 1837. 63 S. 8.

Der Verf. handelt hier von den die Geburt beeinträchtigenden Mifsbildungen der äussern weiblichen Geschlechtstheile, giebt sodann eine anatomische Beschreibung der äussern Genitalien, ihre Entwicklungsgeschichte, ihr physiologisches (besser wohl gesundheitsgemäfses! Ref.) Verhalten in den verschiedenen Lebensperioden, und bespricht hierauf erst die Durchbohrung des Mittelfleisches, deren Ursachen, Folgen und Behandlung. In Bezug auf den letzten Punkt

vermissen wir die von Roux in Paris gewählte Verfahrungsart. Den Beschluſs machen zwölf Fälle, aus verschiedenen geburtshilflichen Schriften entlehnt.

Mémoire sur les causes générales des syphilides et sur les rapports, qui existent entre les affections cutanées et les symptomes primitifs de la maladie vénérienne, lu à l'académie de médecine le 4 Octobre 1836 *par C. F. Martius, Dr. en méd etc. Paris* 1838. 110 *S.* 8.

Es ist in mancher Beziehung mit der Lustseuche wie mit der Schwindsucht gegangen. Man hielt über beide Krankheiten die Acten geschlossen, wie wenigstens a cathedris majoribus et minoribus herab gepredigt wurde, bis endlich einige heller sehende Männer nachwiesen, daſs dieser Köhlerglaube weder für die Wissenschaft, noch für die Kunst, noch für die leidende Menschheit ersprieſslich sey. In Bezug auf die Syphilis hat sich unter den französischen Ärzten eine groſse Rührigkeit gezeigt, wie die Verhandlungen der französischen ärztlichen Gesellschaften und auch des alljährlich an einem andern Orte in Frankreich zusammentretenden wissenschaftlichen Vereins darthun. Der Gegenstand der vorliegenden gehaltvollen Abhandlung sind die syphilitischen Hautkrankheiten, die der Verf. im Pariser Ludwigshospitale hauptsächlich unter der papulösen, tuberculösen, pustulösen und ulcerösen, selten unter der vesiculösen und squamösen Form zu beobachten Gelegenheit hatte. Es geht aus den mit groſser Genauigkeit angestellten Untersuchungen hervor, daſs syphilitische Hautübel ebensowohl als Folgekrankheiten nach Gonorrhöen, als nach primären Geschwüren entstehen, aber am häufigsten dann auftreten, wenn ein Individuum an beiden Formen gleichzeitig gelitten hatte. Abgesehen hiervon scheint aber das primäre syphilitische Geschwür mehr als die Urethritis syphilitica das Entstehen von syphilitischen Hautübeln zu begünstigen. Zwischen der primären und secundären Affection liegt oft bald ein gröſserer oder geringerer Zwischenraum. In zehn Fällen von vorangegangener Gonorrhoe folgten die syphilitischen Hautkrankheiten innerhalb vier Monaten und 42 Jahren, während in neun Fällen von stattgefundenen primären Geschwüren die Syphiliden in dem Zeitraume von 2 Monaten bis 13 Jahren sich einstellten. Die Gröſse dieses Zwischenraums zwischen der primären und secundären syphilitischen Affection stellte sich auch nach der Form der Hautkrankheit verschieden, am kürzesten bei der pustulösen, sodann bei der papulösen und am längsten bei der tuberculösen und ulcerösen. Die Gonorrhoe und die Chancres erzeugen keine besondern, ihnen allein eigenthümliche Formen, und die stattgefundene Behandlung mit oder ohne Quecksilber ist durchaus ohne Einfluſs auf ihre Entstehung. Individuen mit lymphatischem Temperamente scheinen für syphilitische Hautübel besonders empfänglich zu seyn, eine warme

Temperatur und eine warme Jahrszeit, der Gebrauch von Thermalbädern, Gemüthsaffecte, starke Anstrengungen, gewisse Krankheiten ihre Entstehung zu befördern. Der Verf. zeigt eine grofse Bekanntschaft mit der französischen und fremden, namentlich auch der deutschen Literatur über diesen Gegenstand, was wir gern anerkennen.

Nouvelles recherches sur l'usage et les effets des bains de mer; comprenant l'histoire abregée des faits principaux, qui ont été observés a Dieppe pendant les années 1833 *et* 1835, *par le Dr. Gaudet, médecin inspecteur des bains des mer de Dieppe. Paris* 1836. *VI u.* 171 *S.* 8.

Engländer und Deutsche besafsen schon viele Decennien Seebäder, als die Franzosen erst anfingen, solche an ihren Küsten einzurichten und als die französischen Ärzte es wagten, hierhin Kranke zu schicken. Ihre Seebadliteratur ist daher auch äusserst arm und die wenigen bisher erschienenen Schriften zeichneten sich dergestalt durch Unbedeutenheit aus, dafs sie bei uns durchaus unbeachtet bleiben mufsten. Die vorliegende macht hiervon eine rühmliche Ausnahme, obwohl sie wenig enthält, was für Deutsche in dieser Beziehung als neu betrachtet werden könnte. Der Gebrauch des Seebadens ist in Dieppe ein anderer, als in unsern Ost- und Nordseebädern, die gewöhnlichste Art ist, dafs der Badgast das Bad auf dem Rücken eines Guide nimmt, was faisant la planche genannt wird. Kinder, sehr reizbare und alte Leute läfst G. nicht in offener See baden; beim Baden in der offenen See selbst läfst er noch kalte Übergiefsungen machen (dies könnte aber auch durch das Tauchen ersetzt werden. Ref.). Innerlich verordnet er das Seewasser auch, namentlich bei Scrophulosis, und immer mit gutem Erfolge. Manchen Kranken gestattet er zweimal zu baden. In den Contraindicationen scheint der Vf. nicht streng genug, sonst würde er es wahrscheinlich doch den Brustkranken verbieten. Im Übrigen ist diese Schrift keine der gewöhnlichen Badschriften, wie der Ostermefscatalog sie uns dutzendweise auftischt, gegen welchen Unfug die Kritik bisher noch nichts vermocht hat.

De balneis russicis auct. Maur. Marc. Levy. Hauniae 1833. 83 *S.* 8.

Diese in einem fliefsenden lateinischen Style abgefafste Schrift gibt eine Geschichte der russischen Dampfbäder, eine Beschreibung ihrer Einrichtung und ihrer Wirkungen auf die thierische Wärme, auf die Blutcirculation und die Respiration, auf die Haut, einige Secretionen, auf die Irritabilität und Sensibilität, und schliefst mit den Wirkungen der Reibungen und kalten Übergiefsungen im Dampfbade. Ein pathologischer Abschnitt ist der Schrift nicht beigegeben. Die thierische Wärme wird nach des Verfs. Ansicht durch das russische Dampfbad nicht vermehrt, die Blutcirculation dagegen we-

sentlich beschleunigt, was auch solche erfahren, welche das Bad schon oft gebraucht haben und daher durch die ersten Eindrücke nicht besonders mehr sich afficirt fühlen. Für die Balneotechnik ist diese Schrift kein unwichtiger Beitrag, daher wir sie der Aufmerksamkeit des ärztlichen Publikums empfehlen.

„Karlsbad, seine Gesundbrunnen und Mineralbäder, in geschichtlicher, topographischer, naturhistorischer und medicinischer Hinsicht dargestellt von Leopold Fleckles, Dr. der Heilk., prakt. Arzte in Karlsbad. Stuttgart, J. Scheible'sche Buchhandlung. 1838. *XVIII* u. 374 S. 8.

Es ist in allen Beziehungen so viel über diesen weltberühmten Kurort geschrieben worden, dafs wir uns in den Augen des Publicums gerechtfertigt ansehen, wenn wir bei der Anzeige dieser Schrift nur kurz verweilen und dem Vf. nur im Allgemeinen das Zeugnifs geben, dafs er es an Mühe nicht hat fehlen lassen, um in allen den auf dem Titel angedeuteten Beziehungen etwas Vollständiges zu liefern. Wer Karlsbad als Brunnengast, als Naturforscher, als Arzt, oder zu seinem Vergnügen besucht, mag dieses Buch zur Hand nehmen, es wird ihm ein nützlicher Wegweiser seyn. Kurgäste mögen den medicinischen Theil des Buchs überschlagen, der für sie nicht geschrieben seyn kann und für ihre Lecture daher auch nicht taugt. — Die Flora dieses Kurorts scheint sehr vollständig zu seyn und ist vom Apotheker Ortmann geliefert. Die Analysen sind sämmtlich nach chronologischer Ordnung mitgetheilt. Einige Ausstellungen können wir nicht zurückhalten, da sie zum Zweck haben, Vorurtheilen zu begegnen. Der Vf. legt offenbar einen zu grofsen Werth auf active Vorbereitungskuren für den Gebrauch des Carlsbades durch Kräutersäfte, Molken etc. Eine Vorkur für Karlsbad, wie für jede andere Heilquelle, sei hauptsächlich ein geregeltes, diätetisches Leben und nichts weiter! Was darüber ist, das ist vom Übel! Dann scheint uns der Verf. zu viel trinken zu lassen, indem er von 15 und ausnahmsweise sogar von 20 Bechern spricht. Ebenso läfst er offenbar zu warm baden, indem er reizbaren und empfindlichen Individuen eine Temperatur von 28—29° R. und phlegmatischen eine noch höhere empfiehlt. Das Bechern am Abend gestattet er viel zu unbedingt und gewifs in zu starker Menge (zu 4 Gläsern!). Ob die Menses in der Regel die Aussetzung der Trinkkur erheischen, steht zu bezweifeln! — Da die Schrift nach ihrer Anlage Ärzten und Laien in die Hände fallen wird, so hätte der Vf. seine ärztlichen Ansichten mit um so gröfserer Circumspection hinstellen sollen. Immer erscheint der von dem trefflichen Zemplin in Obersalzbrunn eingeschlagene Weg der bessere, für Ärzte und Laien besondere Badschriften zu geben.

Digitized by Google

Chemische Untersuchung einer vermeintlich schädlichen rothen Kartoffelart, von Friedrich Michaelis, k. Medicinalrathe etc. in Magdeburg. Programm der k. medicinisch-chirurgischen Lehranstalt zu Magdeburg. Druck von E. Bänsch jun. in Magdeburg. 1837. 61 *S.* 8.

In einem Dorfe des Kreises Halberstadt im preufsischen Regierungsbezirke Magdeburg befanden sich im Jahre 1831 dreizehn an epileptischen Zufällen leidende Personen. Der Ortspfarrer glaubte diese von dem Genusse der daselbst vielfältig gebauten rothen Kartoffeln herzuleiten, was eine physikatsärztliche Untersuchung zur Folge hatte, die zu Gunsten der Kartoffeln ausfiel. Man recurrirte gegen dasselbe, und der Verf. der vorliegenden Schrift übernahm als pharmaceutisches Mitglied des Medicinalcollegiums zu Magdeburg eine chemische Untersuchung dieser rothen Kartoffeln und theilt das Resultat derselben hier mit, auf das wir um so mehr aufmerksam machen, als wir in demselben einen interessanten Beitrag zur Pflanzenchemie gefunden haben. Wir können uns nur auf Mittheilung des Resultates der Analyse beschränken, demgemäfs weder Solanin noch sonst ein schädlicher Stoff in diesen Kartoffeln enthalten ist, daher M. sie auch unbedingt als ein gesundes Nahrungsmittel erklärt, sowie er auch überhaupt der Meinung ist, dafs sowohl die reifen als unreifen Knollen aller Kartoffelarten in Rücksicht ihrer chemischen Bestandtheile unschädlich sind. Es ergiebt sich ferner aus dieser Untersuchung, dafs die Schale der Kartoffeln Wachs enthält, während Kleber und Fett in der Kartoffelsubstanz sich vorfindet, welche, wie Vauquelin ermittelte, Zitronensäure enthält, ferner Gummi, das von Vauquelin übersehen wurde, und Natron; das weder Einhof noch Vauquelin erwähnen. Endlich zeigt diese Untersuchung noch, dafs diese rothen Kartoffeln zu den an Stärkmehl und stärkmehlartiger Faser reichsten Kartoffeln gehören und daher zum Branntweinbrennen vorzugsweise sich eignen.

Recherches et observations sur l'emploi thérapeutique du seigle ergoté par J. F. Levrat-Perroton, médecin de l'hospice de l'Antiquaille de Lyon. Paris et Lyon 1837. 134 *S.* 8.

Das Mutterkorn findet auch in Deutschland eine so allgemeine Anwendung, dafs es wenige Hebärzte geben dürfte, die es nicht mit sich führen, wenn sie zu einer Gebärenden gerufen werden. Die vorliegende Schrift verdient die Aufmerksamkeit der Ärzte besonders deshalb, als der Verf. den Gebrauch dieses Mittels nicht auf die Fälle beschränkt, wo bei gehörig erweitertem Muttermunde der Kopf des Kindes ins kleine Becken herabgetreten ist und wegen Mangel an Wehen die Geburt nicht beendigt wird. Auch wenn der Kopf des Kindes noch nicht den Eingang des kleinen Beckens passirt hat, wenn der Muttermund noch geschlossen ist, und

Digitized by Google

wenn trotz guten Wehen der Muttermund sich nicht öffnet und die Geburt nicht vorrückt, reicht er das Mutterkorn, und wie er versichert, mit bestem Erfolge. Es dürfte indessen in diesem letzten Falle wohl die Körperbeschaffenheit der Kreissenden und auch andere Nebenumstände entscheiden, ob das Secale cornutum gereicht werden darf oder nicht. Bei sehr vollblütigen Personen erscheint es offenbar unter diesen Verhältnissen contraindicirt, und dürfte das Aderlafs keineswegs verdrängen, welches hier seine Stelle behaupten wird. Der Verf. reicht das Mutterkorn zu dreifsig Gran, das nicht über zwei Jahre alt und frisch gepulvert seyn mufs, mit einigen Löffeln Fleischbrühe (mithin in derselben Weise, wie es Ref. seit 1824 anwendet), welche Gabe er nach Mafsgabe in halbstündigen Zwischenräumen ein- bis zweimal wiederholt. Ausser den Fällen, wo es als Wehen treibendes Mittel wirken soll, giebt der Verf. es noch bei Blutflüssen aus dem Uterus vor, während und nach der Niederkunft, bei Ecclampsia parturientium, wo es nach den mitgetheilten Fällen entschiedenen Nutzen brachte, gegen Nachwehen, um den Folgen einer eingesackten Nachgeburt vorzubeugen, bei Unordnungen im Monatsfluss, bei Leucorrhoe und bei Blutflüssen anderer Organe. Wunderbar erscheint es uns, wenn der Vf. mit sich oder mit andern zu Rathe gezogenen Ärzten sich in dem Falle, wo der Kopf noch über dem Beckeneingange steht und trotz Wehen nicht herabdrängt, darüber beräth, ob die Wendung auf die Füfse zu machen oder das Mutterkorn zu reichen sey. Eine solche Berathung mifsklingt neben den Ausbrüchen des Lobes über die Höhe, die die Geburtshilfe in Frankreich neben den beiden Nachbarvölkern erreicht habe.

Conseils aux femmes, ou moyens de se préserver et de se guérir de la leucorrhée, par l'auteur du médecin de l'age de retour et de la vieillesse. Paris 1837. *VIII u.* 192 *S.* 8

Die vorliegende Schrift enthält eine Diätetik für das weibliche Geschlecht, und ist in einer Sprache abgefafst, wie wir sie für populäre Schriften gern haben und billigen. Nichts ist in derselben enthalten, was über die Fassungskraft eines Laien geht, so dafs wir mit gutem Gewissen das Buch empfehlen können. Namentlich werden Mütter viel Brauchbares für die physische und moralische Erziehung ihrer Töchter finden. Kleidung, Nahrung, Reinlichkeit des Körpers, das Lager, die Leibesbewegung, die Wohnung — Alles wird nach Gebühr gewürdigt und besprochen. Die eigentliche Kur, welche im Titel angedeutet ist, beschränkt sich auf rein diätetische Vorschriften, wie jeder vorurtheilsfreie Arzt sie zu ertheilen pflegt und die Vernunft sie gebietet.

Digitized by Google

Rapport sur une question de responsabilité médicale fait à la société de médecine de Lyon le 19 Juin 1837 au nom d'une commission composée de M. M. Janson, Rougier, Gensoul, Laroche, Montain et de Laprade rapporteur. Lyon 1837. 36 S. 8

Ein Gerichtsvollzieher erleidet in einem Streite mit einem Bäcker einen Schiefsbruch des Oberarms, der von einem erfahrenen Hospitalarzte zu Montbrison richtig erkannt und behandelt wird. Nichtsdestoweniger schwillt der Arm, es zeigt sich Brand, der Kranke weist die Amputation zurück, wendet sich an einen Scharfrichter, und verliert seinen Arm durch Gangrän. Er zieht nun seinen Arzt vor Gericht und verlangt zwanzigtausend Francs Schadenersatz. Dies giebt Veranlassung zu der vorliegenden Schrift, in welcher jene ärztliche Commission darthut, dafs dem Arzte im vorliegenden Falle keine Vernachlässigung des Kranken und kein Kunstfehler nachgewiesen werden kann, dafs die Verantwortlichkeit des Arztes für eine mifslungene Kur durch kein Gesetz ausgesprochen ist, dafs, wenn man für mifslungene Kuren den Arzt verantwortlich machen wolle, es um die Arzneikunde geschehen sey. Wir haben seit Kurzem mehrere solche Processe vor den französischen Tribunalen verhandeln sehen, und ich will nur auf den von Thouret-Noroy verweisen, der alle Ärzte Frankreichs in Aufregung gesetzt hat. In der Regel bietet Eifersucht eines oder mehrerer Collegen hierbei die Hand, welche vergessen, dafs sie sich selbst dabei eine Ruthe auf den Rücken binden.

Heyfelder.

GRIECHISCHE UND RÖMISCHE ALTERTHUMSKUNDE.

Apologia Socratis contra Meliti redivivi calumniam sive judicium de Petri Guilielmi Forchhammeri, viri eruditissimi libro, inscripto: Die Athener und Socrates, die Gesetzlichen und der Revolutionär, auctore Petro van Limburg Brouwer, phil. theor. Magistro, Medicinae et Litt. hum. hum. doctore, in Academia Groningana professore ordinario etc. etc. Groningae, apud W. van Bockeren. 1838. 93 S. in gr. 8.

Wir zeigen diese Schrift hier mit auch aus dem Grunde an, weil sie, zunächst eine Kritik des auf dem Titel selbst angeführten deutschen Buches uns diese Kritik selber, wenn man eine solche in diesen Blättern erwartet hat, ersparen kann. Wenn es in unserm von Gelehrsamkeit und Büchern überfluthenden Deutschland, wo jede Hypothese, jeder mit einiger Keckheit aufgestellte Satz, wenn er auch noch so sehr allem gesunden Menschenverstande oder den historisch beglaubigten Zeugnissen widerspricht, doch leicht Anhang und Anklang findet, sobald er sich nur mit irgend einer Schul-

Digitized by Google

philosophie in Verbindung setzt, oder an eine der gelehrten Coterien anschliefst, bald dahin gekommen seyn wird, dafs kaum Etwas noch pikant genug seyn kann, um durch seinen Widerspruch gegen verständige Forschung oder historische Überlieferung Aufsehen zu erregen und in dem Schwarm ephemerer Erscheinungen nicht spurlos vorüberzugehen, so war doch in vorliegendem Falle Inhalt und Richtung der Schrift zu auffallend, auch der Name des Verfassers, als eines anerkannt gründlichen Alterthumsforschers zu geachtet, als dafs nicht auch bei uns eine nähere Prüfung derselben hervorgerufen worden wäre, die freilich bald in einen allgemeinen Widerspruch ausarten mufste, der hier wohl auf die Ansichten und Zeugnisse des gesammten Alterthums sich stützen konnte. Wir werden uns daher auch nicht wundern, wenn aus dem nahen Holland, wo die Studien des classischen Alterthums noch immer mit gleicher Sorgfalt gepflegt und betrieben werden, wo bei dem im Ganzen ruhigeren und steteren Charakter der Nation bisher wenigstens, neue Hypothesen, Philosophien u. dgl. m. noch nicht wie bei uns ihr Glück machen oder zu Ansehen und Bedeutung gelangen konnten, uns eine Gegenschrift zukömmt, welche bestimmt ist, Schritt für Schritt die Ansichten des deutschen Gelehrten in dem auf dem Titel genannten Buche zu verfolgen, ihre Unhaltbarkeit nachzuweisen und so dieselbe ihrem Gesammtinhalt nach zu widerlegen. Dieser nemlich, um es hier in wenig Worten anzudeuten, geht darauf aus, den von einem Plato, von dem gesammten heidnischen und in gewissen Beziehungen selbst christlichen Alterthum verehrten und bewunderten Socrates, als einen gemeinen Revolutionär darzustellen, der im Sinn und Geist der Oligarchie jener Zeit zu Athen gewirkt, der mit allem Fug und Recht angeklagt und auch zum Tode verurtheilt worden! Mit Socrates mufs sich dann auch Xenophon das gleiche Loos gefallen lassen, und wenn in neueren Zeiten mehrfach gegen diesen Schriftsteller einzelne Stimmen über einzelne Schwächen und Gebrechen desselben sich tadelnd vernehmen liefsen (obwohl von anderen Standpunkten aus), so ist doch unseres Wissens bisher noch nirgends dieser Schriftsteller auf eine so herabsetzende und verächtliche Weise behandelt und als ein so erbärmlicher Tropf dargestellt worden, wie hier. Dafs das Alterthum freilich über einen solchen Tropf anders dachte, mag, hundert anderer Zeugnisse zu geschweigen, des einzigen Arrianus Beispiel uns zeigen.

Gegen diese in der genannten Schrift weiter motivirte und ausgeführte Urtheile ist die Schrift des holländischen Gelehrten, die wir hier anzuzeigen haben, gerichtet. Ref. hat die mit eben so viel Klarheit als Ruhe und Besonnenheit in einer schönen und fliefsenden Sprache abgefafste Schrift mit Vergnügen durchgangen: er nimmt auch mit gleichem

Digitized by Google

Vergnügen das Resultat, da es mit seiner Überzeugung, so wie auch mit Dem vollkommen übereinstimmt, was Ref. sich erinnert in mehreren deutschen Kritiken dieses Buchs, die ihrer Natur nach kürzer gefafst waren, gefunden zu haben. Dieses Resultat gewinnt der Verf. auf die Weise, dafs er die Ansichten des Gegners, auf die Hauptquelle zurückgeführt, in ihrem inneren Widerspruch mit sich selbst sowohl als mit den bestimmtesten (hier stets angeführten) Zeugnissen des Alterthums nachzuweisen sucht. Der erste Abschnitt betrifft den dem Socrates gemachten Vorwurf der Gottlosigkeit, der Jugendverführung, wo der deutsche Gelehrte im Ganzen doch nur die Behauptungen eines Melitus, wo möglich verstärkt und in noch gröfserer Ausdehnung, vorgebracht hatte. Da diese Vorwürfe auch mit der falschen Auffassung der Philosophie des Socrates, dessen Ethik am Ende nichts weiter als eine berechnende Nützlichkeitslehre und Sophistik gewesen, zusammenhängen, so wird in einem weiteren Abschnitt (S. 50 ff.) der wahre Charakter der Socratischen Philosophie ins Licht gesetzt; es werden die Verdienste des Socrates um die Philosophie selber und die Richtung, die durch ihn in dieselbe gebracht ward, gebührend hervorgehoben, um jede falsche Deutung und Beurtheilung derselben zu verhüten. Die politische Seite bildet den Gegenstand eines dritten Abschnittes (S. 75 ff.), der die Bestimmung hat, nachzuweisen, dafs Socrates weder Revolutionär noch Oligarche gewesen, und dafs alle in dieser Beziehung wider ihn vorgebrachte Beschuldigungen, bei näherer Betrachtung, eben so grundlos, als selbst sprachlich falsch erscheinen, wie dies z. B., um nur dies Eine zu berühren, bei dem bekannten Ausdruck καλὸκἀγαθός der Fall ist. Weiter in das Einzelne des Inhalts einzugehen kann nicht Zweck dieser Anzeige seyn; wir verweisen lieber auf die Schrift selbst, und begnügen uns mit diesen allgemeinen Angaben. Mit Recht beklagt es der Vf., dafs Luzac's Untersuchungen über Socrates von dem deutschen Gelehrten unberücksichtigt oder vielmehr ungelesen geblieben; aber würde sich wohl erwarten lassen, dafs die Ergebnisse einer solchen Forschung auf Denjenigen einen Eindruck machen werden, der lieber nach gewissen philosophischen Ideen und in dem Licht einer neueren Modephilosophie alte Zustände darstellen will und schon im Voraus sein Verdammungsurtheil über alles das ausgesprochen hat, was seinen Gebilden nicht völlig entsprechend erscheint?

Der Verf. citirt in dieser Schrift einigemal ein gröfseres Werk, das in seinem weiteren Fortgang wohl auch hier genannt werden mag, zumal da es an Inhalt und Darstellung sich als das Resultat umfassender Forschungen darstellt:

Digitized by Google

Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs, depuis le retour des Héraclides jusqu'à la domination des Romains, par P. van Limburg Brouwer, docteur et médecine, philosophie et Lettres, Professeur d'histoire et de littérature ancienne, membre de l'institut royal de Pays-bas etc. Groningue, chez W. van Boekeren. 1837 u. 1838. *Tom. I. pag.* 277. *Tom. II.* 480 *S. gr.* 8. *(auch als seconde Partie Tom. I. et II., oder T. III. und IV. des Ganzen; T. I. und II. als Première Partie: histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs, dans les temps héroïques.).*

Der erste Theil in zwei Bänden, schon früher erschienen, beschäftigt sich mit der heroischen Zeit Griechenlands; die andere Abtheilung, von der hier allein die Rede ist, soll ein Bild des sittlichen Zustandes der Nation während ihrer Blüthezeit liefern, sowohl in den Beziehungen auf das öffentliche Leben, wie auf das, was wir in einem jetzt im Ganzen noch ausgedehnteren Sinne das Privatleben zu nennen gewohnt sind. Es ist dies überhaupt eine Seite der Alterthumskunde, welche in neueren Zeiten, wo man sich mit allem Eifer der Erforschung der politischen Zustände und des öffentlichen Lebens so wie der gesammten Staatsverwaltung der verschiedenen Völker des Alterthums nach den verschiedensten Abstufungen zugewendet, mit durch die allzu nahe liegenden Interessen der Gegenwart dahin geführt, bisher weniger Beachtung und Pflege gefunden hat, als sie billig verdiente, zumal da sie doch wiederum mehr mit dem inneren, geistigen Leben der Nation und der darauf gerichteten Thätigkeit der einzelnen Individuen zusammenhängt, und so gewifs mit gleichem Rechte eine gleiche Beachtung ansprechen kann, als sie das blos den äusseren und politischen Interessen zugewendete Leben der Völker des Alterthums verdient. Es ist zwar für einzelne, in das Capitel der Antiquitäten, wie man es bisher mit einem allerdings sehr vagen und unbestimmten Ausdrucke zu benennen pflegte, einschlägige Punkte in verschiedenen Handbüchern mancherlei Stoff zusammengebracht worden, aber ohne alle Verbindung mit einander, so wie mit dem grofsen Ganzen, dessen Theile sie sind, also auch ohne einen inneren Zusammenhang. Die oben angezeigte Schrift sucht diese Einzelheiten in einem zusammenhängenden Ganzen aufzufassen und so ein Bild des Lebens der griechischen Nation in ihren häuslichen, sittlichen Zuständen nach allen seinen Seiten und Richtungen zu liefern, wobei nicht blos das gelehrt-philosophisch-antiquarische Interesse vorwaltet, sondern durch die allgemeinere Auffassungs- und Behandlungsweise des Gegenstandes, der hier nicht isolirt, sondern in seinem Verhältnifs zu dem, was andere Nationen darbieten, kurz in allgemeinerer Beziehung genommen ist, zugleich auch ein Werk für ein gröfseres, gebildetes Publikum geliefert ist, das selbst durch eine ge-

Digitized by Google

fällige Darstellungsweise anziehend ist, obwohl der streng wissenschaftliche Standpunkt nie verlassen und der Inhalt auf gründlichem Studium der auch überall nachgewiesenen Quellen basirt ist.

Es sind also die sittlichen Zustände der hellenischen Nation, deren Darstellung die Schrift gewidmet ist, und zwar aus der schon näher bekannten historischen Zeit, welche zugleich die eigentliche Blüthezeit des hellenischen Lebens bis auf die Zeit der römischen Herrschaft bildet. Der erste Theil, oder vielmehr die sechs ersten Capitel des Ganzen, welche diesen Theil füllen, faſst diese Zustände mehr in Bezug auf das öffentliche Leben, auf Staat und Staatsverwaltung, Krieg u. s. w. auf, und zieht daher besonders die politische Lage der Nation, in ihren beiden Hauptstämmen, dem Jonisch-Attischen und dem Dorisch-Spartanischen, in Betracht, untersucht demgemäſs die daraus hervorgehenden Tendenzen, besonders mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Verfassungen, und zwar ebensowohl nach den bei den Alten, zunächst bei den Philosophen darüber vorkommenden Urtheilen und Ansichten, als nach dem Werthe, den die geläuterte Staatswissenschaft der neueren Zeit, von dem christlichen, universelleren Standpunkte aus denselben zuerkennen muſs. Hier wird die attische Demokratie, wie die spartanisch-dorische Aristokratie, nach ihren Grundprincipien und deren nothwendigen Consequenzen gewürdigt, das Verdienst der Solonischen wie der Lykurgischen Verfassung, aber auch die Nachtheile beider, besprochen, und wir können nicht unterlassen hier zu bemerken, wie der Vf. die von einigen Gelehrten neuester Zeit allzu hoch gestellte und in allen ihren Theilen so vortrefflich befundene Gesetzgebung eines Lykurg doch hier mit einem freieren und unbefangeneren Blicke betrachtet, der sie dann auch uns nicht in dem Glanze erscheinen läſst, mit welchem man sie neuerdings wohl hier und dort zu umgeben versucht hat, als wenn in der Dorisch-Lykurgischen und Spartanischen Verfassung ein Muster und Vorbild (was am Ende noch eher von der Solonischen Verfassung in ihrer noch ungetrübten Reinheit gesagt werden könnte) einer Staatsverfassung aufgestellt sey. Von solchen befangenen Ansichten hat sich der Vf. frei zu erhalten gewuſst, ja er hat sie selbst einigemal in den Noten bestritten und als unhaltbar nachgewiesen; überhaupt hat er mehr im Allgemeinen den Gegenstand behandelt, und selbst das Verhältniſs der Bürger in den einzelnen Staaten, ihre Rechte und Pflichten gegen einander, wie gegen den Staat selbst, in den Kreis seiner Betrachtung gezogen, deshalb auch über das Tyrannenthum und die darüber herrschenden Ansichten und Begriffe, ebenso wie über den Sclavenstand, die Behandlung der Sclaven, die hier geltenden Rechtsgrundsätze u. dgl. sich in einer sehr befriedigenden Weise erklärt.

Der andere Band in sieben Capiteln (Cap. VII—XIII incl.) betrachtet die sittlichen Zustände mehr in ihrer nächsten Beziehung zu dem, was wir das Privatleben im umfassendsten Sinne des Wortes nennen würden. Auch hier ist es dieselbe Periode Griechenlands, welche berücksichtigt ist: indessen wird man es hier schon aus dem Grunde nicht so genau nehmen dürfen, als z. B. der Verf. da, wo das häusliche Leben, die Verhältnisse der beiden Geschlechter und Anderes der Art zur Sprache kommen mufste, insbesondere von den griechischen Romanschriftstellern und Epistolographen, die doch meist in die römische, ja selbst in die spätere römische Periode fallen, einen Gebrauch gemacht hat, der inzwischen wieder dadurch gerechtfertigt werden kann, dafs wir in diesen Schriftstellern nicht blos Verhältnisse, Sitten und Charaktere ihrer Zeit, sondern auch der früheren dargestellt finden. Ohnehin bilden diese Schriftsteller neben den Dichtern die reichste Fundgrube für diese Gegenstände, wofür sich im Ganzen nur Wenig in Rednern und Geschichtschreibern der früheren Zeit, schon Mehreres aber bei diesen Romanschriftstellern und Epistolographen, sowie bei den Anekdotensammlern der späteren Zeit findet, die hier nicht entbehrt werden können, und von dieser Seite aus sogar einen Werth und eine Bedeutung gewinnen, die man ihnen sonst nicht so leicht zugestehen wird. Dafs alle diese Quellen hier mit der gröfsten Sorgfalt benutzt und stets in den Noten angeführt sind, die selbst manche kritische oder philologisch-antiquarische Bemerkung enthalten, welche von dem Texte selbst, der nur die Resultate vorlegt, ausgeschlossen bleiben mufsten, bedarf kaum noch einer besonderen Erwähnung. So aus den Quellen den Gegenstand auffassend und darstellend, knüpft der Vf. daran Betrachtungen allgemeiner Art über die Grundansicht des hellenischen Lebens, er vergleicht diese mit den bei andern Nationen der alten und neuen, der heidnischen und christlichen Welt herrschenden Ansichten, er sucht die Ursachen und die Gründe aufzufinden, aus welchen sich die sittlichen Zustände des alten Hellas in ihrer Entwicklung und Ausbildung wie in ihrem Verfall erklären lassen, und indem er dies Alles einer allgemeinen Betrachtung und Würdigung unterwirft, sucht er zugleich den Charakter und die wesentlichen Eigenschaften der Nation selbst in ein Licht zu setzen, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen kann. Wir wollen auch hier nur Einiges aus dem reichen Inhalt in der Kürze andeuten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 52. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Griechische und Römische Alterthumskunde.

(Beschlufs.)

Das siebente Capitel, das den Band eröffnet, giebt mehr im Allgemeinen ein Bild der sittlichen Zustände und der moralischen Grundsätze, wie sie nicht sowohl in den Schulen der Philosophen als im Leben selbst, besonders in den beiden Hauptstaaten, Athen und Sparta, sich ausbildeten, hebt insbesondere den nachtheiligen Einfluſs, den Luxus und Reichthümer auf das früherhin so einfache Naturleben der hellenischen Völker ausübten, hervor, zumal als seit der Eroberung Asiens durch die Macedonier alle Sitten und Lebensverhältnisse, und selbst Lebensansichten sich umzugestalten begannen. Die Lage des weiblichen Geschlechts bildet den Inhalt der beiden nächsten Abschnitte (Cap. VIII. IX.); es werden die ehelichen Verhältnisse besprochen, insbesondere die rechtliche Stellung der Frauen, welche in dem alten Griechenland, wenn auch nicht in der Beschränkung gehalten, die wir im Orient finden, doch ebensowohl bei dem Eingehen einer Ehe, wie nach derselben, von dem Willen der Eltern, Brüder und Anverwandten, wie später der Gatten, in einer Weise abhängig erscheinen, die uns bei einem Volke, bei dem wir sonst reinere und geläutertere Begriffe, als bei andern Völkern des heidnischen Alterthums finden, in Erstaunen setzen muſs. Aber die nachtheiligen Folgen verfehlten auch nicht in ihrer ganzen Stärke sich geltend zu machen und den Verfall des hellenischen Lebens zu beschleunigen; was wir hier natürlich nicht weiter verfolgen können. Es stellt sich dies noch mehr heraus, wenn man die Angaben, welche der Verf. in dem nächsten Abschnitt über die Hetären zusammengestellt hat, in Erwägung zieht. Man wird übrigens auch hier, selbst nach dem, was Jacobs im vierten Bande seiner Vermischten Schriften darüber bemerkt hat, mit gleichem Interesse dem Verf. folgen, der in einigen allgemeinen Punkten, die sich auf die Würdigung dieses eigenthümlichen Verhältnisses und seine Beziehung zu dem Gesammtleben der Nation erstrecken, von dem deutschen Forscher abweicht. Daran schliefst sich ein Abschnitt (cap. X.) über die Männerliebe; die folgenden Abschnitte (cap. XI—XIII.) geben mehr ein allgemeines Bild des griechischen Charakters, wie er sich in dieser Periode entwickelte und in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens geltend machte; sie machen den Stand der Bildung und den Einfluſs derselben auf den Charakter der Nation nach den

Digitized by Google

hier eintretenden Stammverschiedenheiten bemerklich, zeigen die Empfänglichkeit des Griechen für alles Schöne und Edle, seinen Sinn für Natur wie für Kunst, seinen reinen Geschmack für alles Schöne in Poesie, Kunst und Natur, sowie die Abnahme dieses feinen Gefühls zugleich mit dem Verfall der Sitten und dem Untergang der politischen Selbständigkeit der Nation.

Gallus oder Römische Scenen aus der Zeit August's. Zur Erläuterung der wesentlichsten Gegenstände aus dem häuslichen Leben der Römer von Wilhelm Adolph Becker, Prof. an der Univ. Leipzig. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1838. *Erster Theil. Mit zwei Kupfertafeln. XX und 336 S. Zweiter Theil mit drei Kupfertafeln.* 317 *S. in gr.* 8.

Derselbe Mifsstand, auf den wir eben bei der Behandlung der griechischen Antiquitäten hingewiesen, zeigt sich im Ganzen, wenn auch in etwas veränderter Weise, bei dem, was man unter dem gewöhnlichen Namen der römischen Antiquitäten zu begreifen pflegt. Während das öffentliche Leben Roms, dessen politische Verhältnisse u. s. w. Gegenstand der umfassendsten Untersuchungen in neuester Zeit geworden sind, um auf diese Weise die ganze römische Staatsverwaltung nach allen Einzelheiten zu erfassen und zu begreifen, ist das Privatleben, wenn man von einigen Monographien, wie z. B. Böttigers Sabina, absieht, in der neueren Zeit nicht einer allgemeinen, die verschiedenen Seiten desselben umfassenden Behandlung unterworfen worden, so sehr dies auch der selbst durch jene Forschungen gewonnene Standpunkt und die tiefere Einsicht in alle Verhältnisse des römischen Lebens, dann aber auch so manche inzwischen neu entdeckte Quellen und Denkmale erwarten liefsen, während doch früher gerade die dahin einschlägigen Punkte zum Theil mit grofser Vorliebe, freilich aber nicht immer mit der gehörigen Kritik behandelt worden waren, jedenfalls aber manches Material aufgehäuft worden war. Den hier hervortretenden Mangel fühlte Ref. insbesondere, als er schon vor längerer Zeit in Creuzer's Abrifs der römischen Antiquitäten die Abschnitte über die Mahlzeiten und über die Leichenbegängnisse ausarbeitete, obwohl es, nach dem Plane dieses Abrisses, nicht sowohl auf eine vollständige und zusammenhängende Darstellung abgesehen war, als vielmehr darauf: die erforderlichen Nachweisungen zu geben, aus welchen eine solche Darstellung dereinst zu Stande kommen könnte. Und auch seit dieser Zeit ist ihm mehr als einmal der Mangel einer solchen Darstellung fühlbar entgegengetreten; es freut ihn daher jetzt in der oben angezeigten Schrift ein Werk nennen zu können, in welchem diese Seite des römischen Lebens nicht blos in den beiden eben genannten Beziehungen, son-

Digitized by Google

dern auch in den übrigen Richtungen und Verhältnissen in einer Weise dargestellt ist, die uns nun in den Stand setzt, das ganze häusliche Leben der Römer nach allen seinen Seiten zu überblicken. Was der Vf. uns darin bietet, ist durchweg das Resultat eigener und selbständiger Quellenforschung, die darum auch überall die erforderlichen Belege beigefügt hat, ohne auf der andern Seite mit unnützem Citatenschwall zu prunken; wie denn die meisten Stellen der Alten, welche von Bedeutung sind, oder in ihrer Auslegung bestritten und schwierig, wörtlich in den Noten und Excursen angeführt sind: wodurch zugleich jeder Leser in den Stand gesetzt ist, selbst der Prüfung des Gegenstandes sich zu unterziehen. Dafs neben diesen Quellen auch die neuern Forschungen, wo sie etwas Beachtenswerthes darbieten, nicht unbeachtet gelassen sind, war ohnehin zu erwarten. Was eher Befremden erregen könnte, ist die Form, in welche der Verf. die Resultate seiner Untersuchungen eingekleidet hat; Ref. mufs daher Einiges darüber bemerken, ehe er zur näheren Angabe des Inhalts übergeht. Nach S. VIII der Vorrede hatte nemlich der Verf. anfangs die Absicht, ein wissenschaftlich geordnetes Handbuch zu geben; allein er fand bald, dafs durch diese Form nicht nur die Untersuchung, der die meisten Gegenstände noch unterliegen mufsten, zu sehr abgeschnitten, sondern auch eine Menge von einzelnen, schwer zu rubricirenden Zügen gar nicht zur Beachtung kommen würden, die doch geradezu dazu dienen, ein Bild des antiken Lebens zu geben; er hielt es daher für gerathener, auf ähnliche Weise, wie Böttiger und Mazois gethan, an einzelne Abschnitte einer fortlaufenden (fingirten) Erzählung die Erläuterung der einzelnen zu berücksichtigenden Gegenstände zu knüpfen, weil er zugleich so hoffen konnte, diese verschiedenen Einzelheiten desto besser zu dem Ganzen eines leicht übersehbaren Bildes zusammenzustellen. Alles, was in den Bereich des häuslichen Lebens gehört, ist demnach in eine Erzählung verflochten, welche nach zwölf Scenen abgetheilt ist, in der Art, dafs, um zugleich das wissenschaftliche Interesse zu wahren, theils in den Anmerkungen, die jeder Scene beigegeben sind, die einzelnen in der Erzählung berührten oder genannten Gegenstände näher erörtert sind, theils in eigenen, ebenfalls jeder Scene beigefügten, Excursen einzelne Hauptpunkte einer eben so gelehrten als gründlichen Erörterung unterworfen werden. So bilden freilich für den gelehrten Gebrauch diese Excurse und diese Anmerkungen das Wesentlichste, was auch gewissermafsen der Titel des Werkes, wie wir ihn oben mitgetheilt haben, andeutet. Für die Erzählung selbst aber mufste allerdings eine Person fingirt werden, an deren Lebensbegebnissen uns die verschiedenen Seiten des häuslichen Lebens möglichst vollständig bekannt werden sollen. Der Vf. wählte dazu lieber eine wirkliche Person

Digitized by Google

und ein wirkliches Factum, das er durch jene zwölf Scenen hindurchspinnt, um an diesen Faden alles Einzelne anzuknüpfen. Es ist dies der Römische Ritter Cornelius Gallus, auch als lyrischer Dichter rühmlichst bekannt, sowie nicht minder durch den tragischen Tod, durch den er sich der ihm auferlegten Verbannung und Strafe entzog; vgl. p. 16. 49 ff., wo aus den Nachrichten der Alten die Lebensschicksale dieses Gallus, zunächst in seiner letzten Lebensperiode, die in diesem Werke zum Träger des Ganzen benutzt ist, sich zusammengestellt finden. Dafs der Vf., wenn auf diese Weise überhaupt der Stoff behandelt werden sollte, eine Person aus der historischen, und zwar aus der blühendsten, uns auch jedenfalls bekanntesten Periode Roms, aus dem Zeitalter Augusts, genommen hat, wird gewifs nur zu billigen seyn; aber es werden sich, das befürchtet Ref., gegen diese Weise der Behandlung überhaupt manche Bedenklichkeiten erheben, zumal da solche, novellenartig durchgeführte Schilderungen oder Erzählungen, wenn auch ein historisches Factum zu Grunde liegt, und dieses nirgends verletzt worden, immerhin von einer Einmischung des Modernen in das Antike sich kaum werden frei erhalten können, mithin der Zweck solcher Darstellungen und die Treue des Bildes leicht gefährdet werden kann. Auch Ref., so wenig er die Schwierigkeit verkennt, eine solche Masse von Einzelheiten, wie sie in einer Darstellung der häuslichen Zustände und des Privatlebens vorkommen müssen, nach einem bestimmten System zu ordnen (was unseres Wissens noch nicht einmal die Hegel'sche Philosophie versucht hat), würde doch immerhin eine Darstellung nach einzelnen Abschnitten, wie sie z. B. in den einzelnen Excursen enthalten ist, vorgezogen haben, auch schon darum, weil der gröfste Theil Derjenigen, welche des Vfs. gründliches Werk benutzen, Gelehrte oder doch solche sind, die nach einer gelehrten Bildung und gründlich wissenschaftlichen Kunde des Alterthums streben; diese aber werden selbst mit Übergehung des Textes lieber an den übrigen Theil der Darstellung sich halten, der ihren Wünschen und Zwecken in so befriedigender Weise entspricht; diese werden aber auch dankbar mit dem Ref. dem Verf. das Zeugnifs geben, dafs er sich nicht in der Hoffnung getäuscht, ein Buch geliefert zu haben, „das dem Freunde des Alterthums als erwünschtes Repertorium des Wissenswürdigsten aus dem Römischen Privatleben dienen könnte."

Ref. hat nun noch Einiges über den Inhalt selbst und die Anordnung und Behandlung der einzelnen Gegenstände anzuführen. Die sechs ersten Scenen, welche den ersten Theil bilden, haben folgende Aufschriften: I. Die nächtliche Heimkehr, II. Der Morgen, III. Studien und Briefe, IV. Die Reise, V. Die Villa, VI. Lycoris. Was in diesen Scenen, welche gleichsam den Text bilden, an den sich alles Übrige anreiht,

Digitized by Google

berührt ist, wenn auch nur mit einem Worte, findet in den beigegebenen Anmerkungen seine ausführliche gründliche Erörterung. Andere umfassende Hauptpunkte sind in den Excursen behandelt, von welchen die beiden ersten zu Scene I. über die Ehe und über die Erziehung sich verbreiten: beides Gegenstände, die als die Bedingungen und Ausgangspunkte alles häuslichen Lebens hier passend an den Anfang des Ganzen gestellt sind. Was die Ehe und die Darstellung der ehelichen und der daran sich knüpfenden häuslichen Verhältnisse betrifft, so ist dabei die Untersuchung über die civilrechtlichen Verhältnisse der Ehe ausgeschlossen; sie gehört auch nicht in eine solche Darstellung, welche vielmehr die durch die Form der Ehe bedingten Verhältnisse des Privatlebens, die verschiedenen Personen, die hier in Betracht kommen, u. dgl. m. sich zum Gegenstand nimmt und die Erörterung der rechtlichen Verhältnisse den Staatsalterthümern überläfst. Daher hat der Verf. bei dem Abschnitt über die Erziehung, wo er mit Recht auf die strengen in Rom herrschenden Ansichten über die Macht und Gewalt des Vaters hinsichtlich seiner Kinder aufmerksam macht, sich auch nicht auf den höheren Unterricht und die wissenschaftliche Ausbildung, auf das, was wir etwa Gymnasial- und Universitätsunterricht nennen würden, eingelassen, weil dies nicht sowohl in die Sphäre des häuslichen Lebens gehört, sondern schon mehr in den Kreis der gelehrten Bildung fällt, also in das Gebiet der Cultur- und Literärgeschichte gehört.

Der zweiten Scene (Der Morgen) sind ausser den Anmerkungen *) zwei Excurse beigefügt: Das römische Haus und die Sklavenfamilie. In dem ersten ist ein sehr schwieriger und verwickelter Gegenstand in lichtvoller Weise behandelt. Es sind dies nemlich die Angaben über die einzelnen Bestandtheile eines Römischen Hauses, deren Verhältnifs zu einander wie zu dem Ganzen, deren Lage und Bestimmung. Man wird inzwischen auch hier, wo so vielfacher Widerspruch

*) Hier hat der Verf S. 143 f. not. 21 unter vielem Andern, das er bespricht, auch die *Vasa Murrhina* behandelt. Bekanntlich gehört die Frage, was es denn eigentlich für ein Stoff gewesen, zu den in der neuesten Zeit vielbesprochenen Gegenständen, ob wir nemlich an ein Fossil oder an ein Kunstproduct dabei zu denken haben. Unser Verf. entscheidet sich für Letzteres, und hält es wenigstens am gerathensten, an chinesisches Porcellan zu denken. Die neuesten Untersuchungen von Minutoli, sowie der Aufsatz in den Abhandlungen der Münchner Akademie (Jahrg. 1835. 1. Nr. 8.) erklären sich mehr für einen Flufsspath, sowie für eine geschmolzene Waare als Nachbildung des ächten; wornach also eine doppelte Classe zu unterscheiden wäre. Bei den schwachen Resten solcher Murrhinischen Gefäfse, und den weder ganz deutlichen noch in Allem übereinstimmenden Nachrichten der Alten, die, wie der Verf. richtig bemerkt, selbst nicht recht wissen mochten, was es für eine Masse sey, wird es schwer seyn, hier zu einem bestimmten Endresultat zu gelangen, wenn nicht neue Funde hier eine sichere Entscheidung möglich machen.

Digitized by Google

und mannichfache Verschiedenheit der Ansichten herrscht, durch die von dem Vf. eingeschlagene Methode und den vorsichtigen aber bestimmten Gang, den derselbe nimmt, sich sehr befriedigt finden und immerhin zu einem in klarer Anschauung vorliegenden Bilde gelangen. Ref. versteht sich nicht auf die Baukunst, aber er glaubt doch so viel versichern zu können, dafs die Angaben und Bestimmungen des Verfs. durchaus auf die Stellen der Alten und deren richtiges Verständnifs basirt sind. Wir deuten, da wir auf das Einzelne nicht näher eingehen können, nur im Allgemeinen den Weg an, den die Untersuchung nimmt. Der Verf. unterscheidet nemlich bei einem Römischen Hause, und zwar eines schon vornehmen Bürgers, Erstens solche Theile, deren Lage fest und bestimmt und allenthalben dieselbe ist: *Vestibulum, Ostium, Atrium, Alae, Cavum Aedium, Tablinum, Fauces, Peristylium.* Dann folgen diejenigen Theile, welche eine verschiedene Anordnung erhalten konnten; darunter insbesondere: *Cubicula, Triclinia, Oeci, Exedra, Pinacotheca,* (der Bibliothek und den Bädern sind weiter unten besondere Abschnitte gewidmet); dann *Coenacula* oder die im oberen Stockwerk angelegten Zimmer, *Solaria* (Dachgärten, Balcons), darauf die übrigen Theile, sowie die innere Einrichtung, die Anlage der Fufsböden, Wände, Decken, Fenster, Öfen u. dgl. Auch der zweite Excurs verdient gleiche Beachtung. Es werden hier die verschiedenen Bestimmungen und die verschiedenen Geschäfte der zahlreichen Sclaven durchgangen und die einzelnen Classen derselben nach ihren verschiedenen Benennungen aufgeführt; ein um so wichtigerer Abschnitt, wenn man bedenkt, wie nicht blos die eigentlichen Verrichtungen der häuslichen Ökonomie und die Besorgung der Geschäfte des Hauses, die Bedienung des Hausherrn sammt seiner Familie, sondern fast Alles das, was bei uns durch Handwerker ausserhalb des Hauses besorgt oder von Fabriken oder Kaufbuden für den Bedarf gekauft wird, durch Sclaven des Hauses, die selbst die Erzieher, Hauslehrer, Hausärzte und Secretärs bildeten, besorgt wurde, während dem die Bewirthschaftung der grofsen Landgüter ebenfalls durch Sclavenhände geführt ward. So wird denn die grofse Zahl von Sclaven, die oft zu Tausenden in den Häusern der Grofsen Roms sich fanden, minder befremdend seyn, und die Nothwendigkeit einleuchten, diese Masse nach der Verschiedenheit ihrer Geschäfte, nach verschiedenen Classen zu ordnen und eine vielfache Abstufung in der Stellung derselben eintreten zu lassen. Der Verf. begnügt sich nicht damit, diese verschiedenen Classen nach ihrem Geschäftskreise, nach Ansehen und Rang zu schildern, sondern er verbindet damit auch weitere Angaben, über die Lage der Sclaven im Allgemeinen, ihre Behandlungsweise u. dgl., wobei denn ebensowohl der Belohnungen wie der Strafen gedacht wird.

Digitized by Google

Der dritten Scene sind fünf Excurse beigegeben, welche so ziemlich Alles umfassen, was auf die Beschäftigung mit der Wissenschaft überhaupt, nicht sowohl von dem gelehrten als von dem Standpunkt der häuslichen Lebensverhältnisse aus sich bezieht. Es gehören dahin die Nachweisungen über Anlage und Einrichtung einer Bibliothek, über die Bücher, deren Form, Gestalt. Verzierung, Einband u. dgl., über die Bücherverkäufer oder, wie wir sagen würden, über den Buchhandel und den Verkehr der Buchhändler ebensowohl mit dem Publikum, dem sie ihre Waare verkaufen, als mit den Autoren, deren Werke sie verlegen; dann über Briefe, deren Versiegelung, Versendung u. s. w., endlich über Uhren. Unter den wichtigen Anmerkungen, die auch hier beigefügt sind, glauben wir insbesondere die ausführliche Untersuchung in Anmerkung 5, S. 192 ff., nicht unerwähnt lassen zu dürfen; es wird nämlich hier mit Bezug auf die merkwürdige Stelle des Plinius Hist. Nat. XXXV, 2. und die darin erwähnte Erfindung des Varro die Frage näher besprochen, worin diese Erfindung, die jedenfalls eine Vervielfältigung der Porträts bezweckt, eigentlich bestanden, ob darunter nemlich, wie Einige glauben, eine Art von Stich in Kupfer oder anderes Metall, und eine Art von Abdruck zu verstehen sey, oder etwas Anderes. Der Verf. kann sich für die erstere Annahme nicht bestimmen; und wirklich wird sich auch aus der einzigen Stelle, die wir darüber kennen, keineswegs eine so wichtige Erfindung, auf welche die neuere Welt so stolz ist, herausdeuten und dem Alterthum vindiciren lassen; da nun aber doch jedenfalls nach dem Wortlaut jener Stelle an eine Vervielfältigung der Bilder zu denken ist, so möchte der Verf. lieber an silhuettenartige Porträts denken, die durch Schablonen oder auf ähnliche Weise gemalt werden. Damit ist jedenfalls dem Wortlaut der genannten Stelle keine Gewalt angethan oder ihr eine Deutung unterlegt, die mit der richtigen grammatischen Auffassung im Widerspruch steht. Da bisher auch nicht eine Spur von solchen Porträts, d. i. von Wiederholungen desselben Bildes, in Folge dieser von Varro erfundenen Vervielfältigungsmethode, welche Plinius als benignissimum inventum bezeichnet, vorgekommen ist, so möchte Ref. überhaupt zweifeln, ob dieselbe eine allgemeine Verbreitung, Aufnahme und Anwendung gefunden, ja ob dieselbe überhaupt von Andern, als von Varro in dem einzelnen, bestimmten, darum auch von Plinius besonders erwähnten Falle, gebraucht worden sey. Die Geschichte der alten Malerei bietet noch so manche Räthsel, so manches Dunkle, was nur im Laufe der Zeit, durch die Aussicht auf neue Entdeckungen, wird aufgehellt werden können.

An die vierte Scene (IV. Die Reise) schliefsen sich passend zwei Excurse, in welchen Alles zusammengestellt ist, was über die verschiedenen Arten von Fuhrwerk, Sänften,

Digitized by Google

Wagen u. dgl. und deren mannigfachen Gebrauch mit Sicherheit sich ausmitteln läfst, und daran schliefst sich eine sehr dankenswerthe Untersuchung über die Wirthshäuser des alten Roms, wobei der Verf. zwischen den an den Landstrafsen gelegenen Herbergen, die, wenn auch nicht auf den Fufs für alle Bedürfnisse des Luxus der höheren Stände eingerichtet, wie unsere Gasthöfe, doch darum (wie hier durch Beispiele nachgewiesen wird) nicht blos von der niederen Volksclasse besucht waren, und zwischen den Tabernen in der Stadt Rom selbst unterscheidet, welche letzteren freilich nur von Personen niederen Standes besucht wurden, da in der Regel noch bis in die spätere Zeit anständige Leute den ihren guten Ruf gefährdenden Besuch solcher Kneipen ernstlich vermieden. Alles dies erklärt sich wohl hinreichend aus der ganzen Beschaffenheit des römischen Lebens und der gänzlichen Entfernung dessen, was wir jetzt als industriellen Verkehr darzustellen pflegen; so konnten eigentliche Gasthöfe nie zu einem grofsen Aufschwung kommen, da Sitte und Neigung der höheren Stände entschieden dagegen war.

Durch die Reise gelangen wir mit der fünften Scene zur Villa, an deren Beschreibung auch die Anlage von Gärten, die Nachrichten über das Ballspiel und ähnliche zur Unterhaltung dienende Künste der Gymnastik in zwei Excursen sich anreihen. Bei der sechsten Scene (Lycoris) finden wir einen Excurs über die weibliche Kleidung, der vielleicht passender mit dem der achten Scene beigegebenen Excurs über die männliche Kleidung verbunden worden wäre. Die dazwischen fallende siebente Scene, welche den zweiten Theil eröffnet, überschrieben: ein Tag zu Bajä, giebt uns sowohl über diesen Lieblingsaufenthalt der alten Römer und die daselbst befindlichen warmen Quellen, so wie über die von den Römern besuchten Bäder im Allgemeinen genaue Nachrichten; auch hier hält sich der Vf. streng an die Nachrichten der Alten, ohne in die medicinische Seite des Ganzen, die in neueren Zeiten von einigen Gelehrten näher untersucht worden ist, sich einzulassen; da dies ausser den von ihm gestellten Gränzen lag. Übrigens möchte der Vf. über das Leben und Treiben der Römer zu Bajä ein, vom sittlichen Standpunkt aus, nicht allzu hartes Urtheil fällen, er möchte selbst auf diesen Vergnügungsort der vornehmen Römer dasselbe anwenden, was am Ende des 15. Jahrhunderts Poggi in dem bekannten, durch Orelli (s. diese Jahrbb. 1837. p. 104) erst neuerdings wieder abgedruckten Briefe über das Leben zu Baden (in der Schweiz) schreibt. Doch dürfte dabei immerhin der Unterschied zwischen italischer und zwischen deutscher Sitte, so wie überhaupt die heidnische, laxere Moral der alten Italiener und die strengere Sitte der deutschen christlichen Völker in Anschlag zu bringen seyn.

Digitized by Google

Die übrigen Scenen: IX. Das Gastmahl mit vier Excursen (die Mahlzeiten, das Triclinium, das Tafelgeschirr, die Getränke), X. Die Trinker mit drei Excursen (die Beleuchtung, die Kränze, die geselligen Spiele), XI. Die Katastrophe mit einem Excurs über das Verschliefsen der Thüren, XII. Das Grab mit einem Excurs über die Todtenbestattungen, behandeln allerdings Gegenstände, die tief in das ganze Leben der Römer eingreifen, aber in der Behandlung Schwierigkeiten darbieten, welche der Vf. selbst (man vgl. z. B. II. S. 176 f.) zwar am wenigsten sich verhehlt, die er aber nach unserer Überzeugung auf eine Weise zu überwinden gewufst hat, welche ihn den Dank Aller derer erwarten läfst, die eine klare, verständliche, durchweg den Quellen entnommene und darum getreue Übersicht der hier in Betracht kommenden Gegenstände einer in allgemeinen, hochklingenden und doch nichtssagenden Phrasen sich bewegenden Darstellung oder einer bunt durcheinander aufgehäuften Masse gelehrter Citate ohne alle Sichtung und Kritik vorziehen. Näher in das Einzelne einzugehen, mag dem Leser selbst überlassen bleiben; er wird nicht unbelohnt sich dieser Mühe unterziehen. Bei dem Studium der Alten, bei der Lectüre der einzelnen Schriftsteller und deren Erklärung wird aber für die richtige Auffassung der in das Gebiet des Privatlebens einschlägigen Gegenstände dieses Werk ganz besonders gute Dienste leisten, und möchten wir zu diesem Gebrauch, der auch durch das beigefügte, freilich nothwendige Register erleichtert wird, insbesondere eine so gründlich gearbeitete Schrift empfehlen. Die Tafeln, zumal die colorirten (III. und V.), sind ganz vorzüglich ausgeführt. Die erste giebt die Grundrisse eines römischen Hauses (zu Excurs I. der zweiten Scene), dann der Bäder zu Pompeji und Stabiä (zur siebenten Scene) nebst der Abbildung des Badeapparats. Die zweite Tafel stellt zwei prächtige Mosaikfufsböden aus Pompeji dar, und vermag uns sowohl einen Begriff zu geben von der grofsen Kunst der Römer, sowie auch von ihrem Luxus in Kunstgegenständen der Art. Auf der dritten Tafel erblicken wir verschiedene Arten von Bücherrollen, Schreibzeug u. dgl., dann eine weibliche Figur mit doppelter Tunica und Palla, sowie eine männliche mit der Paenula bekleidet, zwei andere Figuren mit dem einfachen und dem schon künstlicheren Umwurfe der Toga: sämmtlich nach wirklichen Statuen, und so recht passende Zugaben zu den Scene VI und VIII behandelten Gegenständen. Dann sind noch die verschiedenen Arten der Fufsbekleidung (nach Pompeji'schen Gemälden), sowie eine Darstellung aus den Bädern des Titus, welche den Durchschnitt eines Römischen Bades giebt, hier abgebildet. Die vierte Tafel enthält verschiedene Hausgeräthschaften, als Kohlenbecken, Ofen, Candelaber, Becher, Schöpfgefäfse, ein Caldarium, Lampen, einen Rifs über die Stellung der drei das

Triclinium bildenden lecti. Die fünfte grofse Tafel aber bildet die Krone des Ganzen; sie giebt nämlich (nach Zahn's Ornament. T. 29) die schöne Wand eines Hauses zu Pompeji, welche durch die prachtvolle Ausführung und den herrlichen Farbenglanz allerdings uns einen würdigen Begriff geben kann von der Art und Weise, und von dem Geschmack, der die Römer bei Decorirung der Wände ihrer Zimmer leitete.

Vulcain. Recherches sur ce dieu, sur son culte et sur les principaux monuments qui le représentent. Faisant suite au Jupiter du même auteur; par T. B. Emérie-David, membre de l'institut royale de France (Académie des Inscriptt. et belles lettres) Chevalier de la légion d'honneur. Paris. Imprimé par Autorisation du roi. A l'imprimerie royale. MDCCCXXXVIII. 104 S. in gr. 8. *(Mit dem Motto aus Augustin De civit. Dei VII, 16: Vulcanum volunt ignem mundi.)*

An das umfassende Werk desselben Hrn. Vfs. über Jupiter, das in diesen Jahrbüchern 1836. p. 529 ff. besprochen wurde, schliefst sich zunächst diese nach denselben Grundsätzen abgefafste Schrift über Vulcan an, als die nächste Fortsetzung der mit Jupiter begonnenen Untersuchungen über die einzelnen Götter des Olympus und deren Auffassung und Deutung nach den ihnen zu Grund liegenden Beziehungen. Auch in dieser Schrift hat der Herr Verf. seine umfassende Kunde des hellenischen Alterthums aufs neue bewährt und dabei zugleich den Gegenstand mit einer Klarheit und Präcision behandelt, die wir leider unter uns manchmal bei ähnlichen Untersuchungen vermissen, zumal wenn Systemsucht oder ein Einmischen neuerer, dem Alterthum durchaus fremdartigen Ansichten und Philosopheme sich geltend zu machen, und die zuverlässigen Nachrichten des Alterthums bei Seite setzend, von dem Standpunkt einer einseitigen, selbstgeschaffenen Kritik Alles nach Belieben zu construiren sucht. Wir konnten um so mehr und um so unbefangener solchem Treiben das ruhige, besonnene Verfahren, die klare Entwicklung des Vfs. entgegenstellen, da wir ja selbst schon bei Anzeige des Jupiter einige Bedenken über den Grundsatz, von dem der Vf. in seinen Forschungen und Deutungen ausgeht, oder vielmehr über die Ausdehnung und Anwendung dieses Grundsatzes, offen ausgesprochen haben. Diesem Grundsatze gemäfs nemlich geht der Vf. auch hier von der Annahme einer doppelten Classe von Gottheiten aus, und wiederholt an dem Eingange seiner Untersuchung in Kurzem die Hauptsätze, deren Anwendung im Speciellen auf Vulcanus, dessen Mythus und Cultus den nächsten Inhalt seiner Schrift bildet. Er unterscheidet demnach auch hier zwischen einem ursprünglichen Elementar- und Naturcultus (Dieux réels) — einer Verehrung des Äthers oder des ätherischen Feuers, der Materie in ihrer Allgemeinheit, des atmosphärischen und terrestrischen Feuers

Digitized by Google

(der Luft, Wasser, Erde, Sonne, Mond und Gestirne), und zwischen einem symbolischen Cultus, in welchem die einzelnen Gegenstände zu Personen und zu Gottheiten werden, welche unter oft willkührlichen, veränderlichen Namen als die Darstellung jener Elemente erscheinen (Dieux fictifs), so dafs also in dem alten Griechenland zu gleicher Zeit ein zwiefacher Cultus neben einander statt gefunden, ein directer den Gottheiten der ersten Art, und ein symbolischer den Gottheiten der andern Art gewidmet. Die Mysterien haben nach dem Verf. die geistige oder religiöse Erziehung und Bildung des Volks zur Vollendung gebracht, insofern sie dem Eingeweiheten die Erklärung der Symbole und das Verständnifs dessen, was den Blicken der Uneigeweiheten verhüllt geblieben, eröffnet. Wie nun der Vf. in der früheren Schrift, in dem Cultus des Jupiter diesen doppelten Dienst desselben, einmal als wahren Gottes (als ätherisches Feuer), und dann als symbolischen Gottes nachzuweisen und nach allen seinen Verzweigungen zu verfolgen versucht hat, so bemüht er sich nun auch hier, bei Vulcan und dessen Dienste das Gleiche zu zeigen, wobei er folgenden, der Untersuchung entsprechenden Gang nimmt. Er giebt zuerst die Legende, den Mythus, in welchem die verschiedenen Erscheinungen, Verhältnisse und Beziehungen des Feuers, in der Form von Erzählungen und Begebnissen aufgefafst und niedergelegt sind, wobei zugleich am Schlufs der Widerspruch der hellenischen und der ägyptischen Legende berührt wird. Mit §. II. schreitet dann der Vf. zur Deutung des Mythus, zunächst zur Beantwortung der Frage, was denn eigentlich Hephästos gewesen. Er durchgeht die verschiedenen, theilweise versuchten Deutungen, die in Hephästos bald einen Menschen und zwar einen vergötterten, bald einen Dämon erkannten, oder, wie die Alexandrinischen Philosophen, eine Kraft der Natur, aber getrennt von der Substanz selbst, in der sie wirkend sich zeigt, also die Feuerkraft, getrennt von dem Feuer selbst als der Substanz betrachtet; und so kommt er denn S. 17 auf folgendes, seine eigene Ansicht aussprechendes Resultat, das er in den Stellen und Nachrichten der Alten begründet und damit in Übereinstimmung findet: der Cultus des Vulcan ist nur ein Zweig des Cultus, den die Griechen den verschiedenen Theilen der Natur und der wohlthätigen Kraft ihres Urhebers gewidmet hatten. Insofern man nun bei Vulcan, wie bei den andern Gottheiten, den wahren und den symbolischen Gott (nach der oben bemerkten Theorie) unterscheiden mufs, ist hier der wahre Gott das Feuer, und zwar das atmosphärische, terrestrische Feuer, wohl zu unterscheiden von dem ätherischen Feuer, das in Jupiter dargestellt ist. Das Feuer hatte daher (als dieu réel) einen directen Cultus; Vulcan (als dieu représentatif) einen symbolischen Cultus. Die Namen waren dieselben. Das Feuer in

Digitized by Google

der ersten Beziehung hiefs Hephästos; Vulcan, als symbolischer Gott, hiefs gleichfalls Hephästos. Als Belege läfst darauf der Vf. die verschiedenen Nachrichten der Alten und selbst deren Auffassungsweisen, wie z. B. bei den Stoikern, folgen, von Homer an bis auf Theodoret und Servius herab, um aus ihnen dasselbe Resultat oder vielmehr eine Bestätigung desselben zu gewinnen, was er S. 26 am Schlusse nochmals mit den bezeichnenden Worten wiederholt: „Tout cela est positif: voilà le feu atmosphérique, dieu réel; voilà Vulcain, dieu fictif et symbolique.“

Nach dieser Grundlage, die also in Vulcan eine Darstellung des atmosphärischen und terrestrischen Feuers erkennt, wird dann §. III. die Deutung des Mythus oder vielmehr der einzelnen Mythen und Legenden, welche die Geschichte des Gottes bilden, versucht. Also zuerst seine Entstehung und Geburt. Denn Hephästos, als symbolischer Gott, mufs eine Abstammung, ein Geschlecht haben; es kommt hier insbesondere die Angabe, dafs ihn Juno allein, ohne Zuthun eines Mannes, geboren, sein Hinken u. A. dahin Gehörige zur Sprache. Die darin vorwaltende Grundansicht besteht nach dem Verf. eben darin, die Inferiorität des atmosphärischen Feuers im Vergleich zu dem ätherischen (Jupiter) und die Unterordnung unter dasselbe darzustellen. Nun folgen weitere Untersuchungen über die Verbindungen und Verhältnisse, in welchen Vulcan zu den Nereiden, Nymphen, Najaden im Mythus gestellt wird, der auf diese Weise die Macht des Feuers in der Verbindung mit dem Wasser bei der Bildung und Bearbeitung der Metalle darstellen wollte; wobei denn auch der Cyclopen, der Begleiter des Hephästos, gedacht wird. Wir wollen hier die einfache Deutung des Mythus mit des Herrn Verfs. eigenen Worten anführen: „Les Cyclopes sont les volcans eux-mèmes, les volcans qui n'ont qu'un oeil au milieu du front. Eh, que sont leurs enclumes et leurs marteaux, si non les mugissements de la montagne embrassée? Vulcain forge la foudre parceque la foudre se forme de feux aériens. Les Cyclopes enfin en acèrent les trois dards conjointement avec lui, parceque les volcans rougissent l'air de leurs scories embrasées.“ Aus ähnlichen physischen Beziehungen und Verhältnissen wird auch das Verhältnifs des Hephästos zu Bacchus erklärt, der ihn in den Himmel einführt, und so mit ihm in eine nähere Verbindung tritt, zufolge der das Feuer in seiner schaffenden Kraft in der Verbindung mit dem feuchten Princip oder der Materie erscheint. So werden uns dann die Wunderwerke der Kunst des Vulcanus gleichsam zu Abzeichen der grofsen Wunder, die das Feuer in dieser seiner schaffenden Kraft tagtäglich in der Welt bewirkt. Indefs man mufs diese interessante, auch an anderen Erörterungen reiche Darstellung bei dem Vf. selbst nachlesen, der in dem nächsten Abschnitt (§. IV.) diese Deu-

Digitized by Google

tung der Mythen Vulcans von dem bemerkten Standpunkt aus und in dem bemerkten Sinne weiter fortsetzt, und hier zunächst die mythische Vermählung Vulcans mit der Minerva, wie mit der Venus, bespricht, um darauf zur Vervollständigung des Ganzen noch (§. V.) die verschiedenen anderen Gottheiten anzuführen, die als Repräsentationen des Feuers, Gegenstände der Verehrung wurden: Chrysaor, Vesta und Prometheus.

In den übrigen Theilen des Werkes bemüht sich der Vf. die Verschiedenheit dieses Hephästos von dem ägyptischen Phtha (dem ätherischen Feuer, also = Jupiter) darzuthun, wobei wir indefs die Bemerkung nicht unterdrücken können, dafs auch der griechische Hephästos zuweilen in dieser höheren Beziehung, die dem ägyptischen Phtha gegeben wird, als ätherisches Feuer, erscheint, mithin neben dem tellurischen Hephästos auch ein anderer höherer, ätherischer, der in dieser Beziehung mit Phtha und Jupiter zusammenfällt, anzunehmen seyn möchte. Vgl. Creuzer's Symbolik II. p. 653 f. zweite Ausg. Der Verf. sucht dann auf gleiche Weise den Vulcan (als Vater der Lemnischen Kabiren) von dem Vater der Samothracischen Kabiren durchaus zu unterscheiden und knüpft daran noch einige Bemerkungen über die verschiedenen Feste zu Ehren Vulcans und über die bildlichen Darstellungen des Gottes. Ref. hat, Manches übergehend, nur die Hauptpunkte, aus denen die Tendenz und der Gang, den die Untersuchung genommen, hervorgeht, in der Kürze angedeutet, indem er überzeugt ist, dafs der Freund mythologischer Forschung sich gern näher mit dem Inhalt der Schrift selbst bekannt machen, und daraus die Belehrung gewinnen werde, die ein so klar geschriebenes, zu weiteren Forschungen anregendes Werk wahrhaft auch zu geben vermag. Möchten wir bald wieder eine neue Fortsetzung dieser Untersuchungen über die einzelnen Götter des hellenischen Olympus unsern Lesern ankündigen können!

Chr. Bähr.

Nachträge

zum Bericht über das Mithreum von Neuenheim.

Zu Seite 8 der Schrift: Das Mithreum (S. 627 der Heidelberger Jahrbb. 1838.) — „Im ungünstigen Material des rothen Sandsteins“ u. s. w. Dazu bemerkt mein verehrter Amtsgenosse v. Leonhard: „Graue Keuper-Sandsteine sind das Material, woraus im Mittelalter so viele Bildner-Arbeiten gefertigt wurden; dagegen findet man die meisten Römer-Denkmale unsrer Gegenden aus buntem oder rothem Sandsteine gearbeitet.“

S. 11 f., S. 47 ff. (S. 629 f. S. 659 ff.) Auf die erste Nachricht von dem Neuenheimer Mithreum meldete mir von Hammer Purgstall: „Aus meiner unter der Presse befindlichen Anzeige der Symbolik und andrer mythologischen Schriften werden Sie die mir selbst erst vor Kurzem klar gewordene Verwandtschaft des Mithra mit dem indischen Indra sehen.“ Ich verweise daher meine Leser auf den demnächst erscheinenden Band der Wiener Jahrbücher der Literatur, bemerke aber im Voraus, dafs mir diese Verwandtschaft sehr wahrscheinlich dünkt. Man lese nur, was in den angeführten Stellen aus den Urkunden über die Eigenschaften und Attribute des Mithras zusammengestellt worden, und bemerke, was unter Anderm von Indra gemeldet wird: Er ist Oberhaupt der Götter zweiter Ordnung, Blitz, Donnerkeil, Wolken, Regenbogen sind seine Attribute; er ist als Oberhaupt der guten Genien in beständigem Kampfe mit den bösen Dämonen, wie er auch in dem Schauspiel Sakontala erscheint. Er ist der Fruchtbarkeit befördernde Regengott (Juppiter Pluvius), auf den der Hymnus im Ritsch-Veda so lautet:

> Den Regengott lobet, des Himmels Sohn, den gnädigen;
> Der gebe uns Speise.
> Der das Geschlecht der Kräuter, der Kühe hervorbringt, auch
> Der weiblichen Rosse und der Frauen.

(Symbolik I. S 522 f. 3. Ausg.) Er wird in denselben indischen Mantra's (Hymnen) der tausendäugige Herrscher genannt, der den Regen in Schauern herabsendet, der Donnergott, der Bergespalter. In einer aus den Veda's entlehnten Episode des indischen Epos Mahabharata erscheint er als Blitzgott, der die Urwolke mit seinem Blitze trifft und den fruchtbaren

Digitized by Google

Regen aus ihr hervorlockt. In einem indischen Bild ist Indra dargestellt auf Wolken fahrend, neben ihm ein Elephant und ein Hund; unten der Gott Aruna auf dem Sonnenwagen. (Symbolik I. Tafel VII. nr. 25 dritt. Ausg.) — In dieser Verwandtschaft von Mithras und Indra bekundet sich ein neuer Beweis für die auch von Eug. Burnouf in vielen Spuren nachgewiesene Stammeseinheit altpersischer mit altindischen Götterlehren; und wenn dieser grofse Kenner beider Sprachen jenes Epos vom Indra zu den „antiquités les plus reculées de la mythologie indienne" zählet (Symbolik I. S. 477), so mögen Philologen, die blos Griechisch und Latein verstehen, zusehen, was sie thun, wenn sie die indische Mythologie so gar jung machen und aus der griechischen ableiten wollen.

S. 46 (S. 657) „Zwei andere Felder, welche einen aufrecht stehenden und einen knieenden Bogenschützen zeigen." Beide Bogenschützen sind in diesem Felde unseres Mithrasreliefs knieend vorgestellt. Ein Bruch des Steins an jener Stelle hatte diesen Irrthum veranlafst.

S. 47 f. (S. 658) Bei dem „bis an die Brust aus dem Wipfel eines Baumes hervorragenden Mann" habe ich an die hindostanischen Baum- und Pflanzengottheiten erinnert. Jetzt schreibt mir Herr v. Hammer-Purgstall: „Ihrer Deutung des wahren Sinnes des Stieropfers stimme ich vollkommen bei. Das Sonderbarste ist wohl der Baummann, den ich für identisch mit dem indischen Awatar halte, wovon mehrere Exemplare in Lamare-Picquot's Sammlung."

S. 49 (S. 659) Wenn derselbe gelehrte Orientalist im angeführten Schreiben „die hauchenden kopfbeflügelten Figuren" für Winde halten möchte, so verläfst er damit seine frühere Meinung, dafs es Personen seyen, die durch den Hauch ihres Mundes Novizen einweihen. Sind es die Winde, so mufs man in unserm Basrelief eine Abbreviatur annehmen, die durch die vier Köpfe des Heddernheimer Denkmals erst ergänzt würde.

S. 49 f. (S. 659 f.) vergl. S. 58 nr. VII und S. 91 Anm. 106. „So zeigt uns das Seitenfeld den aus dem Felsen gebornen Mithras selbst." Der verdienstvolle Archäolog Herr Eduard Gerhard theilte mir neulich bei Betrachtung unsers Denkmals folgende Notiz mit: „Im Römischen Kunsthandel kaufte ich kürzlich eine kleine Marmorstatue, etwa 3 Römische Palmen hoch, an, welche in offenbarer Beziehung zu den seit Entdeckung des Wiesbadener Reliefs wohlbekannten Figuren mithrischen Dienstes steht. Es stellt dieselbe die von den Hüften aufwärts sichtliche, unterwärts aber in einem grofsen Felsstück verschwindende Figur eines unbekleideten Jünglings dar, dessen aufschauendes Haupt mit einer phrygischen Mütze bedeckt ist; beide Arme sind erhoben und vorgestreckt, ihre Bewegung ist trotz einiger Ergän-

Digitized by Google

zung gesichert. Die Arbeit dieses übrigens wohlerhaltenen Figürchens ist lobenswerth, zumal bei Vergleichung andrer Sculpturen mithrischer Vorstellungen.“

S. 50 (S. 660) „In dieser Eigenschaft fiel Mithras mit dem Juppiter zusammen, der selber Blitz (fulgur) genannt wurde.“ In den Monuments Romains et Gothiques de Vienne en France par E. Rey et Vietty Paris 1831 fol. ist in der première partie pl. XVIII ein grofses Bildwerk mit der sonderbaren Inschrift mitgetheilt:

Jovi Fulguri Fulmini.

Herr Vietty (p. 20) übersetzt: „à la foudre et au tonnère“ und findet einen Pleonasmus darin. Hätte er Cicero de Divinat. II. 29. 44. und Seneca Quaest. natur. I. 1. nachgesehen, so würde er weder tonnère übersetzt, noch an einen Pleonasmus gedacht haben. Juppiter Fulgur ist das personificirte Wetterleuchten; J. Fulmen der mit Heftigkeit und Donner ausfahrende und einschlagende Blitz.

S. 53 (S. 662) „Der grofse runde argolische Schild ward auch als Abbild der Sonne vorgestellt und bei Festscenen wahrscheinlich auch in der Procession einhergetragen.“ Dafs dies wirklich der Fall gewesen, bezeugt Lutatius zu der Thebaïde des Statius II. 250: „ut *illo* (clypeo) *per urbem incedens* (victor) *honestaretur.*“ Über diesen argolischen der Hera (Juno) geweiheten Schild ist im Bilderheft der Symbolik S. 38—42 zweiter Ausg. ein Mehreres zu lesen. Jetzt bemerke ich: Denselben Schild sieht man auf einer von Herrn Panofka in der Abhandlung, betitelt: Argos Panoptes Taf. II. nr. 3. zum erstenmal publicirten antiken Paste unter dem Pfau der Juno. (vgl. den Text dazu S. 19 f.)

S. 60 (S. 667) nr. XIV. „Alabasterne Basis.“ Sie ist vielmehr aus weifsem Marmor.

Noch hat sich vor wenigen Tagen das Bruchstück eines Fläschchens aus buntem Glase vorgefunden, und ist den übrigen Bruchstücken beigefügt worden.

Fr. Creuzer.

Digitized by Google

N°. 53. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Dr. Phil. Marheinecke, Dr. J. Schulze, Dr. Er. Gans, Dr Lp. v. Henning, Dr. H. Hotho, Dr. C. Michelet, Dr. F. Förster. Fünfter Band. Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Herausgegeben von Dr. Carl Ludwig Michelet. Dritter Band. Berlin 1836. Verlag von Dunker und Humblot.

„Wer nur die Geschichte der Wissenschaften in den letzten Jahrhunderten kennt, wird darin übereinstimmen müssen, dafs unter den Gelehrten derselben eine Art von geheimen und stillschweigender Vertrag stattzufinden schien, über eine gewisse Gränze in der Wissenschaft nicht hinauszugehen, und dafs die so gerühmte Geistes- und Denkfreiheit jederzeit nur innerhalb dieser Gränzen wirklich gegolten hat, kein Schritt ausserhalb derselben aber ungestraft und ungerochen gewagt werden durfte. Der alte Vertrag unter den Gelehrten ist erloschen und bindet uns nicht mehr; denn sie haben ihn selbst durch ihr Thun an uns gebrochen und es ist in allerwege ein neuer Bund. Jetzt hilft nicht mehr Wahren, oder Zudecken; denn die Frucht, die reif ist, bricht mit Macht an den Tag. In den Herzen und Geistern vieler Menschen liegt ein Geheimnifs, das ausgesprochen seyn will; und es wird ausgesprochen werden. Alle Eigenheit, aller Zwang der Schulen und Geschiedenheit der Meinungen mufs aufhören und Alles zusammenfliefsen zu Einem grofsen und lebendigen Werk.“

Mit diesen Worten nimmt Schelling Abschied von Fichte und bezeichnet damit jenen grofsen Wendepunkt der Philosophie, in Folge dessen sie das verschlossen gehaltene Reich der Wirklichkeit, der Natur und der Geschichte, eröffnet und an einen der gröfsten welthistorischen Entwicklungspunkte den menschlichen Geist hingeführt hat. Auf dem Kulminationspunkt und der dem menschlichen Geiste selbst schwindelnden Höhe des subjectiven Idealismus Fichte's hatte sich jene die Wirklichkeit tödtende Philosophie erschöpft und den Taumelbecher der formellen, subjectiven Freiheit ausgeleert.

Digitized by Google

Schelling zersprengte die Fesseln dieser Herz und Geist verengenden Weltweisheit und führte in den Tempel der Wirklichkeit ein, nicht um ihn staunend zu betrachten, sondern mit eigner, freier Selbstthätigkeit ein Priester desselben zu werden. Wie Platon den Himmel der Weisheit für die kommenden Geschlechter eröffnete, damit diese ihn eroberten, weil nur die sich Gewalt anthun, ihn an sich reifsen; so wollte Schelling auch das Reich der Wirklichkeit, der Natur und der Geschichte aufschliefsen, damit, wer ein Herz dafür hat, dieselbe durch freie Selbstthätigkeit in Besitz nehme. Nicht eine Schule im engern Sinne wollte er stiften, die seine Wahrheit durch geistlose Nachbeterei verseichtigt, und so weder sich selbst noch der Welt einen reellen Dienst leistet. Mit gerechtem Unwillen hat er sich immer gegen eine solche Schule ausgesprochen. Wie aber ein philosophisches System nur ausspricht und zum klaren Selbstbewufstseyn bringt, was in der jedesmaligen Zeitentwicklung lag, und dadurch das Wort, den entsprechenden Ausdruck für das im Leben schon Vorhandene findet und so in der Mitwelt Eingang und Anklang findet; so hat Schelling auch die gröfsten Geister seiner Zeit um sich versammelt zur Lösung des durch ihn zum Bewufstseyn gekommenen Problems; und es werden wenige Philosophen aufzuweisen seyn, welche so viele selbstständige, geniale Geister zum Mitforschen und zur völligen Eroberung der entdeckten Welt hervorgerufen haben. Es lag ganz in der Natur der Sache, dafs die Genie-Eitelkeit und der Taumel, welchen die Freude über die reiche, neu eröffnete Welt erzeugte, ein Schwelgen in halb klaren Ideen, ein prophetisches Reden hervorbrachten, welche die Sache des Urhebers der Naturphilosophie in schlimmen Ruf brachten. Das Erkenntnifsprincip Schellings, die intellectuelle Anschauung ward mifsbraucht und verkehrt, und so war grofse Gefahr eingetreten, diese Philosophie und in ihr alle Philosophie in Mifskredit versetzt zu sehen. Auf diese geistige Spannung drohte, wie nach einer gewaltigen und gewaltsamen Erregung, Abspannung und Erschlaffung einzutreten. Da trat einer der bedeutendsten Schüler Schellings in den Entwicklungsgang ein und drang auf besonnene, methodische Vermittlung, griff das Princip seines Meisters, die intellectuelle Anschauung, an, und suchte ihren Inhalt auf eine allgemein verständliche Form zurückzuführen, und dadurch der

Digitized by Google

Zügellosigkeit des unmittelbaren Erkennens ein Ziel zu setzen.

Hegel mit seinem herkulischen dialektischen Verstand, vereint mit speculativem Tiefsinn, folgte auf die tief erregte Zeit, die in das Jahr 1795 bis 1807 fiel, wo Schelling seine Naturphilosophie aufgestellt und entwickelt hatte, und legte den Grund zu einem System, das später eine so weit ausgebreitete und grofse Talente enthaltende Schule hervorrief.

Hegels grofser umfassender Geist umfafste, wie nicht vor ihm geschehen war, alle Wissenschaften in einer organischen Einheit in seiner Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften, und führte dieselben nach und nach aus. Man kann von Hegel wie von Kant sagen, es giebt fast keinen Zweig des Wissens, den er nicht als Moment in die Idee der Philosophie aufgenommen und bearbeitet hat. So hat er auf alle Zweige des Wissens seinen Einfluſs ausgeübt. Dieses erfuhr das Publicum erst recht, als der Tod den rastlos thätigen Mann aus seiner Laufbahn abrief und so seine hinterlassenen Schriften, theils in bloſsen, nicht für den Druck ausgearbeiteten, Vorlesungsheften, theils von ihm selbst zum Druck ausgearbeiteten Manuscripten bestehend, als Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in das Publicum traten.

Die Vorlesungen über Geschichte der Philosophie, wovon der dritte Band hier besprochen werden soll, hat er öfters gehalten. Sie umfassen die ganze Geschichte der Philosophie. Der erste Band enthält die Philosophie bis zu den Sophisten und Sokrates. Der zweite geht von diesen bis zu den Neuplatonikern. Der dritte und vorliegende enthält die Philosophie der Neuplatoniker, des Mittelalters und der neueren Zeit.

In der Einleitung zum Neuplatonismus, wo Hegel den Übergang aus der alten Welt in das Christenthum zeigt, tritt der Pantheismus der Hegel'schen Philosophie so platt hervor, daſs jede Distinction, die man zwischen Pantheismus machen wollte, um, wie von Anhängern dieses Systems in der neuesten Zeit, z. B. von Rosenkranz, geschehen ist, den Hegelschen nicht in die Kategorie des gemeinen fallen zu lassen, sich als eitel und vergeblich erweist. Es heiſst S. 16: „Es ist unerläſslich, daſs Gott im Verhältniſs zur Welt, zum Menschen gedacht wird, insofern Gott ein lebendiger Gott ist; dies Verhältniſs zur Welt ist dann ein Verhältniſs zu einem

Andern, und damit ist Unterscheidung, Bestimmung gesetzt. Das Verhältnifs zur Welt erscheint also zunächst als Verhältnifs zu einem Andern, was ausserhalb Gottes ist; aber weil es sein Verhältnifs, seine Thätigkeit ist, so ist dies, das Verhältnifs in sich zu haben, ein Moment seiner selbst. Der Zusammenhang Gottes mit der Welt ist Bestimmung in ihm selbst. Wir sagen, Gott hat den Menschen, die Welt erschaffen; dies ist eine Bestimmung in ihm selbst und diese Bestimmung ist zunächst eine Bestimmung seiner in ihm selbst, und diese Bestimmung ist der Punkt des Anfangs des Endlichen, Weltlichen mit ihm. Auf diese Weise sind denn also die Bestimmungen, Besonderungen einer Seits seine Bestimmungen, Ideen in ihm selbst, sein Erzeugnifs in sich selbst."

Es ist für die, welche das System Hegels kennen, diese Ansicht nichts Neues, die sie etwa hier deutlicher als anderwärts ausgesprochen fänden; denn wenn dieselbe auch nicht das ganze System, wie es schon in der Phänomenologie des Geistes subjectiv begründet und dann ausgeführt ist, seinem Grundprincip nach enthielte; so liefsen sich genug einzelne Stellen in allen Schriften Hegels aufweisen, worin dasselbe enthalten ist, wie in der vorliegenden. Aber diese ist direkter als manche andere.

Die neuere Philosophie beginnt nach Hegel mit Cartesius; er handelt sie aber in folgender Weise ab. Es sind drei Abtheilungen: 1) Ankündigung der Vereinigung des Gegensatzes des Denkens und Seyns: Baco von Verulam und Jacob Böhme; 2) metaphysische Vereinigung des Gegensatzes. Hier fängt erst die eigentliche Philosophie dieser Zeit an, nämlich mit Cartesius. Es ist hier das Streben, die Vereinigung zu Stande zu bringen. Hiergegen tritt der Scepticismus auf; es geht diese Metaphysik unter. 3) Es kömmt diese angestrebte Vereinigung zum Bewufstseyn und wird zum Gegenstand. Diese Vereinigung ist das einzige Princip und Interesse. Die zweite Abtheilung beginnt mit Cartesius, geht zu Spinoza über, der zur ganzen Consequenz durchgedrungen ist; er ist die consequente Ausführung der Cartesischen Philosophie. Malebranche folgt nun als eine vollendete Entwicklung der Cartesischen Philosophie; er ist der Spinozismus in anderer, frommen theologischen Form. Die formell logischen und psychologischen Betrachtungen Malebranche's machen den Übergang zu Locke, Hugo Grotius,

Digitized by Google

Hobbes, Cudworth, Pufendorf, Newton; nun folgt als das dritte Leibnitz, Wolf und die Popularphilosophie. Leibnitz bildet nämlich einen Gegensatz zu Newton auf der einen Seite, auf der andern gegen Locke und Spinoza; er behauptet das Denken gegen das englische Wahrnehmen, gegen das sinnliche Seyn das Gedachte als das Wesen der Wahrheit, gegen Spinoza's Substanz das Individuelle. Um von der Wolfischen Philosophie überzugehen zur Popularphilosophie, bedurfte es nur das Abschütteln ihrer steifen Form.

Auf diese dürre Verstandesphilosophie folgt nun wieder der Scepticismus, aber eigentlich in der Form des Idealismus. In das Denken, das als die unbewegte Form der Einfachheit sich dargestellt hat, tritt nun der Begriff oder das Denken tritt nun als Begriff ein. Das Hervortreten des Begriffs der Bewegung der fixen Gedanken an ihnen selbst ist dies, dafs die Bewegung, die nur als Methode ausser ihren Gegenstand fällt, an ihn selbst kommt oder dafs Selbstbewufstseyn in den Gedanken komme. Der jetzt in das Denken eintretende Begriff hat dreierlei Formen: a) als einzelnes Selbstbewufstseyn, die formale Vorstellung überhaupt; b) als allgemeines Selbstbewufstseyn, das sich an alle Gegenstände wendet, d. h. an die Idee an sich oder in ihrer Wirklichkeit, die diesseitige und jenseitige Welt, c) in diesen beiden Weisen ist nur der wirkliche Begriff vorhanden, aber nicht der sich selbst denkende oder gedachte Begriff. Jenes ist ein eingreifendes Denken, dies der Begriff selbst als Wesen erkannt, — Idealismus. Diese drei Seiten stellen sich dar in den drei Nationen der gebildeten Welt, die erste bei den Engländern: Berkeley, Hume und den schottischen Philosophen Reid, Beattie, Oswald, Stewart u. s. w.; die zweite bei den Franzosen und zwar in positiver und negativer Richtung und in der Idee einer konkreten allgemeinen Einheit; die dritte bei den Deutschen: Jacobi, Kant, Fichte, Friedrich Schlegel, Novalis, Fries, Bouterweck, Krug, Schelling.

In dieser ganzen Anordnung und Entwicklung der neuern Philosophie kann Rec. keine begriffsmäfsige Nothwendigkeit, sondern nur Willkühr finden. Die neuere Philosophie hat aber sowohl dem Grundprincip, als der Durchführung desselben nach eine solche begriffsmäfsige Einheit und Nothwendigkeit, wie sie weder die alte, noch die Philosophie des Mittelalters entfernt aufweisen kann. Sie ist die Vorhalle, wie Leibnitz

die Philosophie des Cartesius treffend nennt, durch die man erst in das Allerheiligste gelangt, oder nach dem Ausdruck eines Franzosen, die grofse Vorredè zur (positiven) Philosophie (Metaphysik), ohne dafs es durch sie zum Buche selbst gekommen wäre; mit andern Worten die Dialektik des Selbstbewufstseyns und der Selbsterkenntnifs, durch welche der objective Standpunkt der Philosophie begründet werden soll. Sie hat daher alle Stadien der negativen d. h. zum Grunde aufsteigenden Selbsterkenntnifs des Geistes durchlaufen und ist so zur positiven d. h. die Ordnung der Dinge oder die Wirklichkeit reproducirenden Philosophie gelangt. Kant hat diese negative Aufgabe der Philosophie als Kritik der Vernunft und Transcendentalphilosophie bezeichnet, von welcher er nur einen Theil löste. Sein Streben war, durch die Kritik der Vernunft die Metaphysik zu begründen. Mit ihm ging die alte (dogmatische) Metaphysik zu Grabe und stand nicht wieder auf, bis die Kritik der Vernunft in ihrem ganzen Umfange vollendet war. Dieses ist in der gegenwärtigen Zeit erreicht. Hier ist es nun auch, wo in ganz kurzer Zeit mehrere Bearbeitungen dieser Wissenschaft nach dem Standpunkte der durch die neuere Philosophie begründeten Wissenschaftslehre, wie Fichte jene negative Philosophie nannte, erschienen sind z. B. von Branifs, Carl Phil. Fischer, dem jüngern Fichte und Weifse.

Es ist viel darüber gestritten worden, welches System als der Anfang der neuern Philosophie betrachtet werden mufs. Einige beginnen mit Baco von Verulam, Andere gehen noch weiter zurück und finden den Anfang in Italien und nennen Bruno und ihm verwandte Geister. Als allgemeine Ansicht kann in der gegenwärtigen Zeit angenommen werden, wenn es sich um den eigentlichen Anfang der neuern Philosophie handelt, dafs Cartesius der Vater derselben ist. Darin stimmen auch Schelling und Hegel überein. Hegel hat zwar in der vorliegenden Schrift die neuere Philophie mit Baco von Verulam und Jacob Böhme begonnen. Aber er betrachtet diese doch nur als die Einleitung dazu, läfst aber die Philosophie der neuern Welt mit Cartesius beginnen. Wird nun Cartesius als der Vater der neuern Philosophie anerkannt, so mufs er auch als solcher wirklich erkannt werden. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dafs er drei Grundprincipien enthält, wornach die ganze

Digitized by Google

neuere Philosophie sich entwickelt hat. Das eine ist sein berühmtes Cogito, ergo sum, die einfache Selbstgewifsheit als Princip alles Denkens und Erkennens, ohne welche kein Denken und Erkennen möglich ist, die Einheit des Denkens und Seyns oder das Selbstbewufstseyn. Ferner die dem Geiste angeborene Idee, als Princip der objectiven Selbstgewifsheit oder Wahrheit; dann Gott als die absolute Wahrheit.

Das erste Grundprincip des Cartesius ist der subjective, das zweite der objective, das dritte der absolute Geist. Das erste Princip erhielt seine Vermittlung und Ausführung hauptsächlich durch Kant und Fichte. Cartesius hatte in seinem cogito, ergo sum das Ich als Princip des Denkens und Erkennens ganz im Allgemeinen bestimmt. Kant untersucht die reine Form des Denkens und Erkennens und findet sie in den Categorien, die er aber empirisch aufnimmt und nicht aus dem Ich ableitet und als seine reinen Bestimmungs- und Erkenntnifsformen nachweist; Fichte thut dieses und erkennt damit das Ich in seinem reinen Wesen.

Das zweite Princip des Cartesius erhält seine Vermittlung durch Spinoza, Leibnitz, Schelling und Hegel. Es ist dieses die sogenannte speculative Philosophie im Gegensatze zu der Reflexions- oder Subjectivitätsphilosophie, wie sie in ihrer vollen Entwicklung in Kant, Fichte und Jacobi hervorgetreten ist. Diese speculative Philosophie hat, wie die Reflexions- und Subjectivitätsphilosophie Fichte's, das subjective Ich zum absoluten gemacht hat, die objective Vernunft des menschlichen Geistes verabsolutirt, und so entstand der Pantheismus in verschiedener Form. Der Pantheismus als Confundirung der objectiven Vernunft mit Gott kömmt zum Selbstbewufstseyn, nachdem er alle Formen durchlaufen und sein ganzes Wesen nach allen Seiten zur Erscheinung gebracht hat, und führt über sich hinaus zum dritten Princip des Cartesius, zur Begründung und Vermittlung des objectiven Geistes in und aus Gott, zur Immanenz in Gott. Hierher gehören mehrere der neuesten Systeme, in welchen das dritte Princip des Cartesius zur Ausführung kommt.

Hiermit hat die Geschichte der neueren Philosophie durch die Dialektik des Selbstbewufstseyns die positive oder objective Philosophie begründet und ist an einem der bedeutendsten Wendepunkte der Philosophie angelangt. Da das

Digitized by Google

Hegel'sche System in die Dialektik des Selbstbewufstseyns als eine einseitige Entwicklungsstufe fällt, so könnte sie auch nur die neuere Philosophie aus ihrem beschränkten Standpunkte betrachten, das Resultat hiervon zeigt die ganze Eintheilung, Anordnung und Beurtheilung der neuern Philosophie, wie sie in dem vorliegenden dritten Band dieser Geschichte der Philosophie enthalten ist.

Es ist hier aber auch eben so wenig Hegels dialektische Methode, als auch seine Grundprincipien über die Dialektik der philosophischen Systeme, wie sie sich in seiner Geschichte der Philosophie und anderwärts ausgesprochen finden, nachweisbar. Anstatt die englischen und französischen Philosophen unmittelbar mit Cartesius in Zusammenhang zu bringen, wie es die historische Folge fordert, die auch hier die Folge des Begriffs ist, läfst sie Hegel auf Spinoza und Malebranche folgen. Der Grund hiervon ist nichts weniger als haltbar. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs sie durch das Cartesische Grundprincip, seinen Dualismus und seine Lehre von den angeborenen Ideen hervorgerufen wurden und in dieser Beziehung einen Fortschritt bilden. Der Übergang von Spinoza, wenn er ein wirklicher Fortgang seyn soll, kann unmöglich zu jenem Empirismus, Idealismus und Skepticismus seyn. Hegel selbst hat dieses gefühlt, und daher die meisten dieser Systeme unter die Rubrik „Übergangsperiode" gebracht. Auch die Aufeinanderfolge der neuesten deutschen Philosophie ist ganz subjectiv, denn mit Jacobi kann um so weniger begonnen und zu Kant fortgegangen werden, als Jacobi das Bewufstseyn der Nichtigkeit des blos mittelbaren subjectiven Selbstbewufstseyns ausspricht und die innere Erfahrung und substanzielle Vernunft gegen die blos formelle geltend macht. Jacobi's Philosophie des Nichtwissens ist die Ironie, welche die Philosophie Kant's und Fichte's über sich selbst erfährt, aber auch die philosophische Noth und Verzweiflung, die daher die Frage zur Entscheidung bringt: ob der menschliche Geist einer objectiven Erkenntnifs, einer Erkenntnifs der Wahrheit fähig sey, d. h. welche von der subjectiven Vernunft zur objectiven überleitet.

Höchst befremdend ist es, dafs Hegel gar nichts von Franz Baader erwähnt, während er ihn doch in seiner Vorrede zur Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften

Digitized by Google

als eine sehr bedeutende Erscheinung aufführt und sogar die Versicherung ausspricht, dafs er in dem, was Baaders Polemik gegen ihn aussetze, mit ihm übereinstimme. Es mag auf sich beruhen, wie es sich mit dieser Versicherung, die Hegeln schwer geworden seyn würde zu begründen, verhalten mag; aber es kann nicht für ein Zeugnifs seiner guten Sache gegen Baaders starke und meistens unverkennbar treffende Polemik gelten, wenn er sich so leicht mit Baader abfindet, indem er seine Übereinstimmung mit Baader in den von diesem so stark und immer wiederholt bestrittenen Punkten in der gedachten Vorrede nur versichert und diese Versicherung nicht einmal an der Stelle, wo er von selbst darauf geführt worden ist, nämlich in der Darstellung der neuesten deutschen Philosophie, begründet. Wollte man den Grund des gänzlichen Übergehens Baaders in vorliegender Schrift etwa darin suchen, als habe Hegeln Bader nicht bedeutend und epochemachend genug geschienen, um ihm eine Stelle in der neuesten Philosophie anzuweisen: so wird dieser Grund um so nichtiger, je mehr es am Tage liegt, dafs er andern Männern, denen er selbst alle Bedeutung in der Geschichte der neuern Philosophie abspricht, z. B. Krug und Andern, die ungleich weniger Bedeutung als Baader haben, eine Stelle darin anweist. Oder wollte man annehmen, Hegel habe Baader als einen Theosophen unter der Schulphilosophie nicht aufführen wollen, die Theosophie aber, welche Baaders Grundlage ist, habe er in Jacob Böhme dargestellt und daselbst Baader mitbegriffen; so würde sich, falls auch zugegeben werden könnte, was nicht zugegeben werden kann, dafs Baader kein selbstständiges System habe, doch Hegel seiner Verpflichtung nicht im geringsten damit entledigt haben. Es wird daher mehr wie wahrscheinlich, dafs Hegel nicht habe auf jene so gewichtigen Vorwürfe, die Baader nicht müde wird zu wiederholen, eingehen wollen, weil er die schwächsten Seiten seines Systems hätte berühren müssen, nämlich den groben Pantheismus seines Systems. Wenn Hegel sonst gegen den Pantheismus spricht, so sucht er sich durch den willkührlichen Begriff, den er davon aufstellt, davon frei zu machen. So wohlfeil wäre er aber da nicht davon gekommen, wo der Pantheismus in seiner bestimmten wahren Form aufgestellt und sein System darunter mit speculativer Nachweisung subsumirt wurde.

Digitized by Google

Gehen wir nun zur Darstellung der neuern Philosophie im Einzelnen über.

Es ist ein Beweis von dem speculativen Tiefsinne Hegels, dafs er den speculativen Inhalt der Theosophie anerkennt und das Haupt der Theosophie der neueren Zeit, Jacob Böhme, im Allgemeinen zu würdigen weifs. Als der deutsche Geist so verflacht und verseitigt war, dafs er für die speculative Idee keinen Sinn mehr hatte, mufste Jeder, welcher es wagte, diesem Schuster, der nicht bei seinem Leisten blieb, sondern sich mit überirdischen Dingen beschäftigte, das Wort zu reden, seinen wissenschaftlichen Credit aufs Spiel setzen. Die Zeiten haben sich geändert. „Der alte Vertrag unter den Gelehrten ist erloschen und bindet uns nicht mehr, es ist in Allewege ein neuer Bund.“ Der Mann, der diese Worte sprach, entgegnet dem Vorwurfe der Schwärmerei damit, dafs er sagt: ich schäme mich des Namens vieler sogenannten Schwärmer nicht, sondern will ihn noch laut bekennen und mich rühmen von ihnen gelernt zu haben, wie auch Leibnitz gerühmt hat, sobald ich mich dessen rühmen kann. Meine Begriffe und Ansichten sind mit ihren Namen gescholten worden, als ich selbst nur ihre Namen kannte. Dies Schelten will ich nun suchen wahr zu machen: habe ich ich ihre Schriften bisher nicht ernstlich studirt, so ist es keineswegs aus Gründen der Verachtung geschehen, sondern aus tadelswerther Nachlässigkeit, die ich mir ferner nicht will zu Schulden kommen lassen.

Schelling hat Wort gehalten, und Jedermann, der seine Schrift über die Freiheit von 1809 kennt, wird die Früchte darin finden. So ist durch Schelling und Baader, der den gröfsten Theil seines Lebens auf das Studium des Görlitzer Schusters verwendet hat, J. Böhme in der neuesten Zeit zu Ehren gekommen; und Hegel hat sich diesen Männern angeschlossen. Sein Zeugnifs für den tief speculativen Inhalt J. Böhme's Theosophie mag bei einem gewissen Kreis des Publicums noch mehr die Achtung und Anerkennung desselben hervorgebracht haben, als die Schellings und Baaders.

Von J. Böhme geht Hegel zu der Verstandesmetaphysik über. Hier macht er gleich anfangs die richtige Bemerkung, dafs abstractes Denken und Erfahrung einander gegenübertreten, auf welche der Scepticismus und Kriticismus folgten; in der Metaphysik selbst trete der Gegensatz von Substanzia-

Digitized by Google

lität und Individualität hervor. Das Erste sey die unbefangene, aber auch unkritische Metaphysik, die ideae innatae des Cartesius, das Zweite sey der Ursprung der Gedanken; bei Locke, ihre Berechtigung, noch nicht die Frage, ob sie an und für sich wahr. Hegel wirft nun aber den Spinozismus mit ganz ihm heterogenen Gestaltungen zusammen. Das Erste ist allerdings das ganz unbefangene, unkritische Selbstbewufstseyn oder Denken, das sich selbst von aller Objectivität in sich selbst zurückwendet, um in sich selbst die Wahrheit in der Form der Selbstgewifsheit zu finden. Diese ist aber nur subjectiv und formell. Das Princip der objectiven Selbstgewifsheit oder die Ideen werden als angeboren betrachtet. Hier wurde nun die Frage veranlafst nach dem ursprünglichen Besitz, nach dem Princip, der Quelle, dem Umfang und den Gränzen des Selbstbewufstseyns. Es entstand der gemeine Realismus und Idealismus, je nachdem man entweder die eine oder die andere Seite des Dualismus, das Seyn oder Denken zur Substanz oder Accidenz der andern machte. Cartesius hatte das Selbstbewufstseyn nur in seiner ganz negativen und abstracten Allgemeinheit ohne nähere Untersuchung seiner positiven Bestimmung als Princip des Denkens und Erkennens aufgestellt; er brachte zum Selbstbewufstseyn, dafs das Ich oder der Geist Princip der Philosophie ist, zeigte aber nicht sein Wesen oder was es ist. Die Vermittlung seines Wesens war die Aufgabe der spätern Philosophie. Nachdem sich nun lange der englische und französische Empirismus, Idealismus, Scepticismus und der deutsche Dogmatismus und die Popularphilosophie daran versucht hatten, aber zu keinem positiven Resultate gelangt waren, trat Kants Kriticismus hervor mit der Hauptfrage: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? und vermittelte die reine Form des Selbstbewufstseyns, die dann Fichte aus diesem wirklich ableitete und so das subjectiv-logische Ich zur Erkenntnifs brachte. Die Verabsolutirung desselben in subjectiven Idealismus brachte den Widerspruch hervor zwischen dem Seyn und Sollen des Ich; der endlich in Jacobi zum Selbstbewufstseyn kam und von ihm für constitutiv erklärt wurde. Damit war aber auch die ganze Noth und Verzweiflung der Subjectivitätsphilosophie hervorgetreten, welche nun über sich hinaus getrieben wurde zum objectiven Selbstbe-

Digitized by Google

wufstseyn des menschlichen Geistes. Der Anfangspunkt dieser objectiven Selbstbegründung ist offenbar Spinoza.

Hegel läfst nun aber Spinoza unmittelbar auf Cartesius folgen und macht den Übergang von ihm zu Locke und der an ihn sich anschliefsenden Philosophie auf folgende Weise. „Gegen die Voraussetzung der innern Unmittelbarkeit der Idee und gegen die Methode, sie in Definitionen und Axiomen vorzutragen und gegen die absolute Substanz behauptet die Forderung, die Ideen als Resultate darzustellen und dann die Individualität und das Selbstbewufstseyn sein Recht. Diese Bedürfnisse geben sich in der Lockischen und Leibnitzischen Philosophie, obzwar auf unvollkommene Weise, zu erkennen. Dies Princip tritt daher in der Philosophie jener unterschiedslosen Identität entgegen, und zwar bei Locke so, dafs die unmittelbare Wirklichkeit das Reale und Wahre ist, und das Interesse der Philosophie die Erkenntnifs dessen, was an und für sich wahr ist, aufgiebt, und nur dahin geht, die Art und Weise zu beschreiben, wie der Gedanke das Gegebene aufnimmt. S. 417.

Wenn man freilich, wie Hegel, nur so ganz abstracte Momente des dialektischen Fortgangs annimmt, so kann man am Ende auf Alles übergehen. Der logische Unterschied wird sich überall finden lassen. Wie aber ein Übergang von Spinoza zu Locke aus den angegebenen Gründen ein objectiver seyn soll, sieht Rec. wenigstens nicht ein. Denn nach Hegel soll jedes folgende System die Fortsetzung des vorhergehenden seyn, so dafs der Unterschied nur in die Form fällt. Dafs dieses hier der Fall ist, möchte wohl schwer zu begreifen seyn.

Hegel sagt S. 330, die Spinozische Substanz und der französische Materialismus sind parallel, die Substanz ist Naturalismus, Spinozismus. Diese Äusserung ist wichtig und bedeutungsvoll; denn Hegel behauptet S. 377: „Die absolute Substanz (Spinoza's) ist das Wahre, aber sie ist noch nicht das ganze Wahre, sie mufs auch als thätig in sich, lebendig gedacht werden und eben dadurch sich als Geist bestimmen. Die Spinozistische Substanz ist die allgemeine und so die abstracte Bestimmung; man kann sagen, es ist die Grundlage des Geistes, aber nicht als der absolut unten festbleibende Grund, sondern als die abstracte Einheit, die der Geist in sich selbst ist.“ Diese Ansicht Hegels stimmt mit seiner

Digitized by Google

sonstigen über Spinoza überein, wornach die Substanz Sp. nur an sich, aber nicht der wirklichen Form nach absoluter Geist ist, welche Form sie durch sein System erhalten habe. Aber gerade hierin spricht Hegel seinen Naturalismus und Pantheismus auf das offenbarste aus. Denn dafs Hegels System den Naturalismus und Pantheismus der Substanz Spinoza's zum logisch-ideellen Naturalismus und Pantheismus des Begriffs umgebildet hat, darin liegt in Bezug auf das Grundprincip kein wesentlicher Unterschied. Nach H. ausdrücklicher Behauptung kann etwas in seiner Vermittlung nur das werden, was es an sich ist. Ist die Substanz Sp. nur Natursubstanz, so kann in ihrer Vermittlung nicht der Geist, am wenigsten aber der absolute Geist hervorgehen. Aber gerade darin besteht das Wesen des Hegelschen Systems, dafs es die Form der Naturnothwendigkeit des Geistes, seinen logischen Begriff, für das Wesen des Geistes selbst hält. Der logische Begriff des Geistes oder die logische Vernunft ist die ideelle Naturnothwendigkeit des Geistes. Es hat aber schon Leibnitz die geometrische oder physische Nothwendigkeit des Geistes der sittlichen entgegengesetzt und das Wesen der erstern in die Undenkbarkeit des Gegentheils gesetzt. Diese blinde oder Naturnothwendigkeit ist die des Hegel'schen Begriffs, der ihm alles Seyn, alle Realität ist.

Da Hegel bei der Darstellung des Systems Spinoza's wieder eine Probe giebt, wie er den Vorwurf des Pantheismus abweist, so wollen wir diesen Punkt noch betrachten. Er sagt: „Das Gegentheil von allem dem ist wahr, was die behaupten, welche Spinoza Atheismus Schuld geben; bei ihm ist zu viel Gott." Man wird hierbei unwillkührlich an den bekannten Ausspruch Novalis erinnert, der Spinoza einen Gott-trunkenen Menschen nennt. Als wenn jene Natursubstanz, die Hegel selbst sogar ausdrücklich als solche bestimmt, Gott wäre! Wie falsch daher Hegel den Spinozismus ansieht, wenn er ihn als Akosmismus bestimmt, leuchtet von selbst ein. Indessen sind hier überall die trefflichsten Bemerkungen zu finden, wie es bei einem so tiefen Geiste, wie Hegel, zu erwarten ist. Besonders interessante Ansichten entwickelt er bei der französischen Philosophie.

Es war zu erwarten, dafs Hegel, dessen ganzes System in der Dialektik des logischen Begriffs aufgeht, die Philosophie Leibnitzens nicht vollkommen zu würdigen im Stande

Digitized by Google

seyn werde. Hegel ist bei Beurtheilung von Naturen, wie Platon, Leibnitz, Schelling u. s. w. philisterhafter Pendant. Er weifs nur seinen eignen Mafsstab, seinen Begriff anzulegen, um darnach Alles zu beurtheilen. So sieht er in den Ideen Platons nichts weiter, als seine logischen Kategorien, die er in Aristoteles erst weiter vermittelt findet. Dafs Aristoteles die tiefste Seite Platons gar nicht gefafst und daher auch nicht weiter gebildet hat, davon kann bei ihm gar keine Rede seyn. Es ist nur der Mangel der Form, die er bei Platon findet, dem er erst durch Aristoteles abgeholfen sieht; dafs aber bei Platon ein unendlich tieferer Inhalt ist, welcher für Aristoteles nicht da ist, kommt gar nicht in Betracht. So mufs eine Philosophie, wie die Hegel'sche, verfahren, bei der der Fortschritt der Entwicklung nur ein formeller, kein realer ist. So enthält jedes System das vorhergehende nur in der Form weiter ausgebildet. Als wenn die Form den Inhalt nicht selbst oft wesentlich veränderte! Wo aber der Inhalt selbst bloſse Form ist, wie bei Hegel, da ist allerdings eine zwar sich selbst eben so sehr Lügen strafende, wie von der Wirklichkeit widerlegte blos formelle Dialektik in den Systemen der Philosophie zu finden. Wie die Systeme der Philosophie die Hegel'sche Dialektik widerlegen, liefse sich leicht überall nachweisen. Wer würde z. B. in Locke's Empirismus die weitere Fortbildung der Philosophie Spinoza's erkennen, da in dieser ein durchaus anderes Princip, als in Locke's System, das Ganze beherrscht! Wie kann jener gemeine Empirismus Locke's die Philosophie Spinoza's, in welcher Hegel schon die Wahrheit, nur noch nicht die ganze Wahrheit, sieht, in höherer Entwicklung seyn?

Jener Grundirrthum der Hegelschen Philosophie, den man einfach als logischen Idealismus bezeichnen kann, zeigt sich nun in jener grofsen Beschränktheit und Engherzigkeit bei Beurtheilung von Systemen, wie das Platons, die zwar kein dialektisch abgeschlossenes Ganze sind, aber durch ihre Tiefe und Ideenfülle den Keim einer unendlichen Entfaltung enthalten. Dieses gilt nun auch unstreitig von Leibnitz und Schelling. Fassen wir das System dieser Philosophen nun hier von Einer bestimmten Seite auf, um das über Hegel ausgesprochene Urtheil zu rechtfertigen. Bekanntlich ist das Hauptproblem aller Philosophie der Ursprung des Bösen, das Verhältnifs der Freiheit und Nothwendigkeit, welches sowohl

Digitized by Google

Leibnitz als auch Schelling (in seinem ideellen Theil der Philosophie in der berühmten Abhandlung über die menschliche Freiheit) zu lösen sucht. Nun trägt allerdings Leibnitz, wie Schelling, die Lösung dieses Problems in keiner streng systematischen Form vor. Leibnitz untersucht die Frage besonders in seiner berühmten Theodicee, die einen durchaus populären Charakter hat, und eben so wenig philosophische Präcision als systematische Entwicklung des Gedankens enthält. Aber auch die Auffassungsweise fällt zuweilen in ganz unspeculative Vorstellungen, in der sich der grofse Mann wahrhaft herumgequält hat. Er hat seiner Zeit seinen Tribut bezahlt. Das ist Alles, was wir hiergegen sagen können. Schelling setzt die Lösung dieses Problems in seiner genannten Schrift fort. Da er aber sich genöthigt sah, auf die Principien alles Seyns und Lebens zurückzugehen und eine Schöpfungstheorie zu entwerfen; so trug dieser Entwurf allerdings den Charakter, den er der Philosophie Spinoza's beilegt, nämlich er war ähnlich den ältesten Bildern der Gottheiten, „die, je weniger individuell-lebendige Züge aus ihnen sprachen, desto geheimnifsvoller erschienen."

Wie urtheilt nun Hegel in der vorliegenden Schrift über beide Männer in der gedachten Beziehung? Er nennt die Theodicee des Leibnitz ein unwissenschaftliches Werk, das für uns nicht mehr recht geniefsbar sey (S. 432 f.); und Schellings Schrift über die Freiheit nennt er zwar eine tiefe, speculative Schrift (S. 672. 682), aber weifs nichts mit ihr anzufangen, weil sie einzeln für sich dastehe, in der Philosophie aber nichts Einzelnes könnte entwickelt werden. Hätten aber nicht schon die Worte der Vorrede Schellings, mit denen er diese Schrift ins Publikum einführt, Hegel auf die Bedeutung derselben führen müssen? Sie lauten: „Jene Wurzel des Gegensatzes (von Natur und Geist) ist nun ausgerissen und die Befestigung richtiger Einsicht kann ruhig dem allgemeinen Fortgang zu besserer Erkenntnifs überlassen werden. Es ist Zeit, dafs der höhere oder vielmehr der eigentliche Gegensatz hervortrete, der von Nothwendigkeit und Freiheit, mit welchem erst der innerste Mittelpunkt der Philosophie zur Betrachtung kommt."

Von diesem Gegensatze von Nothwendigkeit und Freiheit wufste das frühere Schelling'sche System allerdings nichts, und Hegel, der auf dieses sein System gründet, weifs eben-

Digitized by Google

falls von ihm nichts. Aber schon Leibnitz wufste von ihm, und wenn er ihn nicht genügend zu lösen vermochte, so steht Hegel nicht deswegen über ihm, weil er ihn etwa gelöst hätte, sondern in dieser Beziehung sogar unter ihm, weil er gar kein Bewufstseyn von diesem Problem und damit auch kein Bedürfnifs hatte, es zu lösen. Das System Hegels ist deshalb ein blofses abstractes Vernunftsystem, in dem der Gegensatz von Nothwendigkeit und Freiheit deswegen nicht hervortrat, weil ihm die letzte selbst nur abstracte Nothwendigkeit d. h. blinde Naturnothwendigkeit ist. Schelling geht aber im Jahre 1809 darüber hinaus und zeigt die Unzulänglichkeit und Unwahrheit jenes abstracten Vernunftsystems, aber auch, wie man positiv über es hinausgehen müsse. „Die ganze Natur sagt uns, bemerkt Schelling, dafs sie keineswegs vermöge einer blos geometrischen Nothwendigkeit da ist; es ist nicht lauter reine Vernunft in ihr, sondern Persönlichkeit und Geist. Die Schöpfung ist keine Angelegenheit, sondern eine That. Es giebt keine Erfolge aus allgemeinen Gegensätzen, sondern Gott, d. h. die Person Gottes, ist das allgemeine Gesetz, und alles, was geschieht, geschieht vermöge der Persönlichkeit Gottes; nicht nach einer abstracten Nothwendigkeit, die wir im Handeln nicht ertragen würden, geschweige Gott.

Von dieser Seite des Schelling'schen Systems ist auch keine Spur in der Philosophie Hegels. Die Art und Weise, mit der er aber über diese Seite hinweggeht, sieht der Polemik ganz gleich, mit der er sich in seiner Phänomenologie des Geistes gegen die Naturphilosophie Schellings wendet. Jedermann, der Schellings System nicht kennt, erhält durch die Vorrede der gedachten Schrift die Ansicht, dafs im Systeme Schellings durchaus keine methodische Entwicklung zu finden sey, dafs er nur auf gut Glück hin philosophire, ohne sich im geringsten Rechenschaft über die Principien zu geben. Allerdings kennt Schelling kein doppeltes Werden, ein logisches und dann ein reales; er beginnt sogleich mit dem realen Werden, mit der Natur, und betrachtet diese als eine systematische Entwicklung der Vernunft zum Selbstbewufstseyn, die sich, nachdem sie so zum Selbstbewufstseyn gekommen ist, dann objectiv verwirklicht im Rechte, Staate, in der Religion, Sittlichkeit und Kunst, und so sich vollendet.

(Der Schlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 54. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Hegels Werke. Fünfter Band.

(Beschluſs.)

Es ist aber hier überall eine methodische Entwicklung, die der Natur- und Geistesphilosophie Hegels durchaus zu Grunde liegt. Es soll damit nicht das unsterbliche Verdienst und die Bedeutung Hegels in Schatten gestellt werden, das Rec. in seiner letzten Schrift vollkommen anerkannt hat und das in der Erkenntniſs des logischen Begriffs des Geistes besteht; aber eben so wenig soll durch diese Anerkennung Hegels jenes System, auf welches es sich gründet, in Schatten gestellt werden, wie es von Hegel und seiner Schule geschieht. Auf den Vorwurf Hegels, daſs das System Schellings keine Methode habe, hat letzterer Selbst die Antwort gegeben: weil die Dialektik seines Systems keine Methode in Hegels Sinne habe, so habe es nach diesem gar keine Methode, die einfachste Art, die eigenthümlichste Erfindung desselben sich anzumaſsen. Was aber hier gegen die für ganz ausgemacht ausgegebene Ansicht Hegels und seiner Schule geltend gemacht werden muſs, daſs Hegel dem Inhalte des Schelling'schen Systems seine wahre, vollkommen entsprechende Form gegeben habe, ist dieses: Hegel hat die reine abstracte Form der intellectuellen Anschauung Schellings, welche die Einheit des Begriffs und der Realität ist, vermittelt; dieselbe aber, mithin die reale Idee zur logischen Idee gemacht und damit das ganze Grundprincip Schellings verkehrt; und die Grundlage der Geistesphilosophie Schellings, wie sie in der Schrift über die menschliche Freiheit und in spätern Schriften entwickelt ist, und worin Schelling über die bloſse unpersönliche Vernunft des Geistes zum Wesen des Geistes, als der Einheit von Vernunft und Freiheit, fortgeht, ganz von seinem System ausgeschlossen. Dieses ist daher logischer Idealismus. Die logische Idee Hegels ist nicht die Einheit des Begriffs und der Realität, sondern der sich als alle Realität denkende und begreifende Begriff, welcher nur die Einheit seiner selbst, nicht aber die Einheit seiner selbst und der Realität ist.

Digitized by Google

Hegel sagt S. 683: „Die Schelling'sche Philosophie hat einen tiefen speculativen Inhalt, der als Inhalt der Inhalt ist, um den es nach der ganzen Geschichte der Philosophie zu thun gewesen ist.“ Hat aber Hegel diesen Inhalt nicht vermittelt, wie oben gezeigt worden ist, so ist er nicht wahrhaft über das Schelling'sche System hinausgegangen, obwohl er eine wesentliche Seite desselben formell vermittelt und nur in dieser Beziehung über es hinausgegangen ist. Schelling verhält sich hier zu Hegel, wie sich Platon zu Aristoteles verhält. Dieser hat gegen die Ideen jenes polemisirt, ohne sie verstanden zu haben, und sie in seiner Vermittlung wesentlich verändert d. h. sie zu logischen Formen gemacht. Wie Aristoteles in seiner Vermittlung Platons etwas ganz andres aus diesem gemacht hat, als er ist, d. h. ihn in seiner Vermittlung verflacht hat, so hat es auch Hegel mit Schelling gemacht. Dieses ist eine fort und fort wiederkehrende Erscheinung in der Geschichte der Philosophie, dafs die Schüler den Meister nur einseitig und daher nicht wahrhaft weiter gebildet haben.

Hegel giebt nun am Schlusse seiner Geschichte der Philosophie einen Rückblick über den Gang der Idee in der Geschichte der Philosophie. Er zeigt, wie diese Idee von ihrem ganz abstracten Elemente sich immer concreter fortbestimmte, bis sie in der neuesten Zeit ganz concret geworden sey. „Das reine Denken, sagt er, ist fortgegangen zum Gegensatz des Subjectiven und Objectiven; und die wahre Versöhnung des Gegensatzes ist die Einsicht, dafs dieser Gegensatz auf seine Spitze getrieben, sich selbst auflöst, an sich, wie Schelling sagt, die Entgegengesetzten identisch sind, und nicht nur an sich, sondern dafs das ewige Leben dieses ist, den Gegensatz ewig zu produciren und ewig zu versöhnen. In der Einheit den Gegensatz und in dem Gegensatze die Einheit zu wissen, dies ist das absolute Wissen; und die Wissenschaft ist dies, diese Einheit in ihrer ganzen Entwicklung durch sich selbst zu wissen. Dies ist nunmehr das Bedürfnifs der allgemeinen Zeit und der Philosophie. Es ist eine neue Epoche in der Welt entsprungen. Es scheint, dafs es dem Weltgeist jetzt gelungen ist, alles fremde gegenständliche Wesen sich abzuthun und endlich sich als absoluten Geist zu erfassen, und was ihm gegenständlich wird, aus sich zu erzeugen und es, mit Ruhm dagegen, in

Digitized by Google

seiner Gewalt zu behalten. Der Kampf des endlichen Selbstbewufstseyns mit dem absoluten Selbstbewufstseyn, das jenem ausser ihm erschien, hört auf. Das endliche Selbstbewufstseyn hat aufgehört, endliches zu seyn; und dadurch anderer Seits das absolute Selbstbewufstseyn die Wirklichkeit erhalten, der es vorher entbehrte. Es ist die ganze bisherige Weltgeschichte überhaupt und die Geschichte der Philosophie insbesondere, welche diesen Kampf darstellt und da an ihrem Ziele zu seyn scheint, wo dieses absolute Selbstbewufstseyn, dessen Vorstellung sie hat, aufgehört hat, ein Fremdes zu seyn, wo also der Geist als Geist wirklich ist. Denn er ist dies nur, indem er sich selbst als absoluter Geist weifs; und dies weifs er in der Wissenschaft. Dies ist nun der Standpunkt der jetzigen Zeit, und die Reihe der geistigen Gestaltungen ist für jetzt damit geschlossen."

Dafs Hegel hiermit sein System als das letzte und höchste ansieht, über das hinaus es wesentlich keinen Fortschritt mehr giebt, fällt eben so sehr in die Augen, als sein platter Pantheismus, den er hiermit aufs Neue wiederholt. Er kennt nur den Gegensatz des Endlichen und Unendlichen, der so gelöst wird, dafs jenes dieses selbst wird. „Im gewöhnlichen Schliefsen, sagt Hegel *), erscheint das Seyn des Endlichen als Grund des Absoluten, darum weil Endliches ist, ist das Absolute. Die Wahrheit aber ist, dafs darum, weil das Endliche der an sich selbst widersprechende Gegensatz, weil er nicht ist, das Absolute ist. In jenem Sinne lautet der Satz des Schlusses so: das Seyn des Endlichen ist das Seyn des Absoluten; in diesem Sinne aber so: das Nichtseyn des Endlichen ist das Seyn des Absoluten."

Es wäre trostlos, wenn der Weltgeist seine Entwicklung in einem Systeme, welches zu diesem Resultate gekommen ist, wesentlich geschlossen hätte. Aber die „Fufse", die den Schöpfer desselben „hinaustragen sollen, stehen vor der Thüre." Die Zeit ist über jenes Resultat bereits hinausgegangen und sieht im Systeme Hegels die höchste Steigerung des negativen Princips der neuern Philosophie, womit aber auch ihr grofser Wendepunkt eingetreten ist. „Die Zukunft ist unser", gilt hier in einem bedeutungsvollen Sinne.

Was nun endlich die Darstellungsweise der vorliegenden Vorlesungen betrifft, so tragen sie das treue Gepräge ihres

*) Werke Bd. IV. S. 78.

grofsen Urhebers in jeder Weise. Hegel trägt die Systeme der Philosophie nicht in der Weise vor, dafs er bei jedem zuerst die Hauptidee desselben im Zusammenhange darstellt, alsdann die Erläuterung desselben im Allgemeinen d. h. in Bezug auf das Princip, und im Besondern d. h. in Bezug auf die Ausführung desselben, folgen läfst, sondern er giebt die Hauptgedanken jedes Systems abgebrochen und fügt sogleich bei den einzelnen Gedanken seine Ansichten darüber bei. Diese sind aber oft in epigrammatischer Kürze, abgerissen, oft nicht einmal in vollkommener Form von Sätzen so hingeworfen. Man sieht sein ganzes Inneres arbeiten, die schwere Geburt des Gedankens zeigt sich überall, das Ringen mit der Form; es thut sich vor uns nicht blos sein Geist, sondern auch sein Gemüth auf, und spiegelt die vielfachsten Eigenthümlichkeiten, Stimmungen bei diesem oder jenem Gedanken, auf sehr interessante Weise ab. Auch seine schwäbische Treuherzigkeit thut sich überall kund, kurz wir sehen den Mann im Schlafrocke, wie er leibt und lebt mit allen seinen persönlichen Eigenthümlichkeiten, die ihn uns lieb gewinnen. Hegel vergleicht den Weltgeist in diesen Vorlesungen oft mit einem Maulwurf, der im Innern wühle und immer fortwühle und seine Arbeit so ans Licht fördere. Man wird unwillkührlich hierbei an ihn selbst erinnert und an die geistreiche Schilderung des Mannes in seinem Kathedervortrage, in den von Hotho herausgegebenen Vorstudien für Leben und Kunst, wo es unter andern von Hegel heifst: „Ganz nur in die Sache versenkt, schien er dieselbe nur aus ihr (der sich selbst denkende Gedanke ohne Subject), ihrer selbst willen und kaum aus eignem Geist der Hörer wegen zu entwickeln, und doch entsprang sie aus ihm allein, und eine fast väterliche Sorge um Klarheit milderte den starren Ernst, der vor der Aufnahme so mühseliger Gedanken hätte zurückschrecken können. Stockend schon begann er, strebte weiter, fing noch einmal an, hielt wieder ein, sprach und sann: zu welchen Abgründen ward das Denken hinabgeführt, zu welch unendlichen Gegensätzen auseinandergerissen, immer wieder dünkte alles bereits Gewonnene verloren und jede Anstrengung umsonst, denn auch die höchste Macht der Erkenntnifs schien an den Gränzen ihrer Befugnifs verstummend stille zu stehn genöthigt. Aber in diesen Tiefen des anscheinend Unentzifferbaren gerade wühlte und webte jener ge-

Digitized by Google

waltige Geist in grofsartig selbstgewisser Behaglichkeit und Ruhe.“ u. s. w. Hegel selbst sagt: das leichteste ist, was Gehalt und Gediegenheit hat, zu beurtheilen, schwerer, es zu fassen, das schwerste, was beide vereinigt, seine Darstellung hervorzubringen.

Wie Hegels Philosophie den wissenschaftlichen Ernst, Gründlichkeit und eine dialektische Begeisterung, von welcher Schelling am Ende seiner Schrift über die Freiheit spricht, überhaupt erweckt hat; so hat sie auch das tiefere, geistvolle Studium der Geschichte und insbesondere der Geschichte der Philosophie auf eine so bedeutende Weise befördert, dafs wir die Folge davon bei weitem nicht überschauen. So sind es denn auch besonders seine Vorlesungen über Geschichte der Philosophie, die eine tiefere, geistvollere Auffassung über diesen Gegenstand aufgeschlossen und in diesem Sinne vielseitige Bestrebungen und namentlich Bearbeitungen der neuern Philosophie bei seinen Schülern, wie bei Erdmann, Feuerbach, Marbach, Michelet, dem Herausgeber dieser Vorlesungen, u. A. hervorgerufen haben, die Rec. später in dieser Zeitschrift zu besprechen gedenkt. Wenn auch der Hegel'sche Standpunkt nicht genügt, wie Rec. in seiner Darstellung der neuern Philosophie vor Kurzem ausführlich nachgewiesen, und hier mehr im Allgemeinen vielfach angedeutet als im Besondern ausgeführt hat; so ist doch nie zu vergessen, dafs jede Erhebung über diesen Standpunkt nur durch diesen selbst bedingt ist und dafs wir erst ein vollkommenes Selbstbewufstseyn über das, was das System Hegels in dieser Beziehung vermissen und worin es gänzlich unbefriedigt läfst, durch das, was es geleistet hat, erhalten können. So wird aber gewifs der Meister mehr geehrt, als ihn die Schule zu ehren glaubt, durch blofses Festhalten und neues Wiedergeben des Empfangenen. Denn jedes System ist, so wie es entsteht, auch vergangen in dem Sinne, wie diesen Ausdruck das Hegelsche System selbst nimmt. Es enthält den Keim zu einer weitern Entwicklung, die wesentlich über es hinausgeht. Jedes System hat die Forderung als Frage in dem Munde: wie vermögt ihr durch mich über mich hinauszugehen? Denn jeder Stillstand ist auch hier Rückschritt, und jedes System ist, wie der Dichter sagt, nur ein Sandkorn zu dem Bau der Ewigkeit, und bei diesem Bau ist es gewifs nicht mit blofsen Handlangern gedient.

Sengler.

Digitized by Google

Lehrbuch für Institutionen und Geschichte des Römischen Privatrechts von Dr. Friedrich Adolph Schilling, ordentl. Professor des römischen Rechts, Beisitzer der Juristenfacultät und des Universitätsgerichts zu Leipzig, Domherr zu Naumburg. Erste Lieferung, die Einleitung enthaltend. Leipzig 1834. Verlag von J. Ambr. Barth. Zweiter Band, den allgemeinen Theil und das Sachenrecht enthaltend. Leipzig 1837.

Der Umfang dieses Werks wird die Beendigung desselben noch mehrere Jahre hinausziehen, und daher halten wir für nothwendig, einstweilen, ohne in eine specielle Recension einzugehen, auf dessen Zweck und Methode aufmerksam zu machen, da beide sich hinreichend aus der vorliegenden Arbeit erkennen lassen. Nichts ist unbilliger, als Alles im Leben nach einem und demselben Mafsstabe zu messen, und überall zu fragen, was hätte noch geschehen können? Schillings und Makeldey's Institutionen-Lehrbücher sind gar nicht mit einander zu vergleichen, und wer das eine nach dem andern beurtheilen wollte, müfste wenig Geist und Erfahrung haben. Das Schilling'sche Werk bezweckt Vollständigkeit in einem gewissen Sinne, es soll eine Zusammenstellung des Wissenswürdigsten in der Geschichte und Dogmatik des römischen Rechts gegeben werden: und so mufs das Buch allgemein brauchbar seyn — allein der Studiosus wird theils bange werden vor dem Vielen, theils wird er sich oft sehnen nach einem geistreichen Wink, um die geheimnifsvolle Bildung des römischen Weltrechts zu begreifen. Der Practiker begegnet zu wenig der frischen Kritik in den Fragen des Tages; aber wir tadeln deshalb das Werk nicht, denn es ist eine höchst genaue und verständige, ruhige und gelehrte Sammlung nach dem Standpunkte der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts. Wünschen müssen wir nur, dafs diejenigen jüngern Gelehrten, welche aus diesem Buche viel gelernt haben (denn für diese ist es vorzugsweise), nicht an ihm allein den Mafsstab wissenschaftlicher Arbeit nehmen, und anerkennen, dafs der Anfänger mit anderm Werkzeuge so gewifs ausgerüstet werden mufs, als der vollendete Gelehrte nicht selten lieber im historischen Theile nach des Verfassers Kritik des Hugo'schen Werks und im dogmatischen Theile nach irgend einem andern Buche, welches ihn mehr in das feine Detail der römischen Casuistik und deren Consequenz sehen läfst, greifen wird.

Was der genaue Verfasser in der Einleitung anführt, ist

Digitized by Google

nicht neu und ganz in der Methode, welche auch Makeldey hat, z. B. die allgemeinen Begriffe sind aus den geläufigen naturrechtlichen Ansichten entlehnt, der zweite Abschnitt vom römischen Rechte und dessen Studium enthält eine Übersicht der bisherigen Methoden der Behandlung; im dritten Abschnitt sind von der römischen Rechtsgeschichte Quellen und Hilfsmittel angegeben — vollständiger, als in einem Compendio möglich ist; der vierte Abschnitt enthält die Citirmethoden der Just. Rechtsbücher, und der letzte Abschnitt eine sehr fleifsige Zusammenstellung der allgemeinen Werke in der Literatur des R. R. Für Jeden, welcher zur Einleitung in ein Lehrbuch oder um eine sogenannte Propädeutik in das römische Recht darzustellen, Materiale sucht, ist Schillings Arbeit ein willkommener Anhaltpunkt, obgleich er die Charakteristik der Quellen und Bücher noch dazuthun mufs. Dagegen ist es fast ein gedankenloser Vorwurf, wenn ein Recensent verlangt, in jedem Compendio solle Alles haarscharf hinsichtlich der Bücher und Ausgaben angeführt seyn. So hat dem Unterzeichneten wirklich ein Criticus den schweren Vorwurf gemacht, er habe seines verehrten Collegen Creuzer's Antiquitäten in der zweiten Ausgabe nach dem Jahre 1830 citirt, während gedachter Criticus sie bei Schilling mit 1829 angeführt gefunden hat. (Siehe Schillings Vorrede S. VIII.) Es würde nicht schwer seyn, nachzuweisen, dafs selbst in der Bücherzusammenstellung Schillings Manches unbefriedigend sich ausnimmt, z. B. wenn des Cujacius observatt. et emendatt. mit Feuerbachs civilist. Versuchen unter dieselbe Rubrik gebracht werden; allein wir wissen, was der gelehrte Verfasser damit will.

In der gröfseren Arbeit (II. Band — der erste soll später geliefert werden, die äussere Geschichte des röm. Rechts enthaltend) wird Jedermann etwas lernen, denn Schilling gehört zu den Männern, die es auf ein umfassendes und vollendetes Wissen abgesehen haben: allein die Darstellung des Textes besonders in dogmatischer Hinsicht hat den Fehler, für Schüler zu wenig concentrirt, für Gelehrte zu alltäglich zu seyn, und daher müssen wir den eigentlichen Werth des Werkes in den Noten suchen. Wenn wir den Text anders wünschen, so wird uns der gelehrte Verfasser sagen, dafs er Institutionen habe schreiben wollen; allein es sind jedenfalls keine Institutionen für Studierende, schon deshalb, weil

Digitized by Google

fünf bis sechs Bände nach dem Plane des Verfassers nöthig werden.

Vor Allem sey uns erlaubt, ein paar Worte darüber zu sprechen, wie der Verf. seinen Hauptzweck erreicht hat, Historisches mit Dogmatischem zu verbinden. Gern erkennen wir an, dafs dies die gelungenste Seite der Arbeit ist. Der historische Theil erscheint untergeordnet, bestimmt und genau, ohne Sucht nach Conjecturen und ohne construirenden Sinn; freilich ist wegen der untergeordneten Bestimmung des historischen Materials weder eine chronologische Durchführung des Einzelnen vorhanden, noch eine neue Untersuchung intendirt, obgleich es an neuen Gedanken selbst weniger fehlt, als im dogmatischen Theile. Zum Belege unserer Ansicht verweisen wir besonders auf §. 163 von der Ersitzung. (Dafs praescriptio ausschliefslich exceptio bedeute, können wir auch bei der longi temporis praescr. nicht zugeben, und Justinian selbst sagt, dafs die praescriptio in den Provinzen auch als Klage vorgekommen sey. Die Unterholzner'sche Idee von der replicatio ist ein Gedanke auf halbem Wege.) Auch können wir die Ausdehnung der praescr. auf bewegliche Sachen durch Rescripte des Antoninus Caracolla nicht für erwiesen halten, einmal, weil die Leseart in l. 9. D. 44. 3. sehr bestritten ist, mehr aber noch, weil, wenn die diutina possessio schon vor Justinian für bewegliche Sachen begründet gewesen wäre, man nicht einen besondern Termin unter Justinian festgesetzt hätte — wozu noch andere Gründe kommen. In der Auflösung des historischen Knotens d. h. in dem Ausgangspunkte von der Geschichte in Justinians Sammlung ist der Vf. vielfach, namentlich auch hier zu wenig reich an der Nachweisung seiner Meinung, wobei wir bemerken, dafs die Noten gröfstentheils referirend sind. In der That, das Beste ist dasjenige, was der Verf. über die actiones ausgeführt hat, und dennoch wäre nöthig gewesen, ein allgemeines Bild über den römischen Proceſs zu geben; manchmal ist die historische Einleitung zu sparsam, wie z. B. im Pfandrecht. Eingesehen hat der Verf. als wahrer Kenner der Literatur, dafs man selbst in einem Werke von vielen Bänden nur auf den gegenwärtigen Stand der Literatur sich einlassen kann, ausser wo man eigenthümliche Winke in den Schriften der früheren Zeit findet, ja ein Schilling hat sogar überall auf Makeldey in dieser Hinsicht verwiesen. Um so anmafsen-

Digitized by Google

der ist es, wenn man von dem neuen Herausgeber des Werks von Makeldey, eines auf einen Band berechneten Buches, mehr verlangt hat. Der Unterzeichnete bedauert mit Andern, dafs unsre Recensionsanstalten mehr als je nur Privatzwecken dienen, und dafs dabei Solche recensiren, welche, wenn auch noch so viele Kenntnisse, um so weniger Erfahrung für sich haben. Wenn man die Correctur von ein paar Lehrbüchern besorgt und dabei mancherlei Notizen in comparativer Weise sich gesammelt hat, weifs man deshalb, was zur Öconomie eines Buches gehört, welches gar nicht den Zweck hat, Alles in Allem seyn zu wollen! Welchen Zweck wird nun hauptsächlich das Schilling'sche Werk erreichen, welches Bedürfnifs befriedigen? Es ist eine gute Zusammenstellung der Sammlungen, welche der gelehrte Verf. zur Einführung in das römische Recht angelegt hat; es ist ein Lehrbuch für einen Solchen, der sich durch Bücher selbst belehren kann. Der Text ist sehr verständlich, zum Theil in Makeldey'scher Manier, besonders in jenen Lehren, die an sich mehr der dogmatischen Construction der neueren Zeit als den Quellen angehören, z. B. §. 92. über Concurrenz und Collision der Rechte; es ist auch, wie bei Makeldey, viel numerirt, immer ein Zeichen, dafs die Arbeit nicht so kritisch gehalten ist, wie bei Thibaut oder Mühlenbruch; endlich enthält der Text nicht gerade anwendbares Recht, sondern ein Bild der Hauptquelle des anwendbaren Rechts, mitunter mit Rücksicht auf ihre Bildungsgeschichte. Es wäre ungerecht, Einzelnes zu tadeln, denn bei einem umfassenden Werke ist nichts leichter als dieses. Auch auf das System wollen wir uns nicht einlassen, denn wir sind nicht mehr jung genug, um darüber zu turnieren, was in den allgemeinen Theil gehöre, und was nicht. Wir glauben, dafs es gut sey, möglichst wenig in den allgemeinen Theil zu nehmen, also auch nicht die Lehre von der Restitution; Thibaut und Mühlenbruch sind der entgegengesetzten Meinung, und doch ergeben sich bei der Anwendung der Grundidee die gröfsten Verschiedenheiten unter diesen Gleichgesinnten; z. B. Thibaut stellt die Restitution zu den Aufhebungsgründen der Obligationen, Mühlenbruch in dem allgemeinen Theil zu den Rechtsmitteln. Und das Eine und das Andere ist zu rechtfertigen, und die alten Civilisten, namentlich die, welche über die modi tollendi obligationes schrieben, haben alle die Restitution im Auge, was freilich

Digitized by Google

wieder unser sonst gelehrter Recensent nicht weifs, worüber wir ihm keine Vorwürfe machen, worüber er aber nur nicht arrogant das Gegentheil mit einem Verweise für uns hätte behaupten sollen. In den Noten ist der Verf. genauer als irgend ein Bearbeiter eines Lehrbuchs, auch die Öconomie der Noten ist sehr lobenswerth, Hinführung auf die Hauptstellen, Erläuterung und die entscheidende neuere Literatur. Darüber, was hier fehlt, läfst sich so wenig richten, als was zu viel ist. Selbst das wollen wir nicht tadeln, dafs der Verf. neben den Noten noch Zusätze und Erinnerungen hat, obgleich dies mehr denn pafst, wenn ein Anderer als der Verf. das Lehrbuch edirt, weil man nur so mit Erhaltung des Systems die confusio bonorum defuncti et heredis vermeidet. Recht gut wird man im Buche auf die significatio verborum der römischen Juristensprache aufmerksam, und dies ist kein geringer Vorzug; doch dürfte nirgends mehr als hier vor dem Pedantismus und der Schulmeisterei zu warnen seyn, von welchen zwar die Meister, niemals aber die Jünger frei sind; z. B. solvere ipso jure und ope exceptionis ist nicht so hart, denn ipso jure solvere ist römisch, z. B. l. 4. Cod. 4. 31. und exceptione liberari nicht minder — und solvi et liberari sind synonyma l. 54. D. 46. 3. Wollte man doch nur die Splitter in des Andern Augen nicht sehen! Auf einzelne Meinungen des Verfs. können wir uns natürlich hier nicht einlassen, z. B. über die Bestellung der Servituten durch Vertrag, wo wir freilich bedauern, dafs die berühmte Controverse nicht schärfer ausgeführt ist. Nunmehr sey uns noch erlaubt, eine Übersicht des allgemeinen Theils zu geben, weil man den Plan eines solchen Werkes schon durch diesen Gegensatz zum besondern Theil vollkommen einsehen kann. Das erste Buch des allgemeinen Theils spricht von dem Rechte im objectiven Sinne, das andere Buch von dem Rechte im subjectiven Sinne. Im Ganzen ist dies derselbe Unterschied wie der von den Quellen des Rechts und von den Rechten. In dem zweiten Buche sind folgende Abschnitte: Von den Personen (als Rechtssubjecten); von den Sachen und von den Handlungen (als Rechtsobjecten), dann von den Rechten selbst und Rechtsmitteln. Im ersten Buche sind nicht nur viele Darstellungen sehr gelungen, sondern auch die Belege dazu vortrefflich, z. B. §. 9. über das jus gentium — andere weniger scharf und den Untersuchungen unsrer Tage

Digitized by Google

nicht entsprechend, z. B. über Gewohnheitsrecht im §. 12, ferner über rückwirkende Kraft §. 16, über Rechtsirrthum §. 22. Wir geben nämlich zu, dafs für ein gewöhnliches Lehrbuch die Sätze ausreichend befunden werden mögen, nicht aber für ein Werk von solchem Umfange, wo die feineren und bestrittenen Punkte nicht etwa so abzuthun waren, wie in §. 22. „Doch tritt nicht bei allen diesen Personen jene Begünstigung im gleichen Umfange ein.“ — Die allgemeine Lehre von den Personen ist mit dem gröfsten Fleifse bearbeitet, und wenn wir auch in manchen Dingen mit dem Verf. nicht übereinstimmen, z. B. in der unrömischen und unpraktischen Ansicht von ideeller Person, ferner darin, dafs die hereditas eine juristische Person sey, weil sie einen curator habe, da es ja auch curatores bonorum giebt — so sind dies Punkte, die da gar nicht in Anschlag kommen können, wo die verschiedenen Meinungen mit Liberalität gegen einander abgewogen werden sollten, und mehr eine gewisse Vollständigkeit der jetzigen Lehre, wie eine feste Kritik der Grundsätze bezweckt wird. Freilich vermissen wir auch Manches, z. B. über das nothwendige domicilium, aber wir würden dies gar nicht erinnern, wenn wir nicht dem Streben überall begegneten, wenigstens an Grundbegriffen nichts fehlen zu lassen. In der Lehre von den Sachen müfsten wir zwei Ausstellungen machen, einmal, dafs hier das Untereinandermischen des Historischen und Begriffsmäfsigen, ohne auf das Rechtssystem in den verschiedenen Zeiten gehörig aufmerksam zu machen, selbst dem mifsfällt, der Alles kennt, noch weniger aber dem behagen kann, der ansichtlich das Recht vor sich haben soll, z. B. die Eintheilung in res mancipi et nec mancipi mufs nicht vorgetragen werden wie die in res mobiles et immobiles, sondern in einer ganz andern Richtung d. h. in Beziehung auf das System des Eigenthums und seiner Erwerbung. Dann ist über Manches zu leicht hinweggegangen z. B. über universitates und über untheilbare Sachen. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich uns, wie schwer es eigentlich ist, in abstracto von den Sachen in Beziehung auf juristische Verhältnisse zu sprechen: die Untheilbarkeit bei den Servituten ist etwas Anderes als bei dem Pfandrechte, und die untheilbare obligatio verschieden nach der petitio und solutio u. s. w. Das legatum in genere hat seine eigenen Grundsätze, die Verpfändung und die Verschenkung

einer universitas bonorum ist z. B. in Hinsicht darauf, ob künftige Sachen darunter sind, sehr verschieden u. s. w. In vielen Dingen läfst sich im Allgemeinen die Sache gar nicht bezeichnen, z. B. bei der Pertinenz, vielmehr ist es ein Gegensatz zwischen portio e. g. domus und instrumentum, wie er in der Legatslehre allgemeiner verarbeitet hervortritt, in der Verkaufslehre ganz der concreten Richtung der Dinge überlassen ist. Leider hat der Verf. nirgends auf solche Beziehungen aufmerksam gemacht, und der Recensent des Makeldey'schen Lehrbuchs bei Richter hätte anerkennen sollen, dafs auch hier schon ein Anfang zur Verbesserung geschehen ist, was ihm, da er das Schilling'sche Werk nach der Vorrede so recht vor sich hatte, nicht hätte entgehen können. Die Eintheilung in Personen, Sachen und Handlungen ist hauptsächlich durch die Ansicht Hugo's aufgekommen, allein im römischen Standpunkte ist das jus actionum der Inbegriff der den Staatsschutz geniefsenden Rechte mit Ursache und Wirkung. Ewig bleibt aber der Gegensatz zwischen res facti und res juris, der verwischt wird, wenn man im Allgemeinen von Handlungen spricht. Die allgemeine Darstellung führt auch nur zu unnützen Wiederholungen, z. B. §. 69. bei den negotiis stricti juris et bonae fidei. Es ist bekannt, wie Rec. deshalb das Lehrbuch von Makeldey verändert hat, diesmal mit Anerkennung seines gelehrten Recensenten. Als Einleitung in die Lehre von den Rechtsmitteln befriedigt uns nicht der §. 101, wenn man sich eine so ausführliche Darstellung vorsetzt, wie der Vf. gethan hat.

Rec. will hier abbrechen. Anerkennung sey der umsichtigen und gelehrten Behandlung, aber es besteht eine so eigenthümliche Richtung des Buches, dafs es keines andern Stelle vertritt, auch kein andres gutes Buch neben ihm überflüssig wird. Wie tolerant man überhaupt in solchen Arbeiten seyn mufs, würde der einzige Umstand beweisen, dafs Schilling's Institutionen und Puchta's Pandecten etwas in jeder Hinsicht Widersprechendes sind, und wir doch die Arbeit des Einen so wenig dadurch tadeln wollen, wie die des Andern. Der hat keinen grofsen Schritt im Reiche des Wissens gethan, noch weniger aber hat er an der Quelle der Lebenserfahrung gestanden, welcher nicht weifs, dafs ein Buch, welches ein Menschenleben in sich schliefst, und den Fleifs und die stäte Arbeit eines solchen darbietet, schon

Digitized by Google

deshalb zu respectiren ist. Nur jungen Recensenten kann man den jugendlichen Recensentenmuth zu gut halten, aber nicht dann, wenn sie selbst oder ohne den plagiarius als solchen darzustellen, zweimal kommen, und wenn dann die eine Recension mit offenem Visir noch etwas verschämt aussieht, die mit geschlossenem Visir aber — damit ich mich eines sonderbaren Ausdrucks für den rechten bediene — unangemessen erscheint. Gelegentlich sey nur bemerkt, dafs der Unterzeichnete in der Sache der collectiones juris canonici im Mittelalter keine unangemessenen Waffen führt, denn er hat seit fast 30 Jahren zu viel Gelegenheit gehabt, canonisches Recht zu studiren, als dafs er nicht gerade Alles für neu und erschöpfend halten müfste, was seit dieser Zeit geschrieben ist. Der Unterzeichnete freut sich auf den Band, welcher die äussere Rechtsgeschichte enthält, denn er weifs, wie reich Schilling und wie bescheiden zugleich dieser ächte Gelehrte ist, der daher auch andern billig als Muster empfohlen werden kann.

Rofshirt.

Rhetores Graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit, suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Christianus Walz, Professor Tubingensis. IX. Voll. Stuttgartiae et Tubingae, sumtibus J. G. Cottae, MDCCCXXXII — MDCCCXXXVI. 8 *maj.* (S. Jahrbb. 1837. Nr. 24. 25. p. 376—387.)

Fortsetzung. Zweiter Theil.

Mit dem dritten Bande beginnt der zweite Theil des Ganzen, der den Hermogenes und seine Commentatoren enthält. Hermogenes aus Tarsus, der unter dem Kaiser Marcus Antonius lebte, war schon wegen der Geschichte seines Geistes eine merkwürdige Erscheinung, indem er bereits im fünfzehnten Jahre als Lehrer der Beredtsamkeit in grofsem Rufe stand, im siebenzehnten Jahre schon seine τέχνη ῥητορικὴ schrieb, im fünfundzwanzigsten auf einmal sein Gedächtnifs und seine Befähigung zum rhetorischen Kunstlehrer ohne bemerkliche äussere Veranlassung verlor, und von da an bis in das hohe Alter, das er erreichte, in diesem Zustande geistiger Unvermögenheit verblieb. Um so gröfserer Gunst des Glückes hatten sich seine rhetorischen Schriften zu erfreuen,

welche alle auch noch so treffliche Rhetoren seiner und der späteren Zeit mit ihren Werken in den Hintergrund zu treten nöthigten, und noch über tausend Jahre nach dem geistigen und leiblichen Ableben ihres Verfassers den Mittelpunkt der rhetorischen Studien für Lernende und Gelehrte bildeten. Auf unsere Zeit sind auf diese Weise vier derselben gekommen. Die erste ist seine τέχνη ῥητορικὴ περὶ τῶν στάσεων, in unserer Ausgabe p. 1—64. Die zweite führt den Titel περὶ εὑρέσεως. Sie zerfällt in vier Bücher und reicht bei Walz von p. 65—188. Merkwürdig ist in dieser die von Spengel in den Münchner Anzeigen zur Sprache gebrachte Umstellung der Capitel des dritten Buches, deren Reihenfolge von der in der Vorrede c. 1. angedeuteten Ordnung des Buches von vorn herein auffallend abweicht. Der Anfang des dritten Capitels (ἔστι καὶ τρίτον γένος λύσεως, nachdem noch keine andere Art der λύσις vorher aufgeführt ist) hatte schon bei den Scholiasten Anstofs erregt. Die dritte Schrift des Hermogenes ist die aus zwei Büchern bestehende περὶ ἰδεῶν, hier p. 189—401. Sie ist dasjenige Werk, auf welches sich Hermogenes am meisten einbildet, weil ihm hierin nach seiner Angabe wenig oder gar nicht vorgearbeitet war. Bemerkenswerth ist darin besonders die Charakteristik der alten griechischen Prosaiker im eilften und zwölften Capitel des zweiten Buches. Einen Anhang zu dieser Schrift bildet dann noch die vierte, περὶ μεθόδου δεινότητος, p. 402—445. Sie ist die am wenigsten vollendete von allen. Der Herausgeber hat für das Ganze nur zwei Handschriften verglichen, eine Wiener Handschrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert und eine Münchner aus dem dreizehnten, ausserdem für die Schrift περὶ στάσεων eine Pariser Hds. aus dem zehnten Jahrhundert, deren vollständige Vergleichung für alle vier Schriften von einem späteren Bearbeiter noch zu wünschen ist. Für das eilfte und zwölfte Capitel des zweiten Buches, περὶ ἰδεῶν, benutzte der Herausgeber noch die Collation einer Leipziger Hds., zu den ersten Seiten des Buches περὶ στάσεων auch noch Probecollationen aus einigen anderen Handschriften. Viel Gutes liefs sich ferner den Scholiasten entnehmen. Von früheren Ausgaben sind die des Aldus und die des Portus zu Rathe gezogen worden, von denen der Letztere sich schon grofse Verdienste um den Text erworben hatte. Er hatte nur den Fehler begangen, dafs er überall, wo Hermogenes an-

Digitized by Google

dere Schriftsteller citirt, die Lesarten der ihm zu Gebot stehenden Ausgaben derselben in den Text setzte. Der Herausgeber hat dafür wieder die Lesarten der Aldina und der Handschriften hergestellt, und man kann mit dem von ihm gelieferten Texte auch sonst im Ganzen wohl zufrieden seyn. Am meisten scheint in der Schrift περὶ στάσεων von Seiten der Kritik noch geleistet werden zu können, und es ist auch bereits in der Haller Literaturzeitung vom J. 1835 ein erheblicher Beitrag zur Berichtigung des Textes dieser Schrift geliefert worden. Gelegentlich sey hier bemerkt, dafs in der Schrift περὶ στάσεων p. 9, 16 διαιρέσει steht statt διαιρήσει; ferner περὶ εὑρέσεως p. 70, 19 ἀρνησαίμην statt ἀρνηθείην (vgl. Vol. IX. p. 487, 10); p. 168, 14 ὡς εἰδότων statt ὡς μὴ εἰδότων mit der Wiener Handschrift und p. 177, 20 γίνεσθαι καὶ λέγεσθαι statt γίνεσθαι λέγονται; in der Schrift περὶ ἰδεῶν p. 192, 10 τὸν εὑρόντα statt des richtigeren τὸ εὑρόντα (vgl. p. 493, 1) und p. 196, 18 ἑξαίρω statt ἐξαίρῳ nach den Auslegern zu Plato's Gastmahl p. 176, C. Zu berichtigen ist auch die Interpunction p. 193, 2., wo nach εὐκρινείας ein Comma statt eines Punktes zu setzen ist.

Auf die vier Schriften des Hermogenes hätten zunächst seine Commentatoren folgen sollen, und zwar entweder der Reihe nach, also zuerst die zu der Schrift περὶ στάσεων, oder zuerst der das Ganze umfassende Compilator Maximus Planudes, dann die Ausleger der einzelnen Schriften. Allein von diesen eignete sich keiner zur Ausfüllung des dritten Bandes, da sie sämmtlich zu dickleibig sind, den einzigen Sopater etwa ausgenommen, den der Herausgeber dem Aldinischen Sammelwerke nicht vorausschicken wollte. Ihnen sind daher die Bände IV — VII ausschliefsend gewidmet worden, und den Rest des dritten Bandes füllen unterschiedliche kleinere Schriften und Aufsätze, dem gröfsten Theile nach von Epitomatoren.

Voran steht 5) Ῥούφου τέχνη ῥητορικὴ p. 446—460. Sie wurde zuerst ohne Namen des Verfassers von Thomas Gale zu Oxford im Jahr 1686 herausgegeben. Den Namen Rufus fügte Boissonade nach einer Pariser Handschrift hinzu, als er das Buch im J. 1815 mit Gale's und seinen eignen Noten herausgab. Beider Noten sind hier wieder abgedruckt und die Lesarten einer Mediceischen Handschrift hinzugefügt. Mit Hermogenes hat diese Schrift nichts zu thun. Sie ist eine

Rhetorik in epitomatorischer Form, worin zuerst die Gattungen der Beredtsamkeit (Rufus nimmt deren vier an, und fügt zu den gewöhnlichen drei Gattungen noch das *genus historicum*, worüber Syrianus Vol. IV. p. 60 und der Anonymus Vol. VII. p. 794 zu vergleichen), dann die vier Theile der gerichtlichen Rede (προοίμιον, διήγησις, ἀπόδειξις und ἐπίλογος) definirt und nach ihren verschiedenen Arten und Stoffquellen durchgegangen werden. Die Schrift fehlt bei Aldus, so wie auch alle folgende Aufsätze dieses Bandes.

6) Ἀνωνύμων συνόψεις ῥητορικῆς p. 461 — 464. Blofse Proben, welche uns nach dem Ganzen nicht begierig machen.

7) Josephi Rhacendytae σύνοψις ῥητορικῆς p. 465 — 569. Joseph, von Ithaka gebürtig, wie es scheint, um das Jahr 1300, hüllte sich gleich seinem alten Landsmanne Odysseus in Lumpen (daher ῥακενδύτης), aber nicht, wie jener, um nach langer Irrfahrt wieder zum Genusse häuslichen Glücks zu gelangen, sondern um als Mönch eine Wanderung anzutreten, sah dann, wie jener, vieler Menschen Städte; aber ihren Sinn erkannte er nicht. Zuletzt lebte er in Constantinopel und genofs den Umgang und Unterricht der dortigen Gelehrten. Im Gefühle seiner geistigen Unfähigkeit liefs er von der Fortsetzung seiner Studien ab, und fafste den Entschlufs, in Einem Buche die Quintessenz aller Wissenschaften zusammenzufassen für solche, welche jede einzelne Wissenschaft gründlich zu erlernen weder Lust noch Zeit hätten. Aus diesem encyclopädischen Buche ist die hier zum ersten Male gedruckte Übersicht der Rhetorik. Zu derselben gehört aber nach p. 473, 27 nur das erste Capitel, eine Epitome des Hermogenes enthaltend, so jedoch, dafs seine vier Schriften nicht in ursprünglicher Ordnung auf einander folgen, sondern zuweilen sogar die einzelnen Bücher und Capitel einer Schrift von einander getrennt sind, und mit Stellen aus KVV. versetzt. Möglich, dafs daraus der Text des Hermogenes hie und da gewinnen, ganz gewifs umgekehrt, dafs der Text Josephs aus Hermogenes berichtigt werden kann. Auf dieses Capitel sollten nicht nach Josephs, sondern nach eines späteren Redactors Anordnung die acht Theile jeder Redeart der Reihe nach abgehandelt werden.: 1) ἔννοια, 2) λέξις, 3) σχῆμα, 4) μέθοδος, 5) κῶλα, 6) συνθήκη, 7) ἀνάπαυσις, 8) ῥυθμός, welche zusammen in einer Pariser Handschrift einen Aufsatz περὶ τῶν ὀκτὼ μερῶν τοῦ τελείου λόγου bilden.

(Der Schluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 55. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Rhetores Graeci ed. Walz.

(Beschluſs.)

Die Reihe wird nun zwar durch drei weitere Capitel, nemlich c. 3. περὶ τοῦ ἀφηγεῖσθαι, c. 5. περὶ τοῦ τοῖς ῥήτορσι πρέποντος, c. 8. περὶ ψυχρολογίας unterbrochen. Aber man sieht bald, daſs diese Stücke keine besondern Capitel bilden sollten. Bei C. 3. hat die genannte Pariser Hds. gar keinen besondern Titel; der Inhalt von c. 5. aber wird in derselben Hds. als Theil von c. 4. betrachtet nach den Worten p. 535. τὸ πρέπον, περὶ οὗ ἐν τοῖς περὶ λέξεως ὄπισθεν ἐδιδάχθης. Das achte Capitel endlich scheint ein bloſses Scholium der genannten Hds. zu ψυχρὸν p. 539, 14 zu seyn, da es sich sonst in keiner Hds. findet, in jener aber noch mehrere solche groſse Scholien sich darbieten. Was in diesem Aufsatze c. 4 und 5 über die λέξις gesagt ist, lesen wir wieder in der folgenden Abhandlung περὶ τῶν τεσσάρων μερῶν τοῦ τελείου λόγου p. 579—585. Ohne Zweifel haben die Verfasser beider Aufsätze aus Einer Quelle geschöpft; aber korrekter scheint groſsentheils der Text des zweiten. Von da an folgt c. 13. das erste und zweite Capitel des Pseudomenander περὶ ἐπιδεικτικῶν Vol. IX. p. 213—231. Die folgenden drei Capitel, c. 14. περὶ ἐπιστολῶν, c. 15. περὶ στίχων ἰαμβικῶν, c. 16. περὶ τοῦ πῶς δεῖ ἀναγινώσκειν ῥητορικὰς βίβλους, finden sich auch in dem folgenden Tractat περὶ τοῦ τελείου λόγου p. 572. 573. Die beiden nächsten Capitel, c. 17. περὶ τῶν ὀκτὼ στιγμῶν und c. 18. περὶ τῶν τῆς λέξεως παθῶν gehören der Grammatik an, und das letztere steht längst unter dem Namen des Tryphon im Anfange zum Lexicon des Scapula. Zwei weitere Stücke, einen Theil des c. 6. περὶ σχημάτων und das Capitel περὶ τρόπων ποιητικῶν hat der Herausgeber mit Recht weggelassen, weil das erste im achten Bande unter dem Namen des Zonaeus, das zweite ebendaselbst aus einer Vatikanischen Hds. ohne Namen des Verfs. p. 714 abgedruckt ist. Für den Zweck unserer Sammlung hätte das Ganze ungedruckt bleiben können, da wir weder für das Ver-

Digitized by Google

ständnifs der griechischen Klassiker noch für das der Rhetoren besserer Zeit irgend einen Gewinn daraus ziehen können. Es kann blos dazu dienen, einen Begriff von der griechischen Rhetorik nach dem zwölften Jahrhundert zu geben.

8) Ἀνωνύμου περὶ τῶν τεσσάρων μερῶν τοῦ τελείου λόγου p. 571—587. 9) Ἀνωνύμου περὶ τῶν ὀκτὼ μερῶν τοῦ ῥητορικοῦ λόγου p. 588—609. Auch diese beiden Aufsätze dienen blos dazu, die griechische Rhetorik nach dem zwölften Jahrhundert kennen zu lernen. Übrigens herrscht darin grofse Verwirrung, und die Aufschriften sind falsch. Zuerst sondert sich das Stück ab p. 570, 1—574, 4. Es handelt zuerst von den vier Theilen des Encomiums; dann schliefsen sich mehrere zum Theil schon unter Nr. 7 abgedruckte Stücke an. Ein für sich bestehender Aufsatz beginnt p. 574, 5. mit der Aufschrift: εἰσαγωγικὸν τοῖς μέλλουσι γράφειν ῥητορικῶς. Er ist p. 578, 27. unterbrochen; was dort hingehört, steht jetzt unter Nr. 9. p. 605, 20—609, 1. Hieran schliefst sich das Stück περὶ λέξεως καὶ ἀττικισμοῦ p. 579, 1—586, 22., wovon fast Alles schon in Nr. 7. abgedruckt ist. Ein drittes Stück beginnt p. 586, 22. mit dem neuen Titel: εἰσαγωγικὸν τοῖς μέλλουσι γράφειν ῥητορικῶς. Von diesem Stück enthält Nr. 8. nur die Einleitung. Die Ausführung folgt in ununterbrochener Folge unter Nr. 91, wo der Titel περὶ τῶν ὀκτὼ μερῶν τοῦ ῥητορικοῦ λόγου blos als Aufschrift des ersten Capitels gelten kann, bis p. 605, 19.

10) Ἀνωνύμου ἐπιτομὴ ῥητορικῆς p. 610—614. Blofse Probe.

11) Ἀνωνύμου ἐπιτομὴ ῥητορικῆς p. 615—669 in sogenannten politischen Versen. Nach dem Herausgeber ein Auszug aus dem Auszuge des Tzetzes.

12) Ἰωάννου τοῦ Τζέτζου ἐπιτομὴ ῥητορικῆς p. 670—686. Nur Proben seiner Epitome aus der Dresdener Handschrift, aus welchen man aber sieht, dafs Tzetzes nicht den blofsen Epitomator machte, indem er Vieles aus den Commentatoren des Hermogenes, Vieles aus unbekannten Quellen beibringt.

13) Περὶ ῥητορικῆς τοῦ Ψιλλου p. 687—703. Vollständige Epitome des Hermogenes, aber denn auch ganz mager und daher entbehrlich.

14) Περὶ σχημάτων, ὧν Ἑρμογένης ἐμνημόνευσεν etc. p. 704—711. Blofser Auszug aus einem Theile der Schrift eines Anonymus Vol. VIII. p. 617—670. Somit ebenfalls entbehrlich.

Digitized by Google

15) Κάστορος Ῥοδίου ῥήτορος τοῦ καὶ Φιλορωμαίου περὶ μέτρων ῥητορικῶν p. 712—723. Der Herausgeber sagt: *De Castore aliunde nihil constat.* Aus Suidas ist uns genug von ihm bekannt. Aber der berühmte Rhetor, der um 140 v. Chr. lebte, citirt hier nicht blos den Hermogenes, sondern auch den Lachares, sogar einmal Stellen des A. u. N. T. p. 713, 26—714, 5. Dieses Machwerk trägt also seinen Namen mit Unrecht. Was von Lachares gegeben ist, ist aus seiner Schrift περὶ κώλου καὶ κόμματος καὶ περιόδου.

16) Ἀνωνύμου ἔκθεσις ῥητορικῆς p. 724—748. Den Inhalt bilden Prolegomena zu den Progymnasmen, theils mit den Homilien des Doxopatri, theils mit den Prolegomenen des Planudes übereinstimmend, zuerst herausgegeben von Bloch in den Miscell. Hafn. T. II. p. 125—184.

Allermindestens würden wir sämmtliche Stücke von Nr. 10—16 ohne Nachtheil entbehren können. Dafür wäre die vollständige Epitome des Johannes Tzetzes eine erwünschte Zugabe zum Hermogenes gewesen.

Der vierte Band enthält die Scholien des Syrianus, Sopater und Marcellinus zu der Schrift περὶ στάσεων nebst den Prolegomenen, wie beide bereits von Aldus herausgegeben waren, p. 1—846. Der älteste von diesen ist Syrianus, der Platoniker, der um 450 n. Chr. starb. Schon vor ihm hatte der Platoniker Metrophanes dieselbe Schrift des Hermogenes, der Platoniker Porphyrius die gleichen Inhalts von Minucianus erklärt. Beide citirt Syrianus öfters. Von ältern Technographen hält er besonders viel auf Aquila und Evagoras, die Philosophen, welche unter Commodus lebten. Ausserdem citirt er den Apsines, Cornutus, Harpocration, Major, des Apsines Zeitgenossen, der nach Suidas dreizehn Bücher περὶ στάσεων schrieb, sonst aber von keinem Scholiasten erwähnt wird, endlich den Proclus zum Plato. Den echten Commentar desselben fand der Herausgeber in einer Venetianischen Handschrift, aus welcher er die Abweichungen unter den Text setzte. In dieser Hds. ist übrigens von p. 207—295 und von p. 643—691 nichts von Syrianus vorhanden. Der zweite ist Sopater, der bereits den Syrianus citirt. Er lebte nach Fabricius um das Jahr 490 n. Chr. und war nach seiner eigenen Aussage Lehrer zu Athen. Auch seinen Commentar fand der Herausgeber in derselben Venetianischen Hds., wie den des Syrianus. Er ist besonders gedruckt im fünften

Digitized by Google

Bande. Dem Sopater verdanken wir die meisten Notizen von Hermagoras und Lollianus; einmal citirt er auch den Libanius, öfter den Minucianus, Porphyrius, Tyrannus. Der Commentar des Marcellinus hat sich bis jetzt in keiner Handschrift abgesondert gefunden. Er ist der jüngste von den Dreien, und vielleicht der Redactor dieser Sammlung. Es sind übrigens in dieselbe auch noch Stücke von Anderen aufgenommen, z. B. von Porphyrius p. 397, von Epiphanius p. 463, ἐξ ἀνεπιγράφου p. 463. Das Stück aus Planudes p. 626 mit der Aufschrift Ἀνωνύμου scheint erst Aldus eingeschoben zu haben. Genau ist die Zusammenstellung auf keinen Fall. Oft ist dem Syrianus beigelegt, was sich im Commentar des Sopater findet, und umgekehrt. Die Prolegomenen sind theils aus Troilus, theils aus denen, welche unter dem Namen des Doxopatri im sechsten Bande stehen, theils aus andern Quellen zusammengestellt, nicht aus Syrianus oder Sopater. Immer wird der Wunsch zurückbleiben, dafs der Herausgeber auch den vollständigen Commentar des Syrianus möchte abgesondert gegeben haben, und es hätte sich schon Platz dazu finden lassen, wenn auch am Ende der Rhacendyte Joseph mit allen seinen Anhängern hätte wegbleiben müssen. Historische Genauigkeit hatte übrigens keiner dieser Commentatoren. Minucianus wird von Allen als älter denn Hermogenes betrachtet. Sopater läfst den Lollianus, der doch unter Adrian lebte, zuerst sieben στάσεις annehmen, dann den Hermagoras fünf, während doch selbst der jüngere Hermagoras schon unter Augustus lebte. Bei dem späteren Doxopatri kann ohnehin von historischer Genauigkeit nicht die Rede seyn, da er den Hermogenes sogar auf Basilicus Rücksicht nehmen läfst Vol. VI. p. III. 435.

Im fünften Bande findet sich 1) der schon bei dem vierten Bande erwähnte Commentar des Sopater zu der Schrift περὶ στάσεων p. 1—211. Hierauf folgen 2) p. 212—576 des Maximus Planudes Prolegomenen und Scholien zu sämmtlichen Schriften des Hermogenes, wovon bei Aldus die Scholien zu der Schrift περὶ στάσεων fehlten. Sie sind sämmtlich ein Auszug aus dem anonymen Commentare zum ganzen Hermogenes, der in Vol. VII. p. 104—1087 abgedruckt ist, und aus den in denselben Handschriften stehenden kleineren Scholien. Der Herausgeber hätte daher besser gethan, nach den Aldinischen Scholien des Syrianus, Sopater und Marcellinus

Digitized by Google

jenen anonymen Commentar und erst auf diesen den Planudes folgen zu lassen. Wir hätten dann das Original ganz, während jetzt Vieles dort ausgelassen ist, weil es sich schon in dem Auszuge gedruckt findet.

Einen Anhang zu diesem Bande machen folgende kleinere Schriften: 3) Μαξίμου περὶ τῶν ἁλύτων ἀντιθέσεων p. 577—590, zuerst gedruckt in Paris 1554. 8. als Anhang zu einigen kritischen Schriften des Dionysius von Halicarnafs; dann in Fabricii Bibl. Gr. T. IX. p. 569—586. Verfasser war nach Suidas Maximus von Byzanz, der Lehrer des Kaisers Julianus. Der Herausgeber hat noch zwei Handschriften dazu verglichen. 4) Ἀνωνύμου περὶ τῶν στάσεων p. 591—597. Nur der Anfang einer Scholiensammlung, die sich in einer Pariser Handschrift findet. Hermagoras, Lollianus, Siricius, Tyrannus sind erwähnt, und einige neue Notizen gegeben. 5) Michael Psellus περὶ συνθήκης τῶν τοῦ λόγου μερῶν p. 598—601 und σύνοψις τῶν ῥητορικῶν ἰδεῶν p. 601—605. Briefe des Psellus aus einer Pariser Hds. 6) Προλεγόμενα τῆς ῥητορικῆς p. 605—610. Eine Compilation, grofsentheils aus Troilus.

Der sechste Band enthält p. V—XVI einen Aufsatz des Herausgebers *de vita et scriptis Johannis Siceliotae Doxopatri.* Den Notizen, die der Herausgeber für die Bestimmung des Zeitalters des Johannes Doxopatri beibringt, möchte noch die Citation des Eustathius Vol. II. p. 545 beizufügen seyn, welche sich ohne Zweifel auf den bekannten Erzbischof von Thessalonich bezieht, der im J. 1197 starb. Dann 1) Δοξοπάτρου προλεγόμενα τῆς ῥητορικῆς p. 1—32. Zuerst abgedruckt in der Biblioth. Coislin. p. 590—596; dann in Fabricii Bibl. Gr. T. IX. p. 586—599. Für den Verf. hielten Einige den Troilus; der Herausgeber denkt an Johannes Doxopatri. Beides wohl unrichtig. Doxopatri hat diese Prolegomena schon vor sich, und ist viel mönchischer als unser Anonymus, der übrigens p. 29 sich als Christ zu erkennen gibt in den Worten: ἡμεῖς δὲ νῦν εὐτυχῶς ἐν βασιλείᾳ, πιστῶς καὶ ὀρθοδόξως. Schwerlich würde dieses Doxopatri von seiner Zeit gesagt haben, vgl. p. IX.

2) Ἀνωνύμου προλεγόμενα τῆς ῥητορικῆς p. 33—41. Anfang eines Commentars zur Schrift περὶ στάσεων In den Handschriften steht ein Stück der vorhergehenden Prolego-

Digitized by Google

mena davor p. 17—32. Das Stück p. 33, 1—34, 12 steht in den Homilien des Doxopatri Vol. II. p. 102, 23—103, 22.

3) Τρωΐλου σοφιστοῦ προλεγόμενα τῆς ῥητορικῆς Ἑρμογένους p. 42—55. Sie scheinen mit Scholien untermengt zu seyn, wie p. 43, 17—31. Denn da nach anderen Zeugnissen in der Definition der τέχνη von Einigen absichtlich ἐμπειρίᾳ vor γεγυμνασμένων weggelassen wird und dieses hier der Fall ist, so mufs auffallen, warum nachher ἐμπειρίαις γεγυμνασμέναις (l. ἐμπειρίᾳ συγγεγυμνασμένων) näher erklärt wird, wie in Vol. IV. p. 4 u. 38. Übrigens scheint die Schrift älter zu seyn, als die gewöhnlichen Prolegomenen. Wenigstens ist das, was p. 52 von dem Herkules des Prodikus steht, nicht so beschaffen, wie es von einem späteren Schriftsteller zu erwarten wäre. Troilus, dessen Namen der Aufsatz führt, lebte nach Fabricius im fünften Jahrhundert. Er ist, wie zum Theil schon bemerkt worden, von Doxopatri, von den Prolegomenen der Aldinischen Scholien zu der Schrift περὶ στάσεων und von Maximus Planudes ausgeschrieben worden.

4) Ἐξήγησις εἰς τὰς ἰδέας τοῦ Ἑρμογένους ἀπὸ φωνῆς Ἰωάννου Φιλοσόφου τοῦ Σικελιώτου p. 56—504. Hier zum ersten Male gedruckt. Dem Titel nach nur Vorlesungen des Doxopatri, von seinen Schülern nachgeschrieben. Von älteren Exegeten ist Syrianus häufig mit Namen genannt, etliche Male auch Phoebammon, einmal Johannes von Caesarea p. 243. Viele Stücke finden sich in dem anonymen Commentar des siebenten Bandes und bei Maximus Planudes; auch ausserdem findet sich Manches, was Doxopatri nur aus älteren Quellen haben konnte, wie die Notizen über den Dichter Menelaus, über Polemo, über den Argiver Endemus. Seine eigene Zuthat ist dem Umfange nach immer noch beträchtlich, aber dem Gehalte nach gering, wie in den Homilien zum Aphthonius. Merkwürdig ist, dafs zwei Male (p. 395 und 466) Auszüge aus ihm selbst mit der Aufschrift τοῦ Σικελιώτου vorkommen, und dafs in der Münchner Handschrift dieser Scholien, welche der Herausgeber nicht beachtet hat, Vieles nach Spengels Angabe anders und zum Theil richtiger steht, als hier. Wir hätten also wenigstens theilweise eine blofse Überarbeitung dieser Vorlesungen vor uns.

5) Γεωργίου τοῦ διαιρέτου σχόλια εἰς τὸ περὶ εὑρέσεως Ἑρμογένους p. 505—543. Ein blofses Specimen aus dem ungedruckten Commentar des Mönches Georgius aus unbekann-

Digitized by Google

ter Zeit. Den Namen Diaereta hat derselbe von einem ebenfalls noch ungedruckten Commentar zur διαίρεσις τῶν στάσεων von Hermogenes. Der Herausgeber wollte durch dieses Specimen die Entbehrlichkeit des vollständigen Commentars darthun. Vielleicht hätte er besser gethan, das Interessante desselben zusammenzustellen, wenn desselben auch nur wenig gewesen wäre. Hat er nichts Interessantes, so ist auch ein Specimen zu viel.

6) Γεωργίου Πλήθωνος συντομὴ περὶ τινων μερῶν τῆς ῥητορικῆς p. 544—598. Zuerst herausgegeben von David Höschel zu Augsburg 1595 unter dem Titel: *Synopsis rhetoricae Matthaei Camariotae,* welchen Namen er einer blofsen Vermuthung des Bischofs Maximus Margunius von Cythera verdankte; dann von Joh. Scheffer zu Hamburg 1675 mit dem Titel: *Graeci scriptoris incerti compendium rhetoricae.* Den Namen des Georgius Gemistus Pletho hat der Herausg. aus einer Pariser Hds. hinzugesetzt. Pletho starb 1451; lebte also spät genug, um uns nichts von Bedeutung mehr sagen zu können. Das Meiste steht in bereits bekannten Schriften Älterer; der historische Irrthum über Minucianus ist wiederholt und ein neuer von Apsines hinzugefügt. Der Herausg. hat Scheffers Noten mit abdrucken lassen, welche zum wenigsten so wichtig, wo nicht wichtiger sind, als das Werk selbst.

7) Ματθαίου τοῦ Καμαριώτου ῥητορικῆς ἐπιτομὴ ἐκ τῶν τοῦ Ἑρμογένους p. 599—644. Hier die echte Epitome des Matthaeus Camariota, früher noch ungedruckt, auch hier nicht vollständig gegeben, sondern blos bis zum zwölften Capitel des dritten Buches περὶ εὑρέσεως. Die Entbehrlichkeit dieses Auszuges ist damit zur Genüge dargethan. Unser Matthäus war von Constantinopel und erlebte noch die Einnahme seiner Vaterstadt durch die Türken.

Der siebente Band enthält meist namenlose Verfasser von Prolegomenen oder Commentarien zum Hermogenes. Er wird von einer Reihe kleiner Aufsätze eröffnet. 1) Προλεγόμενα τῶν στάσεων p. 1—34. Ein Aggregat, in welchem derselbe Gegenstand zum Theil drei Male abgehandelt ist; übrigens viele Notizen von Älteren darin, wie z. B. ein Stück aus Plutarchs Commentar zum Gorgias des Plato, eine Erwähnung des Telephus von Pergamus περὶ τῆς καθ' Ὅμηρον ῥητορικῆς; ferner Stücke aus Lollianus und Sopater. 2) Προ-

Digitized by Google

λεγόμενα τῶν στάσεων p. 34—49. Aus der unbegrenzten Hochachtung, mit welcher hier im Anfange von einem Rhetor Paulus gesprochen wird, schliefst Spengel mit Recht, dafs diese Prolegomenen zu dem Commentare εἰς στάσεις p. 104—696 gehören, wo derselbe Paulus auf gleiche Weise gerühmt wird. 3) ἕτερα προλεγόμενα τῶν στάσεων p. 49—51. Unbedeutend. 4) Προλεγόμενα τῶν εὑρέσεων p. 52—54. Nur vom προοίμιον, wobei Alexander Numenii angeführt wird. 5) Εἰς τὸ περὶ εὑρέσεως Ἑρμογένους ἐπίτασις ἀνεπίγραφος p. 55—74. Auch ein προοίμιον, aber ausführlicher, und am Schlusse p. 71—74 Stücke aus Apsines. Auf diese Prolegomena beruft sich der Verfasser der kleineren Scholien p. 713. Sie stehen auch in denselben Handschriften, wie die genannten Scholien. 6) Σημειώδες εἰς τὰς εὑρέσεις p. 74—76. Unbedeutend und entbehrlich. 7) Ἀνωνύμου κεφάλαια τοῦ ἀ βιβλίου τῶν ἰδεῶν p. 77—89. Ein entbehrlicher Auszug aus den beiden Büchern περὶ ἰδεῶν.

8) Συριανου εἰς τὸ περὶ ἰδεῶν p. 90—103. Einleitung zu jener Schrift des Hermogenes, früher gedruckt in Spengel συναγωγὴ τεχνῶν p. 195—206, hier berichtigt. Der Commentar des Syrianus selbst, aus welchem bei Doxopatri im sechsten Bande häufig Auszüge mit Nennung seines Namens stehen, ist in derselben Venetianischen Handschrift enthalten, in welcher der Herausgeber die Scholien desselben zur Schrift περὶ στάσεων gefunden hat. Da er auch in den anonymen Commentar im zweiten Theile des siebenten Bandes aufgenommen ist, so hat der Herausg. sich begnügt, dort die Abweichungen der Handschrift unter dem Texte anzugeben. Auch hier läfst sich, wie bei dem Commentar des Syrianus zur Schrift περὶ στάσεων, der Wunsch nicht unterdrücken, der Herausg. möchte den echten Commentar des Syrianus abgesondert gegeben haben. Da dieser Commentar sämmtlichen Commentaren zu der Schrift περὶ ἰδεῶν zu Grund liegt, so dürfte hier die Erwähnung der Schriftsteller nicht am unrechten Orte stehen, von welchen sich Notizen oder Fragmente in denselben erhalten haben. Wir verdanken ihnen nämlich Fragmente von Apsines, Aristogiton, von der Schrift des Dionysius von Halicarnafs περὶ μιμήσεως nebst dem darin enthaltenen Bruchstück des Gorgias, ferner Notizen von Hipparchus, Jamblichus, Isocrates (τέχνη), Lachares, Longinus, dem Rhetor Menander, Phrynichus, Porphyrius, Fragmente

Digitized by Google

der Sappho und des Simonides, ferner des Rhetors Tiberius, Notizen von Ulpianus, dem Rhetor Zeno und Zenobius.

9) Ἀνωνύμου σχόλια εἰς στάσεις p. 104—696. Der schon bei Nr. 2 erwähnte Commentar eines Ungenannten, der seine Wissenschaft einem Rhetor Paulus verdankt. Das hohe Alter des Commentars geht aus dem Umstande hervor, dafs er sich in sehr alten Handschriften, nach dem Herausg. in Handschriften des 10ten Jahrhunderts findet. Die kleineren Scholien, welche diesen Commentar in den Pariser Handschriften begleiten, sind in der Münchner Hds., aus welcher die Abschrift des Herausg. gemacht ist, häufig in den Text aufgenommen worden. Gegen das Ende wird dieses immer häufiger, und p. 655—665. 676—682. 690—695 finden sich auch Stücke von Georgius Diaereta mit dessen Namen aufgenommen, so wie p. 665, 14—666, 30 ein Stück ἐκ τοῦ ἀνεπιγράφου, wie in Vol. IV. p. 458. 463. Die Buchstaben Γρ, welche sich vor einigen Scholien finden, sind, wie gewöhnlich, Zeichen einer Variante, und stehen nur vor denjenigen Stücken, welche aus den kleineren Scholien unter die gröfseren gekommen sind. Eigen ist diesem Commentar die Erwähnung des Abas.

Der zweite Theil des siebenten Bandes enthält 10) Ἀνωνύμου σχόλια εἰς εὑρέσεων τόμ. α′—δ′. p. 697—860. Aus denselben Handschriften, wie der Commentar zu den στάσεις. Eigen ist diesen Scholien die Erwähnung des Neocles, welche nur noch Maximus Planudes von ihm geborgt hat.

11) Ἀνωνύμου σχόλια εἰς ἰδεῶν τόμ α′ und β′. p. 861—1087. Dafs in diese Scholien der Commentar des Syrianus aufgenommen ist, wurde schon oben bemerkt. Aber es sind auch noch die Bemerkungen Anderer hinzugekommen, welche zum Theil im sechsten Bande dem Phoebammon und einem gewissen Johannes beigelegt werden. Besonder schätzbar sind diese Scholien wegen der zahlreichen Fragmente aus Dichtern, Rednern und Rhetoren, die darin aufbewahrt sind. Viele Stücke derselben stehen schon im fünften Bande unter dem Namen des Maximus Planudes und sind daher hier weggelassen.

12) Τοῦ μητροπολίτου Κορίνθου κυρίου Γρηγορίου εἰς τὸ περὶ μεθόδου δεινότητος ἐξήγησις p. 1088—1352. Einen Auszug hatte Reiske aus einer Augsburger, jetzt Münchner Hds. im achten Bande der griechischen Redner bekannt gemacht.

Digitized by Google

Der Herausg. liefert aus einer Wiener und einer Florenzer Hds. den vollständigen Commentar. Es fällt leicht in die Augen, dafs Gregorius, der in der Mitte des 12ten Jahrhunderts lebte, nicht Verfasser dieser Scholien ist, sondern wenigstens grofsentheils blofser Redactor. Er selbst nennt unter seinen Quellen den Tzetzes, dessen Werk er spottweise φλυαροστιχίδια nennt, p. 1098. 1157. 1186. Ausserdem finden sich anonyme Excerpte häufig aus Demetrius de elocutione, und einmal aus Apsines über die ἀναχεφαλαίωσις p. 1225—1227. Einmal oder zweimal scheint auch Alexander περὶ σχημάτων und Tiberius benutzt zu seyn. Von andern Bemerkungen, die sich als Auszüge aus achtbaren Werken kund geben, lassen sich die Verfasser nicht mit Namen nennen. Fragmente treffen wir von Alexander Peloplaton, Apollonius von Athen, Aristogiton, Euripides nebst der Inhaltsanzeige seiner verlornen Stücke Pirithons und Melanippe, von Hyperides Rede gegen Autocles, dem Rhetor Menander und von Sopater ἐν ταῖς μεταποιήσεσι τῶν Δημοσθενικῶν. Hiezu kommt noch eine in unsern Ausgaben nicht stehende Hypothesis der Rede des Aeschines gegen Timarchus, in welcher ein sonst unbekannter Rhetor Cheirisophos erwähnt ist.

Reutlingen. *Finkh.*

Φλαυίου Φιλοστράτου Βίοι Σοφιστῶν. ***Flavii Philostrati Vitae Sophistarum. Textum ex codd. Romanis, Florentinis, Venetis, Parisinis, Londinensibus, Mediolanensi, Havniensi, Oxoniensi, Gudiano, Heidelbergensi recensuit, epitomam Romanam et Parisinam ineditas adjecit commentarium et indices concinnavit Carolus Ludovicus Kayser, Ph. D. Insertae sunt notae ineditae J. Casauboni, Bentleii, Huetii, Salmasii, Jacobsii, Th. Heysii; editae Valesii, Olearii, Jacobsii, A. Jahnii. — Accedit libellus Galeni περὶ ἀρίστης διδασκαλίας ex cod. Florentino emendatus et qui vulgo inter Lucianeos fertur, Νέρων, Philostrato vindicatus et ex cod. Palatino correctus. Heidelbergae, sumtibus J. C. B. Mohr, bibliopolae academici. MDCCCXXXVIII.***

Der Herausgeber erfüllt hiermit ein bereits 1831 in den „Notis criticis in Philostrati Vitas Sophistarum“ gegebenes Versprechen. Er hielt es für seine Pflicht, mit allen kritischen Hülfsmitteln sich zu versehen und wenigstens in dieser Hinsicht die Bearbeitung des interessantesten Werkes von Philostratus abzuschliefsen. Dies Vorhaben ist nun mit wenigen und wahrscheinlich auch nur unbedeutenden Ausnahmen wirk-

Digitized by Google

lich ausgeführt worden. Die näheren Nachweisungen enthält die Vorrede VI—XXV, woraus folgendes auf die Geschichte der Texteskritik Bezügliche hier eine Stelle finden mag.

Die Handschriften des V. S. zerfallen in drei Klassen. Der hier gegebene Text ist fast durchaus auf die erste gegründet, der bisherige dagegen beruhte auf dem Abdruck eines mittelmäfsigen, hie und da interpolirten Manuscriptes der dritten, d. h. der fehlerhaftesten. Nämlich die Aldina 1503, aus welcher die übrigen Aldinen und Juntinen der V. S. geflossen sind, ist offenbar dem Cod. Laurent. LXIX, 30. entnommen (vgl. Praef. p. XVII.). Morelli, der in seiner Ausgabe 1608 sich besonders an die Juntina 1535 wegen des bequemen Formates hielt, gab den bereits durch zahlreiche Druckfehler entstellten Text derselben mit sparsamen, am Rande bemerkten Verbesserungen, welche ihm der Cod. Paris. 1760 darbot, heraus, übrigens so nachlässig, dafs man fast in jeder Zeile die Correctur vermifst. Demungeachtet hat Olearius, der 100 Jahre später die letzte Gesammtausgabe des Philostrat besorgte, eine grofse Anzahl von Fehlern, welche er aus den frühern Drucken verbessern konnte, aus der Morelliana in die seine übertragen, oder wenn er aus Handschriften den Text seines Vorgängers emendirte, in den Noten den ältern Ausgaben, welche er nicht nachsah, fälschlich vieles Fehlerhafte beigelegt. Noch unverantwortlicher ging er mit den Handschriften um. Von den vorzüglichsten, Vatic. 99 und 140, besafs er Collationen; er hätte damals, vorausgesetzt, dafs die Vergleichung mit Sorgfalt gemacht war, einen Text liefern können, der an Richtigkeit dem unsrigen wenig nachgeben würde, aber weil er seine Bearbeitung nach dem Codex des Fabricius schon beendigt hatte, als die Vergleichungen jener Vaticani ankamen, war es ihm zu viele Mühe, eine Revision vorzunehmen, und er glaubte alles gethan zu haben, wenn er einige Verbesserungen, welche jene Handschriften ihm darboten, in der Appendix nachtrug. Der Cod. Fabricianus, jetzt Eigenthum der königlichen Bibliothek zu Koppenhagen, ist zwar noch zur ersten Classe zu rechnen, erreicht aber keineswegs die Güte der Römischen Handschriften, da er aus einem Mspte abgeschrieben ist, in welchem der Text der ersten Classe allenthalben mit Hülfe eines Cod. der dritten corrigirt d. h. verdorben worden war (s. Praef. p. VIII). Hätte aber Olearius nur sich getreu an diese

Quelle gehalten! was man vielleicht glauben könnte, wenn er manchmal eine unbedeutende oder gar fehlerhafte Variante anführt, z. B. p. 500, 598, 599 u. a. Aber gerade das Wichtigste ist ihm überall entgangen. Man vergleiche die blos aus dem Prooemium der Vitae gezogene Zusammenstellung (Praef. p. IX, not. 17) von 11 Corruptelen, welche Ol. entweder gar nicht entfernt, oder wenigstens ohne Benutzung des Mspts, welches ihm Fabricius auf längere Zeit geliehen hatte, gehoben hat.

Über unsre Recension des Textes dürfen wir uns kein Urtheil erlauben; nur einige Bemerkungen über das Material dieser Arbeit sollen den Kenner in Stand setzen, dieselbe zu würdigen. Von den bei Harles zu Fabr. Bibl. Gr. V, 545 angegebenen Handschriften der Vit. Soph. sind alle zur Rathe gezogen worden, mit Ausnahme des Neap. 86, um welche jede Bemühung vergeblich war. Dagegen sind aber mehrere Mspte benutzt worden, welche Harles nicht kennt, der vorzügliche Vat. 64, der wichtige Mediolanensis C, 47 (den Montfaucon Biblioth. bibl. I, 503 nur beiläufig erwähnt), die Parisina epitome, Suppl. 134, endlich der Harlej. 5663, von welchem folgende Worte des Katalogs (Vol. III, 285) grofse Erwartungen erregen mufsten: desunt multa in editionibus vulg. exstantia, *sed adsunt etiam haud pauca, quae illic non inveniuntur*, nec servatur ordo.“ um so mehr, als es höchst wahrscheinlich ist, dafs mehrere Lücken in diesem Werke vorkommen und dasselbe in gröfserem Umfange dem Synesius vorlag, cf. Synes. Dio. 36, c, d. Thom. Mag. s. v. ξένον. Praef. XXI, sqq. Die Notiz jenes Katalogs beruht jedoch auf einem groben Irrthum, indem, was der Verf. desselben für Philostratisch hielt, Fragmente aus Eunapius sind.

Scholien zu den Vitis fanden sich, wenige unbedeutende Marginalien abgerechnet, nirgends; dies ist auffallend, weil die Vita Apollonii *), Heroica und Imagines reichlich damit versehen sind; wohl aber existiren zwei epitomae dieses Buches, die eine, Vaticana (ve) genannt, in 4. Exemplaren, nämlich ausser dem Vat. 96, den archetypum, enthält sie der

*) G. J. Bekker hat die in den cod. Schellershemianus vorkommenden in dem Specimen variarum lectionum et observationum in Philostrati Vitae Apollonii librum primum bekannt gemacht, sie sind aber nur ein Auszug aus den Scholien des cod. Florent. LXIX, 33, welcher wahrscheinlich das älteste Mspt. der V. A. ist.

Digitized by Google

Pal. 93, welchen Salmasius während jenes Aufenthalts in Heidelberg ao. 1609 benutzte; die nicht sehr vollständigen Excerpte daraus finden sich in den Exemplaren der Morelliana, welche die Cambridger Universitätsbibliothek besitzt. Bentley trug dieselben in das seinige, jetzt in dem brittischen Museum befindlichen, über; aus beiden nahm Olearius hie und da etwas, ohne Urtheil, heraus, vgl. unsere Note zu 31, 12. Die zwei übrigen Handschriften sind Laur. LIX, 37 und Neap. St. Joann. Carbon. nr. 45. Von jener theilte de Furia dem Herausgeber ein vollständiges Apographum mit, welches später von Herrn Th. Heyse mit dem Original zu Rom verglichen wurde. Diese epitome ist vollständig, mit Auslassung der übereinstimmenden Worte, unter den Text gesetzt worden, orthographische und Interpunctionsfehler sind beibehalten. Auf gleiche Weise, hat auch die leider nur auf wenige Vitae sich erstreckende epitome Parisina (pe) ihren Platz unter dem Text gefunden, vgl. Praef. p. XX. Es wäre vielleicht in einzelnen Fällen rathsam gewesen, die Lesarten beider Auszüge in den Text selbst aufzunehmen, doch schien es sicherer zu seyn, auf die Verbesserung mehrerer Stellen zu verzichten, und consequent die Lesart der besten vollständigen Handschriften von der in den Epitomen zu trennen, da die Verfasser derselben hie und da auch willkührlich geändert haben. Soviel ist gewifs, dafs beiden Excerpten vortreffliche Mspte zu Grunde lagen und sie als wichtige Hülfsmittel zu betrachten sind. — Auf den jetzt gewonnenen Text kann auch eine sichere Chronologie des Autors und seines Buches gegründet werden. Nämlich p. 3, 17 und 118, 22 geben zusammengehalten das Resultat, dafs Philostratus unter der Regierung des Kaisers Alexander Severus diese Vitae schrieb und dem Antonius Gordianus, als Proconsul von Afrika, dedicirte. Hieraus folgt nun, dafs Aelian nicht nach dem Jahr 235 gestorben seyn kann, und wahrscheinlich seine Variae Historiae als sein letztes Werk gelten müsse, welches er nach der Herausgabe der Δειπνοσοφισταί von Athenaeus im Jahr 228 angefangen hatte und nur theilweise mit sophistischem Redeschmuck bekleiden konnte, die gröfsere Masse der Notizen aber, vom Tode übereilt, unverarbeitet hinterliefs. Es wird nun weiter in der Vorrede die Identität des Verfassers der V. S. mit dem des V. Apollonii, der Heroica und Imagines besprochen, wozu die scheinbare Schwierigkeit, dafs

unser Autor öfters von einem Philostratus Lemnius spricht, veranlafst. Gegen die von Valesius aufgestellte Hypothese, dafs der Verfasser der in zwei Bücher abgetheilten Imagines von dem unsrigen zu unterscheiden sey, spricht die gänzliche Übereinstimmung des Styls in beiden Werken, sodann auch das Zeugnifs des Suidas, welcher jener Ansicht zufolge nicht drei, sondern vier Philostrate hätte anführen müssen, 1) den Vater des Verfassers der V. Apoll. V. S. u. s. w.; 2) diesen selbst; 3) den vorgeblichen Autor der ersten 2 Bücher der Imagines, und 4) den Enkel desselben, welchem das 3te Buch der Imagines beigelegt wird. Statt dessen erklärt man sich die Sache ungezwungener auf folgende Weise: das Haus oder die Familie dieser Philostrate war in Lemnus einheimisch. Flavius Philostratus, der Sohn des Philostratus Verus, bekleidete zuerst eine Lehrstelle der Rhetorik oder Sophistik in Athen. Um ihn von seinen Verwandten zu unterscheiden, erhielt er den Beinamen Ἀθηναῖος vgl. Euseb. adv. Hierocl. p. 431 ed. Ol. Denselben führt er auch in den besten Manuscripten der Briefe Vat. 87 u. 140. Ein jüngerer Philostratus, wahrscheinlich Neffe und Eidam des Letzteren, erhielt den Beinamen Λήμνιος, womit ihn nun der Oheim selbst bezeichnen konnte, vgl. p. 111, 1. 116, 14. 119, 19. Die einzige Schwierigkeit macht das Wort μητροπάτορι im Prooem. des Buches über die Bilder p. 109, 12. ed. Jacobs. Wörtlich genommen müfste es von dem Grofsvater mütterlicher Seite verstanden werden. Dieser Erklärung stehen aber mehrere historische Bedenklichkeiten entgegen. Einstweilen ist als sicher anzunehmen, dafs die Benennung Φιλόστρ. ὁ Λήμνιος keinen Unterschied des Verfassers der V. S. von dem der Heroica und Imagines begründet, da schon Eunapius und Synesius unsern Verf. einen Lemnier nennen und er selbst sich als solchen an mehreren Stellen wie V. A. VI, 27, 268. V. S. p. 30, 7. (bei Ol. 515) verräth. Hier ist nun auch an ein anderes Werk des Lemnischen Sophisten zu erinnern, wir meinen den kleinen Dialog Nero, welches gewöhnlich unter den Lucianischen aufgeführt wird, in unsrer Ausgabe aber zuerst wieder unter dem Namen seines wahren Verfassers erscheint. Er spielt hier ebenfalls auf sein Vaterland an, vgl. §. 6. τῶν γὰρ Λήμνῳ προσπλεόντων οἱ μὲν ἐθαύμαζον, οἱ δὲ κατεγέλων, wo Solanus dem wahren Autor halbwegs auf der Spur war, wenn er die Meinung äussert, dafs er ein Lemnier

seyn müsse. Nicht nur unzählige Übereinstimmungen im Styl, sondern auch in dem Historischen dieses Werkchens erheben unsere Vermuthung zur Gewifsheit (vgl. besonders V. A. IV, 162. V, 202.). Dazu kommt noch, dafs bei Suidas unter den Werken des Philostrat freilich des ersten (Verus) ein Νέρων vorkömmt. Von den übrigen Schriften Ph., die Suidas anführt, sind einige gänzlich verloren, den διαλέξεις gehört vermuthlich das aus cod. Urb. 110 von Ol. edirte Fragment an (p. 912 sqq.), welches auch der cod. Paris. 1696 und zwar viel correkter enthält. Die Vit. Soph. waren in dem Exemplare, welches Suidas gebrauchte, in 4 Bücher eingetheilt, unsre Handschriften haben sämmtlich die Eintheilung in 2. Ausser jenem Dialoge ist dem V. S. auch die auf Favorinus bezügliche Abhandlung des Galen περὶ ἀρίστης διδασκαλίας in einer sehr verbesserten Gestalt angehängt, und in dem Commentar ein anecdotum des Arethas, Prolegomena ad Dionem aus Laurent. LIX, 22 eingerückt, dessen nicht uninteressanter Inhalt zum Theil auf der 57sten Rede Dio's beruht, zum Theil aus Photius c. 209 genommen ist, und in dieser Hinsicht kritischen Werth hat. Den letzten Abschnitt hat Brequigny, Vies des anciens orateurs grecs, Paris 1751 Vol. 2. p. 379, und neuerdings auch nach cod. Par. 2958 Boissonade in seiner Ausgabe des Eunapius p. 136 bekannt gemacht. Das Anekdötchen von Dio Chrysostomus, der eigentlich ὀξόστομος geheifsen habe, scheint aus der Erzählung bei Lucian Hermotim. §. 34 fabricirt worden zu seyn, oder gar auf eine Verwechslung der Namen Δίων und Διονύσιος sich zu gründen.

Zum erstenmal erscheinen hier die schätzbaren, wenn auch nicht sehr zahlreichen, Noten von J. Casaubonus, Bentley und Huetius; ausserdem verdankt der Herausgeber Herrn Hofrath Jacobs und Herrn Theodor Heyse manche treffliche Anmerkung. Was Valesius in seinen Emendat. libri III, 60 — 94 gegeben, ist meistentheils benutzt und gehörigen Orts eingeschaltet worden, desgleichen die gedruckten Observationen von Jacobs (vgl. Jahn Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1832. II. p. 301 sqq.). Endlich sind auch Herrn Professor Albert Jahn's Symbolae criticae ad Philostr. V. S. noch früh genug dem Herausgeber zugekommen, um sowohl zur Verbesserung als zur Erklärung mehrerer schwieriger Stellen das Ihrige beizusteuern. Natürlich konnten die aus-

Digitized by Google

führlichen lexikalischen und phraseologischen Erörterungen, welche dieser Gelehrte an die Worte des Philostrat knüpft, nicht in einen Commentar aufgenommen werden, bei welchem innere und äussere Gründe Kürze geboten. Die kritische Rechtfertigung des Textes sollte den Mafsstab für grammatische Erklärungen hergeben, sonst aber historische Nachweisungen, vorzüglich über Gegenstände der Literaturgeschichte, die Hauptsache seyn. Hier waren die Abhandlungen von Ideler (p. 161), Schlosser (p. 181), Fofs (p. 192), Geist (p. 199), Herbst (ib.), Welcker (p. 207), W. E. Weber (p. 222), Bach (ib.), Ranke (p. 355) und Siebelis (p. 357) über die Sophisten im Einzelnen sehr willkommene Vorarbeiten, dann aber auch die über alte und neue Sophistik sich verbreitenden Werke von Geel, Spengel, Westermann und Bernhardy. Dabei hat der Herausgeber sich eine sorgfältige Prüfung der Quellen angelegen seyn lassen, und hofft auf diese Weise über einige Partieen der griech. Literaturgeschichte mit Erfolg gearbeitet zu haben, ohne jedoch daran zu zweifeln, dafs sein Werk dem Loos alles Menschlichen unterworfen sey, und an vielen Unvollkommenheiten leide, deren Nachweisung er jederzeit mit Dank aufnehmen wird. Er benutzt schon jetzt diese Gelegenheit, ein Versehen, auf welches ihn ein gelehrter Freund aufmerksam gemacht hat, zu berichtigen. P. 316 heifst es: Salarium videtur Vespasianus rhetoribus tantum Graecis et Latinis dedisse. Quantum illud fuerit, non refertur a Suetonio. (Vesp. 17.) Hier ist sowohl das Citat als die Angabe selbst falsch. Denn im C. 18 steht primus Graecis Latinisque rhetoribus annua centena e fisco dedit. In der Vorrede p. XXIV l. 17 schiebe man nach den Worten, et depravatis, ein: editiones veteres. Ferner ist noch zu verbessern p. 19, 26. πολεμον. 22, 21. Τοὺ μεν. 37, 1. Πλαταιῶν. 151 l. 1. λαμπροτάτῳ. 158. v. 6. διαμασσωμαι. 160. l. 11. παιδεῦσαι. 167. l. 18. ἐπιδέον. 180. v. 17. δοκιμώταται. ib. v. 15. οἱ ἀ. μ. 184. l. 8. ἑῷοι. 187. v. 20. νεανίσκε. 209. v. 9. nec Pac. 812. p. 212. l. 5 u. 7. τύχην ib. v. 14. κατὰ σέ. 213. v. 12. ἐγκεχειρήκασι. p. 228 sollte auch erwähnt seyn die treffliche Charakteristik des Isokrates, von Sauppe Zeitschr. für die Alterthumswissenschaft 1835. p. 403 sqq. p. 246 l. 2. gehören Herrn Jacobs nur die Worte si genuina — ποιῶν. p. 251 l. 1. κινδυνεύμασι. 253 v. 18. δεκαπέντε. 259 l. 18. Dionysium. ib. v. 2. μητρόπολις. 274 l. 14. ἐξελαθῆναι. 277 l. 10. ἑκατόμβας. 300 v. 14. φῦναι. 313 v. 5. ἀστέρων. 352 v. 26. oportebat. 383 v. 11. vgl. über den Gebrauch von ἐς V. A. I, 16, 20. lin. ult. Im Index p. 401. Pindar. Nem. 406. Olympus. Einige andere Fehler wird der kundige Leser ohne unser Erinnern selbst verbessern; sie finden hoffentlich in dem Umstande, dafs der Druck sehr beschleunigt werden mufste und so für die Correctur wenig Zeit übrig blieb, einige Entschuldigung. *Kayser.*

Digitized by Google

N°. 56. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Niclaus Manuel. Leben und Werke eines Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im sechszehnten Jahrhundert. Mitgetheilt von Dr. C. Grüneisen. Mit einer Steinzeichnung. Stuttgart u. Tübingen. Cotta. 1837. gr. 8. XV und 465 S.

In der bescheidenen Form einer Monographie liefert das vorliegende Werk einen ausgezeichneten, auf sorgfältiges und unermüdetes Quellenstudium gegründeten Beitrag zur Religions-, Staats-, Kunst- und Sittengeschichte der Reformationszeit, während es sich zu seiner besondern Aufgabe macht, darzustellen, wie das Wort Gottes gegen diejenigen, die ihm in der Schweiz entgegenwirken, durch Niclaus Manuel, den Stammvater eines in Bern noch blühenden Patriciergeschlechts (vergl. S. 285—288), mit Wort, Lied, Bild und That verfochten worden ist (vergl. S. 77). Der Verf., Herr Oberconsistorialrath und Hofprediger Grüneisen zu Stuttgart, hat als Dichter, Theolog und Kunstschriftsteller seinen eigenthümlichen Beruf zu dieser Arbeit längst beurkundet, und man kann sich nur freuen, dafs die Enthüllung einer so bedeutenden Gestalt jener grofsen Zeit, und die damit verbundene theilweise Beleuchtung des ganzen Zeitraums, durch einen Gelehrten bewerkstelligt worden ist, welcher die zu solchem nicht leichten Unternehmen nothwendige, aber nicht häufige Mehrseitigkeit wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung besitzt.

Die Vorrede verbreitet sich über das Wenige, was für Manuel seit des Bernerischen Professors Samuel Scheurer vor 100 Jahren erschienener Lebensbeschreibung in seinem Bernerischen Mausoleum (Bern 1740—42. fünftes Heft) geschehen ist, und beweist, dafs fast noch Alles zu thun war, wenn der seltene Mann im Ganzen, in der Vereinigung und Durchdringung seiner mehrfachen Eigenschaften und Verdienste dargestellt werden sollte. An diesen „Versuch“ hat sich der Verf. unter dem gehörigen Beistande der nöthigen Hülfsquellen gemacht. Diese sind: ein Manuscript des seitdem verstorbenen Obercommissärs Rud. Gabr. Manuels, Nachkommen des Reformators, worin die urkundlichen Notizen Scheurers

Digitized by Google

theils berichtigt, theils vervollständigt sind; die Bernischen Pakten- und Testaments-, Missiven- und Instructionsbücher, die Simmlersche Sammlung in Zürich, die noch ungedruckten Chroniken von Stettler und Bullinger, die gedruckten von Anshelm, Stettler, Schilling, Tschachtlan, Justinger, Wurstisen; nebst Mittheilungen aus Tschudi, Salat und Kefsler. Die Schriften Manuels hat der Verf. nächst der Schweiz in München, Stuttgart und Weimar aufgefunden, und 8 Jahre lang danach geforscht, dennoch ist von einem unzweifelhaft vorhandenen Werke erst ein Bruchstück gerettet. Dann werden vom Herrn Verf. auch noch die entfernteren Hülfsmittel aufgezählt, und es wird noch besonders von ihm darauf aufmerksam gemacht, dafs über Manuels öffentliche Wirksamkeit im Staatsdienste in unzähligen Fällen nur die obrigkeitlichen Aufträge vorliegen, dieser Theil der Erzählung also am meisten fernerer Aufhellung bedürftig sey. Die Schriften Manuels sind je nach der muthmafslichen ältesten Ausgabe genau abgedruckt, mit Beimerkung wichtigerer Varianten. Hinsichtlich der künstlerischen Seite macht der Vf. gerechten Anspruch darauf, einen der gröfsten deutschen Meister des Jahrhunderts zu verdienter Anerkennung gebracht zu haben.

Das Werk selbst beginnt mit einer Einleitung, die sich vor allen Dingen mit der Vielseitigkeit jener ausgezeichneten Männer, in deren Zahl Manuel durch die historischen Revelationen des Verfs. hinfort einzureihen ist, und mit den Ursachen dieser vielfachen Tüchtigkeit geistvoll und in gedrungener Darstellung beschäftigt (S. 1—7), und sodann uns den Schauplatz von Manuels Leben und Wirken durch den geschichtlichen Rahmen der Vor- und Mitzeit näher vor die Augen rückt. Der Zustand der weniger alten, als schnell wohlbegüterten und volkreichen Stadt Bern, um die Wende des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, und die eigenthümliche Gestalt, welche hier das Princip der Freiheit erhalten, wird geschildert. „Eine in einfacheren Zeiten und bei guten Sitten wohlthuende aristokratische Verfassung hatte sich gebildet, und anfänglich demokratische Elemente theils abgestreift, theils in sich verschmolzen, und stand den Bräuchen und Ordnungen der Volksfreiheit und des Gesammtwillens in den Urkantonen in eigenthümlichem Gepräge gegenüber.“ Dann wird gezeigt, wie neben diesen eigenthümlichen Verhältnissen das gemeinsame Interesse der Eidgenos-

Digitized by Google

senschaft ihre politische Selbstständigkeit und jedem einzelnen Stande seine Wohlfahrt hätte sichern sollen; wie aber aus der Siegesfreude bei Murten der Übermuth und die trotzige Kampflust bei den Schweizern erwachte und fremden Anerbietungen nur zu willig mit der Unabhängigkeit die Ehre zum Opfer brachte. (Schilderung des sog. Reislaufens. S. 9 ff.) Bern, obgleich mit dem Könige von Frankreich innig verbunden, sträubte sich gegen diesen Unfug, und behielt die gemeinsamen Angelegenheiten, neben dem eigenen Vortheile, mehr im Auge. „In diese bereits verworrenen Zustände trat nun die Kirchenverbesserung ein, und hatte den Sauerteig einer veredelnden Durchbildung der bürgerlichen wie der geistlichen Verhältnisse zum Inhalte, aber im Gegentheil eine noch entschiedenere und bleibende Zerstreuung der Eidgenossenschaft zur Folge.“ Zwischen dem reformatorischen Eifer Zürichs und der katholischen Reaktion versuchte Bern zuerst die Rolle einer besonnenen Vermittlung, trat dann auf die Seite der Glaubensänderung herüber, trachtete aber dieselbe mehr durch ruhiges An- und treues Zusammenhalten der protestantischen Eidgenossen unter sich und mit ihren Glaubensgenossen in Deutschland, als durch Sturm und Kriegslärm zu befestigen und sicher zu stellen. Auf diesem Schauplatze und in diesem Sinne sehen wir auch den Helden des gegenwärtigen Buches handeln. (S. 7—11.)

Hierauf folgt eine detaillirte Darstellung desjenigen, was der Reformation zu Bern zunächst voranging, insbesondere des durch Manuel selbst geschilderten ärgerlichen Jezer'schen Handels, d. h. der Geschichte der vier schweizerischen Ketzermönche, welche neuerlich dem grofsen Publicum sogar aus einer mit Recht gerühmten Novellensammlung bekannt geworden, in welche sie jedoch unsers Dafürhaltens nicht mit Recht eingereiht worden ist. (S. 11—25.) „Diese und ähnliche Geschichten, welche nur einzelne lautschreiende Zeugen von dem Zustande des Glaubens und der Geistlichkeit jener Zeit sind, fallen mit dem Eintritte Manuels ins männliche Alter und in die öffentliche Wirksamkeit zusammen, und sind vorzugsweise die Gegenstände und Veranlassungen seines Thuns und Dichtens geworden.“ Die Art, wie Manuel wirkte, wird sodann weiter aus den Sitten seiner Zeit und dem Eindrucke dieser Vorfälle und Verhältnisse, den er bereits unter seinen Zeitgenossen vorfand, erklärt. Es wird gezeigt, wie

das ehrerbietige Vertrauen des Volks auf die Vorsteher und Lehren der Kirche Stofs um Stofs erlitt, den gröfsten durch die italienischen Feldzüge, wo der Schweizer über die Priester fluchen, der heiligen Dinge spotten und das ungeistliche Leben des h. Vaters in der Nähe kennen lernte, und verschlimmerte Sitten mit nach Hause brachte. Die Werbungen für gegentheilige Heere brachten Hafs und Neid unter die Familien und zwischen Städter und Bauern; am Ende gar Aufruhr; und den Ausbrüchen ungezügelten Volksunwillens über den Verfall der Kirche und der Sitten arbeitete die erstere durch die heitern aus dem Norden stammenden Festgebräuche, besonders die Lustbarkeiten der Fastnacht, selbst in die Hände, indem sie das Geistliche mit Scherz vermischte. „Nun fehlte nur noch, dafs der Spott sich dem geistlichen Zaume entzog, der ihn bisher geleitet, dafs er nicht mehr gutmüthig in Gesellschaft mitlachte, sondern zürnend sich in einen Gegesatz stellte.“ Die erste offene Rüge dieser Art trat zu Bern in der Fastnachtsposse auf, und das „Fastnachtspyl, so zu Bern uff der Hern Fastnacht um dem MDCCII iare, von Bürgerfssöhnen offentlich gemacht ist, darinn die Warheit in schimpffs wyfs vom pabst vnd siner Priesterschafft gemeldet würt,“ u. s. w. so wie ein 2tes Spiel ähnlicher Art sind ihrem wesentlichsten Theile nach unzweifelhaft Werke unseres Manuel. (S. 26—34. vergl. S. 204—211: und den Text: 339—399.)

Mit dieser bedeutenden Veränderung in den Verhältnissen hing wesentlich der Übergang des Gesangs vom Adel zum Bürgerstande und in den Mund des Volks zusammen. (Treffliche Ausführung.) Anstatt des Epischen und Lyrischen warf sich hier die spätere Dichtung vorzugsweise auf das Didaktische, und entfaltete sich bald ermahnend, bald rügend; manche Schriften dieser Art traten unmittelbar und absichtlich in den Dienst der Kirchenverbesserung. „Die satyrische Tendenz bewegt sich jedoch bei einem regen und kräftig gelaunten Geiste nur mühsam und ungern in dem schleppenden Gewande einer fortlaufenden Unterweisung oder Schilderung. Sie wählt lieber die Form der belebten Gegenwart, den Dialog, und entfaltet sich zum Drama. Zu den ausgezeichnetsten polemischen Schriften dieser Art gehört unstreitig Manuels Dialog von der Krankheit und dem Tod der römischen Messe. (S. 34—39. vergl. S. 221 ff. und

den Text: 423—435.) Charakteristik der dramat. Kunst jener Zeit, als einer rein volksthümlichen und patriotischen. (S. 39—42.) Ein merkwürdiges Mittelglied zwischen der didaktischen und der dramatischen Form jener Zeit ist das eigentliche Volkslied. Die Leidenschaft des Volkswitzes beherrschte selbst die Schlachten, und ergriff bald auch das Feld der innern Zwiespalt und Parteiung. „Die Gegensätze des Adels und des Landvolks waren auf Fastnachten und bei andern Veranlassungen so offenbar und wild hervorgetreten, dafs Aufruhr und Hinrichtungen beenden mufsten, was vielleicht mit einem Spottreim begonnen hatte. Gegen die Pensionäre des Auslands dichtete Zwingli selbst ein Lied. Aber nicht weniger laut hatte sich die einmal erweckte Spott- und Reimlust auf die kirchlichen Mifsbräuche und Zwistigkeiten geworfen. (S. 42—48.) Gerechte Würdigung der Unvollkommenheit dieser Zeitposie gegen die Erzeugnisse früherer Perioden. Aber ihr „Lebenshauch ist die Tüchtigkeit einer auch unter den schlimmsten Einflüssen unverwüstlichen Kraft in dem Volke, aus dessen Schoos die Reformation sich hervorgedrängt und die neue Zeit sich herausgebildet hat. Diese Kraft rührt sich auch im Kreise einer niedrigeren Lebensansicht und finsterer Begierden auf eine gesunde Art, so dafs der einzelne mit einer gewissen Unschuld und Harmlosigkeit der Überzeugung in das wüste Treiben der Zeit sich hineinwirft, und das zuchtlose Wort, dessen er sich bedient, der rohe Fluch, den er ausstöfst, der für manche Ohren ärgerliche Witz, womit er den Pfeil seiner Laune schärft, nicht den Mafsstab zur Beurtheilung seiner Sittlichkeit und des Geistes der Zeit abgeben darf, sondern vielmehr jene einzelnen vielen Auswüchse aus dem edleren Kern der jugendlich gährenden Gesinnung verstanden werden müssen. Dies gilt von Luther wie von Geiler von Kaisersberg, von Nicolaus Manuel wie von Seb. Brant und Hans Sachs.“ Ihren poetischen Geist und Gehalt hat diese Poesie darin, „dafs sie mit solcher Hingebung und Treue, mit solchem Ernst und solcher Frische, mit solcher Wahrheit und solcher Laune praktisch ist, und das Streben der Zeit mit ihrem tausendstimmigen Accorde, unvollkommen zwar, aber doch erhebend, weil bald aus innerem Drang und unwillkührlichem Bedürfnifs, bald aus edler Absicht und weiser Berechnung, verherrlicht.“ (S. 49—51.)

Von der Entwicklung der Dichtkunst in dieser Periode geht Herr Gr. zu der langsameren der bildendenden Künste über (S. 51—56.), und zeigt, wie dieselben in der Schweiz erst nach den burgundischen Kriegen, also tief in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts eingeführt worden. Um das Ende dieses Jahrhunderts aber trugen Maler, Bildschnitzer, Goldschmiede u. dgl. zur Verschönerung des Lebens in der Eidgenossenschaft durch unzählige Werke bei. Der Mittelpunkt süddeutscher Bildnerei war Nürnberg. Veit Stofs. Albr. Dürer. Adam Kraft. Peter Vischer und seine Söhne, und schon früher Wohlgemuth der Bildschnitzer und seine Schule, welche die Nürnberger Malweise in magern Formen auch auf die Schnitzbilder übertrug; edler, körperhafter, der flandrischen Kunst näher schnitzten Friedr. Heerlen zu Rottenburg an der Tauber, die beiden Syrlin und Daniel Mauch in Ulm. In statuarischerem Charakter erhielt sich die Bildnerei der Steinmetzen zu Strafsburg, Freiburg, Ulm, Hall, Stuttgart, Efslingen u. a. schwäbischen Städten. In Bern erscheint Erhard Küng, ein niederländischer Westphale, als der bedeutendste Bildhauer, dann für die kleinern Ornamente zwei Tischmacher Jakob Rüf und Heini Seewag; als Goldschmied Bernhard Tillmann, berühmter als Reformator.

Die Malerkunst hatte im obern Deutschland hauptsächlich zwei Sitze: zu Nürnberg wirkte Michael Wohlgemuth, zu Colmar Martin Schön oder Schöngawer nebst Schülern. „Während in der Nürnberger Schule neben dem edleren Streben des Meisters nach Anmuth und Würde vorzugsweise noch ein derbes, phantastisches Nachbilden der Natur in magern und häfslichen Formen als handwerksmäfsige Manier fortdauerte, hatte der elsassische Meister bereits zu einer höheren Stufe schöner Bildung der menschlichen Gesichtszüge sich erhoben, und war, auch gegenüber von der Harmonie der Farbenpracht der flandrischen, wie der grofsartigen Strenge der alten Kölner Schule, vielmehr bedacht, in der Anmuth des Ausdrucks, in Darstellung der sanftesten und mildesten Gefühle der Andacht, Hingebung und Gemüthsruhe dasjenige Ideale, was ihm die Frömmigkeit seiner vaterländischen Umgebung zu bieten vermochte, dem Angesicht aufzudrücken.“ Albrecht Dürern dagegen, dessen Auftreten mit dem Hingange Martin Schön's zusammenfällt, war

die Wahrheit näher als die Anmuth, der Ausdruck des Lebens in seiner Mannigfaltigkeit, Kraft und Strenge wesentlicher als in der Lieblichkeit frommer Stimmungen und heiliger Bezüge. Die Schule zu Strafsburg war der Colmarer, die zu Nördlingen und Augsburg der Nürnberger verwandter. Zu Freiburg verband Hans Baldung Grien aus Gemünd in Schwaben mit einem kälteren Tone die lichte Färbung der Colmarer Schule und übertrifft an Richtigkeit der Zeichnung und Fülle der Formen viele seiner Zeitgenossen. Hans Holbein der Vater malte zu Augsburg noch handwerksmäfsig, doch mit einem Anfluge von freierem Wesen und edlerem Styl, und bildet so den ersten Übergang zu dem Milden der elsassischen Schule und zu der unmittelbaren Naturwahrheit, welche der Vorzug der Malweise seines grofsen Sohnes, Hans Holbein des Jüngern, ist. Diese Milde des Ausdrucks, diese Weichheit der Carnation, und vollendete Technik der Färbung, kommt aber hauptsächlich den Ulmer Malern zu, deren Reigen Bartolomäus Zeitbloom führt, und unter welchen auch Martin Schaffner hervorragt. (S. 56—67.)

In die Schweiz nun kamen vorerst die Bilder und Künstler von aussen. Übersieht man das wenige, was aus dem Bildersturm gerettet ist, zu Basel, Zürich, Bern, Constanz, so ist nach dem Verf. ohne Mühe der doppelte Einfluss der Wohlgemuth-Dürer'schen Schule aus Franken, und der in Elsafs und Schwaben ausgebildeten Darstellungsart nachzuweisen. Für Basel, das wie die wissenschaftliche, so die künstlerische Bildung vor der übrigen Schweiz hatte, war der Einfluss des benachbarten Elsasses entscheidend. Um den Vater Hans Holbein aus Augsburg bildete sich in Basel eine neue Schule; sein Bruder Siegmund und seine Söhne Ambrosius und Hans standen ihm zunächst an der Seite. Um diese Zeit und später lebten dort Hans Bock von Basel, Hans Asper von Zürich, Hans Baldung Grien von Gmünd, Tobias Stimmer von Schaffhausen u. a., wahrscheinlich auch Manuel.

In Zürich werden Hans Leu und Hans Asper genannt, in Freyburg Hans Friefs, in Bern Paul Löwensprung († 1499), Fr. Walther, wahrscheinlich lebte und starb dort auch Siegmund Holbein († um 1540). Manuel aber traf diese wenigen, namhaften Vorgänger in seiner Va-

terstadt, eine aufblühende Schule in dem nahen Basel, eine angesehene und weithin wirksame in dem nahen Elsafs. (S. 67—71.)

Der Verf. verbreitet sich sodann über die Todtentänze, den eigenthümlichen Gegenstand der Kunstdarstellung des Mittelalters, die er schon im Kunstblatt 1830 besprochen hat; ferner über satyrische Darstellung des Politischen und Kirchlichen durch Gemälde, und über die Vorfechter des neuen Glaubens unter den Künstlern, und hier steht unser Manuel in der vordersten Reihe. (S. 71—77.)

Damit schliefst die Einleitung, und nun folgt unmittelbar Manuels Leben. Die Untersuchungen des Herrn Verfs. erheben es zur Gewifsheit, dafs Niclaus Manuel aus dem Geschlechte Alleman, de Alamanis, Alemannis stammt, welches wahrscheinlich von väterlicher Seite im 14. oder 15. Jahrhundert aus Italien in die Schweiz und nach Bern eingewandert ist. Er selbst führt ausserhalb seines öffentlichen Berufes, namentlich bei seinen künstlerischen Arbeiten, gerne den Namen Deutsch. Er war aber ein wilder Schöfsling dieses Geschlechts und sein Vater nicht ein Johannes, schwerlich ein Jakob, sondern muthmafslich der Bernische Einsasse Emanuel de Alemanis, der selbst urkundlich einmal kurzhin als Manuel bezeichnet wird, und dessen Vorname sich bei dem unehelichen Sohne in den Familiennamen Manuel verwandelte. Auch von mütterlicher Seite hat Manuel keinen ehelichen Ursprung. Seine Mutter Margareta Frickart war eine natürliche Tochter des alten Sünders Dr. Thürnig Frickart, vieljährigen Stadtschreibers von Bern, eines Stockkatholiken, der endlich ums 90ste Lebensjahr sich mit seiner Magd verehelichte, mit der er vor und nach der Ehe noch Kinder gezeugt. Dieser bedachte in seinem Testamente den Enkel höchst stiefväterlich, und es ist sehr ungewifs, ob Manuel nur in seinem Hause erzogen worden. Seine Mutter hat sich, ohne Zweifel nach Manuels Geburt, mit einem gewissen Hans Vogt verheirathet. Manuel ist nach der allgemeinen Angabe im J. 1484 geboren. Über seine Jugendbildung giebt uns der Verf. nicht Gewisses, nur soviel ist aus seinen Werken sichtbar, dafs ihm classische Bildung und Gelehrsamkeit fremd gebiieben sind. Selbst über seiner Bildung zum Maler schwebt ein Dunkel. Herr Gr. vermuthet, dafs Paul Löwensprung sein Lehrer gewesen, dafs er dann nach

Basel in des alten Holbein Schule gewandert, aber, auch hier nicht befriedigt, sich zu dem grofsen Meister der oberdeutschen Malerkunst, Martin Schön, nach Colmar begeben, wo eine Spur von ihm zu finden ist (S. 86), auf welche Aufenthalte auch die Beschaffenheit seiner Kunst hindeutet. Eine bestimmtere Kunde ist über Manuels Beziehung zur Venezianischen Schule vorhanden. Ridolphi in seinen Lebensbeschreibungen Venet. Maler (um 1648) erzählt von drei Nordländern, die man unter Titians Schüler zu rechnen habe, und die ihre wenig gute Manier mit den Vorzügen dieser Schule vertauscht haben. Es sind dies Lambert, Christoph Schwarz und — Emmanuello Tedeschi. „Di Emmanuello eravi una sola reliquia in Venetia, in un capitello sopra il ponte di Santa Maria mater Domini, della figura di Nostra Donna con due Augeli dalle parti etc. Ein Bild, das aber durch den Pinsel eines schlechten Übermalers entstellt worden sey. Der Herr Verf. mittelt für diesen Aufenthalt Manuels in Venedig das Jahr 1511 aus. (S. 78—88.)

Vor der Einführung der Reformation in Bern lebte Manuel, zum Mann herangewachsen, bald in Bern, bald in Basel und anderwärts mit Kunstwerken beschäftigt, und malte nicht allein auf Holz, Leinwand und Mauer, zeichnete für Glasgemälde die Cartons, sondern schnitt auch in Holz und suchte sein Fortkommen auf jedem Wege durch die Kunst zu finden. Im Nov. 1509 vermählte er sich mit Katharina, Tochter von Hans Frisching, Mitglied des grofsen Raths und gew. Landvogt zu Erlach, eine Ehe, die erst nach sieben Jahren, dann aber mehrfach mit Kindern gesegnet wurde. Die wachsende Familie zu nähren reichte bald die Kunst nicht mehr, und Manuel, obgleich seit 1512 Mitglied des grofsen Rathes, griff 1522 zum Kriegsdienste, und zog mit den 16,000 Schweizern als Schreiber dem französischen Könige Franz I. zu, um ihm Mailand wieder erobern zu helfen. Er theilte alle Mühsale dieses Feldzugs, half Novara, wo er einen Stich in die Hand bekam, stürmen und plündern, theilte das Strafgericht für die Unthaten der Schweizer, die Niederlage bei Bicocca (27. April 1522) und den trostlosen Rückzug. Hierauf bezieht sich ein Volkslied von ihm, das die Schweizerehre vertheidigt (Text S. 400—4 7). Von Italien aus hatte er vergebens um die Grofsweibelstelle angesucht. Im

J. 1523 aber wurde er auf die Landvogtei Erlach am Bielersee ernannt. (S. 88—99.)

Der umfangreiche Todtentanz unsres Künstlers fällt mit seiner Verfertigung wahrscheinlich zwischen die Jahre 1509 und 1522. Neben dem Berufe des Malers machte sich Manuel früh durch Dichtungen in Volksreimen bekannt. Das erste Werk dieser Art ist ein Lied auf die unbefleckte Empfängniſs der Jungfrau Maria, aus Anlaſs des Jezerischen Betrugs 1509 gedichtet mit beigefügter Erzählung dieser Geschichte. (vgl. den Text. S. 298—323.) Dann folgen 1522 die beiden Fastnachtspiele, von welchen oben schon Erwahnung geschehen ist (Text. S. 339—392. 393—399). Das Bohnenlied hingegen, welches man bisher gewöhnlich ihm zugeschrieben hat und das sprichwörtlich in der Schweiz und Süddeutschland noch im Munde des Volks erwähnt wird, gehört wahrscheinlich einem früheren Zeitalter an. (S. 91—84.)

Während Manuel in Erlach wohnte, war die anfänglich begünstigte Sache der Reformation in Bern wieder nach und nach zurückgedrängt worden. Nach manchen Kämpfen kam im J. 1526 das Religionsgespräch zu Baden im Aargau zu Stande. Bern war zur Theilnahme aufgefordert worden; die gute Absicht miſslang aber, und Manuel, einer der Gesandten, entschädigte sich und die Sache durch ein kräftiges Spottlied (vergl. S. 216 und den Text S. 408—415). Im J. 1527 drang die Tapferkeit der Freunde des Evangeliums durch, und es ward ein Religionsgespräch in der Stadt Bern angestellt. Dadurch eröffnete sich zugleich für Manuel die glänzende Laufbahn, welche kurz, aber reich an Erfahrung, Verdienst und Ehre bis an seinen Tod sich erstreckt. Mit diesem Gespräch war daselbst der Sieg des neuen Glaubens entschieden. Die Reform wurde beschlossen, das Abendmahl im Münster nach evangelischer Ordnung gefeiert, das Regiment des Staates an Ostern 1528 zweckmäſsiger besetzt. Manuel wird von seiner Vogtei in den kleinen Rath berufen, er wird Senator seines Cantons. Die unselige Bilderstürmerei, die eine Folge dieser Begebenheiten war, gaben unserm Dichter und Künstler Veranlassung zu seiner „Klage der Bilder", einer didaktischen Elegie, worin er dieselben die Schuld des Götzendienstes von sich selbst auf die ungläubigen und ungeordneten Menschen abweisen läſst. (Vergl. S. 226 ff. und den Text 436—450.)

Von nun an folgten sich eine Menge von Aufträgen und Sendungen Manuels während der zwei Jahre seit seiner Aufnahme in den kleinen Rath, bei welchen man ebensosehr das Talent als die Gewandtheit des Staatsmannes bewundern muſs, und bei welchen das Vornehmste immer blieb, für die Ausbreitung und Befestigung des neuen Glaubens im eigenen Gebiete die zweckmäſsigsten und beruhigendsten Maſsregeln zu ergreifen, das Nächste aber die Beförderung und Anregung reformatorischer Bewegungen in andern Landschaften, und das Dritte endlich die Verbündung mit evangelischen Gemeinden ausserhalb der Schweiz war (S. 99—108). In dieser dreifachen Richtung stellt uns der Verf. Manuels öffentliche Wirksamkeit dar (S. 108—155. 250—260), eine Darstellung, welcher ins Detail zu folgen die Schranken einer Anzeige verbieten. Das Interessanteste an diesem Abschnitt ist übrigens die Schilderung der Vorfälle im Berneroberland, wo die Bauern aufrührerisch wurden, als sie einsahen, daſs die evangelische Freiheit mit keiner στασιάχθεια endige; dann die Schilderung der Fehde mit dem geistvollen aber unfläthigen papistischen Scribenten Thomas Murner. — Manuel, der am 1. April 1529 auch noch die Würde eines Venners erhalten hatte, starb frühzeitig aufgerieben, nachdem er die Eintracht im Schoofse der Eidgenossenschaft selbst als Berns Gesandter in Zürich, Österreich gegenüber, hatte wiederherstellen helfen, am 30. April 1530 im 46sten Lebensjahre.

Der Abschnitt Kunst (S. 156 ff.) weist Manuel einen hohen Rang unter den Künstlern seiner Zeit an, und giebt die Resultate der sorgfältigsten Forschung. Er verbreitet sich zuerst über das Einzelne, und namentlich über das berühmteste der Manuel'schen Werke, seinen Todtentanz, der sich an der Bischofsmauer des Dominicanerklosters befand, und im Ganzen 46 Darstellungen enthält. Was ihn, nach dem Urtheile des Herrn Vfs., auszeichnet, ist, „neben der darin ausgesprochenen Satyre auf den kirchlichen Zustand des Jahrhunderts, und ausser der daran hervortretenden Physiognomik, die wirklich geniale Auffassung und Behandlung im Ganzen und in einzelnen Partieen. Daſs der Tod auf diesen Bildern hier den Abt ums feiste Kinn streichelt, dort den Einsiedler am Barte zerrt, weiterhin den widerstrebenden Mönch am Fuſse packt, um ihn fortzubringen, noch mehr die darüber stehenden Verse, legen schon den Anfang der refor-

Digitized by

matorischen Wirksamkeit des Meisters dar.“ Dazu kommt, dafs dieser Todtentanz Bildnisse der Zeitgenossen enthält. Das Wichtigste jedoch ist die geniale Laune, die seine ganze Bilderreihe beherrscht. Dabei liegen der eigenthümlichen Auffassung noch tiefere Gedanken zum Grunde. Der Tod bleibt bei Manuel die Hauptfigur, während er bei dem späteren Holbein gegen die übrigen Gruppen mehr in den Hintergrund tritt. Er mufs durch seine gestreckte Gestalt, und selbst da, wo er gekrümmt erscheint, in dem Gedanken des Beschauers, der ihn in die Länge zieht, seine Opfer überragen.... Hiezu kommt dann die tiefbedachte Charakteristik, wenn der Einzige, der sich zum wirklichen Tanze mit dem verwünschten Knochenmann gern entschliefst, der leichtfertige Handwerksbursche; der Einzige, der sich zum Widerstand gegen den Unwiderstehlichen rüstet und mit ihm ringt, der Narr mit der Schellenkappe ist; wogegen der tapfere Kriegsheld ruhig und gefafst den Besuch des letzten Feindes und gewissen Siegers erwartet, der aber doch, aus Scheu vor der mannhaften Gestalt und ritterlichen Haltung, erst von Hinten sich nähert und den Speer des Ritters mit beiden Knochenhänden fafst, um ihn über dem Panzerhemde des Gegners zu zerbrechen, bevor er ihn von vorn anzugreifen wagt. Nicht weniger sinnvoll und gemüthlich ist die Darstellung des Kindes, zu welchem sich der Tod freundlich herniederbückt und ihm auf der kleinen Pfeife lustige Weisen vorspielt, so dafs es gerne folgt, und auch seine zärtlich besorgte Mutter nachzieht.“ Endlich unterbricht auch den Maler selbst der Tod bei der Arbeit (Titelvignette) mit den Worten:

O Manuel, aller wellt figur
Hastu gemalt an diese mur.
Nun mufst sterben, da hilft kein fundt,
Bist nit sicher minut noch stund.

Der genialen Auffassung des Gegenstandes kommt die treffliche technische Ausführung gleich, voll Wahrheit und Anmuth. Das Unschöne, Verzerrte, Abschreckende des Gerippes, wie das Harte, Steife und Unlebendige in Gestalten und Bewegungen ist, Ersteres auf die sinnliche Weise überall, Letzteres beinahe vollständig vermieden, dabei ist die Zeichnung der einzelnen Scenen (auf den vorhandenen Copien) überaus wahr und bestimmt. Einen besondern Vorzug

Digitized by Google

besitzt dieser Todtentanz in seinem landschaftlichen Hintergrunde. „Die Natur spricht aus diesen Fernen so nahe und zauberhaft an das Gemüth, dafs man in der That nicht weifs, ob sie das Bild einer unvergänglichen Kraft seyn, oder in derselben Richtung den Gedanken aussprechen soll, dafs auch die Herrlichkeit der Schöpfung dem Untergange bestimmt sey." (S. 156—163.) Hierauf die Historie dieses Bildes und seiner Copien, durch die es uns gerettet ist (S. 163—173), und eine nicht minder geistreiche Beschreibung der übrigen Gemälde und Skizzen Manuels (S. 173—189), und endlich schliefst der Abschnitt mit allgemeinen Bemerkungen über dieses Malers Kunst, worin Herr Gr. zeigt, dafs und inwiefern Manuel in naher Berührung mit der oberdeutschen Schule, namentlich Ulm und Colmar, als Zeichner aber selbst über dieser Schule steht und von Giambellin, Giorgione und Tizian gelernt hat. Er steht als ein Schüler der Deutschen und der Wälschen auf der Grenzscheide beider Kunstwelten. (S. 189—194.)

Auf Manuels „Schriften" (S. 194—249) und deren vollständig gesammelten Text (S. 594—465) ist in dieser Anzeige gelegentlich hingewiesen worden. Hier nur noch etwas aus der Charakteristik seiner Schriften (S. 234—245): Trotz aller Mängel der poetischen Form „war Manuel der noch ungebildeten Volkssprache seiner Umgebung und Heimath in einem ausnehmenden Grade mächtig und bewegte sich in den derben Lauten und rauhen Formen mit sorgloser Leichtigkeit. Frisch und kräftig spricht die ganze Darstellung zu dem Sinne und Gemüthe des unverbildeten Lesers.... Wie die Sprache im Allgemeinen, so ist auch der einzelne Ausdruck, das jedesmalige Bild, die Erzählung, das Urtheil, die Religion von einer schlichten Art, ebenso lebendig als einfach, ebenso kräftig als rauh. Es weht frische Alpenluft, unmittelbarste Kraft und Würze der Natur uns daraus an, und die Männlichkeit, Ehrenhaftigkeit und Treue, die man auch noch damals, wiewohl nicht mehr ungetheilt, von den Zeitgenossen rühmte, bewährt sich wenigstens als Erbtheil besserer Väter in dem schlichten, festen Bau und biedern vollen Klang der Sprache und Darstellungsweise." (S. 236 ff.)

Ausserdem entlehnen wir aus dem Abschnitte „Persönlicher Charakter" noch Manuels Portrait: „So wie Manuel sich selbst im Todtentanze gezeichnet, besafs er eine hohe,

Digitized by

schlanke Gestalt, gestreckte Beine und einen besonders durch die freie Stirn und gebogene Nase imponirenden Kopf. Die einzelnen Theile des Angesichtes, wie zwei früher geschilderte Bildnisse (S. 177 u. 182; es sind sein erstes und letztes Ölgemälde), eines aus der jüngeren, das andere aus der späteren Zeit seines Lebens, erweisen, sind zart geformt, der Mund fein geschnitten, die Wange schmal, mit früher leicht, später stark hervortretenden Backenknochen, die auszeichnende Nase von dünnem Bug und Seiten, eine hohe, runde Stirn von edlem Maafs, braune, glatte Haare, zierlicher Bart und Augenbraunen, die Augen selbst nicht grofs, aber lichtblau. — Der Eindruck des Ganzen giebt die Befriedigung eines wohlgestalteten, aber anspruchslosen inneren Lebens, mehr Ernst als Laune, mehr Milde als Strenge, und über das Alles ein schönes Mafs, eine edle Anmuth." Dann wird ausführlicher sein geistiges Bild entworfen. Die Geschichte seines Lebens und die Richtung seiner öffentlichen Laufbahn bürgt für den lauteren Sinn und ernsten Charakter, ohne welchen es unmöglich gewesen wäre, das Vertrauen seiner Mitbürger zu gewinnen, besonders unmöglich aber dem mit einem Talente ausgerüsteten Manne, welches, wenn es nicht vom Charakter beherrscht wird, durch Witzliebe und Spottsucht den Charakter verschiebt, die Wirksamkeit unsicher macht, und die Umgebungen, wo nicht eben zurückstöfst, doch zu keiner zuversichtlichen Hingebung kommen läfst." (Vortrefflich.) Manuel trug die Laune in seiner Brust und gewährte ihr im Leben nur so viel Einflufs und Umfang, als der strengere Sinn, wovon er beseelt war, ihn zuliefs oder forderte, und erhielt sonach Scherz und Ernst in ungestörtem Verhältnisse zu einander. Er sprach den Unwillen aller Besseren im Volke über den Widerstand, den der Fortschritt des christlichen Glaubens gefunden hatte, über die Grundsätze und Sitten derer, die ihn aufhalten wollten, über Mifsbräuche und Thorheiten des Volks, in lustigen Reimen oder leichten Federzeichnungen aus — aber sein öffentliches Leben war durch Ernst und Würde bezeichnet. So derb seine Witze sind, so verweilt er doch nirgends mit Behagen beim Unsittlichen; er zeichnet es nur in seiner Natürlichkeit, um es der Verachtung preiszugeben. „Hat es je eine furchtbarere Darstellung des Fluchs der Wollust gegeben, als welche in

den Scenen erscheint, worin der Tod auf verschiedene Weise das dem Dienst der Sünde ergebene Mädchen ergreift?“ (S. 261—269.)

Nur von zwei Flecken will und kann unser Verf. den Helden nicht ganz reinigen: von seiner Entschuldigung des Reislaufens, das er auch praktisch und mit Beute machen d. h. mit Plünderung in Italien geübt, so wie von seiner Nachsicht gegen Plünderer, die selbst von oben herab an ihm gerügt werden mufste; und zweitens, dafs man ihm nachsagen mufs, er habe durch ein grofses vor aller Welt ausgestelltes Wandgemälde die Schwächen und Laster seines mütterlichen Grofsvaters öffentlich aufgedeckt. Die Entschuldigungsgründe mag der Leser des Buches selbst suchen (S. 269—273), dessen Anzeige wir mit dem Wunsche beschliefsen, dafs aus ihr das Verdienst des Verfs. einigermafsen möge abgenommen werden können. Der Styl der Schrift ist edel, gehalten, vielleicht zuweilen nur allzu gewählt, ein Fehler, in welchen uns der Vorwurf, dafs wir Süddeutschen der Form in der Prose nicht mächtig seyen, leicht hineintreiben kann.

G. Schwab.

Handbuch der Arzneiverordnungslehre von Dr. Philipp Phoebus, Privatdocent und praktischer Arzt in Berlin. Als 2te gänzlich umgearbeitete Ausgabe der 1831 erschienenen „Receptirkunst“ des Vfs. Berlin, bei Aug. Hirschwald. 1r Theil, Allgemeine Arzneiverordnungsl. 1835. 408 S. 2r Theil, Specielle Arzneiverordnungslehre. 1836. 608 S.

Es scheint, es mache sich gegenwärtig so ziemlich überall das Bedürfnifs fühlbar, dafs der Arzt auch von dem eigentlich Pharmaceutischen mehr wisse, als bisher die Ärzte gewöhnlich darüber wufsten. In Süddeutschland — vielleicht in Norddeutschland auch — schickt man gegenwärtig manche junge Leute vorher eine Zeitlang in eine Apotheke, ehe man sie das Studium der Medicin beginnen läfst. In Norddeutschland giebt Dr. Phoebus unter dem Titel „Arzneiverordnungslehre“ ein Buch heraus, das eigentlich mehr enthält, als der Titel verspricht, nämlich ausser allem, was zum Verordnen von Arzneimitteln im weiten Sinn des Wortes gehört, auch die Art, wie diese Verordnungen, und die Regeln, nach denen sie in den Apotheken ausgeführt werden. Er giebt

Digitized by Google

auf diese Weise neben der ärztlichen Receptirkunst auch die pharmaceutische, also neben der Arzneiverordnungslehre fast auch eine Arzneibereitungslehre. Er giebt jedoch zugleich auch, um den Begriff Verordnungslehre vollständig zu machen, alles, was überhaupt zur zweckmäfsigen Anwendungsweise von Arzneimitteln aller Art zu wissen gut ist. Dafs dies ein zeitgemäfses und passendes Unternehmen sey, wird man wohl nicht bestreiten, denn ohne eine gewisse Kenntnifs der pharmaceutischen Behandlung selbst und des Hergangs dabei, wird man wohl nie im Stande seyn, in jedem Falle mit Leichtigkeit und Sicherheit seinen Mitteln die Form und die Zubereitung zu geben, die man an ihnen wünscht, oder zu beurtheilen, woran es fehlt, wenn sie nicht in derselben aus der Apotheke kommen; man wird auch in Verlegenheit kommen, wenn man dem Wärter oder den Angehörigen sagen soll, wie dies oder jenes Mittel im Hause gehörig zubereitet und angewandt werde. Hauptsächlich von diesem Gesichtspunkt ausgehend scheint auch der Verf. diesen pharmaceutischen Theil seinem Buche beigefügt oder eingewebt zu haben, und es geht gewifs für den Arzt ein Fortschritt in der gehörigen Benutzung seiner Hülfsmittel daraus hervor, wenn er auch mit dieser Seite von deren Behandlung bekannter wird. Es kommen täglich Verordnungen in die Apotheke, über die der Apotheker die Nase rümpft, und nach der Fassung des Rezeptes von dem ganzen Wissen des Arztes eine üble Meinung schöpft, Verordnungen, die streng auszuführen dem Apotheker bisweilen kaum möglich ist. Man ist von Seiten der Ärzte überhaupt daran gewöhnt, diese Formen und die Lehre davon als etwas so leichtes und wenig wichtiges anzusehen, dafs man gar nicht Lust hat, auch ihr etwas mehr Zeit zu widmen. Aber man bedenkt nicht dabei, dafs gerade das Verordnen das Anwenden der Mittel zum Zweck ist, und dafs, auch bei der genauesten Kenntnifs vom Zweck, aber bei mangelnder Kenntnifs der Anwendungsweise der Mittel, der Arzt gar manchmal etwas ganz anderes geben wird, als er eigentlich geben wollte, — der Arzt und Kranke schlecht bestehen werden. Er wird wohl auch in den Fall kommen, ein Mittel, von dem er vielleicht Erfolg hoffen könnte, nicht einmal anzuwenden zu wagen, weil er mit der richtigen Anwendungsmethode unbekannt ist, oder wenn er es wagt, er Schaden zu thun riskirt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Phoebus: Handbuch der Arzneiverordnungslehre.

(Beschluſs.)

Diese und ähnliche Gründe mochten den Verfasser bestimmen, seinem Buch einen weitern Umfang zu geben, als man es bisher bei ähnlichen gethan hat, und somit ein Werk sowohl von neuem Titel als auch neuer Tendenz zu liefern. Er definirt das Wort Receptirkunst, deren wir schon viele besitzen, als den Inbegriff der Regeln für die Abfassung der Recepte, zur Arzneiverordnungslehre zählt er aber ausser jenen Regeln auch noch alle die Gesichtspunkte, nach denen die Arzneiverordnungen jedesmal der Individualität des Krankheitsfalles anzupassen seyen. Dieser Aufgabe hat sich der Vf. mit dem unermüdlichen Fleifse, mit der Benützung aller vorliegenden Hülfsmittel, mit der Sorgfalt und der überall ins Einzelne gehenden Genauigkeit entledigt, die wir zum Theil schon aus seinen Cholerasectionen kennen. Er hat nicht blos gesammelt, sondern mit Kritik und mit eigenen Forschungen die Sache bearbeitet, was schon aus dem Umstand hervorgeht, dafs er, wie die Vorrede angiebt, nahe an 1000 Versuchsformeln ausfertigen liefs. Als eine der wichtigsten Seiten hat er, wie schon oben bemerkt ist, die bisher von den Ärzten so vernachlässigte pharmaceutische aufgefafst, und hierin eine so genaue Kenntnifs und so sichere Kritik entwickelt, wie man nie dazu kommen würde, sie von einem Arzte zu erwarten. Der Verf. giebt selber hierüber Aufschlufs, indem er in der Vorrede sagt, dafs zwei pharmaceutisch sachkundige Männer, Herr Dr. C. J. Henschel und Herr G. A. Lochardt, ihn hierin aufs thätigste unterstützt haben, so dafs eigentlich, wie es zu einer solchen Schrift fast nothwendig ist, der Arzt und der Apotheker sich die Hand reichten, um, was beider Fächer berührt, vereint mit möglichster Vollständigkeit zu geben. Dahin ist zugleich mit zu rechnen, was die Behandlung vieler nur im Hause anzuwendenden Mittel betrifft, die der Arzt angeben oder darüber Auskunft geben soll, obgleich er eigentlich nirgends darüber

Digitized by Google

Unterricht erhalten hat. Der angehende Arzt wird es daher dem Buche besonders danken, darin über Dinge unterrichtet zu werden, deren Nichtwissen zuerst beim Publikum auffällt, wodurch ihm also manche beschämende Verlegenheit erspart werden kann, der angestellte Arzt, dem die Beaufsichtigung der Apotheken obliegt, findet Belehrung über die Verfahrungsweisen und Manipulationen in denselben, und der praktische Arzt findet überhaupt Gelegenheit, eine Lücke auszufüllen, die er oft selber unangenehm fühlen mufs, da wir oft selbst ausgezeichnete Ärzte und selbst ausgezeichnete Schriftsteller in diesem Fache Verstöfse machen sehen, die sie nicht entschuldigen können. Doch auch die rein ärztliche Seite ist mit gleicher Sorgfalt behandelt, wovon besonders der zweite Band Zeugnifs giebt.

Der erste — allgemeine, — etwas kleinere Theil enthält das Allgemeine über schriftliches und mündliches Verordnen, über die Cautelen, über die Wahl der Mittel und die Verbindungen, über die Hülfsmittel zur Verbesserung des Geruchs, Geschmacks, Aussehens, zur Vermeidung zu hoher Preise, Vieles über die Dosen in den verschiedenen Formen und zu den verschiedenen Zwecken, über die Gewichte etc., alles umfassend und zur Übersicht des Einzelnen hie und da mit Tabellen versehen; ferner über die einzelnen pharmaceutischen Operationen, und zuletzt speciell, was über jede einzelne Arzneiform, also Pulver, Mixtur etc. zu sagen ist, — während der zweite specielle Theil speciell jeden einzelnen Arzneistoff abhandelt.

Der erste Theil enthält Manches, z. B. in Hinsicht einzelner pharmaceutischer Operationen, was für sich den Arzt vielleicht wenig interessiren wird, was jedoch zum Ganzen gehört und zum Nachschlagen im einzelnen Falle sehr willkommen seyn kann, noch mehr ohnehin dem Studirenden. Ich will nur ein Paar unbedeutende Bemerkungen hier anfügen:

S. 30 ist unter den inländischen Mitteln, durch welche man im Nothfalle manche ausländische ersetzen könne, Tinct. Moschi artificialis für Moschus orient. angeführt. In so wichtigen Fällen, wie die, wo man gewöhnlich Moschus anwendet, möchte ich mich aber lieber mit Aether, Tinct. Valer. aeth., Campher, Baldrian etc. behelfen, als mich auf die unsichere und nicht hinreichend gekannte Tinct. Moschi artif.

verlassen, von der Herr Dr. Phoebus selber sagt, man solle bei dem Gebrauch metallene Löffel vermeiden, wegen der anhängenden Salpetersäure. Auch möchte ich dem Vf. nicht beistimmen, wenn er im 2ten Theile Tinct. Val. aether. kaum wirksamer als Aether, und nur etwas braun gefärbt nennt. Dafs Äther das Öl und das Hartharz des Baldrian ausziehe und oft selbst bei Kranken zu ziemlich lebhaften Klagen über den widrigen Geruch der Tinctur Anlafs gebe, ist nicht zu leugnen. Diese Tinctur wird mit andern Zusätzen bei mangelndem Moschus, oder auch wo man diesen vermeiden möchte, manchmal mit Vortheil anzuwenden seyn. Lign. sassafras kann man wohl im Nothfall ganz entbehren, doch möchte Ref. nicht die übelriechende Rad. Bardanae an seine Stelle setzen, eher den namensverwandten Fenchelsamen. Citronsaft wird auch gegenwärtig hier und da durch käufliche Citronensäure ersetzt, der man jedoch wenigstens etwas Schleim oder sonst Einhüllendes zusetzen sollte; für Ol. olivarum wird sehr häufig das immer frischer zu habende Mohnöl gesetzt, und wohl meist ohne grofsen Schaden.

In den Lehren, die Phoebus über die Vermeidung unchemischer, sich leicht zersetzender Verbindungen giebt, schlägt er insofern gewifs den richtigsten Weg ein, als er bei jedem einzelnen Körper sehr sorgfältig die andern Stoffe angiebt, die mit jenem eine Zersetzung oder unerwünschte Verbindung hervorbringen können, zugleich aber immer hinzusetzt, ausser den schon durch die Erfahrung sanctionirten Ausnahmen. Es giebt übrigens nichts Täuschenderes, als die ärztliche Erfahrung. Doch ist er vielleicht hierin noch etwas zu ängstlich. So sagt z. B. Phoebus S. 31, man dürfe auf Silbersalpeterpillen nicht sobald Baldrianthee, auf Sublimat nicht Zuckerwasser geben. Ref. glaubt aber, dafs man keine Silbersalpeterpillen geben kann, in denen sich der Silbersalpeter nicht vorher schon so gut zersetzt habe, als es nachher durch den Baldrianthee geschieht, und dafs die kleine Quantität Sublimat, die man geben darf, schon durch die Berührung mit dem Schleim und mit den Wänden des Magens, mit dem im ganzen Körper verbreiteten Eiweifsstoff etc. zersetzt werde, ehe er nur eigentlich ins Blut kommt, wie das salpetersaure Silber eben so, und dafs man also durch ein Mittel, wie Zuckerwasser, nur etwa dem Magen die höchst eingreifende unmittelbare Wirkung des Sublimats erspart, ohne

Digitized by Google

an der Wirkung des Sublimat auf den ganzen Körper etwas zu verlieren oder zu verschlimmern. Ref. sah schon, dafs Sublimat mit Zucker gemischt als Pulver die allerwidrigste Wirkung auf den Magen hervorbrachte, während dasselbe Pulver in Oblaten verschluckt es nicht that, und die Dzondischen Pillen eben so wenig, selbst bei der gleichen Person. Zeigt sich doch die Verbindung von Blei mit Gerbstoff, die sich gegenseitig niederschlagen, so sehr wirksam, dafs man fast ängstlich seyn mufs, es bei grofsen Wundflächen lange Zeit anzuwenden, aus Furcht vor Resorbtion und allmäliger Bleivergiftung; und man sollte bei Colliquationen etc. selbst Gerbstoffeisen, z. B. als Electuarium oder Morsellen etc., versuchen, und auch als Abwechslung mit Gerbstoffblei. Weiter unten sagt übrigens der Verf. selbst viel Wahres über den berührten Gegenstand. Es kommt nachher im 2ten Theil eine ziemliche Zahl von Mitteln, bei denen die Cave's fast das ganze Bereich der Medicin umfassen, z. B. die Salzbilder, Sublimat, Silbersalpeter, Goldsalze; bei solchen wäre es vielleicht am zweckmäfsigsten, die wenigen Einhüllungs- und andern Mittel, die sie noch am besten ertragen, geradezu anzuführen. Es geben zwar die angeführten Formeln dafür einigen Ersatz, aber doch nur einen unvollständigen.

Zu S. 35. Zu den Cave's vieler Extraktivstoffe gehören auch die Eisensalze. S. 36. Bei Zucker ist angegeben: cave conc. Säuren. Da man diese aber überhaupt nicht mit Zucker in Substanz mischt, sondern nur mit Syrup, so wäre anzugeben, dafs der Mischung mit Syrup nichts entgegensteht, selbst wenn man sie ziemlich lange aufbewahrt. S. 38. Ganz zweckmäfsig ist hier die Angabe der Farbveränderungen, die durch manche Stoffe entstehen. Zu S. 49. Zur Erreichung möglichster Wohlfeilheit kann es besonders viel beitragen, wenn man statt Mixturen, die sich nie lange halten, also öfters erneuert werden müssen, da wo es angeht nur Tropfen, oder Pulver, oder Species zu Dekokten, oder selbst Pillen, und wo möglich auf längere Zeit, verordnet. Zum Versüfsen der Arzneien kann man, ausser pulv. sachari, auch den Syrup. communis für Arme verordnen, da ihn bekanntlich die Engländer zum Wohlgeschmack auf dem Brode essen.

S. 76 setzt Phoebus für das Greisenalter ziemlich kleinere Dosen fest, als für das männliche; setzt jedoch hinzu, dafs von manchen Mitteln das Greisenalter verhältnifs-

mäfsig auch mehr ertrage, z. B. von geistigen, gewürzhaften etc. Rec. glaubt jedoch, dafs es von manchen solchen vermöge einer gewissen Abstumpfung selbst absolut mehr vertrage als das männliche. Nur ist freilich in diesem Alter, wie auch im kindlichen, die Individualität mehr zu beachten. Bei vielen der übersichtlichen Tabellen, wie z. B. die über die Dosen nach den Altern, wenn sie nicht vom Verf. herrühren, wäre vielleicht zu wünschen gewesen, dafs er den Urheber oder die Quelle, aus der sie entnommen sind, angegeben, um so mehr, da dem Werk keine Literatur beigegeben ist.

S. 77 meint der Verf., die an sehr reizende Kost gewöhnten Grofsstädter werden gröfserer Dosen bedürfen, als an reizlose Kost gewöhnte Landleute. Dies mag wohl bei Gewürzen und ähnlichen Dingen eintreffen, im Ganzen aber wird eher das Gegentheil der Fall seyn, da der Magen der Landleute durch ihre rauhe und schwere Kost und ihre Lebensweise überhaupt, wie auch durch ihre gröberen spirituösen Getränke weit mehr abgestumpft, und ihre allgemeine Reizempfänglichkeit überhaupt kleiner, ihre Nerven gröber sind. Es erträgt und erfordert z. B. der Bauer ein stärkeres laxans, diaphoreticum, antiphlogisticum, narcoticum etc., als der Städter, wovon man sich leicht durch Versuche überzeugen kann. Bekanntlich ist's auch nicht einmal immer der Fall, dafs die bisherige Gewöhnung an Wein etc. dann auch in der Krankheit sehr grofse Dosen davon nothwendig mache, um Wirkung hervorzubringen, sondern dafs oft in akuten Krankheiten die Empfindlichkeit dagegen schnell in sehr hohem Grade gesteigert ist.

Als die schicklichste Intervalle zum Geben der Arzneien im Allgemeinen gibt Phoebus an: alle 2 Stunden; Ref. glaubt jedoch, dafs das Geben immer von Stunde zu Stunde im Allgemeinen häufiger ist, obgleich wenigstens für solche Kranke, die sehr ungerne nehmen, jene Methode Vorzüge zu haben scheint.

Beim Verordnen für Kinder dürfte man die üble Methode mancher Ärzte rügen, bittere Extrakte und andere übelschmeckende Dinge in Menge unter deren Arzneien zu mischen und so schon durch den Abscheu der etwaigen günstigen Wirkung des Mittels entgegen zu arbeiten. Hier empfiehlt sich das in so vielen Kinderkrankheiten passende Calomel schon durch seine Geschmacklosigkeit; doch eine kleine Quan-

Digitized by

tität eines Salzes, eines gelinden Narcoticum etc., unter einen Saft und etwas destillirtes Wasser gemischt, da aller fremde Geschmack und Geruch oft den kleinen Kindern zuwider ist, wird oft leicht genommen. Doch kann man sich hier oft auch durch Klystiere oder selbst durch die endermische Methode helfen. Übrigens bringt auch das Zuhalten der Nase, um zum Schlucken zu zwingen, bei weitem nicht die Aufregung hervor, als man glauben sollte; es hat das Gute, dafs das Kind den Geruch des Mittels gar nicht, und damit auch den Geschmack weit weniger empfindet.

Zu S. 129. Alle theuren Stoffe werden zum Ausziehen auch als pulv. grossus, und nicht blos concisi angewandt, z. B. China, Cascarilla etc.

Zu S. 173. Beim Mischen gilt in allen Apotheken die Regel, dafs man auf der Tarirwage zuerst die in den kleinsten Portionen verordneten Stoffe, z. B. Tinkturen, Äther etc., eingiefse, und allmählig die gröfsern und endlich die gröfsten zusetze. Diese Regel, darauf gestützt, dafs es besser sey, die kleinsten Portionen zu wiegen, so lange die Wage, weniger beschwert, noch feiner ist, hat einen bedeutenden Übelstand, indem nämlich jene ersten kleinsten Portionen fast immer auch Dinge der flüchtigsten Art sind, von denen sich durch das nachfolgende Eingiefsen der übrigen Stoffe eine ziemliche Portion wieder verflüchtigt, indem sie bei dem Einströmen der nachfolgenden Flüssigkeit wie mit Gewalt in die Höhe gerissen und herausgetrieben werden. Die Geruchsorgane des Eingiefsenden empfinden dies sehr stark, und es zeigt sich sogar dadurch, dafs das reine destillirte Wasser, oder andere ähnliche Flüssigkeiten in den Standgefäfsen, wenn öfters aus ihnen in jene Mixturen eingegossen worden ist, einen starken gemischten, meist etwas ätherischen Geruch und selbst Geschmack besitzen, stärker als viele der von Natur riechenden Wasser.

Die Regel, die Phoebus zum Verordnen von Pillen gibt, ist gewifs die zweckmäfsigste. Man setze nämlich die Mittel, die man auf eine gewisse Zahl von Tagen in gewisser Quantität geben will, aufs Recept zusammen, setze dazu irgend ein passendes Extrakt oder anderes Bindemittel nur mit der Bezeichnung q. s., indem man dann vorschreibt, dafs nur eine bestimmte Zahl Pillen, die man angibt, daraus verfertigt werde. Man begeht dann keinen Fehler in der Vorschrift des

Digitized by Google

Bindemittels, und kann doch genau wissen, wieviel jede Dosis Pillen von jedem einzelnen Mittel enthält. Um die Zahl der zu fertigenden Pillen passend zu bestimmen, rechnet man, wenn das Bindemittel von ungefähr Extraktkonsistenz ist, ⅔ bis gleiche Theile desselben auf die übrige Masse, und rechne dann, wenn man ungefähr 2 Gran-Pillen wünscht, auf jede Drachme der ganzen Masse 30 Pillen.

S. 249 heifst es: die Pillen werden in der Regel 1 Gran und 5—6 Gran schwer gemacht; dies wird heifsen sollen 1 bis 5 oder 6 Gran schwer, denn beide Arten werden bekanntlich nur selten vorgeschrieben, am allerhäufigsten aber 2 Gran schwere.

Zu S. 254. Zahnpillen wird es wohl klug seyn, von etwas weicherer Konsistenz machen zu lassen, als die andern, und sie in einem Glas aufzubewahren, damit sie nicht zu schnell austrocknen; oder auch sie als bloſse Pillenmasse zu geben, von der sich der Kranke dann immer so viel nimmt, als er gerade für seine Zahnhöhle bedarf.

Zu S. 281. Ein Übelstand ist es, dafs man in den Apotheken die Merkurialsalbe nicht leicht ohne ranzige Schärfe erhält, weil man sie auf lange Zeit im Vorrath bereitet, und oft selbst bei der Bereitung schon alte ranzige Salbe zusetzt. Doch soll es eine antiphlogistische Salbe seyn. Es liefse sich dem leicht abhelfen durch eine zweckmäfsige Bereitungsmethode.

S. 291. Bei Bereitung von Gallerten soll man nach dem Verf. etwaige Tinkturen erst nach dem Klären zusetzen. Die meisten Tinkturen werden aber die Gallerte wieder trüben; daher man da das Klären auch unterlassen kann.

Zu S. 317. Die bequemste Flüssigkeit zum Bereiten der Molken, wenigstens im Haus, und die auch am Geschmack kaum etwas ändert, sind ein Paar Löffel voll saurer Milch. Auch Laab mufs erst längere Zeit eingeweicht werden, ehe es gehörig dient.

S. 315. Eine dem Ref. neue Erfindung sind die in Frankreich erfundenen Gallertkapseln, Capsules gelatineuses, aus feinen Därmen zum Einnehmen übelschmeckender Flüssigkeiten etc.; sie halten 7—15 Tropfen, und werden durch ein kleines Deckelchen von derselben Substanz, das man z. B. mit ein wenig Hausenblase aufklebt, das sich aber im Magen bald wieder ablöst, verschlossen. Zu Pulvern möchten aber

Digitized by

doch die Oblaten vorzuziehen seyn, auch den Preis abgerechnet. In Berlin sind sie vorräthig zu haben.

Zu S. 391. Die eigentliche Zersetzung von Miasmen wird man sich doch wohl nicht blos von salpetersauren, salzsauren und Chlordämpfen versprechen dürfen, sondern nach neuen Angaben scheint es, dafs auch die brenzlichen Räucherungen, z. B. von Kaffee, Wachholder, stark erhitztem Essig etc., eine solche Wirkung hervorbringen.

Zu S. 393. Auch starkes Schäumen einer Arznei beim Schütteln zeigt, wenn sie es nicht auch vorher that, auf beginnende Zersetzung.

Die Unbedeutenheit solcher Bemerkungen über ein Buch, das bei zum Theil sehr kleinem Druck sehr vieles enthält, zeigt, wie sehr dasselbe jeden Gegenstand mit Vollständigkeit und Richtigkeit abhandelt. Es erfüllt seine Aufgabe oft mit einer Genauigkeit, z. B. in den Vorschriften zur Bereitung oder Zusammensetzung der einzelnen Mittel, und in der Angabe der Verhältnisse zur Erreichung der gewünschten Konsistenz für die verschiedenen Fälle, wie man sie nicht leicht selbst in einem Apothekerbuch finden wird, und wie man nur annehmen kann, dafs sie der Verf. zum Theil durch eigene Versuche gefunden habe; eine Genauigkeit, die auch für den Mediciner nothwendiger ist, als für den Apotheker, der beim Bereiten ab und zu geben kann, während sie jenem wenigstens zur sichern Berechnung der Dosen dienen mufs.

Der zweite Theil des Werks enthält in alphabetischer Ordnung nach der Nomenklatur der preufsischen Pharmak. alle Arzneimittel dieser, der Pharm. militaris bor. 1828, der Pharm. Slesv. 1831, der Ph. Hann. nova 1833, der Ph. austr. 1834, fast sämmtliche Mittel der Hufeland'schen Armen-Pharmak. und sämmtliche grofsgedruckte der Geiger'schen Pharm. universalis, so weit sie erschienen ist. Er enthält daher sämmtliche Mittel aller bedeutendern neueren deutschen Pharmakopöen, und verbindet so mit grofser Vollständigkeit in gewisser Hinsicht die gröfsere Einfachheit, zu der sich die Materia medica in neuerer Zeit doch allmählig etwas herausgearbeitet hat. Mancher alte Wust der alten Würtembergschen, der neueren Gallischen Pharm. etc. mufste zurückbleiben. Doch selbst der ältere Arzt, dem vielleicht hie und da ein Lieblingsmittel aus jener Zeit zurückgeblieben ist, kann sich beruhigen, da sich die bedeutendern solcher ältern Mittel

Digitized by Google

im Contexte und in den Magistralformeln eingewebt finden. Bei jedem einzelnen Mittel kommen die neueren und älteren Namen. Bei den bedeutendern dann die Zusammensetzung und Analyse, hierauf mit wenigen Worten das Äussere (Aussehen, Geruch, Geschmack) des Mittels, der Preis, die Auflöslichkeit, dann die Verbindungen und Berührungen, die zu vermeiden sind (Caves), dann die Dosen in den verschiedenen Formen, Verhältnissen, und zu den verschiedenen Zwecken, wobei also diese Zwecke (die wichtigern und besondern) selbst meist mit aufgeführt sind, und endlich eine Parthie Musterformeln, und Magistralformeln ausgezeichneter älterer und neuerer Ärzte. Die gröfste Sorgfalt ist auf die sog. Cave's und auf die Dosen verwandt, eine Genauigkeit und Sorgfalt, die man in den Handbüchern der Mat. med. so sehr vermifst. Dazwischen eine Menge Bemerkungen über einzelne Punkte, die man anderwärts nicht findet, über das Verhalten des Körpers in einzelnen Fällen, über manche Wirkungen der Mittel, über Vorsichtsmafsregeln, die man nicht kennt, oder an die man nicht immer denkt, Belehrungen über den verschiedenen Werth der verschiedenen Anwendungsmethoden, Kritiken über manche bekannte Vorschriften, über extravagante Dosen, in denen die Mittel schon gebraucht wurden etc. Alles dies durch engen Druck, Kürze der Bezeichnungen und Abkürzungen so zusammengedrängt, dafs man die grofse Menge des Stoffs, die sowohl den in diesem Felde nicht ganz Heimischen mit Sicherheit au fait stellt, als auch dem Unterrichtetern viel Neues und Belehrendes darbietet, in einem verhältnifsmäfsig sehr kleinen Raum beisammen findet. Das Ganze aufser der alphabetischen Ordnung durch ein sorgfältiges Register und eine Menge in den Text eingewebter Verweisungen auf die verwandten Gegenstände, zu sehr bequemem Gebrauch zugerichtet.

Die Magistralformeln, wo es nicht älter berühmte oder bekannte sind, sind gröfstentheils sehr einfach ausgewählt, was gewifs sehr lobenswerth ist, da man nur dadurch dahin kommen kann, die wahre Wirkung der einzelnen Mittel sicher kennen zu lernen, was bisher bei der Menge anderer Beimischungen durchaus nicht möglich war. Das Buch ist aber natürlich mehr für die, welche ihren eigenen Weg gehen lernen, als für die, die die Formeln Anderer abschreiben wollen.

Digitized by Google

Nun noch ein Paar Bemerkungen:

S. 12. Acetum. Zu Saturationen ist es in den Fällen, wo Beibehaltung der Kohlensäure wünschenswerth ist, sehr zweckmäfsig, wenn man das zuzusetzende Vehikel der Mixtur, falls es wenigstens kein dickes, leicht schäumendes Dekokt etc. ist, schon vor der Sättigung zusetzt. Man kann sie dann im Glase selber machen, die sich entwickelnde Kohlensäure löst sich gröfstentheils wieder in der Flüssigkeit auf, und man erhält das ganze Volum der Mixtur mit Kohlensäure gesättigt, während man sonst kaum den 6ten Theil davon gesättigt bekommt. Erst nachher setzt man die übrigen Stoffe zu. — Der Verf. tadelt das Aufsprützen des Essigs auf heifse Körper zum Räuchern, es hat aber das Gute, dafs die stärker desinficirende brenzliche Essigsäure gebildet wird.

S. 17. Acida. Es möchte die Einhüllung mit Zucker oder süfsen Säften zum innern Gebrauch doch der mit Schleimen etc. vorzuziehen seyn. Jener scheint mehr einzuhüllen, und wie er die unangenehme Einwirkung der Säure auf die Geschmacksorgane aufhebt, was der Schleim nicht so thut, so wohl auch die auf den Magen. Ref. mischt daher zu 3ß Acid. conc. etc. ʒjjj Syr. Alth. d. h. ad gratum saporem, bei ganz Armen Syr. commun., und der Vortheil ist zugleich der einer sehr angenehm schmeckenden Mixtur, oder auch, wenn man ohne weiteres Vehikel verordnet, eines angenehm schmekkenden Saftes, den man dann unter Wasser trinken läfst. Auch Herr Dr. Phoebus gibt die Dosen etwas geringer an, als ad gratum saporem nothwendig ist; wahrscheinlich um nicht durch zu vielen Saft die Mischung zu vertheuern.

S. 18. Die Methode, die koncentrirten Mineralsäuren auch in Pillen zu geben, ist nicht so übel, besonders da, wo der Mund oder Hals oder die Zähne sehr empfindlich, wund etc. sind. Von Abstumpfen der Zähne ist ohnehin nichts dabei zu fürchten. Nur wird man darauf rechnen müssen, dafs die übrigen Stoffe, die man den Pillen zusetzt, immer einige, bisweilen selbst beträchtliche Zersetzung erleiden. Einige Tropfen Wasser müssen deshalb auf jeden Fall der Säure vorher zugesetzt, und keine zu kleine Menge der Constituentien genommen werden, damit die Säure nicht zu koncentrirt in den Magen komme.

S. 25. Acid. phosphoric. purum oder glaciale ist vergessen aufzuführen. Dies wird schon seit längerer Zeit hie

Digitized by Google

und da auch in Pillenmassen gegeben. — Bei Phosphorsäure sind auch die Baryt- und Eisensalze zu vermeiden.

S. 34. Bei Aloë denken vielleicht Wenige daran, dafs viele Metallsalze, z. B. die auflöslichen Gold-, Silber-, Merkur-, Bleisalze etc. vermieden werden sollen, vor denen der Verf. — und wohl mit Recht — hier warnt.

S. 42. Bei Ammon. carbon. heifst es: cave kohlensaure Alkalien und alkal. Erden. Dies sind vielleicht die ganz- oder doppeltkohlensauren Alkalien gemeint, damit das Ammoniak ihnen nicht einen Theil der Kohlensäure entziehe.

S. 51. Unter den angenehm riechenden dest. Wassern ist Aq. Rub. idaei nicht aufgezählt, das gewifs darunter gehört.

S. 56. Hier hätte der Verf. auch ein Paar Worte über die Oertelschen und schlesischen Wasserkuren sagen können.

S. 59. Aq. laurocerasi. Ref. sah es auch schon Efslöffelweise nehmen, ohne Schaden, und nahm es selbst öfter Kaffeelöffelweise.

S. 63 sagt Hr. Dr. Phoebus: die Thermalwasser werden meist bis zum ursprünglichen Grade wieder erwärmt, wenn man sie anderwärts gebrauchen will. Dies wäre aber doch z. B. bei solchen, die Kohlensäure enthalten, wie das Emser etc., übel.

S. 65. Aq. chlorata. Ref. glaubt, dafs alle Normen seiner Mischungen noch sehr unsicher sind, ungeachtet der Versuche, die in neuerer Zeit hierüber gemacht worden sind. Er behält sich vor, an einem andern Orte eine Reihe hierüber von ihm angestellter anzuführen. Es ist auch zu glauben, dafs z. B. die grofsen Schönlein'schen Dosen gar nicht ertragen würden, wenn sich nicht ein Theil des Chlors schon vorher durch das Vehikel zersetzte. Übrigens sind die Formeln sehr zweckmäfsig gewählt und mit ganz richtigen Bemerkungen begleitet.

S. 80. Bei Bals. Copaivae findet sich eine sehr zweckmäfsige Vorschrift zu Pillen, die aus B. Cop. bekanntlich schwer zu bereiten sind, nämlich mit geschmolzenem und halb erkaltetem Wachs, zu gleichen Theilen mit dem Balsam, oder auch weniger Wachs, aber dann noch ein vegetab. Pulver. Es ist aber zu bemerken, dafs solche Pillen, wie ich es wenigstens bei Pillen aus Bals. peruv. mit Pulv. Colophonii und andern Substanzen erfuhr, leicht unwirksam bleiben, weil sie, wie es sich hier fand, unverdaut wieder abgehen.

S. 76. Auch Aurum hydrocyanicum könnte hier angereiht

Digitized by Google

seyn; ein unauflösliches Pulver, aus blaus. Kali und salzs. Gold durch Präcipitation bereitet. Dosis wie Aur. muriat. gegen Geschwülste, Steatome, Degenerationen etc. Ref. sah es mit Erfolg anwenden.

S. 91. Zu Calcaria muriatica. Es ist das stärkste Kältemachende Salz, wozu es jedoch nicht zur Trockne abgedampft, sondern krystallisirt seyn soll, da jenes sich mit Wasser sogar erwärmt. Es könnte übrigens wohlfeil geliefert werden.

S. 93. Bei Calcar. usta ist angegeben, dafs es mit 2 Theilen schwarzer Seife eine Paste zur Zerstörung von Muttermälern, mittelst eines gefensterten Pflasters und nöthigenfalls mehrmaligem Auftragen, gebe. Sie soll keine üble Narbe lassen.

S. 104. Carbo veget. auch zum Luftreinigen. Man wird sie hiezu wohl am besten frisch aus dem Ofen durch Bedecken in einem Tiegel gelöscht, ganz oder grob zerstofsen ins Zimmer stellen. Auch zum völligen Zerstören des Geruchs an den Händen nach Sectionen, nämlich durch Waschen mit Kohlenpulver und darauf mit Seife.

S. 114 ist auch Chinioidin angeführt, aus Chinin, Cinchonin und einem gelben harzigen Farbstoff bestehend, fast 6mal so wohlfeil als Chinin. sulfur., daher zu empfehlen. Aber freilich mehr der Verfälschung oder Verunreinigung fähig, was man jedoch bei jenem auch nicht ganz selten erfährt.

S. 124. Bei Colophon. steht: nur äufserlich. Es gibt aber ein bequemes Constituens zu Copaiva-Pillen, dem man nur wegen der Löslichkeit etwas Zucker zusetzen mufs. Ist überhaupt ein Mittel gegen Tripper etc. Aehnlich Terebinthina usta.

S. 194. Ferr. phosphoric. Hier werden wenige Cave's nothwendig seyn, da es selbst in verdünnten Säuren nicht sehr stark auflöslich ist.

S. 196 ist nach Maurer ein eisenhaltiges Brausepulver angegeben, als Ersatz für natürl. Eisenwasser, um kohlens. Eisenoxydul in den Leib zu bekommen. — Durch Mischen jener 2 Pulver mit Wasser und festes Verpfropfen kann man dasselbe noch bequemer als kohlensaures Stahlwasser erhalten. — Eben da ist auch eine Vorschrift zur Nachahmung natürl. kohlens. Stahlbäder.

S. 149. Bei Dec. Zittmanni könnte angegeben seyn, dafs

Digitized by Google

man sich vielseitig von einem Quecksilbergehalt desselben überzeugt hat, wie überhaupt Calomel sich durch Kochen zum Theil auflöst.

S. 207. Fol. Sennae. Hier könnte auch der Fol. Senn. indicae erwähnt seyn, die gegenwärtig fast die andern verdrängt haben, von Cassia elongata kommen, viel wohlfeiler sind, und nach Werner's (med. Corr.-Blatt der Würtemb. Ärzte) vielen vergleichenden Versuchen sich selbst etwas wirksamer und weniger Schmerz erregend zeigen, als die alexandr.

S. 261. Hydrargyr. muriat. mite. Dem Cave Schwefelsäure, Salzsäure etc. nur unter Hitze, möchte Ref. bei innerlicher Anwendung doch nicht ganz trauen, obgleich der Magen selbst gleichfalls schon freie Salzsäure enthalten soll. Dagegen hat man die Verbindung des Calomel mit Salpeter, die man oft so sehr fürchtet, nicht zu fürchten, wie sich Ref. durch eigene Erfahrung überzeugte.

S. 260. Bei Ungt. acre Ph. Hass. sollte auch die Original-Vorschrift von Autenrieth, die sich z. B. bei Hydroceph. acut. Ref. so vortrefflich bewährte, Mercur. subl. corr. ℈jv, Butyr. Ant. ʒjj ℈jj, Ungt. Canthar. ʒjjß angegeben seyn.

S. 278. Kali hydroiodicum. Dosis gr. ½—1½ und mehr. 2—3mal täglich. Andere, z. B. Elliotson, gar ʒj—ʒjj im Tag. Ref. selbst gab es viele Wochen lang zu ʒß im Tag, ohne alle ungünstige, aber auch ohne alle günstige Wirkung, gegen Syphilis, selbst noch mit dem Zusatz von gr. jj Iodinae auf den Tag. So wenig das Kali hydrochloricum, das Digestivsalz, oder auch das Kochsalz zu fürchten ist, obgleich Chlor seine Grundlage ist, so wenig wird man im Ganzen Kali hydroiodicum zu fürchten haben, das nach den gleichen Gesetzen, wie jenes aus Chlor, aus Iod gebildet ist, denn die Menge Chlor, die in ʒj Digestivsalz oder auch Kochsalz enthalten ist, würde im reinen Zustand so viel Schaden thun, als die Menge Iod, die sich in ʒj Iodkalium findet. Nur ist das Iodsalz in so ferne etwas mehr zu fürchten, und müssen die Zusätze mit mehr Sorgfalt ausgewählt werden, weil es weit leichter zersetzbar ist, als das Chlorkalium, wie z. B. in den Salben etc.

S. 281. Kali oxymuriat. sah Ref. mit trefflichem Erfolg bei Brustwassersucht geben. ʒj im Tag. Es ist aber zu beachten, dafs man es nicht als Pulver mit Zucker oder über-

Digitized by Google

haupt mit organischen Substanzen gebe, damit nicht durch das Zusammenreiben durch Explosion ein Unglück entstehe; am besten daher in Auflösung.

S. 315. Bei Mixt. camphorata ist die Dose vergessen.

S. 316. Mixt. sulfurico-acida. Hier könnte angegeben seyn, dafs die ursprüngliche Vorschrift, die auch jetzt noch z. B. im Würtembergischen gilt, gleiche Theile Säure und Alkohol angibt, und dafs die der preufs. Pharm. eigentlich das Elix. acidum Dippelii ist.

S. 341. Ol. animale Dippelii äufserlich anzuwenden, hat aufser dem etwas hohen Preis auch das Schlimme, dafs es an der Luft in Kurzem ganz den übeln Geruch des Ol. C. C. foetidum annimmt, der sehr schwer wieder vergeht.

S. 346. Ol. Crotonis wird hier wohl mit Unrecht einer so unangenehmen Wirkung angeklagt, zumal wenn es in Pillen, der passendsten Form, gegeben wird. Ref. sah es immer günstig wirken.

S. 372 ist eine Methode angegeben, kleine ½ Linse grofse Stückchen Phosphor als kleine Moxa's auf der Haut zu verbrennen. Obgleich gewifs sehr schmerzhaft, geht es wenigstens unendlich schneller, als die gewöhnlichen Moxa's.

S. 368. Pampin. Vitis cum fol. Hier könnte auch seiner Asche erwähnt seyn, ein vortreffliches diureticum, z. B. von Schönlein viel angewandt, und auch als Volksmittel.

S. 431. Das Scherer'sche Krätzmittel ist nicht schwarze (in Süddeutschland eine feste), sondern die gewöhnliche grüne Schmierseife. Diese Krätzkur wird gegenwärtig viel angewandt; s. med. Corr.-Blatt v. Würtemb. III. No. 20.

S. 438. Sem. Cynae. Hier könnte auch Extr. Sem. Cynae aethereum angeführt seyn, das sehr wirksam und besonders für Kinder sehr bequem ist.

Semen Urticae, das in neuerer Zeit viel bei der Ruhr gebraucht wird, übrigens ein altes Mittel, könnte etwa auch angegeben seyn.

S. 459. Bei Spir. sulphurico-aether. könnte auch bemerkt seyn, dafs man auf Wasser weit gröfsere Dosen nehmen kann, und auch zur gleich schnellen Wirkung nöthig hat, als auf Zucker, hier 15—20, dort 40—60 Tropfen.

S. 481. Bei Tamarindi ist das Cave vergessen, das hier nicht ganz unbedeutend, da viele so gern Tartarus tartarisatus damit verschreiben.

S. 484. Tartarus natron. hat einen Vorzug vor dem Tart. tartar. darin, dafs er noch trockner bleibt, und in den Mixturen keinen Satz gibt, was jener in so vielen Apotheken thut, obgleich freilich nicht thun soll.

Einige unbedeutende Mängel, wie die angeführten, die bei einer so grofsen Menge von Gegenständen nicht als solche gelten können, abgerechnet, kann Ref. nur wiederholt die Reichhaltigkeit des Buchs und die Sorgfalt der Ausführung loben, die sich im ganzen Buche zeigt, und die dessen Gebrauch durch viele tabellarische Zusammenstellungen, z. B. der dest. Wasser, der Extrakte, der ätherischen Oele, der Säfte, Tinkturen etc., nach ihren Wirkungen und äussern Eigenschaften auch in diesem 2ten Band noch bequemer macht. Ausser den gewöhnlichen pharmaceutischen Mitteln finden sich noch manche, die gewöhnlich in den Pharmacopöen nicht aufgenommen sind, z. B. die Bereitungen und Anwendung von Brom, Strychnin, Salicin, Veratrin, Indigo, Carrageen etc., obgleich der Verf. kein besonderer Freund der vielen jährlich neu vorgeschlagenen Mittel zu seyn scheint. Es finden sich unter den Magistralformeln auch der Sirop de Laffecteur, das Fels'sche, das Pollin'sche Dekokt, die Methoden von Cullerier, von Lagneau etc., die Biett'schen Salben, die Luyol'schen Iodbereitungen, und viele ähnliche Vorschriften, darunter auch kosmetische etc. Es findet sich bei vielen Flüssigkeiten angegeben, wie viele Tropfen davon auf 1 Drachme zu rechnen sind, und eben so bei den passenden Mitteln, ob, wie, und mit welchem Erfolg sie schon endermisch angewandt wurden. Die Dosen scheinen im Allgemeinen eher ein wenig hoch, als zu nieder angegeben zu seyn, so z. B. bei Secale corn., Spir. Minder., Spir. Cornu Cervi rect., Kreosot etc. Immer sind aber auch dabei die in Preufsen für den Apotheker gewissermafsen gesetzlich höchsten Dosen angeführt.

In einem ersten Anhang ist noch eine kurze Anleitung zur ersten Hülfeleistung bei akuten Vergiftungen gegeben, wovon ich einiges wissenswerthe anführen will.

S. 544. Bei akuten Vergiftungen durch Seemuscheln nach Krämer Aderlafs, kalte Umschläge auf den Kopf und dann erst ein Brechmittel.

S. 539. Bei Arsenik-Vergiftung, wenn Eisenoxydhydrat fehlt, als Ersatz den Ablöschschlamm der Schmiede und Schlosser. Ref. hat den Schlamm aus mehreren solchen Werk-

Digitized by Google

stätten chemisch untersucht, ihn aber nie als Oxydhydrat gefunden, er war auch immer schwarz, nicht rostfarben. Fände man rostfarbenen, Eisenoxyduloxyd, so müfste man ihn wenigstens durch schnelles Schlämmen und Durchtreiben durch ein Sieb von den vielen groben und scharfen anhängenden Eisentheilen reinigen. Eine unsichere Sache bleibt's aber dennoch.

S. 543. Bei Vergiftung mit ätzendem Kalk ein kohlensaures Wasser, (in grofser Menge, um die entstehende Hitze aufzuheben,) Brausepulver mit viel Wasser. Im Nothfall auch nur Kali oder Natrum bicarbon.

S. 545. Bei narkotischen Giften, die von Alkaloiden ihre Wirkung haben, z. B. Hyoscyamus, Bellad., Stramon., den Solanum-Arten, ein Brechmittel und dann Gerbstoff; da Säuren, wenn das Gift noch im Magen ist, leicht schädlich wirken, indem sie es um so schneller auflösen und ins Blut überführen; und da auch Kaffee im Anfang, wenn Entzündung da ist, schädlich seyn kann. Aber später sind oft Analeptica nöthig. Bei Narcotismus fortwährende Bewegung, Herumführen, selbst wider Willen des Kranken. — Auch bei Digitalis Brechmittel und dann Gerbstoff. Bei Vergiftung durch Brechweinstein: Zinkvitriol, gleichfalls Gerbstoff. Diesen durch ein Dekokt von Thee, China, Galläpfeln, Eichen- oder Weidenrinde etc., (oder bisweilen schneller durch Auflösung von Extr. Salic., Chinae, Ratanh. etc.; Ref.) durch Tinct. Gallarum, Chinae etc. erhalten. — Doch könnte es vielleicht möglich seyn, dafs diese ausser dem Körper unauflöslichen Gerbstoff-Verbindungen im Magen als organische etwas schnell aufgelöst und verdaut würden. Immer müssen wir es jedoch anwenden, so lange wir nichts Besseres haben. Denn z. B. Einhüllungen werden sicher bei narkotischen Giften wenig helfen.

Bei Mutterkorn Chlorwasser, da dies seinen Hauptbestandtheil, das Ergotin, zerstört. Bei Iod Amylum-Dekokt. etc.

Als 2ter Anhang Vorschriften zur Bereitung einer Menge von Getränken, die der Arzt oder der Kranke bisweilen anwenden möchte, oder über die der Arzt urtheilen soll. Bischoff, Chaudeau, Mandelmilch, Limonade, Gerstenwasser, Gersten- und Roggenkaffee etc., aber auch eine grofse Zahl wenig bekannter.

Das Papier ist schön, der Druck gut.

Rampold.

N°. 58. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

LITERÄRGESCHICHTE.

Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Von Dr. Johann Georg Theodor Gräfse. Ersten Bandes erste Abtheilung. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. XII und 516 S. in gr. 8.

Auch unter dem besonderen Titel:

Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt oder Geschichte der Literatur der Ägypter, Assyrer, Juden, Armenier, Chinesen, Perser, Griechen und Römer, vom Anfange der literärischen Cultur bis zum Untergange des weströmischen Reiches. Von Dr. Johann Georg Theodor Gräfse. Erste Abtheilung.

Wer das unendliche Gebiet der Literärgeschichte im Allgemeinen überschaut oder auch nur in einzelnen Theilen desselben sich selbst versucht hat, der kennt auch die grofsen Schwierigkeiten, die mit allen derartigen Leistungen verknüpft sind, viel zu sehr, um nicht jeden Beitrag, der zu besserer Einsicht in das Ganze oder in einzelne Theile desselben führt, mit Dank anzunehmen, zumal da der Literarhistoriker in der Regel wenig Lohn für seine oft so mühevollen Leistungen, wohl aber vielfachen Tadel von Seiten Aller derer zu erwarten hat, die einzelne Theile, in denen sie etwa selbst besonders sich umgesehen, aufgreifen, das vielseitige Ganze aber und dessen Umfang ausser Acht lassen, auch nicht bedenken, dafs es für den Literarhistoriker unmöglich ist, gleichmäfsig Alles Einzelne unmittelbar aus den Quellen selbst zu erforschen, dafs er vielmehr genöthigt ist, auf andere Gewährsmänner sich zu stützen und den Ergebnissen ihrer Forschungen zu folgen. Dieser Fall tritt besonders da ein, wo nicht sowohl die Literatur einer bestimmten enger abgeschlossenen Periode oder einer bestimmten Wissenschaft in gröfserer oder geringerer Ausdehnung Gegenstand der Behandlung wird (was allerdings leichter ist), sondern wo, wie bei vorliegendem Werke, eine allgemeinere Übersicht der gesammten Literatur, zunächst bei den verschiedenen Völkern des Alterthums bezweckt werden soll. Denn da wir meistens nur einzelne Monographieen über einzelne Theile oder auch über

Digitized by Google

das besondere Ganze einer griechischen oder römischen Literatur besitzen, in dieser Beziehung also eine grofse Ungleichheit wahrzunehmen ist, so lag darin für den Verf., wie er uns selbst S. VIII versichert, ein wichtiger Grund, „eine ganz genau sich über alle Theile der Wissenschaften verbreitende und die Literatur aller bekannten Völker umfassende Literärgeschichte zu schreiben", mithin in seine Darstellung nicht blos etwa die gebildetsten Völker der alten und neuen Welt, Griechen und Römer, sondern auch Assyrer und Ägypter, Neger und Mongolen aufzunehmen, und über alle einzelnen Wissenschaften und deren Behandlung gleichmäfsig sich zu verbreiten. Dies ist im Allgemeinen der grofse und umfassende Plan, den der Verf. seinem Werke zu Grunde gelegt hat, von dem hier die erste Abtheilung in einem über fünfhundert Seiten starken Octavbande erscheint, dem man gerne das Zeugnifs geben wird, dafs der Verf., um den oben bemerkten Zweck zu erreichen, es weder an Zeit noch an Mühe hat fehlen lassen, um seinen Angaben und Literaturnotizen eine Vollständigkeit zu verleihen, wie sie bei solchen Leistungen immerhin verlangt wird, schwerlich aber je wird erreicht werden können. Und so wird es denn auch hier, unbeschadet der Anlage und dem Plan des Ganzen, nicht an einzelnen Nachträgen, an ergänzenden oder berichtigenden Bemerkungen fehlen, auf die der thätige Herausgeber bei einiger Aufmerksamkeit vielleicht noch eher fallen dürfte, als die, welche sein Buch aus kritischen Absichten durchgehen oder bei ihren Studien gebrauchen und benutzen wollen. Wenn daher auch Ref. bei dem Durchgehen des Buches Manches bemerkt, was in seinem Sinne geändert, Manches was hinzugesetzt werden könnte (obwohl die Grenzlinie Dessen, was gegeben werden soll, zu bestimmen nicht leicht, ja kaum möglich ist), so wird man von ihm für jetzt hier nicht verlangen, solche Berichtigungen oder Nachträge in langer Reihe zu liefern oder die oft bunt durcheinander aufgehäuften Büchertitel (vgl. z. B. S. 20, 107 ff. oder S. 116) zu durchsichten, zumal da wir keineswegs eine umfassende Kritik des Buches, wohl aber eine solche Anzeige beabsichtigen, die unsern Lesern einen Begriff von dem Inhalt des Buches und der darin herrschenden Behandlungsweise geben und sie damit einigermafsen bekannt machen, den Verf. aber bei seinem mühevollen Geschäfte in der That nicht entmuthigen, sondern vielmehr zu gleicher Ausdauer, wie sie für die noch folgenden Theile seines Werkes wahrhaftig nicht minder nöthig ist, ermuthigen soll.

Auf eine Einleitung von zwei und zwanzig §§., in welcher die allgemeinen Begriffe in faſslicher Weise kurz dargestellt werden, auch Einiges über die Eintheilung und Behandlung der Literärgeschichte bemerkt wird (wo Ref. doch auch F. A. Wolfs Ansicht erwähnt hätte) u. dgl. m., folgt

§. 11 oder §. 23 die Eintheilung des Ganzen, nach welcher in der allgemeinen Literärgeschichte vier Perioden anzunehmen sind; die erste bis Moses (bis 1500 a. Chr.) als Anfang der Cultur; die zweite bis zum Untergang des römischen Reiches (1500 a. Chr. bis 476 p. Chr.) als Fortgang derselben; die dritte bis zur Zerstörung des griechischen Kaiserthums (von 476—1453 p. Chr.) als Verfall der Cultur; die vierte von da bis auf die neueste Zeit (1453—1836); die Wiederherstellung der Cultur und deren Vervollkommnung.

Von diesen vier Perioden ist in vorliegendem Bande die erste und ein Theil der zweiten behandelt; die erste (S. 11—82) hinwiederum nach zwei Abschnitten, von welchen der erste die Zeit vom Anfange der Welt bis auf die Überschwemmung des südwestlichen Asiens befafst, der zweite von da bis auf Moses reicht. Dafs hier freilich von einer eigentlichen Literatur noch keine Rede seyn kann, weifs Jeder; wohl aber von dem Zustand der ersten Menschen, der Bildungsfähigkeit, der Sprache, der ersten Beschäftigungsweisen u. s. w., über welche Gegenstände dann in einzelnen §§. nach Feststellung der allgemeinen Begriffe die betreffende Literatur verzeichnet ist. Dasselbe gilt auch von dem andern Abschnitt dieser Periode, wo insbesondere die Schreibekunst, deren Erfindung, Ausbreitung u. s. w. Gegenstand ausführlicher Untersuchungen und Nachweisungen wird, indem selbst das im Alterthum übliche Schreibmaterial, (Stein, Metall, Holz, Baumblätter, Bast, Papyrus, Thierhäute u. s. w.) dann die verschiedenen Schreibinstrumente, die Tinte, die Bücherrollen und deren verschiedene Arten, die beim Schreiben aufgekommenen Accente, die Abkürzungen u. s. w. aufgeführt und mit den reichlichsten literärischen Notizen begleitet werden. Daran reihen sich von §. 71 bis zum Schlufs §. 80 Bemerkungen und Nachweisungen über die ersten Anfänge einer Cultur und einer wissenschaftlichen Bildung nach den einzelnen Zweigen derselben, so weit sie bis in diese Periode zurück verfolgt werden können. Die zweite Periode ist in drei besondere Abschnitte eingetheilt, von welchen der erste bis auf Alexander den Grofsen (1500—356 a. Chr.), der zweite bis auf Augustus (356—30 a. Chr.), der dritte bis zum Umsturz der römischen Monarchie (30 a. Chr. bis 476 p. Chr.) geht. Davon ist der gröfsere Theil noch in einer zweiten oder auch dritten Abtheilung zu erwarten, indem Alles, was in dem vorliegenden Bande enthalten ist, in den ersten Abschnitt dieser Periode gehört, wo der Verf. den Gang nimmt, dafs er zuerst den Stand der Cultur bei den verschiedenen einzelnen Völkern, welche hier in Betracht kommen, aus deren politischen Zustande nachweist, und es auch hier nicht an Nachweisungen von Büchern fehlen läfst, bei denen übrigens eine sorgfältigere Auswahl und Sichtung wohl gewünscht werden möchte, und eine genauere Unterscheidung der ge-

waltigen Büchermassen für den Gebrauch gewifs recht zweckmäfsig gewesen wäre. Denn sonst wird der Zweck solcher literärischen Nachweisungen leicht verfehlt, da bloſse Büchertitel eher abschrecken als einladen. Ohnehin wird dann auch leicht Manches Ungehörige in solche Bücherlisten aufgenommen. So ist z. B. S. 116 Cousinéry Voyage dans la Macédoine unter den allgemeineren Schriften über griechische Cultur und Literatur aufgeführt. Der Verf. scheint den Inhalt dieses Reisewerkes (s. diese Jahrb. 1834. S. 68 ff.) nicht näher zu kennen; und wollte er überhaupt Reisewerke der Art, die übrigens nach unserem Ermessen in eine solche literärische Übersicht nicht gehören, anführen, so wären viele andere, z. B. die von Clarke, von Dodwell u. A., nach unserem Ermessen weit eher anzuführen. So sind uns noch manche andere Titel und Namen in diesen Verzeichnissen aufgestoſsen, die der Verf. vielleicht weggelassen oder an einer anderen Stelle genannt hätte, wenn ihm der Inhalt derselben näher bekannt gewesen wäre.

Auf diese allgemeinen Angaben folgen nun von §. 91 oder S. 117 an bis an das Ende dieses Bandes die einzelnen Wissenschaften nach folgendem Schema: A. Dichtkunst. B (S. 283 steht wohl durch einen Druckfehler *D*) Theologie. Γ. Geschichte. Δ. Geographie. E Chronologie. Z Philosophie. H Beredtsamkeit. Θ. Mathematik. K. Naturwissenschaften. Λ. Medicin. M. Sprachwissenschaften. N Rechtswissenschaft. Die Physik und Chemie ist unter K untergebracht als Nebenabtheilung, eben so unter Θ (Mathematik) die Astronomie, Optik, Mechanik, die Kriegswissenschaften und die Musik. Unter jeder dieser einzelnen Rubriken werden nun in eben so vielen Unterabtheilungen die Leistungen der einzelnen Völker des Alterthums in diesen Zweigen der Literatur aufgeführt, so dafs z. B. bei der ersten, ihrer Natur nach umfassendsten Abtheilung der Poesie folgende Unterabtheilungen bestehen: A. Griechen. B. Hebräer. C. Ägypter. D. Perser. E. Inder. F. Chinesen; die letzteren freilich kürzer, während die Griechen den gröſseren Raum von S. 117—162 wie billig in Anspruch nehmen, auch überhaupt auf die Darstellung dieses Abschnittes uns eine rühmliche Sorgfalt und Genauigkeit verwendet scheint. Es standen allerdings auch hier schon manche Vorarbeiten zu Gebot, die überhaupt, je weiter die Literärgeschichte vorwärts schreitet, immer mehr abnehmen, da man bisher im Ganzen die früheren Perioden mit mehr Vorliebe behandelt hat als die spätere Zeit; Bode's Geschichte der hellen. Poesie, unstreitig das Beste und Gediegenste, was wir über diesen Gegenstand jetzt besitzen, konnte vom Verf. noch nicht benutzt werden. Derselbe führt zuerst die angeblichen Sänger der vorhomerischen Zeit, einen Linus, Orpheus, Olen, Pamphus, Palamedes (worüber jetzt Jahn so umfassend gehandelt) u. A. auf, darunter auch den

Digitized by Google

Melampus, und bezeichnet hier die Ansicht des Referenten in einer Note zum Herodot T. I. p. 508 (es mufs heifsen 598), dafs die unter dem Namen des Melampus noch vorhandene Schrift περὶ Πάλμων μαντικὴ das Product eines unbekannten, neueren Schriftstellers sey, der den Namen des alten Sängers seinem Machwerk vorgesetzt, als „grundfalsch", indem hier an einen jüngeren Schriftsteller desselben Namens zu denken; wobei auf den auch vom Ref. bereits citirten Fabricius und den auch an andern Orten des Buchs (überflüssig) citirten Lilius Gyraldus verwiesen wird. Dafs an einen jüngeren Schriftsteller zu denken, hat Ref. selbst angegeben, und wenn derselbe in der Aufschrift sich ἱερογραμματεὺς nennt, und sein Werk an einen König Ptolemäus richtet, so ist darum Schrift und Verfasser nicht bekannter, der Name Melampus darum nicht gewisser als vorher, zumal da andere alte Schriftsteller über ihn Nichts Näheres wissen, eine Stelle des Artemidor abgerechnet, worin ein Melampus ἐν τῷ περὶ τεράτων καὶ σημείων καὶ περὶ μυῶν citirt, und eine andere des Tzetzes, worin Melampus älter als Hesiod genannt wird. Ref. weifs daher an die Stelle seiner grundfalschen Ansicht keine andere zu setzen, da ihm der „von mehreren (?) Alten angeführte ἱερογραμματεὺς (sic) Μελάμπους" ausser der bemerkten Aufschrift, die er sich selbst giebt, nicht weiter bekannt ist.

Auf die vorhomerische Periode folgen nun die Gedichte des Homer und Hesiodus, dann die Übersichten über die Cykliker und anderen Epiker der früheren Zeit, die Gnomische Poesie, das Lehrgedicht; darauf die lyrische Poesie und die dramatische, an welche sich auch die bukolische Poesie anschliefst. Von S. 263 an folgt, was über die Poesie der Hebräer, der Ägypter, Inder und Chinesen zu bemerken ist, und in derselben Weise schliefst sich auch die Literatur dieser Völker bei den folgenden oben aufgeführten Rubriken immer der griechischen an. Alle einzelnen Autoren sind an der betreffenden Stelle aufgeführt, die Hauptschriften und Ausgaben eines jeden verzeichnet, und zwar mit Ausschlufs der Uebersetzungen, die ohne allzugrofse Ausdehnung des beschränkten Raumes nicht beigefügt werden konnten. Dafs es hier dem Ref., wollte er die einzelnen Theile und Abschnitte näher durchgehen, nicht an mannichfachen Bemerkungen oder Nachträgen fehlen würde, hat er schon oben ausgesprochen; er glaubt übrigens hinreichend den Charakter dieses nützlichen literärhistorischen Repertoriums, dessen Brauchbarkeit durch ein, wir wollen hoffen der zweiten Abtheilung beizufügendes Register noch mehr gewinnen wird, bezeichnet und der mühevollen Leistung des Verf. die gebührende Anerkennung gezollt zu haben. Dem Verzeichnifs der Druckfehler ist noch beizufügen S. 412 *Annicepsis*, wofür *Anniceris* zu setzen ist.

Digitized by

Gerardi Joannis Vossii De historicis Graecis libri tres. Auctiores et emendatiores edidit Antonius Westermann, Litt. Graecc. et Romm. P. P. O. in Acad. Lips. Soc. Graec. Sod. Lipsiae 1838. Sumtum fecit libraria Dykiana. XXIV. 525 S. in gr 8.

Bei der Herausgabe einer schon längst bekannten Schrift, wie die vorliegende, zuletzt 1651 (1699) abgedruckte Schrift des berühmten, in unserer Universitätsstadt Heidelberg 1577 geborenen Gerhard Johann Voss, kann nicht sowohl der längst bekannte Inhalt derselben, als vielmehr dasjenige in Betracht kommen, was in der neuen Ausgabe geändert, berichtigt, weggelassen oder hinzugefügt worden, und so wird denn auch Ref. in seiner Anzeige nur dasjenige zu berücksichtigen haben, wodurch diese neue Ausgabe eines in gewissen Beziehungen auch jetzt noch unentbehrlichen Werkes von der früheren sich auszeichnet, ohne dafs wir uns in die Beantwortung einer Frage einlassen, die sich hier unwillkührlich aufdringt, ob nämlich ein Buch der Art, das zwar, wie wir eben gesagt, in manchen Beziehungen dem Gelehrten noch immer nicht leicht entbehrlich ist, aber gerade in denjenigen Abschnitten, welche über die bedeutendsten und namhaftesten historischen Schriftsteller Griechenlands sich verbreiten, keineswegs jetzt mehr genügen kann, wo der Standpunkt solcher Untersuchungen ein ganz anderer geworden, und ganz andere Forderungen, namentlich was den innern Zusammenhang der Darstellung betrifft (von dem bei der Schrift des Vossius nicht die Rede seyn kann) gestellt werden, in der Weise durch einen berichtigten, auch theilweise ergänzten Wiederabdruck zu erneuern oder vielmehr ein ganz neues, dem Standtpunkt unserer Forschung entsprechendes an dessen Stelle zu setzen sey. Wir können uns hier unmöglich in die Beantwortung einer solchen gewichtigen Frage einlassen, müssen aber jedenfalls die Antwort anführen, die der Herausgeber am Schlusse seiner Vorrede darauf giebt: „Scio equidem fore multos qui clamitent, non Vossium resuscitandum sed alium de ea re ac meliorem librum scribendum mihi fuisse. Verum hi ipsi scribant, si possunt; si non possunt, taceant atque, donec erit qui possit ac velit, hac nostra opera fruantur.“ Wir haben demnach hier blos von den Leistungen des Herausgebers und den Veränderungen, welche das ältere Werk des Vossius in seiner neuen Gestalt erhalten hat, zu reden.

Der Herausgeber ging hier nämlich von dem gewifs richtigen Grundsatz aus, das Werk des holländischen Gelehrten dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft, so wie dem zweckmäfsigen Gebrauch desselben möglichst entsprechend in der neuen Ausgabe erscheinen zu lassen. Demgemäfs wurden daher die vier Bücher desselben jetzt in drei zusammengezogen, indem die Angaben des vierten unter die drei

andern vertheilt und gehörigen Ortes eingeschaltet wurden, es wurden alle Citate, die bei Vossius entweder falsch oder nur im Allgemeinen nach dem Buche angeführt waren, hier genau nachgewiesen nach Buch, Capitel und Seitenzahl (ein gewifs höchst beschwerliches, aber um so dankbareres Geschäft!); es wurden ferner die in der früheren Ausgabe (es ist eigentlich die von 1651, wiederholt in Vossii Operibus 1699, welche diesem Abdruck zu Grunde gelegt ist) beigefügten Inhaltsangaben, so wie die lateinische Übersetzung der griechischen Stellen, mit Fug und Recht, zur gröfseren Ersparnifs des Raumes weggelassen, aber es wurde dafür auch Manches Einzelne in den Text eingerückt, in welchem nun eine namhafte Anzahl von Historikern, die Vossius gänzlich übergangen oder übersehen hatte, erscheinen, während eine nicht minder beträchtliche Anzahl von Schriftstellern, welche nicht in eine solche Übersicht gehören, oder von Vossius mit Unrecht, weil er auf falsche Lesarten sich stützte, oder aus anderen Gründen, über welche wir jetzt eines Besseren belehrt sind, aufgenommen waren, aus dem Texte gänzlich entfernt wurden, der sonst im Wesentlichen unverändert geblieben ist, Einzelnes offenbar Unrichtiges ausgenommen, was darum unmöglich so belassen werden konnte, oder Anderes, was als Wiederholung des schon früher Gesagten sich erwies. (In der Vorrede S. VI, VII ist das Wesentlichste der Art, was wegfallen mufste, angegeben.) Destomehr ist aber in den Noten unter dem Texte geschehen. In diesen nämlich hat der Herausgeber seine reichhaltigen Bemerkungen und Ergänzungen, wie sie die neuere Literatur seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts und besonders des neunzehnten bei jedem einzelnen der von Voss aufgeführten Schriftsteller darbot, beigefügt, und dadurch sein Werk, namentlich bei den minder bekannten und verlorenen Historikern, zu einem äusserst schätzbaren Repertorium über die gesammte historische Literatur Griechenlands gemacht. Bei dieser Classe von Schriftstellern tritt das Bestreben des Herausgebers insbesondere hervor, durch genaue Angabe der Fragmentarstellen aus den inzwischen erschienenen Fragmentarsammlungen und anderen Quellen in allen Nachweisungen möglichste Vollständigkeit zu gewinnen, und wenn das Werk in seiner früheren Gestalt gerade für diese und ähnliche Schriftsteller eine anerkannte Nützlichkeit besafs und immer noch citirt wurde, so besitzt es dieselbe in noch weit höherem Grade in dieser erneuerten Gestalt. So wird jeder, der dieses Werk zum Nachschlagen oder zu sonstigen Zwecken benutzt, über jeden dieser Schriftsteller die Literatur und die Nachweisungen über Alles dahin einschlägige leicht finden können, zumal da auch ein genaues Register beigefügt ist, und zudem an dem Rande des Textes auch die Seitenzahlen der früheren Ausgaben sich angemerkt finden, Nichts also verabsäumt worden ist, was

Digitized by Google

man von der Sorgfalt eines Herausgebers eines solchen Werkes erwarten konnte. An einzelnen Nachträgen wird es freilich auch für die Folge nicht fehlen; Ref. könnte Mehreres der Art anführen; übrigens hat der Herausgeber selbst schon S. V, IX seq. in zwei Noten ein namhaftes Verzeichnifs von Schriftstellern zusammengetragen, die, da nun einmal möglichste Vollständigkeit in Anführung aller und jeder in das Gebiet der Historie und ihrer Hülfs- und Nebenwissenschaften fallenden Schriftsteller, deren irgendwo Erwähnung geschieht, erzielt werden sollte, freilich nicht übergangen werden konnten, so wenig auch sonst über diese Schriftsteller zu wissen steht, auch deshalb wir wenigstens dem Herausgeber keinen sonderlichen Vorwurf machen könnten, wenn ihm eine und die andere Notiz entgangen und somit ein und der andere Schriftsteller der Art unangeführt geblieben wäre. Druck und Papier sind sehr befriedigend, sinnentstellende Druckfehler uns aber nicht vorgekommen.

Bibliotheca Homerica. Quam suis sumptibus comparavit, digessit ac descripsit Henricus Netto philosoph Doctor, in aedibus Franckianis inspector, societatibus Latinae et Mineralogiae Jenensibus et Thuringo-Saxonicae ad perscrutandas antiquitates adscriptus. Halis Saxonum MDCCCXXXVII. 8 *und* 15 *S. in grofs* 4*to.*

Der Verf., in dem Besitz einer den Homer betreffenden Büchersammlung, wie sie wohl in gleichem Umfang nicht leicht irgend eine andere Bibliothek, eine öffentliche oder die eines Privaten, aufzuweisen hat (gegen 1100 Bände, darunter 150 Ausgaben, 80 Übersetzungen und 500 einleitende und erklärende Schriften!), dabei stets eifrigst bedacht, dieselbe noch mehr zu vervollständigen und zu bereichern, fafste, da er sich bald von der Mangelhaftigkeit der bisherigen Verzeichnisse der homerischen Literatur in den verschiedenen literärischen Werken überzeugt hatte, den sehr dankenswerthen Entschlufs, ein vollständiges Verzeichnifs der gesammten, den Homer betreffenden Literatur in einer *Bibliotheca Homerica* zu liefern, von der uns hier ein Plan, so wie eine Probe vorgelegt wird. Nach ersterem würde das Ganze in eine dreifache Abtheilung zerfallen: I. einleitende Schriften; II. Ausgaben und Übersetzungen; III. erläuternde Schriften; was in keine dieser Rubriken aufgenommen werden kann, soll einem besondern ergänzenden Abschnitte (Miscellanea) zufallen, auch am Schlufs ein Verzeichnifs der Autoren, die sich um die Homerischen Gedichte verdient gemacht, mit kurzen biographischen Notizen derselben, beigefügt werden. Man wird einem solchen Plan nicht leicht seine Zustimmung versagen können; von dem Reichthum und der Vollständigkeit der vom Verf. bereits gesammelten Literatur kann aber hinreichend die in der Probe beigefügte Übersicht erläuternder

Schriften zu Homer's Werken in alphabetischer Ordnung einen Begriff geben. Es enthält dasselbe, wenn anders Ref. im Zählen sich nicht irrte, nicht weniger als achthalbhundert (753) Schriften, von welchen diejenigen, in deren Besitz der Verf. sich befindet, mit Sternchen versehen sind! Um aber möglichste Vollständigkeit zu erreichen, richtet der Verf. die dringende Bitte, ihn in seinem schwierigen Geschäfte ebensowohl durch Mittheilung neu erschienener Schriften, Programme u. dgl., als durch Nachrichten über ältere Ausgaben und Werke, welche in dieses Gebiet einschlagen, unterstützen zu wollen; eine Bitte, die auch wir im Interesse der Sache hier gern wiederholen.

Disputatio philosophico-literaria de Diagora Melio, quam, annuente summo numine — — — — — pro gradu doctoratus summisque in disciplina philosophiae theoreticae et literarum humaniorum honoribus ac privilegiis in Academia Lugduno-Batava rite et legitime consignendis defendet Daniel Ludovicus Maunier, Roterodamensis. Roterodami apud Van der Meer et Verbruggen. MDCCCXXXVIII. 132 *S. in gr.* 8.

Diese Monographie bildet einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der griechischen Philosophie, durch welchen sich der Verf. auf eine sehr vortheilhafte Weise dem Publicum empfohlen hat, indem er nicht blos alle die aus dem Alterthum auf uns gekommenen Nachrichten über die Person des Diagoras und seine Schriften einer umfassenden Untersuchung unterworfen, sondern auch einige andere, damit freilich in näherer Beziehung stehende Punkte in einer Weise behandelt hat, welche, besonders in Bezug auf den angeblichen Atheismus dieses, deshalb so verschrieenen, gewöhnlich nur mit dem Beinamen ὁ ἄθεος bezeichneten und dadurch selbst von Andern dieses Namens unterschiedenen Philosophen, so wie auch anderer in gleicher Beziehung verdächtigten Philosophen der griechischen Welt, unsere gerechte Aufmerksamkeit ansprechen mufs. Was wir über Vaterland und Zeitalter, über Eltern und Lehrer des Diagoras, kurz über das, was die Person des Mannes angeht, so wie seine Jugend-Bildung (er erscheint auch hier als Schüler des Democritus), wissen können, das ist in den ersten Abschnitten sorgfältig zusammengestellt und dabei auch der poetischen Versuche des Diagoras, worüber sich einige Nachrichten vorfinden, gedacht worden. In den beiden nächsten Abschnitten (cp. III. IV.) wird dann das Verhältnifs des Diagoras zu Mantinea, und sein Aufenthalt zu Athen besprochen; die beiden folgenden (cp. V. VI.) aber beziehen sich auf die vielbesprochene Anklage des Atheismus, die freilich Diagoras mit vielen andern Philosophen des Alterthums theilt, (wie uns die cp. VI. §. 2. vorgeführte Liste sattsam zeigen kann,) die aber, wenn man

Digitized by Google

näher in den Grund und in den Sinn derselben eingeht, von der Art ist, dafs sie vielleicht mit gleichem oder selbst noch gröfserem Rechte gegen so manche Philosophen der neueren und neuesten Zeit erhoben werden könnte. Was dazu bei Diagoras, wie auch bei Andern die Veranlassung gegeben, was insbesondere das Alterthum darüber dachte, und wie die spätere und neuere Welt darüber urtheilte, das Alles hat der Verf. in möglichster Vollständigkeit und vorurtheilsfreier Forschung abgehandelt, weshalb wir diesen Punkt insbesondere hervorheben müssen, indem hier zugleich das Verhältnifs des Diagoras zum Volkscultus, zur Mysterienlehre, seine Ansichten und Urtheile darüber, der ihm gemachte Vorwurf einer Profanation der Mysterien oder der Einführung neuer Götter (cp. VII.) und Ähnliches besprochen ist, um so den wahren Grund der Anschuldigung des Atheismus auszumitteln; vergl. cp. VIII. Den Beschlufs machen die Angaben über die Verurtheilung des Diagoras von Seiten der Athener und über seine letzten, uns freilich nicht näher bekannten, Lebensschicksale.

Encyclopédie des Gens du Monde, répertoire universel des sciences, des lettres et des arts; avec des notices sur les principales familles historiques et sur les personnages célèbres, morts et vivants; par une société de savants, de literateurs et d'artistes, français et étrangers. Tome neuvième. Première et seconde Partie. 800 *S. in gr* 8. *Tome dixième. Première Partie.* 400 *S. Paris. Librairie de Treuttel et Würtz. Rue de Lille No.* 17; *Strasbourg, Grand'rue No.* 15. *Londres* 30, *Soho-Square.* 1837 *und* 1838.

Was wir in mehreren Anzeigen der früheren Bände über Anlage und Ausführung dieses encyclopädischen, für die Bedürfnisse der gröfseren gebildeten Welt bestimmten Werkes gesagt haben, das können wir auch jetzt bei dem Erscheinen des neunten und zehnten Bandes nur wiederholen, wohl aber hinzufügen, dafs in der That von einem Bande zum andern ein Fortschritt sichtbar ist, der selbst in der vergröfserten Theilnahme der ersten Gelehrten Frankreichs sich zeigt, so wie in dem immer mehr hervortretenden Bestreben, die Ergebnisse deutscher Kritik und Forschung in ein solches allgemeines Werk, das zunächst für Frankreich bestimmt, darum auch streng an der französischen Form festhalten mufs, im Übrigen aber von deutscher Wissenschaftlichkeit und deutschem Geiste durchdrungen seyn soll, übertragen zu sehen. In dieser Beziehung existirt gewifs kein Werk in Frankreich, das diesem auch nur beziehungsweise an die Seite gestellt werden könnte, und wir erkennen darin dankbar das grofse Verdienst des in französischer wie in deutscher Sprache und Literatur gleich bewanderten Herausgebers (des Hrn. Schnitzler), der nicht blos in der Leitung des Ganzen und in den

eigenen von ihm gelieferten Artikeln diesen Charakter zu bewahren sucht, sondern auch es bei vielen andern Artikeln an erläuternden Zusätzen, literärischen Nachweisungen nirgends hat fehlen lassen. Wenn auf diese Weise das Werk geeignet ist, Frankreich immer besser mit deutscher Wissenschaft bekannt zu machen, so wird es andererseits auch uns über die Kenntnifs französischer Zustände sichere und verlässigere Aufschlüsse geben können, als wir sie in andern französischen Parteischriften zu finden gewohnt sind, und es wird die Ruhe und Besonnenheit, welche frei von allem Partei- und Sektengeist sich durchweg wahrnehmen läfst, wohl hinreichend den Geist erkennen lassen, aus welchem das Ganze hervorgegangen ist. Wir wollen nun noch einige Artikel als Belege des Gesagten anführen. Es gehören dahin z. B. unter den biographischen Artikeln der ersten Abtheilung die Artikel *Eckhel* von Du Mersan, *Eckstein* von Pascallet, der auch den Artikel *Ecriture* und mehrere andere geliefert, *Elisabeth* (die russische Kaiserin), von derselben Gräfin Rautenstrauch, die auch den so merkwürdigen Artikel *Constantin* und dann die Geschichte des Ausbruchs der polnischen Revolution lieferte; *Eginard* von Ph. de Golbéry, der ausser Anderem auch *Egine, Egypte* (das alte) lieferte, während Walckenaer und Audiffret das neuere Ägypten, dessen Geographie und Geschichte darstellten, Jomard aber einen eigenen Artikel über die *Expedition francaise en Egypte* gab. Andere wichtige Artikel sind: *Ecoles* von Matter (der auch *Education* geliefert) und Depping nebst dem ausführlichen von Miel: *Ecole royale des beaux arts; Eclipses* vom Vicomte von Pontécoulant; *Economie politique, Economie rurale* etc. von Royer, *Eglise, Eloquence sacrée, Eusebe,* letztere vom Bischof Guillon u. A. Oder in der zweiten Abtheilung: *Emigration* von Depping und Boulatignier, *Encyclopédie* etc. von Schnitzler, *Enfantin* von Savagner, der auch einen ausführlichen Artikel über *Ere* lieferte, *Enfants trouvés, Epargnes* (Caisses d') u. A. Von Artaud lasen wir mit vielem Interesse die Artikel *Epicure* et *Epicuriens, Eschyle,* eben so mehrere andere von Depping, Golbéry, Vaucher (Erasme, *Euripide*); der Artikel *Esclavage* ist, was die Sclaverei der Alten betrifft, nach Creuzer gegeben; die wichtigen Artikel *Ecosse, Etats-unis d'Amerique* zum Theil nach der Encyclopädia Americana; aus dem deutschen Conversationslexicon oder der Encyclopädie von Ersch und Gruber sind nur wenige, wie z. B. der Artikel über Äthiopien von Gesenius, entnommen. Für die Folge dürften einzelne Artikel aus dem zu dem eben genannten deutschen Werke unter folgendem Titel erschienenen Supplement: „Conversationslexicon der Gegenwart. Ein für sich bestehendes und abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversationslexicons, so wie zu jeder früheren, zu allen Nachdrücken und Nachbildungen desselben.

Digitized by Google

Leipzig, F. A. Brockhaus 1838." zu benutzen seyn. Denn es ist dieses Werk unstreitig unter den verschiedenen Werken der Art, welche in Deutschland erschienen sind, das am zuverlässigsten und nach den besten Quellen bearbeitete Werk, zumal wenn man die biographischen oder so manche andere selbst wissenschaftliche Artikel in Betracht zieht, oder solche, die einzelne Zustände oder Verhältnisse der Zeit in ganzen Übersichten mit seltener Vollständigkeit behandeln, oder den Standpunkt einzelner Wissenschaften oder deren Zweige in genauen Umrissen näher zu bezeichnen suchen, wie z. B. die Artikel Algier, Alterthumsvereine, Archäologie, asiatische Gesellschaften, Associationen u. s. w.

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur. Berlin, Verlag von Alexander Duncker 1838. *X und* 231 *S. in gr.* 8. *Mit dem Motto: „Bleibt der Welt in keinem Falle Ein Geheimnifs doch verhehlt, Keinem Einz'gen wird's erzählt, Und am Ende wissen's Alle."*

Nach S. X der von Dr. Dorow, als Herausgeber, unterzeichneten Vorrede, soll diese höchst merkwürdige Sammlung von Aufsätzen und Originalbriefen namhafter und ausgezeichneter Personen der neueren Zeit, sich den von demselben Herausgeber vor einiger Zeit erschienenen „Facsimile's von Handschriften berühmter Männer und Frauen" anschliessen, zumal da sie zu einem grofsen Theil Briefe eben derjenigen, deren Handschriften dort mitgetheilt worden waren, enthält. Wenn wir nämlich von den beiden ersten Aufsätzen, die Ref., der kein Kriegsmann, sondern ein friedliebender Literator ist, nach Inhalt und Werth nicht würdigen kann, absehen (der erste längere Aufsatz ist überschrieben: „der königl. preufs. kommandirende General Graf Tauentzien von Wittenberg und das 4te Armeekorps in den Jahren 1813 und 1814. Denkschrift eines Augenzeugen" S. 3 ff., der zweite kürzere: „Bericht des französischen Kriegsministers Herzogs von Feltre an den Kaiser Napoleon. Februar 1814"), so enthält der übrige bei weitem gröfsere Theil der Schrift von S. 53 an einen mit einleitenden Bemerkungen des Herausgebers versehenen Abdruck einer Anzahl von Originalbriefen meist verstorbener, aber, wie wir demnächst sehen werden, äufserst bedeutender Personen, dabei meist von einem Inhalt, der sowohl in Absicht auf die Briefsteller selber und deren Charakteristik, als auch in andern allgemeineren Beziehungen immerhin merkwürdig genug ist, um durch den Druck auch einem gröfseren Publikum bekannt zu werden. Denn es sind keine bloſse Zettel oder Einladungsbillets, die uns hier mitgetheilt werden, es sind auch nicht Briefe voll unbedeutenden und in keiner andern Beziehung wichtigen pikanten Persönlichkeiten, wie sie von speculirenden Erben heutiges Tages so oft der Öffentlichkeit übergeben oder vielmehr der an sol-

Digitized by Google

chen Kleinlichkeiten sich gefallenden Welt zum Verkauf angeboten werden; es sind vielmehr Briefe, die durch ihren Inhalt einen bleibenderen Werth zur Charakteristik derer, die sie schrieben, besitzen und so zu wohl beachtenden Documenten einer kurz verflossenen, bedeutsamen Periode werden, weshalb auch der Herausgeber diesen nicht unwichtigen Mittheilungen mit vollem Recht einen geschichtlichen und einen literarischen Werth beilegt. Auch finden wir nirgends die in solchen Mittheilungen zu beobachtende Discretion verletzt; wir finden nirgends Dinge zur Sprache gebracht, die ohne irgend ein allgemeines Interesse blos persönliche Verhältnisse und zwar solche, die nicht einmal vor das Forum der Öffentlichkeit gehören, behandeln; wir finden darin auch noch Nichts von dem zur Sprache gebracht, was den Inhalt so mancher andern Briefe bildet, in deren Besitz der Herausgeber sich befindet, von deren Inhalt er aber S. VII einige Andeutungen gibt, die wohl geeignet seyn dürften, das auf das Titelblatt gesetzte Motto zu rechtfertigen und uns, wie der Verf. sagt, „die Herren einer Generation ohne umgehängten Flitterstaat in nackter Wahrheit zu zeigen.“ (Wir führen daraus nur Nachfolgendes an: „Ein hochmüthiger edler Ritter, uralten Geschlechts, macht der Gattin des Herrn Verlegers, der das grofse Verdienst hatte, sehr pünktlich in der Zahlung des Honorars zu seyn, tiefe Complimente und küfst ihr „demüthig“ die Hand; — eine gefeierte Schriftstellerin verlangt vom Verleger, dafs er ihr philosophisches Werk unter dem Namen eines männlichen Verfassers und eines Magisters der freien Künste erscheinen lassen solle und begründet ihren Wunsch auf eine für das weibliche Geschlecht wenig schmeichelhafte Art; andere berühmte Literaten bestellen sich lobende Recensionen; — Novellenschreibende Philosophen tragen naturphilosophisches Urlutherthum vor und schliefsen mit Bitte um — Geldvorschufs. Doch nicht blos im Reiche der Schriftsteller gehen Dinge der Art vor; die menschliche Natur gibt der Schwäche überall ihren Tribut! u. s. w.“)

Die Sammlung selbst eröffnet ein Brief des Fürsten von Hardenberg, mit Recht von dem Herausgeber bezeichnet als ein „hellleuchtendes Beispiel der Milde und Humanität dieses grofsen Staatsmannes“; dann folgen mehrere andere, durch Inhalt wie selbst durch die Form äusserst merkwürdige Briefe des Fürsten Blücher; zwei Briefe von Johannes von Müller, nicht minder merkwürdig durch ihren Inhalt; ein Brief von Friedrich Karl von Moser. Dem Philologen werden die nun folgenden Briefe von Friedrich August Wolf ein besonderes Interesse gewähren, zumal da dieser über das Übersetzen der Poesien des Alterthums in deutsche Verse, namentlich auch in Bezug auf die Vossischen Übersetzungen, sehr offen und wahr sich ausspricht. Nun folgen Briefe von Friedrich Ludwig Zacharias Werner, von

Digitized by Google

Ludwig Robert (darin wird S. 108, 109 der französische Philosoph Cousin in seiner Persönlichkeit auf eine für ihn freilich wenig ehrende Weise gezeichnet! *)), Immanuel Kant, Johann Georg Hamann, Winckelmann, Henriette Händel-Schütz, Juliane von Krüdener (sehr merkwürdige Briefe), Marie Sophie La Roche, Freiherr von Knigge, Ramler, Zschokke, eine interessante Mittheilung des Hrn. Director Grotefend über verschiedene Inschriften auf den durch den Herausgeber dieser Schrift in Italien erworbenen, jetzt in dem königlichen Museum zu Berlin aufgestellten Etrurischen Gefäfsen; einige französische Gedichte des Fürsten Karl Joseph von Ligne, und eine Anzahl französischer Briefe des Grafen Ignaz Potocki und Abbé Piatoli; einer besonderen Aufmerksamkeit würdig sind aber wohl die nun folgenden Briefe des Feldmarschall Gneisenau aus den Jahren 1813 und 1816 zu nennen; desgleichen einige merkwürdige Briefe von Ernst Moriz Arndt aus derselben Periode, welche den Schlufs des Ganzen bilden.

Synonymen und Homonymen. (als Schmutztitel; dann als Haupttitel:) Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. Synonymen und Homonymen. Von J. G. v. Quandt. Leipzig, F. A. Brockhaus 1838. *XV und* 566 *S. in* 8.

Wir bemerken hier gleich, um jedem Mifsverständnifs vorzubeugen, dafs der Verf. unter Lesen: Geschriebenes verstehen, und unter Schreiben: seine Gedanken durch Worte mittheilen versteht, somit seine Schrift allerdings den zahlreichen Lesern und Schreibern unserer Tage wohl zu empfehlen seyn dürfte, damit sie bei der zugleich mit der Schreibwuth jetzt immer mehr überhand nehmenden Begriffs- und Sprachverwirrung, durch die man selbst sich jetzt ein Relief

*) Die längere Stelle, die man in dem Briefe selbst nachlesen mufs, beginnt mit folgenden Worten: „Cousin versteht viel von deutscher Philosophie, welches wirklich Viel ist, da er nicht viel oder kaum deutsch weifs. Er ist geistreich; aber er hat das umgekehrte Schicksal der Schillerschen Maria; sein Ruf ist gröfser als er u. s. w." Nun folgen Äufserungen über das doppelzungige Benehmen desselben, über seine lakaienartige Kriecherei gegen Minister und Exminister in deren Salons bei allem sonstigen Dünkel und Hoffarth, und dann die Worte: „Schmutzige Seelenwäsche! dachte ich; ungesäubertes Gemüth! meine einzige Rache gegen ihn besteht darin, dafs er es gewifs nicht im entferntesten ahndet, dafs ich ihn so durchschaue und dafs er mich für einen bon homme d'Allemand hält. — Wie denn aber die Franzosen eine gar feine Nase haben, so hat man schon Witterung hier, dafs es mit seinem Deutschwissen nicht weit her ist, und folgendes Witzwort ist gesagt worden: Nie wären zwei Philosophen so einig gewesen, wie Cousin und Hegel; der habe nämlich deutsch gesprochen, jener französisch, und da keiner den andern habe verstehen können, so hätten sie beide, um sich kein démenti zu geben, einander Recht gegeben."

zu geben sucht, zeitig lernen sich richtig, nach den Grundsätzen der Sprache und nach dem wahren Sinn und Gebrauch der Worte auszudrücken. In so fern nennen wir die Schrift des Verf. ein eben so nützliches und zeitgemäfses als dankeswerthes Unternehmen, durch welches den Verkehrtheiten der Zeit, dem groben Mifsbrauch, der besonders von der jüngeren Generation mit unserer Sprache getrieben wird, allerdings vorgebeugt und ein besserer Geschmack, der nur in der Wahrheit der Rede seinen Grund und sein Bestehen hat, zurückgeführt werden kann. Und dafs dies jetzt vor Allem Noth thut, wer wird es läugnen wollen? Zu diesem Zweck giebt uns nun der Verf. in dieser Schrift eigentlich das, was man eine Synonimik der deutschen Sprache nennen kann, und zwar in einer Vollständigkeit, die, wenn sie auch der Verf. selbst, ihrer Natur nach, für unerreichbar hält, doch diesen Namen wahrhaftig mit weit mehr Grund ansprechen kann, als andere, selbst in weit gröfserem Umfang unter uns verbreitete Schriften der Art, die aber noch weniger in der Schärfe, Bestimmtheit und Klarheit, womit hier alle Verschiedenheiten und Unterschiede festgestellt sind, einen Vergleich aushalten können. Es werden nämlich hier in alphabetischer Folge alle einzelnen sinnverwandten Ausdrücke aufgeführt, nach ihrem Grundbegriff wie nach den durch den Sprachgebrauch bestimmten Unterschieden in einer solchen Weise erörtert, die, selbst in bestrittenen oder für zweifelhaft angesehenen Fällen, keinen weiteren Zweifel über den wahren Sinn und die richtige Anwendung des Wortes übrig lassen kann und die zugleich einen Jeden in eine Lage setzt, wo er sich über jeden einzelnen Ausdruck befriedigende Rechenschaft selbst zu geben im Stande ist. Auf diese Weise hofft der Verf. mit Recht ein Gefühl für Wahrheit der Rede zu wecken, das in unserer krankhaft verzerrten und verweichlichten Zeit nur zu oft vermifst wird. Wer Belege dieses unseres Urtheils verlangt, den können wir getrost auf jedes Blatt, auf jede Seite des Buches verweisen. Es wird ihm dann auch nicht entgehen, dafs es insbesondere die schwierigeren in das Gebiet der geistigen Thätigkeit eingreifenden Ausdrücke sind, deren richtigen Bestimmung und Auffassung der Verf. eine vorzügliche Aufmerksamkeit zugewendet hat, wir meinen Ausdrücke wie z. B. Begriff und Vorstellung; Beschaffenheit und Eigenschaft; Besinnung, Bewufstseyn, Gewissen; beweisen, darthun, darlegen; Bild, Sinnbild, Bildwerk, Gemälde, Zeichnung; Dauer und Zeit; Vernunft und Verstand; Irrthum, Wahn und Verirrung; Scharfsinn und Witz; und so könnten wir wohl noch ein langes Register anführen, wenn solches überhaupt nöthig wäre. Aber auch andere Ausdrücke, selbst Partikeln, Adverbien u. dgl. (wie z. B. indessen und unterdessen, häufig und oft, vielmals)

Digitized by Google

sind mit gleicher Sorgfalt behandelt, hier und dort auch passende Belegstellen beigefügt, so wie einzelne Bemerkungen eines gelehrten Freundes, des Pastor Seidemann zu Eschdorf, welchem der Verf. seine Schrift mitgetheilt hatte. Noch empfehlen wir die beachtungswerthe Vorrede einer näheren Durchsicht; von dem ernsten und gewissenhaften Gebrauche des Buches selbst aber erwarten wir nur Gutes. Die äufsere Ausstattung in Druck und Papier ist vorzüglich.

Chr. Bähr.

GRAMMATIKEN UND SCHULSCHRIFTEN.

Die deutsche Sprache und ihre Literatur von Max Wilhelm Götzinger, Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am Gymnasium zu Schaffhausen. I. Erster Band. Die deutsche Sprache. Erster Theil. Stuttgart, Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung. 1836. 8. I. Abthlg. S. 1—284, II. Abthlg. S. 285—834. mit XXIV S. Vorrede und Inhaltsangabe.

Auch mit dem besondern Titel:

Die deutsche Sprache von M. W. Götzinger u. s. w. Erster Theil u. s. w.

Wir haben hier den Anfang eines Werkes vor uns, das im Ganzen vier Theile in zwei Bänden (richtiger freilich: zwei Theile in vier Bänden) haben wird, von denen zwei den besondern Titel: Die deutsche Sprache erhalten, zwei den besondern Titel: Die deutsche Literatur. Der vor uns liegende Theil enthält: Einleitung, Lautlehre und Wortlehre; der zweite wird enthalten: Satzlehre, Stylleh re und Metrik. So grofs, wie dieser erste Theil, sollen indessen die übrigen nicht werden. Das erste Werk aber, (die deutsche Sprache) soll noch in diesem Jahre, als ein Werk für sich, beendigt werden: diefs kündigt wenigstens der Verleger in einer Nachricht vom März d. J. an. Darauf soll dann die deutsche Literatur folgen.

Wir kennen den Verfasser schon vortheilhaft aus seinem vor einigen Jahren (1831 f.) erschienenen Werke in zwei Bänden, „Deutsche Dichter“, einer Sammlung auserlesener Gedichte unserer grofsen Meister, mit einem sehr interessanten und gehaltreichen Commentar; wovon der Text auch besonders in Einem Bande unter dem Titel „Deutscher Dichtersaal“ erschienen ist. Seine „Deutsche Sprachlehre für Schulen“, deren dritte Auflage im J. 1835 in Aarau erschienen ist, ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 59. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Grammatiken und Schulschriften.

(Beschlufs.)

Nicht sowohl für den Forscher und tiefern Kenner ist dieses Buch geschrieben, als für solche Gebildete, Lehrer und Bildungslustige, welche einen tiefern Blick in die Sprache, ihren Bau, ihre Mannigfaltigkeit im Leben der Dialekte, ihre Bildsamkeit und Ausbildung, ihre Vervollkommnung und zum Theil ihre Ausartung und dadurch auch für den eigenen praktischen Gebrauch gewinnen wollen, als entweder die bisherigen populären Werke bieten, oder der Zufall zu gewähren vermag. Es liegt ihm sehr daran, die an vielen Büchern über deutsche Grammatik nicht mit Unrecht getadelte Trockenheit zu vermeiden, und es gelingt ihm auch, theils durch die Klarheit und Lebhaftigkeit seiner Darstellung, theils durch die wohlgewählten und zahlreichen Beispiele, mit denen er seine Erörterungen belegt. Und indem er sich bemüht, „das Bild unserer Muttersprache nach allen Seiten hin aufzurollen", wie er sich ausdrückt, betrachtet er nicht blos die Schriftsprache von ihrer grammatischen und ästhetischen Seite, nicht blos die eigentliche Sprachlehre, sondern auch die Gesetze des Styls und den Mechanismus des Versbaues, sondern auch die Mundarten, und zwar diese in einer Ausdehnung, wie sie sich noch nirgends finden, so dafs man fast meinen möchte, es sey ihnen, in Vergleichung mit der historischen und allmähligen Entwickelung der Sprachformen, und deren Angabe durch den Lauf der Jahrhunderte herab, etwas zu viel Raum gegönnt, während die zuletzt angegebenen Hinsichten verkürzt erscheinen. Man sieht wohl, dafs der Verf. besonders für die Mundarten seit Jahren sich Collectaneen gemacht hat, was er auch selbst bemerkt. Mehrere kennt er, nach seiner eigenen Angabe, selbst genau. Wir haben jedoch hiebei Einiges zu bemerken. Erstlich räumt er zwar ein, dafs sich die Töne der Mundarten gesprochen oft ganz anders, als geschrieben, ausnehmen. Aber wir finden doch, dafs er, um die richtige Aussprache für den Nichtkenner der einzelnen Dialekte zu bezeichnen, nicht alle Mittel angewandt hat. Z. B. wenn er S. 54 sagt, der Schwabe spreche, statt Stein, Stoa: so ist dies erstlich nur für einen Theil Schwabens richtig: denn in der Gegend, in welcher Ref. lebt, spricht nicht nur Niemand so, sondern man würde dieses Stoa gar nicht einmal verstehen, ob man gleich nichts weniger als Stein spricht. Zweitens sieht die Schreibung Stoa aus, als klinge das Wort wie die Stoa der Stoiker, da doch das o wie in Lohn oder in Bohne lautet. Eben so sagt er da-

Digitized by Google

selbst (S. 215), Ohr klinge im Schwäbischen Aur. Das könnte man lesen, wie in traurig: und doch sagt Niemand so, weil der Klang eher der Schreibung Aor (in einigen Gegenden Schwabens Oar) nahe kommt. So sind S. 157 sechs, 159 acht schwäbische Wörter so gedruckt, dafs, wer die Aussprache nicht zum Voraus kennt, sie nicht errathen kann; S. 161. 165. 171. 173. 174. 220. 227. sind unter richtigen auch falsche Angaben der Aussprache. Auch die Schreibung Stoi für Stein giebt von der Aussprache nicht den rechten Begriff (S. 54), eben so wenig als ebd. Stai und Staa, wenn man nicht den Ton des o und a weifs. Sodann ist in den Dialektproben nicht blos häufig die Construction zu gelehrt, und aus der Schriftsprache genommen, sondern aus derselben Schriftsprache sind auch öfters Wörter zwischeneingeschoben, die nicht blos die Mundart entstellen und buntscheckig machen, sondern für die Bewohner der Provinz fast unverständlich sind. Doch sind die meisten getreu, in so weit es durch Schrift möglich ist, wiedergegeben. Endlich wird zuweilen ein Ausdruck als allgemein in einem Lande angegeben, während er es gar nicht ist. So heifst es z. B., überall in Schwaben sage man et statt nicht, während man in einem grofsen Theile net und in gewissen Fällen (aber mit nichts weniger als hellem e in beiden Fällen) netta spricht.

Doch wir gehen auf den Inhalt des Werkes über, soweit es vor uns liegt, ohne uns jedoch auf eine ausführliche Kritik einlassen zu können. Die Einleitung handelt auf den 31 ersten Seiten in 13 Paragraphen von der Sprache überhaupt, philosophirend, aber nicht in der unklaren Weise so vieler Neuern. Vom 14ten Paragraphen an geht der Verf. auf die deutsche Sprache über, und kommt sogleich auf die Mundarten §. 15. Im 16ten werden Oberdeutsch und Niederdeutsch unterschieden: die Streitfrage über deutsch oder teutsch wird nicht berührt. Es ist nun freilich eigentlich keine mehr, aber eine kurze Belehrung war doch nicht überflüssig. §. 17 werden von der alemannischen Mundart, wozu die schweizerischen Dialekte gehören, 10 Proben gegeben, die schönste, wie zu erwarten war, von Hebel. §. 18. drei Proben der schwäbischen Mundart: im Verhältnifs zu jener, zu wenige. Es giebt noch viel mehrere Variationen: fast keine Zeile des Gegebenen trifft z. B. ganz mit der Mundart der Gegend des Ref. zusammen. Auch ist hier an der aus Waizmann gegebenen Probe recht sichtbar, was oben Ref. als Fehler rügte: es kommt da eine Participial-Construction vor, die in ganz Schwaben unerhört ist: z. B. (wir übersetzen ins Hochdeutsche): „So liegt, von tausend Sorgen gegeiselt, wohl mancher Greis u. s. w. §. 19. Bairische Mundart, fünf Proben. Auch die Österreichische ist dazu gerechnet mit Tirol und Salzburg. §. 20. Fränkische Mundart; 7 ostfränkische und 6 westfränkische Proben. §. 21. Obersächsische Mund-

rt, 6 Proben. §. 22. Niederdeutsche Mundarten, und zwar
. 23. Niedersächsische Mundart 6 Proben; §. 24. Westphä-
sche 3 Proben; §. 25. Flamändische Mundart. §. 26. Die
eutsche Büchersprache, §. 27. Hochdeutsche Schriftsprache
ls Umgangssprache. Nun erst beginnt die Grammatik: S.
35. und zwar geht das erste Buch, die Lautlehre, bis
. 287. Sie handelt: 1. Von der Eintheilung der Laute. 2.
on der Biegung und Verschiebung der Laute. 3. Von der
liederung der Sylben. 4. Von der ästhetischen Geltung der
aute. 5. Von der Rechtschreibung. Nun folgt das zweite
uch, die Wortlehre bis S. 834. und zwar 1. Von den
Vortarten. a. Übersicht. b. Das Verb [so schreibt der Vf.,
as Wort, mit Vielen, nach französischer Weise es häfslich
erstümmelnd]. c. Hauptwort. d. Beiwort. e. Fürwort. f.
Zahlwort. g. Adverb. h. Präposition und Conjunction. 2.
Vortbiegung. a. Conjugation. b. Deklination. 3. Wortbil-
ung. a. innere Wortbildung. b. Ableitung. c. Zusammen-
etzung. d. Bildung der Fürwörter. e. der Zahlwörter und
er gesteigerten Beiwörter. f. der Adverbien. g. der Prä-
ositionen und Conjunctionen. h. der Interjectionen. 4. Von der
hythmischen Geltung der Wörter. Anhang: Unterscheidung
er Wortarten durch die Schrift, und die Trennung der Wörter.

Im Allgemeinen können wir nun dieses Werk allen den-
enigen empfehlen, welchen es bestimmt ist; wenn wir auch
chon einiges Mifsverhältnifs der Theile bemerkt haben, na-
entlich in Beziehung auf die Ausführlichkeit über die Mund-
rten, neben der beschränkten Berücksichtigung der histori-
chen Entwicklung der Sprachformen. Eine durchgreifende
ritik können wir hier nicht geben: aber über Einzelnes er-
uben wir uns noch einige Bemerkungen.

Wenn in dem §. 127. (von der deutschen Büchersprache)
esagt wird, Holland werde sich, früher oder später, bequemen
üssen, entweder die hochdeutsche oder die französische
prache als Organ der Poesie und Wissenschaft zu wählen;
scheint diese Behauptung auf einer mangelhaften Kenntnifs
er Holländer und ihrer Literatur zu beruhen. Ref., welcher
elegenheit hatte, sie genauer kennen zu lernen, und ihre
arstellenden Werke in Poesie und Prosa zu studieren, der
ch in Holland zur Zeit der französischen Herrschaft befand,
at oft genug bemerken können, wie theuer den Holländern
re vaterländische Literatur ist, und wie sie auch alle Ur-
ache haben, sie hoch zu halten. So wenige Deutsche sind,
elche die Literatur der Holländer genauer kennen und wür-
gen; so sehr achten diese Wenigen auch die grofsen Pro-
aiker derselben, welche die Holländer zu einer Zeit hatten,
o in Deutschland die Sprache sehr im Argen lag, nemlich
n siebenzehnten Jahrhundert. Damals lebte z. B. der Ta-
itus der Holländer, Pieter Corneliszoon Hooft, wel-
em Deutschland in jenem ganzen Jahrhundert Keinen ge-

Digitized by Google

genüber zu stellen hat. Man sehe nur, was ein Sachkenner in dem Niederländischen Museum (Carlsruhe b. Müller. 1837. 8.), von dem so eben das erste Heft erschienen ist, S. 19 bis 56 über ihn und den Dichter Jost van den Vondel spricht, so wie über die holländische Literatur überhaupt.

Die S. 276 f. verlangte Unterscheidung, wonach unter ß und ſs der Unterschied zu machen wäre, dafs man z. B. Kuß schriebe, aber nicht Kuß, sondern Kuſs, nicht Wagniß, sondern entweder Wagnis oder Wagniſs, wird wohl das Schicksal so mancher Verbesserungsvorschläge haben, welche an dem Herkommen gescheitert sind, besonders wenn sie keine innere Nothwendigkeit in sich trugen, oder nicht sehr klar und einleuchtend waren.

Zum Schlusse legen wir dem Verf. zu §. 170 (Übersicht ablautender Wortgeschlechter) S. 628—640 noch einige Zweifel vor, welche auf die Etymologie Bezug haben, da uns manche Wörter, die zusammengestellt sind, nicht zu dem Wortgeschlechte zu gehören scheinen, bei dem sie stehen; z. B. Magd steht bei Macht unter mögen; Volk bei Befehl unter Befehlen; Molch (mit einem Fragzeichen) unter Milch. Man sehe Frisch u. d. W., woraus wenigstens hervorgeht, dafs diese Zusammenstellung nicht richtig ist, wenn auch Frisch's Vermuthung keinen Grund hat. Auf ihn möchten wir auch bei Brunst und Brunnen verweisen, die nicht zusammengehören können; eben so wenig Gespons unter spinnen, Wunde unter winden, wobei uns der Vf. an sich winden denken heifst, welches auch Schmerzen empfinden heifse. Vielleicht sieht er jetzt diesen Einfall selbst für das an, was er ist. Hätte er uns noch auf verwinden, s. v. a. verschmerzen, hingewiesen, so wäre der Irrthum nicht so in die Augen fallend. Warm und Wurm stehen mit Fragzeichen unter werben. Daran ist bei ihrer offenbaren Verwandtschaft mit θερμός und *vermis* (ἕλμις) nicht zu denken. Ob es wohl so gewifs seyn mag, dafs richten nebst Richtung nichts gemein habe mit richten, Richter? Und wie kommen dagegen Weihe, Weh und Wicht unter weihen zusammen? und wie Wittwe (besser Witwe, vidua) unter wetten? und warum gieng der Vf., bei Angabe der ablautenden Wörter, unter der Wurzel saugen, nicht noch einen Schritt weiter, von Sau, Sucke, Sucel [sucula] zu Schwein, das ja, wie man aus σῦς (σύϊος), *suimis*, sieht, zu derselben Wurzel gehört? Doch genug solcher Fragen. Wir wären sehr ungerecht, wollten wir nicht erklären, dafs selbst für Solche, denen die neueren Forschungen nicht fremd sind, viel, recht viel aus dem Buche zu lernen sey, dafs der Verf. nicht blos die Resultate fremder Forschungen unter die Leute bringe und popularisire, dafs namentlich das Capitel von der Wortbildung, in frühern Grammatiken oft so mager, oft ganz man-

gelnd, hier (von S. 589 bis 818) vorzüglich reich und gehaltreich ausgestattet sey, und dafs die Darstellung und die zweckmäfsig gewählten Beispiele die Lectüre des Buches, neben der vielfachen Belehrung, zugleich auch anziehend mache, welches man nicht von allen zu ähnlichem Zwecke geschriebenen Büchern der neuern und neuesten Zeit rühmen kann.

Elementargrammatik der griechischen Sprache, nebst eingereihten Übungsaufgaben zum Übersetzen aus dem Griechischen ins Deutsche und aus dem Deutschen ins Griechische, von Dr. Raphael Kühner, Conrector an dem Lyceum zu Hannover und ordentlichem Mitgliede des Frankfurter Gelehrtenvereins für Deutsche Sprache. Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1837. XII und 204 S. gr. 8.

Herr Conr. Kühner, dessen gröfsere (ausführliche) griechische Sprachlehre und dessen griechische Schulgrammatik wir in diesen Jahrbüchern mit dem verdienten Beifall angezeigt haben (Jahrg. 1835 Febr. 1836 Aug. 1837 Apr.), rundet mit diesem Buche den Kreis seiner griechischen Lehrbücher gleichsam ab, oder er macht vielmehr deren Stufenfolge vollständig. Haben des Vfs. frühere Schriften über die griechische Grammatik, noch vor dem Erscheinen seiner grofsen Grammatik, schon den denkenden Lehrer gezeigt, der nicht blos den betretenen Wegen nachgeht, sondern auf Verbesserung der Bahn sinnt, ohne jedoch der Gründlichkeit Etwas zu vergeben; so hat er mit seinen drei abgestuften Grammatiken dargethan, dafs er den Stoff in seinem ganzen Umfange zu bewältigen gesucht hat, und dafs es ihm gelungen ist. Dafs er aber erst die ausführliche Grammatik, dann die Schulgrammatik, endlich die Elementargrammatik geschrieben hat, und nicht umgekehrt in der Ordnung, wie sie gebraucht werden sollen, daran hat er, scheint uns, wohl gethan. Trug doch immer die gröfsere Arbeit die Bürgschaft für das Gelingen der kleinern in sich, was im entgegengesetzten Falle nicht immer stattfindet. Die Anordnung dieses vorliegenden Buches unterscheidet sich bedeutend von der der beiden gröfsern Grammatiken, wegen des Zweckes der Vereinigung der Theorie und Praxis gleich von Anbeginn. Es soll, heifst es in der Ankündigung, der gelernte Stoff gleich wieder zur lebendigen Anwendung gebracht werden: darum bewege sich denn auch das Ganze in einer fortwährenden Wiederholung der gelernten Formen oder Regeln, wodurch der erlernte Stoff immer in frischer Gegenwart erhalten werde; überdies werde nie eine noch unbekannte Form anticipirt, überhaupt Nichts, was nicht mit dem Geiste erfafst sey, ins Gedächtnifs aufgenommen. Dieses Versprechen hält das Buch auf die umsichtigste Weise, und Ref. kann nicht umhin, zu wünschen, dafs es auf recht vielen Anstalten zum Erlernen der Elemente des Griechischen möge gebraucht werden. Es kann in der Hand eines tüchtigen Lehrers nur von segensreichen Folgen seyn. Freilich weifs er nur allzugut, und erfahrt es durch

Digitized by Google

seine amtliche Stellung täglich, welche fast unübersteigliche Hindernisse sich der Einführung besserer Lehrbücher an vielen Lehranstalten entgegensetzen, ja er ist selbst nicht für gar zu häufiges Wechseln: aber wo das Bessere so einleuchtend ist, wie hier, sollte man weniger bedenklich seyn. Und so hoffen wir denn mit Zuversicht, dafs sich dieses Buch durch seine Methode sowohl als deren gute und gründliche Ausführung Bahn brechen werde, wenn schon die Zeit selbst diesen Studien eben nicht sehr günstig ist. Uebrigens scheint der Verf. guten Muth zu haben und auch haben zu dürfen, da er sich in der Vorrede so äussert: „Die Erlernung der alten Sprachen selbst ist seit Jahrhunderten als die beste Gymnastik des jugendlichen Geistes, als das einfachste und sicherste Mittel, die intellectuellen Kräfte des Knaben nach den verschiedensten Richtungen hin zu wecken, zu üben und auszubilden, anerkannt worden, und die Bekanntschaft mit den grofsen Meisterwerken, die in jenen Sprachen abgefafst sind, die Anschauung und Durchdringung des grofsartigen Lebens, das in dem griechischen und römischen Alterthume überall hervortritt, eignet sich in der That mehr, als die Beschäftigung mit irgend einer andern Wissenschaft, dazu, den Geist und das Gemüth der Jugend kräftig zu erfassen und für die Ideen des Edeln, Schönen und Grofsen zu begeistern.“ Goldene Worte! wollte der Ref. eben, sie durch seine eigene Überzeugung und Erfahrung bestätigend, ausrufen, als er sich noch zu rechter Zeit besann, in welcher Umgebung er lebt und schreibt. Eine solche Ketzerei gegen die herrschende Zeitansicht, einen solchen Aberglauben an verjährte und mit Triumph beseitigte Vorurtheile, darf man sich vielleicht noch in der Heimath des Verfs. oder in Preufsen und Sachsen erlauben, in jenen finstern Ländern, wo die Weisheit des Tages noch nicht so ganz durchgedrungen ist, vor deren strahlendem Richterstuhle die schlimmste Eigenschaft einer Institution die ist, wenn sie schon „seit Jahrhunderten“ besteht, und der schlimmste Fehler einer Behauptung der, wenn die Besten und Weisesten der frühern Zeit sie als Wahrheit erkannt haben. Als vor einigen Tagen die öffentlichen Blätter den Tod des als Lehrer und Gelehrten hochverdienten D. L. Ramshorn in Altenburg, mit Anerkennung seiner Verdienste, meldeten, hatte ein gewisses Residenzblatt nichts Angelegentlicheres zu thun, als diese Anerkennung zu verhöhnen, und es sehr problematisch zu finden, wie ein Mensch Verdienste haben könne, der sich mit alter Literatur beschäftige, oder gar die Jugend damit plage und verbilde: und mit verstärktem Schalle hallte der Witz vor den Ohren des Ref. nach.

Doch zu unserm Buche zurück. Nach der Lehre von den Sprachlauten und den Buchstaben S. 1—8, dann der Lehre von den Sylben S. 9—12 wird im dritten Cap., damit die Verbindung der Theorie und Praxis möglich werde, anderer-

Digitized by Google

seits aber die vollständige, so sehr complicirte, Lehre vom Verbum nicht gleich bei dem Beginne den Schüler zu lange hinhalte und ermüde, Einiges aus der Lehre vom Verbum auf Einer Seite gelehrt, nemlich das Präsens Activi, Medii oder Passivi, zwei Imperativformen dieser Genera verbb., und das Präsens Infinitivi davon: genug, um durch die gleich darauf folgende Lehre von den Deklinationen die Möglichkeit zu gewähren, in Zwischenräumen, die das Lernen und Verstehen der Formenlehre erfordert, gleich eine Menge von Sätzen aus dem Griechischen ins Deutsche, und umgekehrt, übersetzen zu lernen. Nun folgt die Lehre von dem Substantivum und Adjectivum bis S. 46, die Lehre vom Adverbium bis S. 47, die Lehre vom Pronomen bis S. 52, die Lehre vom Zahlworte bis S. 56. Erst jetzt wird, nachdem der Schüler schon viele zweckmäfsige Aufgaben durchgemacht und sich in der Sprache schon ziemlich orientirt hat, zum eigentlichen Conjugiren geschritten, und die Lehre vom Verbum genau abgehandelt, nach jeder Gattung des Verbums aber gleich wieder die praktischen Übungen fortgesetzt, und so kommt die Reihe nach einander an die Verba pura, impura (muta, liquida) und die auf μι: endlich auf die Anomala, durchaus klar und lichtvoll, und auf engem Raume in hohem Grade reichhaltig, ohne Verwirrung, bis S. 144. Jetzt beginnt die Syntaxe, deren Einleitung geht bis S. 155. Es folgt die Syntaxe des einfachen Satzes, und zwar von den Hauptbestandtheilen des einfachen Satzes bis S. 163; von dem attributiven Satzverhältnisse bis S. 164; von dem objectiven Satzverhältnisse, bis S. 188; endlich die Syntaxe des zusammengesetzten Satzes und zwar in Beziehung auf Beiordnung nnd Unterordnung, wo dann Substantivsätze, Adjectivsätze, Adverbialsätze, Fragesätze zur Sprache kommen, und zuletzt von der Form der obliquen oder indirecten Rede gesprochen wird.

Wir wollen jedoch unsere Anzeige nicht schliefsen, ohne noch einige Bemerkungen beizufügen, die der Verf., wenn er sie gegründet findet, bei einer neuen Auflage benützen mag. Zuerst wiederholen wir, was wir schon in einer frühern Anzeige sagten, dafs uns die seltsame und dabei inconsequente Schreibung der grammatischen Kunstausdrücke nicht recht gefalle: z. B. Verb, Akzent (und doch Kontraktion, nicht Kontrakzion), Enclitica (S. 10) und Enklitika (S. 11) u. dgl. S. 4 ist nicht ganz richtig gesagt, das Adverbium so heifse eigentlich οὕτω, erhalte aber vor Vocalen ein ς und heifse dann οὕτως: denn erstlich ist noch nicht gewifs, ob οὕτω die Grundform ist: wahrscheinlicher οὕτως, und zweitens ist der Gebrauch von οὕτως vor Consonanten nichts weniger als unstatthaft. — S. 6 möchten wir fragen, ob denn ει der lange Vocal von ε, und ου der lange Vocal von ο genannt werden könne (bei der Verwandlung von λέοντσι in λέουσι, von σπένδσω in σπείσω)? — S. 10. §. 13. hätten wir

doch neben *Atona* noch das Hermann'sche *Proclitica* gesetzt und erklärt, besonders da es auf die *Enclitica* ein Licht wirft, und die Lehre, wann die Atona einen Accent bekommen, erst dadurch klar und faſslich wird. — S. 14 und S. 19 steht wiederholt, daſs die weiblichen Deminutivformen auf ον Feminina seyen. — S. 42 heiſst es in der Lehre vom Comparativ: „Der verglichene Gegenstand, der im Deutschen durch als angereiht wird, wird im Griechischen entweder durch ἤ, als, quam; oder, und zwar gewöhnlich, nach Weglassung von ἤ, im Genitiv (im Lat. im Ablativ) gesetzt.“ Gut, aber doch nicht unbedingt bei jedem Casus, z. B. ich gebe deinem Bruder ein schöneres Buch, als dir: hier würde σοῦ die Rede sehr zweideutig machen. Eine gröſsere Grammatik oder der Lehrer mag dann die Fälle angeben, in welchen bei einem andern Casus, als bei dem Nominativ nach als, der Genitiv stehen kann: z. B. Aristot. Eth. Nic. 9. 8: κάλλιον εὖ ποιεῖν φίλους ὀϑνειῶν. — S. 48. Wie kommt es wohl, daſs der Vf. auf der ersten Zeile wir, uns (acc.) beiden schreibt, so auch lin. 15 v. u. „Wir beiden schreiben, ihr beiden aber spielet“, lin. 6 v. u. wir beiden lernen: und doch lin. 11 v. u. richtig: die Mutter liebt uns beide —? Etwas Anderes ist es, wenn man mit dem Artikel im Nominativ und Accus. sagt: die beiden. — S. 49 unten und S. 50 oben sollten die Regeln über den Gebrauch des Possessivpronomens einerseits mit einander in Verbindung gesetzt, andererseits auch angegeben seyn, wann das Eine und wann das Andere geschehe, sonst begeht der Schüler, ungeachtet der Beispiele, Fehler, — S. 53 ist (wie auch in den beiden gröſsern Grammatiken) die Form des Koppa so, daſs der Schüler es nicht erkennt, wenn er es sonst wo findet. Man vergleiche einmal die Formen auf den Kupfertafeln bei Fischer ad Wellerum T. I. — S. 190 steht *celerius prudentius fecit*, wo der Vf. *celerius quam prudentius fecit* schreiben wollte. Dies mag einer von den wenigen Druckfehlern seyn, von denen das Buch sonst sehr frei ist. Es ist sehr schön, auf gutem Papier und mit deutschen Lettern gedruckt, nicht mit lateinischen, wie die beiden gröſsern Grammatiken desselben Verfassers. Mehr über diese Elementargrammatik zu sagen scheint übrigens nicht nöthig. Wir begnügen uns mit Wiederholung unserer auf genaue Ansicht des Buches gegründeten und wohl erwogenen Empfehlung desselben.

Grammatische Studien von Friedrich Lübker, Doctor der Philosophie und Conrector der königlichen Domschule zu Schleswig. Erstes Heft. Studien zur Syntax des Adjectivums und Adverbiums in den alten Sprachen. — Parchim und Ludwigslust, Verlag der Hinstorffschen Hofbuchhandlung. 1837. 98 S. 8.

Schon im J. 1833 schrieb der Verf. eine *Commentatio de Participiis Graecis Latinisque* (Altonae), welche dem Ref. nicht zu Gesichte gekommen ist, für die aber das vorliegende

Digitized by Google

Heft ein günstiges Vorurtheil erweckt. Der Vf. gehört offenbar zu denjenigen Schulmännern, welche die grammatischen Spracherscheinungen mit denkendem Geiste betrachten, und, um mit besserem und sichererm Erfolge zu lehren, erst sich selbst darüber Rechenschaft zu geben suchen, und die Ursachen auffallender Constructionen nicht blos in einem Eigensinne des Sprachgebrauches oder gar in Zufällen, sondern in den Gesetzen des menschlichen Geistes und in dem Charakter und in den Eigenthümlichkeiten der Sprachen selbst suchen. Dies ist das Charakteristische der vor uns liegenden „grammatischen Studien", die wir nicht blos denen empfehlen können, welche als Verfasser von Grammatiken höhern Anforderungen genügen wollen, sondern auch Schulmännern höherer Klassen und Herausgebern von Klassikern, welche in ihren Commentaren das grammatische Element beachten, und sich dabei nicht begnügen, die Paragraphen einiger gangbaren Grammatiken zu citiren. Eine ausführliche Kritik der aufgestellten Sätze können wir hier nicht geben, auch einen Auszug nicht, der erschöpfend genannt werden könnte. Wir müssen uns vielmehr mit einer allgemeinen Angabe des Inhalts begnügen, damit unsere Leser nicht sowohl erfahren, was, als worüber sie Etwas finden werden.

Die Schrift zerfällt in zwei Capitel: Studien zur Syntax des Adjectivums, und Studien zur Syntax des Adverbiums. Man würde sich jedoch sehr irren, wenn man glaubte, es werde hier etwa eine vollständige Zusammenstellung der syntaktischen Regeln für den Gebrauch des Adjectivs und des Adverbiums gegeben. Es werden vielmehr vorzüglich einzelne Erscheinungen herausgehoben, classificirt und darüber Rechenschaft gegeben, die von unserer Sprech- und Denkweise abweichen oder auch von dem gewöhnlichern Sprachgebrauche in den alten Schriftstellern selbst. Namentlich gehört hierher der Gebrauch des Adjectivs statt anderer Redetheile, wenn z. B. ein Adjectiv steht, wo man den Genitiv eines Substantivs erwartete, wie Hom. Od. 3, 190: Φιλοκτήτην, Ποιάντιον ἀγλαὸν υἱόν: oder eines Pronomens, wie Xen. Apol. 27: τοῖς ἐμοῖς εὐνοις: oder gar wie Soph. Antig. 793: νεῖκος ἀνδρῶν ξύναιμον; Soph. Aj. 935: ἀριστόχειρ ἀγών; Pind. Ol. 3, 4: ὀλυμπιονίκαν ὕμνον; Pyth. 5, 39: ἀριοθάρματον γέρας. Ferner Abweichungen vom Erwarteten und Naturgemäfsen durch Verschiebung oder Umstellung des eigentlichen Verhältnisses zwischen einem oder mehrern Adjectiven und Substantiven, die im Lateinischen noch auffallender stattfindet, als im Griechischen; z. B. Virg. Aen. 2, 231: *tergo sceleratam intorserit hastam;* 6, 268: *ibant obscuri sola sub nocte;* Ovid. Heroid. 18, 144: *aurea lanigero vellere vexit ovis.* Ferner der proleptische Gebrauch der Adjective, z. B. Soph. Antig. 872 sq.: τὸν δ'ἐμὸν πότμον ἀδάκρυτον οὐδεὶς φίλων στενάζει. Dann Adjective für Zeitbe-

Digitized by Google

stimmungen, z. B. Plaut. Capt. 3, 5, 67. *nisi cotidianus sesquiopus confeceris;* bei Raum- und Orts-Angaben: Hor. Sat. 1, 6, 28: *domesticus otior;* bei Vorstellungen der Schnelligkeit aus den Verhältnifsbegriffen des Raumes und der Zeit gemischt, z. B. Ov. Met. 2, 119: *jussa deae celeres peragunt;* der Plötzlichkeit, Tac. Hist. 3, 47: *subitus irrupit;* des Grades: Cic. ad Att. 11, 24: *Philotimus nullus venit* u. s. w. — Aus dem zweiten Capitel bemerken wir, dafs zuerst, wie im ersten vom Adjectivum, eine philosophische Betrachtung über das Adverbium als Sprachtheil vorausgeschickt wird, sodann Fälle vorkommen, wo das Adverbium statt eines Adjectivs steht, z. B. Thuc. 2, 17: μὴ ῥᾳδίως οὔσης τῆς ἀναχωρήσεως αὐτῷ. Sall. Jug. 94: *uti prospectus facilius foret;* Cic. pro Sest. Rosc. 5: *quaestionem haud remissius sperant futuram;* bei Zeitbestimmungen: οἱ νῦν ἄνθρωποι; bei Gradbestimmungen: ἡ σφόδρα ἄγνοια, jenes auch im Lateinischen: Ter. Andr. I. 2. 4: *heri semper lenitas* u. s. w. Doch dies sey genug, um zu zeigen, welche interessante Fälle besprochen werden, wie es geschieht, mögen diejenigen, welche es interessirt, in dem Buche selbst nachlesen: denn zu Erörterungen theoretischer oder praktischer Art gebricht es uns an Raum. Dafs auch zu letztern sich einiger Stoff fände, wollen wir zum Schlusse nur an zwei Beispielen aus dem Agricola des Tacitus zeigen, Agr. 6: *uti longe a luxuria, ita famae propior.* Hier sagt der Vf. S. 75: „die Adjectivform *longus* wäre ganz und gar der Absicht des Schriftstellers zuwider gewesen; es wären dann beide Satzglieder in ein ganz paralleles Verhältnifs zu einander gesetzt worden, eins hätte nur das andere erläutert, und es wäre ihm das Bestreben zugeschrieben worden, sich von der Schwelgerei fern zu halten.“ Als ob Tacitus, oder irgend Jemand, sagen oder denken könnte: *longus a luxuria!* Freilich sagt er hintendrein, das Adjectivum würde schon aus grammatischen Gründen hier nicht stehen können: das Warum ist aber sehr unklar angegeben. Es liefse sich einfacher sagen, und die obige Auseinandersetzung, was es mit *longus* heifsen würde, ist rein überflüssig. Ebd. 16: *hic cum egregius cetera, arroganter in deditos, et ut suae quoque injuriae ultor, durius consuleret, missus Petronius Turpilianus, tanquam exorabilior.* Hier sagt er: „man könne allerdings *arroganter* auf *consuleret* grammatisch beziehen: aber immer liege doch im Adjectivum *egregius* der allgemeine Charakter des Mannes, im Adverbium nur das Verfahren in einem einzelnen Falle.“ Gut: aber das ist ja gesprochen, als ob Tacitus auch hätte *arroganus* schreiben können, und als ob man nicht *arroganter* zu *consuleret* construiren müfste! Als ob nicht der Sinn wäre: Hic [Paullinus] cum, quamvis ceteroqui vir egregius, arroganter consuleret in deditos, et paullo durius (ut suae quoque injuriae [privatae] ultor); missus est Turpi-

Digitized by Google

lianus, tanquam exorabilior. — Doch das benimmt der Schrift an ihrem Werthe nichts, die wir hiemit wiederholt zur Beachtung und Benützung empfehlen wollen, ob wir gleich nicht alle Beispiele passend, alle Erörterungen klar und über Einwendungen erhaben finden.

Classiker und Bibel in den niedern Gelehrtenschulen. Reden an Lehrer und gebildete Väter von Dr. Eduard Eyth. Basel, im Verlag von C. F. Spittler. 1838. IV u. 208 S. kl. 8. Mit dem Motto aus Lucretius:

Desine, scriptorum novitate exterritus ipsa,
Exspuere ex animo rationem: sed magis acri
Judicio perpendo: et si tibi vera videtur,
Dede manus, aut, si falsa est, accingere contra.

Wenn Ref. in neuerer und neuester Zeit die Menge von Vorschlägen auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts liest, welche sich als so vernünftig geben, dafs man nicht begreifen kann, wie es nicht von je her so gewesen, und als so nothwendig, dafs man es als Verrath an der Menschheit erklärt, wenn auch nur noch einen Tag mit Verwirklichung derselben gezaudert wird; dann blickt ihm zwischen den Zeilen dieser Berichtiger immer der trostlose und ihn wehmüthig machende Gedanke heraus: was waren doch unsere Väter für einfältige, unverständige Leute, dafs sie nicht sahen, woran es der Menschheit gebricht! oder, wenn sie es sahen, was für ruchlose und gottlose Leute, dafs sie die Menschheit, der sie so wohlfeil, oft mit so geringem Aufwand von Kraft helfen konnten, geflissentlich im Schlamme der Unwissenheit und Verkehrtheit stecken liefsen, während sie doch schon um ihrer selbst willen hätten helfen sollen. Jene Verbesserer aber kommen ihm dann vor, wie die, welche einem grofsen Unheil allein mit heiler Haut, wie durch ein Wunder, oder durch ganz besondere Geschicklichkeit entgangen sind, und gleich den Boten im Hiob sagen können: „und ich bin allein entrunnen, dafs ich dir es ansagete.“ So Etwas fiel dem Ref. bei der Lorinser'schen und Diesterweg'schen Jeremiade über unsere Gymnasien und Universitäten ein: so Etwas bei dem klug berechneten Schreien nach Umgestaltung unserer Lehranstalten, nach Einführung Hamilton'scher und Jacotot'scher Panaceeen. Ob nicht Diesem oder Jenem bei der Lectüre des vorliegenden Buches, aus welchem übrigens warmes Interesse für das Wohl der nachwachsenden Geschlechter und religiöser Sinn unverkennbar spricht, ähnliche Gedanken kommen mögen? Wir fürchten beinahe: denn auch uns kommen die Besorgnisse, die der Vf. hegt, dafs in der Jugend durch die Lectüre von Bruchstücken aus den Klassikern, wie sie in unsern Chrestomathieen ausgehoben sind, der Geist der Irreligiosität, der Unsittlichkeit, der Anmaafsung, der Kriegslust, eines unverjohrnen*) Dünkels, der Widerspenstigkeit, der eiteln Ruhmsucht ge-

*) Ref. verstand lange das Wort unverjohren nicht, bis er endlich von einem Freunde erfuhr, es sey ein seltsamer Würtembergischer Berolinismus, für unvergohren.

Digitized by Google

nährt werde, zu ängstlich, vor; auch uns will es nicht scheinen, als sey der Inhalt der lateinischen und griechischen Lesebücher, wie wir sie den Knaben bis zum vierzehnten Jahre in die Hände geben, Mitursache oder gar Hauptursache der Religionslosigkeit, die sich häufig in den höhern Ständen und bei vielen jetzigen Schriftstellern finde, als sey selbst das Wahre und Gute in den Alten gefährlich, und um so gefährlicher seyen die in ihnen herrschenden irrigen Grundsätze, weil auch ganz Billigungswerthes darunter sey (*Timeo Danaos*, sagt der Verf. bei dieser Gelegenheit, et dona ferentes *)); auch uns will es bedünken, als könne man ohne Ungerechtigkeit der alten Philosophie nicht so unbedingt die Prädicate beilegen, sie sey meistens unverständlich, unheilig, die Thatkraft lähmend und abstumpfend, unrein, unklar, nicht gehörig ernst, eigennützig, stolz, schwankend und unsicher; als sey es zuviel gesagt, wenn der Verf. vor den Klassikern mit den Worten warnt: „man soll die Jugend nicht quälen, dafs sie ihre Zähne an vergoldeten, aber hohlen, Nüssen ruinire"; wenn er sagt, dafs jetzt unsre niedern lateinischen Schulen „Schulen des Neides und Stolzes" seyen, dafs „die Amphibien zwischen deutscher und lateinischer Anstalt, [welcher seltsame, schiefe Begriffe veranlassende Ausdruck!] die Realanstalten, darum so mächtig wachsen, weil die Eltern sehen, dafs ihre Kinder mit den alten Sprachen keine Zugabe für das Herz und für das Leben erhalten"; auch wir möchten glauben, es sey doch etwas zu stark, wenn man sage, jene Chrestomathieen seyen Schuld, dafs den Schülern „Thermopylä höher stehe, als Golgatha"; und dafs die Gemüther mit falschen Freiheitsideen angesteckt werden, und wenn der Vf. am Ende gar sagt: „die Buchstaben [d. i. die klassische Philologie, die er S. 161 auch durch Wortwissenschaft übersetzt] haben uns getödtet, der Geist [d. h. christliche lateinische Lehrbücher] soll uns wieder lebendig machen." Eine Menge ähnlicher Behauptungen und Vorwürfe **) übergehen wir, und eben so müssen wir uns

*) Ref. erschrak beinahe, als er S. 103 las: „der Verf. bekenne mit Schaamgefühl und mit Reue, dafs er die Fertigkeit im Lesen der Klassiker durch manchen für die Ewigkeit verlorenen Augenblick, durch manches angeregte sündige Gefühl, durch manchen Fehltritt seines Lebens sich habe erkaufen müssen." S. 101: „in der klassischen Geschichtschreibung, einer nach Form und Stoff Gottverlassenen, sey der Geist von oben hinweg, es herrsche das Fleisch, und dieses sey eine geistige caro suina (bei Suetonius z. B.), welche billig jedem geistigen Israeliten zu kosten untersagt seyn sollte."

**) Einen Vorwurf, der Göthe'n gemacht wird, können wir nicht übergehen, weil er uns ungerecht scheint. Göthe hat bekanntlich ein Lied gedichtet, welches beginnt: Ich hab' mein Sach' *auf Nichts* gestellt Das soll eine höhnische Beziehung seyn auf das alte Kirchenlied: Ich hab' mein' Sach' *auf Gott* gestellt. Aber dieses Lied des alten Joh. Pappus beginnt gar nicht so, sondern mit einem andern Gedanken in anderer Form: Ich hab' mein' Sach' Gott heimgestellt: er mach's mit mir, wie's ihm gefällt; und das hat Göthe doch nicht parodirt.

Digitized by Google

auch enthalten, eine entgegengesetzte Ansicht ausführlich zu entwickeln, besonders da wir nicht gesonnen sind, das Schöne, Wahre und Gute in den vorliegenden Reden deswegen zu verkennen, weil wir des Verfs. Besorgnisse nicht zu theilen vermögen, und die Schlüsse aus Prämissen, die wir theilweise einräumen, uns etwas rasch und nicht genug begründet erscheinen. Ref. treibt die Lectüre der Klassiker, in Chrestomathieen und ohne chrestomatische Auswahl, schon über 50 Jahre, hat Hunderte von Mitstudierenden und Schülern zu beobachten Gelegenheit gehabt, hat in 27jährigem Lehrerberuf zwar die Bildung durch die Klassiker und das Studium der alten Sprachen für sehr wichtig und fruchtbar, aber dabei doch sittliche und religiöse Veredlung für das Wichtigste und Höchste gehalten, hat als mehrjähriger Vorstand mehrerer Anstalten auf die Einflüsse der verschiedenen Unterrichtszweige sorgsam geachtet, hat viele Verirrungen von Schülern gesehen, deren Quellen nachgespürt und sie erforscht, aber sie in ganz andern Dingen entdeckt, als in den Klassikern, deren Irrthümer, wo welche sind, von einem klarsehenden Lehrer, der Alles, was er lehrt, mit sittlich-religiösem Geiste treibt, leicht beseitigt werden können; er hat im Gegentheil in der Regel diejenigen Schüler immer am meisten religiös und sittlich veredelt gefunden, die mit rechtem Ernst und mit nicht anderswoher verdorbenem und verschraubtem und frivol gewordenem Sinne das Studium der klassischen Sprachen und Schriftsteller von früher Jugend an getrieben hatten: er hat gefunden, dafs gerade diesen des Alterthums religiöse Verirrungen, dessen, freilich unchristliche, Poesie, dessen politischer Egoismus, dessen ewige Kriege, dessen durch mifsverstandenen Freiheitsdrang entstandene vielfache Verwirrungen, dessen Lob mancher Sinnesart und Handlungsweise, die die reinere Religion mifsbilligen mufs, dessen philosophische Fehlgriffe in Theorie und Praxis — dafs, wenn nur der Lehrer mit klarem Sinne ein auf das Höchste gerichtetes Gemüth verband, alles dieses, und was man sonst noch Schlimmes auf die Alten schieben und ihnen nachsagen hann, die Religiosität und die Sittlichkeit der Schüler rechter Art nicht erschüttert, am allerwenigsten aber ihnen die Fehler und Mifstritte eingeimpft hat, mit welchen diejenigen oft am meisten behaftet waren, die vor dem Gifte der Alten sorgfältig bewahrt, und, mit sorgfältigster Berechnung ihres künftigen „Berufes", mit Realien grofsgefüttert wurden. Man würde aber den Ref. sehr mifsverstehen, wenn man glaubte, er halte die Auswahl der Stücke, vom sprachlichen Zwecke abgesehen, für gleichgültig, oder er sey mit der gegebenen Auswahl in unsern Chrestomathieen ganz einverstanden. Nein, er mifsbilligt selbst z. B. manches Frivole des Spötters Lucian, als für die Jugend ungeeignet, und, wenn nicht der Lehrer recht nach-

Digitized by Google

drücklich das Nöthige sagt, als schädlich; er glaubt selbst mehrere Stellen von Xenophons Memorabilien des Sokrates entweder gar nicht, oder nur mit ernster Warnung lesen lassen zu dürfen: aber bei rechtem Gebrauche der Alten hat er an sich selbst und Andern stets Früchte und Folgen gefunden, deren er sich nur freuen kann.

Doch es ist Zeit, unsern Lesern nur noch kurz zu sagen, was sie in dem Buche zu suchen haben und finden werden. Es sind fünf Reden, mit mehrern Beilagen, in der Schule vor Knaben von 10 bis 14 Jahren und den Honoratioren einer Würtembergischen Landstadt, bei Gelegenheit von Preisevertheilungen oder auch andern Schulfesten, gehalten, und zwar in einer schönen, lebendigen, vom Herzen kommenden Sprache. Die Knaben, denen ohnehin gar Vieles unverständlich geblieben seyn muſs, (z. B. die ästhetische Unterscheidung zwischen Form der Form, Form des Inhalts und Inhalt des Inhalts eines Gedichts,) *) mag sich der Verf. oft weggewünscht haben, weil er mit demselben Munde die Klassiker, die als Preise gegeben wurden, zu eifrigem und wiederholten Studium empfehlen (S. 3. 4.), und zugleich vor den zum Lernen aus den Klassikern ausgehobenen Stücken, ja vor der gesammten alten Literatur, in Beziehung auf Religion, Poesie, Philosophie, Staat, Sittlichkeit und die gesammte Weltansicht, warnen zu müssen glaubte. Die erste Rede enthält „Allgemeine Umrisse über das klassische und biblische Alterthum"; die zweite ist überschrieben: „die profane und heilige Poesie"; die dritte: „Über das Studium der Geschichte"; die vierte: „Über die alte Philosophie"; die fünfte: „Zusammenfassung des Bisherigen und neue Vorschläge." Diese fünfte Rede ist gleichsam der constructive Theil, da man die übrigen den destructiven nennen könnte. Dem Knaben, heifst es, soll eine lateinische Chrestomathie (aber nicht aus Klassikern ausgehoben, sondern neu lateinisch geschrieben) in die Hände gegeben werden, die entweder blos christlich-religiösen Inhalts wäre, oder den künftigen Beruf der Schüler berücksichtigte, dafs sie nemlich Künstler, oder Kaufleute oder Gelehrte (nemlich Facultäts-Gelehrte) werden sollen — Soldaten aber sollen seine Schüler nicht werden: — darum soll auch die Chrestomathie durchaus Nichts von Krieg und Blutvergiefsen enthalten. Die Sprache soll „leidlich" klassisch seyn: es sey überhaupt besser, wenn nun einmal eine Unebenheit seyn soll, man habe „christliche Bücher in einer heidnischen Sprache, als heidnische

*) S. 53 scheint dies der Vf. selbst zu ahnen, denn er sagt: „Doch ich vergesse, meine Herren, dafs ich in einer Schule rede." Auffallend ist es uns auch gewesen, dafs der Vf. gegen das Ende des Buches behauptet, Jünglingen dürfe man die Klassiker (natürlich mit all ihrem Gifte, nicht in chrestomathischer Auswahl) unbedenklich in die Hände geben: nur Knaben nicht einmal eine Auswahl vor Vollendung des 14ten Lebensjahres.

Digitized by Google

Menschen in einer christlichen Zeit.“ Für die griechische Chrestomathie wird kein Auskunftsmittel vorgeschlagen. Statt der alten Geschichte, die nichts als Blutdurst und Ehrgeiz predige, soll man die biblische Geschichte, Vaterlandsgeschichte, neuere Geschichte und Statistik in der Form der Klassiker, aber mit dem Geiste der heiligen Schrift (S. 90) zum Mittelpunkte des Unterrichts machen, und zwar in mehrern Stunden, nicht nur „in Brosamen, die von der Herren Klassiker Tische fallen.“ —

Die Glanzpartie des Buches sind für den Ref. die schönen Proben heiliger Poesie, die der Verf. in den Beilagen giebt, (nicht die gereimten und reimlosen Stücke aus Horatius und den griechischen Gnomikern *): auf diese wollen wir unsere Leser besonders aufmerksam machen, und möchten gerne davon eine Probe mittheilen. Doch haben vielleicht unsere Leser Proben in der Christoterpe, dem Theophilus, der schweizerischen evangelischen Zeitung, den Jugendblättern von Barth, oder dem Correspondenzblatte der Lat. u. Reallehrer in Würtemberg gelesen. Er giebt z. B. die Amalekiterschlacht (nach 2 Mos. 17, 8—14); den Priesterschmuck (nach 2 Mos. 38.), den 148sten Psalm, Sauls Neid (nach 1 Sam. 18, 10. 11.), Davids Grofsmuth (1 Sam. 24, 1—8.), Psalm 90, Psalm 139, Gnomen aus Salomo und Sirach. Wir können jedoch den Lesern noch Mehreres Gelungene der Art versprechen, indem der Vf. eine eigene Sammlung seiner poetischen Bearbeitung biblischer Themen, unter dem Titel „Harfenklänge aus dem alten Bunde“, nächstens in derselben Verlagshandlung herausgeben wird, welche enthalten sollen: 1) die Jugend Davids, in metrischer Bearbeitung, 2) fünfzig Psalmen, und 3) hundert biblische Gnomen. Dafs der Vf. der Sprache und der Form sehr mächtig ist, hat er schon durch seine in gereimten Versen übersetzte Odyssee bewiesen; dafs er von dichterischem und religiösem Geiste durchdrungen ist, beweisen die vorliegenden Proben. Viel Schönes und Wahres hat er auch in diesen Reden gesagt: vielleicht findet er auch Leser, die dieselben ganz ansprechen, unter die freilich der Referent nach seiner subjectiven Ansicht, so wie nach seinen Erfahrungen, nicht gehört, ob ihm gleich bei der Jugendbildung das religiöse Element nicht nur sehr wichtig ist, sondern obenan über Allem steht. Er glaubt aber, dafs jeder Unterricht, nicht nur der in der Religion, bei einem wahrhaft christlichen Lehrer zu einem sittlich-religiös bildenden werden

*) Die Anmerkungen des Vfs. zu den altgriechischen Gnomen werden bei einigen Lesern die Vorstellung erregen, er habe deren Sinn entweder unabsichtlich oder absichtlich mifsverstanden und verdreht. Ref. glaubt das nicht, aber er bemerkt, dafs er solche Gnomen aus Jakobs' Blumenlese früher oft mit 14jährigen Schülern gelesen, aber zur Verwahrung vor Mifsverständnissen und falscher Anwendung im Leben, das ein christliches seyn soll, kaum eines leisen Winkes bedurft habe.

Digitized by Google

könne und solle, und dafs ein solcher Lehrer getrost auch die Klassiker mit Schülern des bezeichneten Alters treiben könne.

Eben als Ref. im Begriff war, die obige Anzeige an die Redaction der Jahrbb. einzusenden, kommt ihm das angekündigte Werk desselben Vfs. zu:

Harfenklänge aus dem alten Bunde, von Dr. Eduard Eyth. — Basel, Verlag von C. F. Spittler. 1838. 306 *S. kl.* 8. *oder vielmehr* 12.

Da wir oben schon angegeben haben, was es enthalten werde, so bleibt uns nur zu sagen, dafs der dritte der angegebenen Bestandtheile desselben, hundert biblische Gnomen, nicht gegeben ist, wohl aber Davids Jugend in 43 Liedern, und fünfzig Psalmen. Nicht vergebens haben wir uns darauf gefreut, aus den uns bekannten Proben einen schönen Genufs erwartend. Der Vf. besitzt alle Eigenschaften, die zum Gelingen eines solchen Unternehmens erforderlich sind: ein religiöses und poetisches Gemüth, einen geläuterten Geschmack, eine Gewalt über Sprache und Versbau, die nirgends Zwang und Noth durchblicken läfst; dabei ist er seines Stoffes vollkommen Meister, so dafs er auch den Charakter der Personen und den Ton seines Urbildes nicht verfehlt. Wir können diesem Buche einen viel ungetheiltern Beifall, als den Reden, versprechen; denn selbst Solche, welche in unsrer frivolen, materiellen Zeit ein religiöser Inhalt wenig anziehen möchte, werden sich durch die Form angesprochen fühlen. Da wir indessen nicht Raum für eine Recension ansprechen dürfen, so schliefsen wir unsere Anzeige mit ein Paar Proben, deren erste wir der Jugend Davids entnehmen, die zweite den Psalmen, die unsere Absicht, nach Mehrerm begierig zu machen, uns gewifs nicht verfehlen lassen werden. S. 159 aus N. XXXVII: Sieg (über die Amalekiter):

Halloh, ihr muth'gen Zecher! Jetzt kommt der rechte Wein!
Der fliefst in eure Becher so blutigroth hinein!
Jetzt sind's die rechten Weisen! Das rechte Panner wallt!
Hui! wie das Lied vom Eisen durch Mark und Beine schallt!

Vom Morgen tobt's zum Abend: und noch verheert die Schlacht!
Wie ist die Ruhe labend, ihr Schläfer in der Nacht!
Man bettet mit dem Schwerde, und deckt mit Leichen zu:
Das Kissen ist die Erde, der Wächter, Tod, bist du!

XXII. Allwissenheit und Allgegenwart.

Der du auf lichtem Throne sitzest
Und meines Lebens ganze Bahn
Mit hellem Flammenaug' durchblitzest,
Ich bete dich, Urew'ger, an!
Du weifst, wenn ich mich niederlege,
Du weifst es, Herr, wenn ich erwacht,
Was ich im tiefsten Geist bewege,
Was ich von ferne nur gedacht! —

Wie sind des Ewigen Gedanken
So wundervoll, so grofs und hehr,
Erhaben über alle Schranken,
Und endlos, wie der Sand am Meer!
Ich zähle sie mit seel'gen Wonnen:
Am stillen Abend fang' ich an,
Die lange Nacht ist hingeronnen,
Die grofse Arbeit nicht gethan!

Ulm. *G. H. Moser.*

N°. 60. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Heinrich Bullingers Reformationsgeschichte nach dem Autographon herausgegeben auf Veranlassung der vaterländischen historischen Gesellschaft in Zürich von J. J. Hottinger und H. H. Vögeli. Erster Band. Frauenfeld 1838. 447 *S.* 8.

Der Verfasser erfüllt durch diese und die folgenden Anzeigen blos einen Auftrag seines Collegen, des Herrn Redactors dieser Jahrbücher, welcher darin besteht, die ihm übergebenen Schriften zur Kenntnifs des Publicums zu bringen, er darf daher in eine eigentliche und gründliche Kritik nicht eingehen, und hofft auf die Nachsicht des Publicums, wenn er hie und da bei Büchern, die er nur flüchtig durchlaufen hat, eine irrige Meinung sollte geäussert haben. Er giebt, was er hier sagt, nur für seine individuelle Meinung aus, nicht für das Urtheil eines kritischen Tribunals, und giebt zu, dafs er vielleicht Manches ändern würde, wenn er das Buch förmlich studirte. Er hütet sich daher auch, in diesen Anzeigen entweder ausgezeichnetes Lob oder sehr scharfen Tadel der Verf. auszusprechen, was er nicht scheuen wird, bei Büchern zu thun, die er aufmerksamer gelesen hat, so dafs er Tadel und Lob durch Eingehen in das Einzelne begründen kann.

Was Bullingers Reformationsgeschichte angeht, so stützen sich die Herausgeber wegen des Druckes derselben auf einen Ausspruch Johanns von Müller. So wenig nun auch Ref. dem Berufen auf dergleichen Auctoritäten und dicta berühmter Männer, die nichts beweisen, wenn sich die Sache nicht durch sich selbst rechtfertigt, und oft viel verderben, gewogen ist, so gesteht er doch gern, dafs die Sache hier für sich selbst spricht, und dafs Johannes v. Müller ihm (dem Ref.) bei der einzigen Unterhaltung, die er je mit ihm hatte, etwas Ähnliches sagte. Ref. hatte damals das Leben des Theodor Beza und Peter Martyr herausgegeben und erzählte Müller, welche handschriftliche Quellen der Schweizer Reformationsgeschichte in Gotha zu finden wären: darauf erwiederte Müller durch eine lange Erläuterung über das, was in Zürch vorhanden sey, und setzte hinzu, dafs er für den Zweck der Fortsetzung seiner Schweizergeschichte unfehlbar nach Zürch reisen werde. Die Herausgeber sagen in der Vorrede, die

Digitized by Google

handschriftliche Chronik Bullingers zerfalle in zwei Abtheilungen, die Geschichte der Eidgenossenschaft von der frühesten Zeit bis auf den Anfang der Reformation, und die Reformationsgeschichte von 1519 — 1532. Dafs die Herausgeber diese zweite Abtheilung zuerst herausgegeben haben, wird ihnen der deutsche Gelehrte gewifs Dank wissen, da er in diesem Bande Manches finden kann, was ihn in Beziehung auf die allgemeine Geschichte anzieht und was besonders für das Verhältnifs der Zwinglianer, deren Redner hier auftritt, zu den Lutheranern sehr wichtig ist. Die erste Abtheilung kann schwerlich für unsere Zeiten noch Bedeutung haben; denn ein grofser Geschichtschreiber ist der wackere Bullinger nicht. Ob auch hier nicht des Hesiodus Satz, dafs in gewissen Fällen das Halbe besser frommt als das Ganze, anzuwenden gewesen sey, müssen die Herausgeber, die ihr Publicum und das Bedürfnifs ihrer Schweizer Landsleute besser kennen als Ref., auch besser beurtheilen können als er, der ganze Capitel würde weggelassen haben, um die, worauf es ankommt, zugänglicher zu machen, und die Spreu des sechzehnten Jahrhunderts vom Waizen für das neunzehnte zu sondern.

Obgleich dieser erste Theil nur 1519 — 1528 enthält, also die Zeit der Augsburgischen und der vier Städte Confession und das Marburger Gespräch, worüber Ref. Bullinger am liebsten gelesen hätte, nicht begreift, so will er doch einige Proben von der historischen Manier des wackern Bullinger geben. Er wählt, weil man Luthers erstes Auftreten damit vergleichen kann, zunächst die Erzählung von Zwingli's erstem Auftreten als evangelischer Prediger, noch ehe er als eigentlicher Reformator gegen den Ablafs eiferte. Ref. folgt dabei Bullinger Wort für Wort, ohne jedoch seine Sprache oder seine Orthographie beizubehalten. Es heifst §. 4. S. 12, nachdem Zwingli vom Probst und Capitel zum Prediger bestellt worden, habe er unter andern gesagt: dafs er mit Gottes Hülfe ihm hätte vorgenommen, zu predigen das heilig Evangelium Matthaei ganz und im Zusammenhang, nicht aber die Evangelia dominicalia zerstücket! Das wollte er erklären mit Geschrifft und nicht mit Menschen Gutdünken, Alles zu ehren Gott, seinen einigen Sohn unsern Herrn Jesu Christo und zu rechten Heil der Seelen und frommer biederer Leute Unterricht.

Digitized by Google

Dieses Anerbieten, fährt er fort, gefiel Einigen im Capitel recht wohl und waren defs froh. Die Andern meinten, es wäre doch einige Änderung und Neuerung, die würde wenig Gutes bringen; diesen antwortete er aber: es wäre die alte Gattung und keine Neuerung zu predigen. Man wisse ja wohl, was die homiliae Chrysostomi und die tractatus Augustini in Joannem wären. Ausserdem wolle er sich befleissen, so christlich zu handeln, dafs kein Liebhaber göttlicher, evangelischer Wahrheit einige rechtmäfsige Ursach zu klagen haben werde — — — Etwas weiter unten heifst es dann:

Da ward bald ein ausserordentlicher Zulauf von jedermann, besonders vom geringeren Haufen, zu Zwingli's evangelischen Predigten, in welchen er Gott den Vater pries und alle Menschen allein auf Gottes Sohn, Jesum Christum, als den einigen Heiland vertrauen lehrte. Heftig begann er dann gegen Mifsglauben, Superstition und Gleifsnerei zu reden. Die Bufse oder Besserung des Lebens und christliche Liebe und Treue foderte er heftig von seiner Gemeinde. Die Laster, als Müfsiggang, Übermaafs im Essen und Trinken, und in Kleidern, Unterdrückung der Armen, fremde Dienste und Kriege, strafte er streng, drang ernstlich darauf, dafs die Obrigkeit Gericht und Recht hielte, Wittwen und Waisen schirmte, und dafs man sich befleifse, die eidgenossische Freiheit zu behaupten und den Fürsten und Herren Beulen zu schlagen. Über dieses Predigen begann sich dann das Volk seit diesem 1519ten Jahr zu entzweien; denn etliche in der Gemeinde, auch der Gewaltigen und Geistlichen, hörten es gern und lobten Gott um dieses Predigens willen, die Andern waren übel zufrieden und schalten den Zwingli, weil er die Stadt Zürch in grofs Leiden bringen werde.

Im folgenden §. 5. wird dann die Geschichte des Ablafskrämers Bernard Samson naiv und unterhaltend erzählt. Bullinger berichtet, dafs auch der Bischoff von Constanz nichts von dem päbstlichen Ablafskrämer wissen wollte, sondern die Zürcher Pfarrer aufforderte, sich ihm zu widersetzen. Weiter unten wird berichtet, wie ihm der Dechant Heinrich Bullinger durchaus nicht erlaubte, seine Ablafsbude in Bremgarten aufzuschlagen, wie er fort mufste und, ehe er abzog, den Dechant, den er hier zweimal eine bestia schilt, in den Bann that. Dann heifst es S. 17 weiter von Zwingli:

Digitized by Google

Nun hat aber in Zürch der Zwingli sehr heftig wider diesen Ablafskrämer, wider seinen Ablafs und Dispensationes seit dem neuen Jahr gepredigt, wie zum Theil schon vorher gemeldet ist, und hatte grofsen Zulauf von vielen; denn man fing an die Römische Büberei zu merken. Gerade um diese Zeit war ein eidgenössischer Tag zu Zürch, dahin hatte auch der Bischoff von Constanz Gesandte gegen den Mönch geschickt. Als daher der Mönch von Bremgarten aus in Zürch darum ansuchte, dafs man ihn dort zulassen möchte, und im guten Vertrauen geradeswegs hinritt, und an die Syl bis zum Wirthshause zum Ochsen kam, waren dort einige vom Zürcher Rath, die ihm andeuteten, dafs er nicht in die Stadt kommen dürfte, weil man ihn dort nicht wollte (dann man sin nitt wöllte). Es ward ihm gleichwohl als einem Gesandten des Pabstes, mit dem man damals noch Bündnifs hatte, Beides, Ehren und Labe Wein, geschenkt. Es stand auch im Rathe zu Zürch, als berathschlagt ward, ob man den Mönch einlassen solle, Einer auf, der sagte, man solle ihn einlassen, aber alsbald ergreifen und ertränken. Weil aber, wie gesagt, in Zürch ein eidgenössischer Tag war wegen des Wirtemberger Zugs, drang Samson darauf eingelassen zu werden, als hätte er, als Gesandter des Pabstes, etwas im Namen seines Herrn bei den Eidgenossen anzubringen. Es ward ihm dann zwar erlaubt, herein zu kommen, als man aber hörte, warum es zu thun sey, und dafs er durchaus keinen Auftrag vom Pabste habe, deutete man ihm ernstlich an, er sollte sich aufmachen und nicht lange säumen, und sich aus der Eidgenossenschaft wegbegeben und beim Wegziehen niemand mehr betrügen. Er solle auch, ehe er Zürch verlasse, den Dechant von Bremgarten absolviren und künftig niemand mehr verurtheilen (wyter verklagen). Der Dechant von Bremgarten war nämlich schon vor dem Mönch in Zürch angekommen und hatte dort die Gesandten des Bischoffs von Constanz gefunden, die ihm sehr günstig waren, und hatte ihnen Alles erzählt, was sich begeben hatte. Der Dechant hatte auch in der Zürcher Regierung sehr gute Freunde und unter den Eidgenossen, denen er anzeigte, was vorgefallen sey. Diese gaben ihm zur Antwort: er sollte nur ohne Sorgen seyn, sie wollten ihm schon Frieden schaffen und ordnen, damit er hernach nicht weiter von Rom geplagt würde; er sollte ihn erst aller Dinge ledigen. Das geschah auch,

Digitized by Google

obgleich sich der Mönch nicht gar willig dazu verstand und obendrein heftig erzürnt war.

Zwingli sagte auch zum Dechant, er hätte wohl und redlich gehandelt, dafs er seine Schäflein vor dem Wolf geschirmt. Er solle tapfer fortfahren und durchaus keine Rücksicht auf den Ablafs nehmen. Derselbe Zwingli nahm auch Anlafs von diesem Samson und handelte sehr ernstlich, da auch der Bischoff Schreiben und Boten in dieser Sache an ihn schickte, dafs der Bischoff Hugo sich tapfer den Römischen Bübereien und Verführungen widersetze; denn das Wort Gottes und evangelische Wahrheit werde gewifs an den Tag kommen. Der Bischoff solle dem Landenbergischen Geschlecht die Ehre anthun, dafs er unter den ersten Bischöffen das göttliche Wort annehme und fördere. Damals war Johann Fabri Vicarius nicht so heftig gegen Zwingli, als er hernach ward u. s. w.

Über die Züge der Schweizer nach Italien wird wohl niemand bei Bullinger Auskunft suchen, eher über den Bauernkrieg, soweit er die der Schweiz benachbarten Gegenden anging; man findet die Notizen darüber S. 241 u. f., wo auch die berühmten zwölf Artikel angeführt sind. Es heifst davon S. 245:

Wer aber den Bauern diese Artikel angegeben und aufgezeichnet habe, darüber kann nichts Gewisse angegeben werden, ausser dafs Einige sie dem Doctor Christoph Schappeler von Sct. Gallen zuschreiben. Ich selbst habe aber von Schappeler gehört, dafs er sich über diese Behauptung sehr beschwert, und mir mehr als einmal gesagt, dafs er Willens gewesen, Carion, der ihn in seiner Chronik als den Verfasser genannt hat, wenn er noch am Leben gewesen, eines Bessern zu berichten. Es geschehe ihm, sagte er, Unrecht und Kränkung, da er mit den Bauern nichts zu thun gehabt, auch manche der Artikel ihm nicht in den Sinn gekommen wären. Viele Leute schrieben den Bauernaufstand Luthers Büchern und Predigen zu. Luther hat aber selbst darüber geschrieben und sich gerechtfertigt; auch hat er ja den Adel gegen die Bauern aufgehetzt, so dafs manche deshalb übel von ihm urtheilen. Das Alles lasse ich auf seinem Werth beruhen. Gewifs ist, dafs die Bauern das, was sie gethan haben, weder aus dem Evangelio noch aus den Aposteln gelernt, und doch war zu der Apostel Zeiten die Leibeigenschaft fast allgemein. Paulus aber gebot den Sclaven zu thun,

Digitized by Google

was sie schuldig seyen in Beziehung auf zeitliche Güter, deren die Obrigkeit waltet, und deswegen haben denn auch die Apostel nicht einmal Zank, geschweige denn Aufruhr, angerichtet. Sie haben jedermann gelehrt, thun, was man schuldig und was an jedem Orte Brauch ist. Es sind daher böse Lehrer, welche die armen Leute also angeführt haben.

Das von den Eidgenossen gefoderte und festgesetzte berühmte Religionsgespräch zu Baden nimmt hier einen bedeutenden Raum ein, und man wird bei der Gelegenheit mit Erasmus Roterodanus auf eine solche Weise bekannt gemacht, dafs man ganz erstaunt ist, den biedern und derben Bullinger als einen Meister der feinsten Persiflage auftreten zu sehen. Er schilt den Erasmus nicht, er tadelt ihn nicht einmal, aber er zeichnet den Achselträger, der Gott und zugleich dem Teufel dient, den berühmten Gelehrten, der sich des Ruhmes wegen dem Beelzebub verkaufen würde, den feigen Freund der Cardinäle und vornehmen Herren, der nicht den Muth hat, in den Geruch revolutionärer Gesinnung zu kommen, ganz meisterhaft in aller Einfachheit und Natürlichkeit seines einer Chronik angemessenen Styls. Dies geschieht bei der Gelegenheit, als Erasmus (S. 352), der dieser zyt zü Basel by dem trucker Frobenio whonet, von den 12 Orten durch Boten und Briefe gebeten und zum höchsten ermahnt wird: das er ouch uff ir angeschlagene disputation kumen und die warheit hälffen wöllte an tag bringen und schirmen zu eeren Gottes und der Kyrchen uffenthalt und güten, und dieser sich siner blödikeit und krankheit halber dann entschuldigt, gen Baden zu kommen. Der Auszug aus Erasmus Brief ist meisterhaft für die Charakteristik der Art Leute, an denen unsere Zeit so reich ist, die vornehm und berühmt, aber eben deswegen weder kalt noch warm, oder, wie Dante sagt, des Himmels und der Hölle auf gleiche Weise unwürdig sind.

Was die Disputation zu Baden angeht, so erzählt Bullinger zuerst, wie und warum die Zürcher sich weigerten, Zwingli der Gefahr auszusetzen, von seinen bittern Feinden in dieser Stadt ergriffen zu werden, wo acht Orte an der Regierung Antheil hatten, unter denen Luzern den Zwingli selbst in effigie, Freiburg seine Bücher verbrannt hatte. Bullinger rückt S. 344—346 den Geleitsbrief ein, den die sieben Orte Zwingli ausstellten, und fährt im §. 187 S. 347 fort,

Digitized by Google

naiv zu berichten, wie wenig Zwingli und die Zürcher dem tückischen Geleitsbriefe trauten. Sie beharrten darauf, heifst es, dafs die Schaar Fanatiker des römischen Glaubens, welche sich in Baden sammelte, und der Dr. Eck, der bekanntlich die Bannbulle wider Luther durch sein Zanken hervorrief, den man zum Klopffechter und Schreier gebrauchen wollte, nach Zürch kommen möchten, um dort zu disputiren, wenn sie durchaus streiten wollten. Ref. will, um die Leser der Jahrbücher in Stand zu setzen, selbst zu urtheilen, was sie in dieser Chronik der Reformationszeit finden und wie Bullinger, die Actenstücke und Briefe im Auszuge seinem Berichte einverleibend, die Geschichte behandelt, als letzte Probe auch noch den §. 187 hier einrücken. Er giebt ihn wörtlich in neuerem Deutsch wieder:

Als in Zürch der erwähnte Geleitsbrief vorgelesen war, ward man einig, bei der Instruction und dem Auftrage, die man vorher den beiden Gesandten gegeben hatte, streng zu beharren, nämlich dafs diese Gesandten die sämmtlichen Herren, sowohl die Bevollmächtigten der Cantone als die Gelehrten, bitten sollten, nach Zürch herauf zu kommen, wo Zwingli sich zur Disputation willig stellen werde. Als die Zürcher Gesandten dies nicht erhalten konnten, ritten sie, wie ihnen ihre Herren befohlen, wiederum heim, und wollten mit der Disputation in Baden gar nichts zu thun haben.

Zwingli gab aber auf der Eidgenossen Geleitsbrief eine Antwort, die er an die Gesandten der Eidgenossen zu Baden richtete am 16. Mai (1526). In diesem Schreiben sagt er unter anderem: es sey wahr, er habe sich stets erboten, und erbiete sich noch, wenn man ihn Besseres mit Gottes Wort beriehte, wolle er folgen; er habe indessen niemals versprochen, an alle Orte zu kommen, wo es den Leuten einfiele, solche Disputationen zu halten; die Sache könne mündlich oder auch schriftlich in Zürch recht gut abgethan werden. Ob man ihm nämlich gleich ein Geleit in bester Form gebe, so geschehe dieses doch nur, um ihn herauszubringen. Dann schrygind alle Bäpstler, Kätzern sölle man nütt halten. Zwingli fährt dann fort:

Da ferner in dem Geleitsbrief vorkommt, dafs die, denen er ertheilt wird, sich geleitlich halten sollen, so geht er mich nicht an; denn sobald ich den Pabst einen Antichrist nennte, würde man sagen, ich hätte mich ungeleitlich betragen und

Digitized by Google

das Geleit gebrochen. Dann würde natürlich die Beurtheilung, ob dies wirklich geschehen sey, den sieben Orten, das heifst im Grunde den fünf römischen, welche die Mehrheit bilden, zukommen. Das ist mir ganz zuwider. Jetzt soll mich der Landvogt von Baden mit einigen Kriegsleuten abholen; auf der Zusammenkunft zu Einsiedeln hiefs es dagegen, Zürch sollte Kriegsleute dazu geben. Würde ich auf diese Weise nach Baden geführt, so käme ich auf jeden Fall (einist wie anderist) in der fünf Orte Gewalt. Weil ich mich aber durchaus nicht entschliefsen kann, an irgend einem Orte oder Ende zu kommen, wo die fünf Orte Gewalt haben, so bedarf ich keines Geleits nach Baden, dann ich nitt nach Baden will. Man dringt aber nur darum darauf, dafs ich nach Baden kommen soll, damit ich bei andern Leuten, wenn sie hören, dafs ich schlechterdings nicht nach Baden will, in den Argwohn komme, ich wollte darum nicht, weil ich mich scheue, meine Lehre zu verfechten. Allein man setze einmal die Disputation nach Zürch, Bern, Sct. Gallen, und es wird sich zeigen, ob man dann noch lügen kann, dafs ich mich fürchte. Dann ich nütt lieber dann ein unpartheysche Disputation haben wöllte. Aber Baden ist mir gar nicht gelegen. Bullinger fügt hinzu, Zwingli führe hernach neun Ursachen an, warum ihm Baden nicht gelegen (bequem) sey. Die Hauptsache komme darauf hinaus, er wolle sich eines Theils nicht ohne Noth in Gefahr begeben, und andern Theils wolle er nicht Anlafs zu einer innern Fehde unter den Eidgenossen werden.

Den Ausgang der Disputation, oder vielmehr den Ausgang des Streits zwischen Oecolampadius (Hauslamp), dem berühmten Baseler Reformator, und Eck, dem berühmten Ingolstädter Scholastiker und sophistischen Ketzermacher, welche die einzigen eigentlichen Gottesgelehrten unter den Versammelten waren, berichtet Bullinger S. 351 mit seiner gewöhnlichen Naivität und reinem, gesundem, jeden Schnörkel und jede Künstelei verschmähenden Ton, folgendermafsen:

Es disputirte dort unter den römischen Geistlichen Niemand als Doctor Eck allein, wie auch Niemand predigte, als nur diejenigen, welche auf des Pabsts Seiten waren. Der Doctor Eck redete aber oft recht unbescheiden mit bittern schmählichen Worten; auch entwischte ihm mancher Schwur, wie Potz Marter. Das ging ihm Alles hin, ohne dafs der

Präsident drein redete. Wenn aber die auf der andern Seite etwas freier reden wollten, da war man ihnen gleich auf der Haube: Sie sollten *sich* geleitlich halten und geleitlich reden. In der Kirche vor der Kanzel hatten sie viel alte Bücher und von allerlei Art, und rühmten sich, dafs darin stände, die Messe wäre 1500 Jahre alt.

Bei den Leutpriestern in Baden lagen sie zur Herberge und führten ein Prassen und schnödes ärgerliches Wesen. Verbrauchten viel Wein, den ihnen der Abt von Wettingen liefern mufste. Die Evangelischen dagegen wurden verachtet und verspottet, als bettelhafter, elender, kahler Haufe und verdorbener Fasel. Wilhelm Honow, mit dem Beinamen Heytz, der Wirth zu Baden zum Hecht, wo Oekolampadius in Herberge lag, der Acht gab, was er in seinem Zimmer machte, sagte, wenn er naeh ihm sähe (uff in lugete), so bete oder lese er. Anfangs war Oekolampadius fast ungehalten, dafs Zwingli nicht nach Baden wollte, schrieb ihm Briefe und ermahnte ihn dahin zu kommen. Sobald er aber nur erst eine kurze Zeit dort gewesen war und gesehen hatte, wie die Sachen dort beschaffen wären, schrieb er dem Zwingli ganz anders. Er lobte ihn, dafs er eine Eingebung von Gott gehabt hätte, und lobte Gott, dafs er nicht nach Baden gekommen sey. Denn wie er jetzt die Sache ansähe, so würden sie, wenn er gekommen wäre, beide mit einander verbrannt oder sonst ermordet worden seyn, worüber denn noch ausserdem wahrscheinlicher Weise ein heftiger Krieg entstanden seyn würde.

Ref. glaubt durch diese ausgehobenen, ausgewählten Stellen seine Pflicht gegen verständige Leser dieser Jahrbücher und gegen die Herausgeber dieser Chronik besser erfüllt zu haben, als durch ein langes und breites Reden und Sophistisiren. Er schliefst mit dem Wunsche, dafs der zweite Theil bald nachfolgen möge, wo er dann nicht unterlassen wird, die Stellen anzudeuten und auszuheben, die für das Verhältnifs der Zwinglianer als politische und religiöse Parthei zu den Lutheranern besonders wichtig sind; auch in Beziehung auf die Confessio tetrapolitana zum Schmalkaldischen Lutherthum.

Schlosser.

Der österreichische Geschichtforscher. Herausgegeben von Joseph Chmel, reg. Chorhern von Sct. Florian und k. k. geh. Haus- und Hof-Archiver zu Wien. Erster Band. 1s Heft 1—165 S. 2s Heft 169—398 S. Wien 1838. Beck's Universitäts-Buchhandlang. 8.

Der Herausgeber dieser Sammlung hat die Absicht, den Verfassern österreichischer Geschichten Materialien zu liefern, und zu diesem Zweck aus den reichen Vorräthen von urkundlichen Nachrichten, die ihm zu Gebot stehen, ohne Rücksicht auf den blofsen Dilettanten, blos solche Stücke zu liefern, die dem Forscher nützlich seyn können. Er gesteht daher selbst, dafs er absichtlich Manches in seiner Sammlung abdrucken lasse, was ohne alle absolute Bedeutung sey, was dagegen unter gewissen Umständen grofse Wichtigkeit für jemand haben könne, der es zu gebrauchen verstehe, oder, wie er sich ausdrückt, er wolle nicht blos tüchtige Baumaterialien, sondern mitunter auch den Sand zum Mörtel liefern. Eine Stelle der Vorrede S. IV spricht den Zweck so gut aus, dafs Ref. den historischen Forschern deutscher Geschichte einen Dienst zu thun glaubt, wenn er sie hier einrückt:

Der Herausgeber des Geschichtforschers, heifst es dort, beabsichtigt, den in den verschiedenen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates hie und da zerstreut lebenden Forschern die in der Hauptstadt aufgespeicherten Vorräthe von Geschichtsquellen bekannt zu machen (er sagt österreichisch: bekannt zu geben) und die interessanteren entweder vollständig oder im Auszuge zu ihrer weitern Verwendung für künftige Quellenwerke mitzutheilen. Er glaubt, dafs die Quellen der Hauptstadt mit denen der Provinzen gemeinschaftlich erst das erwünschte Resultat einer vollständigen und wahrhaften Geschichte möglich machen werden. Er hat die Überzeugung (und glaubt in derselben nicht allein zu stehen), dafs, so Verdienstliches schon für die vaterländische Geschichte geleistet worden ist, es noch ziemlich weit hin habe (er will sagen, die Zeit noch sehr entfernt sey, wo u. s. w.), bis ein Werk geliefert werden kann, welches das ganze Werden und Sichgestalten des österreichischen Staats (wir würden freilich bezweifeln, dafs ein solches vorhanden sey oder vorhanden seyn könne; wo von einem Hervorgehen der Zustände aus dem Volke und von einer Nationaleinheit auch nicht einmal die Rede seyn kann) nach allen Beziehungen in einer gründlichen, würdevollen und interessanten Darstellung vor Augen legen.

Das erste Heft enthält dann 1) Beiträge zu einem österreichischen Codex diplomaticus insbesondere zum österreichischen Städtewesen. 2) Zur österreichischen Finanzgeschichte in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. 3) Zur Geschichte der Wiener Universität im fünfzehnten Jahrhundert. 4) Historia Friderici IV. et Maximiliani I. impp. ab Josepho Grunbeck. 5) Auszüge aus Mss. der Hofbibliothek zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts. 6) Notizenblatt. Im zweiten Heft wieder 1) Beiträge zum österreichischen Codex diplomaticus. 2) Zur Münzkunde des neunten Jahrhunderts. 3) Markgraf Conrad in den Urkunden des Stifts Waldhausen und im Salbuche zu Göttweig. 4) Actenstücke, Herzog Philipps von Burgund Gesandtschaft an den Hof des römischen Königs Friedrichs IV. in den Jahren 1447 und 1448 betreffend. 5) Beiträge zur Geschichte der landesfürstlichen Münze Wiens im Mittelalter. 6) Notizenblatt.

Dieses trockene Verzeichnifs scheint wenig Anziehendes zu versprechen, Ref. will indessen Einiges andeuten, was ihm schon bei einer flüchtigen Durchsicht als nützliche Notiz für den Forscher, nicht blos der österreichischen, sondern auch der allgemeinen deutschen Geschichte ins Auge gefallen ist. Gleich das zweite Stück des ersten Hefts scheint sehr wichtige Nachrichten nicht blos für Staatsökonomie, Kammerwesen und Münzwesen des vierzehnten Jahrhunderts, sondern ganz besonders für das häusliche Leben und für die Einrichtung ritterlicher und fürstlicher Hofhaltungen, sowie für die Beschaffenheit der gewöhnlichen und täglichen Ausgaben zu enthalten. Diese Notizen sind um so anziehender, da sich ähnliche in Rommels hessischer Geschichte finden, so dafs man auf diese Weise den innern Zustand von Österreich mit dem des nördlichen Deutschlands vergleichen kann. Von S. 39—49 findet man eine ganz ins Kleinste gehende Kammerrechnung über Ausgaben allerlei Art, die in Steyermark gemacht wurden, Bewirthung, Geschenke, Transport, Kleidung u. s. w. So z. B. S. 48: Item Nycolao et Andree, civibus in Gretz 9 marcas et 6 lot argenti ponderati pro vestitu regi comparato, item duobus nautis, qui duxerunt regem in Gretzam 10 sol. denariorum. Item Henrico judici de Chinberch pro expensis regis per unam noctem 4 libr. 6 sol. den. Was das dritte Stück angeht, so werden wahrscheinlich von unsern medicinischen Professoren nur sehr wenige und von den Stu-

denten kein Einziger die Bücher und Schriften kennen, über welche hier nach S. 51 u. f. der Mediciner Vorlesungen gehört, oder die er studirt haben mufs. Im Allgemeinen scheint es uns, als wenn das hier vorgeschriebene medicinische Studium eben so übertrieben theoretisch und blos auf allgemeine Geistesbildung gerichtet, als das gegenwärtige praktisch auf blofse Fertigkeit und Auswendiglernen der neuesten Entdeckungen dieses und jenes Elements, dieser und jener Zusammensetzung, dieser und jener Function, dieser und jener einzelnen Beschaffenheit der Natur und des menschlichen Leibes gerichtet wird.

Was man von einem Doctor forderte, wird S. 51 angegeben. Unsere jetzigen Mediciner würden mit den Honoraren, wo sie keinen Scherz verstehen, sehr unzufrieden seyn. Es heifst nämlich dort, nachdem angegeben worden, was ein Mediciner aus Aristoteles, aus Avicenna und Rhases nothwendig wissen mufs: et oportet stare per quinque annos et quod bis respondeat in disputatione et pro examine Ad baccalaureatum requiritur dari *aureus florenus semis*, ad doctoratum *integer* et pro receptione oportet praesedentem videlicet doctorem de *novo vestire* videlicet de novo panno pretioso. et pedello dantur 4 floreni Hungarici et debet esse in 28 anno nisi secum sumat dispensationem et quod per annum immediate ante gradum licentiae visitaverit cum doctore uno in practica etc. etc.

Die historia Friderici IV. etc., oder das vierte Stück, hat Ref. bei flüchtiger Durchsicht nicht mit der 1721 von J. Möser herausgegebenen deutschen Bearbeitung genauer verglichen, weil ihm die letztere, im Fall sie etwas bieten sollte, völlig genügt, obgleich Herr Chmel hier allerdings zum ersten Mal das lateinische Original hat drucken lassen.

Unter den Auszügen aus Handschriften, oder im fünften Stück, sind die Rechnungen Nr. IV., S. 140 u. f. wohl am ersten unmittelbar brauchbar. Es sind nämlich dort mitgetheilt: spanisch abgefafste Rechnungen des spanischen Kämmerers Ferdinands I. für das Jahr 1525, und die Rechnungen des deutschen Kämmerers, Scipio Grafen von Arco an Ferdinand III. für das Jahr 1564. Die Rechnung ist für jeden Monat vom Kaiser durch seine Unterschrift anerkannt. So wie in Ferdinands I. Rechnung Silber der Hauptartikel ist, so sind es bei Ferdinand III. Seidenwaaren. Als Probe wol-

len wir den Anfang des ganzen Jahrs, dann den Schluſs des ersten Monats mittheilen. Empfangen, heiſst es, an baarem Geld des ganzen 1564sten Jahres. Summa Summarum alles Empfangs an baarem Geld vom ersten Tag Januarii bis auf den letzten Tag Julii dieses 1564sten Jahres 5644 fl. 27 kr. 1 dn. Dann weiter unten Summa Summarum alles Empfangs an Seidenwaaren, wollen Tuch, Leingewandt vom ersten Tag Januarii bis zu Ende des Monats Julii dieses 1564sten Jahrs, Sammt 151 Ellen ⅓, 3½ 8tel; Atlas 180 Ellen ¾; Damask ⅛ Ellen ¾; Taffent 598 Elle; Tuch 402 Elle ⅔, ¾; Leinbat 11 Elle ⅛. Dann wird der Januar geschlossen und es wird von Ferdinand III. bescheinigt eine Monatsausgabe von 354 Gulden 47 Kreuzer. Dann folgt, Ausgabe an Seidenwaaren, ebenfalls besonders von Ferdinand bescheinigt. Ausgabe an Seidenwaaren des ganzen Monats Januarii. Am ersten Tage Jan. Ihro Maj. Sattler zur Überziehung Ihr. Maj. zweyer Leibsessel Sammt gegeben 12 Ellen; mehr Meister Philipen Sohn Ihr. Maj. Leibschneider zu Machung Ihrer Maj. vier sammtene Baretter, Sammt gegeben 4 Ellen; zur Unterziehung derselben Baretter doppelten Taffent gegeben 1¾ Ellen; Mehr Meister Peter Hofschuster zu Machung Ihr. Maj. Schuh und Pantoffel Sammt gegeben 3 Ellen. Summa Summarum Sammt 19 Ellen. Taffent 1¾ Elle.

Unter den Actenstücken des zweiten Hefts sind unstreitig die des ersten Stücks, welche Vorarlberg und besonders Feldkirch angehen und die Documente zur Geschichte der Burgundischen Gesandtschaft an Friedrich III. die wichtigsten; ihre Bedeutung und ihr Verhältnifs zu dem, was aus andern Quellen darüber bekannt ist, auseinanderzusetzen, würde Refn. hier zu weit führen. Die Andeutung mag hinreichen.

Schlosser.

---

1) *Zum preufsischen Kirchenrecht. Eine zeitgemäfse Monographie. Schafhausen, Hurter*, 1838. 168 *S.* 8.

2) *Der Erzbischoff von Köln in Opposition mit dem preufsischen Staatsoberhaupte, oder neuestes Beispiel der offenen Auflehnung und starren Reaction wider die Kirchenhoheit der Staatsregierung, mit Rückblicken auf die vielfach vereinigten revolutionären Umtriebe, mit zeitgemäfsen Erinnerungen an das Corpus Evangelicorum, dann mit noch verschiedenen Zugaben für die Lehre von gemischten Ehen und andern in das bürgerliche Leben tief eingreifenden Cultusangelegenheiten. Von dem Herausgeber des Kanonischen Wächters (Alexander Müller). Karlsruhe, Ch. Fr. Müllersche Hofbuchhandlung.* 1838. 363 *S.* 8.

Digitized by Google

3) *Gedanken aus dem Tagebuch eines Juden über die drei grofsen Propheten der europäischen Geschichte. Hamburg, Druck und Verlag von F. H. Nestle und Melle. 269 S. kl. 8. sine anno.*

4) *Römische Zustände und katholische Kirchenfragen der neuesten Zeit. Betrachtet von Dr. Ernst Münch. Stuttgart, in der Carl Hofmann'schen Verlagsbuchhandlung. 1838. 328 S. 8.*

Ref. fafst diese vier Bücher durchaus nicht deshalb zusammen, als ob sie irgend etwas gemein hätten und sich auf einander bezögen und mit einander verglichen werden könnten; sondern einzig und allein, weil er den ihm von seinem Collegen, dem Redactor der Jahrbücher, gegebenen Auftrag, diese Bücher und ihren Inhalt zur Kenntnifs der Leser der Jahrbücher zu bringen, in Rücksicht auf alle vier nur auf eine und dieselbe Weise erfüllen kann. Ref. kann und darf sich nämlich auf eine Kritik der erwähnten Bücher nicht einlassen, weil ihr Inhalt mehr mit Politik, Verwaltung, herrschenden Meinungen u. dgl., als mit Geschichte zu thun hat. Ref. darf nicht einmal einen räsonnirenden Auszug aus diesen Büchern liefern, weil er sich sonst über Materien aussprechen müfste, welche nicht eigentlich seinem Fache angehören, wo er also nur Dilettant ist; er kann sie daher nur als Zeichen der Zeit und ihrer Richtungen betrachten, und das soll geschehen. Ref. wird weder über die Verfasser der Bücher, noch über die Art, wie sie ihren Gegenstand behandeln, höchstens hie und da über die Form, ein Urtheil fällen, sondern nur andeuten, mit welchen Dingen sich das Publicum, dem diese Schriften bestimmt sind, und welches unstreitig die Verfasser derselben viel besser kennen, als Ref., beschäftigt, und wohin es unter uns durch politische und religiöse Reaction, durch Mystik, Sophistik, Romantik, gekommen seyn mufs, ohne dafs wir in unsern Studirzimmern etwas davon ahndeten.

No. 1, obgleich in Schafhausen gedruckt, ist doch nichts weniger oder nichts mehr, als eine an das Publicum gerichtete jesuitische Klagschrift, gerichtliche Deduction, oder wie die Franzosen es nennen, eines Advocaten mémoire à consulter, welches gedruckt verbreitet und ausgetheilt wird. Der Gegenstand ist eine Kirche in Trier, eigentlich aber ist sie dadurch hervorgerufen, dafs man glaubt, der König von Preussen beschäftige sich etwas zuviel mit protestantisch-kirchlichen Angelegenheiten, so dafs die Päbstler unter den Katholiken ihn für einen protestantischen Pabst auszugeben suchen. Wenn dieses nicht wäre, so wüfsten wir gar nicht zu begrei-

fen, warum hier so viel Lärm darüber gemacht wird, dafs der König eine Kirche, von welcher die Behörden ihm sagten, dafs sie ihm gehöre, seinen Glaubensgenossen schenkte, und das noch dazu in Trier, wo der katholischen Kirchen so viele sind und der römische Glaube so mächtig ist. Sonderbar genug wird diese Klagschrift aus der nördlichen Schweiz, wo man gar nicht fanatisch ist, mit einer gleifsnerischen Protestation an die Gerechtigkeitsliebe des Königs von Preufsen an den Niederrhein geschickt, wo man gerade mit dem gerechten Könige in dem Augenblick höchst unzufrieden ist. In der Vorrede wird zwar heuchelnd betheuert, dafs man nicht Öl ins Feuer giefsen wolle; aber doch auch in demselben Augenblick versichert, dafs man sich freue, mit dem Druck gewartet zu haben, bis der Spektakel in Köln losgegangen. Nur Lojola's neugeborne Schüler können es für verdienstlich halten, um Gottes willen Scandal zu stiften und zum Gottesdienst des Teufels Chorrock zu leihen.

Die ganze Schrift ist, wie der Titel zeigt, eine Wehklage über Preufsen wegen der Seminariumskirche oder eigentlich (und hinc illae lacrimae) Jesuitenkirche in Trier, deren die dortigen Katholiken, ohne etwas zu vermissen, Jahre lang entbehrt hatten, die keine Pfarrkirche war und für den öffentlichen Gottesdienst gleich entbehrlich ist, dahingegen die kleine Zahl Protestanten, die gröfstentheils aus königl. Beamten und Militärs besteht, gar keine Kirche hatten und, der Lage und Beschaffenheit der Gemeinde nach, auch keine neue bauen können. Der König ist übrigens überzeugt, die Kirche gehöre ihm. Dies mag über das Verhältnifs dieser Schrift zu einer Zeit, wo Eisenbahnen, Actiengesellschaften, Industrie alle Seelen in Anspruch nehmen, genug seyn, was der oder die Verfasser, Jesuiten oder nicht, beabsichtigen, wird aus dem Schlusse der Einleitung hervorgehen, welche Thatbestand überschrieben ist. Die Freunde von dergleichen Zänkerei und die, welche die Splitter im Auge der Regierungen beklagen und die Balken darin gern sehen, werden aus den anzuführenden Worten der 4ten Seite sehen, was denn eigentlich, um uns des Verfs. Ausdruck zu bedienen, auf den folgenden hundert und sechzig Seiten urkundlich begründet wird oder werden soll. Nachdem nämlich die Geschichte der Jesuitenkirche und der Bemühungen des Bischoffs von Trier sie als Seminariumskirche zu vindiciren bis auf 1832 herabgeführt ist, so heifst es weiter:

Digitized by Google

Seine Majestät geruhten hierauf in einem Allerhöchsten Cabinetsschreiben vom 1. Sept. 1832 zu erwiedern, dafs Allerhöchstdieselben die ehemalige Jesuitenkirche zu Trier für den Gottesdienst der evangelischen Gemeinde erst alsdann überwiesen hätten, als Allerhöchst Ihnen (wir wissen, dafs die preufsischen Cabinetsordres nicht in diesem lächerlichen Styl süddeutscher Kanzleien abgefafst werden) durch die Verwaltungsbehörde die Gründe vorgelegt worden, welche Allerhöchstsie (das ist baierisch Deutsch) berechtigen, über jene Kirche zu verfügen.

Nach dieser abschlägigen Cabinetsordre suchte der Hochseelige Bischoff es dahin zu bringen, dafs eine neue Seminariumskirche gebaut würde; allein dieser Versuch scheiterte schon deswegen, weil kein geeigneter Bauplatz auszumitteln war, und ebenso mifslang der Plan, durch Abtretung einer Pfarrkirche an die evangelische Gemeinde die Seminariumskirche wieder zurückzuerhalten. Der Hochwürdigste Bischoff wandte sich nun abermals unterm 2. Sept. 1834 und 18. Jan. 1835 an Seine Maj. den König mit der unterthänigsten Bitte, dafs Allerhöchstdieselben geruhen möchten, die Seminariumskirche ihrer früheren Bestimmung zurückzugeben (sollte man nicht meinen, Rettung des Staats und der Religion sey an dieses Kirchengebäude geknüpft?) und für die evangelische Gemeinde eine neue Kirche bauen zu lassen (also dahin war es in dem an Kirchen und alten Klöstern so reichen Trier jetzt schon gediehen!); allein es erfolgten darauf (von dem geduldigen, durch das Bestürmen keineswegs aufs Äusserste gebrachten Cabinet) zwei abschlägige Cabinetsschreiben, vom 28. Sept. und 7. Febr. 1835.

Nun fragt sich, fährt der oder die frommen Verfasser fort, nicht etwa, wie man von Priestern und ihren Juristen und Canonisten erwarten sollte, ob man dem Kaiser geben solle, was des Kaisers ist, und die Sache dort ruhen lassen, wo sie 1815 gewesen war, sondern, in welcher Art die Sache weiter zu verfolgen wäre (etwa in Frankfurt oder in Töplitz ??), und da bisher auf dem Wege der Gnade nichts hat ausgerichtet werden können, was zu thun sey u. s. w. Also nehmt euch in Acht, ihr Protestanten! wenn blos wegen der Seminariumskirche in Trier, die durchaus niemand entzogen wird, da die Seminaristen in den andern Platz genug haben, ein solcher furchtbarer Streit Jahre lang gegen den König selbst geführt wird, so könnt ihr andern denken: Quantae animis Jesuiticis irae.

Digitized by Google

N°. 61. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Fortsetzung der Schriften über preussisches Kirchenrecht.

No. 2. hat einen so langen Titel, dafs Ref. sowohl in Beziehung auf Inhalt als Tendenz dieser Schrift, deren Ausführlichkeit sogar dieser lange Titel verräth, darauf verweisen darf, weil eine Rezension des Buchs aufser seinem Berufe liegt. Der Verf. beschwert sich in der Vorrede, dafs seine Zeitschrift, der canonische Wächter, die bei Brockhaus erschienen sey, die Ref. aber nie gesehen hat, im Königreich Preussen unterdrückt worden und deshalb eingegangen sey, er hat aber nichts destoweniger die preussische Sache in diesem Buche nach seiner eigenen Art verfochten. Ob diese Art die rechte sey, mufs Ref. denen zu beurtheilen überlassen, welche sich besser auf Politik verstehen als er, und Zeitumstände und Stimmung der Masse, die durch solche Schriften angeregt werden soll, mehr aus der Nähe zu betrachten Gelegenheit haben. Der Verf. ist nämlich zugleich heftiger Gegner des römisch hierarchischen Systems und der liberalen Richtung unserer Zeit; er greift auf gleiche Weise diejenigen an, welche in der Hierarchie des Mittelalters das einzige Heilmittel der Uebel unserer Tage finden, und diejenigen, welche sich der väterlichen im achtzehnten Jahrhunderte mit Stock und Ruthe eingeführten Regierung durch Einrichtung freierer Verfassungen zu entziehen suchen.

Der wesentliche Inhalt des Buchs scheint nämlich Ref. darauf hinaus zu kommen, dafs der Verf. desselben zu errathen und nachweisen zu können glaubt (und das hat er im Fortgange des Buchs zu thun versucht), dafs ein dämagogisch politischer Plan mit den hierarchischen Versuchen am Rhein zusammenhänge. Durch die der absoluten und militärischen Regierungsform günstige Tendenz erhält dann freilich das Buch, so wie durch die Heftigkeit gegen den Erzbischoff, das Ansehen einer förmlichen Anklage und oft sogar einer gehässigen Denunciation und Insinuation. Das Letzte bezieht sich auf die Stelle, gleich vorn herein Seite

Digitized by Google

12 — — — — — Woher jene Reden kommen, ist nicht schwer zu erkennen, heifst es dort, die Beiträge zur Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, die belgischen Zeitungen, die Gespräche hinter dem warmen Ofen, und andere aufserhalb der Rheinprovinz fabrizirte Schriften zeigen uns den Feind deutlich genug, mit welchem die Preussische Regierung eigentlich zu kämpfen hat. Der römisch-jesuitische Liberalismus, der über Belgien unübersehbares Unheil gebracht hat, beginnt leider auch in Deutschland allgemach sich zu regen. Wie dort das ununterrichtete Volk von dem römischen Priesterthum angeblich zur Vertheidigung der Religions- und Unterrichtsfreiheit, in der That aber für rein hierarchische Zwecke zum Kampfe gegen die Staatsregierung gerufen wurde, so auch beginnen in Deutschland Söldlinge jener Parthei das Volk über seine religiösen Interessen zu beunruhigen und die Schritte der Regierung zur Beförderung des Kirchenwesens als Schritte zur Unterdrückung der kirchlichen Freiheit zu verdächtigen. Solche feine Kunst und Taktik ist die der römisch-belgischen Hierarchie, diese hat zur Befestigung des monarchischen Princips von jeher nicht nur nichts beigetragen, sondern alles das noch erschüttern geholfen, was von den Stürmen früherer Perioden her noch fest stand. Sie hat mit der Demagogie frevelhafte Buhlschaft getrieben und zum Schlimmsten sie angefeuert, und unterstützt u. s. w. In diesem Ton allgemeinen Vorwurfs geht es bis S. 16 fort, wo der Verfasser endlich auf den Erzbischoff von Cöln kommt und hier wird diese Art anzuklagen durch das Persönliche und Hypothetische darin besonders gehässig. Ref. kann sich unmöglich überzeugen, dafs die Manier des Verf. der Sache, deren Vertheidigung er übernommen hat, vortheilhaft seyn kann, denn er selbst, der gewifs kein Freund des Erzbischoffs und seiner Sache, und im Ganzen durchaus unbefangen ist, ward durch die Heftigkeit der Angriffe und noch mehr der Anschuldigungen, die zum Theil nur auf Vermuthungen gegründet werden, betroffen. Was soll man sagen, wenn der Verf. S. 17 die Bekanntschaften und Verwandtschaften des Erzbischoffs aufzählt und ihn auf die folgende Art mit den belgischen Pfaffen und Aristokraten erst ganz positiv in Verbindung zu bringen scheint, und dann die Beschuldigung in demselben Athem wieder zurücknimmt? Die Stelle lautet:

Digitized by Google

Hoher Verdacht ruht auf ihm (dem Erzbischoff Clemens August), jesuitische Zwecke, wie die in Belgien begünstigt zu haben. Seine Bekanntschaft mit den Grafen Robinar, die in der belgischen Revolution eine Rolle gespielt haben (wozu diese gehässige Erwähnung??), mag vielleicht nur daher rühren, weil zwei derselben Schwiegersöhne der verwittweten Gräfin Stollberg sind. Eben so ungerecht ist der Vorwurf, der daraus hergenommen wird, dafs der Erzbischoff die Grundsätze seiner Kirche von mönchischem Verdienst auf sich anwendete, dafs er seinen Geistlichen ein Musterbild eines geistlichen Lebens seyn wollte und nicht ein grofser Herr, wie der Herr von Spiegel, welcher bekanntlich gern repräsentiren und Tafel halten wollte, wie er auch die Noblesse, die sich ihm präsentirte, auf Pariser Weise und oft mit Pariser Gerichten bewirthete. Die Stelle, worin der Verf. die Neigung des Erzbischoff's zur Ascetik des früheren Christenthums ihm zum Verbrechen macht, ist folgende, S. 58: „Als Hr. Droste Besitz vom erzbischöfflichen Pallast nahm, liefs er sogleich alle Kochlöcher bis auf eins mit den Worten einreifsen: Ich brauche keine solche Küche, da ich keine Gastmähler gebe. Der vorige Erzbischoff hatte den Pallast in schönen Stand gesetzt, Hr. Droste liefs in seinen Zimmern sogar die Vorhänge herunter reifsen und seine Wohnung glich einer Kaserne. In seiner Art von Cynismus war er natürlich den Künsten abgeneigt, die er ungefähr so betrachtete, wie ein orthodoxer Mahomedaner, vor den Zeiten der Reform des Sultan Mahmud.“ Dafs das Angeführte übertrieben war, wollen wir nicht läugnen; ob es Eitelkeit und Affectation war, weifs Gott allein; aber wer kann einem Bischoffe aus der Nachahmung Christi und der Apostel ein Verbrechen machen? Auch diese lebten ja zur Zeit der Blüthe der Künste und verstanden dennoch nichts von Kunst; sondern verachteten jede heidnische Weltlichkeit. Denn wegen des Küchenheerds einen Lärm zu machen, war schon lächerlich vom Erzbischoff, geschweige denn von seinem Gegner.

Ref. macht diese Erinnerungen blos als Freund der Religion und ihrer besten Quelle, der richtig gedeuteten und verstandenen Schrift, als deren ärgste Feinde sich die tobenden und schimpfenden Görres und Consorten und die Berliner Kirchenzeitungs-Fabricanten und Consorten

Digitized by Google

dadurch beweisen, dafs sie uns in die Zeiten des Pater März, des Pater Weislinger und seines Vogel frifs oder stirb und des Pastor Götz und seiner schwarzen Zeitungen zurück versetzen wollen. Ref. würde dem Toben eines Görres und seiner Bundesgenossen, der Jesuiten, nie etwas anderes entgegensetzen, als die Ruhe der Ueberzeugung von einem ewigen in ihm lebenden heiligen Worte, und das Vertrauen auf das Licht der Wahrheit eines gütigen Gottes, den er in dem Alter, worin er ist, in wenigen Jahren zu schauen erwarten mufs; auf pfäffische Schmähungen seines Glaubens würde er nur mit den Worten des zweiten Psalms oder mit Luther's Ein' veste Burg ist unser Gott antworten.

No. 3. Ist Ref. wahrscheinlich nur darum zugeschickt worden, weil man geglaubt hat, dieses Buch enthielte historische Betrachtungen über Moses, Christus und Mohamed, oder über die von ihnen gestifteten positiven Religionen und über ihren Einfluſs im politischen Leben. Dies ist aber keineswegs der Fall; es sind philosophische Betrachtungen, die der geistreiche Verfasser auf seinem durchaus subjectiven Standpunct angestellt hat. Die Beurtheilung der Ideen des Verfassers mufs Ref. einem Philosophen überlassen, er will nur gelegentlich ebenfalls einige subjective Betrachtungen über das Philosophiren über äufserlich bestehende und förmlich als Sitte geltende positive Religionen beifügen. Es scheint ihm als könnte ein denkender Mann gar leicht in Rücksicht jeder positiven Religion Ansichten aufstellen, die er philosophisch für sich oder für seine Freunde geltend machen kann; es kommt aber bei herrschenden Religionen durchaus nicht mehr darauf an, was geltend gemacht werden kann, sondern was geltend ist; und das hat mit der Philosophie gewöhnlich gar nichts zu schaffen. Sobald eine Religion einmal ins Volk übergegangen ist, wird sie Sitte, und hunderte, ja tausende andächtiger Protestanten denken gerade so wenig dabei, wenn sie zur Predigt in die Kirche gehen, als der Jude, wenn er in der Synagoge plärrt, oder die fromme Bauersfrau, wenn sie alle Morgen in die Messe geht; und doch frommt allen dreien ihr opus operatum, und es wäre höchst verderblich, wenn sie es einstellten. Ungemein leicht läfst sich zu jeder Volksreligion eine Philosophie machen, und jede hat auch in der That ihre eigene, wie auch jede

Digitized by Google

Regierungsform und jeder Regent seine Philosophie und seinen Philosophen hat und bezahlt, und immer ist es noch besser, man hält die Leute in den Schlingen der Philosophie beisammen, als wenn man sie mit Stock und Säbel zusammentreibt. Die Apologetik nützt übrigens ganz allein den Apologeten, denn in unsern Zeiten wird man durch Räsoniren keine Religion erhalten, wohl aber werden ohne alle Gründe die eingeführten hunderte von Jahren als Sitte fortbestehen und von Zeit zu Zeit einmal wieder neu auflodern. Mit den Religionsphilosophieen ist daher auch nur allein denen gedient, welche sich darüber beruhigen wollen, entweder, dafs sie von einer gewissen allgemeinen Sitte abweichen, oder dafs Volksglaube nicht Philosophie ist. Wer sich mit Philosophie nicht helfen kann, hilft sich mit Poesie, und mancher schon flüchtete aus dem einen Volksglauben in einen andern, weil dieser der Poesie und Kunst, der andere dem reflectirenden ruhigen Verstande näher war. Die Volksreligionen sind daher auch Kinder der Zeit und sind, wie alles Zeitliche und wie jede herrschende Sitte, dem Einflusse derselben unterworfen. Was anders, als sehr leicht zu erklärende Zeitumstände, ruft unter den Protestanten aus der kalten und nackten Moral des achtzehnten Jahrhunderts den Pietismus, die Mystik und den trockenen Dogmatismus des siebenzehnten Jahrhunderts wieder hervor? Was macht in Belgien, im Münsterland, am Niederrhein, in Baiern, in Irland, Savoyen und Piemont den Katholiken wieder mönchisch und hierarchisch? Was treibt, wie aus dem angezeigten Büchlein einleuchtet, die gebildeten Juden, die ohne Grund nicht von einer Religionssitte zur andern übergehen wollen, zum idealisiren, philosophiren, fantasiren über Religion und Ueberlieferung? Dafs die alten Religionen dennoch verschwanden, dafs das Christenthum eingeführt ward, erklären die Kenner der Geschichte sehr leicht aus dem Verfall der jüdischen sowohl als der heidnischen Sitte und Religion. Diese Religionen selbst verfielen eigentlich nicht, sie hörten nur auf eine der ganz veränderten Zeit und den Umständen angemessene Sitte zu seyn. Zu den Juden kam daher das Christenthum nur als verbessertes Judenthum, es war der Protestantismus der uralten hebräischen Volksreligion, zu den Heiden kam es mit allen den Ausschmückungen, welche in Aegypten erfunden und in Griechenland und Rom angenommen waren. Dafs die Lehre

oder die Gebräuche und Hierarchie, welche Constantin und Clodwig und alle Barbaren annahmen und einführten, mit dem Urchristenthum des Dulders von Nazareth und seiner Apostel so wenig gemein hatte, als die Lehre der Rabbinen mit der Theorie des angezeigten Buchs (No. 3.) wird jeder wissen, der sein täglich Handbuch aus der Bibel macht, wie Ref., und zugleich den Eusebius und Gregorius von Tours gelesen hat.

No. 4. Ist aus der Feder eines der rüstigsten Schriftsteller Deutschlands hervorgegangen, der durch lange Übung und Talent eine Fertigkeit erworben hat, die ihm ein Publikum verschaffen, hätte er dieses nicht, so könnte er nicht so thätig seyn, als er ist; die Kritik hat daher kein Recht über ihn, sobald er sich nur an dieses Publicum richtet; anders ist es, wenn er sich zuweilen an die Gelehrten wendet, dann mufs er ihnen allerdings auch Rede stehen. Dies ist in dem vorliegenden Werkchen nicht geschehen; es ist einem Publikum bestimmt, welches der Verf. besser kennt, als Ref.; das Buch ist dabei leicht faſslich und flieſsend geschrieben, Ref. will also den Lesern der Jahrbücher den Inhalt kurz anzeigen; da eine Beurtheilung um so mehr überflüssig ist, als die Gegenstände desselben der gewöhnlichen Unterhaltung angehören und die Behandlung, Ton und Sprache dieser Unterhaltung angepafst sind.

In der Vorrede erzählt der Verf.: Er sey von Protestanten und Katholiken, von allen verschiedenen Partheien und Farben vielfach angegriffen und gar arger Dinge beschuldigt worden; aber wie dem auch seyn möge, die Emancipation des Katholizismus von unwürdigen Fesseln aller Art sey doch bei allem Wechsel seiner vielgestaltigen Thätigkeit stets sein Ziel und Zweck geblieben, und um diesen zu erreichen, habe er auch das gegenwärtige Buch geschrieben.

Der erste Abschnitt ist überschrieben: Rom als Kirchenstaat und weltliche Macht in den neuesten Zeiten. Nach fremden Notizen und eignen Anschauungen. Geschrieben zu Anfang 1835. Von Seite 3—35 ist von Pius VII. und seiner Verwaltung nach seiner Wiedereinsetzung die Rede; der Verfasser hat indessen die bekannten Thatsachen mehr angedeutet, als eigentlich berichtet, oder geprüft; Neues zu geben, war nicht seine Absicht. Auf Pius

Digitized by Google

VII. folgt Leo XII., dessen Charakterisirung scheinbar schonend, in der That sehr hart ist. Ref. ist nicht genug bekannt mit der Chronique scandaleuse unserer Zeit, um zu wissen, ob alles, was hier leise angedeutet wird, wahr ist, wenn aber auch nur der zehnte Theil wahr seyn sollte, so geht doch daraus hervor, dafs der Römische Hof bleibt, wie er von jeher war, und dafs Alter nicht vor Thorheit schützt. Pius den 8ten hat der Verf. trotz des berüchtigten Breve über die gemischten Ehen Seite 44. mit wenigen Zeilen abgefertigt. S. 45. folgt Gregor XVI. Von S. 45—51. werden mit ungemeiner Kürze und noch gröfserer Sicherheit auf sehr wenigen Seiten die wichtigsten Dinge und Verhältnisse angedeutet, ohne dafs die Thatsachen entwickelt, oder die Quelle angegeben ist, aus welcher der Verfasser geschöpft hat, wenn er so bestimmt über Charaktere und individuelle Verhältnisse urtheilt und abspricht. Einige Andeutung wäre doch auch in Beziehung auf des Verfassers Publikum, welches allerdings die Sache wohl so ganz genau nicht nehmen mag, nöthig gewesen. Da der Hauptzweck des Verfassers aber kein historischer, sondern ein politischer ist, so wird er unstreitig auch auf seinem Wege und durch die von ihm gewählten kühnen Mittel erreicht. Herr Münch will nämlich seinen Glaubensgenossen, den Katholiken, die Augen darüber öffnen, welche Beschaffenheit es denn eigentlich mit Pabst, Cardinälen, Prälaten, Priesterschaft in Rom und im Kirchenstaat, kurz mit dem römischen Treiben und Wesen habe, und wie gutmüthig die treuherzigen Deutschen noch immer sind, dafs sie einfältiglich glauben, sie könnten Religion von Rom holen. Manches mag stark aufgetragen seyn; aber, wie viel man auch immer abzieht, das Resultat wird immer übrig bleiben, dafs unsere deutsche Geistlichkeit mehr Sittlichkeit und Wissenschaft hat, sollte hier auch im Einzelnen noch so viel Mangelhaftes oder kühn Ausgesprochenes sich finden. Das Buch erhält daher durch die Leichtigkeit der Manier, des Vortrags, des Styls und der Sprache gröfsere Bedeutung als es durch mehr Ernst, Bedachtsamkeit, Tiefe würde erhalten haben; denn dadurch erhält es bei den Classen Eingang, von welchen sich nach und nach ganz allein hoffen läfst, dafs sie sich der Reaction und dem Obscurantismus entziehen werden, der über den gelehrten Theil unserer Nation durch Lehrer, Lehrbücher und Jesuitismus, protestan-

Digitized by

tischen und katholischen, und über den vornehmen und reichen durch aristokratisches Leben und aristokratische Einbildung hereinzubrechen scheint. In dieser Beziehung ist die Richtung, die man nach und nach der Bildung aufs blos Materielle giebt, sehr nützlich.

S. 52. Behauptet der Verf. gleich vorn herein einen Satz, der, so wie er da steht, notorisch falsch ist, da die ältere römische Kirche, selbst im Mittelalter, von Cardinälen gar nichts weifs, und diese bei ihrer Entstehung nur aus einer Anzahl Römischer Pfarrer und ihnen zugesellter Aebte bestanden. Das weifs gewifs auch der Verf. recht gut, er sagt aber dort nichts desto weniger: Es sey nach den alten Kirchengesetzen (er mufste sagen, nach welchen und wann gegeben) die Zahl der Kardinäle auf 70 festgesetzt, in Nachahmung des Instituts der Greise des Moses, der Notablen des alten Gesetzes. Auch das Letzte ist wunderlich ausgedrückt; es kommt aber freilich darauf nichts weiter an, da der Verf. schon auf der folgenden Seite zu dem Verhältnifs der gegenwärtigen Kardinäle zu den letzten Päbsten übergeht, worauf es eigentlich allein abgesehen war. Manches Einzelne oder hie und da eingemischte Anecdoten mögen wohl in diesem Abschnitt über das Cardinalscollegium und in der Charakteristik der einzelnen Cardinäle bezweifelt werden können, das kann Ref. nicht beurtheilen, da er mit dem gegenwärtigen Zustande des Römischen Hofs gar nicht bekannt ist; aber die allgemeinen Sätze und Behauptungen des Verfassers sind durchaus klar und einleuchtend, und man mufs jedem verständigen Katholiken empfehlen, des Verf. Belehrungen zu benutzen; je mehr es ihm um seine Religion, deren Symbole und den Cultus aufrichtig zu thun ist. Ref. würde daher gröfsere Bedeutung auf S. 54—71 legen, als auf die Seite 71 beginnende Charakteristik der Kardinäle, die mehr Urtheile und schneidende Entscheidungen als Thatsachen und Belege oder Nachweisung der Quellen der Nachrichten enthält. Wenn der Protestant den Abschnitt bis S. 90 gelesen hat, so sieht er wenigstens recht gut ein, warum gewisse protestantische Theologen, welche durchaus wieder eine sogenannte Kirche haben wollen, so wiederholt darauf dringen, der König von Preussen, oder wer sonst die Macht habe, solle der protestantischen Kirche, d. h. ihnen, den grofsen Lichtern derselben, eine ordentliche Stellung der

Digitized by Google

katholischen gegenüber geben. Ein Superintendenten- oder Kirchenraths-Titel oder ein rother Adlerorden, wäre es auch der zweite Grad, sey kein ordentliches Relief für sie und ihre Theologie. Wo das neue dem hier beschriebenen ähnliche Cardinalscollegium errichtet werden soll, sagen die Herren freilich nicht; denn in Berlin wird man es doch verbitten.

Seite 90 folgt die weitere Ergänzung des Vorhergehenden, die höhere Prälatur Roms, und die ganze Eitelkeit und Weltlichkeit, welche daran klebt. Hier mufs man denn die deutschen Fanatiker fragen, wer nun der orthodoxe Prälat eigentlich ist, die Cardinäle mit scharlachrothem Pferdegeschirr, die ihnen zunächst stehenden Prälaten mit carmoisinrothen, und mit Pallästen und Köchen, die sich dazu passen, oder Clemens August von Cöln mit Zimmern ohne Vorhänge und mit einem Heerd für eine Bürgerhaushaltung, ohne Bücher und ohne Schildereien? Auch hier wird man vielleicht hie und da den Kopf schütteln; im Ganzen wird man aber gewifs mit dem Verfasser übereinstimmen und sich freuen, dafs ein Katholik das Geschäft übernommen hat, den faselnden und poetisirenden Gemählden durch Kunstsinn und Fantasie bethörter und betrogener Protestanten oder irre geleiteter Proselyten, die Wahrheit und die wirkliche Beschaffenheit des Römischen Unfugs entgegenzusetzen.

Das Gemälde des Zustands und der Beschaffenheit der katholischen Religion in Rom und der Leute, welche Lehrer und Meister unserer katholischen Bischöfe seyn wollen, wird vollendet durch die Schilderung der niedern römischen Geistlichkeit, welche Seite 101 beginnt. Etwas einseitig und unvollständig mag dieser Abschnitt wohl seyn; aber er ist, wie die folgenden über Nunziatur über das Auswärtige, die Kirchengüter, das diplomatische Corps sehr leicht und für das Publikum, dem es bestimmt ist, unterhaltend geschrieben, so dafs es dem Buche an Lesern nicht fehlen wird. In dem letzten Abschnitte erhält natürlich auch der geh. Legationsrath Bunsen seinen Platz; man möchte aber wünschen, dafs Hr. Münch nur ganz allein dasjenige berührt hätte, was des Herrn Bunsen Verhältnisse zu den Prälaten, zu der Curie, zum Pabst und besonders zu den Verhandlungen in der Cölner Sache angeht, da das Uebrige ihn als Privatperson betrifft, und als solche hat er, weder in der gelehr-

Digitized by Google

ten noch in der politischen Welt Bedeutung genug, um so zur Schau gestellt zu werden. Auch hier zeigt der Verf. die Leichtigkeit und Kühnheit im Behaupten, die ihm seine schriftstellerische Beschäftigung überall sehr erleichtert, er sagt nämlich geradezu: Herr Bunsen sey zum Nachfolger des Herrn von Altenstein bestimmt; was doch wohl, gerade weil es ein so ungemein schmeichelhaftes Compliment ist, Herr Bunsen selbst nicht gern gedruckt lesen wird, aus Furcht, die Prophezeihung möchte ihn lächerlich machen. Auch hat hoffentlich Herr Bunsen mit seiner Liturgie, den lächerlichen Plan nicht gehabt, der ihm S. 121 zugeschrieben wird, „den Protestantismus durch vergeistigten (??) Bilderschmuck poetischer zu machen.“ Das wäre doch gar zu arrogant gegen uns andere prosaische und unphilosophische Menschen. Der Inhalt des folgenden Paragraphs über die Bevölkerung des Kirchenstaats und deren Charakter ist aus sehr vielen neuern Reisebeschreibungen leicht gründlicher zu schöpfen. Die von S. 137 an folgenden Abschnitte dieses Buchs sind dem Fache des Referenten völlig fremd, er will daher blos die Ueberschriften derselben anführen. Der 2te der Abschnitte des Buchs ist überschrieben: das Concilium von Trident über die Ehen und füllt Seite 139 — 161. Der 3te ist überschrieben: die teutsch-katholische Kirche oder was soll jetzt geschehen? S. 161 — S. 212. Der 4te zur Geschichte der Kirchenverhältnisse auf der pyrenäischen Halbinsel, von S. 212 — 285. Der 5te Monseigneur van Bommel und sein Achtmanifest gegen die Freimaurer von S. 289 — 302. Endlich das 6te, die Utrechter katholische Kirche S. 305 bis zu Ende (S. 328). Unstreitig ist übrigens das ganze Buch als Gegengift gegen die neumodischen Jesuiten und gegen die Kapuzinaden der Leute, die, weil ihr Indischer Galimathias verschollen ist, jetzt die Rolle des Pater März spielen, von grofsem Werth, weil es leicht und klar ist.

Schlosser.

Die Wissenschaft der Römischen Rechtsgeschichte im Grundrisse, von Dr. J. Christiansen. Privatdocenten an der Universität Kiel. Altona. Hammerich, 1838. 1r. *Band* 432 *S.* 8.

Ref. glaubt dem Verlangen, dieses Buch anzuzeigen, welches nicht in sein Fach gehört, am besten dadurch zu

Digitized by Google

entsprechen, dafs er zuerst eine Stelle aus der Vorrede abschreibt, in welcher der Verf. in einer etwas gar zu langen Periode jedem Rezensenten oder Leser, der nicht weifs, was Herr Christiansen Wissenschaft nennt, Trotz und Hohn bietet, wie die Jugend zu thun pflegt; und dann den Anfang des Buchs, der vielleicht andere eben so sehr zum Studieren desselben einladet, als Ref. statim a limine darin den Zuruf procul este profani zu vernehmen glaubt und sich zurückzieht. Die Stelle der Vorrede lautet folgendermafsen:

Nur mit den ganz Subalternen, Leuten von der Zunft sowohl als Dilettanten und Winkelgelehrten (was sind das für Leute?), welche nothwendig schon durch jede wissenschaftliche Form auf eine stupide Scepsis reducirt werden, nicht unvergleichbar dem dummen Grinsen, oder Lachenwollen eines Bauernjungen, der zum ersten Male die Sitte städtischer Gesellschaft sieht, die insgesammt, meine ich, sey es in noch so verschiedenen Formen, der Sache nach nichts anders vorbringen können, als dafs sie nicht begreifen, was hier eigentlich vorgeht, mit dieser ganzen Classe möchte er, wo möglich, gern zum Voraus liquidiren durch die Versicherung, dafs er von ihnen nichts Anderes verlangt, dieses aber auch ganz sicher erwartet und schon stillschweigends angenommen wird.

Wenn die Jugend von jüngeren Lehrern so angeredet und auf diesen Standpunct gestellt wird, so kann sie sehr gelehrt, sehr wissenschaftlich werden und seyn, liebenswürdig und bescheiden, wie die Jugend und ihre Lehrer seyn sollten, wird sie aber auf die Weise nie. Dies darf Ref. dreist behaupten, ohne Rechtsgeschichte zu verstehen und ohne die Wissenschaft des Verf. oder ihn selbst wie ein Bauernjunge angrinsen zu wollen. Um auch nicht einmal den Anschein zu haben, als wenn er etwas beurtheilen wollte, das er nach der Behauptung des Verf. selbst nie verstehen lernen kann, wenn er sich auch noch so viel Mühe gibt, und gleichwohl seine Pflicht gegen die Leser der Jahrbücher zu erfüllen, will er nun noch den Anfang der Einleitung abschreiben, welcher lautet, wie folgt:

Zu der Ueberzeugung, dafs die Rechtsgeschichte Wissenschaft ist, ist nur zu gelangen durch das Wissen, was Wissenschaft ist, und zu diesem nur durch das Wissen, dafs und was ist. Es ist die absolute Actualität, das absolute

Digitized by Google

Selbst, nicht die Identität, welche als ruhende Unendlichkeit, also Unendlichkeit ohne Endlichkeit, der Tod das ruhende Nichts ist. Sie ist absolute Subjectivität, also Punct, als diese aber ist sie, also Objectivität, unendliche Affirmation ihrer Selbst, d. i. Seyn. Sie ist Nichts, als diese Objectivität, also dafs diese Nichts als die Substanz, das Selbst also Nichts, als Subjectivität ist. Das Seyn, als das absolute Anders der punctuellen Subjectivität, ist das Auseinander und Nacheinander u. s. w.

In demselben Tone und in gleicher Sprache geht es noch viele Seiten fort, ehe der Verf. vom Allgemeinen zum Besondern kommt; Ref. würde die Römische Rechtsgeschichte doch lieber mit Rom anfangen, als mit der Wissenschaft, wenn diese wirklich ein solches Ding ist, als in den angeführten Worten beschrieben wird.

Diese Manier historische Materien auf eine solche Art philosophisch zu behandeln, dafs jeder, der nicht zur Schule gehört, oder der nicht Zeit und Lust hat, sich mit der Terminologie dieser oder jener herrschenden Schule bekannt zu machen, oder den Grübeleien eines Schriftstellers zu folgen, ganz davon abgeschnitten wird, scheint in Norddeutschland grofsen Beifall zu finden, und in der That läfst sich kein besseres Mittel erdenken, um die Canaille, die sich Nation nennt, ganz von der Geschichte zu entfernen, und uns andere alte Leute als Invaliden zu verabschieden. Die Leute, deren drittes Wort Wissenschaft, das vierte ein Schimpfwort ist, verstehen sich allerdings unter einander und ein Wort holt unter ihnen das Andere; leider wird aber das Leben um so flacher und seichter werden, je mehr man die Wissenschaft in die Schule zieht, und je mehr diese das Leben verachtet. Dieses Gedankens konnte sich Ref. nicht erwehren, als ihm zugleich mit dem Buche des Dr. Christiansen der zweite Theil eines Werks zugeschicht ward, dessen erster Theil ihn schon ehemals ungemein befremdet hatte. Dieses Buch hat zwei Titel, der erste lautet:

Historisch politischer Versuch das Bewufstseyn der Gegenwart zu ergründen. 2te Abtheilung.

Der zweite Titel ist:

Historisch politischer Versuch, die Lehre von dem Organismus des Staatsbaues und den Staatsformen und Reformen zu begründen. Ester Theil. Vom Syndikus Klenze in Uetersen. Hamburg 1837. *Bei Perthes-Besser et Mauke.* 509 *und XVIII.* 8.

Digitized by Google

Da von diesem zweiten Theil noch ein anderer Zweiter versprochen wird, oder gar noch mehr, denn die Materie ist lang, so mufs wohl das Publikum Vergnügen an dieser Methode haben, und Ref. darf gegen das Buch und gegen diese Methode nichts einwenden. Die Bücher werden ja nicht für Pedanten, sondern für das Publicum geschrieben und dieses liebt, wie die vielen Bärte und Schnurrbärte in unsern Tagen beweisen, Veränderung und Wechsel; es wechselt Methoden und Styl wie Frisur und Kleidung. Zur Methode dieses Buchs gehörte indessen nothwendig, dafs auch die Alongeperrücken wieder eingeführt würden.

Der Verfasser dieses scheinbar sehr gelehrten und gründlichen Buchs, worin die ganze Geschichte, so weit es gehen wollte, neben tausend andern Dingen vorkommt nach der neuen Manier, wo jeder Schriftsteller, vor allem Wissenschaft, wie sie das nennen, zeigen mufs, läfst in der Vorrede wenigstens uns andere rein empirische, dilettantische Leute ungeschimpft und ungehudelt, und drückt sich über seine Bestrebungen ziemlich bescheiden aus. Das beweiset denn doch wenigstens Lebensart. Uns scheint es übrigens, aufrichtig gesagt, dafs, wenn aus dem ganzen Buche die philosophischen Ausdrücke, Socialform, Pabstform, Gauform, Königsform und andere ausgeschieden würden, ein höchst triviales Residuum von überall her zusammengeschleppten historischen Notizen übrig bléiben würde. Mit Hülfe der vielen historischen Bücher irgend ein System aus den ganz bekannten Thatsachen, untermischt mit allerlei den Schulsystemen abgeborgten oder selbst erfundenen Kunstausdrücken aufbauen, ist ungemein leicht, dergleichen zu beurtheilen ist aber sehr schwer. Erstlich mufs man sich nämlich durch eine Masse ganz unverdauter, aus dem Zusammenhange gerissener, ganz willkührlich gebrauchter historischer Notizen durchwühlen; dann eine Menge wunderlicher Ausdrücke kennen lernen, und am Ende den Vorwurf hören, man sey für diese Weisheit zu stumpf und zu dumm. Ref. hütet sich daher, dergleichen Bücher durchzulesen, er will blos durch eine Stelle der Vorrede die Liebhaber ganz neuer Weisheit aufmerksam auf dieses Buch machen; damit hat er seine Pflicht gegen die Redaktion erfüllt.

Der Herr Klenze beginnt nämlich mit einem Satze, der Ref. höchstens in China wahr zu seyn scheint, und schreitet

dann, wie die Dialektiker pflegen, auf diesen Satz und die darauf gegründete Definition bauend so consequent construirend weiter, dafs er mit Recht jede Einwendung, die man ihm machen würde, durch das bekannte, contra principia negantem non est disputandum, zurückweisen könnte. Er behauptet an der angedeuteten Stelle, der erste Anhaltspunkt für das, was er Wissenschaft der Menschengeschichte nennt, könne kein anderer seyn, als die äufsere sinnliche wahrnehmbare Form der Verbindung der Menschen (dabei bleiben wir Empiriker stehen) unter sich, die Gestaltung der Einzelmenschen zur Menschheit (das Letzte ist ein blofser Begriff, reale Existenz haben nur einzelne Menschen, Staaten, Nationen). In dieser Verbindung mufs zuerst eine organische Ordnung entstehen (wo ist oder wo war die je als in China, Indien und Aegypten? und was für eine organische Ordnung!!!) die auf unwandelbaren Gesetzen beruht (in einer Welt, wo Alles wandelbar ist). Es stellt sich also die Wissenschaft von der äufsern Form der Verbindung der Menschen, oder die Wissenschaft von dem Staatsbau voran, und ihre ganze Aufgabe dreht sich um folgende Definition vom Wesen des Staats:

Der Staat ist eine organische Verbindung der Menschen, um den Zweck und die Bestimmung des Menschen zu befördern.

Nun kommt aber die Hauptsache; auch Herr Klenze, obgleich er nicht so derb ist, als Herr Christiansen, gehört zu denen, von welchen Homer sagt:

Denn ihr nur seyd Götter, und wart bei Allem und wifst es.

Uns dagegen ruft Homer und Herr Klenze zu:

Euer Wissen ist Nichts, ihr horchet allein dem Gerüchte.

Was die Weltgeschichte nämlich nach tausenden von Jahren nicht zu Stande gebracht hat, wird, wie aus dem Folgenden hervorgeht der Syndicus in Uetersen durch dies Buch, oder vielleicht gar durch seine Thätigkeit in Hannover vollbringen. Man höre ihn:

Auf ihrem gegenwärtigen Standpuncte hat die Staatswissenschaft den Staat noch nicht nach seinen nothwendigen organischen Gesetzen, sondern entweder nach einer formlosen Idee (der Ausdruck scheint uns eine contradictio in adjecto) oder nach der reinen Empirie aufgefafst. Die Kräfte des socialen Lebens, wie sie in ihrem Streit und Gegenstreit

Digitized by Google

ein Ziel vermitteln, die Gesetze des Staatsbaues sind selten gehörig gewürdigt, die Frage nach dem gegenwärtigen Seyn hat mehrentheils die Frage nach dem Gewordenseyn ganz in den Hintergrund gedrängt (also alle bisherige Geschichte, die doch der Verf. dem Buche einverleibt war nichts und diente zu nichts) kurz, die wissenschaftliche (iterum Crispinus) Geschichte des Staats ist zugleich mit der Geschichte der Staatswissenschaft gänzlich vernachlässigt (Glücklicher Klenze! et tu dixisti, fiat lux — et fuit lux!) und das historische Princip hat, wenn auch nicht in einzelnen Staatsgesetzen, so doch in der Theorie der Staatswissenschaft, gänzlich dem philosophischen Princip weichen müsseu, obwohl nur durch die Verbindung beider, das rechte Ziel erreicht wird u. s. w.

Ref. freut sich ungemein, dem Publicum auf diese Weise den ersten wissenschaftlichen Historiker, verbunden mit dem ersten Philosophen der Staatswissenschaft, durch die Anzeige dieses Buchs vorstellen zu können, und in ihm das werdende Licht unter den Frühsten zu begrüfsen.

Ein anderes Werk, welches Ref. unter den ihm zugeschickten findet, wird hoffentlich der Redactor bei seiner Rückkehr einem der Herren Juristen der Universität zur Anzeige übergeben, denn Ref. kann, ohne unverschämt zu seyn, nichts anders thun, als vorläufig durch Anführung des Titels das Publicum auf die Erscheinung desselben aufmerksam machen. Der Titel lautet: Geschichte der Französischen Gerichtsverfassung vom Ursprunge der Fränkischen Monarchie bis zu unseren Zeiten. Aus den Quellen und besten Schriftstellern dargestellt von Johann Paul Brewer. Professor der Physik in Düsseldorf. Drei starke Bände 8. 1837. Düsseldorf.

Das Einzige will Ref. nnr noch hinzufügen, dafs jedem Bande eine Anzahl sehr starker Beilagen angehängt sind, so dafs z. B. in den Beilagen zum zweiten Theil fast die ganzen Assises de Jerusalem und die Pragmatique de St. Louis abgedruckt ist.

Ein anderes ihm zur Anzeige mitgetheiltes Buch will Ref. ebenfalls nur kurz anzeigen, um das Publicum aufmerksam zu machen, dafs unsere arme Nation immer mehr zerrissen, die Schule immer mehr vom Leben getrennt wird, so dafs während die Eine immer gelehrter und tiefer, grübelnder und

Digitized by Google

sammelnder, Pedanten bildet, das Andere nur Zierbengel und seichte Schwätzer bewundert und sich von ihnen Bücher schreiben läfst. Ref. hat in der folgenden Anzeige die Sache blos von der lustigen Seite genommen, weil ihn das Alter nicht grämlicher, sondern heiterer gemacht hat, so dafs er oft recht herzlich gelacht, wenn ihn selbst ein ergrimmter Schriftsteller tüchtig geschimpft hatte; er gesteht indessen, dafs für den bessern Theil der jüngern Generation und für das deutsche Leben überhaupt die Sache eine sehr tragische Seite hat. Diese Gedanken wurden in Refn. durch einen auf siebenhundert Seiten beschriebenen Ausflug eines sächsischen Kammerjunkers, oder Kammerherrn, oder doch etwas der Art, nach Portugall veranlafst. Der Titel dieses für sechs Gulden dem eleganten Publicum dargebotenen Originalwerks lautet folgendermafsen:

Meine Reise nach Portugall im Frühjahre 1836. *Von Gustav von Heeringen.* 1r *Th.* 378 *S.* 2r *Th.* 317 *S.* 8. *Leipzig, Brockhaus.* 1838.

Herr v. Heeringen mufs eine sehr wichtige Person seyn, weil er es wagen darf, dem Publicum zuzumuthen, dafs es sich durch siebenhundert Seiten mit seiner zarten und schmiegsamen Person, mit den unbedeutenden Begebenheiten, die ihm aufstofsen, und den noch viel unbedeutenderen Bemerkungen, die er darüber macht, beschäftigen soll. Ref. will ihm indessen, um zu zeigen, welche Art Bücher die zarte Welt lieset, eine Zeitlang auf seiner Reise folgen, um die Pflicht eines Anzeigers zu erfüllen und dem Publikum zu sagen, was es in dem Buche findet.

Der Verf. beginnt mit Anzeige der Stunde, in welcher er von Coburg abreisete, und vergifst nicht, zu sagen, um welche Zeit er in Würzburg ankam; auch erfährt das Publicum und die Nachwelt, dafs Herr v. Heeringen den Eilwagen verfehlte und Abends in einer glänzenden geschlossenen Gesellschaft eingeführt ward, wo er viel Adel fand und wo Gemälde an den Wänden hingen. Dann theilt er die interessante Nachricht mit, dafs im Eilwagen neben seiner hohen Person ein österreichischer Cavallerieoffizier safs, der, was besonders merkwürdig ist, einen Mantel um- oder anhatte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

G. v. Heeringen: Reise nach Portugall.

(Beschlufs.)

Was dieser Offizier in Aschaffenburg gern gesehen hätte, aber nicht sehen konnte, weil der Eilwagen zu schnell durchfuhr, wie entzückt Herr von Heeringen auf dem Dampfschiffe war, wie unwillig er war, dafs jemand (wahrscheinlich ein Kaufmann, der die Fahrt schon oft gemacht) so unästhetisch seyn könnte, bei der Rheinreise, wo man immer in Extase seyn sollte, Artikel vom Cours in den Zeitungen zu lesen. Alles dieses wird mit liebenswürdiger Breite und gleitender Flachheit erzählt; auch erfahren wir, dafs geläutet wird, wenn Kähne Reisende ans Dampfschiff bringen oder sie abholen sollen und dafs diese Kähne Flaggen haben. Da gilt wahrlich unseres Claudius, wenn einer eine Reise thut u. s. w. In Köln unterhält er uns vom Kölner Wasser und von den Zetteln um den Gläsern, die jeder kennt, der einmal ein Kistchen gekauft hat, in Köln oder anderwärts. Die Reise auf dem Eilwagen nach Brüssel veranlafst Bemerkungen von gleicher Wichtigkeit, und in Brüssel unterhält uns der Reisebeschreiber mit den gröfsten Trivialitäten, die aber durch seine bedeutende Persönlichkeit gleichfalls Bedeutung erhalten. Der zarte Herr läfst sich herab, in ein Estaminet oder, um deutsch zu reden, in ein gewöhnliches Bierhaus zu gehen, und erzählt ausführlich, was er dort gesehen, was der Bierwirth mit ihm geredet hat und was er erwiedert. Zwei Seiten unterhält er uns von einer Merkwürdigkeit Brüssels, deren Benennung ihm für die zarten Ohren seines Publicums so widrig scheint, dafs er alle seine Kunst aufbietet, um der Nothwendigkeit auszuweichen, etwas so Übelklingendes auszusprechen. Wir würden ihm Unrecht thun, wenn wir nicht zeigten, welches Talent er in der Euphemie der Theegesellschaften Norddeutschlands hat, bei denen, wie er sagt, der Gegenstand, den er hier auf zwei Seiten behandelt hat, durch seinen Namen in so übeln Ruf gekommen ist. Er sagt zuerst euphemistisch andeutend S. 29: „In der Nähe des Rathhauses

Digitized by Google

befindet sich das kleine Männchen von Bronce, welches durch seine originelle (nein, vielmehr ganz gewöhnliche und natürliche) Unanständigkeit so berühmt geworden ist.“ Dann fügt er nach vielem Lobe mit graziösem Lächeln und ungemein zierlicher Verbeugung gegen sein allerliebstes Publikum S. 30 die lieben Worte hinzu: aber wahr ist es, er könne bei allen diesen Vorzügen decenter seyn und brauchte norddeutschen Theegesellschaften, die von ihm hören, kein Ärgernifs zu geben. Ref. hat das Janchen pifst (denn von diesem ist die Rede) in Brüssel ebenfalls gesehen; er hätte aber nicht gedacht, dafs ein deutscher Reisebeschreiber es so nothwendig in seine Reisebeschreibung aufnehmen müsse, dafs er genöthigt sey, sein ganzes Talent aufzubieten, um den eigentlichen Namen zu verstecken.

Aber Ref. merkt, dafs er dem interessanten Reisenden schon zu lange gefolgt ist, er fügt daher nur noch die leicht zu verbürgende Versicherung hinzu, dafs Alles in dem Buche von gleicher Wichtigkeit ist, wie das Angeführte, und dafs die Mitte und das Ende des Buchs dem Anfange desselben vollkommen entsprechen.

1. *Ludwig Wachlers Lehrbuch der Geschichte zum Gebrauch für höhere Unterrichtsanstalten. Sechste vermehrte u. verbesserte Aufl. Breslau, bei Grafs, Barth & Comp.* 1838. 360 *S.* 8.
2. *Geschichte der Reformation für Bürger- und Landschulen, von Joh. Gottfr. Melos, herausgeg. von Fr. W. Rothe, Cand. theol. Fünfte verb. u. verm. Aufl. Berlin u. Züllichau, Eyssenhardt.* 1837. 156 *S.* 8.
3. *Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Religionen sowie auf das Bedürfnifs der Jugend beiderlei Geschlechts, bearbeitet und bis auf das Jahr* 1835 *fortgesetzt von Ludwig Bauer, Prof. am königl. Catharineum. Dritter Band. Stuttgart, Chr. Belser.* 1838. 768 *S.*

Ref. kann No. 1, die letzte Arbeit seines verstorbenen Freundes Wachler, nicht ohne eine gewisse Rührung anzeigen, wenn er daran denkt, wie allmählig der Tod alle seine wenig älteren oder ihm an Alter gleichen Freunde hinwegrafft, und er sich nach und nach vergebens nach den Erfahrnen zu einer Zeit mit ihm erwachsenen Gleichgesinnten umsieht. Die Vorrede der sechsten Auflage dieses bewährten Compendiums ist noch im März 1838 von dem todtkranken, würdigen Manne unterzeichnet, und er hat es im Laufe des Drucks, trotz der schmerzlichen Krankheit, noch immer mit

Digitized by Google

neuen literarischen Zusätzen vermehrt. Kürze und Gedrängtheit, neben grofser Vollständigkeit der Angaben, ist bekanntlich eine unschätzbare Eigenschaft dieses Büchleins, welches durch die ausgewählte und vollständige Literatur auch dem eigentlichen Gelehrten, der dessen als Lehrbuch nicht bedarf, unentbehrlich ist. Ref. kennt kein Handbuch der allgemeinen Geschichte, welches in der Kürze wie das Wachler'sche Alles zusammenfafst und dabei eine so ausgewählte und so vollständige Literatur giebt. Er hätte dem Vf. ein längeres Leben und in den letzten Jahren eine bessere Gesundheit gewünscht, nicht blos als Freund, sondern besonders in Beziehung auf Geschichte und Literatur.

No. 2. ist eine wahrhaft populäre Schrift, welche die wiederholten Auflagen durch Inhalt und Vortrag sehr wohl verdient hat. Ref. würde sie nicht blos für Bürger- und Landschulen, sondern auch als Volkslectüre überall empfehlen, wenn er mit dem Theile des Volks, für welchen das Büchlein bestimmt ist, in irgend einer Berührung stände.

No. 3. Der dritte Theil des Bauer'schen Werks, enthält die Geschichte des Mittelalters vom 12ten bis zum 15ten Jahrhundert ganz vollständig, und zwar auf eine durchaus wissenschaftliche Weise, da die Popularität, welche das Werk verspricht, keineswegs durch Flachheit oder Faselei gesucht wird. Dafs ein im Ganzen ernstes Buch, wie das vorliegende, im Würtembergischen günstige Aufnahme findet, gereicht der in diesem Lande herrschenden Bildung zu grofser Ehre, da es nur wirkliche historische Belehrung, keine Spielerei und Kinderei enthält, oder mit andern Worten, die Geschichte nicht zur blofsen Unterhaltung herabwürdigt.

Mitgetheilt ward dem Ref. ausserdem vom

Staatslexicon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften, in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl v. Rotteck und Carl Welker. Der Schlufs des fünften Bandes in 3 Heften oder Seite 321 — 802, der Anfang des sechsten in 2 Heften oder S 1 — 320. Altona, Hammerich.

Das Werk ist in diesen sechs Bänden bis zu Gau vorgeschritten, und hat im Ganzen, was sonst selten ist, im Fortgange eher gewonnen, als verloren. Es enthält im Verhältnifs zu den Lückenbüfsern, die bei dergleichen Unterneh-

mungen immer unentbehrlich sind, mehr von den Herausgebern oder von tüchtigen und bekannten Gelehrten herrührende Artikel, als gewöhnlich die spätern Bände alphabetisch geordneter Werke zu enthalten pflegen. Eine Beurtheilung der Artikel würde lächerlich seyn, empfehlen mufs man es, aber, weil es keine Kunstsprache duldet, Freiheit und Recht vertheidigt, und keinen Mitarbeiter (soviel Ref. weifs) zuläfst, der seine Seele, seine Talente und seine Feder irgend einer Sache oder einer Regierung verkauft hat, was jetzt in Frankreich und Deutschland ganz gewöhnlich ist, weil man den Einen durch Eitelkeit lockt oder durch Sorge für seine Familie, den Andern durch Geld kauft. Sollte Ref. auf einige Artikel besonders aufmerksam machen, so würde er nennen: La Fayette von Rotteck, Frankreich von Golbéry, Fürst, Fürstenbund und einige andere Artikel von Pfizer, die Artikel von Mohl, Gallicanische Kirche von Welker.

1. *Précis de l'histoire ancienne envisagée sous le point de vue politique et philosophique avec des résumés à l'usage des universités, des colléges et des gens du monde. Par J. J. Altmeyer, Docteur en Droit et en philosophie, professeur d'histoire ancienne et moderne à l'université de Bruxelles et d'histoire commerciale à l'école centrale de commerce et d'industrie Bruxelles, Meline, Cans et compagnie.* 1837. 484 *sehr enggedruckte Seiten gr.* 8.

2. *Précis d'histoire ancienne depuis l'origine des empires jusqu'à l'établissement de la domination Romaine, par Ph. Le Bas (membre de l'académie des inscriptions et belles lettres). Paris* 1838. *I. Vol.* 564 *p. II. Vol.* 594 *p. kl.* 8.

3. *Précis d'histoire Romaine depuis la fondation de Rome jusqu'à la chute de l'empire d'Occident, par Ph. Le Bas (membre de l'académie des inscriptions et belles lettres). Paris* 1837. 635 *p. kl.* 8.

Ref. versprach schon in dem Augenblicke, als ihm die Verf. die Übersendung der obengenannten Bücher in Briefen meldeten, dem Publicum dieser Jahrbücher, dafs er das Werk des Brüsseler und des Pariser Professors zu gleicher Zeit anzeigen werde, er ist aber bisher durch manche Umstände daran verhindert worden, und denkt jetzt: besser etwas später, als gar nicht. Beide Verfasser sind mit dem, was in Deutschland in der neuesten Zeit in der alten Geschichte geleistet ist, sehr bekannt, und haben aus deutschen Quellen geschöpft, wenn gleich auf eine ganz verschiedene Weise. Herr Le Bas hat sein Buch auf Knaben von 10—13 Jahren

Digitized by Google

und auf die mittlern Classen gelehrter Schulen berechnet, Herr Altmeyer hat mehr das gröfsere Publicum und überhaupt die Erwachsenen vor Augen. Da die Verf. selbst eingestehen, dafs sie hauptsächlich deutschen Quellen folgen, so bleibt Ref. nichts übrig, als anzudeuten, auf welche Weise dieses geschehen ist; nur mufs er hinzufügen, dafs er, wenn blos von einem Compendium für höhere Lehranstalten die Rede gewesen wäre (was indessen nicht der Fall war), den Verfassern würde gerathen haben, lieber eine den Bedürfnissen Belgiens oder Frankreichs durch verständige Bearbeitung angepafste Übersetzung des Wachlerschen Compendiums zu geben.

Beide Verfasser, denen Ref. zutrauen mufs, dafs sie das Bedürfnifs des gröfsern Publicums besser kennen, als er, haben der chinesischen, indischen, ägyptischen, persischen und der älteren griechischen Geschichte bis auf das Ende des peloponnesischen Kriegs einen sehr grofsen Raum gewidmet, denn diese Geschichten füllen bei Herrn Lebas ein volles Drittel des Ganzen (die Römische Geschichte dazu gerechnet) und bei Herrn Altmeyer sogar die Hälfte des Bandes, der die ganze alte Geschichte umfafst. Herr Lebas hat hie und da literarische Notizen im Vorbeigehen mitgetheilt, er verspricht ein deutsches Buch zu übersetzen, worin die Literatur vollständig enthalten sey. Herr Altmeyer deutet unter dem Text beiläufig die Bücher an, aus denen er geschöpft hat. Klarer und leichter ist Herr Lebas, geistreicher und mannichfaltiger Herr Altmeyer, beiden merkt man aber doch zu sehr ihre Jugend an, weil sie ihre Bücher schrieben, ehe die Geschichte ihr Eigenthum, oder besser, ihr zweites Wesen geworden war. Dies ist bei Herrn Lebas weniger merklich, weil er, der seine Classiker inne hat, für Kinder schreibt, denen man allerdings Geschichte, wenn auch nicht die Geschichte, auf diese Weise lehren kann und soll, weil man sonst weder Lehrer noch Lehrbücher finden würde, die man beim Unterricht gebrauchen könnte, als bei Herrn Altmeyer, der für Erwachsene schreibt. Beide sind indessen dadurch ungemein nützlich, der Eine für Frankreich, der Andere für Belgien, dafs sie die verbesserte Methode, die Geschichte zu behandeln und die neuern deutschen Forschungen dem Bedürfnisse ihrer Landsleute anpassen. In Frankreich wird durch dieses Buch von Lebas und durch viele andere im ähn-

Digitized by Google

lichen Geiste geschriebene die alte jesuitische und jansenistische Geschichte ohne Zweifel verdrängt werden; ob dies aber in Belgien geschehen wird, das möchte Ref. aus vielen Gründen bezweifeln, um desto mehr würde er aber Herrn Altmeyer ermuntern, auf seinem Wege fortzuschreiten.

Beide, Hr. Lebas und Hr. Altmeyer, haben besonders von Heerens Büchern Gebrauch gemacht, und Ref. möchte fast glauben, es wäre, besonders in Beziehung auf Hrn. Altmeyers Arbeit, fast besser gewesen, wenn dieses durchaus geschehen wäre; denn nach den unter dem Text angeführten Stellen und Büchern zu urtheilen, sind gar zu oft ganz heterogene Behandlungsweisen und Ansichten zu einem Ganzen vereinigt. Dies scheint uns ungerecht gegen die Verfasser der gebrauchten Bücher, auch wenn sie gelobt werden, und nicht ganz gut berechnet, in Beziehung auf das Publicum. Ein historisches Buch, das nicht blofses Compendium oder Unterhaltungsbuch seyn soll, scheint uns seinen Hauptwerth nicht in den Forschungen, nicht in neuen Entdeckungen und System und Spitzfindigkeiten zu haben; denn Alles dieses hat nur für Gelehrte und Grübler einen Werth, sondern ganz allein in dem darin lebenden Geist des Verfs.; wenn dieser nichts taugt, ist das gelehrteste Buch das gröfste Übel. Wird daher ein Buch, das von Anfang bis zu Ende in einem Geiste geschrieben ist, in Stücke zerlegt und theilweise oder stückweise, wie man das nennt, benutzt, so kann dies weder den Verfasser erfreuen, noch den Leser wahrhaft und durchaus belehren. Ein Buch, das in einem und demselben Geiste geschrieben ist, welches vom Anfange bis zum Ende eine Idee durchführt, ohne je von Ideen viel zu reden, fodert andere Leser, andern Ernst, als von Kindern oder vom gewöhnlichen grofsen Publikum, welches in der Geschichte nur Notizenkram, gelehrtes Wissen oder unterhaltende Lectüre sucht, erwartet werden kann; es ist daher ungerecht gegen den Verf. eines solchen Buchs, seine Sätze aus dem Zusammenhange zu reifsen und seine Andeutungen für Thatsachen zu nehmen. Betrachtungen über Geschichte, wie man auch Heerens Ideen nennen kann, und Forschungen kann man gebrauchen wie man will, sie sollten ihrer Bestimmung nach kein Ganzes bilden, sie sollten nicht schwer, sondern leicht seyn; dagegen ist ein Werk, welches in seinen Theilen innig zusammenhängt, stets schwer, es kann, weil es

Digitized by Google

ein durchaus reifes Urtheil beim Leser voraussetzt, nur auf eine eigne Art benutzt werden, und nur nach einer wiederholten Lectüre. Es ist daher eine lächerliche Eitelkeit, wenn der Verf. von Schriften, die sich nicht zu Excerpten oder Heften benutzen lassen, sich einbildet, er könne je so ausgedehnt nützlich, oder um das odiöse Wort zu gebrauchen, berühmt seyn, als ein reflectirender Historiker, er mufs in seiner eignen Tiefe suchen, was die Andern in fremder Länge und Breite finden.

Dies findet auch Anwendung auf Herrn Altmeyers Buch, welches gerade in seiner losen an essays oder discours erinnernden Form den Belgiern nützlicher seyn wird, als wenn der Verf. ihnen, die wohl noch nicht genug Vorbildung haben, um aus einer starren Masse herauszufinden mentem, quae agitat molem, mit ernsten und scharfen, vielleicht sogar schroffen Zügen ein Bild der Menschheit entworfen hätte. Ein solches Bild wird nur durch das Leben nach einer langen Reihe von Jahren, durch das Studium jeder menschlichen Wissenschaft, dem, der hunderte von Büchern, nicht durchblättert, sondern wiederholt gelesen hat, tief in die Seele eingedrückt.

Herr Altmeyer hat gethan, was ein junger Lehrer der Geschichte thun soll und thun kann, er hat seinen Lesern mitgetheilt, was ihn selbst angeregt hat, was ihm in den, wenn auch mitunter flüchtig, gelesenen Schriften, bemerkenswerth schien, und wie sich ihm nach dem fleifsigen Studium, von dem sein Buch zeugt, aus neuern und ältern Schriftstellern das Bild, oder vielmehr ein Bild des Alterthums darstellte. Man findet daher neben Heeren und Barthelemy (Voyages du jeune Anacharsis) die von ihnen toto orbe divisos, einen Michelet, Windischmann u. s. w. und neben Walters Geschichte des römischen Rechts, welches Buch sehr häufig gebraucht wird, Gans Erbrecht u. s. w., welches ebenfalls oft benutzt worden. Niebuhr wird mehr bei Herrn Lebas erwähnt, mit welchem Glück, können wir nicht untersuchen. Da es Herrn Lebas nur darum zu thun war, ein leichtes und nützliches Lese- und Schulbuch zu liefern, so könnte man etwas mehr literarische Notizen bei ihm anzutreffen wünschen, oder auch mehr directe Beziehung auf diesen und jenen alten Schriftsteller, doch mufs freilich Ref. gleich hinzusetzen, dafs man in Frankreich vielleicht dies

Digitized by Google

weniger vermissen wird, weil dort der gesunde Verstand gegen die Schule, trotz aller Bemühungen der Doctrinärs und Romantiker, noch Rechte behauptet, die er in Deutschland längst verloren hat. Bei uns wird es immer bleiben, wie es war, die Jugend lernt durch Schreiben und Auswendiglernen soviel vom Leben und von der Wissenschaft, oder wird so sehr angeleitet, über das Leben in der tiefsten Tiefe zu grübeln oder in der höchsten Höhe zu schwindeln, dafs sie darüber am Ende das Leben und die Wissenschaft ganz vergifst.

Ref. glaubt jetzt seine Pflicht gegen die Verf. und gegen das Publicum hinreichend erfüllt zu haben, und fügt den vielen Anzeigen nur noch die einer sehr verdienstlichen, von den Professoren d'Hane, Lenz, Moke, Huet herausgegebenen Vierteljahrsschrift für philosophische und historische Wissenschaften hinzu, von welcher ihm Herr Lenz die erste Lieferung des zweiten Jahrgangs mitgetheilt hat.

Nouvelles Archives, historiques, philosophiques, et litéraires. Revue trimestrielle, publiée par MM. J. B. d'Hane, administrateur-inspecteur de l'université de Gand F. Huet, P. A. Lenz, et H. G. Moke, professeurs à la méme université, avec la collaboration de plusieurs savants et hommes de lettres. Gand.

Diese Lieferung enthält zuerst eine Abhandlung de la race Belge von H. G. Moke, dann ein Exposé et examen critique du système phrénologique par le D. Cerise. Paris 1837. par F. Huet; dann Des progrès et de l'état actuel de la réforme pénitentiaire et des institutions préventives aux Etats Unis, en France, en Suisse et Angleterre et en Belgique par Ed. Ducpétiaux, inspecteur général des prisons en Belgique; par J. M. Endlich von S. 100—160 ein für Ref., der gerade mit der Geschichte der englischen und französischen Kriege in den Jahren 1300—1430 beschäftigt war, sehr interessantes Stück: Histoire de la Flandre au moyen age — Le traité des vingt-quatre articles, dit traité d'Iniquité de l'an cinq par P. A. Lenz.

Schlosser.

Digitized by Google

Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde. Von Dr. Lud. Hugo von Jagemann, Grofsh. Bad. Amtmanne in Heidelberg. Frankfurt a. M. Verlag von Kettembeil. 1838. 760 *S. Vorwort und Inhaltsanzeige XXXII S.* 8.

Ref. heifst einen jeden Schriftsteller freundlichst willkommen, der sich eine neue Bahn zu eröffnen, z. B. Lehren, die bisher nur in andern Wissenschaften gelegentlich und nur unvollständig vorgetragen wurden, selbstständig und als ein Ganzes darzustellen versucht. Nach Rec. Urtheile gehört der Verf. des hier anzuzeigenden Werkes zu diesen Schriftstellern. Das Werk würde schon wegen seines Reichthumes an psychologischen Beobachtungen und an erprüften Rathschlägen für den Untersuchungsrichter Auszeichnung verdienen. Doch die Hauptsache ist die Eigenthümlichkeit des Planes, welcher dem Werke zum Grunde liegt. Die vorliegende Anzeige wird sich auf die Darstellung und Prüfung dieses Planes beschränken. Auf Einzelheiten will Ref. um so weniger eingehen, da er, lobend oder tadelnd, nur Bruchstücke geben könnte.

Der Verf. äussert sich (in der Vorrede) über den Plan seiner Arbeit so: „Er habe versucht, eine gerichtliche Untersuchungskunde, als abgeschlossenes, von der Theorie des Strafprocesses nicht unbedingt abhängiges, auf eigenen Grundsätzen errichtetes Lehrgebäude, darzustellen. Nach seiner Idee solle die gerichtliche Untersuchungskunde alle Kenntnisse und Erfahrungssätze umfassen, mittelst welcher man am schnellsten, am sichersten und am redlichsten, auf gesetzlichem Wege, den wahren Thatverhalt eines vorgefallenen Vergehns oder Verbrechens erforschen kann.“

Nimmt man den Verf. beim Wort, d. i. nimmt man die Definition, die er selbst von der gerichtlichen Untersuchungskunde gegeben hat, zum Mafsstabe für die Beurtheilung seines Werkes, so möchte ihn ein doppelter Tadel treffen. Der Vf. hat unter dieser Voraussetzung des Guten theils zu viel theils zu wenig gethan.

Es steht in dem Buche einerseits weit mehr, als in eine gerichtliche Untersuchungskunde gehört. Z. B. die ganze Lehre von der Vorladung des Angeschuldigten, eben so die Lehre von der Behandlung der Angeschuldigten, die während der Untersuchung in Haft gehalten werden, Lehren, über

Digitized by Google

welche sich der Vf. sehr ausführlich (und mit Sachkenntnifs) verbreitet, gehören, nach Rec. Meinung, nicht in eine gerichtliche Untersuchungskunde. Diese ist vielmehr nur die Lehre von der klüglichen Vorbereitung und Führung des Beschuldigungs- und des Entschuldigungsbeweises durch den Richter.

Andererseits hat der Vf. in einem wesentlichen Punkte nicht den Erwartungen entsprochen, welche sowohl der Titel des Werkes als die Vorrede erweckt. Sowohl nach dem Titel des Buchs als nach der Vorrede durfte der Leser erwarten, dafs das Buch eine allgemeine gerichtliche Untersuchungskunde enthalten werde, d. i. eine Anweisung zur Erforschung des wahren Thatverhaltes eines vorgefallenen Vergehns oder Verbrechens durch den Richter überhaupt, ohne Rücksicht auf eine bestimmte Form des Untersuchungsprocesses oder auch mit Rücksicht auf die verschiedenen möglichen Gestalten, in welchen dieses Verfahren vorkommen kann. Aber bei dem Verf. blickt überall der gemeine deutsche Untersuchungsprocefs, mit einigen Zusätzen aus dem Badenschen Procefsrechte, durch. Offenbar hat auch der Vf. die Einwendung, welche gegen sein Buch von dieser Seite her gemacht werden könnte, vorausgesehn oder geahndet. Denn er verspricht nur „ein von der Theorie des Strafprocesses nicht unbedingt abhängiges Lehrgebäude“ der gerichtlichen Untersuchungskunde; er räumt also denn doch ein, dafs sein Lehrgebäude von der Theorie des Strafprocesses einigermafsen abhängig sey. Wie weit, — kann man also fragen, — geht diese Abhängigkeit? wie weit die Unabhängigkeit?

Jedoch es ist dem Verf. gegangen, wie es so manchem Schriftsteller, der bei dem Vortrage einer Wissenschaft oder Kunst seinen eignen Weg einschlägt, zu gehen pflegt; ihn hat bei der Ausarbeitung seines Werkes eine Idee geleitet, die er gleichwohl nicht so bestimmt aufgefafst hat, dafs er sie durch den Titel des Buches oder sonst mit kurzen Worten genugsam bezeichnet hätte. Verändert man den Titel, den das Buch führt, in den Titel: Politik (Strategik und Taktik) des Untersuchungsrichters nach dem gemeinen deutschen Untersuchungsprocesse, so bezeichnet er den Inhalt des Buches so, dafs dem Vf. weder

Digitized by Google

der Vorwurf gemacht werden kann, dafs er zu viel, noch der dafs er zu wenig geleistet habe.

Jedoch, man wird sagen: Der Werth eines Buches hängt nicht von seinem Titel, sondern von seinem Inhalte, ab! — Dem ist allerdings also! Auch wollte Rec., indem er die obigen Bemerkungen machte, den Vf. nicht tadeln, sondern gegen den Tadel, welcher ihn, wenn man den Inhalt des Buches mit dem Titel vergleicht, treffen könnte, vertheidigen. — Indessen will und darf Rec. nicht bergen, dafs, wenn anders seine Ansicht von der Idee, welche dem Vf. bei der Ausarbeitung des Werkes vorschwebte, die richtige ist, die Specialisirung des Titels und die bestimmtere Auffassung oder Bezeichnung jener Idee vielleicht nicht ohne einen vortheilhaften Einfluſs auf die Arbeit selbst geblieben seyn würde. Man kann die Politik — überhaupt und in irgend einer ihrer Anwendungen — entweder als eine selbstständige oder als eine dem Rechte (und beziehungsweise der Moral, denn auch die Tugend ist in einem gewissen Sinne eine Kunst) untergeordnete Wissenschaft vortragen. Es versteht sich von selbst, dafs die Politik in ihrer Anwendung auf den Untersuchungsproceſs oder als ein für den deutschen Untersuchungsrichter bestimmter Unterricht lediglich und allein nach dem letzteren Plane zu bearbeiten ist; und auch der Vf. ist weit davon entfernt, sie in einem andern Geiste, (in dem Geiste Machiavells,) vorzutragen. Aber würde er nicht durch eine andere Bezeichnung der Grundidee seines Werkes veranlaſst worden seyn, überall oder wenigstens in den Hauptlehren die Rechtsgrundsätze bestimmter herauszuheben, welche der Politik des Richters zur Richtschnur dienen sollen, damit sie nicht in Willkühr ausarte? Vielleicht wäre es zweckmäſsig gewesen, diese Rechtsgrundsätze dem Buche als Einleitung vorauszuschicken; also den Grundsatz: Ein jedes Übel, welches einem Angeschuldigten während des Strafverfahrens zugefügt wird, (der Angeschuldigte sey auch noch so verdächtig, ja er sey selbst des Vergehns oder des Verbrechens, dessen er beschuldigt wird, geständig,) ist an sich eine Ungerechtigkeit; denn, bis dafs ihn der Richter für schuldig erklärt hat, ist er in den Augen des Gesetzes unschuldig; eine jede Ungerechtigkeit dieser Art kann nur mit einem Noth-

Digitized by Google

stande oder nur nach dem Nothrechte vertheidigt werden; — ferner der Grundsatz, der in Beziehung auf das gemeine deutsche Recht, welches auf das Geständniſs des Angeschuldigten ein so bedeutendes Gewicht legt, von besonderem Interesse ist: Niemand ist rechtlich verpflichtet, sich selbt anzuklagen.

Bei dem Lesen dieses Lehrbuchs der gerichtlichen Untersuchungskunde hat sich besonders ein Gedanke dem Rec. wiederholt aufgedrungen. Eine jede Gesetzgebung, welche die Anwendung der gesetzlichen Strafe von dem Geständnisse des Angeschuldigten, in Ermangelung eines direkten Beweises seiner Schuld, abhängig macht, versetzt unausbleiblich nicht blos der Würde des richterlichen Amtes, sondern selbst der Würde der Strafrechtspflege eine sehr empfindliche Wunde. Der ersteren, — weil der Richter, um den Angeschuldigten zum Geständnisse zu bringen, (man übertünche die Sache wie man will,) doch am Ende nur die Wahl zwischen Zwang und Überlistung hat. Der letzteren, — weil wir, nach dieser Theorie, in den bei weitem meisten Fällen nur entweder die Gutmüthigkeit oder Geistesschwäche der Menschen bestrafen! Kann eine solche Theorie die richtige seyn? Die englischen Rechtsgelehrten legen auf den indirekten Beschuldigungsbeweis sogar ein gröfseres Gewicht, als auf den direkten. Wenn sie auch hierin zu weit gehen möchten, so dürfte sich doch die Theorie, nach welcher nur auf einen direkten Beweis die Verurtheilung zu einer Strafe erfolgen kann, durch allgemeine Gründe keineswegs vertheidigen lassen.

Zachariä.

---

1. *Versuch einer Entwickelung der Kriegsverfassung des deutschen Bundes. Als Manuscript für die Hohen Deutschen Regierungen, von W. Fr. Ph. Freiherrn von Leonhardy, b. R. Dr. Frankfurt a. M.* 1835. 313 *S. u. Vorrede u. Inhaltsanzeige XI S.*

2. *Das Austrägalverfahren des Deutschen Bundes. Eine historisch-publicistische Monographie. Von demselben Verfasser. Ebend. in Andreä's Buchhandlung.* 1838. 936 *und XVI S.* 8.

Die Schriften, deren Titel vor dieser Anzeige stehen, haben zwei der wichtigsten Aufgaben des deutschen Bundes-

Digitized by Google

rechts zu ihrem Gegenstande. Beide Schriften sind mit gleicher Gründlichkeit ausgearbeitet, beide sind daher eine Bereicherung unserer rechtswissenschaftlichen Literatur. Ref. hofft, auch durch den Vf., unseren ehemaligen akademischen Mitbürger, bestätigt zu sehen, dafs man der Schriftstellerei nicht leicht wieder untreu wird, wenn man ihre Freuden einmal gekostet hat.

Die Schrift No. 1. war nicht für das gröfsere Publikum bestimmt, wie auch der Titel der Schrift andeutet. Da sie jedoch in öffentlichen Bücherversteigerungen zum Kaufe ausgeboten worden ist, so trägt Ref. kein Bedenken, ihren Inhalt in diesen Blättern anzuzeigen. — Die Schrift enthält mehr, als der Titel verspricht. (Ein seltener Fall!) Denn sie schickt der Entwickelung der Kriegsverfassung des deutschen Bundes eine „kurze geschichtliche Darstellung der Kriegsverfassung Deutschlands von den ältesten Zeiten bis zur Errichtung des deutschen Bundes“ (S. 1—31) voraus. Diese Darstellung unterscheidet fünf Perioden. Älteste Zeiten — Lehnswesen — Söldner — stehende Heere — die Kriegsverfassung des Rheinbundes. Mit Recht hat der Vf., zu Folge des Hauptzwecks seiner Schrift, die neuen Zeiten ausführlicher, als die älteren, behandelt. Sollte man daher auch in dem, was der Vf. über die ältere Kriegsverfassung sagt, Einiges vermissen oder in einem andern Lichte, als der Vf., erblicken, so würde es doch unbillig seyn, darüber mit dem Vf. zu rechten. Überall aber hat der Vf. die Literatur seines Gegenstandes eben so sorgfältig benutzt, als freigebig angeführt. — Die zweite Abtheilung der Schrift, welche von der Kriegsverfassung des deutschen Bundes handelt, giebt mit diplomatischer Genauigkeit alle die Verhandlungen in einer sachgemäfsen Ordnung wieder, welche theils auf dem Wiener Congresse theils seit der Abschliefsung des deutschen Bundes auf und an dem Bundestage (bis zu Ende des Monats Juni 1835) über jene Verfassung gepflogen worden sind. (Das Bundesheer beträgt, seinem gesetzlichen Bestande nach, 303,484 Mann.) Auch erstattet der Vf. Bericht von den (vier) Fällen, in welchen es die Bundesversammlung für nothwendig erachtete, ein Truppencorps mobil zu machen. — Man darf hoffen, dafs der Vf. über kurz oder

Digitized by Google

über lang eine Fortsetzung seiner für den Geschäftsmann so brauchbaren Schrift liefern werde, um die in das Kriegswesen des deutschen Bundes einschlagenden neuesten Verhandlungen und Ereignisse nachzutragen. Da der Vf. nur für ein ausgewählt sachkundiges Publikum schrieb, so konnte er die Vergleichung zwischen Vormals und Jetzt um so mehr seinen Lesern überlassen.

Wie die Schrift No. 1. ein unmittelbar praktisches Interesse für Staatsmänner und Militärpersonen hat, so die Schrift No. 2. für Rechtsgelehrte. Die Aufgabe, welche der Verf. durch die letztere Schrift zu lösen hatte, war noch schwieriger, als die, welche der Gegenstand der ersteren Schrift ist. Denn weit reicher war der Stoff, weit gröfser die Zahl der besonderen Verhandlungen und Beschlüsse des Bundes über das Austrägalverfahren, welche der Verf. zu Rathe zu ziehn und in sein Werk zu verweben hatte. Aber mit der Schwierigkeit der Aufgabe scheint sich der Fleifs des Vfs. verdoppelt zu haben. — Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen. (Ein Anhang enthält noch überdies eine Tabelle der bis jetzt bei dem Bundestage vorgekommenen Austrägalfälle, ein Verzeichnifs der obersten Gerichtshöfe der deutschen Bundesstaaten und einige Zusätze und Berichtigungen.) — *Erste Abtheilung.* Kurze geschichtliche Entwickelung und Darstellung des Austrägalverfahrens, von den ältesten Zeiten bis zur Errichtung des deutschen Bundes. S. 1—86. Vorausgeschickt ist die Literatur der Lehre; eine Erörterung über die Etymologie des Wortes. (Das Wort kommt wohl unstreitig von: einen Rechtshandel austragen, d. i. einen Vergleich vermitteln, her. Die Austräge der Deutschen waren ursprünglich nur Mittelsmänner. Aber an diese Funktion schlofs sich die eines Schiedsrichters in der Folge von selbst an.) Man kann bei den Deutschen die Sitte, dafs man Vermittler und Schiedsrichter wählte, um Rechtshändel ohne Dazwischenkunft der Gerichte zu erledigen, bis in die ältesten Zeiten der Geschichte dieser Nation verfolgen. Die unmittelbare Veranlassung zur Entstehung dieser Sitte lag theils in der Rechtlichkeit des Charakters der Nation, theils in der genauen Verbindung, welche unter den Mitgliedern einer und

Digitized by Google

derselben Familie eintrat. Während des Mittelalters wurde diese Sitte immer allgemeiner, besonders unter dem hohen Adel, theils wegen des mifslichen Zustandes, in welchem sich damals die Reichsjustiz befand, theils als ein Mittel, die regierenden Häuser von der Reichsstaatsgewalt unabhängiger zu machen. Darum drangen auch die Reichsstände auf dem Reichstage zu Worms (1495) darauf, dafs die Sitte in ein Vorrecht verwandelt würde, dafs neben den Reichsgerichten noch eine Austrägalinstanz bestehen solle. Sie erlangten ihren Zweck. Und dennoch kam die Erledigung streitiger Rechtssachen durch Austräge bald fast ganz ausser Gebrauch. Nicht nur waren die Reichsgerichte der Austrägalinstanz nichts weniger als günstig; auch mit den persönlichen Verhältnissen der Reichsunmittelbaren Fürsten und Herren waren so manche Veränderungen vor sich gegangen, welche der Fortdauer jener altdeutschen Sitte im Wege standen. Die bundesgesetzliche Austrägalinstanz kann nur in dem Sinne eine Austrägal- oder schiedsrichterliche Instanz genannt werden, dafs theils die Competenz der Austrägalgerichte überhaupt auf einem Vertrage, auf dem deutschen Bunde, beruht, theils dafs in einem jeden einzelnen Falle competente Austrägalgericht durch eine Wahl der Partheien bestimmt wird. — *Zweite Abtheilung.* Das Austrägalverfahren des deutschen Bundes, in Hinsicht auf gesetzliche Bestimmungen und Anwendung derselben, seit Errichtung des deutschen Bundes bis zum 1. Sept. 1837. (Wie der Verf. in der Vorrede bemerkt, sind auch die spätern dieses Verfahren betreffenden Thatsachen — bis zum 1. Jan. 1838 — während des Abdrucks des Werkes, in so weit es thunlich war, nachgetragen worden.) Diese Abtheilung begreift wieder drei Abschnitte unter sich. 1. Abschn. Von den richterlichen Befugnissen des d. Bundes überhaupt. — II. Abschn. Gesetzliche Bestimmungen über die Austrägalinstanz des d. Bundesrechts insbesondere. (So schätzbar auch die Treue und Ausführlichkeit ist, mit welcher der Verf. das wiedergiebt, was die Bundesgesetze über die Austrägalinstanz enthalten, so hätte doch Ref. gewünscht, dafs sich der Vf. auch über einige Rechtsfragen verbreitet hätte, zu welchen diese bundesgesetzlichen Bestimmungen Veranlassung geben können

Digitized by Google

und zum Theil bereits Veranlassung gegeben haben, welche aber der Verf. entweder nur gelegentlich berührt oder auch gänzlich unberührt gelassen hat. Eine Frage dieser Art ist z. B. die: in welchen Sachen ist das Austägalgericht competent? Der Vf. erwähnt zwar diese Frage (S. 95), aber das, was er über diese Frage sagt, beschränkt sich auf einen Bericht von den Meinungen Anderer. Der Vf. hat hier wohl, — ein seltener Fall! — auf seine eignen Einsichten und Kenntnisse ein zu geringes Vertrauen gesetzt. Eine andere Frage derselben Art! Kann vor dem Austrägalgerichte die exc. judicis incompetentis mit dem Erfolge vorgeschützt werden, dafs das Austrägalgericht sich für incompetent erklären kann, ungeachtet ihm der Bundestag die Entscheidung der Sache, ohne jene Einrede dem Beklagten vorzubehalten, übertragen hat? Ein Beispiel zur Erläuterung der praktischen Wichtigkeit dieser Frage ist der noch nicht entschiedene Rechtsstreit zwischen den fürstlichen Häusern Schaumburg-Lippe und Lippe-Detmold. — Der IIIte Abschnitt endlich enthält (S. 163—919) eine sehr ausführliche Berichtserstattung von allen den theils erledigten theils noch nicht erledigten Fällen, welche, in Gemäfsheit des Art. XI. der Bundesakte und der Art. XXI. XXX. der Schlufsakte der Wiener Ministerial-Konferenzen an die Bundesversammlung gebracht und von dieser an ein Austrägalgericht verwiesen worden sind. Eine in jeder Hinsicht höchst dankenswerthe Arbeit! z. B. auch in der Hinsicht, dafs in diesen getreuen Berichten der Stoff und die Veranlassung zu so manchen für das deutsche Bundesrecht interessanten Fragen enthalten ist.

Zachariä.

Digitized by Google

N°. 63. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Rhetores Graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit, suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Christianus Walz, Professor Tubingensis. IX. Voll. Stuttgartiae et Tubingae, sumtibus J. G. Cottae, MDCCCXXXII — MDCCCXXXVI. 8 *maj.* (S. Jahrbb. 1837. Nr. 24. 25. p. 376—387. 1838 p. 861 ff.)

Fortsetzung. Dritter Theil.

Den dritten Theil, der die selbstständigen Schriftsteller über rhetorische Materien enthalten soll, eröffnet 1) Sopaters διαίρεσις ζητημάτων Vol. VIII. p. 1—385. Da hier nicht Ein Begriff in seine Theile oder Arten getheilt wird, sondern viele einzelne ζητήματα in ihre κεφάλαια, und diese wieder εἰς τὰ καθέκαστα τῆς ὕλης nach Vol. IV. p. 625, und da am Schlusse des Werkes sich ausdrücklich die Worte finden: τέλος τῶν τοῦ Σωπάτρου διαιρέσεων ζητημάτων, so ist von anderer Seite schon mit Recht bemerkt worden, dafs der Titel richtiger lauten würde: διαιρέσεις ζητημάτων, und so findet er sich auch bereits bei Fabricius Bibl. Gr. T. IV. p. 457 und bei Ernesti Technol. Graec. rhetor. Praef. p. XIX angegeben. Verfasser ist derselbe Sopater, von dessen Commentar zu Hermogenes Schrift περὶ στάσεων beim vierten und fünften Bande die Rede war. Hier giebt er eine praktische Anwendung der dort besprochenen Theorie nur nicht auf wirkliche Fälle, sondern auf Schulfragen, an denen sich zu seiner Zeit die Kunst der Rhetoren allein noch übte. Diese Anwendung, für seinen Sohn Carponianus geschrieben, ist im Ganzen sein eigenes Werk; doch nimmt er darauf Rücksicht, wie Andere vor ihm ähnliche Fragen behandelt haben. Er nennt in dieser Beziehung von früheren Sophisten den Himerius, Polemo; von Rhetoren den Metrophanes, Minucianus und Porphyrius. Die Schrift erhält um so gröfsere Bedeutung für uns durch den Umstand, dafs wir sonst kein anderes Werk dieser Gattung von einem Griechen besitzen. Leider ist der Text derselben bei Aldus und bei dem Herausgeber sehr verdorben. Statt an die Quelle zu gehen und die Mediceische Handschrift zu vergleichen, in welcher wir ohne Zweifel das

Digitized by Google

von Lascaris in das Abendland gebrachte ursprünglich einzige Exemplar dieser Schrift oder doch eine ganz genaue unmittelbare Copie desselben zu erkennen haben, hat der Herausgeber durch eine unglückliche Fügung der Umstände lauter Handschriften des fünfzehnten Jahrhunderts, d. h. lauter mit Unkenntnifs der Abbreviaturen gemachte Abschriften jener ursprünglichen Handschrift verglichen, welche nicht nur in den Lücken, sondern auch in den offenbarsten Fehlern fast ganz mit der Ausgabe des Aldus übereinstimmen. Nur die Pariser Hds. (Nr. 2976.) bot hie und da etwas Besseres, als der frühere Text. Was sonst für die Berichtigung des Textes geschehen ist, verdanken wir mit Ausnahme einiger Lükken, welche aus der Med. Handschrift ergänzt sind, den eigenen kritischen Bemühungen des Herausgebers, wodurch wirklich manche Stellen mit Glück geändert sind. Aber es ist nicht zu verhehlen, dafs hier mit leichter Mühe noch Vieles hätte geschehen können. Die Interpunction ist häufig noch so fehlerhaft, als bei Aldus; eine Menge Wörter, welche gesperrt und abgesondert vom Texte hätten gedruckt werden sollen, lesen wir hier in Einer Reihe mit dem Texte, welchen sie zergliedern sollten. Wo der Text selbst fehlerhaft ist, sind oft die Fehler so auffallend, und die Varianten so einleuchtend, dafs die Berichtigung ohne Weiteres erfolgen kann, z. B. p. 17, 3. οὐδὲ πώποτε γίνεται Med. οὐδέποτε γίνεται. p. 22, 23. ὦ θεοὶ. L. ὦ 'Αθηναῖοι. p. 27. 6. ἄλλος τὴν τῶν ὀνομάτων εὐρυθμίαν θαυμάσῃ. L. θαυμάσει. p. 29, 7. καὶ τεῖχος αὐτῷ πρὸς τῷ μὴ παθεῖν. L. πρὸς τὸ μὴ παθεῖν. Sopater hat hier die Stelle des Demosthenes nachgeahmt in Mid. p. 559, 24. τεῖχός ἐστι πρὸς τὸ μηδὲν ἐξ ἐπιδρομῆς παθεῖν. P. 31, 8. πάντως μᾶλλον ἀδύνατον. L. παντὸς μᾶλλον ἀδ. P. 32. 1. ποινή L. Ποινὴ, wie p. 67, 25. Ebendas. l. 6. τὸν ἀρχηγόν. L. τὴν ἀρχηγόν. Ebendas. l. 13. προτιμότερε. L. προτιμότερε. Ebendas. l. 16. τυγχάνειν. L. ἐτύγχανον. P. 34, 14. οὐ πρότερον πικρῶς σπανίζων ἐπαύσατο. L. βασανίζων ἐπ. P. 38, 10. διότι μὴ ἀπεῖπον ἑαυτῶν. L. κατεῖπον ἑαυτῶν. P. 39, 24. ἆρα τοῖς ὁσίοις τῶν παίδων καταμελήσαντα. L. τῆς ὁσίας, vgl. Wyttenb. zu Plutarch. de Iside et Osir. p. 374. E. P. 68, 21. παίει τὴν κάραν. L. καρδίαν. Auch p. 70, 15., wo von einer anderen Art der Verwundung die Rede ist, ist wohl statt καιρίαν τιτρώσκεται zu lesen καρδίαν τιτρώσκεται, wie gleich nachher l. 22. τιτρώσκων καρδίαν

Digitized by Google

steht. P. 219, 9. μετάστησον ἐπὶ τὴν ἀσπίδα τὰς φάλαγγας. L. ἐπὶ τὴν Ἀσίαν, vgl. l. 14. στρατεύσας ἐπὶ τὴν Ἀσίαν. Ebendas. l. 10. μετὰ τῶν ὅπλων. L. μετὰ τῶν Μήδων mit der Medic. Handschrift. P. 238, 15. κατάκλινον εἰς εὐχὴν τὸν λόγον. L. κατάκλεισον mit der Med. Handschrift. So Dionys. Hal. art. rhet. p. 253, 14. κατακλείσας δὲ τὸ ἐγκώμιον εἰς τοῦτο. de Thuc. hist. jud. c. 40. p. 915, 7. κατακλείεται εἰς τοιοῦτόν τι πέρας. Ebendas. l. 17. für καὶ δήμου τὸν λοιμὸν ἐπελαύνεις ἀεὶ ist mit der Medic. Handschr. τοῦ δήμου zu lesen, und noch aufserdem ἀπελαύνοις. P. 367. 13. εἰλήφεσαν ἓν τὴν κόρην. L. εἰλήφεις ἂν τὴν κ. P. 368. 10. ἐν ᾧ οὔτε. L. mit der Medic. Hds. ἐν ᾧ ὅτι οὔτε u. s. w. P. 368, 18. πρὸ μικροῦ. L. mit der Med. Hds. πρὸς μικρὸν, *ad breve tempus*, wie πρὸς ὀλίγον bei Aelian. Var. Hist. 12, 63. und im Brief Jacobi c. 4, 14. P. 369, 4. ἐνπρεπίσας L. ἐντρεπίσας. P. 369, 13. ἀβέβαιοι. L. βέβαιοι, vgl. p. 367, 12. ἀλλ' ὁ πατὴρ —τοῦ διδόναι τὴν κόρην, ᾧ βούλεται, μέχρις ἂν ζῇ.

An Sopaters διαιρέσεις reihen die Handschriften und die Ausgabe des Aldus 2) den Aufsatz eines gewissen Cyrus περὶ διαφορᾶς στάσεως. Er ist in derselben Ordnung p. 386—399 abgedruckt. Fabricius hielt für möglich, dafs der Verfasser Theodorus Prodromus sey, der zuweilen den Ehrennamen Cyrus (κυρὸς), d. h. κύριος erhält. Der Herausgeber hält diefs mit Recht für unwahrscheinlich. Er denkt an den Cyrus, welchen Philostratus vit. Sophist. II. p. 605 ed. Olear. erwähnt. Aus dem Inhalte der Schrift läfst sich nichts bestimmen. Ein Werk mit ähnlichem Titel περὶ κοινωνίας καὶ διαφορᾶς τῶν στάσεων legt Suidas dem Epiphanius bei. Wir sehen daraus wenigstens so viel, dafs der Titel unseres Aufsatzes περὶ διαφορᾶς στάσεων lauten sollte. Der Text dieses äufserst magern und trockenen Machwerks ist vom Herausgeber hie und da aus denselben Handschriften, wie Sopater, berichtigt; ist aber noch weiterer Berichtigung auch durch blose Conjecturalkritik an mehreren Stellen bedürftig.

Noch weniger Werth haben die auf diese Schrift folgenden 3) Προβλήματα ῥητορικὰ εἰς στάσεις p. 400—413, zuerst herausgegeben von Huswedel in Hamburg 1612. 8., vom Herausgeber vielfach verbessert. Sie sind vollkommen entbehrlich. Der Herausgeber würde ohne Zweifel ein gröfseres Verdienst sich erworben haben, wenn er, statt dieses Werkchen zu ediren, die bei Hermogenes und seinen Scholiasten,

Digitized by Google

so wie bei Sopater und Apsines erwähnten προβλήματα zusammengestellt und mit Angabe der Stellen, wo sie besprochen sind, seinem *Index rerum* einverleibt hätte.

Nach diesen Schriften über die στάσεις folgen die Schriftsteller über die Figuren und Tropen, über die ersteren zehn, über die letzteren sechs. Bei den bedeutenderen derselben war durch namhafte Gelehrte gut vorgearbeitet. Der Herausgeber hat die Commentare derselben in seine Sammlung aufgenommen, und durch die Varianten neuer von ihm verglichenen Handschriften so ergänzt, dafs dieser Theil seiner Rhetores einer merklich gröfseren Vollendung sich erfreut, als die übrigen.

Unter den Schriftstellern über die Figuren ist der erste und ausführlichste 4) Alexander, des Numenius Sohn, aus dem Zeitalter der beiden Antonine. Da es zweierlei Figuren gibt, σχήματα διανοίας und σχήματα λέξεως, so zerfällt seine Schrift in den Handschriften in zwei abgesonderte Theile: 1) περὶ τῶν τῆς διανοίας σχημάτων p. 421—459. 2) τοῦ αὐτοῦ περὶ τῶν τῆς λέξεως σχημάτων p. 459—486. Beide zusammengefafst lauten bei Aldus und Norrmann: Ἀλεξάνδρου περὶ τῶν τῆς διανοίας σχημάτων καὶ περὶ τῶν τῆς λέξεως σχημάτων. Daran stiefs sich der Herausgeber mit Recht. Er folgte daher der Pariser Handschrift, welche die Worte σχημάτων καὶ περὶ τῶν vor τῆς λέξεως ausläfst. Der wahre Titel ist übrigens ohne Zweifel verloren, und war, nach dem Anfange der Schrift zu schliefsen, wohl vielmehr folgender: περὶ τῶν τοῦ λόγου σχημάτων. Zwei abgesonderte Schriften sollten wenigstens nach den eigenen Andeutungen des Verfassers die zwei Theile seines Buches nicht bilden. Der Herausgeber hat den Commentar von Norrmann, welcher das Buch nach Aldus zu Upsala im Jahr 1690 herausgegeben hat, abdrucken lassen, und aufserdem mehrere Handschriften theilweise verglichen, vollständig nur eine schlechte Wiener Handschrift und eine Pariser, in welcher wir nicht, wie der Herausgeber angibt, eine abweichende Recension Alexanders, sondern vielmehr die Grundlage des Buchs erkennen, welches wir später unter dem Namen des Zonaeus lesen. Der Text ist auch jetzt noch an manchen Stellen verderbt (z. B. p. 482, 3. 4.), lückenhaft (z. B. p. 475, 3.) und interpolirt (z. B. p. 448, 7. vgl. l. 4. und p. 473, 14). Er kann theils aus Zonaeus, theils aus den Randnoten Norrmanns,

Digitized by Google

theils aus den citirten Schriftstellern verbessert werden. Aus Zonaeus ist wohl p. 484, 16. εἰ δ' οὖν vor ἀλλά γε einzuschalten. Aus den Randnoten Norrmanns ist z. B. aufzunehmen p. 424 3. ἀποτιλεῖται, p. 429. 16. μιμεῖται, p. 430. 1. ἔχοι. Die citirten Schriftsteller müssen allerdings mit Vorsicht benutzt werden, da Alexander leicht nach Handschriften, die von den unsrigen abwichen, oder aus dem Gedächtnisse citiren konnte. Aber offenbare Fehler der auf uns gekommenen Handschriften dürfen ohne Bedenken aus ihnen berichtigt werden. Dahin gehört p. 449, 11. ἐπέστησε für ἐπέστησα bei Aeschines; denn ohne die letztere Lesart taugt das Beispiel nicht; ferner τὰ πιθανὰ statt τὰ ἀπίθανα p. 432, 1; denn p. 458, 7. hat Alexander selbst ἀπίθανα. Unberichtigt ist auch die Stelle p. 430, 2. ὅτι κἂν πᾶς λόγος σχῆμα ἴδιον ἔχῃ, καὶ κατὰ φύσιν τό τε καθ' ὁμοιότητα τούτου πανουργεῖσθαί τινα λόγον, οὐδεὶς ἂν εἴποι τὸ πλαττόμενον οὐ τοῦτον τὸν τρόπον ἐξαιρέτως σχῆμα καλεῖσθαι Was der Sinn seyn soll, ist aus dem Vorhergehenden klar. Durch eine leichte Aenderung, der die Handschriften durch die Lesart καλεῖται entgegenkommen, erhalten diesen Sinn auch die Worte des Textes. Man lese: ὅτι, κἂν πᾶς λόγος σχῆμα ἴδιον ἔχῃ κατὰ φύσιν, τό γε καθ' ὁμοιότητα τούτου πανουργεῖσθαί τινα λόγον οὐδεὶς ἂν εἴποι (sc. κατὰ φύσιν γίγνεσθαι). τὸ πλαττόμενον οὖν τοῦτον τὸν τρόπον ἐξαιρέτως σχῆμα καλεῖται. P. 442, 11. ist wohl statt διὰ νοήματος vor ἐλάσσονα in Einem Worte διανοήματος zu lesen. P. 446, 11. wird statt ἀπὸ τοῦ αὐτοῦ κόμματος herzustellen seyn ἀπὸ τ. α ὀνόματος. Sinnlos sind die Worte p. 460, 8. λόγος ἄνευ περιγραφῶν καὶ κώλων συνθέσει αὐτοτελῆ διάνοιαν ἐκφέρων. Die ursprüngliche Lesart war: λόγος ἐν εὐπεριγράφῳ κώλων συνθέσει etc. vgl. Herodian. de figur. p. 592, 16. ἐν περιόδῳ, ἥτις ἐστὶ λόγος ἐν εὐπεριγράφῳ συνθέσει κώλων αὐτοτελῆ διάνοιαν ἀποτελῶν. P. 472, 18. wollte schon Norrmann ἀγχίστροφον für ἀντίστροφον. Was von ihm in der Note steht, ist Druckfehler. P. 473, 11. ist die Lesart βασιλεύοντα merkwürdig und bestätigt den Vorschlag des Stephanus, in der Stelle des Xenophon Cyrop. 8, 2, 8. zu lesen: τὰ τίνος δὲ δῶρα. P. 475, 7 ist eine ähnliche Verderbniſs in den Worten: δύνανται δὲ καὶ τὰ συνάγοντα κῶλα καὶ μέσον αὐτῶν τεθῆναί ποτε. L. δύναται δὲ καὶ τὸ συνάπτον τὰ κῶλα κατὰ μέσον αὐτῶν τεθῆναί ποτε. P. 477, 14 ist in den Worten διεκπλέκοντες καὶ περιπλέκοντες nicht bloſs διεκ-

Digitized by Google

πλέοντες mit Norrmann, sondern auch περιπλέοντες zu lesen. P. 479, 2, wo die Note No. 11. ausgefallen ist, könnte ὅταν μὴ πάντως statt ὅταν ἢ πάντως hergestellt werden. P. 482, 4 ist statt καὶ τὸ Θουκυδίδου ἐν τῷ ἱερῷ zu lesen: καὶ τὸ Θουκυδίδου · ἐν οὗ τῷ ἱερῷ nach Thucyd. 3, 14. Unter die Druckfehler ist wohl zu rechnen p. 456, 4 ἐναργήματα statt ἐνιγήματα, wie wenigstens Boissonade zum Tiberius p. 571 citirt, und p. 486, 8 ἐξεληξάμεθα statt ἐξελεξάμεθα, wie Aldus hat. Zu bemerken sind bei Alexander mehrere Fragmente verlorner Schriftsteller, welche entweder gar nicht genannt sind, wie p. 478, 6 (vgl. p. 602.) und p. 452, 16. oder falsch, wie Philippus statt Philistus steht p. 478, 19, wo daher an Ἐλατέων nicht zu denken ist mit Norrmann, und p. 466, 6, wo statt ὁ δῆμος οἷς ἐνέτυχεν zu lesen ist: ὁ Δημοσθένης ἐνέτυχεν. Denn es ist von der Ankunft des Feldherrn Demosthenes bei dem athenischen Heere vor Syracus die Rede.

5) Ungleich werthloser und dürftiger ist die Schrift des Phoebammon περὶ σχημάτων ῥητορικῶν p. 487 — 510. Sie führte bei Aldus nur den Titel: Σχόλια περὶ σχ. ῥητ. ohne den Namen des Verfassers. Den Namen Phoebammon setzte vor dieselbe Norrmann in seiner Ausgabe (Upsala 1690), nachdem schon vorher Thomas Gale sie demselben beigelegt hatte. Einiges Interesse hat der Anfang, in welchem Phoebammon so ziemlich dem Alexander folgt, ohne ihn zu nennen. Er gibt dabei die Definitionen des σχῆμα von Caecilius, Athenaeus, welcher hier mit dem späteren Athenaeus von Naucratis, dem Verfasser der Deipnosophisten, verwechselt zu werden scheint (Fabric. Bibl. Gr. IV, 20, 5. not.), und von Apollonius Molon, so wie die bereits aus Quintilian bekannte von Zoïlus. Die Mitte des Buches p. 496, 11—514, 6 ist eine trockene Aufzählung der σχήματα διανοίας und λέξεως, die zwar je unter vier Rubriken gebracht sind, κατὰ ἔνδειαν, κατὰ πλεονασμὸν, κατὰ μετάθεσιν, κατὰ ἐναλλαγὴν, aber mit lauter selbstgemachten Beispielen, nach welchen in dem Ideenkreise des Verfassers das Treiben der damaligen Studenten (σχολαστικοὶ) p. 500. 508. 511. 513. und Anklänge aus der Bibel p. 501, 3. 513, 16. nicht die letzte Stelle einnehmen. Da zu seiner Zeit Alexandrien noch stand p. 504, und römische Ausdrücke bereits in die griechische Sprache aufgenommen waren, wie φόρος p. 509, so setzt ihn wohl Norrmann mit Recht in die Zeit nach der Theilung des rö-

Digitized by Google

nischen Reiches und hält ihn für einen Aegyptier. Nach Fabricius wäre er ein Zeitgenosse des Synesius gewesen. Einen Auszug aus ihm gibt Georgius Pletho im sechsten Bande p. 568. Von dem Früheren scheidet sich der Schluſs ab p. 514, 6—519, 3. Er hat zwar die Zahl der 26 σχήματα τῆς λέξεως mit dem vorangegangenen Theile gemein, so wie die Rubriken κατὰ ἔνδειαν und κατὰ πλεονασμόν; er behandelt aber das Gleiche, was bei Phoebammon behandelt ist, auf verschiedene Weise, führt ganz andere σχήματα auf, als vorher genannt sind, entlehnt die Beispiele aus den Klassikern, während die früheren selbstgemacht sind, und ist kritisch weit schwieriger. Er möchte daher kaum für das Werk des gleichen Verfassers zu halten seyn, wie das Vorhergehende. Herzustellen ist p. 514, 8. τῶν ἄλλων ἰστέον, ὅτι statt ἰστέον δὲ, ὅτι; l. 11. ἀπαρίθμησις statt καταρίθμησις; l. 16. ἡ ἐπιτίμησις statt ἡ ἀντίδοσις, und zu interpungiren: καὶ ἡ κλῖμαξ καὶ ἡ ἐπιτίμησις τῇ ἀναδιπλώσει ὁμώνυμος, καὶ ἡ ἀντιστροφὴ καὶ ἡ ἐπίζευξις τῇ παρονομασίᾳ ὁμώνυμος, καὶ ἡ πλοκὴ τῇ ἀναφορᾷ καὶ ἡ ἐπιβολή. Vgl. Tiberius c. 28, wo von der κλῖμαξ die Rede ist: τινὲς δὲ νομίζουσι τοῦτο τὸ σχῆμα τὸ αὐτὸ εἶναι τῇ ἀναδιπλώσει. Ferner ist herzustellen p. 515, 2. τῇ ἐπανόδῳ ἡ ἀντιμεταβολὴ statt τῇ ἐπαναδόσει ἡ ἀντιμεταβολῇ; l. 3. προσαπόδοσις statt προσεπανάδοσις; p. 516, 12. παραποιοῦσα statt περιποιοῦσα. Aber das Ende ist auf jeden Fall verstümmelt. Die Noten von Norrmann hat der Herausgeber beidrucken lassen. Er selbst hat sechs Handschriften theilweise, vier ganz verglichen, worunter eine alte Pariser aus dem zehnten Jahrhundert, welche die anderen weit hinter sich läſst.

6) Tiberius περὶ τῶν παρὰ Δημοσθένει σχημάτων p. 527—577. Tiberius, der in den Anfang des vierten Jahrhunderts n. Chr. gehören mag, war nach Suidas ein fruchtbarer Schriftsteller. Wir haben auſser einigen Fragmenten, welche seiner Schrift περὶ ἰδεῶν entnommen seyn mögen, wie die Nr. III. und V. p. 524 und 525 abgedruckten, nur noch seinen Tractat über die Figuren. Er folgt darin hauptsächlich dem Caecilius und Apsines, deren Schriften über diesen Gegenstand von den Alten auch sonst erwähnt werden. Zuerst wurde dieser Tractat herausgegeben von Thomas Gale zu Oxford im J. 1676. 8. (neuer Abdruck, von J. F. Fischer besorgt, Leipzig 1773.) Aber diese Ausgabe enthielt blos die

Digitized by Google

σχήματα διανοίας in 22 Abschnitten; das vollständige Buch in 48 Abschnitten, welches auch die σχήματα λέξεως umfafst, gab erst Boissonade zu London im Jahr 1815 in 8. heraus. Der Commentar von Boissonade ist hier wieder abgedruckt, und zwar ganz, ohne Weglassung der oft nicht zur Sache gehörigen Emendationen älterer und noch öfter späterer Schriftsteller. Es macht dies einen Unterschied von einigen Blättern; die Besitzer der Rhetores haben dafür nicht mehr nöthig, sich die nach Verhältnifs theure Ausgabe von Boissonade zu kaufen. Hinzugekommen sind die Lesarten einer Venetianischen Hds. aus den Zusätzen von Boissonade und einer vom Herausgeber verglichenen Mediceischen. Der Text kann in dem ersten schon von Gale herausgegebenen Theile befriedigend genannt werden, weniger in dem zweiten. Hier sind erstens die Citate, welche aus Veranlassung eines Homoeoteleutons in den Handschriften verderbt und dadurch zu Beispielen für die in Rede stehenden Figuren unbrauchbar geworden sind, unverändert gelassen, z. B. p. 553, 6. nach ἐξεῖναι. Das Fehlende hätte doch mindestens in Klammern eingeschaltet werden können. Eben so sind zweitens offenbare Verstöfse der Handschriften in den Citaten unverändert gelassen, wie p. 553, 3. δι αὐτὴν εἰρήνην statt διὰ τὴν εἰρήνην; p. 566, 6. Εὐβαίῳ statt Εὐαίωνι u. a. Noch zahlreicher sind die Verderbungen im Texte des Tiberius selbst. Dafs p. 562, 8. ὁμοιοτέλευτον statt ὅμοιον τῷ τόνῳ zu lesen sey, ist in der epistola critica Vol. IX. p. 742. bemerkt. Aufserdem genüge es, an Folgendes zu erinnern. P. 553, 1. ὅταν τὰ ὀνόματα μετὰ τῶν ὀνομάτων L. ὅταν τὰ κόμματα etc. P. 560, 4. Ἀντιστροφὴ δέ ἐστιν ὅτ' ἀντικείμενον. L. ἐστι τὸ ἀντικείμενον, vgl. Alexand. de fig. 2, 4. P. 561, 2. Δήλωσιν τὸ σχῆμα ἔχει. L. Δείνωσιν, wie c. 40. ταῦτα δείνωσιν ἔχει καὶ ἐνέργειαν. Demetr. de eloc. §. 280. ἡ δὲ καλουμένη ἐπιμονὴ — μέγιστα συμβάλοιτ' ἂν εἰς δεινότητα. Auch bei Herodian. περὶ σχημ. p. 589, 5. haben einige Handschriften δήλωσιν und δείλωσιν für das im Texte stehende δείνωσιν. P. 568, 1 ist nach κατὰ κῶλον einzuschieben καὶ κατὰ κόμμα, vgl. l. 5 und 18 und Vol. VII. p. 1217, 6. In dem selbstgemachten Beispiele p. 573, 6 (Ἀλκιβιάδης μὲν εὐτελῆ τὸν πόλεμον καταλιπὼν) ist ἀτελῆ zu lesen.

7) Aelius Herodianus περὶ σχημάτων p. 579—610. Zuerst herausgegeben von Villoison im zweiten Bande seiner Anec-

Digitized by Google

dota (Venedig 1781. 4.); dann von W. Dindorf (Leipzig 1825. 8.). Der Herausgeber hat eine Pariser Hds., welche früher schon von Bekker (Anecdota T. 3. p. 1449) verglichen und von Dindorf benutzt war, wieder verglichen und dabei manche Abweichungen von der früheren Collation gefunden. Der Text stimmt sowohl sonst, als auch in den Citaten häufig mit der Schrift Alexanders überein. Uebrigens sind hier dreierlei σχήματα aufgestellt (ἐν λέξει, ἐν διανοίᾳ und ἐν λόγῳ) und der Begriff der σχήματα διανοίας sehr eng gefafst. Von den Figuren sind noch unterschieden die κατασκευαὶ τοῦ λόγου, womit das Ganze schliefst. Die Beispiele sind in der Regel aus Homer; doch finden sich darunter auch mehrere Bruchstücke verlorener Dichter und Redner. In dem Fragmente des Cleochares p. 599, 4. ist statt ἐξήτει zu lesen ἐξῄτει, wie öfter; vgl. Westermann Epimetr. ad Plutarch. vit. dec. orat. p. 847. B. Auch sonst ist der Text an einigen Stellen verderbt. Was aus Herodianus ἐν τῷ περὶ σχημάτων in den Scholien zu Homers Ilias 3, 391 angeführt ist, ist hier nicht zu finden.

8) Polybius Sardianus περὶ σχηματισμοῦ p. 610 — 616. Aus dem Catal. Bibl. Matrit. von Iriarte. Zuerst ist eine Seite lang vom μετασχηματισμὸς λέξεως die Rede; dann περὶ τῶν τῆς κατασκευῆς εἰδῶν. Also nichts Ganzes; aber auch nichts Bedeutendes.

9) Ἀνωνύμου περὶ τῶν τοῦ λόγου σχημάτων p. 617 bis 670. Der Verfasser, der nach seiner eigenen Angabe einen Commentar zu Hermogenes Schrift περὶ εὑρέσεως geschrieben hat, und aus dessen Vorrede ein Stück p. 618, 3—17 in den Scholien zu Hermogenes Vol. VIII. p. 804, 26 sich wieder findet, gibt hier zuerst eine Aufzählung der σχήματα διανοίας und λέξεως nach Hermogenes, und fügt dann noch einige weitere σχήματα aus Homer von p. 657, 23 an in einem Anhange bei. Er ist ein Christ, und citirt neben Homer, Demosthenes und anderen Klassikern Bibelstellen und Kirchenväter, aufserdem Sopaters μεταποιήσεις. Seine Schrift ist einem gewissen Ignatius zugeeignet, den er φιλοπονώτατον τέκνον nennt. Einen Auszug daraus hatten wir im dritten Bande p. 704 — 711. Im Ganzen nichts, was man nicht schon bei Hermogenes hat; doch dieses zusammengestellt.

10) Ζωναίου περὶ σχημάτων p. 673—690. Zuerst herausgegeben von Boissonade im dritten Bande seiner Anecdota.

Zonaeus ist der byzantinisirte Alexander. Die Beispiele sind gröfstentheils aus Kirchenvätern. Den Uebergang bildete der Text der Pariser Handschrift Nr. 2087, von welcher bei Alexander die Rede war. Auf Zonaeus geht aufser dem Aufsatze im Moschopulus von Titze und dem Capitel bei Joseph dem Rhacendyten auch noch der Aufsatz in unserem Bande p. 698 bis 713 zurück. Der Herausgeber hätte auch aus diesem, sowie aus der oben genannten Handschrift den Text noch verbessern können.

11) Ἀνωνύμου περὶ συνεκδοχῆς p. 691—693. Früher gedruckt im Moschopulus von Titze und im dritten Bande der Anecdota von Boissonade, in den Handschriften gewöhnlich dem Zonaeus angehängt. Das Gleiche liest man buchstäblich p. 718 bei dem Anonymus περὶ ποιητικῶν τρόπων, wo statt ἀναφορᾶς zu Anfang richtiger διαφορᾶς, aber statt τριςκαιδεκα unrichtig δώδεκα steht.

12) Ἀνωνύμου περὶ σχημάτων p. 694—697. Früher gedruckt im Moschopulus von Titze, aus einer ambrosianischen Handschrift hie und da berichtigt. Die σχήματα werden in σχήματα λόγου und συντάξεως getheilt. Nur die letzteren, acht an der Zahl, sind hier in byzantinischer Art durchgegangen. Gewifs würde dem Herausgeber Niemand zürnen, wenn er Nr. 11 und 12 weggelassen hätte.

13) Ἀνωνύμου περὶ τῶν σχημάτων τοῦ λόγου p. 698 bis 713. Aus einer Vaticanischen Handschrift. Das Gleiche steht, wie schon bemerkt, bei Zonaeus. Der Herausgeber hätte es also, statt das Gleiche zwei Mal zu geben, bei Einem Mal bewenden lassen können. Denn, da aufserdem in den Noten zum Alexander die Hauptsachen schon beigebracht waren, so ist hier Ein Mal fast zu viel.

Den Beschluss machen fünf Schriftsteller περὶ τρόπων. Der Herausgeber hat nach homerischer Taktik die schlechtesten vorn und hinten, die Guten in die Mitte gestellt.

14) Ἀνωνύμου περὶ ποιητικῶν τρόπων p. 714—725. Der Aufsatz steht in der gleichen Handschrift wie Nr. 13, und ist auch in die sogenannte Sammlung des Rhacendyten Joseph aufgenommen, woraus sich auf seinen Werth schliefsen läfst.

15) Τρύφωνος περὶ τρόπων p. 728—760. Tryphon lebte unter Kaiser Augustus. Seine Schrift gab zuerst Blomfield heraus im J. 1814. Andere Recensionen derselben, mit Stellen aus der Bibel und den Kirchenvätern versetzt, machten

Digitized by Google

Passow und Schneider im Breslauer kritischen Museum 1820, und Titze unter dem Namen des Moschopulus 1822 bekannt. Mit der letzteren stimmt eine vom Herausgeber verglichene Ambrosianische Handschrift überein. Der Herausgeber hat die Noten von Blomfield abdrucken lassen und die Varianten der genannten Recensionen beigefügt. Tryphons Schrift ist nicht nur unter den auf uns gekommenen über den gleichen Gegenstand die beste, sondern auch für sich interessant als das einzige Werk über die Tropen aus so früher Zeit der Rhetorik und wegen der darin enthaltenen Fragmente. Die Worte p. 749, 7: διαφέρει δὲ παράδειγμα bis Ἰσαῖος p. 750, 8 sind als nicht hieher gehörig zu tilgen. Sie stehen am rechten Platze Vol. VII. p. 25, 21—26, 9.

16) Gregorius Corinthius περὶ τρόπων p. 763—778. Auch dieser Tractat wurde von Boissonade im dritten Bande seiner Anecdota unter dem Namen des Tryphon herausgegeben. Der Herausgeber hat ihn dem Gregorius Corinthius zugesprochen, weil dieser in einer Vaticanischen Handschrift als Verfasser eines Tractats περὶ τρόπων genannt ist, der mit denselben Worten, wie der unsrige, beginnt. Die Noten von Boissonade sind hier abgedruckt und die Varianten einiger Handschriften hinzugefügt. Einen Anfang bildet der Aufsatz eines Anonymus περὶ τρόπων p. 779—781, welcher in einigen Handschriften mit dem des Gregorius Ein Ganzes ausmacht.

17) Cocondrius περὶ τρόπων p. 782—798. Aus dem dritten Bande der Anecdota von Boissonade mit dessen Noten. Hinzugekommen sind die Varianten einer Pariser Handschrift. Auch Lederlin besafs eine Abschrift dieses Aufsatzes und citirt den Schlufs περὶ ἀμφιβολίας in seinem handschriftlichen Commentar zum Theon mit einigen übrigens unbedeutenden Abweichungen vom gedruckten Texte.

18) Georgius Choeroboscus περὶ τρόπων ποιητικῶν p. 802—820. Zuerst herausgegeben zu Paris im J. 1615. von Fed. Morell. Der Herausgeber hat dazu noch eine Vaticanische Handschrift vergleichen lassen, einige andere zu einzelnen Abschnitten selbst verglichen. Die Handschriften theilen sich in zwei Klassen. In der Einen fehlen mehrere Tropen am Schlusse, von welchen der Anfang des ersten und der zweite aus Tryphon, die übrigen ganz nahe mit Phoebammon verwandt sind. Dafs übrigens unser Choeroboscus nicht derjenige ist, welchen Leo Allatius in die Regierungszeit des Anasta-

sius setzt, hätte der Herausgeber schon aus dem Umstande sehen können, dafs hier der Metaphraste citirt ist, der seinen Namen einem Auftrage des Kaisers Constantinus Porphyrogennetus (911 — 960) verdankt. Auf dieses hatte aber auch bereits Fabricius in seinen Anmerkungen zu der Schrift des Leo Allatius de Georgiis et eorum scriptis p. 622 und 626 aufmerksam gemacht, und ausdrücklich bemerkt, dafs er nicht vor dem zehnten Jahrhundert gelebt haben könne. Die Beispiele sind zum Theil selbstgemacht oder aus der Bibel, was bei Gregorius und Cocondrius noch nicht der Fall ist.

Die Schriften, welche den Inhalt des neunten Bandes ausmachen, stehen sämmtlich schon in der Ausgabe des Aldus. Keine derselben steigt zu der Stufe der Geringfügigkeit herab, welcher einzelne des achten Bandes angehören. Die Reihe eröffnet.

1) Demetrius περὶ ἑρμηνείας p. 1 — 126. Der Herausgeber trägt in den Prolegomenen, welche von S. III bis XIV hieher gehören, seine Gründe gegen die Annahme der Abfassung durch Demetrius den Phalereer oder durch Dionysius von Halicarnafs vor, und entscheidet sich dann für die Ansicht von G. J. Vofs, Thomas Gale und Schneider, dafs der Verfasser der von Diogenes Laërtius angeführte Sophist zu Alexandrien sey, der in das Zeitalter des Marcus Aurelius gesetzt wird. Der Text hat an manchen Stellen stark gelitten, und es scheint keine Hoffnung zu seyn, dafs ihm aus Handschriften werde genügend geholfen werden können. Der Herausgeber, dem aufser Anderem der Apparat von Victorius aus der Münchner Bibliothek zu Gebot stand, hat sich in der Hauptsache an die Recension von Schneider gehalten, dessen Noten wieder abgedruckt sind. Von dem, was Andere seitdem gelegentlich für Demetrius gethan haben, ist Einiges in den Noten, Anderes in den Zusätzen nachgetragen. Anderes, was hier übergangen ist, bietet die neueste Ausgabe von Goeller. Nachzutragen ist die Verbesserung Hermanns zu den Schol. Aristoph. Nub. v. 400, welcher §. 150 statt ἀλλ' Ὅμηρος καὶ ὁ στίχος ὁ Ὁμηρικὸς vorschlägt: ἀλλ' Ὅμηρος· καὶ γὰρ ὁ στίχος Ὁμηρικός. Fehler, welche sich in unserer Ausgabe fortgepflanzt haben, sind §. 21. μόλις ἂν ἐννοηθεῖμεν für ἐννοηθείμεν; §. 106. ἐπενήνεγκται für ἐπενήνεκται; §. 198. προσεδοκοῦντο (neben προσεδόκα §. 152.) für προσεδοκῶντο; §. 230. τοῦ τύπου ἐπιστολικοῦ nach Victorius fehlerhafter

Emendation, wofür τοῦ ἐπιστολικοῦ τόπου stehen müfste, wenn überhaupt hier τόπου nothwendig wäre. Zu berichtigen ist aufserdem §. 11. ἀνατρέψας statt ἀναστρέψας, welches auch §. 184. und 185. herzustellen. §. 91: ἀλλ' ἐοικότα τοῖς ὑπὸ τῆς ἀληθείας συγκειμένοις, wofür zu lesen: ὑπὸ τῆς συνηθείας nach §. 86. und 87.; §. 92. λυθέντος εἰς statt λυθέντος ὀνόματος εἰς mit Vict. Gal. und Schneider in d. Addendis; ferner §. 120.: καὶ πᾶσι τοῖς ἐγκωμιαστικοῖς τρόποις, wo τόποις herzustellen ist; §. 140. ἐπὶ χάριτος statt ἐπιχαρίτως; §. 168. καὶ γελωτοποιῶν statt καὶ ὁ γελωτοπ. mit Vict. Gal. und Schneider; §. 196. σχήμασι statt σχήματι mit Vict. und Gale; §. 223. ἐπεὶ δὲ ἐπιστ. statt ἐπεὶ δὲ καὶ ὁ ἐπιστ. mit der vulgata; §. 234. ἔστωσαν τοιαῦται αἱ ἐπιστ. statt ἔστωσάν τοι αὗται αἱ ἐπιστολαὶ mit Ald. Vict. und Gale.

2) Μενάνδρου ῥήτορος πρὸς Γενέθλιον διαίρεσις τῶν ἐπιδεικτικῶν p. 127—212. Menander lebte nach dem Herausgeber gegen das Ende des dritten Jahrhunderts. Die erste hier unter seinem Namen vorkommende Schrift zerfällt in zwei Theile, wovon der erste die verschiedenen Arten des ὕμνος, der zweite das Lob der Länder und Städte zum Gegenstande hat. Bei dem Lobe der Städte kommt zur Sprache: 1) ihre Lage, θέσις; 2) ihre Herkunft, γένος; 3) ihre Lebensweise (ἐπιτηδεύσεις) und ihre Thaten (πράξεις); anhangsweise die Ehrenbezeugungen, welche den Städten zu Theil geworden sind. Von diesen Punkten, welche bei jeder Gelegenheit Stoff zum Lobe einer Stadt geben, werden dann noch unterschieden die Punkte, welche Stoff zum Lobe derselben bei besonderrn Gelegenheiten darbieten, wie bei Festversammlungen. Nach der Einleitung ist aber das Lob der Städte nur eine Unterart des Lobes der Sterblichen, welcher noch das Lob der lebendigen Wesen, das sich wieder in mehrere Unterarten spalten läfst, beigeordnet ist. Die Schrift ist demnach unvollendet. Der Herausgeber hat die Noten von Heeren aus seiner Ausgabe vom J. 1785 grofsentheils wieder abdrucken lassen, und die kritischen Bemerkungen von Jacobs in der Schulzeitung vom J. 1828 nachgetragen. Hiezu kommen die Varianten von sechs Handschriften, unter welchen die leider nur einzelne Stücke enthaltende erste Mediceische bei weitem die beste ist. Schade, dafs der Herausgeber nicht seinen Aufenthalt zu Paris zu Vergleichung der anderen vorzüglichen Handschrift der dortigen Bibliothek Nr. 2423. be-

Digitized by Google

nutzt hat, aus welcher Bast mehrere schätzenswerthe Varianten mitgetheilt hat. Menanders Text ist übrigens auch ohne dieses von dem Herausgeber um Vieles verbessert worden, und der Ref. findet um so weniger noch erhebliche Ausstellungen zu machen, als er in der angehängten epistola critica seine von denen des Herausgebers abweichende Ansichten bereits mitgetheilt hat. Daher nur noch Folgendes. In c. 4. p. 140, 2 hat Aldus ἐπιδημίαις für ἀποδημίαις. Das letztere scheint also, da aus den Handschriften nichts bemerkt ist, blofs durch Heeren hereingekommen zu seyn. Dafs l. 3. die Handschriften für ἐπιδημίαι sind, lehrt die Note; l. 15 steht ἐπιδημία selbst im Texte. P. 144, 3 fehlt αὐταὶ bei Aldus, und ist also wohl blofs durch Heeren in den Text gekommen. P. 158, 9 ist mit Aldus zu lesen: ἀξίαν αὐτὴν ἐπαίνου. P. 183, 10 ist für Μεγαλόπολις herzustellen Μεγάλη πόλις, wie die Handschriften haben. Vgl. Cellar. not. orb. antiq. T. I. p. 966. T. II. p. 17. Ebenso Βουκέφαλον p. 190, 13 statt Βουκεφάλειαν mit den Handschriften. Bucephalus heifst die Stadt bei Curt. 9, 3, 23. und bei Arrian. peripl. mar. erythr. 3, 21.

3) Μενάνδρου ῥήτορος περὶ ἐπιδεικτικῶν p. 213—330. Der Herausgeber hält diese Schrift für einen Theil der vorhergehenden, und meint, sie sey die *sectio quarta* (vielmehr *tertia*) derselben, welche vom Menschen handle. Ref. hat seine Zweifel daran schon in der *epistola critica* geäufsert. Er ist seitdem nicht gläubiger geworden. Der Herausgeber hätte ohne Zweifel bei genauerer Betrachtung beider Schriften gefunden, dafs die Sprache in der ersten Schrift eine ziemlich ausgeprägte Eigenthümlichkeit hat, von welcher in der zweiten keine Spuren sich wiederholen. Sodann ist die Form beider Schriften ganz verschieden. Die erste ist eine wirkliche διαίρεσις, d. h. sie zerlegt den Begriff des ἐγκώμιον in seine Arten, und durchgeht die verschiedenen Gesichtspunkte, unter welche er gestellt werden kann. Die zweite möchte eher eine Sammlung von διαιρέσεις nach Art des Sopater, als eine διαίρεσις zu nennen seyn. Sie gibt nicht die Gesichtspunkte für das Lob auf einen Menschen und dessen verschiedene Arten, sondern für einzelne epideictische Reden, gleichsam Entwürfe zu Casualien an, je nach der Beschaffenheit ihrer besonderen Veranlassung oder ihres besonderen Zweckes, und ist also eigentlich practischer Art, während die erste Schrift auf dem Gebiete der Theorie stehen bleibt,

Digitized by Google

nd blofs z. B. den Stoff für das Lob der Städte gibt, ohne ich um die Anordnung der Reden selbst vom προοίμιον bis um ἐπίλογος und den Stoff zur Ausfüllung dieser einzelnen Theile zu bekümmern. Ferner gibt allerdings der Verfasser ler zweiten Schrift, wie Heeren bemerkt, zu verstehen, dafs ein Vaterland Troas sey, und zwar nicht blofs an den in der Vorrede citirten Stellen, sondern auch p. 323, 15. Der Herausgeber wendet nun dagegen ein, dafs man nur anzunehmen rauche, dafs der, an welchen das Buch gerichtet sey, der legend von Troja angehöre; Genethlius aber könne ja mögcher Weise in einer näheren Verbindung mit Troas gestanen seyn. Ja er meint, eben der Umstand, dafs beide Schrifen an einen Freund gerichtet seyen, sey für seine Meinung, afs sie Einen Verfasser haben. Die Erwiederung auf dieses nufs von hinten anfangen. Allerdings sind beide Schriften n einen Freund gerichtet; aber Genethlius, welchem die rste gewidmet seyn soll, war ein Zeitgenosse und Nebenuhler des Callinicus, von welchem schon Reden im zweiten Theile erwähnt werden; er war ferner ein Schüler des Miucianus, und Menander ein Commentator desselben; er wäre lso ein Freund gewesen, der nicht erst zu lernen gebraucht ätte. Der Freund aber, an welchen die zweite Schrift geichtet ist, erhält förmliche Unterweisung und ist also ein üngerer Freund, d. h. nach damaliger Ausdrucksweise ein chüler, wie Sopater seine διαιρέσεις für seinen Sohn Caronianus, Seneca seine Controversien für seine Söhne schrieb. ber auch angenommen, Genethlius wäre ein solcher jüngerer Freund gewesen, so genügt es hier nicht zu sagen: r kann möglicher Weise mit Troas in Verbindung gestanen seyn. Es fragt sich hier nicht, was seyn konnte, sondern was erweislich so oder anders war, und erweislich, war enethlius kein Trojaner, sondern ein Palästinenser. Der erausgeber mag also sehen, ob dieser Umstand für seine nsicht ist. Doch wenn wir auch ganz von Genethlius abehen, da die Zueignung an ihn blofs auf einer Conjectur des alesius beruht, so hilft auch die erste Behauptung des Herusgebers nichts, dafs man blofs anzunehmen habe, der Freund, n welchen die Schrift gerichtet ist, sey aus Troas. Denn etzt kehrt dieselbe Frage wieder, wie vorher, warum nämch nur in der zweiten Schrift hervortrete, dafs der Freund, em sie gewidmet ist, aus Troas sey, und nicht auch in der

Digitized by Google

ersten, wo doch so oft von den Städten und ihren möglichen Eigenschaften die Rede ist. Für den Text war seit Aldus fast nichts geschehen. Der Herausgeber hat ihn aus vier Handschriften berichtigt, worunter ihm die zweite Mediceische besonders gute Dienste leistete. Für den βασιλικὸς λόγος konnte er noch die Sammlung des Rhacendyten Joseph zu Rathe ziehen; den λόγος ἐπιτάφιος hatte Westermann in dem zweiten Hefte seiner Quaestiones Demosth. besonders herausgegeben; auch fand ihn der Herausgeber abgesondert in einer Pariser Handschrift. Zu den Bemerkungen in der epistola critica fügt der Ref. nur noch wenige hinzu. P. 243, 6. ist mit Aldus zu lesen εἰλήχασι für εἰλήφασι; p. 246, 5 mit demselben ἡμῖν für ὑμῖν; p. 250, 13 mit demselben χαλεπαίνουσιν οὖν αἱ M. statt χαλεπαίνουσιν οἷον αἱ M; p. 260, 1 mit demselben οἷος ἦν ἄρα statt οἷος γὰρ ἦν ἄρα; p. 267, 16 mit demselben καὶ αὐτὰ τὰ ζῶα τὰ κατὰ τ. Θ. statt καὶ αὐτὰ τὰ κατὰ τ. Θ; p. 268, 8 mit demselben ἐν τῇ μνήμῃ statt ἐν τῇ γνώμῃ; p. 280, 7 mit demselben εἶτα τῆς ἀνατροφῆς statt εἶτα τὴν ἀνατρ; p. 300, 11 mit demselben Θαυμάσει statt Θαυμάζει; p. 319, 10 mit demselben πέρα τῶν ἑκατὸν πεντήκοντα ἐπῶν (wie p. 297, 2) statt πέρα τῶν ἑκατὸν ἐπῶν. Das Bisherige kann man eine Art von Druckfehlern nennen. Zu berichtigen ist noch p. 233, 16 γενέσθαι, wofür nach der Lesart des Med. 2. (γεγενῆσθαι) γενήσεσθαι herzustellen; p. 255, 21. Ἐλευσίνια δὲ πράττοντα, wofür Ἐλευσῖναδε προστάττοντα herzustellen, und προστάττοντα mit dem vorhergehenden κηρύγματα zu verbinden ist; p. 283, 19. οὕτω καὶ τὴν σελήνην, οὕτω καὶ τοὺς Διοσκούρους καὶ τὸν Ἡρακλέα λέγουσι συμπολιτεύεσθαι μετὰ τῶν Θεῶν, wo οὕτω καὶ τὴν Ἑλένην zu lesen, und zu vergleichen Lucian. Charid. c. 6. τῶν γοῦν Θεῶν ἐξ ἡρώων γενομένων Ἡρακλῆς τέ ἐστιν ὁ Διὸς καὶ Διόσκουροι καὶ Ἑλένη. P. 296, 13 hat der Herausgeber drucken lassen: οἱ δὲ οὐδὲ ἀντέχειν δύνανται statt οἱ δὲ ἀντέχειν δύνανται. Dafür mufs nun das folgende οὐδὲ in den Worten ὥσπερ οὐδὲ πρὸς τὰς ἡλίου βολὰς getilgt werden, welches durch blofse Versetzung an diese Stelle gekommen ist. Gleich im Folgenden l. 15. ist nach λοιπὸν mit den Handschriften herzustellen περὶ τῶν κατ᾽ εἰρήνην statt τὰ κατὰ τὴν εἰρήνην, p. 316, 17 ἐπίδοξος ἦν τινα ἕξειν τὸν προστησόμενον statt ἐπὶδ ἦν, τίνα ἕξει τὸν προστ vgl. Demosth. de Cor. §. 71. p. 248 R., wodurch sich des Ref. Vorschlag in der epist. crit. p. 770 modificirt, und p. 318, 14 συνεληλύθειμεν in den Worten: εἶθε ἀκροασόμενοι λόγων αὐτοῦ συνεληλύθαμεν. Aufserdem hätte noch bei p. 291, 7 Erwähnung verdient, dafs Ruhnken ad Tim. p. 261 ἐπεκώμασε für ἐπετώθασε vorgeschlagen hat.

(Der Beschluſs folgt im nächsten Heft.)

Digitized by Google

N°. 64. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

RECHTS- UND CAMMERALWISSENSCHAFTEN.

Die Ausbildung des Eventualprinzip's im gemeinen Civilprozeſs. Von Dr. J. A. M. Albrecht, auſserord. Professor der Rechte zu Marburg. — Marb. Verlag von Elwert. 1837. 74 S. 8.

Der Antritt des dem Vfr. auf der Universität in Marburg übertragenen Lehramtes war die Veranlassung zur Ausarbeitung und Bekanntmachung dieser Schrift. Sie enthält einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte des Deutschen Prozeſsrechtes. Jedoch kann Rfrt. den Wunsch nicht unterdrücken, daſs es dem Vfr. gefallen haben möchte, vor allen Dingen den Begriff des Eventualprincipes genauer zu bestimmen. Das Wort: Eventualprincip, gehört zu den Wörtern, hinter welche sich, da sie nicht eine gesetzlich-bestimmte Bedeutung haben, sondern Schöpfungen der Wissenschaft sind, so leicht schwankende Vorstellungen verbergen.

Beobachtungen und Bemerkungen auf einer Reise im Jahre 1836 nach Frankreich und England vom Staatsrath von Hazzi. München. 1. Heft 1837. 87 S. — 2tes und letztes H. 1838. 165 S. 8.

Der schon durch mehrere andere landwirthschaftliche Schriften rühmlich bekannte Verf. theilt in dieser Schrift die Beobachtungen und Bemerkungen mit, die er auf einer Reise nach Frankreich und England über den Zustand der Landwirthschaft und des Fabrikwesens, besonders der ersteren, in diesen Ländern zu machen Gelegenheit hatte; wobei er überall zugleich auf den ökonomischen Zustand Deutschlands und vorzugsweise auf den des K. Baiern vergleichende Rücksicht nimmt. Es wird nicht befremden, daſs den Verf. mehr der Zustand der englischen als der der französischen Landwirthschaft angezogen hat. Ref. hat eben so viel Belehrung in den statistischen Nachrichten, welche die Schrift enthält, als in den Urtheilen und Betrachtungen, welche der Verf. an die von ihm wahrgenommenen Thatsachen anreiht, gefunden. Auch das rechnet er dem Verf. zum Verdienste an, daſs er statt einer ausführlichen Reisebeschreibung nur solche Thatsachen gegeben hat, über die er als Sachkenner ein Urtheil fällen konnte. Indem jedoch Ref. nach dem Zwecke dieser

Jahrbücher der Lit. die ausführliche Anzeige dieser besonders den Landwirthen Deutschlands gar sehr zu empfehlenden Schrift andern Zeitschriften überläfst, mufs er sich mit einer Wiederholung der Überschriften der in dem einen und in dem andern Hefte enthaltenen Aufsätze begnügen. — Erstes Heft. I. Über die französischen Runkelrüben-Zucker-Fabriken, und die in Deutschland, und besonders in Baiern, zu errichtenden Runkelrüben-Zucker-Fabriken. II. Über die englisch-amerikanischen Mühlen und ihre Einführung in Deutschland und besonders in Baiern. III. Über die Fabrikation des Cheshirer- oder Chester-Käses in England in ihrer Beziehung zur gegenwärtigen Käse-Fabrikation in Deutschland. IV. Über den Luzerner-Klee in Frankreich und England, und dessen gröfsere Benützung in Deutschland und besonders in Baiern. V. Besuch bei dem berühmtesten Ökonom oder Landwirth in England, Herrn Cocke zu Holkam in der Grafschaft Norfolk. VI. Über die thierische Kohle (noir animal) und die poudrettes désinfectées als das neueste und vorzüglichste Düngerpulver in Frankreich. VII. Die Anschauung der englischen Felder und Weiden, dann die Grundursachen, wodurch sie in den gegenwärtigen blühenden Zustand gekommen sind. Mit Rückblicken auf Deutschlands, besonders Bayerns Landwirthschaft. VIII. Wein, Obst, Gartenwesen, Hopfen, Gersten und Bierbräuereien in England — in Beziehung auf Deutschland und besonders auf Baiern. IX. Die Feimen in England in Beziehung auf Deutschland und besonders Baiern. X. Die Farmer oder Landwirthe (Bauern) in England. XI. Die Generalpenitentiary — oder das neue allgemeine Zuchthaus — in London. XII. Der neue Seidenbau in Frankreich mit Rücksicht auf den in Deutschland und besonders den in Bayern. XIII. Kleinere Notizen über besonders auffallende Gegenstände.

Zachariä.

G. L. Bayer (Gartenmeister) Anleitung zum Anbau und zur Verwerthung der wichtigsten Handelsgewächse, bearbeitet im Auftrage der Direktion des Gewerbevereins für das Königreich Hannover, nach mitgetheilten Materialien. XVI. u. 238. SS. 8. u. 1 lithogr. Tafel.

Nachdem der Gewerbeverein die Beobachtung gemacht, dafs im Königreich Hannover die Landwirthe gar häufig unzulänglich bekannt seyen mit der angemessenen Behandlungsweise der Handelspflanzen, so hat er schon früher die Herausgabe besonderer Anleitungen zum Baue und zur Zubereitung des Leines, des Hanfes, des Tabaks, des Hopfens, der Runkelrüben und der Weberkarde bewirkt und mit Vorliegendem ein Ähnliches für die übrigen Handelsgewächse be-

Digitized by Google

zweckt, so dafs man hier keinesweges, wie nach dem Titel zu erwarten wäre, eine ganz allgemeine Schrift finden kann. Diese Schrift unterscheidet sich daher von anderen mit verwandter Tendenz dadurch, dafs sie nur mit den vorhin erwähnten zusammengenommen ein geschlossenes Ganzes bildet. Dagegen wird hier die Zubereitung der gewonnenen Früchte in mehreren Fällen wenigstens weiter verfolgt, als in andern Schriften der Fall zu seyn pflegt und die erforderlichen Apparate werden ausführlicher beschrieben. Ebenso geht der Vf. bei jeder Pflanzenart weiter in die Berechnung der Kosten, des Stroh- und Rein-Ertrages ein, als sonst gewöhnlich ist. Diese Berechnungen sind inzwischen, so wie die übrigen Vorschriften, keinesweges aus der Gesammtheit der landwirthschaftlichen Literatur, sondern nur aus einzelnen, theils im Lande selbst gewonnenen, Erfahrungen entnommen, theils aus verschiedenen Schriften des Auslandes ausgewählt, wodurch sie für gewisse konkrete Fälle allerdings genauer anpassend werden würden, wenn es nur überhaupt so leicht möglich wäre, in der Landwirthschaft überall genau entsprechende Verhältnisse wieder aufzufinden. Dafs Maafse und Preise überall auf die in Hannover gebräuchlichen reduzirt sind, ist der lokalen Bestimmung des Buches durchaus entsprechend. Eben so finden wir darin die einfache und klare Darstellung, welche seiner populären Bestimmung angemessen ist. — Dem Ganzen ist die Beschreibung einiger zur Kultur der Handelsgewächse empfehlenswerthen Ackerwerkzeuge angehängt. Wir hoffen, dafs die Verlagshandlung bei den übrigen Abdrücken der zu ihrer Versinnlichung bestimmten Abbildungen besser gesorgt habe, als in unserem Exemplare, denn hier ist die Hälfte der Figuren gänzlich ausgeblieben.

Bronn.

MEDICIN.

Geburtshülfliche Beobachtungen und Ergebnisse, gesammelt in der obstetricischen Klinik zu Halle, nebst Beschreibung der Niemeyerschen Kopfzange und eines Kephalopelykometer von Dr. Dan. Ed. Meier, Assistenten am königl. Entbindungsinstitute der Universität Halle. Mit 2 Steintafeln. Bremen, Schünemann 1838. 8. *XVI, S.* 169.

Der Hr. Verfasser, der während zwei Jahren Assistent im Gebärhause zu Halle war und sich des besondern Vertrauens des würdigen Niemeyer zu erfreuen hatte, theilt uns in vorstehender Schrift das Ergebnifs seiner Beobachtungen mit und gibt überhaupt genaue Rechenschaft von seinem Wirken während jenes Zeitraums. Die Entbindungsanstalt zu Halle gehört zwar noch zu den kleineren Instituten der Art in Deutschland, indem sie jährlich nur 50 und etliche Gebur-

Digitized by Google

ten zählt, allein die damit verbundene ambulatorische Praxis bietet reichlichere Gelegenheit zum Studium dar. Dafs der Hr. Vf. diese mit grofsem Eifer und seltener Gewissenhaftigkeit benutzt habe, davon gibt dieses Schriftchen den erfreulichsten Beweis. Der Raum dieser Blätter erlaubt nur eine flüchtige Angabe des Inhalts desselben, der sich auch zu einem Auszuge begreiflicherweise wenig eignen würde.

Der Hr. Verf. hat, was wir als sehr zweckmäfsig anerkennen, sämmtliche von ihm beobachtete Geburten nicht in chronologischer Reihenfolge erzählt, wie gewöhnlich solche Berichte abgefafst werden, sondern es vorgezogen, dieselben in wissenschaftlich geordneten Abtheilungen darzustellen, was freilich mehr Mühe macht. Nach Vorausschickung einer tabellarischen Uebersicht der 160 ihm vom April 1835 bis ebendahin 1837 vorgekommenen Geburten und Entbindungsfälle, wendet er sich zum Mechanismus der Geburt bei vorliegendem Kopfe, geht dann über zu seinen Beobachtungen von Geburten, wo bei vorhandener Beckenenge die Austreibung der Frucht durch die Naturkräfte bewerkstelligt wurde; handelt ferner von den dynamischen Störungen der Geburtsthätigkeit, dann von denjenigeu Fällen von Kopflage, die ihm Anzeige zum Gebrauch der Instrumente gaben, ferner von den Fufs-, Steifs- und Querlagen, sowie von den gemischten Lagen, und endlich von den Störungen der fünften Geburtszeit. Die wichtigeren Geburtsgeschichten (12 an der Zahl) schliefsen sich als Belege des bisher Gesagten hier recht passend an.

Mit besonderer Vorliebe scheint der Verf. die erste Abtheilung, die vom Mechanismus der Geburt bei vorliegendem Kopfe handelt, bearbeitet zu haben. Seine genaue Beobachtungen bestätigen vollkommen die Ansciht vom Geburtshergang, wie sie Naegele vor bereits fast 20 Jahren aufgestellt hat. Wie in Bezug auf den Hergang der Geburt, so stimmen auch Hrn. M's. Beobachtungen über die Häufigkeit der verschiedenen Schädellagen mit den zu Heidelberg gewonnenen Erfahrungen überein. Hinsichtlich des Geburtsherganges bei der zweiten Schädellage (nach Naegele) glaubt der Verf. nach seinen (29) Beobachtungen sich sogar berechtigt, nicht blofs anzunehmen, dafs sie eben so günstig als die erste sey, sondern dafs die Geburt dabei selbst schneller und leichter zu verlaufen pflege, als bei dieser. Nach unsern Erfahrungen können wir nur ersteres bestätigen, nämlich dafs die Geburten bei zweiter Lage, unter übrigens ganz gleichen Umständen durchaus ohne gröfsere Schwierigkeit verlaufen, als die bei der ersten. — Seite 11 heifst es: „In den meisten Sätzen mit dem Naegele'schen Mechanismus übereinstimmend waren die gleichzeitig publicirten Bemerkungen über den Hergang der menschlichen Geburt von Mampe. Da sie aber als einzelne Lehrsätze zu schroff dastehen, so sind

Digitized by Google

sie theilweise mifsgedeutet worden, indem man sich nicht die Mühe gegeben hat, seine (1821 erschienene) Dissertation de partus hum. mechanismo damit zu vergleichen. In dieser Abhandlung finden sich nur wenige Abweichungen von den N.-schen Lehren.“ Ich habe in meiner zu Anfang d. J. erschienenen Schrift: über den Mechanismus der Geburt u. s. w., über die Gleichzeitigkeit des Erscheinens jener „Bemerkungen“ und des Aufsatzes meines Vaters einen erläuternden Wink gegeben, der auch über die „Uebereinstimmung“ beider einiges Licht verbreitet. — Auch über die Abweichungen des Geburtshergangs von der Regel finden sich in der vorl. Schrift recht schätzbare Notizen und belehrende Geburtsgeschichten, denen Jeder, der diesen Dingen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat, ansieht, dafs sie das Resultat treuen, gewissenhaften Forschens und nicht zugestutzt und appretirt sind, wie man deren leider hie und da welche findet, durch die aber nur der Unkundige getäuscht, der Erfahrene nicht einen Augenblick irre geführt wird. Mir fiel beim Lesen dieser trefflichen Geburtsgeschichten der Ausspruch ein, den ein namhafter Geburtshelfer vor einer Reihe von Jahren einmal, in Bezug auf meines Vaters Lehre vom Mech. der Geburt gethan hat; er meinte nämlich, „wenn N's. Ansicht die richtige sey, so müfsten eben die Geburten zu Heidelberg anders verlaufen, als in der ganzen übrigen Welt.“ Seltsam, dafs die Becken und die Kindsköpfe in Halle (und, wie sich im Laufe der letzten Jahre gezeigt hat, freilich auch noch in mehreren andern Gegenden) ganz von der nämlichen Beschaffenheit zu seyn scheinen, wie in Heidelberg. Man sollte demnach fast glauben, dafs es hauptsächlich auf die Finger ankommt, die mit den Kindsköpfen in Berührung gesetzt werden, sonst liefse sich doch kaum erklären, wie immer noch in einer gewissen Anzahl von geburtshülflich-klinischen Berichten, mit denen wir in den medicinischen und obstetricischen Journalen Deutschlands alljährlich beschenkt werden, die Relationen über den Hergang der Geburt u. s. w. beständig einander ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern, d. h. die Irrthümer stereotyp geworden zu seyn scheinen. — Ref. kann nicht umhin, hier noch einer Bemerkung des Hrn. Verfs. zu erwähnen, die den Bequemen einen sehr erwünschten Vorwand abgeben könnte, sich zu entschuldigen, dafs sie besserer Einsicht kein Gehör zu geben scheinen, und die den Anfänger leicht muthlos machen könnte. Es heifst nämlich (Vorr. p. VI.): „Wenn mich besonders der Mech. der Geb. interessirte, so liegt diefs einerseits in der Liebe, die mir gerade für diesen Theil der Geburtshülfe von meinem ersten Lehrer eingeflöfst ward, andererseits aber auch in einem besondern Vortheile der Beschaffenheit meiner Hand, die bei sehr langen und schlanken Fingern mit einem hohen Grade von Beweglichkeit verbun-

Digitized by

den ist, so dafs ich Vieles leicht und bequem erreichen konnte, was auch selbst Geübten bei Mangel dieser Naturanlage (?) nicht zu erreichen war;" und an einer andern Stelle (p. 35 Note) versichert der Hr. Verf., dafs sein Zeigefinger 3¾" Par. M. messe und dafs er seinen Zeige- und Mittelfinger so weit von einander bewegen könne, dafs sie vollkommen einen rechten Winkel bilden. Ref. will nicht läugnen, dafs eine solche Bildung der Hand etwas ganz Bequemes seyn mag, aber ein so grofses Gewicht, wie der Hr. Verf., kann er diesem Umstande nicht beilegen. Ich habe seit mehreren Jahren, wo ich einer beträchtlichen Zahl junger Aerzte Anleitung zur geburtshülflichen Untersuchung gebe, immer gesehen und jeder Geburtshelfer fast wird an sich selbst die Erfahrung gemacht haben, dafs Anfangs auch der längste Finger zu kurz erscheint, dafs aber nach Mafsgabe der gewonnenen Einsicht und zunehmenden Fertigkeit der mäfsig lange, wohlgebildete Zeigefinger vollkommen hinreicht, Alles das, was in die Sphäre der obstetricischen Exploration fällt, und ganz ebenso gut, wie ein ungewöhnlich langer Finger, zu fühlen.

Auch die Fälle von Beckenenge, wo die Geburt bei vorliegendem Kopfe durch die Naturkräfte allein vollbracht wurde, sind beachtenswerth und mit guten Bemerkungen versehen. Es befindet sich darunter ein Fall, wo der Kopf in gerader Richtung (situs cap. rectus et aequus) durch's Becken getrieben wurde. Der Kopf war aber ungewöhnlich weich, mit sehr breiten Nähten versehen u. s. w. Wo überhaupt derartige Abweichungen des Geburtshergangs von der Norm vorkommen, da hält es dem aufmerksamen Beobachter meist nicht schwer, den Grund in regelwidrigen Verhältnissen des Kopfs, oder des Beckens, oder der Expulsivkraft u. s. w. aufzufinden. Dafs unter den vom Verf. hier aufgeführten Fällen gerade bei der gröfsten Beckenenge die Geburt am schnellsten verlief, diefs ist eine Beobachtung, die auch wir zu machen Gelegenheit hatten; überraschend ist es, welche Kraft und Energie der Uterus gerade bei den Niederkünften rhachitischer Frauen entwickelt. Wir besitzen das Skelett einer Rhachitischen, dessen Becken in der Conjugata nur 2" mifst und diese Person gebar heimlich ein ausgetragenes Kind, freilich mit zerschmettertem Schädel, wie denn auch in des Verfs. Fällen 6 von neun Kindern Spuren einer erlittenen Gewaltthätigkeit an den Köpfen trugen; Dinge, die für die gerichtliche Medicin von grofser Wichtigkeit, bis jetzt aber lange noch nicht so gewürdigt und bearbeitet sind, als sie es verdienen.

Dasselbe günstige Urtheil, wie über diese beide ersten, mufs auch über die folgenden Abschnitte gefällt werden. Überall zeigt der Hr. Verf. sich als tüchtigen Beobachter; ich hebe nur die im VI. Abschn. (p. 78) befindliche Bemer-

Digitized by Google

kung hervor, dafs die Placenta häufig an der linken Seite des Uterus sich angeheftet finde und dafs ihre Insertion durchaus nicht immer der Stelle entspreche, wo das s. g. Placentargeräusch vernommen werde. Nach meinen Beobachtungen ist der Sitz des Kuchens in der linken Uterinseite sogar die Regel, worüber ich in meiner Schrift: über die geburtsh. Auscultation, mich näher ausgesprochen habe. Möge der Hr. Verf., worauf er in einer Note (p. 78) hindeutet, uns recht bald mit dem Ergebnifs seiner stethoskopischen Beobachtungen erfreuen.

Unter den angehängten Geburtsgeschichten sind mehrere sehr interessante Fälle, unter andern auch ein Fall von tumor cysticus in der Beckenhöhle, der ein Geburtshinderniſs abgab.

Der Abhandlung sind endlich beigegeben eine Beschreibung der Niemeyer'schen Kopfzange und eines nach des Vfs. Angabe veränderten Stein'schen Cephalometer's, der durch eine kleine Vorrichtung leicht zum Compas d'epaisseur vergröfsert werden kann (Kephalopelykometer); von beiden Instrumenten sind Abbildungen beigefügt.

Druck und Papier der Schrift sind sehr elegant und es verdient dieselbe gewifs die Aufmerksamkeit aller wissenschaftlichen Geburtshelfer.

Abhandlung über die Auscultation, oder den Gebrauch des Laennec'schen Stethoskops, angewandt auf die Geburtshülfe; mit Beobachtungen von P. J. Blom, med. chir. et artis obstet(r). doctor, Mitglied der Utrechtschen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften, wie auch der med. Gesellschaft vis unita fortior zu Hoorn, practischer Arzt zu Utrecht. Aus dem Holländischen übersetzt durch F. W. Schroeder, med. chir. et art. obstetr. Dr. Emden, Rakebrand 1837. 8. *VIII.* 104.

Wie wir aus dem Vorwort des Uebersetzers erfahren (denn das des Verfassers hat jener für gut gefunden „der Kürze halber" wegzulassen), so verdankt dieses Schriftchen sein Erscheinen einer an den Verf. ergangenen Aufforderung der medicinischen Gesellschaft zu Utrecht, seine Erfahrungen über die geburtshülfliche Auscultation bekannt zu machen; und es soll dasselbe die erste Abhandlung seyn, die in Holland über diesen Gegenstand erschienen ist. Sie zerfällt in vier Abschnitte, von denen der erste (S. 1—59) eine „historische Uebersicht der Auscultation bei Schwangeren und Gebärenden" verspricht. Hier finden wir denn Kergaradec's bekannte Abhandlung fast ganz, defsgleichen die Beobachtungen von Delens und Laennec wörtlich übersetzt. Dann folgen weitläufige Excerpte aus den bekannten Schriften der deutschen Beobachter, wie Ulsamer, Haus, Ritgen und eine Aufzählung der höchst kläglichen Resultate,

Digitized by Google

zu denen Prof. Henne in Königsberg nach 3jährigen (vergeblichen) Bemühungen gelangt ist. Aus Hohl's Werke, sowie aus Adelmann's Aufsatze in v. Siebold's Journal (Bd. XIV.) sind grofse Auszüge mitgetheilt und auch Kennedy's, Nagle's, Ferguson's geschieht Erwähnung. — Wo so Viel abgeschrieben worden (diese s. g. historische Uebersicht macht mehr als die Hälfte des ganzen Opus aus), hätte billig auch Dubois' klassische Abhandlung erwähnt, resp. ausgezogen zu werden verdient. Doch sucht man unter den vielen, zum Theil arg verketzerten, Namen den des genannten verdienten Beobachters vergeblich. — Es folgen nun (S. 59—77) neun dem Verfasser eigenthümliche Beobachtungen, aus denen sich, aber nichts weiter entnehmen läfst, als eine Bestätigung der längst bekannten Wahrheit, dafs viele Übung erfordert wird, ehe man es zu einiger Fertigkeit im Auscultiren bringt, und dafs es eben weit besser gewesen wäre, der Hr. Verf. hätte erst mehrere Auscultations-Versuche angestellt, um sich jene Fertigkeit zu erwerben, statt dafs er so über 9 höchst dürftige und unvollkommene Beobachtungen ein Buch zusammengeschrieben hat. Des Übersetzers Styl trägt wesentlich dazu bei, jene Erzählungen noch ungenieſsbarer zu machen, als sie sich vielleicht im Original ausnehmen mögen. Aus der 1. Beobachtung möchte Das hervorzuheben genügend seyn, dafs der Hr. Vf. „bei einer Frau, die eine hernia ventralis hatte, in der achten Woche der Schwangerschaft die Placenta schon deutlich über dem ramus horizontalis ossis pubis, unter der linea alba, fühlen konnte!!“ (p. 59).

Der zweite Abschnitt enthält eine „vergleichende Übersicht der Folgerungen Kergaradec's mit den gemachten Beobachtungen;“ der dritte handelt „von den Erfordernissen bei der Auscultation und den Hindernissen, welche derselben entgegenstehen“; endlich der vierte, „über den Nutzen der Auscultation in der Geburtshülfe“. — In diesen drei letzten Abschnitten begegnen uns wieder die nämlichen Namen, wie im ersten und es enthalten dieselben nur längst Bekanntes und oft Wiederholtes in einer keineswegs einladenden Sprache wieder abgedruckt. Wenn der Hr. Verf., von den Erfordernissen bei der Auscultation sprechend, offen bekennt, dafs er nur bei einigen Frauen, bei welchen die Pulsationen sehr deutlich waren, sie durch das Hemd beobachten konnte, nachdem er sie zuvor ohne Bedeckung gehört hatte; dafs es ihm aber nie gelungen sey, die Pulsationen aufzufinden, wenn der Bauch mit dem Hemd bedeckt war (S. 90): so geht auch daraus nur wiederum hervor, wie er weit besser daran gethan haben würde, das Ergebnifs seiner Beobachtungen einstweilen noch für sich zu behalten. Die Wissenschaft wird wahrlich durch solche Publicationen nicht gefördert und warum Hr. Schröder sich die

Digitized by Google

Mühe gegeben hat, uns mit einer deutschen Übersetzung dieser Schrift zu beschenken, davon läfst sich der Grund nicht einsehen, da ja den deutschen Ärzten die Originale zu Gebot stehen, aus denen jene Schrift zum gröfsten Theile abgeschrieben ist. Fast will es uns bedünken, als ob Hr. Schröder (und dafür spricht, wie schon erwähnt, der Styl der Übersetzung) die Abhandlung nur zu seiner Übung übertragen habe; billig hätte dann aber ein der deutschen Sprache Kundiger zur Durchsicht und Correctur derselben aufgefordert werden sollen. — Papier und Druck sind hübsch, dagegen fehlt es nicht an Incorrectheiten des letzteren.

H. F. Naegele.

Mémoire sur la cure radicale des pieds-bots par H. Scoutetten, professeur en médecine etc. avec six planches. Paris et Londres 1838. 8. 117 S.

Die Durchschneidung der Achillessehne zur Heilung des Klumpfufses hat trotz dem Widerstande von Seiten der Orthopäden einen ehrenvollen Platz unter den chirurgischen Operationen eingenommen, und ist eine der segensreichsten wundärztlichen Erfindungen der Gegenwart. Mag sie auch vor 40 Jahren schon von Einzelnen hie und da gemacht worden seyn, ihren wahren Werth zu erkennen und sie unter die besten Operationen zu stellen, war unserer Zeit vorbehalten.

Scoutetten, durch andere gediegene Schriften bekannt, vollbrachte fünfmal die Durchschneidung der Achillessehne zur Heilung des Klumpfufses mit günstigem Erfolge, und berichtet darüber in den vorliegenden Blättern, die Fälle durch Abbildungen versinnlichend. Zunächst spricht er von der Entstehungsweise des Klumpfufses, von welchem er vier Arten unterscheidet, sodann gibt er eine historische Skize der in Rede stehenden Operation, die er mit Unrecht seinem Landsmann Delpech vindiciren will; nächst dieser die pathologische Physiologie und Anatomie des Klumpfufses, die Aetiologie, die chirurgische Anatomie der Theile und zuletzt die Behandlung. Er nimmt eine verschiedene Entstehungsweise an, und glaubt, dafs bald ein Mifsverhältnifs zwischen Flexoren und Extensoren, bald eine fehlerhafte Disposition der Gelenkflächen, bald eine verkehrte Lage des Fötus im Uterus, bald Convulsionen des Fötus oder des neugebornen Kindes, bald ein Nervenleiden, bald eine chronische Entzündung ihn veranlasse.

Bei Erwachsenen soll man 15 Linien, bei sehr jungen Kindern fünf Linien über dem Fersenbeine den Tendo durchschneiden, immer von der innern Seite eingehen, nur eine Hautöffnung machen, nur mit einem Messer operiren, fünf Tage nach der Durchschneidung erst die Geradrichtung in

Digitized by Google

einer Maschine beginnen, die Aehnlichkeit mit der gewöhnlichen Klumpfufsmaschine hat, und dieselbe nicht zu stürmisch vollbringen. Die vom Verf. operirten Individuen waren 11 Monate, 2½ Jahre, 5 Jahre, 9 Jahre und 10 Jahre alt.

Handwörterbuch der gesammten Chirurgie und Augenheilkunde, herausgegeben von den Professoren Dr. W. Walther in Leipzig, Dr. M. Jaeger (weiland) in Erlangen, Dr. J. Radius in Leipzig. Dritter Band Fascia T. — formis — Hypopyon. Leipzig, Weygandsche Verlagshandlung 1838. 812 S.

Auch dieser Band zeichnet sich gleich den früheren durch gehaltreiche Artikel aus, die hauptsächlich von Jäger und Radius herrühren. Vor allem gilt dies von denen über Fisteln, namentlich über Thränen-, Koth- und Mastdarmfisteln, über Harnfisteln, Fungus, Glaucoma, Hernia und Herniotomia, Knochenbrüche. Sicher ist es nicht unbedingt richtig, dafs die Fracturen Neugeborner durch die Wehen und nie durch Wendungsmanoeuvres, Quetschungen des Unterleibs veranlafst seyen. Dafs das Stethoscop bei der Diagnose der Fracturen entbehrt werden kann, ist insofern einzuräumen als das mittelbare Hören überhaupt durch die unmittelbare Auscultation vollkommen ersetzt wird. Der Verf. spricht sich für eine möglichst frühzeitige Anlegung des Verbandes und ebenso für eine möglichst seltene Erneurung desselben, so wie für nicht zu spätes Amputiren bei complicirten Knochenbrüchen aus. Unter den Mitteln gegen das zu Fracturen nicht selten sich gesellende Delirium tremens vermissen wir den namentlich durch Clefs erprobten Aufgufs des rothen Fingerhuts. Der Artikel Ganglium, unterzeichnet F., ist hauptsächlich nach Ganglium in Rust's theoretisch-practischem Handbuche der Chirurgie 7. B. bearbeitet. An dieses Werk hat der Verf. sich bei Haemorrhagia aurium und bei Haemorrhagia penis gehalten. Ein sehr langer Artikel ist Hydrops (von F. unterzeichnet) mit seinen Unterabtheilungen. Die S. 702 beigegebenen Recepte von Harntreibenden Mixturen hätten fehlen dürfen, sowie auch die den Art. Ferrum sulphuricum, Ferrum ammoniatum, Fomentum, Gargarisma beigegebenen Receptformeln. Bei Hydrocele scheint der Verf. besonders auf eine im achten Bande der Zeitschrift für Chirurgie und Augenheilkunde herausg. von Graefe und v. Walther abgedruckte Abhandlung Rücksicht genommen zu haben, wiewohl diese nicht citirt ist.

Die Druckerschwärze ist in dem mir vorliegenden Exemplar an verschiedenen Orten so gespart, dafs es fast unmöglich ist, hier zu lesen. Namentlich gilt dies von den S. 241. 244, 245, 248, 249, 252, 253, 256. Wir wünschen, dafs der Tod Jäger's nicht das rasche Fortschreiten und Zuendführung des Werks zu sehr aufhalte.

Digitized by Google

System der Chirurgie von Ph. Fr. von Walther, der Med., Chir. und Phil. Dr. Königl. Bayerischem wirkl. Geheimenrathe etc. Erster Band X und 418 S. 8. Berlin bei G. Reimer 1833.

Wir haben bis jetzt vergeblich auf das Erscheinen der weitern Bände gehofft, um den Kunstgenossen den Totaleindruck eines tiefwissenschaftlich basirten Werkes schildern zu können. Der Verf. beabsichtigt eine wissenschaftliche Wiedervereinigung der Medicin und Chirurgie, welche ursprünglich eines, in ihrer weitern Entwicklung sich von einander trennten und jetzt zur Wiedervereinigung gereift sind. Als Grundlage seines Systems stellt er folgende fünf Klassen auf: 1) Entzündung mit ihren Ausgängen und Folgekrankheiten, 2) Continuitätsstörungen (Traumen), 3) Contiguitätsveränderungen (Ektopieen), 4) Bildungsfehler, welche auf mechanische Weise Functionsstörung und Mifsgestaltung verursachen (Pseudomorphen), 5) Fremde von aufsen eingedrungene oder im Innern erzeugte Körper (Allonthosen), welche letzte Klasse am deutlichsten das organische Verbundenseyn der Medicin und Chirurgie nachweist. Von den in diesen fünf Klassen einbegriffenen Krankheitsformen handelt W. hier im Allgemeinen, und er bezweckt mit diesem allgemeinen Theile das zu erreichen, was die Bichatsche allgemeine Anatomie für die Description geworden ist, er soll gleichsam die Institutionen der Chirurgie aussprechen. Wenn irgend ein Lehrer der Chirurgie geeignet erscheint, für die Chirurgie das zu leisten, was Bichat für die Anatomie gethan, so ist es Ph. v. Walther, dessen Leistungen im Gebiet der Physiologie als nicht minder grofs, wie die in der Chirurgie allgemein anerkannt worden sind. Wir müssen dieses Werk daher auch als wohl geeignet bezeichnen, um Studirenden als Leitstern bei ihren Studien empfohlen zu werden, insofern diese mit umfassenden Vorkenntnissen in die Hallen unserer Wissenschaft eintreten. Für Chirurgenschulen und die aus diesen hervorgehenden Afterärzte taugt dies Walthersche Werk nicht, aber für solche hat v. Walther auch nicht geschrieben und wird auch nie für solche schreiben. In diesem aus reiner Ueberzeugung hervorgehenden Lobe wolle der Leser indessen keine Herabsetzung anderer Werke über Chirurgie finden, die in Deutschland erschienen sind. So praktisch brauchbar viele von ihnen sind und als solche auch allgemein anerkannt worden, so dürften sich doch nur wenige dazu eignen, um wissenschaftlich vorbereiteten Studirenden als Führer zu einem wissenschaftlichen Studium der Chirurgie empfohlen werden zu können. Nur das vorliegende Werk und das durch eine in deutschen medicinischen und chirurgischen Werken so seltene Klarheit der Darstellung und eine streng logische Anordnung ausgezeichnete Handbuch über Chirurgie von Chelius machen eine Aus-

Digitized by Google

nahme, welches letzte auch bekanntlich schon auf verschiedenen deutschen Universitäten den Vorlesungen über Chirurgie zum Grunde gelegt worden ist. In beiden findet sich ein Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen, wie wir ihn umsonst in andern ähnlichen Werken des In- und Auslandes suchen dürften.

Entzündung nennt v. W. örtliche Reizung mit andauernder Congestion und dadurch veränderter organischer Plastik. Zwischen Entzündung und den sogenannten Ausgängen sieht er keine Discontinuität, sondern sie liegen in ununterbrochener, stetiger Reihenfolge; die Ausgänge sind von der Entzündung nicht wesentlich verschieden, sondern nur die Verwirklichung dessen, was schon in der Entzündung der Möglichkeit nach enthalten ist, und sie behaupten noch ihren ursprünglichen Charakter mehr oder weniger modificirt. Es gibt nur einen Ausgang der nicht zertheilten Entzündung, nämlich Ausschwitzung und ihre Fortsetzung, die Eiterung. Bei Empyem soll man frühzeitig die Paracentese machen, das Eindringen der Luft in die von Eiter entleerte Höhle fürchtet v. W. nicht. Diesen Abschnitt empfehlen wir besonders den Gegnern der Paracentesis thoracis bei Ergiefsungen in Folge von Pleuritis chronica, über welche bei deutschen und französischen Aerzten noch sehr irrige Ansichten gefunden werden.

Geschwüre nennt der Verf. eiternde Flächen, an welchen die Fleischwärzchen ihre ursprüngliche, einfach-zellengewebig-körnige Bildung abgelegt und sich durch fortschreitende Metamorphosen in eine absondernde Membran von specifischer Textur verwandelt haben, ihr Secret ist Jauche. Die Heilung der Geschwüre erheischt ihre Umwandlung in einfache Eiterflächen durch Beseitigung der Geschwürmembran unter dem Einfluss einer geregelten, zweckmäfsig geleiteten Suppurativentzündung, was am besten durch feuchte Wärme erzielt wird. Brand nennt der Verf. das Absterben eines mit dem lebendigen Ganzen noch zusammenhängenden Körpertheils, heifsen Brand das Absterben, kalten Brand das Abgestorbenseyn organischer Gebilde, den ersten sieht er als eine Folge der Entzündung, letzten als die Folge des ersten an. Bei Verbrennungen heftigen Grades entstehen nach v. W. Entzündungen des Magens und Darmkanals, der Hirnhäute und des Herzbeutels. Ref. beobachtete auch Bronchitis und selbst Lungenentzündung, neben welchen gleichzeitig auch wohl ein entzündlicher Zustand der Tunica mucosa gastro-intestinalis obzuwalten pflegt (m. vergl. Harless rheinisch-westphäl. Jahrb. der Medicin X. B. III. St. S. 60.). Der Brand aus Erfrierung ist nach v. W. niemals die directe und alleinige Wirkung der Kälte, sondern stets der auf diese folgenden zu schnellen und plötzlichen Erwärmung. Sehr ausführlich sind die Wunden abgehandelt, ein Heilverfahren empfehlend, das einfach und rationell genannt werden

Digitized by Google

mufs. Besonders beachtet zu werden verdienen die Abschnitte über Nervenwunden (nur können wir dem Verf. nicht beistimmen, dafs vom Starrkrampf Ergriffene gerettet seyen, sobald unter dem Gebrauche der Mercurialien Speichelflufs entstehe), über Melanosen und Encephaloïden.

Classification der gesammten Krankheiten des Menschen nach ihrem Wesen, nebst Erläuterungen von Dr. H. F. Bonorden, Regimentsarzte des k. preufs. 15. Infanterie-Regiments in Minden. Berlin 1838, bei Enslin. 8. 98 *S.*

Unsere medicinischen und chirurgischen Werke in alphabetischer Ordnung entbehren den wissenschaftlichen Zusammenhang und führen daher zur Oberflächlichkeit oder vielmehr zur Unwissenschaftlichkeit. Diesen Uebelstand zu beseitigen, versuchte es der Verf., aus den besonders innerhalb der beiden letzten Decennien angehäuften Beobachtungen und Erfahrungen eine systematische Zusammenstellung zu begründen. Er ist der Meinung, dafs wir schon längst im Besitze eines besseren nosologischen Systemes seyn würden, wenn nicht die unwissenschaftliche Trennung der Medicin von der Chirurgie fortbestände und die Einseitigkeit begünstigte. Die vorliegende Classification soll künftigen Verfassern medicinischer Systeme eine erleichternde Vorarbeit seyn und sie namentlich auf die zu umgehenden Klippen aufmerksam machen; überdiefs hofft B., dafs sie allen Aerzten eine willkommene Erscheinung seyn werden, um so mehr, als es ein System sämmtlicher Krankheiten ist, die chirurgischen und obstetricischen nicht ausgeschlossen.

Krankheiten nennt der Verf. Abweichungen des Lebens vom Normalzustande, sie müssen daher nach denselben Gesetzen sich bilden, welche die Lebensthätigkeit des Organismus überhaupt befolgt. Alle Thätigkeiten des Organismus lassen sich auf gewisse Fundamental-Thätigkeiten zurückführen, die in den verschiedenen Organen sich verschieden manifestiren. B. unterscheidet nur 6 Fundamentalthätigkeiten, nämlich die der Cohäsionskraft, die Vegetationskraft, die Secretionskraft, die Irritabilität, die Sensibilität und die geistigen Kräfte, und dem gemäfs unterscheidet er sechs Klassen von Krankheiten, jede dieser sechs Klassen (mit Ausnahme der ersten und vierten, weil die Cohäsionskraft und die Irritabilität nur quantitativ von der Norm abweichen können) in drei Ordnungen, je nachdem das Leben vermehrt, vermindert oder qualitativ umgeändert ist. Die hierdurch bedingten 16 Ordnungen zerfallen in Familien, Gattungen und Arten. Die Familien sind nach wesentlichen Verschiedenheiten der krankhaften Lebensthätigkeiten, die Gattungen nach den Organgruppen und organischen Systemen, die Arten nach den einzelnen Organen und ätiologischen Differenzen gebildet. Es entsteht daraus folgendes System:

Digitized by Google

I. Klasse: Krankheiten der Cohäsion. I. Ordnung: verminderte oder aufgehobene Cohäsion. 1. Familie: primäre Trennungen (Laesiones). Erste Gattung Quassatura s. commotio. Zweite Gattung Vulnus. Dritte Gattung Ruptura. Vierte Gattung Fractura. Fünfte Gattung Luxatio. Sechste Gattung Mutilatio. 2. Familie: Secundäre Trennungen aus innern Ursachen (Asynechiae). Erste Gattung Coloboma. Zweite Gattung Fistula. 3. Familie: Erschlaffungen. Erste Gattung Prolapsus. Zweite Gattung Lagenveränderung eines Organes durch verminderte Cohäsion. Dritte Gattung Hernia. Vierte Gattung Dilatatio. Fünfte Gattung Aneurysma. Sechste Gattung Herabsenkung. II. Ordnung: Vermehrte Cohäsion. 4. Familie: abnorme Vereinigung von Flächen. Erste Gattung Verwachsung von Membranen. Zweite Gattung Verwachsung von Knochen. 5. Familie: Verengerungen und Verwachsungen von Röhren und Oeffnungen. Erste Gattung Strictura. Zweite Gattung Synizesis. 6. Familie: Verkürzungen. Erste Gattung Vernarbung. Zweite Gattung Verkürzung der Muskeln und Sehnen. 7. Familie: Mifsgestalten. Erste Gattung Krümmung der Wirbelsäule. Zweite Gattung Krümmung der Extremitäten. Dritte Gattung Krümmung der Eingeweide. II. Klasse: Krankheiten der Vegetation. I. Ordnung: Krankheiten aus vermehrter Vegetation. 8. Familie: Fieber. Erste Gattung Gefäfsfieber. Zweite Gattung Wechselfieber. Dritte Gattung Nervenfieber. 9. Familie: Entzündungen. Erste Gattung Entzündung der Eingeweide. Zweite Gattung Schleimhautentzündung. Dritte Gattung Entzündung der Haut. Vierte Gattung Drüsenentzündung. Fünfte Gattung Entzündung der fibrösen Häute. Sechste Gattung Gelenkhautentzündung. Siebente Gattung Knochenentzündung. Achte Gattung Knorpelentzündung. Neunte Gattung Muskelentzündung. Zehnte Gattung Augenentzündung. Eilfte Gattung Nervenentzündung. Zwölfte Gattung Entzündung der Schlagadern. Dreizehnte Gattung Venenentzündung. Vierzehnte Gattung Entzündung der Lymphgefäfse. 10. Familie: Hypertrophien. Erste Gattung Hypertrophie der Haut. Zweite Gattung Fettsucht. Dritte Gattung Hypertrophie der Eingeweide. Vierte Gattung Hypertrophie der Drüsen. Fünfte Gattung Gelenkgeschwulst. Sechste Gattung Hypertrophie der Augen. Siebente Gattung Knochenanschwellung. Achte Gattung Anschwellung der Nägel. Neunte Gattung Hypertrophie des Blutes (Plethora). 11. Familie: Parasiten. Erste Gattung Balggeschwulst. Zweite Gattung Polyp. Dritte Gattung Lipom. Vierte Gattung Scirrhus. Fünfte Gattung Encephaloïs. Sechste Gattung Melanoma. Siebente Gattung Gefäfsschwamm. Achte Gattung Warze. Neunte Gattung parasitische Knochenbildung. Zehnte Gattung parasitische Knorpelbildung. Eilfte Gattung parasitische Knoten der Lymphgefäfse. Zwölfte Gattung Neurilema. Dreizehnte Gattung

Digitized by Google

parasitische Eibildung. Vierzehnte Gattung Monstrum. Fünfzehnte Gattung Eingeweidewürmer. II. Ordnung: Verminderte Vegetationskraft. 12. Familie: Phthises. Erste Gattung Tabes. Zweite Gattung Atrophie. 13. Familie: Erweichungen. Erste Gattung Erweichung der Eingeweide. Zweite Gattung Erweichung der Muskeln. 14. Familie: Brandiges Absterben. Erste Gattung Necrose. Zweite Gattung Sphacelus. III. Ordnung: Krankheiten aus abnormer Mischung. 15. Familie: Cachexien. Gattung Dyscrasien. III. Klasse: Krankheiten der Secretionskraft. I. Ordnung: Vermehrte Secretionen. 16. Familie: Profluvia. 17. Familie: Haemorrhagien. II. Ordnung: Verminderte Secretionen. 18. Familie: Verhaltungen. III. Ordnung: Qualitativ abweichende und ganz neue Secretionen. 19. Familie: Eiterabsonderungen. Erste Gattung Abscesse. Zweite Gattung Helcosis. 20. Familie: Hautausschläge. 21. Familie: Steinbildung. IV. Klasse: Krankheiten der Irritabilität. I. Ordnung: Gesteigerte Irritabilität. 22. Familie: Spasmi. 23. Familie: Convulsiones. II. Ordnung: Verminderte Irritabilität. 24. Familie: Lyses. 25. Familie: Paralyses. V. Klasse: Krankheiten der Sensibilität. I. Ordnung: Vermehrte Sensibilität. 26. Familie: Hyperaesthesiae. 27. Familie: Neuralgiae. II. Ordnung: Verminderte Sensibilität. 28. Familie: Anaesthesiae. III. Ordnung: Abweichungen der Sensibilität. Paraesthesien des Gehirns. Paraesthesien des Gangliensystems. VI. Klasse: Krankheiten des Geistes. I. Ordnung: Krankhaft gesteigerte Geistesthätigkeit. II. Ordnung: Verminderte. III. Ordnung: Veränderte.

Es liegt aufser dem Bereich der Jahrbücher, hier mehr als das Skelett des Buches zu geben, das trotz seiner Unvollkommenheiten, die der Verf. selbst anerkennt, eine allgemeine Berücksichtigung und Prüfung verdient.

Bemerkungen über das Wechselfieber und dessen Behandlung von Dr. Fr. J. v. Mezler, Regimentsarzte in Prag etc. Prag 1838. 8. 35 *S.*

Vor dem Jahre 1820 war das Wechselfieber eine seltene Erscheinung in Prag und in Böhmen. Innerhalb der Jahre 1827 bis 1830 war es dagegen so häufig, dafs in diesen vier Jahren in den böhmischen Garnisonshospitälern 20,206 Soldaten daran behandelt wurden. Von dem Artillerieregimente, welchem der Verf. als Arzt beigegeben ist, erkrankten hauptsächlich die aus dem Garnisondienste der vier böhmischen Festungen zum Regimente in Prag zurückkommenden Mannschaften, selten gleich bei ihrer Heimkehr, sondern in der Regel erst im Frühjahr darauf. (Aehnliches wurde bekanntlich auch anderweitig bemerkt. Ref.) In der Regel hatte die Krankheit eine gastrisch-biliöse Beimischung und verlangte ausleerende Mittel vor der Anwendung der Chinapräparate.

Die meisten Fieberanfälle waren Vormittags von 9 bis 11 Uhr und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr, selten des Nachts. Verlarvte Wechselfieber waren keine Seltenheiten; unter andern wurde auch ein Icterus intermittens beobachtet. Obwohl die Schrift nichts eigentlich Neues enthält, so müssen wir sie doch als einen lehrreichen, manche Irrthümer aufklärenden und andere Beobachtungen bestätigenden Beitrag zur Pathologie und Therapie der in Rede stehenden Krankheit bezeichnen. *Heyfelder.*

SCHULSCHRIFTEN.

Die Classiker in den niedern Gelehrtenschulen. Zur Würdigung der Schrift von Dr. Eyth: „Classiker und Bibel in den niedern Gelehrtenschulen" von Carl Hirzel, Rector der lateinischen Schule zu Nürtingen. — Stuttgart, Druck und Verlag von Imle und Liesching. 1838. VIII. und 158 S.

Da der unterzeichnete Ref. die Schrift, gegen welche die vorliegende gerichtet ist, bereits, wenn auch nicht ausführlich beurtheilt, doch angezeigt hat (s. diese Jahrbb. Nr. 59 p. 939), so konnte er sich der Aufforderung nicht entziehen, auch die Gegenschrift kurz anzuzeigen, wenn er gleich nicht ohne einiges Widerstreben daran ging. Ein Aufsatz des ihm übrigens persönlich unbekannten Verfassers dieser Schrift, den Ref. in einer andern Zeitschrift (Correspondenzblatt) gelesen, hatte ihm nämlich nicht recht zugesagt, auch war ihm bei dem ersten Aufschlagen des vorliegenden Buches eine Stelle in die Augen gefallen, die ihm gleichfalls — wenigstens nicht aus der Seele geschrieben war, auch weder mit seinen langen Erfahrungen, noch den dadurch gewonnenen Ansichten übereinstimmen wollte (S. 121 — 123): allein er ging nun gerade mit Aufmerksamkeit an die Lectüre desselben, las es mit steigendem Interesse, und legte es am Schlusse mit Hochachtung gegen den Verf. aus der Hand, ja mit Bewunderung der Gelassenheit und Ruhe, mit der er von Anfang bis zu Ende spricht, wo so viel Ursache und Stoff war, einen andern Ton anzustimmen. Nicht, als ob Ref. einen andern Ton erwartet oder gar gewünscht hätte: denn die Gesinnung des vor den Richterstuhl einer gründlichen Kritik gezogenen Vf. ist achtbar, wenn auch schon die Ansicht eine recht sehr falsche und sein Buch ein eben nicht erfreuliches Zeichen der Zeit ist, wo es für den, welcher befugt und verpflichtet ist mitzurathen und mitzuhandeln, wohl Gewissenssache wird, sich, wie in einer Sitzung, wo das Rechte und Wahre in der Minorität ist, zu Protokoll zu verwahren, und sich vor allem Antheil an dem, was uns bei dem, hoffentlich einst wieder anbrechenden, Lichte einer besonnenern Zeit wenig Ehre bringen kann, feierlichst loszusagen.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Schulschriften.

Eine solche Lossagung von den Klagen einer krankhaften Zeitrichtung, die in Hrn. Dr. E. einen beredten Sprecher gefunden hat, welcher den unglückseligen Einfall hatte, zwei dieser Reden vor wirklichen Knaben zu halten, und in dreien dieses Halten, nicht glücklicher, zu fingiren, tritt uns nun in dem Buche des Hrn. R. Hirzel entgegen, dessen Geduld wohl Wenige haben möchten, und die darum nur um so verdienstlicher ist, da zu hoffen steht, dafs durch dasselbe nicht nur die klar Sehenden erfreut, sondern auch die grofse Zahl der Urtheilslosen, Schwankenden und Neuerungssüchtigen aufmerksam gemacht, und das nachgerade immer zahlreicher werdende Häuflein der vom gesunden Sinne unserer Väter Abtrünnigen werde bedeutend vermindert werden, bei denen etwa die Angriffe auf das Wahre und Rechte bereits Wurzel gefafst haben möchten.

Es kann unsere Absicht nicht seyn, das Buch des Hrn. H. hier zu zergliedern, und ihm Schritt für Schritt zu folgen: kann sich doch jeder für den Gegenstand Interessírende so leicht den Genufs verschaffen, das ganze Buch zu lesen. Eben so wenig wollen wir einzelne Stellen herausheben, die uns besonders zugesagt haben: denn es würde uns schwer werden eine Auswahl zu treffen. Nur im Allgemeinen wollen wir den Gang andeuten, den der Vf. nimmt, und einige Äufserungen mit unsern Bemerkungen begleiten.

Hr. R. H. hat, nach seiner eigenen Angabe, den Gang genommen, „dafs auf das Wesen der niedern Gelehrtenschule aufmerksam gemacht und ihre Aufgabe bestimmt vorgezeichnet wird; dafs er die Behauptungen des Verfassers, welche sich auf das classische Alterthum beziehen, im Einzelnen prüft, um zu zeigen, in was die Sicherheit, mit der der Vf. (E.) spricht, ihren Grund habe, ob in besonnener Erwägung des vorliegenden Stoffes, oder in Voraussetzungen, welche sichs bequem machen mit der Beweisführung; dafs er endlich durch die entschiedene Sprache, die er führt, dem Verf. das andeutet, was derselbe selbst nicht zu fühlen scheint, nämlich, dafs man eine andere Sache im Rückhalte haben müsse, wenn man durch eine solche Sprache nicht Wohlmeinende abstossen, Gewissenhafte verletzen, Denkende zur Indignation reizen wolle."

Drei Fragen sind es demnach, die Hr. R. H. aufs Befriedigendste und so beantwortet, dafs ihm nur eine sehr

Digitized by Google

starke Verblendung Unrecht geben kann. Sie sind: 1) In wie ferne kann der niedern Gelehrtenschule eine bestimmte sittliche Verkehrtheit unserer gebildeten Zeitgenossen Schuld gegeben werden? 2) In wie ferne könnte diesem Uebelstande durch die Vorschläge von D. E. abgeholfen werden? 3) Ist es zweckmäfsig, solche Ansichten und Vorschläge in Schulreden niederzulegen?

Die Behauptung, dafs das Lesen der aus Klassikern genommenen Bruchstücke in den bei uns eingeführten Chrestomathieen, wozu in den niedern Gelehrtenschulen die Knaben 2 bis 4 Jahre angehalten werden, Schuld an der unter unsern gebildeten Zeitgenossen herrschenden sittlichen Verdorbenheit sey, gleicht so sehr dem vor 50 Jahren in einer eigenen Schrift zum Scherz bewiesenen Satze: „dafs der Dr. Bahrdt an dem Erdbeben in Calabrien Schuld sey," — dafs wirklich keine kleine Selbstverläugnung dazu gehörte, sich so ernsthaft und so tief eingehend auf eine Widerlegung einzulassen. Der V. hat diefs aber so allseitig gethan, dafs es schwer seyn möchte, etwas Bedeutendes hinzuzusetzen, das nicht berührt wäre. Ein Punct ist dabei, wo sein Gegner glauben möchte, ihn fassen zu können, nämlich da, wo er sagt: „es könne der niedern lateinischen Schule nicht zugemuthet werden, Erzieherin zu seyn: der Lehrer einer solchen Schule sey vorzugsweise Lehrer, nicht Erzieher, wie es der Lehrer der Volksschule seyn müsse." So schroff hingestellt kann der Satz wohl den Widerspruch Vieler aufrufen, die sonst mit Hrn. Dr. E. eben nicht sehr sympathisiren. Ja ein von seiner Pflicht durchdrungener Lehrer dürfte wohl erklären: Nur der akademische Lehrer dürfe sich von der Pflicht, erziehend auf seine Schüler einzuwirken, dispensirt glauben: ein Lehrer eines niedern oder höhern Gymnasiums, könne so wenig, als ein Volksschullehrer, wenn er seine Pflicht in ihrem ganzen Umfang kenne und erfüllen wolle, eine solche Dispensation wünschen, ja er dürfe sich eine solche Einwirkung gar nicht nehmen lassen. Indessen erklärt sich der Vf. darüber so, dafs man ihn (wenn man ihm auch nicht alle Sätze auf S. 3—5 unbedingt zugeben möchte) fast absichtlich mifsverstehen müfste, wenn man ihn der Gleichgültigkeit beschuldigen, oder ihm Schuld geben wollte, er glaube gar nicht auf die Jugend erziehend einwirken zu müssen. — Sehr beherzigenswerth ist die S. 12. ausgesprochene Erfahrung von den Fällen, wo sich die entschiedenste sittliche Verdorbenheit gefunden habe, und von der der Sittlichkeit gefährlichsten Zeit, die nicht in das Lebensalter vor dem vollendeten 14ten Jahre falle, sondern später. S. 13 hätte gesagt werden müssen: es sey höchst seltsam gerathen, der Jüngling soll oder möge immerhin „die Klassiker" zwei und dreimal lesen, und der Vf. der Schrift „K. u. B." müsse einen wunderlichen Begriff von dem Umfang der klassischen

Digitized by Google

Literatur haben, wenn er es auch nur für möglich halte, die Besten der Alten in den Jünglingsjahren vollständig einmal, geschweige zweimal, zu lesen: er müsse überhaupt diese Literatur in einen sehr engen Kreis eingeschlossen glauben, und selbst in den bekanntesten Schriftstellern eben nicht viel gelesen haben und nicht tief eingedrungen seyn, sonst würde er Widerlegungen seiner Anschuldigungen in den Schriftstellern selbst genug gefunden haben. Dafs derselbe die Schrifsteller oft darum tadle, weil er sie erst falsch erkläre, hat Hr. R. H. S. 34 ff. an vielen Beispielen nachgewiesen, wobei sich das fatale Dilemma aufdringt, welches ein Mann, der ein Buch, wie das besprochene, schreibt, nicht sollte auf sich kommen lassen, nämlich: er müsse den Sinn der Klassiker entweder nicht verstanden, oder, in majorem religionis Christianae gloriam, verdreht haben. — Sehr gegründet ist S. 42. die Vermuthung, dafs Hr. Dr. E., wenn er Lehrer an einer höhern Lehranstalt wäre, durch seine Entfremdung von dem Classischen Geiste veranlafst, noch sich stärker vielleicht auch gegen die höhern Schulen gewendet haben würde, als jetzt gegen die niedern lateinischen Schulen.

Schlagend ist besonders S. 44 ff., was gegen des Hrn. D. E. Ersatz der alten Geschichte gesagt wird: zu der Stelle S. 55 aber, wo Hr. R. H. sagt: „Man gehe offen und ehrlich „damit heraus, dafs man nicht sowohl neuere Geschichte „will, als die Biographieen eines Bengel, Zinzendorf, Franke, „Spener, Flattich und Anderer“ — fiel uns aus der Literatur unseres Vaterlandes ein dann vielleicht auch zu empfehlendes vor 100 Jahren erschienenes, von Kanne (in seinem Leben und aus dem Leben — erweckter Christen) wieder aufgewärmtes Buch ein: „Die Würtembergische Tabea oder Leben der Jungfer Beata Sturmin,“ die durch ihr Beten Gott geradezu zwingen zu können glaubte, und ihm deutlich zu verstehen gab, er müsse sie erhören (wie sie einmal für einen Kranken betete), wenn er sich nicht compromittiren wolle: ein Buch, in welchem freilich kein heidnisches Wort, aber wahrlich aus Ueberchristlichkeit Manches steht, über welches an wahrhaft religiöser Gesinnung hunderte von Stellen heidnischer Schriftsteller zu setzen sind. S. 66. f. hält Hr. R. H. mit sehr treffendem Recht seinem Gegner eine Parodie seiner eigenen Worte entgegen, in der Frage, warum denn er selbst sich zu einem Amte hergebe, wo er die Jugend verderben helfe? wodurch derselbe abermals in ein bedenkliches Dilemma geräth. —

S. 79, wo Hr. R. H. auf die Reue und das Schamgefühl kommt, mit dem Hr. D. E. bekennt, „dafs er den Genufs aus den Klassikern sich durch viele für die Ewigkeit verlorne Augenblicke erkauft habe“ — lag eine Vergleichung mit R. Z. Werner nahe, welcher, nachdem er als Prote-

Digitized by Google

stant seinen Luther, oder die Weihe der Kraft, geschrieben hatte, worin die Stelle vorkommt: „Glauben an uns und Gott“, späterhin, als Katholik, eine wahrhaft lamentable Palinodie, Weihe der Unkraft betitelt, schrieb, die mit dem erbaulichen Verse schliefst: „Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Glauben an Gott und uns!“ Mit Recht rügt er auch die in „K. u. B.“ vorkommende Insinuation (S. 124), dafs, wer Hrn. D. E. nicht bis dahin Recht gebe, (das ist weit!) auch nicht einen Funken christlicher Wahrheit in sich trage. Eben so den an Unredlichkeit gränzenden Kunstgriff, dem Schriftsteller, den man beurtheilt, Worte zuzuschreiben, die er nicht gebraucht hat, um dann desto unbarmherziger über ihn herfallen zu können. (H. S. 105.) Recht ausführlich läfst er sich über das Mifsverstehen des Lucian und seiner Tendenz aus (S. 110. ff. H.); über das Dressiren der Jugend für Lebenszwecke und recht frühe Gewandtheit (S. 129. f. H.); über den Besuch von Realschulen durch Knaben, die zu gebildeten Kaufleuten, Pharmaceuten, Chirurgen, Künstlern, Forstleuten, Landwirthen, Reallehrern u. s. w. (wir setzen noch bei: Buchhändlern Schriftsetzern, Militärs u. s. w.) bestimmt sind (S. 137. H.); über die Neigung unserer Zeit, und den sie unterstützenden Vorschlag des Hrn. D. E. die Jugend vor der Zeit zu mancipiren (S. 144); ferner über die Stelle, wo derselbe (S 195. E.) seinen Lesern und der Welt ein gefährliches Dilemma vorhält, nämlich: man habe jetzt nur die Wahl zwischen christlichen Lehrbüchern in heidnischer Sprache (wie sie Hr. D. E. will) und zwischen heidnischen Menschen in christlicher Zeit (wie sie es durch unsere armen Chrestomathieen werden müssen!): woraus sonnenklar hervorgehe, dafs er das Unchristliche unter den „gebildeten“ Zeitgenossen, ausschliefslich von der Lectüre der Klassiker ableite. O ihr glücklichen ungebildeten Zeitgenossen, wie sehr ist euch zu gratuliren, dafs ihr in glückseliger Unbekanntschaft mit demjenigen bleibt, was eure gebildeten Mitmenschen zu Heiden, was sie unsittlich, blutdürstig, ehrgeizig und egoistisch macht! Jetzt begreifen wir erst den Ingrimm so Vieler, die Fortschritt und Gemeinwohl und Bildung immer im Munde führen, gegen das Lateinische und das Griechische. Die Religion ist gefährdet, über die bekanntlich der Mehrzahl unserer Zeitgenossen Nichts geht! — Oft hat sich Ref. bei der Lectüre des E.schen Buches in die Zeit seiner Kindheit zurückgedacht, wo der fromme J. A. Ernesti noch lebte, der arglos die Alten las, und der Jugend als Lehrer erklärte, aber nicht, als er in spätern Jahren Professor der Theologie wurde und Prediger, mit Reue und Schamgefühl an die frühere Lectüre der Klassiker dachte, sondern auch dabei sich und sein Seelenheil wohl bedacht zu haben überzeugt war.

G. H. Moser.

Digitized by Google

Ueber den Zustand der heutigen Gymnasien. Pädagogische Beiträge von Dr. L. A. Moritz Axt, Prof. und erster Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Wetzlar. Wetzlar, Verl. von Carl Wigand 1838. XIII. u. 176 S. gr. 8.

Wie sehr in der neuesten Zeit, namentlich durch die bekannte Lorinserische Anklage der Gymnasien, der Zustand der Bewegung erweitert und diese Anstalten nebst der in ihnen beabsichtigten Bildung zum Gegenstand des Streites, des Tadels oder Erhaltens in ihrem bisherigen Charakter u. s. w. gemacht wurden, ergibt sich aus den vielen Schriften, welche hierüber unter mancherlei Titeln veröffentlicht wurden. Auch der Verf. vorliegender Schrift fühlt sich berufen, in einer Reihe von Abhandlungen über verschiedene Punkte des Schulwesens, dasjenige, was er überhaupt und während der Zeit seines Wirkens als Lehrer und Erzieher auf Pädagogik Bezügliches erlebt und erfahren hat, was er über das Schulwesen erdacht und in seinem Amte erprobt gefunden, was er theils selbst wahrgenommen und beachtenswerth gefunden hat, zu eigener Aufklärung und Befestigung, sowohl um der Sache selbst willen, als zur Erwägung Anderer dem zunächst betheiligten und stimmfähigen Publikum vorzulegen. Unfehlbar hat er seinen obigen Titel zu allgemein gefafst, weil er doch nur an preufs. Gymnasien praktische Erfahrungen gemacht hat, also nur ihren Organismus im Auge haben konnte: daher klingt es dem Refer. etwas anmafsend, von einzelnen Beobachtungen und Erfahrungen auf einen allgemeinen Zustand schliefsen zu wollen. Hätte der Verf. beigefügt, mit besonderer Rücksicht auf Preufsen, so konnte man die Darstellungen als viel weniger anmafsend ansehen.

Die Schrift besteht aus zwei Abhandlungen; die erste soll Gedanken über den Religionsunterricht, S. 1—84, die zweite Bemerkungen über das heutige Gymnasialwesen überhaupt mit Rücksicht auf die Lorinserische Motive enthalten, S. 85—176. Hinsichtlich des Inhaltes der ersten Abhandlung bemerkt Refer., dafs der Verf. nicht vom Religionsunterrichte allein, sondern auch von den übrigen Unterrichtszweigen und namentlich von der Mathematik spricht; indem er die Wirkung und Kraft des ersteren und der anderen Lehrzweige hervorhebt, und die letztere in manchen Bemerkungen in den Hintergrund stellt. Refer. hat nicht Ursache, das mathematische Studium für die Gymnasialbildung als nothwendig und nützlich nachzuweisen, da unter allen vorzüglichen Schulmännern, namentlich Philologen, nur eine Stimme hierüber herrscht; er verweist den Verf. auf die Nachweisungen von Thiersch, welcher im 3ten Band seiner Schrift „Ueber gelehrte Schulen etc. sagt: Klassisches und Mathematisches ist der Wahlspruch der hier in Bewegung gesetzten Gelehrtenschule und mit einem anderen ist nie eine gediehen und wird

Digitized by

nie eine gedeihen"; auf das Urtheil von Beneke, welcher im 2ten Bande seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre unter andern sagt: „Wir haben hier (beim mathem. Unterrichte) die vollste Sicherheit für die Construction des Unterrichtes; den Grundbildungen zunächst wohnt die höchste Allgemeingleichheit, Klarheit und Bestimmtheit bei" u. s. w. und auf viele andere ausgezeichnete Gelehrte. Er hat übrigens die Ueberzeugung gewonnen, dafs der Verf. dem mathematischen Unterrichte weder in formeller noch materieller Hinsicht auch nur den geringsten Abbruch thut.

Im Besonderen gehen die Bemerkungen desselben dahin, dafs dieser Unterricht das Gemüth nicht ergreife u. s. w. Allerdings vermag und mufs dieses vorzugsweise der Religionsunterricht bewirken; auch geht Refer. von der Ansicht aus, dafs die Sprache in die Gemüthswelt, die Mathematik aber mehr in die Sinnenwelt führe; dafs jedoch beide das Gesetzliche lehren und derjenige, welcher in beiden gesetzlich zu denken sich übt, den gesunden Menschenverstand nicht blos auf der Oberfläche gewinnt. Ueber die Behandlung des Religionsunterrichts spricht er sich als Laie besonders tadelnd aus und scheint auch hier manches zu übertreiben; besitzt er tüchtigen religiösen Sinn und wahre Gottesverehrung, so mag er bei seinem Unterrichte in anderen Gegenständen zur Wirkung jenes recht viel beitragen. Besonders klagt er über den Mangel im Bibelstudium und im lebendigen Eingehen der religiösen Lehren in die Seele der Schüler u. s. w. und über den Umstand, dafs man der Religion zu wenige Stunden zutheile. Am Ende seiner Darstellungen skizzirt er noch einen Lehrplan für den Religionsunterricht, der für ein oder das andere Gymnasium passen mag, für katholische Anstalten aber gewifs nicht haltbar seyn kann.

In der zweiten Abhandlung geht er von der Thatsache aus, dafs unser Geschlecht an einer Ueberschwänglichkeit des Geistes krankt, welche das Gleichgewicht des aus Leib und Seele bestehenden einigen Menschen stört, und eine Reaction des Körpers im Gähren ist, wovon der moderne Pietismus und das sogenannte junge Deutschland mit ihren betrübten Extremen und Saint-Simonistischen Auswüchsen, Beweise liefern; dafs das geniale Heute meist verzerrt sey (ein Uebel, woran Manche zu leiden scheinen) und dafs es in dieser Zeit auffallend viel gebrechliche junge Gelehrte und Beamte gebe, deren mehr als früher einem früheren Geschicke erliegen. Allein die von Lorinser angegebene verderbliche Ueberladung der Jugend in gelehrten Schulen seit 30 Jahren will er nicht zugeben, weswegen er in der ganzen Abhandlung gegen diese Behauptung zu Felde zieht. Auch hier verräth er viel Einseitigkeit, Mangel an Umsicht, womit

Digitized by Google

Refer. manche gute und haltbare Ansichten nicht gemeint haben will.

Er sucht seine Aufgabe ziemlich allseitig zu lösen und macht denjenigen Schulmännern und Gelehrten vom Fache, welche jene Ueberladung zugestehen und die Nothwendigkeit einer Erleichterung und Verbesserung darthun, oft keine sehr ehrenvolle Complimente, wofür sie sich bei ihm bedanken mögen. Eine consequente Durchführung einer Hauptidee mittelst Erläuterung der einzelnen Gedanken findet man nicht; er geht die einzelnen Lehrzweige durch, weist hier und da nach, wo gebessert und statt erleichtert noch vermehrt werden soll, und erklärt sich auch hier wieder gegen sein vermeintliches Vorziehen der Mathematik, woraus hervorgeht, dafs er einen besonderen Unwillen darüber hegt, dafs man jener Wissenschaft so vielen Gewinn zuschreibe und ihr mehr Stunden als der Religion zuerkenne. Doch Refer. kann die einzelnen Darstellungen nicht im Besonderen verfolgen, ohne für den in diesen Jahrbüchern gestatteten Raum zu ausgedehnt zu werden. Er bemerkt im Allgemeinen, dafs der Verf. unter den vielen leeren Phrasen, deren er sich bedient, doch viele treffliche Gedanken und Ansichten mitgetheilt hat, welche der Berücksichtigung werth sind; dafs er in einer ziemlich aufgeregten Stimmung geschrieben hat, und ihm besonders Ruhe und Besonnenheit zu empfehlen seyn möchte. Viele Darstellungen deuten auf eine sehr edle und gute Meinung hin; viele derselben aber gehen in leidenschaftlichem Tone gegen Personen, die er im Hintergrunde haben mag. Papier und Druck dürften besser seyn.

Die höhere wissenschaftliche Lehr- und Erziehungs-Anstalt zu Hofwyl. Ein pädagogischer Beitrag von Dr. Alexander Wittich. Leipzig, bei C. Hochausen und Fournes. 1837 50 *S. gr.* 8.

Der Verf. wurde von einem verehrten Manne, der seine Söhne der bezeichneten Anstalt anvertrauen wollte, aber darüber noch nähere Mittheilung wünschte, zur Abfassung dieser Schrift veranlafst und dann von ihm bewogen, sie einem gröfseren Publikum vorzulegen, weil viele Eltern zugleich mit ihm in demselben Falle sich befinden würden. Demselben schien es übrigens angemessen und nöthig, dafs eine Anstalt, welche keineswegs aus Lokal- oder persönlichen Interessen entstanden, sondern für die ganze Menschheit gegründet worden sey, möglichst bekannt werde, um zu wissen, was man von ihr zu erwarten habe. Die Schrift soll daher zu der allgemeinen Beachtung und Würdigung der Anstalt beitragen, und die in ihr geltenden pädagogischen Grundsätze, welche er mit vollster Ueberzeugung für die allein richtigen und heilsamen hält, zu ernstlicher Erwägung und Nachahmung veröffentlichen.

Digitized by Google

Refer. beachtet die etwas schwülstige Rede des Verf. nicht; der würdige Name Fellenberg spricht an und für sich für die Sache, und gibt daher nur den allgemeinen Inhalt der Schrift mit Hinweisung auf die einzelne Durchführung an. Nach einer Anrede an den verehrten Herrn, welcher ihn zur Darstellung der Grundsätze der den ganzen Menschen umfassenden Erziehungsanstalt bewog, spricht er zuerst allgemein von der physischen Erziehung und deutet darauf hin, wie die Anstalt Lebensgenufs dem Menschen, würdigeres, fruchtbringenderes und gesegneteres Wirken als Mensch und Bürger bewirke, indem sie das Maafs der Kraft bei der Wahl der Unterrichtsgegenstände vor Allem berücksichtige, ihr besonderes Augenmerk auf die Bildung des gesammten geistigen Lebens und besonders des sittlichen Charakters der Zöglinge richte und als höchsten Grundsatz feststelle, dafs jeder Unterricht, der den Knaben und Jüngling bilden solle, eine Uebung seiner ganzen Kraft und die Bildungsanstalt, eine Gymnastik des ganzen Geistes seyn solle.

Die Anstalt wirke auf Geist, Gemüth und Charakter durch Wissenschaft, durch Religion und Kunst. Die wissenschaftliche Ausbildung befördere sie durch Mathematik, Naturwissenschaften, Geographie und Geschichte, dann durch die alten und neueren Sprachen, worüber sich der Verf. am ausführlichsten verbreitet; über die ersteren Lehrgegenstände geht er kürzer hinweg; weswegen Refer. das Nachlesen der Pädagogik von Beneke hinsichtlich des mathematischen und geschichtlichen Unterrichtes besonders empfiehlt.

Dann folgt eine kurze Würdigung der religiösen und der künstlerischen Ausbildung mittelst Musik, Zeichnen und Malerei, worauf von den Anordnungen für die Erhaltung und Stärkung der physischen Gesundheit gesprochen, auf die gesammte äufsere Lebensweise und die im Turnen, Reiten, Fechten, Tanzen und militärischen Exercitien und auf verschiedene Arbeiten in Werkstätten, z. B. der Buchbinder und Tischler hingewiesen, die Gartenarbeit berührt und auf manches andere das Wohl des Körpers betreffende aufmerksam gemacht wird. Jedoch hier fühlt der Verf. die Unzulänglichkeit seiner Feder am stärksten; ja er hält es für unmöglich, ein recht treues Gemälde, in welchem kein Zug fehle, zu entwerfen von allen den verschiedenen Mitteln, wodurch man damit Körperkraft, Anstand und Gewandtheit zu geben bestrebt ist. Man unterhalte das regste innere Leben, gewähre den Zöglingen immer Neues (nur nicht zu vielerlei, die Zerstreuungssucht der Jugend ist schon grofs genug), woran sich die jugendliche Kraft übe und stärke; man ergreife den ganzen Menschen.

Als höchsten pädagogischen Grundsatz erkenne man das Princip der Achtung, der persönlichen Menschenwürde, der

Freiheit und Vernunft, somit Erweckung der sittlichen Selbstständigkeit und reine Liebe zum Wahren, Schönen und Guten. Wie wenig durch Schläge, Schimpfworte und jegliche Art des Zwanges beim Unterrichte gewirkt werde und diese Mittel der Züchtigung anzuwenden seyen, bezeichnet der Verf. recht gut; ob aber der Satz, „der Mensch sey gut, komme gut aus Gottes Hand und die Anlage der schönsten und herrlichsten Tugenden überwiege meist den schädlichen Einfluſs menschlicher Verkehrtheit" seine volle Richtigkeit habe, bezweifelt Refer. und auch der Verf. wird in seinem Wirkungskreise schon manche Erfahrung gemacht haben, welche der Behauptung mehr oder weniger widersprechen dürfte. Die in Hofwyl eigenthümliche Einrichtung, daſs am Schlusse eines jeden Tages eine Versammlung gehalten wird, worin die in dem Kreise der Knaben vorkommenden Fälle oder solche Gegenstände, die mit deren Verhalten eng verbunden sind, besprochen und beleuchtet werden, worauf das Ganze mit einem Gebete beschlossen und den Zöglingen Gelegenheit gelassen wird, in der Stille zu überdenken, was ihnen an's Herz gelegt wurde, mag um so vortheilhafter wirken, je mehr durch die Liebe der Zöglinge zu ihren Erziehern und Lehrern auf eigne Ueberzeugung und Besserungskraft gewirkt und der edle Charakter erzeugt wird.

So sehr sich der Verf. bemüht, seine Aufgaben pro domo zu lösen und alle Lichtseiten der Anstalt hervortreten zu lassen, also über alle öffentliche Anstalten zu erheben, so wenig gelingt es ihm, die Persönlichkeit H Fellenbergs in das gehörige Licht zu stellen. Das Gesagte ist insofern überflüssig, als der wackere Mann durch seine Leistungen bekannt ist und der mitgetheilten Belobung nicht bedarf. Gehört die kurze Schilderung auch einigermaſsen zur Darstellung einer Anstalt, so betrifft sie doch mehr den Charakter und die Leitung selbst. Daſs übrigens die auf den sogenannten Philanthropinismus berechneten Institute ihre Schattenseiten haben, zeigte Schwarz und hat unfehlbar Fellenberg, der sich schon 1806 mit Pestalozzi verbunden, aber 1807 von ihm getrennt und zu Hofwyl angefangen hatte, die Bettelkinder dem Unheile zu entreiſsen, seine Anstalt stets mehr ausdehnte und endlich zu einer wahren Erziehungs- und Unterrichtsanstalt ausbildete, schon mehrfach wahrgenommen. Möge die Schrift in die Hände vieler Wohlhabenden kommen und dieselben ihre Söhne der Anstalt anvertrauen. Papier und Druck verdienen kein besonderes Lob.

Reuter.

Digitized by Google

Die Redaction der Jahrbb. nennt hier noch einige ihr zugekommene Schriften verwandten Inhalts, deren ausführliche Beurtheilung der Raum dieser Blätter nicht erstattet:

Deutsches Universal-Conversationslexicon oder vollständiges Wörterbuch der für Kunst und Wissenschaft, Gewerbe, Umgang und Lectüre aus allen fremden, lebenden und todten Sprachen entlehnten und gebräuchlichen Ausdrücke, Bezeichnungen und Redensarten Für alle Stände des deutschen Volks als Supplement zu allen existirenden Ausgaben von Encyclopädien und Conversationslexicis. Leipzig. Verlag der belgischen Buchhandlung. 1836—1837. *Sechszehn Nummern A und B 736 S. und von C D 514 grofs* 8.

Ein möglichst vollständiges Verzeichnifs aller möglichen fremden Ausdrücke und Wörter, die nur immer nach den auf dem Titel genannten Beziehungen in unserer Sprache vorkommen können, mit Einschlufs vieler Eigennamen, und kurzen historischen Notizen über dieselben. — Ähnlicher Art, aber kürzer abgefafst ist:

Die in unserer Sprache gebräuchlichen Fremdwörter mit Angabe ihrer Aussprache, ihrer Verdeutschung und Erklärung in alphabetischer Ordnung, sowohl zum Hausgebrauche für Jedermann als auch für Schulen, von Carl Venator, Pfarrer zu Queckborn. Erste Lieferung. Dritte abermals sehr vermehrte und reichlich verbesserte Auflage. Darmstadt. Verlag von L. Pabst 1838. *1768 in gr.* 8.

Deutsches Lesebuch für Schulen. Zweiter Cursus. Für das mittlere Jugendalter. Von Carl Oltregge. Dritte vermehrte Auflage. Hannover 1838. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XII. und 444 S. in gr.* 8.

S. diese Jahrbb. 1838. S. 621 ff. über die zweite Auflage dieser wohl angelegten und sehr zu empfehlenden Sammlung, die hier in einer dritten Auflage erscheint.

Deutsches Lesebuch für Engländer, welche die deutsche Sprache studiren, enthaltend einen vollständigen Cursus deutscher Lese- und Übersetzungsübungen, nebst einer Sammlung gehaltvoller prosaischer Auszüge und Gedichte aus den deutschen Classikern von Gustav Nagel. Hannover. In der Hahn'schen Hofbuchhandlung 1835. *213 S. in* 8.

ALTFRANZÖSISCHE LITERATUR.

Lai d'Ignaurès, en vers, du XIIe siècle; par Renaut, suivi des lais de Melion et du trot, en vers, du XIIIe siècle, publiés pour la première fois d'après deux manuscrits uniques par L. J. N. Monmerqué, chevalier de la légion d'honneur, membre de la société des bibliophiles françois, etc. et Francisque Michel. Paris, chez Silvestre, libraire, rue des bons enfants, nr. 30. 1832. 83 *S. gr.* 8.

Die Etymologie des Worts *lai* ist streitig. Die Franzosen bringen es bald mit dem lateinischen lessus, bald mit dem dem deutschen Stamme des Wortes Lied (vgl. Graffs Sprachschatz II, 198.) in Verbindung. Im alten Englischen heifst es ebenfalls lay. Sicherer ist der Begriff, welchen das Wort zu bezeichnen pflegte. Man nannte so die metrischen Erzäh-

Digitized by Google

lungen, welche kleinere Darstellungen aus der Ritterwelt geben, und die, wenn auch der eigentliche Inhalt nicht gerade etwas damit zu thun hat, sich doch meist wenigstens äufserlich in irgend eine Beziehung zu einem gröfseren ritterlichen Sagenkreise stellen, namentlich zu dem artusischen. Das Lai hält dem Umfang nach die Mitte zwischen dem Roman, der eigentlichen chevaleresken Epopöe und dem kleineren lyrisch-epischen Gedicht, das wir heutzutage Romanze nennen. Wenn Le Grand d'Aussy und Massieu die Entstehung dieser Dichtgattung in das 13te Jahrhundert oder gar noch später setzen, so ist diefs in sofern ein Irrthum, als es schon im 12ten an einzelnen Beispielen von Lais nicht fehlt; indefs ist es allerdings vorzugsweise das dreizehnte Jahrhundert, in welchem das Lai in Frankreich ausgebildet und aufserordentlich beliebt wurde. Marie de France bearbeitete um diese Zeit eine Menge bretonischer Lais und wurde deshalb nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch in England bewundert. Ein Zeitgenosse von ihr, der anglonormänische Trouvère denis Pyramus, lobt ihre Sammlung, und versichert, dieselbe sey in Grofsbritanien eben so geachtet, als ihre Verfasserin geliebt. Besonders die Damen waren es, die daran Gefallen fanden.

Ses lais soeient as dames plaire,
De joie les oient et de gre,
Car sont selon lor volente.

Die Lais sind britanischen Ursprungs, was sich allenthalben kund gibt, und sie hiefsen auch in den Poesieen les bretons, lais armoricains. Von dem Fabliau unterscheidet sich das Lai sowohl dem Inhalte, als auch und vornehmlich dem Vortrage nach. Das Fablieau wird gesprochen, das Lai wird gesungen in Begleitung der Harfe oder der Rote, einer fünfsaitigen in Quartintervallen gestimmten Violine. Im Roman von Tristan singt diser Ritter häufig Lais und begleitet sich selbst mit der Harfe. Im Roman von Alexander wird berichtet, dafs sich der grofse König ein Lai von einem Harfner vorsingen läfst. Dafs hin und wieder auch des Lesens und Erzählens erwähnt wird, kann offenbar nichts dagegen beweisen, dafs sie ursprünglich für musikalischen Vortrag bestimmt waren.

Als Verfasser des Lai d'Ignaurès wird Renaus angenommen, der einmal im Gedichte S. 28 genannt ist. Auf dem Titel schreiben ihn die Herausgeber Renaut, beim Abbé de la Rue (Essais historiques sur les Bardes, Jongleurs et trouvères I, 19.) heifst er Regnaud. Ein Renax oder Renaus wird auch als Verfasser des Romans vom Schwanenritter und der Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon genannt, welcher aber das begonnene Werk nicht vollendete. Gandor von Douay verfafste den Schlufs. Ob diese beiden Renaus eine und dieselbe Person sind, wird sich wohl nicht

Digitized

entscheiden lassen. Fällt indefs das Lai in das 12te Jahrhundert, wie die Herausgeber annehmen, so ist diefs wohl nicht der Fall, denn der Chevalier au cygne ist viel später. Indefs ist die Unterschrift Renaus auch für das Lai nicht ganz unzweifelhaft. Die Stelle, in welcher er erwähnt wird, heifst:

Enai con tiamoigne Renaus,
Morut Ignaures li bons vassaus u. s. f.

Gleich darauf spricht der Verf. in der ersten Person von sich. Am Ende erzählt er, dafs „Franchois, Poitevin et Breton" dieses Lai das „Lay del prison" nennen, (vielleicht deshalb, weil Ignaures vor seinem Tod einige Tage gefangen safs) und dafs er nicht das Mindeste weiter von der Sache wisse. So scheint also das vorliegende Lai d'Ignaures nur eine Umarbeitung des älteren Lay del prison zu seyn, als dessen Verfasser wir Renaus annehmen können. Oder könnte man auch die Vermuthung aufstellen, der eigentliche Schlufs des Lai sey mit V. 628 anzunehmen, es sey wirklich das Lai del prison, von Renaus verfafst und der Epilog sey von einer fremden Hand beigesetzt. Allerdings ist auch mit V. 628 die Geschichte völlig zu Ende und sogar eine der banalen Schlufsermahnungen, das Lied wohl im Gedächtnifs zu behalten, es sey reine Wahrheit u. dgl. fehlt nicht. — Theils die ältere Färbung der Sprache, theils die V. 667 vorkommende Unterscheidung der Franchois und Poitevins führt die Herausgeber dazu, das Stück in das 12te Jahrhundert zurückzudatiren. Diese Unterscheidung, meinen sie, beweise, dafs zur Zeit der Abfassung des Liedes der Graf von Poitiers noch einer der grofsen Vasallen von Frankreich gewesen sey. Nun vereinigte aber erst 1205 Philipp August die Grafschaft Poitou definitiv mit Frankreich, kraft eines Beschlusses des Pairshofs, der die Confiscation derselben gegen Johann ohne Land aussprach, welcher Felonie und Mord an seinem Neffen Arthur, Graf von Bretagne, verschuldet hatte. Folglich wäre das Lai vor 1205 gedichtet. Wie unhaltbar diese Beweisführung ist, kann die tägliche Erfahrung darthun, in welcher wir für örtliche und ethnographische Verhältnisse alte Bezeichnungen beibehalten sehen, nachdem sie von politischen Umwandlungen längst umgestofsen sind. — Die Handschrift, aus welcher das Lai d'Ignaures edirt ist, befindet sich auf der kön. Bibliothek zu Paris no. 7595. Ein Facsimile derselben ist beigegeben.

Ignaures ist ein Ritter in der Bretagne, geboren Hohiel (was in der Note für Howel oder Hoël erklärt wird, welchen Namen sechs Grafen von Bretagne geführt haben) auf dem Schlosse Riol oder Wriol. V. 21 ist statt Ariel zu lesen: a Riol; man vgl. das Facsimile, das diesen Vers noch gibt, und V. 37. Ignaures war von Geburt nicht reich, aber durch seine Tapferkeit ein geschätzter Ritter, weshalb zwölf Frauen, denen er seine Liebe zuwendet, dieselbe erwiedern. Diese

Digitized by Google

Frauen sind einst am St. Johannistage in einem Garten versammelt, um sich zu ergetzen. Eine von ihnen macht den Vorschlag, sie wollen unter sich eine zum Priester erwählen, welche von allen übrigen die Beichte über ihren Geliebten hören soll, damit man erfahre, welche von ihnen den Vornehmsten liebe. Man ist damit einverstanden, und die, welche den Vorschlag gemacht, wird zum Priester gewählt, setzt sich unter einen blühenden Baum, und nun tritt eine um die andere herzu, und alle nennen zu ihrem nicht geringen Erstaunen und Aerger Ignaures als den Mann ihrer Wahl. Nachdem die Priesterin Aller Beichte gehört, findet sie für gut dieselbe zu veröffentlichen, und alle sinnen nun auf eine würdige Rache. Es wird verabredet, dafs eine von ihnen den Treulosen zu einer Zusammenkunft in den Garten bescheide, und, während er ihrer Liebe geniefsen wolle, die andern alle aus dem Hinterhalte hervorbrechen und mit Vorwürfen und Messern auf ihn eindringen. Es geschieht, aber der Ritter weifs sie zu Thränen zu rühren, und sie wagen nicht, die blutige That zu vollbringen, versprechen ihm vielmehr Verzeihung, wenn er Eine von ihnen auswähle, und ihr allein seine Liebe zuwende. Obwohl ihm dieſs schwer fällt, da er alle zu lieben erklärt, wählt er am Ende doch die Priesterin und lebt fortan lange mit ihr in stillem Glücke. Aber bald wird er den Männern dieser zwölf Frauen verrathen. Der Gatte der Priesterin überrascht ihn Nachts in seinem Hause und hält ihn gefangen. Die Frau eilt zu ihren Freundinnen, und fordert sie auf, da sie die Freude mit ihr getheilt haben, nun auch das Leid mit ihr zu theilen; und alle geloben, nicht mehr zu essen, bis sie von dem Schicksale ihres Freundes Nachricht haben. Sie werden am vierten Tag darauf von dem Ritter eingeladen, dessen Frau die Priesterin gewesen war, und ihre Männer wissen sie dahin zu bringen, zu essen. Nachdem es geschehen ist, erfahren sie, dafs sie alle von dem Herzen Ignaure's gegessen haben, und nun geloben sie von Neuem, zu fasten bis zum Tod, was sie auch unter rührenden Klagen um die Schönheit des zerfleischten Ignaures ausführen. Am Schlusse von V. 635 an rühmt der Dichter noch die Schönheit einer Frau, welche ihn bewogen, dieses Lai zu verfassen. Wir haben hier sonach eine ähnliche Geschichte, vielleicht zum Theil das Vorbild der Dichtung vom Castellan von Crucy und der Dame de Fayel, von deren weiteren Bearbeitungen Ref. bei Gelegenheit der Anzeige von Bülows Novellenbuch in diesen Blättern kürzlich gesprochen.

Der Abdruck ist genau nach dem Manuscr. veranstaltet, und in den sparsamen Noten theils Vorschläge zu Emendirung des Textes gegeben, theils hin und wieder Erläuterungen schwieriger Worte oder Stellen versucht. V. 102 ist statt Li qu'ele entschieden zu lesen: Li quele, wie V. 211.

Digitized by Google

Man vgl. auch V. 444. V. 131 hat eine Silbe zu viel. Vielleicht: A destre. V. 212 wäre wohl ami besser als à mi. Wiederholung desselben Worts im Reim ist auch offenbar im Lai de Melion S. 49, Note 1. Defois V. 194 wird erklärt = d'effroi, was gar nicht in die Construction pafst. Defois ist wohl = défiance.

Die Lais von Melion und vom Irot sind ganz in der Art der bretonischen Lieder der Marie de France. Sie stehen beide nebeneinander in einer Handschrift der Arsenalbibliothek von Paris, von der wir ebenfalls ein Facsimile von Jouy erhalten. Der Codex ist aus Gründen, welche S. 35 ff. auseinandergesetzt sind, seiner Abfassung nach etwa in das Jahr 1267 oder 1268 zu verlegen, und enthält mehrere interessante Stücke, die aber leider meist durch barbarische Verstümmelung des Buchs gelitten haben. Es ist eine sehr lobenswerthe Sitte der neuern Herausgeber altfranzösischer Handschriften, namentlich Franc Michels, dafs sie die Codices, aus welchen sie Stücke entlehnen, weitläufig beschrieben und den Inhalt derselben mit möglichster Genauigkeit mittheilen. Man erfährt daraus, wie unendlich viel Köstliches noch von dieser Art Publicationen zu erwarten ist, und auch dem von der Quelle selbst entfernten Freunde dieses Literaturzweigs können solche Angaben oft zum erwünschten Fingerzeige dienen. So erhalten wir denn auch von dieser Hdsch. ein genaues Inhaltsverzeichnifs, aus welchem wir sehen, dafs dieselbe aus ziemlich verschiedenartigen Stücken zusammengesetzt ist. Erst kommen religiöse Gedichte in ziemlich passender Reihefolge: Von der Schöpfung der Welt, der Engel, von Adam und den Erzvätern, von Moses, David und Salomo, Joachim und Anna, dann die Geschichte der Maria und Jesu, seiner Jünger, der Zerstörung Jerusalems („De Vaspasianus tempercor" betitelt. Vgl. Rom. de la Violette S. LIII.). Von Märtyrern und Heiligen; von St. Brandan (vgl. La légende de S. Brandaines ed. Jubinal S. IV.); bald darauf von Jonas und dem Wallfisch, de labeesse que diable engroissa; endlich Naturgeschichtliches, Geographisches, ein Gespräch zwischen Seele und Leib (vergl. Hoffmanns Altdeutsche Blätter I, 114.) del lucidaire (vgl. die altdeutschen Handschriften der Basler Universitätsbibliothek von W. Wackernagel S. 19. Hoffmanns Altdeutsche Blätter I. 325.), des sept sages de Romme (vgl. meine Ausg. des Roman des sept sages S. LXIX.), de lordre de cevalerie (vgl. Méon Tabl. I. 59. Dunlop Hist. of fict. III, 218. Rom. de la Violette S. LIV.: holländisch in einer Hdsch. der öffentl. Bibliothek zu Stuttgart —), Fabliaux u. s. w.

Der Inhalt des Lai de Melion ist kurz folgender: Zur Zeit des Königs Artus lebte Melion, ein junger Mann, welcher das unvorsichtige Gelübde thut, kein Mädchen zu lieben, das schon einen andern geliebt, oder nur von ihm gesprochen

Digitized by Google

habe. Defshalb hafsten ihn alle Jungfrauen sehr und verabredeten unter einander, ihn nie zu lieben. Hierüber wird Melion sehr betrübt, und der König Artus schenkt ihm, um ihn zu erheitern, zum Lehen ein schönes Schlofs am Meer mit Wald und Flächen, und hier lebt er ein Jahr, in welchem er sich so sehr an das freie Waldleben gewöhnt, dafs er keinen weitern Wunsch mehr hat. Während er einst so mit seinen Hunden einem Hirsche nachjagt, eilt eine schön gekleidete Jungfrau auf ihn zu, welche von Irland zu kommen behauptet, und ihm ihre Liebe anträgt, da sie sonst niemand geliebt habe, noch lieben werde, als ihn. Er nimmt das Anerbieten freudig an, führt sie auf sein Schlofs, macht eine glänzende Hochzeit, und erhält in drei Jahren von ihr zwei Söhne. Eines Tags, als sie miteinander auf der Jagd sind, macht Melion die Frau auf einen grofsen Hirsch aufmerksam, den sie gleich mit solcher Bestimmtheit zu haben verlangt, dafs sie eher nichts anders mehr essen zu wollen erklärt. Da gibt ihr denn Melion einen Ring mit einem weifsen und einem rothen Stein, und sagt ihr, wenn sie ihn, nachdem er sich entkleidet, mit dem weifsen Steine berühre, werde er zum Wolf und könne ihr als solcher den Hirsch erjagen. Zugleich empfiehlt er ihr dringend auf seine Kleider Acht zu haben. Sie macht ihn zum Wolf; statt aber seine Rückkehr zu erwarten, eilt sie über das Meer nach Duveline (Dublin), einer Stadt an der See, wo ihr Vater, der König von Yrlande, König ist. Als Melion seine Frau nicht mehr findet, versteckt er sich in ein Schiff, das nach Yrlande fährt, und kommt glücklich hinüber. Er lebt nun hier als Wolf und schliefst sich an zehn andere Wölfe an, gegen die der König mit seinen Baronen auszieht. Die Zehn werden erschlagen; seine Tochter aber, die den Zug auch mitmacht, bedauert, dafs der gröfste entkommen sey. Um diese Zeit kommt König Artus mit einem kleinen Gefolge nach Irland, um daselbst einen Vertrag einzuleiten. Melion sieht sie von Weitem kommen und erkennt aufser dem König noch gleich Gawein, Iwain und Ydel. Er gesellt sich zu Artus, der ihm Essen und Trinken vorsetzen läfst und sich mit seinen Rittern gar sehr verwundert, ihn ganz zahm zu finden. Als er mit Artus in das Schlofs des Königs von Irland kommt, erblickt er daselbst den Knappen, der ihn mit seiner Frau im Walde treulos verlassen hatte, packt ihn, und der Knappe wird nun genöthigt, den ganzen Hergang zu erzählen. Die Frau liefert den Ring aus, Melion wird abseits geführt, wieder in einen Menschen verwandelt, und reich gekleidet. Melion will sie nun zur Strafe in einen Wolf verwandeln, unterläfst es aber auf Artus Bitten in Rücksicht auf ihre Kinder, und kehrt ohne das verwünschte Weib mit seinem König nach Hause.

Schon das griechische Alterthum weifs von Verwandlung der Menschen in Wölfe zu sagen. Bei Herodot (IV, 105)

Digitized by Google

wird von den Neuern berichtet, sie verwandeln sich alljährlich auf einige Tage in Wölfe und werden dann wieder zu Menschen. Ein solcher Mensch heifst λυκανθρωπος, welchem Worte genau das angelsächsische *vereulf* entspricht, woraus denn das noch übliche „Werwolf" entstanden ist. Das Zaubermittel ist nach der ältesten deutschen Vorstellung in der Regel das Überwerfen eines Wolfsgürtels oder Wolfshemds. Mit der Gestalt erhält man zugleich das Wilde und Unbändige des Thiers. In einer hessischen Volkssage (man sehe dieselbe sowie, vieles Hierhergehörige, bei Grimm deutsche Mythol. S. 620 ff.) verwandelt sich ein armes Weib je und je in einen Wolf, um Fleisch für ihren Tisch zu erjagen. Als sie die Wolfsgestalt verläfst, steht sie nackt da. Der Bitte Melions, ihm seine Kleider wohl zu verwahren, entspricht die in einer äsopischen Fabel, die von einer ähnlichen Verwandlung handelt (bei Furia 423): δεομαι σου, ινα φυλαξης τα ιματια μου. Derselbe Zug findet sich in dem Lai du Byclavaret der Marie de France (I, 1780. Roquef.), welches überhaupt verglichen zu werden verdient.

Wir geben zum Schlusse noch kurz den Inhalt des *lai del trot* an. Lorois, ein Ritter zur Zeit des Königs Artus auf dem Schlosse Morois lebend, reitet meist im April über die beblümten Wiesen, um die Nachtigallen zu erlauschen, die er seit einem Jahre nicht mehr gehört. Da begegnen ihm auf einmal seltsame Erscheinungen. Schaaren von Jungfrauen und Frauen auf schönen Zeltern reiten umher, schön gekleidet, voll Lust und Freude, denn jeder reitet ihr Liebster zur Seite. Später kommen andere Schaaren einsamer Weiber und Männer, die in häfslichem Aufzuge unter Sturm und Schnee auf garstigen Kleppern athemlos einhertrotten müssen — daher der Titel. Eine der alten Frauen deutet dem Erstaunten das Wunder. Die auf den schönen Pferden sind die, so im Leben der Liebe gedient, die andern die, welche sie verachtet haben. Jenen bereitet Gott Amor ewige Wonne, ewige Jugend und Frühling, diesen Pein, Alter und Winter. Der Dichter verkündet dies zur Warnung der sprõden Frauen. Bei der Schilderung der Unglücklichen wird man an die ähnliche im fünften Canto von Dantes Hölle erinnert, wo die *lussuriosi* von der *buffera infernal* aufs grausamste in ewigem Sturm umherjagen. Da sich auch sonst noch Spuren von der in unserem Lai ausgesprochenen Vorstellung finden, wäre es nicht unmöglich, dafs Dante in sprechender Rücksicht auf dieselbe gerade den unbedingten Verehrern der Minne eine ähnliche Peinigung zugedacht hätte.

Die Ausgabe ist typographisch sehr schön ausgestattet. Im Ganzen wurden nur 150 Exemplare gedruckt, wovon 1 auf Pergament, 9 auf chinesisches, 15 auf holländisches, 125 auf Velinpapier.

Dr. Keller in Tübingen.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Febronius der Neue, oder Grundanlagen für die Reformationsangelegenheiten der deutschen Kirchenverfassung u. s. w. von Alexander Müller. Karlsruhe in der Müllerschen Hofbuchhandlung. 1838. 411 u. *XIV. S. in* 8. *Mit dem Bildnifs K. Josephs des II.*

Der Verfasser, längst als ein im Staatsdienst thätig gewesener und in der Schriftstellerwelt vielgelesener Kenner des Kanonischen wie des Staatsrechts bekannt, ist unermüdet in dem Wunsch, dafs die katholische Kirche, welcher er zugethan bleibt, durch innere, aus ihr selbst hervorgehende Verbesserungen sich zur wahren Katholicität, das ist, zur moralisch religiösen Allgemeingültigkeit, erheben möchte. Als neuer Febronius benutzt Er jetzt für seinen kirchlichen Verbesserungszweck die so laut gewordene Opposition der von auswärts eingedrungenen und mit neuer Heftigkeit sich aufdringenden römisch-kirchlichen Gesetzgebung gegen die deutsche Staatsrechtlichkeit. Diese macht unstreitig den constitutionell souverainen Staaten das gemeinschaftliche Ausschliefsen jeder fremden, wenn auch nur statutarischen, Einwürkung zur Pflicht. Nur die christliche Pflichtenlehre ist universell, als eine innere, vernunftgemäfse Gesetzgebung. Aber kein selbstständiger Staat darf neben seiner einheimischen Justiz auch noch eine auswärtige, willkührlich bald strenge bald nachgebende Disciplinargewalt eingreifen lassen; am allerwenigsten wenn eine solche hierokratisch unter dem Vorwand des Seelenheils und der Religiosität, Rechten des Staats, der Mitbürger und sogar der Unmündigen unverbesserlich entgegenstrebt.

Gefährdet und verletzt wird sonst die schon durch den Westphälischen Frieden, jetzt aber noch weit mehr durch die Gesinnung aller menschenwürdig und ächt-christlich

*) Seine in eben denselben Verlage erschienene nächste Schrift: Der Erzbischoff von Cöln in Opposition mit dem Preussischen Staatsoberhaupt (363 S. in 8.) wird sich, weil sie die meisten bis dahin noch wenig bekannt gewesenen Actenstücke in dieser Sache enthielt, lange im Andenken erhalten.

Digitized by Google

denkenden Mitglieder beider Kirchen geforderte Rechtsgleichheit der Katholiken und der Protestanten gegen einander. Verletzt wird besonders durch das allzu frühe Aufnöthigenwollen der kirchlichen speciellen Unterscheidungslehren nicht nur die Gewissensfreiheit der Brautleute und Eltern, sondern auch vornehmlich das vom Staat und von jedem Rechtschaffenen doppelt heilig zu haltende und zu beschützende Recht der Unmündigen auf reinchristliche Lehrerziehung und Überzeugungsfreiheit, welches von beiden Kirchen gleich sehr beachtet werden sollte. Sollten denn nicht alle Kinder viel eher durch die allgemeingültige Pflichten- und Gottheitslehre des Urchristenthums und durch das viel faſslichere Lesen der biblischen Menschen- und Religionsgeschichte, ohne irgend künstliches Hineinerklären, zu gottandächtigen Menschen und rechtschaffenen Staatsmitgliedern erzogen werden? wozu das, was an den besonderen Dogmen noch streitig ist, so wenig beitragen kann. Und klingt es denn nicht wie wahrer Spott gegen das unveräuſserliche Recht auf die zu allererst nöthige reinchristliche sittliche Bildung und Überzeugung, wenn, nach den beharrlich wiederholten Geboten jener auswärtigen, die Universalgültigkeit ansprechenden Disciplinargewalt, den Eltern schon vor der Geburt der Kinder und dann durch den fortdauernden Einfluſs des Beichtstuhls und mehrerer Rituallien die nichtfreie Hingabe, daſs den Kindern von der frühesten Zeit an und unablässig die schwerverständlichen kirchlich theologischen Unterscheidungslehren eingeübt werden sollen, aufgezwungen, aber doch alsdann gesagt wird, daſs jedes solches Kind, etwa vom 16ten Jahr an, nach freiem Überzeugungsrecht auch eine andere Kirche sich erwählen möge, nachdem es indeſs in den fünfzehn ersten Lebensjahren, gegen jede andere voreilend eingenommen worden ist und in Wahrheit dieselbe nicht einmal dem Wesentlichen nach kennen kann?? — Sollten wir nicht vielmehr als Christen endlich dahin gekommen und gereift seyn, daſs für das Wohl des Staats und aller Einzelnen durch eine von den Staatsregierungen als Oberschulbehörden abhängige, ganz partheilose Anordnung des allgemeinen Schulwesens alle Kinder zuvörderst nur zur reinchristlichen Verehrung Gottes und Christi und zu der Pflichtliebe oder Rechtschaffenheit des Reichs Gottes (nach Matth. 6, 33.) mittelst des allgemeinver-

Digitized by Google

ständigen, nichtdogmatisirenden Lesens der Bibel und durch unsectierischen Religiositäts-Unterricht erzogen und gewöhnt werden können und dürfen? Oder sollten denn nicht alle Christenkinder zuvörderst zu rechtwollenden Menschen, zu gewissenhaften Verehrern Gottes und Christi in Geist und Wahrheit und zu verständig folgsamen Mitbürgern gebildet werden können, ehe die unbefangenen, zum Glaubensvertrauen geneigten Gemüther mit den Streitfragen und subtilen Unterscheidungslehren erfüllt werden, welche auf das Leben der Meisten keinen, oder sogar einen störenden und leicht aufregbaren antisocialen Einfluſs haben?

Auch nach den neuesten Erfahrungen muſste, leider, die Einleitung des Verf. von der Voraussetzung ausgehen, daſs von jener nach Zeit und Ortskenntniſs fremdartigen capitolinischen Curialbehörde, welche Deutschland und Mexico nach einerlei veralteten Infallibilitätsbegriffen zu beherrschen geneigt wäre, keine eigene reelle Verbesserung zu erwarten sey. Hat doch das dortige, aller Kenntniſs des auch bei den katholischen Deutschen unabweisbaren Philosphierens ermangelnde, nicht einmal, wie sonst, die irrigen Sätze bestimmt auszeichnende Verdammen der Hermesischen Schriften und Methode, zum Erstaunen aller Aufmerksamen, offenbar gemacht, daſs jene italiänischen Doctrinäre die Vernunft nicht einmal als Vertheidigerin der römischen Glaubenslehren zulassen wollen; ohne Zweifel aus Furcht, daſs die ungebetene „ancilla“ doch hie und da auch auf die hierokratische Disciplin, um deren Herrschaft es am meisten zu thun ist, einige phosphorescirende Lichtfunken fallen lassen könnte.

Deswegen erklärt nun der Verf. S. VII. über sich selbst: „Gewohnt, mein Brod von Kindesbeinen an bis zum gegenwärtigen Augenblick im Schweiſse meines Angesichts zu essen und nicht auf Gunst und Anerkennung zu rechnen (!!), werde ich mit Verachtung aller unedlen Angriffe und Verunglimpfungen fortfahren, der Emancipationstendenz von Rom, dem Loswinden der deutschen katholischen Landeskirche von der Suprematie des römischen Patriarchats (ohne Haſs und Leidenschaft) das Wort zu reden, unbekümmert um die Urtheile Solcher, die bloſs durch die Brille confessionaler Befangenheit die Sache ansehen, von Kirchen- und Staatsrecht aber, wie von der Geschichte nichts

Digitized by Google

wissen und nur ein gebieterisches Zurückschreiten zu Institutionen eines verlebten Zeitalters repristinieren wollen.“ —

In dieser Beziehung giebt die Abh. I. manche charakterisirende Züge von dem jetzigen Zustand beider Kirchen in Deutschland.

Von der politischen Seite möchte das entscheidendste seyn, wenn man den Staatsmann, den Diplomaten und jeden hellsehenden Menschenfreund zur Vergleichung irgend eines protestantisch regierten Staats mit dem Patrimonium des heil. Petrus auffordert, welches nun bereits seit tausend Jahren, d. i. seit Carl der Grofse die Donatio Constantini M. zu glauben von P. Hadrian beredet wurde, unmittelbar von dem Statthalter Christi regiert zu werden das Glück hat, und welches also wohl allen andern blos weltlichen Layenstaaten als Muster vorzuleuchten bestimmt wäre.

Was aber die theologisch rationale Seite betrifft, so wird S. 12. ein merkwürdiges Wort von Sengler angeführt: „Der Protestantismus ist ein wesentliches Moment der katholischen Kirche selbst, und wird nicht in seiner Trennung beharren.“ Nichts nämlich ist mehr wahr als dies, dafs, wenn eine Kirche oder christliche Religionsgesellschaft wahrhaft katholisch, das heifst, an sich allgemeingültig seyn oder werden will, sie unstreitig vom beharrlichen Protestieren gegen alle grundlose, d. i. irrationale Lehr-Autorität ausgehen und sich durch Wegräumung der Meinungsmacht und deren Folgen den Weg zur Harmonie mit Gott und Wahrheit offen halten mufs. Beruht aber, wie es in der That so ist, die Möglichkeit von Katholicität der Christusreligion auf diesem von Irrationalität immer mehr befreienden Protestieren, so wird freilich alsdann auf beiden Seiten die Trennung aufhören. Aber wie wird sie sich auflösen? Nicht etwa dadurch, dafs der jetzige oberste Grundsatz: Glaube, was die Kirche glaubt, oder was die Hierokratie einer gewissen Zeit für alle Zeiten feststellen zu können gemeint hat! neben dem Princip des Protestantismus stehen bleiben könnte; auch nicht etwa durch ein (Möhlerisches) Bestreiten oder Nachbessern einzelner Windungen in den Dogmen, sondern allein dadurch, dafs der Grundsatz des Protestantismus oder des theologischen Rationalismus: Nil sine ratione sufficiente! nicht blos ein Moment, sondern das höchstgeltende, reinigende Princip der christ-

Digitized by Google

lich germanischen Katholicität geworden seyn und in anwendbaren Verbesserungen durch Lehr- und Lebensvorschriften durchgeführt werden müfste.

Jenes Protestiren nämlich gegen grundlose (irrationale) Autoritäten, das allen, statt der Ideen, an Personen glaubenwollenden philosophischen und theologischen Matäologen so fatal ist, würkt bei weitem nicht blos verneinend, sondern zugleich, als Anerkennung des Begründeten, überzeugungsvoll bejahend. Es ist und will seyn das unentbehrliche Mittel, im Wesentlich-guten die Urchristlichkeit wieder herzustellen. Nur diesem Protestieren hat es Deutschland zu danken, dafs ein Theil das zu sagen legitimirt ist, was in dem andern Theil kaum Einige zu denken wagen dürfen. Auf nichts achtete in diesem Sinn auch Luther mehr, als darauf, dafs „in seiner Zeit die Schrift und alte Lehrer wieder hervordrangen" und man „in aller Welt anhub zu fragen, nicht was, sondern warumb dies oder das gesagt sey." S. in der Dewetteschen Sammlung der Briefe Bd. I. S. 577. sein Schreiben vom März 1521 an seinen Kurfürsten, Friedrich, den Weisen, an welchen der irrefragabel gewordene Niederländer, P. Hadrian VI. in aller Treuherzigkeit zu schreiben für gut fand: Du bist ein Schaaf. Du sollst den Hirten nicht beurtheilen! s. Walchs Ausgabe von Luthers Werken. Th. XV. S. 2528.

Das Wichtigste bei eben diesem jetzigen Fragen nach Warum? ist, was der Verf. in der Abh. II. allen Glaubigen zu bedenken vorhält; eine niemals überflüssige Beweisführung, dafs die von den Päbsten behauptete Suprematie (allgemeine Oberhoheit) über die Kirche weder ein biblischer Glaubensartikel sey, noch auf einem rechtlichen Besitztitel beruhe, dafs vielmehr jeder Bischoff in seinem Sprengel, unabhängig von Rom, die Freiheit der Kirche in der Wahrheit zu bewahren habe.

Man hört wohl nicht allzugerne derlei Deductionen, welche allerdings gar oft schon vorgetragen, nie widerlegbar gewesen, aber doch noch nicht zu Abwendung der alten Gewohnheitsübel consequent genug angewendet worden sind. Dennoch vermögen allein diese sonnenklaren Beweisführungen über die fast unglaubliche Grundlosigkeit der fremden Gesetzgebungsattentate, wenn sie auch den Layen bis zur Überzeugung deutlich werden, dem Rechte der Staatsregie-

Digitized by

rungen allgemeinere innige Anerkennung zu verschaffen, so dafs sie das Fremdartige nicht als Vorschrift zuzulassen die Pflicht haben und nur einheimischen bischöfflichen Behörden, wenn sie nichts widerrechtliches kirchlich anordnen, ihren Schutz zusichern sollen. Folglich ist, so ungerne meist diejenigen Staatsmänner, welche gegen einzelne erscheinende Folgen auf ihre äufsere Macht rechnen, sich auf die Aufhellung der Principien und Grundursachen einlassen mögen, doch am Ende die wahre Beruhigung der Überzeugungsfähigen und Geltenden einzig durch vervollständigte und allgemein faſslich gemachte Beweise und Beleuchtungen des eigentlichen Sachverhältnisses zu erreichen. Nichts aber ist gewisser, als dafs auch die furchtbarste äussere Macht nicht in die Länge ausreicht, wenn ihr die innere Überzeugung entgegen ist, weil sie, diese durch Sachgründe für sich zu gewinnen vernachlässigt. — — Die biblische Beweisführung nun, dafs den eilf Aposteln nach Mutth. 18, 18. so gut, als 16. 19. dem Petrus die Schlüssel des Himmelreichs anvertraut, das heifst im richtigen Verstand, die Mittel, Glaubende in das Reich des Willens Gottes einzuführen, zur Pflichtübung, nicht aber zum Herrschen, übergeben waren, ist durch das ganze N. T. einleuchtend. Wo wäre eine Spur, dafs Petrus die übrigen 11 und 72 Lehrgesandten nur in partem solicitudinis aufzunehmen und von Rechten, was er wollte, sich selbst zu reservieren, von Jesus legitimirt gewesen sey? Auf der Gemeindeversammlung zu Jerusalem Apg. 15, 22. 25. decretirt nicht Petrus, sondern ausdrücklich schreiben „die Apostel und die Ältern (die Presbyters)*) sammt der ganzen Ekklesia.“ Auch ist der Beschlufs in Vs. 29. mehr dem Antrag und „Urtheil“ des Jakobus nach Vs. 19. 20. als dem einleitenden Vortrag des Petrus gemäfs. Nach Galat. 2, 9. giebt nicht Petrus allein, oder wenigstens vorzugsweise, und wie der höchste Kirchenregent, an Paulus und Barnabas das Apostolat an die Hey-

*) Beiläufig bemerke ich, dafs S. 19. und sonst mehrmals Presbyteres statt Presbyters gedruckt ist; dafs dort Linx statt Linus steht; dafs gesagt ist: Beide, Petrus und Paulus, seyen unter Nero gekreuzigt worden, was doch eine durch unwahrscheinliche Nebenumstände zweifelhaft gemachte Tradition von Petrus allein behauptet. Solche Schreibfehler oder Eilfertigkeiten sind leicht zu vermeiden.

Digitized by Google

denwelt, vielmehr steht Petrus nur zwischen Jakobus und Johannes, als sie, die drei Säulen der jüdisch-christlichen Urgemeinde, jenen deswegen den Handschlag geben; einen Handschlag, der nicht das Zeichen der Abhängigkeit, sondern der paciscierenden Gemeinschaft (κοινωνια) und Rechtsgleichheit ist.

An Infallibilität oder wenigstens Irrefragabilität des Petrus aber ist der so eben von ihm anerkannte thätigste und der Reinigung von jüdischen Vorurtheilen sein Leben opfernde Apostel Paulus so wenig gewohnt, dafs er vielmehr demselben Kephas oder Petrus nach Gal. 2, 13. 14. wegen einer „hypokritischen" (= gegen das eigene, innere Urtheil handelnden) Furcht vor den eifrigen Judenchristen ins Angesicht und vor Allen Vorwürfe macht und für diese auch, was die Hauptsache ist, in der Folge mit Recht recht behält. Und wie wäre auch in der Person des Petrus eine Infallibilität vorauszusetzen gewesen, da Jesus, fast unmittelbar nachdem er auf die Petra (Matth. 16, 18.) seine Ekklesia zu bauen versichert hatte, einen gutgemeinten, aber der Kirche schädlichen Rath des Petrus mit den äufserst harten Worten: Gehe weg, hinter mich, Satanas! Du bist mir ein Skandal! denn Du denkst nicht das, was auf Gott, sondern das, was auf Menschen sich bezieht! abgewiesen hat. Ist nicht hierdurch nicht auch den Blindgläubigsten gesagt, dafs sogar Petrus selbst (wie vielmehr jeder aus den Conclave-Wahlen hervorgehende Petriner) im kirchlichen Rathgeben äufserst fallibel seyn konnte? Und überliefert nicht diese so heftige Erklärung Jesu über die Nichtuntrüglichkeit des Petrus, welcher damals doch nach Matth. 10, 1—5 schon ausgesandter Lehrapostel und auch Wunderthäter seyn konnte, der Mitapostel Matthäus im K. 17, 23. allernächst nach der Rede Jesu von der Petra — geradeso, wie wenn er dadurch warnend das Mifsverstehen der vorhergegangenen Aussprüche 17, 18. 19. verhüten wollte. Konnte und sollte nicht durch diesen, gewifs nicht zufälligen, Zusammenhang die ganze Christenheit genugsam gewarnt seyn, das zuvor angegebene Bauen der Christuskirche auf die Petra (auf das dem Petrus nach Vs. 17. göttlichwahr und enthüllt gewordene des Messiasglaubens) doch ja nicht von einer dem Petrus mitgetheilten Unfehlbarkeit im Lehren und Rathgeben, folglich in

der Kirchenregierung, zu verstehen oder dahin sich umdeuten zu lassen?

War nun aber Petrus als der im Namen aller (Joh. 6, 68.) ihn bekennende Apostel, doch von Jesus selbst so laut für sehr trüglich in kirchlich wichtigen Rathschlägen erklärt, war er sogar, da er bereits Jahre lang Apostel gewesen und von Jesus 26, 37. zugleich mit Jakobus und Johannes ausgezeichnet worden war, doch noch persönlich fähig, alle Bekanntschaft mit seinem verhafteten und vor Gericht gestellten Freund und Messias durch wiederholte, beschworne Nothlügen abzuläugnen, wie viel weniger ist ein unchristlicher Beweisgrund anzugeben, dafs er, nach jenen leidigen Proben grofser Defectibilität (Luk. 22, 23.) erst die Gabe der Irrefragabilität erhalten, und sie — kein Chronolog kann eine passende Zeit ausmitteln, wann? — nach Rom gebracht habe, ja dafs er dieselbe dort auf alle Folgezeit an seinen apostolischen Stuhl knüpfen wollte und dieses Unmögliche vermochte. Dafs er eine solche Geistesgabe nicht nach Antiochia mitgebracht hatte, bewies ihm dort, wie wir schon aus Galat. 2, 13. 14. nachweisen mufsten, der von ihm selbst anerkannte und rechtbehaltende Apostel Paulus. Und es zeigt sich hieraus, dafs er sie auch damals gewifs nicht erhalten hatte, wo der Wiedererstandene nach Joh. 21, 15—17. ihm sein dreimaliges Abläugnen aller Verbindung mit dem Gefangenen durch ein dreimaliges Wiedereinsetzen in das Weiden der Lämmer und Schaafe des Messias verziehen hat. Wie kann doch eine nach dergleichen fast unverzeihlichen Abirrungen warnend erneuerte blofse Erlaubnifs, doch auch noch die neuen und die früher gesammelten Christusverehrer zu weiden, je als ein Wort des Vorzugs vor den andern Aposteln, deren Glaubenstreue sich nicht als so defectiv gezeigt hatte, umgedeutet werden? Ist doch selbst Joh. 21, 19—22. (wie überhaupt das Johannesevangelium nichts, was zu einer Bevorzugung des Petrus beitragen könnte, sondern eher gegentheiliges 1, 22. 13, 8. 24. 18, 16—27 enthält) sogleich eine Anekdote aufbewahrt, in welcher Petrus gegen den Johannes zurechtgewiesen wurde.

Wie viel weniger Petrus also eine infallible Kirchenregierungsweise, die er zu Antiochia so wenig bewiesen hatte, nach Rom bringen konnte, ist kaum zu erwähnen nöthig, da ohnehin, wenn er auch je persönlich sie besessen

Digitized by Google

hätte, die weitere Voraussetzung, dafs er ein solches Talent auf alle nachfolgende Inhaber seines apostolischen Stuhls zu transfundieren vermocht habe, unter allen Mirakeln das mirakuloseste seyn würde; das doch weder in der biblischen Tradition, noch irgend in den Kirchenschriften der drei ersten Jahrhunderte von irgend einem Kirchglaubigen behauptet zu finden ist.

Das Gegentheil zeigt sich vielmehr in denen dem Urchristenthum näheren Zeitaltern nur allzu auffallend.

Das Christenthum, wie es sich gegen das Ende des ersten und im Anfang des zweiten Jahrhunderts unter der damals neuen und eine baldige apokalyptische Weltherrschaft chiliastisch hoffenden Episkopalverfassung immer mehr zu einer im Stillen zusammenhängenden Volksmacht gestaltete, war den strengeren Römern, von Trajan bis zu den Antoninen, allzu unrömisch erschienen und daher von ihnen auf allerlei Weise bald verfolgt bald zum wenigsten reprimirt worden. Kaum aber wurde unter dem ausgearteten Commodus das Römerthum selbst verschlimmert und daher gegen die Episkopalische Demagogie nachlässiger, so war der im zehnten Jahr dieses Imperators (189) auf den römischen Stuhl gekommene Victor so anmafslich, die Johanneer-Bischöffe zu Ephesus und in Vorderasien für excommuniciert zu erklären, weil sie von Johannes her die Tradition zu haben behaupteten, am 14ten Nisan, wie die Juden und wie Jesus selbst gethan hat, das Paschalamm zu essen und dann entweder nur an den zwei folgenden Tagen des Leidens und der Begräbnifs Jesu zu fasten oder gar nur 40 Stunden lang (d. i. solange Jesus begraben, der sponsus also nach Mark. 2, 20. ablatus war) das trauernde Fasten zu halten, also ein 40tägiges Fasten noch gar nicht zu agnoscieren.

Victor also, ungefähr der vierzehnte nach Petrus, war der Erste, der es, schon 120 Jahre nach Petrus Tod, als Grundsatz durchsetzen will, dafs man auch in Ritualien mit der Kirche der Principalstadt, das ist der Residenz, übereinstimmen müsse; wogegen aber Irenäus ihm geschichtlich vorhielt, dafs in eben demselben zweiten Jahrhundert Victors Amtsvorgänger, Anicet, Pius, Hyginus, Telesphorus und Sixtus eine solche Uniformität der Kirchendisciplin nie verlangt hätten. s. Euseb. KG. B. 5. V. 24. p. 318. ed. Stroth.

Digitized by Google

Gerade das, was von Victor offenbar eine Neuerung war, die Forderung einer uniformen Kirchendisciplin, betrifft eine Hauptfrage unserer Zeit: ob nämlich der kirchliche Katholicismus nothwendig ein von Rom abhängiger Papismus sey? Wäre dies, so müfste zugegeben werden, dafs der katholische Kirchenglaube in jeden Staat neben seiner einheimischen Gesetzgebung noch eine fremde, die ganze Lebensweise nicht etwa durch das allgemeingültige Moralische und Christlichreligiöse, sondern nach administrativen Klugheitsregeln vorschreibende Gesetzgebung einschiebe und dafs diese sogar in Collisionsfällen über die einheimische stehen wolle.

Weil nun aber dies mit dem Staatsrecht, wie es jetzt deutlicher begriffen und erweislich ist, nicht vorträglich wäre und dadurch eine äufserst bedenkliche Einwendung gegen die Zulässigkeit des katholischen Kirchenglaubens selbst entstehen müfste, so wäre in diesem Fach für unsere Zeit nichts nothwendiger, als eine unpolemische (von dem Zweck, Vorwürfe zu machen, reine) mit den einleuchtendsten historischen Nachweisungen belegte Unterscheidung zwischen Glaubenslehre und Jurisdiction!!

Was die Lehre betrifft, so ist, dem richtigen Wortsinn nach, alles das katholisch oder „durch das Ganze gültig," was als Sinn der Bibel und der Tradition auf gleiche Weise für alle verständlich ist, welche die unentbehrlichen Erkenntnifsmittel und redliche Wahrheitsliebe dafür anwenden. Ausser diesem Nichtzweifelhaften wird aber auch von dem Dunkleren nach dem Satz: dafs die Kirche die Depositärin der christlichen Religionswahrheit sey und in ihr das zum Seligwerden unentbehrliche nicht verloren gehen könne, noch das katholisch, was durch gewissenhaft freie Deliberationen der Sachkundigen (nicht etwa nur wörtlich bestimmt, oder nach der nie das Wahre entscheidenden Mehrzahl decretirt wird), sondern zur möglichsten Evidenz und Übereinstimmung zu bringen ist. Neben diesem gehört das übrige, was noch nicht oder nie zur vollen Ueberzeugung reif gemacht werden kann, gewifs auch nicht zu dem nothwendigen; es ist vielmehr, damit man darüber einiger werden kann, dem weiteren Nachdenken und Modificieren um so allgemeiner frei zu lassen.

Von allem diesem Doctrinalen aber ist das, was Kir-

Digitized by Google

chenregiment und Jurisdiction betrifft, ganz verschieden und sorgfältig abzusondern, wie deswegen auch von Rom aus immer genau unterschieden wird, dafs der dortige Oberbischoff nicht nur den Primat des Rangs und Vorsitzes, sondern auch einer allgemeinen Jurisdiction von Petrus her erhalten habe. Würde nun vielmehr eine leichtfafsliche, das Entscheidendste aus den Quellen und mit den Worten derselben ordnende Geschichtdarstellung die Stufen zeigen, auf denen jene Jurisdiction allmählich neben den Glauben gestellt worden ist, so würde die historische Evidenz allgemein gemacht werden können, dafs, so gewifs beide bei weitem nicht immer beisammen waren, und nur durch sehr menschliche Mittel vereinigt wurden, ebenso auch die christlich-katholische Glaubens- und Pflichtenlehre wieder von Jurisdiction und Disciplin gesondert werden kann. Die letztere soll vielmehr so geordnet werden, dafs, was nach dem Begriff von staatsrechtlicher Selbstständigkeit nicht anders zulässig ist, in jedem Staate nur Eine Gesetzgebung statt findet, ungeachtet mehrere in der Lehrauslegung sehr verschiedene Kirchenvereine ebenso, wie verschiedene medicinische, oder philosophische Theorien, mit freier Veröffentlichung ihrer Überzeugungen und Gründe unter seinem Schuz stehen können, ohne dafs sich die Kirche oder die Medicin oder die Philosophie in eine blofse Staatsanstalt, in eine dem Menschen unerträgliche Macht des rechtlichen Zwangs auflöst.

Zu der geschichtlichen Überzeugung, dafs katholisch und römischpäbstlich bei weitem nicht einerlei ist (S. 75.) und dafs also jenes ohne dieses gut oder besser bestehen kann, dient vornehmlich, was der Verf. S. 126 — 140. wegen der Pseudodecretalien, dem (wahrscheinlich zum gröfsten Theil von dem Carolingischen Misvergnügten, Wala) selbstgemachten Urkundenbuch der Hierokratie, zusammenstellt und was S. 109—126 darüber, dafs jener Zweck des unabhängigen Weltbeherrschens dem Priesterstand das Sacrament der Ehe entzieht, ausgeführt ist.

Ebenso wichtig ist die Rückerinnerung an das, was die deutschen Fürsterzbischöffe, durch die Emser Punctation von 1786, als deutschbischöfflich ausgesprochen haben und was nur durch die Revolution unterbrochen wurde, jetzt von den Staatsregenten und den zu Mitbürgern gewordenen Bischöffen zu reassumieren ist. Möge man damit die mit treff-

Digitized

lichen Zugaben übersetzte Pinelische Beleuchtung: Über das Primat des römischen Pabstes (1829 bei Cotta) und etwa auch in Meinen Aufklärenden Beiträgen zur Dogmengeschichte (Bremen 1837.) S. 119—206. die Vergleichung der Tradition des heil. Cyprians über das gemeinschaftliche, solidarische Episkopat aller legitimen Bischöffe mit den Supremats-Attentaten, welche, nach Victor, der Papa Stephanus circa 255. versucht hatte, zusammenhalten; womit noch manche Aufsätze aus dem Sophronizon jetzt zeitgemäfser, als dort bei ihrer Entstehung, zu verbinden seyn möchten. Es sind nicht blos Worte, dafs 1825 zu Rom selbst, — wo 1837. den Hermesianern der Abdruck ihrer sehr unschuldigen und glaubensvollen Meletemata theologica aus politischen Gründen versagt wurde, — ein „Ultimatum für die indirecte Oberherrlichkeit des h. apostolischen Stuhls über die weltlicehe Macht der Souverains von Carlo Fea" gedrucht wurde (s. Sophronizon VII. Bd.). Selbst ein Maestro di santo Palasso, Anfossi, liefs, sobald der Zeitverständige Consalvi todt war, eine Restitutione de Boni ecclesiastici *necessaria alla Salute* drucken, welche behauptet, dafs jeder Besitzer secularisirter Kirchengüter, mittelst der That, excommuniciert sey und von keinem Beichtvater Absolution erhalten dürfe. Eine Behauptung, durch welche, sobald Hoffnung zur Ausführbarkeit da wäre, die Hierokratie, niemals ihre Ansprüche cedierend, ganz Deutschland in eine Revolution stürzen könnte.

In der III. Abh. wird „die Loswindung der katholischen Kirche von der gesetzgebenden und richterlichen Suprematie des römischen Bischoffs" als staatsrechtlich und selbst für die kathol. Religiosität nothwendig dargestellt. Die einzige Einwendung pflegt zu seyn: Zur Glaubenseinheit uud zum Rückhalt des Kirchenregiments gegen die Staatsmacht ist jene auswärtige Potenz nützlich und nothwendig. Wozu ist aber diese im Mittelalter bisweilen nützlich gewordene Meinungsmacht jetzt, wo die Macht der Vernunft und des Rechts, selbst ohne geschriebene Constitutionen, unverkennbar ist, noch als nützlich zu zeigen, aufser zu Reibungen mit den Gesellschaftsrechten des Staats und zu Hemmung innerer Berichtigungen durch Moral und Wissenschaft.

Gewifs ist es für den gewissenhaftesten, auctoritätsglaubigen Katholiken völlig hinreichend, dafs er für Gewissens-

anstöfse und Casuistik drei Instanzen, den Pfarrer, den Bischoff und den Erzbischoff in der Nähe über sich hat, Kirchenbeamte, deren unmittelbare Sachkenntnifs jene unberechtigte, nach Sprache, Sitten und Geistesbildung so ganz fremdartige Oberinstanz höchst überflüssig macht, während das Recurrieren nach Rom, weil dorther häufig nur äufserst heterogene Antworten und local unpassende Verfügungen dennoch wie „ex certa scientia et potestatis apostolicae plenitudine, zu erwarten sind, immer nur Wirren und Reibungen und Unzufriedenheiten verursacht und unnöthige Sporteln aller Art in die Ferne zieht.

Alles dies vorausgesetzt ist die Hauptfrage: ob nach S. 247—411. „der erste Schritt für die Emancipation des deutschen Kirchenwesens, für Metropolitanverband und Nationalbisthum, für die Rechte des Episkopats und Presbyterats im Gegensatz zum Papalwesen durch Zusammenberufung der Concilien und Synoden im Geiste der Baseler Kirchenversammlung und des Emser Congresses der vier deutschen Erzbischöffe“ zu machen wäre. Soweit Rec. den persönlichen Zustand und Geist der Klerisey kennt, möchte vorerst nur durch Dioecesansynoden, welche Anträge, nicht Entscheidungen zu geben haben, der Versuch zu machen seyn, ob die Mehrzahl der Hirten selbst nicht wisse, was ihre Kirche bedürfe.

Dafs Erziehung der Jugend aller Kirchen zum Pflichtglauben und Pflichterfüllen statt des Einlernens des Dogmenglaubens und der Ritualien, das Beste thun müfste und dafs defswegen vor allem Kirchenthum Christenthum von den frühesten Jahren an gepflanzt und verbreitet werden sollte, wird ohnehin niemand bezweifeln, welcher zurückblickt, um wie viel das herzliche und gesellschaftliche Christenthum des ersten Jahrhunderts besser und würksamer, als jedes folgende kunstmäfsige, gewesen ist.

Ein Hauptpunct aber, um den sich alles Äufsere dreht, besteht unstreitig darin, dafs jeder Staat auf dem Ausspruch fest und rechtlich entscheidend beharrt: Wer gegen die in Meinem Bereich gesetzlich anerkannte Pflichten und Rechte Amtsfunctionen ausüben oder unterlassen will, der kann und darf hier nicht Functionär seyn! Der Rechtsschutz kann nur dem Rechtsbeobachter gewährt werden! Übrigens ist gegen jede Meinungsmacht das gerechteste und entscheidendste

Mittel, dafs man über sie alle, nichtinjurierende, Pro und Contra frei erscheinen lasse, weil nur dadurch das bloſse Meinen am sichersten berichtigt wird. Gespenster erscheinen nur, wo man selbst meint, dafs sie furchtbar seyen. Der mächtigste Exorcismus ist, sie zu ignorieren, nicht aber durch Meinen und ein gleichsam beschwörendes Unterhandeln ihnen, wenigstens in der Phantasie, eine Scheinmacht zu bereiten.

Um der Sachverwandtschaft willen und weil doch wohl jeder (nicht allzu eigenliebige) Verfasser am besten wissen kann, um was es ihm in seiner Schrift am meisten zu thun war, erlaube ich mir noch auf die Hauptpuncte aufmerksam zu machen, wegen welcher ich Meiner so eben erschienenen Schrift —

Der wieder lautgewordene Principienkampf zwischen römischer Hierarchie (als Hierokratie) und deutscher Staatsrechtlichkeit. Von Dr. H. E. G. Paulus, bei Groos, Heidelberg und Leipzig, 289 S. in 8.

viele prüfende Leser wünsche.

Man ist gegen die Staatsgewalt und deren Einmischung in Sachen des Gewissens und der Überzeugung — allerdings nicht ohne vielerlei Veranlassungen — deswegen scheu, weil die Regel, durch welche allein die Rechtsgränze jener Einwürkung festgehalten werden sollte, noch nicht allgemein anerkannt ist und noch öfter nicht genau befolgt wird.

Sehr achtungswerthe Regenten scheinen es nach ihrer Privatüberzeugung für ihre Pflicht zu halten, auch als Regenten, wo sie doch nur das Allen gültige partheilos zu erhalten und zu schützen haben, das, was einst äufserlich das rechtliche geworden ist, bei jeder Kirchenparthei durch den Staatsschuz, ja sogar durch Erneuerung alter Formeln und durch Begünstigung der Paläodoxen wieder einzuführen. Aber selbst Besitzrechte hören auf, wenn die Überzeugung der Betheiligten über den Zweck, aus welchem sie entstanden sind, sich mit vollem Bewufstseyn der Gründe geändert hat. Wie hätten sonst z. B. Secularisationen und andere Abänderungen von Stiftungszwecken geschehen dürfen? und wie dürften sonst staatsrechtliche Regenten dabei beharren?

Wenn nicht vorausgesetzt würde, dafs die persönliche Überzeugung für oder gegen eine Kirchenconfession auf Staatsämter keinen Einfluſs haben sollte und dies auch von jedem wissenschaftlich gebildeten Mann gefordert werden dürfte, so könnte das Gesetz nicht existieren, dafs ohne Rücksicht auf Kirchenunterschied jeder Tüchtige zu jedem Amt gleiches Recht habe.

Noch viel weniger kann es ein Besitzrecht auf Meinungen, auf Gegenstände der so sehr veränderlichen menschlichen Einsichten geben, so dafs Verträge über das, was die Paciscenten als wahr glauben, auch für die Nachkommen bindend seyn könnten und diesen durch den Rechtsschutz, welcher andern Verträgen gebührt, aufgenöthigt werden dürfte. Menschliche Vervollkommnung nach allen Seiten und Beziehungen wird gehemmt, wenn nicht jede Meinung, als Versuch, das Wahre zu entdecken, durch Gründe dafür und dagegen möglichst vertheidigt oder bestritten werden darf. Überzeugungen sollen nur durch Überzeugungsgründe entstehend oder aufhörend gemacht werden. Auch ist der Rechtsschutzverein aller, oder der Staat, jeden sogar bei der Ausübung seiner Überzeugung gegen sich selbst und gegen Andere zu schützen verbunden; aber nur — worauf alles ankommt — mit der Gränzbestimmung, dafs jede solche Ausübung weder Pflichten und Rechte der handelnden Person selbst, noch anderer Einzelner, noch des Staatsvereins gefährden und verletzen darf! Denn rechtlich zu beschützen, was wider erweisliche Pflichten und Rechte geschähe, wäre für den Rechtsschutzverein (den Staat) und dessen Regierung offenbar ein innerer directer Widerspruch.

Diese Gränzbestimmung für das Einwürken der Staatsmacht verdeutlichte ich nun gleich anfangs, bis S. 12, weil ich dann zeigen mufste, dafs das zur Sprache gekommene Amtsverfahren des daher aufser Amtsactivität versetzten Erzbischoffs durch sein erklärtes Beharren auf Erhebung der auswärtigen vermeintlichen Kirchengesetzgebung über das Staatsrecht, und durch factisches Erstreben bischöflicher Unabhängigkeit von der Staatsverfassung die Staatsrechtlichkeit selbst verpflichtete, ein solches beharrlich behauptetes landesgesetzwidriges Functionieren sofort im administrativen Wege zu unterbrechen und dem Hartnäckigen unmöglich zu machen. Überdies wurde durch vieles Einzelne in seiner

Digitized by Google

Amtshandlungsweise auch Pflichten und Rechten der Brautleute Eltern, und der zu selbsteigenen Überzeugungen zu erziehenden Kinder entgegengehandelt. Lehrer, welche zu vergleichenden Vorträgen über streitige Lehren verpflichtet sind, und Pfarramtscandidaten, die im Kennen und Selbstprüfen auch der verbotenen Dogmen nicht durch die Beichte beschränkt werden dürfen, wurden in diesen Mitteln zur Vervollkommnung ihrer Überzeugungen eigenwillig gestört. Auch der zur Profession seiner aufgedrungenen Theses nicht zu verbindenden Dioecesengeistlichkeit Rechte wurden so sehr verletzt, dafs, nicht nur der Staatsschutz für eine solche Handlungsweise ihm entzogen, sondern auch, zum Besten der Verletzten, gegen ihn angewendet werden mufs. Je stärker nämlich in ihm selbst die angewöhnte Überzeugung seyn mag, dafs er in allem diesem eine höhere, für göttlich gehaltene pontificalische Gesetzgebung befolge, desto stärker mufs die Gränzlinie beschützt werden, dafs die Überzeugungsfreiheit des Einen überhaupt nicht, besonders aber nicht durch Ausübung in Amtssachen, die Pflichten und Rechte Anderer vergewaltigen dürfe. Denn auch der sehr richtige Ausspruch: Man mufs Gott mehr gehorchen, als Menschen! konnte nach Apg. 5, 29. von Petrus nur deswegen richtig angewendet werden, weil das Synedrium die Veröffentlichung seiner Lehrüberzeugungen verbot, denen doch nur Gründe hätten entgegengesetzt werden sollen, da alles Besserwerden unter der Menschheit nur davon abhängt, dafs, was nicht Rechte verletzt, nur durch Gründe und Gegengründe unwirksam gemacht werden darf. Weil sodann seine Beharrlichkeit, nur nach jener mittelalterlichen fremden Gesetzgebung und im Ignorieren der Staatsbehörden erzbischöfflich fungieren zu wollen und zu müssen, von ihm selbst vorsätzlich erklärt war, so war nicht einmal eine richterliche Untersuchung, sondern einzig die Staatsverwaltungsregel anwendbar, dafs, wer nicht nach den Amtsvorschriften des Staats Beamter seyn will, in diesem Staate zu functionieren aufhöre. Richterliche Behandlung wäre erst dann nothwendig, wenn der Staat die im Einzelnen begangenen Rechtsverletzungen zu bestrafen für nöthig hielte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 67. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Der lautgewordene Principienkampf, von Dr. Paulus.

(Beschluſs.)

Von anderen Momenten Meiner Schrift wird es hinreichen, folgende Erörterungen besonders der Aufmerksamkeit zu empfehlen. Preussen hat wegen der gemischten Ehen staatsrechtlich weniger bestimmt als die katholischen Staaten, Österreich und Frankreich bereits vor der Revolution. Das Eindringen einer unrichtig begründeten, fremdartigen, undeutschen, zeitwidrigen Gesetzgebung hat in Rheinpreussen und überhaupt in den neueren Quasi-Concordaten immer stärkere Versuche gemacht, seit die Grofsmuth der gröfsern, hauptsächlich der nichtkatholischen, Mächte den Päbstlichen Stuhl in der Hoffnung, dafs er sich selbst zeitgemäfs reformieren würde, im Drang der Geschäftsmenge ohne die den Conflict möglichst verhütende Garantien und Vorbedingungen, wiederherstellten.

Das Alleinseeligmachungsprincip giebt daher aufs neue den Vorwand zu Versuchen einer universellen Alleinbeherrschung der Gewissen, = zu einer von der nöthigen Hierarchie wohl zu unterscheidenden Hierokratie. In der Würklichkeit haben deswegen, wie sie wohl mufsten, auch manche Gesetze der bedachtsamsten katholischen Regierungen das Ausschliefsliche in jenem Princip schonend beseitigt.

Dagegen siud die Fragen desto nöthiger: Worin besteht das fortdauernde Reformationsrecht der Staatsgesellschaften und ihrer Regierungen? Wie wenig hat von jeher Rom in sich selbst reformiert? Auch Benedict des XIV. Nachgiebigkeiten sind nicht nach Sachgründen, sondern blos nach dem Motiv des für seine Kirche Nutzbaren modificirt. Welch ein einseitiger — vom heil. Geist gewifs nicht zu erwartender — Mangel an Consequenz!

Man kann und darf überhaupt das vom Geistigen abhängige, welches im Particulären immer in gröfseren National- und Cultur-Verschiedenheiten sich zum Besserwerden fortbildet, nicht durch uniformierende, universelle Gebote regieren oder vielmehr beschränken wollen. Schon vor der Re-

volution haben die vier deutschen Erzbischöffe, wegen der näheren und nicht leicht durch heimliche Berichte misleiteten Localkenntnisse, auf ihre kirchlichnöthigen, nicht blofs von Rom mittheilbaren Rechte zu Localverbesserungen durch die gründlichsten, vollständig katholischen Beweisführungen (des v. Hontheim, der rheinischen Universitäten, des Emser Congresses) bis zur kaiserlichen Einwilligung hervorgehoben.

Daher hatten dann auch 1834 die vier rheinpreussischen Bischöffe, wie die Pflicht, so das amtliche Recht, in Beziehung auf die Ehen der Unterthanen von verschiedenen Confessionen das kirchliche ihrer Particular-Confession mit dem, was für Alle gleichrechtlich seyn mufs, in Harmonie zu bringen und das, was im äufsersten Fall nur dann oekumenisch gelten möchte, wenn Rom noch die Principalstadt der alten Einen Oekumene seyn könnte, zu localisiren. Wenn zu Rom, wie bei dem Verein zwischen münsterisch gesinnten Magnaten und der Hierokratie, das Streben nach unabhängiger Herrenmacht alle andere Rücksichten überwiegt, so hätten vielmehr alle sachkundige Katholiken die Einsicht haben und geltend machen sollen, dafs durch jenes allseitig abgemessene Localisiren nur die deutschkatholische Kirche selbst Vortheile erretchen könnte und der Protestantismus in mehreren Puncten zurückgedrängt worden wäre.

Diese relative Rechtfertigung der sehr klugen von Spiegelschen Convention und Instruction wird in meiner Schrift im Einzelnen um so mehr durchgeführt, weil der römische Stuhl, auf seiner Höhe und Ferne, im offenbaren Irthum ist, indem er voraussetzt, dafs die kirchliche Trauung eine Billigung der einzelnen Ehen nach ihren besondern Umständen in sich schliefse, so dafs man dort einzig um dieses Grundes willen die Trauung dem kathol. Parochus untersagt.

Dieser Misbegriff der „infallibeln" Oberbehörde mufste um so mehr aufgehellt werden uud sollte als practisch-schädlich auch deswegen ganz wegfallen, weil nach den katholischen Kanonisten, selbst nach P. Benedict dem XIV, es für das wahrscheinlichere erklärt ist, dafs der Charakter eines Sakraments (= die Verähnlichung mit der Liebe Christi und seiner Kirche, nach Ephes. 5, 32.) nicht erst durch die kirchliche Trauung, welche hauptsächlich zu religiöser Heiligung des Ehevertrags feierlich auffordern soll, sondern schon

Digitized by Google

durch das freie, würdige, feste Einverständnifs keuscher Liebe auf die einzelne Verehelichung übergehe. Überdies würde ja auch der protestantische Theil, wenn er zugleich mit dem katholischen durch den katholischen Priester getraut würde, doch vom Sacrament nicht mehr erhalten können, als sein Glaube zu erfassen bereit ist.

Weil vieles Einzelne in den streitigen Behauptungen am kürzesten sogleich im Einzelnen zu berichtigen ist, so sind mehrere der einwürkenden Actenstücke, wie die zweideutig erklärbare Antwort des damals zum Erzbisthum adspirierenden Weihbischoffs von Droste vom 5. Sept. 1835, die Erklärung des Cölner Domcapitels über Ihn, einige päbstliche Breven, besonders auch das unbekanntere von Benedict XIV. von 1748, worauf sich die vormaligen Polen berufen, ebenso die Schreiben des Erzbischoffs von Posen u. s. w. eingerückt und mit meist kurzen Nötchen begleitet, da durch dergleichen unmittelbare Replicken das Meiste am treffendsten, ohne die jetzt modische dialektische und statt der Gründe an Metaphern reiche Vielredenheit, beleuchtet werden kann. Auch wie die russisch-christliche, ebenfalls „orthodoxe" Staatsregierung schon im März 1817 unter dem frommen K. Alexander die Collisionen mit jener fremden Gesetzgebung abgeschnitten habe, ist S. 195—202 in Parallele gestellt, weil es hauptsächlich bei den noch fortdauernden Misverständnissen der Posenschen Klerisey, der Ähnlichkeit wegen, am meisten in Betrachtung und Anwendung kommen können.

Für die endlich, welche über die Allocution Sr. jetzt regierenden Päbstlichen Heiligkeit, unter den verschiedensten Empfindungen, in Erstaunen gerathen sind, ist S. XIII — XVIII. jene ebenso authentische heil. Allocution in Rückerinnerung gebracht, durch welche vor 137 Jahren Se Heiligkeit Clemens XI. alle katholischen Potenzen zur Nichtanerkennung der Preussischen Königswürde gegen den Fridericum, Marchionem Brandenburgicum und gegen dieses sein audax et irreligiosum facinus, adjuvante Domino, aufgefordert hat, und zwar nach den von Ihm wörtlich und im heiligsten Eifer angegebenen Grundsätzen: dafs „vermöge der Kirchengesetze ein häretischer Fürst eher an alten Ehren herabsinken, als durch neue verstärkt werden solle," (= *sacris canonibus constitutum est, haereticum* principem antiquis potius honoribus cadere quam

novis augeri) — und dafs dergleichen haereticae pravitatis sectatores ab omni Magistratu (!) nedum a supremis dignitatibus arceri = abgehalten werden müfsten, ne sacra regia dignitas aber in Acatholico Principe vilescat. Grundsätze, welche, sobald es nur ausführbar wäre, eine pontificalisch kanonische Absetzung aller akatholischen Fürsten und Obrigkeiten rechtfertigen würde.

War 1701 die Allocution, vom römischen Stuhl herab ausgesprochen und an alle kath. Regierungen publiciert, irrefragabel? Sie ist selbst bis jetzt, nicht doctrinär reformiert, wenn gleich Pius VI. endlich 1784 von Fridrich dem Grofsen, gegen welchen freilich Daun vergeblich einen römisch geweihten Feldherrndegen erhalten hatte, als *invictus* und potentissimus Borussorum Rex (historisch) zu schreiben anfing. S. des Ministers von Herzberg diplomatische Notizen in Berlin. Monatschrift 1786 im August und December. Biester machte dort S. 111 — 121 die Frage: Nimmt der Pabst Behauptungen zurück? Von Dohm erwiederte S. 518. „Ich dächte, wir glaubten auch dem Pabste, ohne ein förmliches Breve, dafs auch Er sich endlich von der simplen Wahrheit überzeugt finde: Er und seine Vorgänger seyen Menschen, wie wir Andere."

Umsonst! Hier und in allen ähnlichen Fällen kommt es darauf an, dafs bekanntlich nur um der fortdauernden infallibeln Auslegung der Bibel und der Kirchengesetze (canonum) willen die Universalregierung des irrefragablen römischen Stuhls unentbehrlich ist. Kann nun irgend Clemens XI. damals, 1701, die Kanones unrichtig gedeutet haben? War dagegen noch im 19. Jahrhundert, wie die Allocution von 1701 reformabel war, die von 1837 doch von den Bischöffen zu Münster, zu Paderborn, zu Posen, noch als irrefragabel zu nehmen? Genug. Welch ein Glück für den Menschenverstand, dafs wenigstens alle übrigen Menschenkinder, vom Kaiserthron bis zur Hütte, sich nicht für nichtverbesserlich ausgeben, sich nicht als irreformabel erkennen.

13. Sept. 1838. *Dr. Paulus.*

Ueber die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ohne Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege. Von Franz Adam Löffler. 1. Theil. Leipz. bei Brockhaus 1837. 558 *S. und LXII. S. Vorrede und Inhaltsanzeigr. gr.* 8.

Rfrt. will nicht verhehlen, dafs er mit einiger Bangigkeit ein Werk in die Hand nahm, welches eine schon so oft und schon von so vielen Seiten beleuchteten Gegenstand von neuem — auf circa 600 S. — zu erörtern drohte, ein Werk, welches noch überdiefs auf seinem Titel einen zweiten Theil ankündigte. Doch er waffnete sich mit Geduld, deren er auch beim Lesen der Schrift bedurfte. Man hört ja in unseren Tagen auch in Deutschland so manche Stimmen, welche Thorheit in Weisheit verwandeln wollen.

Doch was ist der langen Rede des Verf. kurzer Sinn? Er kann so wiedergegeben werden: Der Staat ist Alles in Allem. Sein Zweck ist, die gesammten Interessen des Menschen, die geistlichen wie die leiblichen, die zeitlichen wie die ewigen, zu befördern. Sein Gesetz ist der alleinige Mafsstab des Wahren und Guten. Hieraus folgt von selbst, dafs es, (um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen,) Thorheit wäre, die Presse sich selbst zu überlassen, d. i. einen Staat im Staate zu dulden. Aber auch mit der Censur in ihrer bisherigen Gestalt ist es nicht gethan. Denn alle Staaten, in welchen diese heilsame Institution besteht, haben sich bisher darauf beschränkt, durch die Censur zu verhindern, ne quid res publica detrimenti capiat. Die Censur, so wie sie jetzt gehandhabt wird, wirkt also nur negativ, nur abwehrend. Aber der Staat mufs viel weiter gehen, wenn er seinen Pflichten genügen, ja wenn er, wie jetzt die Sachen in Europa stehen, seine Existenz auf die Dauer retten will. Er mufs sich der Presse positiv annehmen, d. i. er mufs sie seiner Leitung und Vormundschaft so unterwerfen, dafs nur solche literarische Produkte zum Vorschein kommen können, welche in der von dem Gesetze gebilligten Richtung und im Geiste des Gesetzes das Volk belehren und aufklären. Indem der Verf. diese Grundsätze auf die verschiedenen Fächer der Literatur so wie auf die mit der Schriftstellerei in Verbindung stehenden Gewerbe anwendet, übrigens die frühern Schriftsteller über die Presse wacker bekämpft, hat er ein Buch geliefert, welches von Einigen als ein Beweis deutscher

Gründlichkeit, von Andern in einem andern Lichte betrachtet werden wird.

Rfrt. ist weit davon entfernt, mit dem Verf. über die Grundsätze zu rechten, von welchen derselbe ausgeht. Der Verf. würde sich sonst der Einrede aussetzen: Contra negantem principia non est disputandum! Aber, indem Rfrt. denselben Grundsätzen (für den Augenblik) huldiget, mufs er doch bedauern, dafs der Verf. diese Grundsätze nicht in ihrer ganzen Konsequenz durchgeführt hat. Denn aus den Grundsätzen des Verf. folgt unmittelbar, dafs die Schriftstellerei nur den Staatsbeamten vorzubehalten seyn würde oder dafs alle Schriftsteller als Staatsdiener in Eid und Pflicht zu nehmen wären. Ja noch mehr! in dem Geiste dieses Systems wären sogar für die mündliche Unterhaltung gewisse Staatssprecher zu bestellen. Wenn auch das mündliche Wort nicht so weit reicht, als das schriftliche und gedruckte, so unterscheidet sich doch der eine Fall von dem andern nicht wesentlich, sondern nur durch den Grad der Gefährlichkeit. Oder hätte den Verf. die Schwierigkeit abgeschreckt, den in Frage stehenden Grundsatz in allen seinen Folgen durchzuführen? Grofs ist die Schwierigkeit allerdings. Was ist denn der Staat selbst, wenn er Alles in Allem ist? Woher die Besoldungen für alle diese neuen Staatsdiener nehmen? Können sie nicht selbst, z. B. bei einem Gastmale ihrer Dienstpflichten, verleitet durch ihre Dienstemolumente, vergessen? Aber vor solchen Schwierigkeiten konnte oder sollte ein Reformator nicht zurückbeben. Und in dieser Eigenschaft zeigt sich der Verf. überall. Selbst in Beziehung auf die Sprache. Denn nicht ohne Theilnahme wird man in dem Buche Bekanntschaft z. B. mit folgenden Worten machen, — prefslich, tendenziös, Blattismus.

Damit Rfrt. nicht einer literärgeschichtlichen Ungenauigkeit beschuldiget werde, mufs er noch bemerken, dafs der Verf. weder auf dem Titel noch sonst seine Individualität anders, als durch seinen Namen, bezeichnet hat. Vielleicht giebt hierüber der zweite Theil den erwünschten näheren Aufschlufs. Das Buch ist Sr. Excellenz dem kön. preufs. Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zugeeignet.

Merkwürdige Criminalrechtsfälle für Richter, Gerichtsärzte, Vertheidiger und Psychologen, herausgegeben von Dr. Bischoff, grofsherzogl. sächs. Justizrath, des grofsherzogl. hess. Ludwigsordens Ritter erster Classe. Dritter Band. Staatsverbrechen verschiedener Art betreffend. Hannover, Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandl. 1837. 316 S. 8.

Dieser dritte Band enthält drei Rechtsfälle, in Beziehung auf die Zahl der in den ersten beiden Bänden bekannt gemachten Fälle den 27. bis 29. — Der erste Fall betrifft lebensgefährliche Drohungen, welche der Angeschuldigte gegen den Souverain und dessen Nachfolger in der Regierung gebraucht, so wie beleidigende Ausdrücke, deren sich derselbe Angeschuldigte gegen den Souverain und gegen mehrere Staatsbehörden bedient hatte. In juristischer Hinsicht ist der Fall besonders in so fern interessant, als in demselben die Kompetenz des Gerichts zur Sprache kam. Die Briefe, welche jene Aeufserungen enthielten, waren im Auslande geschrieben worden. (Die Stelle des in der Sache von einer juristischen Facultät gesprochenen Urtheiles: „Immafsen auch nach Verbüfsung der angeordneten Strafe der Landespolizeibehörde, welche Sicherungsmafsregeln sie gegen N. N. für zweckmäfsig erachte, lediglich anheim zu stellen ist;“ — ist sehr bemerkenswerth. Sie enthält Stoff zu sehr wichtigen Betrachtungen über das Verhältnifs zwischen der Strafgerechtigkeitspflege und der Polizei, die jedoch in diesen Blättern nicht weiter verfolgt werden können. Es wurde, mit Rücksicht auf jene Stelle, von der Regierung verordnet, „den Gefangenen G. nach Ablauf der Strafzeit, seiner Gefährlichkeit wegen und zu seiner Besserung, abgesondert von den Strafgefangenen, in dem Strafarbeitshause, bis derselbe sichere Beweise seiner Besserung gegeben haben wird, festzuhalten und unter die strengste Aufsicht zu stellen“.) — Die anderen beiden Fälle haben die Theilnahme an staatsgefährlichen Verbindungen zum Gegenstande, der zweite — an dem s. g. Bunde der Jünglinge, der dritte — an der Burschenschaft. Sie dürften mehr ein geschichtliches als ein juristisches Interesse haben. (Sie sind geshichtlich interessant, weil sie vielen Aufschlufs über das politische Treiben der deutschen akademischen Jugend geben. Man kann bei dem Lesen dieser Nachrichten, welche zu einem gutem Theile schon aus dem Berichte der Centraluntersuchungs-Commission bekannt waren, den Wunsch nicht unterdrücken, dafs

man die Jugend schon früher in amtlichen Schriften in einer nachdrücklich-väterlichen Sprache vor ihrem eben so thörigen als gesetzwidrigen Beginnen gewarnt haben möchte.) Jedoch auch in juristischer Hinsicht enthalten diese Rechtsfälle manches Beachtungswerthe; namentlich über das Verbrechen des Hochverrathes. Wer die Armuth unseres gemeinen Rechts in der Lehre von diesem Verbrechen kennt, wird es nicht befremdlich finden, dafs in den wegen staatsverbrecherischen Verbindungen gesprochenen Straferkenntnissen, wenn sie von verschiedenen Gerichten gefällt wurden, die Strafen unter fast gleichen Umständen dennoch so verschieden zugemessen worden sind. *Zachariä.*

Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika von Dr. Felix Papencordt. Berlin 1837. Verlag von Duncker und Humblot. XVI. S. 444. 8.

Bald nach der Erscheinung der histoire des Vandales von dem dijoner Professor Marcus ward die von der pariser Academie royale des inscriptions et belles-lettres gekrönte Preisschrift des Hrn. Papencordt herausgegeben. Nur in dem letzten Bogen scheint von ihm die Arbeit des Hrn. Marcus benutzt worden zu seyn. Bekanntlich hatten wir früher nur eine besondere Geschichtsbearbeitung von dem vandalischen Volke, welche Konrad Manmert geliefert hat. Zwar gehörte dieses Buch zu den Jugendschriften des berühmten Geographen und keineswegs zu seinen ausgezeichnetsten Leistungen, doch hätte dasselbe als eine Vorarbeit immerhin eine ehrenvolle Erwähnung in einer neuen Geschichte der Vandalen verdient.

Der Verf. hat sich streng an die Aufgabe der Academie gehalten und eigentlich nur die Geschichte der Vandalen in Afrika geliefert. Daher hat er nur in einer ganz kurzen Übersicht im ersten Kapitel die frühern Wohnorte, Schicksale und Wanderzüge des Volkes berührt. Mit Recht entscheidet sich Hr. Papencordt dafür, dafs die Vandalen zum gothischen Stamme gehörten: die Nachrichten der Alten, des Volkes Einrichtungen, Sitten, Sprache sprechen dafür. Gewagter scheint die Annahme, welche der Verf. S. 5 und 17 ausspricht, dafs die Asdinger ein besonderer vandalischer Stamm gewesen. Astinger (auch so wird das Wort geschrieben) waren bei den Vandalen offenbar ein solcher Adel, welcher bei den

Digitized by Google

Westgothen unter dem Namen Gardinger vorkommt. Er findet sich bei allen vandalischen Stämmen. Dieses läfst sich auch aus den Angaben alter Schriftsteller leicht beweisen. Laurentius Lydus de magistratib. III. 55. erzählt: Gebimer sey zu Constantinopel im Triumph aufgeführt worden σὺν τοῖς ἐνδόξοις τῶν ἐθνους, οὓς ἐκάλουν Ἀστίγγους οἱ βάρβαροι. Jornandes de reb. Get. c. 22. sagt von dem vandalischen König Wisumar, er sey gewesen e stirpe Astingorum, quae inter eos (Vandalos) eminet genusque indicat bellicosissimum. Bei Cassiodor (var. epist. IX. 1.) finden sich die ostgothischen Amaler dem vandalischen Geschlechte der Hasdinger gegenüber gestellt und Dracontius (in satisfactione ad Guntharim regem Vandalorum) sagt:

> Ut qui facta ducum possem narrare meorum
> Nominis Asdingi bella triumphigera.

Dafs aber Asding und Garding eigentlich dasselbe bedeutet, den Edelen, läfst sich sprachlich und historisch nachweisen. Asd ist dasselbe, was das alt hochdeutsche Art (Geschlecht) bezeichnet*). — Das gothische Gards aber bezeichnet Haus mit Hof und Gütern, was sonst durch od ausgedrückt zu werden pflegt, von welchem letztem Worte ja Adel abgeleitet wird. Dafs aber Asding und Garding auch bei den Vandalen manchmal gleichbedeutend gebraucht wird, läfst sich aus einer Stelle bei Victor von Tunnuna (chronic. p. 364. ed. Roncal.) ersehen: Belisarius Gunthimer et Gebamundum Gardingos regis fratres perimit: wo es besser seyn möchte, den Genitiv regis zu fratres zu ziehen, nicht zu Gardingos, wenn der Chronist sich auch darin geirrt hat, dafs er den Vetter des Königs (Gebamund) als Bruder desselben anführt. Nach allem diesem dürften also die Asdinger nicht als Volksstamm der Vandalen anzusehen seyn (wie man nach einer Stelle bei Dio Cass. lib. 71. c. 12. versucht seyn könnte), sondern als die Edelen dieses Volkes.

Über die Silinger, welche als ein Volksstamm der Vandalen bei ihren Niederlassungen in Spanien, vorkommen, hätte etwas ausführlicher gehandelt werden müssen, namentlich hätte untersucht werden sollen, in wie weit sich eine Verwandtschaft derselben mit den ligischen Völkerschaften

*) Vgl. Grimm, Deutsche Grammatik. 1. S. 126 u. 1070.

des Tacitus und den spätern Schlesiern nachweisen liefs. Über den Namen der Silinger weifs Hr. Papencordt keine Auskunft zu geben.

Nachdem der Verf. im zweiten Kapitel von dem Zustande Afrika's vor dem Einfalle der Vandalen eine genaue Schilderung entworfen, geht er zu dem Hauptgegenstand des Buches, zur Eroberung des Landes durch dieses Volk, über und behandelt in den drei Abschnitten des zweiten Buches (v. S. 51—468) die äufsere Geschichte der Vandalen während ihrer Herrschaft in Afrika. Es ist überall ersichtlich, dafs mit Fleifs und Genauigkeit die Quellen durchforscht und kritisch benutzt worden sind. Auch in Hinsicht der Bestimmung der geographischen Lage der Orte ist mit zu Ratheziehung der besten Hülfsmittel überall Aufklärung zu geben gesucht worden. Doch bei der Schwierigkeig ganz Zuverlässiges zu ermittlen, mufs man sich hie und da mit nur Wahrscheinlichem begnügen. Die Darstellung ist einfach und ungekünstelt, und führt ohne rhetorischen Schmuck gleich in die Sache ein. Als Probe geben wir die Charakterschilderung des letzten vandalischen Königs (S. 167): Gelimer hatte zwar durch seine kriegerischen und volksthümlichen Eigenschaften den Thron erlangt; aber er wufste sich nicht gut auf demselben zu behaupten. Das grausame Verfahren gegen seine Verwandten und deren Anhänger ist eines Barbaren würdig. Seine Sorglosigkeit, die Vernachlässigung des wichtigsten, von seinen Vorgängern so oft und glücklich angewendeten Mittels sich Bundesgenossen zu verschaffen und diese für sich kämpfen zu lassen, beweist ein gänzliches Verkennen seiner Lage. Als Feldherr mangelte Gelimer gerade das, was sonst die Barbaren auszeichnet, nämlich Entschlossenheit und persönliche Tapferkeit etc.

Der wichtigste und interessanteste Theil des Werkes ist das dritte Buch, welches über den inneren Zustand des vandalischen Reiches handelt. Wir können es aber nicht billigen, dafs die äufsere Geschichte von dem innern Zustande so ganz abgesondert dargestellt worden: beide durchdringen sich und ohne Kenntnifs der letztern läfst sich der schnelle Verfall und Untergang der vandalischen Herrschaft nicht verstehen. Es wäre demnach ohne Zweifel besser gewesen, wenn der Verf. am passenden Ort den Inhalt des dritten Buches in der vorhergehenden Geschichte des vandalischen

Digitized by Google

eiches eingeflochten hätte. Dadurch würde die ganze Dar-
ellung viel gewonnen haben.

Als Resultat der Untersuchung des Verfassers über das
erhältnifs der Römer in Afrika zu den Vandalen giebt er
. 201 Folgendes: die grofsen Besitzer in Zeugitana und
esonders in der Hauptstadt Karthago verloren ihre Güter,
nd mufsten zum Theil auswandern, oder wurden Ministerialen
uf ihren Gütern. Die ehemaligen Colonen auf diesen Län-
ereien behielten im Ganzen dasselbe Verhältnifs zu ihren
andalischen Herren bei, dessen Ministerialen sie wurden.
on den übrigen Römern war ein Theil am Hofe des Königs
nd fast auf dieselbe Stufe mit den Vandalen gestellt, ein
nderer und zwar der bei weitem gröfste Theil, in den Pro-
inzen aufserhalb Zeugitana und in den Städten von dieser
elbst, behielt seine alten römischen Einrichtungen. — Die
auren wurden Foederati der Vandalen, wie die Germanen
m römischen Heere, und machten alle ihre Kriegszüge mit
nd hatten ihren Theil an der eroberten Beute. Dennoch
enossen sie unter der vandalischen Herrschaft eine gröfsere
nabhängigkeit als unter den Römern. Dessen ungeachtet
erleitete sie ihr wankelmüthiger Charakter zu Empörungen
nd Kriegen gegen die Vandalen — und sie trugen nicht we-
ig dazu bei, den Untergang des vandalischen Reiches zu
efördern, als Belisarius den Krieg gegen Gelimer begann.

Zwar hat Hr. Papencordt in besondern Kapiteln von der Verfassung, dem Kriegswesen, den Gesetzen und dem Rechtszustande, dem Nationalreichthum und den Finanzen, der Sprache, der Literatur und den Künsten der Vandalen gehandelt und darüber nicht wenig Interessantes gesammelt, immer aber konnten diese Punkte nur höchst mangelhaft besprochen werden, theils weil die Quellen darüber so äufserst sparsame Mittheilungen machen, theils aber auch defswegen, weil das Leben des vandalischen Volkes in Afrika doch immer nur als ein in der Kindheit dahin geschwundenes zu betrachten ist und daher auch in vieler Hinsicht nicht zur Blüthe und Reife gelangen konnte. Bedeutender ist das Kapitel, welches den kirchlichen Zustand der Vandalen und der Römer bespricht. Hier hat der Verf. auch eine gute Vorarbeit an Ruinart's Comment. hist. de persecut. Vandal gehabt. Die Ursachen der Verfolgungen der arianischen Vandalen sind S. 277 ff. theils als religiös-kirchlich, theils als politisch nach-

Digitized by Google

gewiesen. Als Schluſs-Kapitel hat der Verf. eine Schilderung des Zustandes Nord-Afrika's nach dem Untergange der vandalischen Herrschaft, und verfolgt dabei die letzten Spuren, welche man von dem deutschen Volke noch in späterer Zeit in Afrika entdeckt haben wollte.

Angehängt sind noch einige Nachträge über einzelne Punkte in der vandalischen Geschichte und drei Beilagen: 1) über die Quellen der vandalischen Geschichte, 2) Stammtafel der vandalischen Könige, 3) über die Münzen derselben.

Aschbach.

Das Daseyn Gottes und der menschlichen Willensfreiheit metaphysisch zu beweisen. Ein Versuch von Johann Anton Brüning. Münster bei Deiters 1838. *(Octav. VIII. u.* 108 *S.)*

Nachdem durch die groſse Revolution in der Philosophie, deren Folgen, wie die der gleichzeitigen politischen Revolution, noch lange nachklingen werden, — der objective Dogmatismus und mit ihm die Metaphysik mit ihrem Beweise des Daseyns Gottes untergegangen, jetzt dem subjectiven Dogmatismus weichend, welcher der menschlichen Vernunft das Wissen von einem wirklich existirenden Gott auſser und über uns gänzlich abspricht; so ist der Versuch einer Restauration des Wissens von Gott und zwar von einem moralischen Gott — wenn anders, wie in der vorliegenden Schrift, mit der Kühnheit in diesem Versuche zugleich auch eindringender Scharfsinn gleichen Schritt geht — als ein groſsartiges und hoch interessantes Unternehmen der höchsten Beachtung würdig. Daher eine ausführlichere Anzeige und Beurtheilung der kleinen Schrift und der Gröſse ihres Inhalts die Rechtfertigung in sich selbst tragen dürfte.

Als die Hauptglieder des Brüning'schen Beweises vom Daseyn Gottes und der menschlichen Willensfreiheit sind folgende Sätze hervorzuheben.

Soll Gott und Freiheit bewiesen werden, muſs Etwas wirklich vorhanden seyn (nämlich um aus diesem Gegebenen, als dem Bekannten, auf Gott und Freiheit, als das Unbekannte, schlieſsen zu können). — Dieses Wirkliche muſs ursprünglich unmittelbar gegeben seyn; denn das Mittelbare fuſset sich auf das Unmittelbare. — Also eine Wirklichkeit oder ein Daseyn. — Dieses Daseyn ist uns als Zeitliches gegeben.

Digitized by Google

— Diese Wirklichkeit in der Zeit ist entweder von endlicher oder von unendlicher Zeit her; sie hat also entweder einen Anfang oder aber sie ist von Ewigkeit. — Ist die zeitliche Wirklichkeit von ewiger d. i. unendlicher Zeit her, so hat es nie zum gegenwärtigen Augenblick kommen können. Denn eine Unendlichkeit, die abgelaufen ist, um auf heute zu kommen, ist ein Widerspruch; jeden Tag würde die Unendlichkeit von heute unendlicher seyn als die Unendlichkeit von gestern. — Also ist unsere Zeitwirklichkeit von endlicher Zeit her, sie hat einen Anfang. — Dieser Anfang der zeitlichen oder veränderlichen Wirklichkeit ist gesetzt entweder durch etwas Denkbares, Vorstellbares, oder aber nicht. Das Nichtdenken löfst sich zuletzt auf in ein absolut Negatives, also in Nichts; und durch Nichts kann die Wirklichkeit nicht anfangend gedacht werden. Wollte man aber auch das Nichtdenkbare als etwas absolut Verschiedenes von dem uns Gegebenen vorstellig machen; so kann doch durch ein solches die Wirklichkeit nicht anfangend gedacht werden; weil dem Uebergange von Einem zum Andern eben durch den Begriff der absoluten Verschiedenheit widersprochen wird; denn setze ich eine unendliche Kluft, so schneide ich jedwede Brücke ab. — Unsere Wirklichkeit hat folglich, da sie durch ein Nichtdenkbares ihren Anfang nicht kann genommen haben, ihren Anfang genommen durch etwas einigermafsen wenigstens Denkbares. — Denkbar ist das uns Gegebene. Was nicht gegeben ist, und auch nicht nach Analogie des Gegebenen gedacht werden soll, ist gar nicht denkbar, weil es an Daten zum Denken fehlt. — Also hat unsere Zeitwirklichkeit den Anfang genommen durch etwas uns Gegebenes oder diesem Ähnliches.

Denn durch sich selbst kann der Weltanfang nicht seyn. Bevor sie selbst ist, kann sie nicht durch sich selbst entstehen. Die Welt müsse nur immer gewesen seyn, mithin ohne Anfang; dann aber wäre eine Ewigkeit in der Gegenwart abgelaufen, was widersprechend ist.

Also ist der Anfang der Welt durch ein Anderes (als sie selbst). Dieses Andere kann vom Gegebenen nicht unendlich verschieden seyn, sonst wäre eine unendliche Kluft zwischen Beiden, welche allen Uebergang oder Zusammenhang unmöglich machte. Eben so wenig kann dieses Andere der gegebenen Wirklichkeit völlig gleich seyn,

Digitized by Google

sonst wäre es kein Anderes und die Welt wäre ihre Selbstursache. — Also ähnlich dem uns Gegebenen mufs nothwendig die Weltursache seyn.

Das uns Gegebene ist zweierlei: Natur und Freiheit. (Die Freiheit vorerst nur als problematisch angenommener Gegensatz der Natur.) Also ist der Wirklichkeit Anfang entweder durch Natur oder durch Freiheit. — Ist er durch Natur, d. i. ist die Weltursache ein Naturnothwendiges, so ist diese Natur entweder selbst eine Zeitliche, endliche, oder aber eine Zeitlose, unendliche, absolute. — Wäre der Anfang durch die endliche Natur, so fragte sich wieder nach dem Anfange dieses Anfangs u. s. w.; es bedürfte der Endlichkeiten eine Unendlichkeit, mithin eine abgelaufene Unendlichkeit bis zur Gegenwart, — ein Widerspruch. — Wäre der Anfang durch eine unendliche, absolute Natur, die mithin selbst keinen Anfang hätte, so müfste, da die Natur überhaupt d. i. ein unfreies Wesen keinen Anfang machen kann, mit ihrem Daseyn zugleich die Zeitwirklichkeit gesetzt, d. h. diese Zeitwirklichkeit müfste von Ewigkeit seyn; welches wieder eine abgelaufene Unendlichkeit, einen Widerspruch voraussetzt.

Folglich, da der Wirklichkeit Anfang durch Natur auf keine Art seyn kann, ist er nothwendig durch Freiheit, durch ein Freies.

Freiheit.

Jedes Seyen ist ein Selbstseyn. Denn blofse Verhältnisse, blofse Beziehungen ohne Etwas woran haben keine Existenz oder können für sich abgesondert nicht existiren; und ohne selbst zu seyn ist kein Verhältnifs zu Anderm möglich. — Jedes Selbstseyn ist selbstthätig. Denn was durchaus nicht selbstthätig ist, ist durchaus leidend; was durchaus leidend wäre, müfste blofs Existenz oder Verhältnisse für ein Anderes haben, welches aber ohne ein Selbstseyn zu besitzen, wie eben gezeigt, nicht möglich ist. — Das Selbstthätige, d. i. was durch sich selbst wirkt, sofern es diefs thut, ist frei oder unabhängig von Anderem. — Hier haben wir den Begriff der Freiheit negativ, als Unabhängigkeit von Aufsen; positiv als Selbstthätigkeit d. i. als ein Wirken durch sich selbst. — Diese Freiheit, weil sie aus dem Selbstseyn gefolgert ist, kommt jedwedem Dinge, als Selbstthätigen, zu.

Das durch sich selbst Wirkende wirkt, wie es selbst ist, wie seine gesammten Eigenschaften sind, also mit Nothwendigkeit. Vor seinem Daseyn konnte es sein Daseyn nicht bestimmen, und ist es einmal da, so ist es da, wie es da ist. — Folglich ist die aufgefundene Freiheit, d. i. das Handeln durch sich selbst ohne von Aufsen genöthigt zu seyn, wesentlich eins mit der Nothwendigkeit. So ist hiermit, ohngeachtet beide Begriffe, der Freiheit und der Nothwendigkeit einander entgegengesetzt sind, frei seyn von Aufsen bei Nothwendigkeit von Innen sich nicht entgegengesetzt. Und ob etwas nothwendig bestimmt ist von Aufsen oder von Innen (durch das eigene Selbst, die eigene Natur), macht in der Nothwendigkeit keinen wesentlichen, nur beziehungsweisen Unterschied; denn diese als solche ist in beiden Fällen da, blos die Quelle ist verschieden.

Durch eine solche Freiheit, weil sie der Nothwendigkeit, der Natur gleich und Eigenschaft jedweden Seyns, mithin auch des bewufstlosen ist, kann, wie vorhin bewiesen, der Weltanfang nicht seyn.

Der Verfasser geht nun von der bewufstlosen Selbstthätigkeit über zur Erforschung der Eigenthümlichkeit der bewufstseyenden Selbstthätigkeit.

1) Einfaches Bewufstseyn, thierisches.

Bewufstseyn (bewufstes Seyn) ist ein Seyn, welches weifs (Wissen im weitesten Sinne), welches fühlt, empfindet oder wahrnimmt: Einfaches Bewufstseyn, in welchem Seyn und Wissen oder Fühlendes und Gefühltes, Empfindendes und Empfundenes in einander fällt ohne Unterscheidung von Subject und Object. Man hat Empfindung, aber ohne dafs das Wissen davon zur Vorstellung gelangt: Ich empfinde. — Dieses einfache Wissen oder die ursprünglichen Empfindungen (Gefühle, Wahrnehmungen) hat der Mensch, was die sinnlichen Empfindungen betrifft, mit den Thieren gemein. Dieses erste, einfache Bewufstseyn kann an der Selbstthätigkeit nichts ändern, weil es ununterschieden mit ihr zusammenfällt; es mufs sie nehmen, wie es sie findet.

2) Selbstbewufstseyn der 1sten Potenz.

Reflectirt sich das Wissen auf sich selbst, so entsteht Bewufstseyn seiner Selbst als eines Wissenden, d. i. Selbst-

bewufstseyn oder Ich. Subject und Object, Ich und Gegenstand werden unterschieden. Man hat jetzt die Vorstellung: Ich empfinde; damit tritt der Mensch über die Thierheit hinaus; er denkt jetzt sich selbst, wo das Thier nur sich selbst fühlt. — Bis hieher herrscht noch die alte Nothwendigkeit; weil dies erste Selbstbewufstseyn, d. i. das Ich das ursprüngliche Subject in der Empfindung zum Gegenstand hat und mit ihm unzertrennlich zusammenfällt.

3) Selbstbewufstseyn der 2ten Potenz.

Wird nun auf dies erste Selbstbewufstseyn wieder reflectirt oder selbes zum Bewufstseyn erhoben, wodurch wir ein vorgestelltes Ich erhalten, mit der Aussage: ich weifs, dafs ich empfinde; so kommt zum Vorschein ein Ich über der Empfindung schwebend. Erst dieses potenzirte Selbstbewufstseyn kann sich zum Theil frei bewegen, da es sich über der Empfindung gewahr wird, nicht an der Empfindung klebend wie das erste Ich. Hier finden wir also eine Selbstthätigkeit, die von sich selbst weifs und die zugleich, obwohl auf die vorhergehende Empfindung oder Wahrnehmung als die Unterlage sich beziehend, dennoch nicht von derselben regungslos gefesselt wird, sich vielmehr darüber erhebt, also nicht nothwendig absolut davon abhängig ist. Also hier erst tritt die Möglichkeit einer theilweisen freien Aeufserung ein. — Noch höher läfst sich das Selbstbewufstseyn nicht potenziren; wodurch wir blos reicher an Form, an Tautologien und nichts an Gehalt gewinnen würden.

Was macht denn, könnte gefragt werden, dafs hier gleichsam als Wunder eine Freiheit, die Nothwendigkeit abschüttelnd, auf einmal auftaucht. Die Antwort (des Verfassers) lautet: Ist ein unabhängiges Selbstsetzen des Bewustlosen möglich, sogar zum Theil nothwendig; so ist auch ein unabhängiges Setzen durch das reflectirte Ich möglich, wodurch es zum überlegenden, sonach wählenden potenzirt wird. Und im Wählen besteht eben das menschliche freie Wollen, sich dadurch von dem nicht Wählenden Wollen der Thiere unterscheidend.

Soll es aber zum Wollen kommen, so mufs Beweggrund da seyn; und soll gewählt werden, so müssen entgegengesetzte Beweggründe statt finden.

(Der Schlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 68. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Brüning: Das Daseyn Gottes und der menschlichen Willensfreiheit.

(Beschluſs)

Auch der Stein, die Pflanzen u. s. w. haben Triebe, jener zu fallen, diese zu wachsen, zu blühen u. s. w. Wenn die Triebe in der Thierwelt zur Empfindung kommen, so heifsen sie Begierden; und wenn sie beim Menschen zur Reflexion gelangen (in die Vorstellung aufgenommen werden), so werden sie Beweggründe, Motive genannt.

Diese Motive sind nun entweder 1) ursprüngliche Begierden, welche dem Genusse vorangehen. Dies sind die Instinkte oder Naturtriebe, die unmittelbar treiben. Oder 2) nichtursprüngliche Begierden, welche erst aus dem Genusse oder der Empfindung hervorgehen. Diese Empfindungen oder Gefühle sind das Angenehme und das Unangenehme.

Nachdem nun der Verfasser in eine nähere Untersuchung der Motive übergegangen und auf das Sittlich-Gute und die moralischen Gefühle als das im menschlichen Gemüthe sich vorfindende Höchste gekommen; so gelangt er nun zu Bestimmung der Weltursache: als ein nicht blos allmächtiges, sondern auch selbstbewufstes, freies, vernünftiges, moralisches Urwesen, ähnlich in diesen Eigenschaften dem Menschen, aber über demselben unbegreiflich erhaben.

Menschen-ähnlichkeit Gottes, sagt er, ist nothwendig. Denn da eine rein negative Vorstellung von Gott sich zu machen eine reine Unmöglichkeit ist; so bleibt das Geistige im Menschen bei Seite gesetzt und nur das Materielle der äufsern Natur mit ihren Kräften übrig, der Idee Inhalt zu geben; wodurch man in den unhaltbaren Naturalismus verfällt. Dagegen aber freilich auch der Anthropomorphismus Gottes, wenn er in eine arge Vermenschlichung Gottes ausartet, wie leider so häufig in den Volks-Religionen — als Quelle unsäglichen Moral und Religion verderbenden Aberglaubens zu fliehen ist.

Digitized by Google

Somit wäre das Daseyn eines lebendigen Gottes und zugleich das Daseyn der Freiheit, beides mit Einem Schlage erwiesen.

Nun unternimmt es der Verfasser noch jeden Zweifel gegen seine Beweisgründe der Willensfreiheit und somit eines freien intelligenten Gottes abzuwehren; indem er den Freiheitsbegriff gegen folgende fünferlei Einwendungen rechtfertigt: 1) Der Freiheitsbegriff ist der Identität entgegen und enthält somit einen Widerspruch mit sich selbst. 2) Er widerspricht dem Gesetze der Causalität. 3) Ein Spinotzistischer Einwurf. 4) Einwendungen einiger Neuern: Abercromby, Herbart, Friedrich Groos. 5) Die aufgestellte Freiheit hat die bewufstlose Natur zur Grundlage.

Wenn die Unpartheilichkeit Brüning's, mit welcher er hier die schärfsten Einwürfe gegen die Freiheitslehre hervorhebt und sie selbst noch aus sich bis auf die äufserste Spitze steigert, wie von seiner tiefen Einsicht so auch von seiner aufrichtigen Wahrheitsliebe zeugt, die jede blose Bemäntelung der grofsen Schwierigkeit seiner Aufgabe ehrlich und edel stolz von sich weiset; so ist es zugleich der glänzende Scharfsinn, womit er diesen Einwendungen begegnet, der diesen Abschnitt zum Glanzpunkt des kleinen und doch so inhaltschweren Schriftchens stempeln dürfte. — Leider erlaubt es des Raum dieser Blätter nicht, in ein weiteres Detail einzugehen.

Nun, nachdem ein persönlicher Schöpfer, Gott, erwiesen, wird diese Schöpfung näher betrachtet in Hinsicht auf ihr Wie und Wann.

Hier stellt Brüning an sich selbst die Aufgabe: „Segle hin wo kein Hauch mehr weht und der Markstein der Schöpfung steht.“ Und allerdings nur schwindelnd folgt man ihm auf seinem Gedankenfluge bis in jene Höhen, wo einem die geisterartigen Fragen sich aufdrängen: über die Möglichkeit einer Entstehung überhaupt und der Weltentstehung ins Besondere; über Gleichzeitigkeit und Ein und dasselbe des Weltschöpfers und der Welt; über ewige Schöpfung und über Anfang einer Zeitlichkeit; und warum Gott die Welt nicht etwa eine Million Jahre früher erschaffen habe? Ob Gott und Materie aus Einem Princip sey oder nicht, und ob er Urheber oder nur erster Beweger des Weltall's sey?

Ehre dem die Ehre gebührt! Brüning's Forschergeist,

Digitized by Google

der sicher durch ein Meer steuert, wo man sonst zuletzt bei Ungereimtheiten zu landen pflegt, deren eine die andere verjagt, und die manchen Denker in den Abgründen des Wahnwitzes oder doch wahnwitziger Theorieen untergehen liefsen, — dieser kühne Geist rastet nur und „wirft erst dort Anker, wo kein Hauch mehr weht und der Marktstein des Denkens steht."

Aber auch unserer Relation sey hier der Markstein gesetzt; nachdem wir nur noch beifügen, dafs der Verfasser das nicht ganz Zureichende der im übrigen so schönen physico-theologischen Beweise für das Daseyn eines persönlichen Gottes auseinander sezt; und endlich seine Schrift mit Worten voll tiefer Wahrheiten in einer Beilage beschliefst: Über das Verhältnifs der Einen Religion und Moral des Gewissens zu den unzählbaren empirischen oder historischen Religionen.

Gehen wir nun über vom Referiren zum Reflectiren über den von Brüning aufgestellten genetischen Beweis der Freiheit, in der doppelten Hinsicht, sowohl was die Gültigkeit dieses Beweises selbst, als auch was ihn als integrirenden Theil zum vollständigen Beweis vom Daseyn Gottes betrifft.

Vom einfachen Seyn zum einfachen (thierischen) Bewufstseyn, und von diesem zum (menschlichen) Selbstbewufstseyn, d. i. zur Vorstellung von Ich übergehend, in welchem Selbstbewufstseyn der 1sten Potenz jetzt erst Subject und Object, Ich und Gegenstand unterschieden worden, aber ohne dafs darum das Ich die Nothwendigkeit von Innen abzuschütteln vermag; — steigt nun der Verfasser von diesem nur noch einfachen Selbstbewufstseyn hinauf zum reflectirten Sebstbewufstseyn, d. i. der 2ten Potenz, in welchem das Ich sich selbst vorstellt, wo also das Ich nicht mehr blos an der Empfindung klebt, sondern über ihr schwebt, daher sich zum Theil frei bewegen und äufsern kann. Und das ist ihm die metaphysische Willensfreiheit, d. i. die unbedingte, von innerer Nothwendigkeit freie Wahl des Ichs; die aber nur in gewissen Fällen statt finden könne, nämlich nur bei entgegengesetzten qualitativ verschiedenen, so wie auch bei entgegengesetzten qualitativ gleichen Motiven mit gleicher Quantität derselben; wohingegen das Ich

Digitized by Google

ohne Wahl bleibe, der strengsten Nothwendigkeit unterworfen, wenn mehrere entgegengesetzte Motive von gleicher Qualität aber verschiedener Quantität einwirken.

Referent verkennt nicht in diesem genetischen Beweise der Freiheit den originellen Denkgang des Verfassers und ist der Meinung, dafs, wenn je bis zur Erkenntnifs der absoluten Freiheit geschritten werden könnte, solches nur durch ein weiteres Vorrücken auf diesem von Brüning versuchten Wege, nämlich durch eine 3te Potenzirung des Selbstbewufstseyns erzielt werden könne. Dafs aber das Selbstbewufstseyn der 2ten Potenz hiezu noch nicht ausreiche, — auch abgesehen davon, dafs die blos theilweise absolute Freiheit der Wahl in blos einigen Fällen bei absoluter Nothwendigkeit der Wahl in den übrigen Fällen, im Widerspruche steht mit dem Begriffe einer absoluten Freiheit überhaupt; indem hier die Freiheit, die doch etwas Inneres seyn soll, dennoch einzig und allein abhängig wäre von etwas Äussern, nämlich von der Art der Motive, — ergiebt sich aus Folgendem.

Referent schliefst nämlich also: Wenn in dem einfachen Selbstbewufstseyn der 1sten Potenz der Mensch sich als ein Ich denkt, und nicht blos fühlt wie das Thier; so erhebt er sich nun in dem Selbstbewufstseyn der 2ten Potenz um eine Stufe höher: er denkt sich nicht nur selbst, sondern er beurtheilt sich auch selbst nach seinem eigenen intelligenten und moralischen Werthe; er sieht sich selbst wie in einem geistigen Spiegel als tugendhaften oder lasterhaften Menschen; er weifs es, dafs er recht oder schlecht handelt; mit einem Worte, er gelangt zur Selbsterkenntnifs; — und wie hoch erhebt diese den geistigen über den blos sinnlichen Menschen! — er erfreut sich der guten That, fühlt Schaam, Trauer und Reue über vollbrachtes Böse und faſst den Vorsatz zum Besserwerden. Ist das nicht eine höhere Potenzirung des Selbstbewufstseyns? Aber diese Selbsterkenntnifs, dieses höhere Wissen von seinem eigenen moralischen Werthe — und dies höhere Wissen von sich selbst kann blos das Selbstbewufstseyn der 2ten Potenz aussagen, wenn anders eine stufenweise Erhöhung des Ich's statt finden soll, — also diese Selbsterkenntnifs ist noch weit entfernt von absoluter Selbstmacht in den oben bezeichneten Fällen, und bleibt noch immer nur ein Zusehen

unserer Handlungsweise, aber ein höheres, ein beurtheilendes, ein richterliches Durchschauen Unserer Selbst. Und mufs dies: „Erkenne dich selbst, ehe du besser werden kannst," als eine schon höhere Entwicklungsstufe nicht offenbar dem Stande einer absoluten Freiheit vorangehen? Also hier im Selbstbewufstseyn der 2ten Potenz schon wirkliche absolute, von unserer eigenen innern Natur unabhängige Freiheit statuiren, — möchte ein Überspringen in das Selbstbewufstseyn einer erst noch aufzufindenden 3ten Potenz voraussetzen, als welches allein zur Freiheit führen dürfte. So lange aber noch eine solche dritte Potenz unter die pia desideria gehört, müssen wir wohl zur bescheidenen Frage des Socrates zurückkehren und bei ihr, die selbst der durchdringende Verstand dieses weisesten der Weisen unbeantwortet liefs, stehen bleiben: Ist die Tugend ein freies Werk des Menschen oder ein Geschenk der Götter?

Ist dieser Einwurf gegen den Brüning'schen Beweis der Freiheit gegründet, so dient er dennoch, weit entfernt dem Beweise vom Daseyn Gottes zu schaden, vielmehr zu dessen Vervollständigung. Denn da Gott doch wohl absolut frei seyn mufs, Brüning aber annimmt, dafs der Anfang der Welt d. i. der Wirklichkeit nur durch ein Anderes als sie selbst (durch eine freie Weltursache, Gott) gedacht werden könne, welches Andere aber von der Wirklichkeit weder unendlich verschieden, noch ihr völlig gleich seyn könne, vielmehr blos ähnlich seyn müsse; so wäre ja in denjenigen Fällen, in welchen eine absolut freie Wahl des Menschen statt fände, der menschliche Wille dem freien Willen Gottes mehr nur als ähnlich, vielmehr vollkommen gleich.

Darf aber die menschliche Freiheit der Freiheit Gottes durchaus nicht gleich, sondern blos ähnlich seyn, so kann und darf auch jene blos als ein Analogon der absoluten Freiheit gedacht werden. Und ein selches Analogon glaubt Referent in seinem Vernunft-Determinismus aufgestellt zu haben, den er in verschiedenen Schriftchen und zuletzt in einem „die geistige Natur des Menschen. Mannheim 1834" vorgetragen hat; wo dieser höhere Vernunft-Determinismus der absoluten Freiheit in dem Maafs möglichst angenähert wird, ohne je hinieden mit ihr in Eins zusammen zu fallen; dafs selbst die Benennung Determinismus nicht mehr eine ganz passende Bezeichnung dieser Ansicht seyn dürfte. — Und

Digitized by

nur ein solches Analogon der absoluten Freiheit kann die von Brüning zur Vervollständigung seines Beweises von Gott geforderte bloſse Ähnlichkeit des Geistigen im Menschen mit Gott darbieten.

So steht also durch den erwähnten Einwurf gegen Brüning's Freiheitslehre der von ihm aufgestellte Beweis vom Daseyn eines Gottes nur desto fester begründet da; wiewohl wir auch hier auf eine neue Bedenklichkeit stoſsen dürften, die zwar nicht den Beweis selbst von Gott, aber desto inniger das Resultat daraus betrifft, nämlich den behaupteten Anfang der Weltschöpfung.

Der Hauptsatz nämlich, worauf Brüning seine Lehre gründet, ist der: „Ist die zeitliche Wirklichkeit von unendlicher Zeit her, so hat es nie zum gegenwärtigen Augenblick kommen können; denn eine Unendlichkeit, die abgelaufen ist, um auf heute zu kommen, ist ein Widerspruch.“ — Mit eben dem Rechte nun glaubt Referent auch folgenden Satz behaupten zu dürfen: Ist die zeitliche Wirklichkeit von unendlicher Dauer, d. h. nimmt sie kein Ende, so hat es ebenfalls nie zum gegenwärtigen Augenblick der Wirklichkeit kommen können; weil, so wenig das Anfangslose eben so wenig auch das Endlose je zur Wirklichkeit und also zum Heute hat kommen können. Eine Reihe ohne Ende fällt ganz in Eins zusammen mit einer Reihe ohne Anfang; sie können beide zwar in unserer Einbildung, also subjectiv, nie aber in der Wirklichkeit oder objectiv vorkommen, weil ja immer noch etwas mangeln würde, um unendlich seyn zu können. Mit einem Worte: Was anfangslos ist, muſs auch endlos seyn; und was einen Anfang nimmt, muſs auch ein Ende nehmen.

In Folge dieses Schlusses müſste also die Schöpfung Gottes, weil sie einen Anfang genommen, auch ein Ende nehmen. Wie es also vor der Weltschöpfung noch keine Zeit gab, da alle Zeit erst mit der Schöpfung beginnt, und Gott allein war; so müſste es auch nach dem End-Verlaufe der Schöpfung keine Zeit mehr geben und Gott abermals wieder allein seyn, wie vor der Schöpfung. Zu was nun diese vergängliche Schöpfung? Wie? dem so erstaunenswürdigen, unbegränzten, heilig-geheimniſsvollen Universum mit all seinen geistigen und physischen Kräften sollte nicht

blos Vergänglichkeit, sondern wirkliche Vernichtung drohen? Das Herrlichste sollte zuletzt vergeblich gewesen seyn?

Dahin, bis zu dieser schrecklichen Behauptung, dürfte uns die Annahme eines zeitlichen Weltanfangs führen! Und dennoch drängt uns der Begriff von der Zeit, als einer Realität aufser uns, mit Nothwendigkeit zu dieser Annahme eines Welt-Anfangs. Wie aus diesem Labyrinthe sich retten? Hier, wo es das einstige Seyn oder Nichtseyn des Universums von Himmel und Erde gilt!

Ein Ausweg scheint offen zu seyn. Welches Resultat nämlich dürfte wohl hervorgehen, bei Annahme der Welt von Ewigkeit her bis in alle Ewigheiten, wenn man dem Begriffe von Zeit — sie als blose subjective Anschauungsform im Sinne Kant's betrachtet, — eine nicht mehr absolute, sondern blos relative Wahrheit zuschriebe? — Diese Untersuchung jedoch, die Kräfte des Referenten übersteigend, überläfst er Andern, zumal einem Brüning selbst, und er gestattet sich nur folgende Reflexion.

Alles blos Relative existirt nicht für sich, sondern lehnt gleichsam seine Existenz von einem Andern, und zwar von einem Fixen im Raume, und Beharrlichen in der Zeit oder was wir Zeit nennen. So im Raume existirt offenbar das Oben und Unten, Zenith und Nadir nur in Beziehung auf den fixen Mittelpunkt unsers Erdplaneten; im Universum giebt es kein Zenith und kein Nadir, noch Gegenfüfsler mehr. Dürfte nicht auch so in der Zeit das Vorher und Nachher (analog dem Oben und Unten), Vergangenheit und Zukunft (analog dem Zenith und Nadir) nur in Beziehung auf unser beharrliches Ich existiren, also blos relative Wahrheit aussagen; und zwar um so mehr blos relative, nicht absolute Wahrheit, als unser Ich oder das Beharrliche in uns durch die Korporisation in dem Maafs gebunden und beschränkt ist, dafs es alle vor sich gehende Veränderungen nur unter jener subjectiven Anschauungsform von Anfang und Ende, Vergangenheit und Zukunft aufzufassen vermag; wo hingegen in der zeitlosen, d. i. ewigen Dauer alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Ereignisse in Einer Linie als gegenwärtig vor Gott liegen; daher sein Vorherwissen selbst der absoluten Freiheit des Menschen nicht den geringsten Abbruch thun würde; weil dieses sein Vorherwissen

Digitized by

im Grunde doch nur ein Mitwissen wäre? Dann aber müfste auch aller Anthropomorphismus Gottes in Hintergrund treten.

Doch hier, als am Markstein wenigstens seines Denkens, bricht Unterzeichneter gerne ab, zufrieden wenn nur seine vorliegende Anzeige des originellen Brüning'schen Schriftchens die Aufmerksamkeit der Denker, und dadurch vielleicht tiefer eindringende Forschungen Anderer veranlassen sollte.

Friedrich Groos.

Rhetores Graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit, suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Christianus Walz, Professor Tubingensis. IX. Voll. Stuttgartiae et Tubingae, sumtibus J. G. Cottae, MDCCCXXXII—MDCCCXXXVI. 8 *maj.* (S. Jahrbb. 1837. Nr. 24. 25. p. 376—387. 1838 p. 861 ff.)

Schlufs der im vorigen Heft abgebrochenen Recension.

4) Ex τῶν Ἀλεξάνδρου περὶ ἀφορμῶν ῥητορικῶν p. 331 bis 339. Diefs ist das Stück, das in der Ausgabe des Aldus zwischen den beiden dem Menander beigelegten Schriften so in der Mitte steht, dafs das letzte Wort der ersten nicht einmal durch ein Unterscheidungszeichen von demselben getrennt ist. Der Herausgeber hält es für ein Bruchstück aus der Schrift des Alexander περὶ ῥητορικῶν ἀφορμῶν, wahrscheinlich wegen der voranstehenden Worte: ὁ Ἀλέξανδρός φησι. Richtiger möchte man umgekehrt sagen: Weil jene Worte voranstehen, so sind diese Blätter nicht von Alexander, sondern von einem Andern, der nur dieses erste Capitel aus Alexander anführt. Das zweite Capitel, das mit τινὲς μὲν οὖν οἴονται anfängt, wird eben durch diese Worte als etwas bezeichnet, das nicht von Alexander ist. Eben so ist es mit dem Stücke p. 334, 3. ἕτεροι δὲ u. s. w. und p. 336, 1. ἔνιοι δέ οὕτως ὁρίζονται. Wir haben demnach ein anonymes Stück vor uns, in welchem zuerst eine Stelle aus Alexander über den Unterschied der Redegattungen steht; dann die Ansichten Mehrerer über den Unterschied von ἔπαινος und ἐγκώμιον zusammengestellt sind; zuletzt der materielle Inhalt einer Lobrede auf die Gottheit angegeben wird.

5) Ἀριστείδου τεχνῶν ῥητορικῶν ά und β′ p. 340—466. Der erste Theil hat die besondere Aufschrift περὶ πολιτικοῦ

λόγου, der zweite περὶ ἀφελοῦς λόγου. Als Muster der ersten Redeart wird Demosthenes, als Muster der zweiten Xenophon aufgestellt, und die darüber gegebene Theorie an Beispielen aus diesen beiden Schriftstellern erläutert. Nach Aldus wurde die Schrift mit Sorgfalt von Norrmann bearbeitet und zu Upsala im J. 1688 herausgegeben. Nach diesem hat Wilh. Dindorf in seiner Gesammtausgabe des Aristides Mehreres berichtigt. Der Herausgeber hat die Bemerkungen von Norrmann und Dindorf aufgenommen, und die Lesarten einer Wiener und einer Pariser Handschrift beigefügt, von welchen namentlich die letztere an mehreren Orten den Text herstellen und bisher nicht bemerkte Lücken ausfüllen half. Herzustellen ist p. 445, 20. ἀπηρτημέναι statt ἀπηρτισμέναι aus der Pariser Handschrift vgl. Menander p. 152, 4. und weiter unten p. 461, 10. κἀκεῖνο δὲ ὅρα ἀνέστρεψε statt κἀκ. δὲ ὁρᾶν, ἔστρεψε. Einem Scholium sehen die Worte gleich p. 393, 22: τὰ τροπικὰ λέγη (l. λέγει) καὶ μεταφορικά, ἰσοδυναμοῦντα τοῖς κυρίοις δηλονότι.

6) Ἀψίνου τέχνη ῥητορικὴ περὶ προοιμίου p. 468 bis 533 und ἐκ τῶν Λογγίνου περὶ εὑρέσεως p. 543—596. Diese beiden Stücke sind bei Aldus verbunden. Einen Theil des zweiten Stückes hat Ruhnken dem Longinus vindicirt. Der Herausgeber ist nun der Meinung, dafs nicht blofs das von Ruhnken bezeichnete Stück p. 553, 24—578, 9. dem Longinus angehöre, und dafs das Werk des Apsines mit dem zwölften Capitel περὶ ἐπιλόγου p. 533. abgeschlossen sey, alles Folgende aber einen andern Verfasser habe. Der Referent hat seine Zweifel in dieser Beziehung bereits in der epistola critica angedeutet; er will hier die Gründe des Herausgebers einzeln beleuchten. Erstens dafs das Capitel περὶ προσωποιΐας nicht dem Apsines gehöre, zeige der Anfang: ἀναμνήσομεν δὲ καὶ περὶ προσωποποιΐας· τί δέ ἐστι προσωποποιΐα, ἀλλαχόθι που δεδηλώκαμεν. Diese Stelle, wo die Definition der Prosopopoeie gegeben sey, suche man bei Apsines vergebens; dagegen habe Apsines die in diesem Capitel ausführlich besprochene ἀνακεφαλαίωσις schon im Capitel περὶ ἐπιλόγου abgehandelt. Auf dieses mufs Verschiedenes geantwortet werden. Ein Capitel περὶ προσωποποιΐας giebt es bei Apsines überhaupt nicht; jene Aufschrift bezieht sich nur auf einen kleinen Theil des Capitels, und hätte daher getilgt werden sollen. Ferner lauten die angeführten Worte in den Handschriften anders;

diese lesen mit Gregor. Corinth. Vol. VII. p. 1225, 31. διὰ προσωποποιΐας, und betrachten die προσωπ. nur als eine Art der ἀνακεφαλαίωσις. Sodann findet sich zwar in dem vorhergehenden Theile der Schrift des Apsines die Stelle nicht, wo er von der προσωπ. gesprochen hat; aber wir wissen aus Liberius, dafs Apsines eine Schrift περὶ σχημάτων geschrieben hat, und in dieser mufste von der προσωπ. die Rede seyn. Endlich ist allerdings im Capitel περὶ ἐπιλόγου von der ἀνακεφαλαίωσις schon die Rede; aber Apsines hat dort erst angefangen, davon zu sprechen; hier folgt die Fortsetzung. Dafs diesem so ist, zeigt der Schlufs des ersten Stücks p. 533, 17. Πῶς οὖν ἀναμνήσομεν; ὑποδείξωμεν ἤδη τοὺς τρόπους τῆς ἀναμνήσεως. Wo sind denn dort diese τρόποι? dafs sie zu Anfang des zweiten Stückes stehen, lehrt der Schlufs des sogenannten Capitels περὶ προσωποιΐας p. 549, 15: τοσαυταχῶς οὖν ἀναμιμνήσκειν ὑπάρχει etc., worauf die einzelnen Arten der ἀνακεφαλαίωσις von hinten aufgezählt sind, so dafs der προσωπ. gerade die p. 533, 18. genannte ἔκθεσις κεφαλαιώδης folgt. Der zweite Grund des Herausgebers ist: das Capitel περὶ τῶν τελικῶν p. 578. könne nicht von Apsines seyn; denn Apsines habe schon p. 527. davon gesprochen. Auf dieses mufs erstens entgegnet werden: was p. 527. περὶ τῶν τελικῶν κεφαλαίων steht, scheint nicht vollständig zu seyn; es wäre also möglich, dafs das p. 578. folgende Stück gerade zu dem Fehlenden gehörte. Zweitens p. 578. folgt kein Capitel περὶ τῶν τελικῶν, sondern nur ungefähr eine Seite; mit p. 579, 18. ist wieder von dem ἔλεος die Rede. Mag also auch das Stück περὶ τῶν τελικῶν einem anderen Verfasser angehören, wie das vorhergehende aus Longinus, so gehört doch das folgende Stück περὶ ἐλέου p. 579, 18—594, 8. und περὶ πάθους p. 594, 9—596, 20. dem Apsines an. Denn 1) hat Apsines p. 531, 2. bemerkt, dafs der zweite Theil des ἐπίλογος der ἔλεος sey; 2) folgt schon oben auf die ἀνακεφαλαίωσις unmittelbar ein Stück περὶ ἐλέου p. 550, 1. und ist dort nicht vollendet, sondern p. 552, 2. durch das Stück aus Longinus unterbrochen; 3) beginnt dieses Stück gerade mit demjenigen τόπος des ἔλεος, mit welchem p. 552, 2. aufgehört worden war, nämlich mit dem παρὰ τὴν ἀξίαν. Doch der Herausgeber legt mehr Gewicht, als auf diese beiden ersten Gründe als auf den dritten, die gänzliche Verschiedenheit der Sprache und Schreibart in beiden Stücken: Apsines sey

Digitized by Google

trocken und mager und citire kaum wenige Stellen aus Demosthenes und Thucydides; in diesem zweiten Stücke hingegen lese man Beispiele aus Homer, den Tragikern und den zehn Rednern in Menge aufgeführt. Die Widerlegung dieses Grundes ist beinahe am leichtesten. Hätte denn Apsines, wenn er περὶ ἀντιθέσεων, περὶ λύσεων, περὶ ἐνθυμημάτων sprach, Beispiele aus Homer oder aus den Tragikern anführen sollen? Gewifs wird es jedermann in der Ordnung finden, wenn er da, wo er auf dem Gebiete der gerichtlichen Redekunst im strengen Sinne des Worts steht, bei seinen Rednern, und zwar hauptsächlich bei Demosthenes stehen bleibt, wo aber von Erregung der Affekte die Rede ist, wie bei dem ἔλεος, auch Dichter und namentlich Tragiker citirt, mit denen er übrigens auch nach dem früheren Theile seines Buches sowenig unbekannt ist, als mit den übrigen Rednern aufser Demosthenes, vgl. p. 517 und 582. 494. 482.

Der Titel der Schrift des Apsines lautet hier τέχνη ῥητορικὴ περὶ προοιμίου. Dafs aber die letzten Worte nur als Ueberschrift des ersten Capitels gelten können, lehrt die Vergleichung des Werkes selbst, welches auch Vorschriften über die anderen Theile der Rede enthält. Näher kommt der Wahrheit schon die Angabe Vol. IV. p. 35, dafs Apsines περὶ προοιμίων καὶ πίστεων geschrieben habe. Es scheint jedoch, dafs auch dort nur die Ueberschriften von zwei gröfseren Hauptheilen zusammengestellt sind, und sowohl in Hinsicht auf äufsere Auctorität, als auch in Hinsicht auf Angemessenheit verdient der Titel den Vorzug, unter welchem die Schrift von Syrianus citirt ist Vol. IV. p. 302. not. p. 712, 21. Vol. VII. p. 721, 3. τέχνη περὶ τῶν μερῶν τοῦ πολιτικοῦ λόγου, und diesen Titel hat die Schrift auch schon bei Westermann. Gesch. d. gr. Bereds. §. 98, 12. Aufser dem Titel ist aber auch noch die Abtheilung in Capitel bei Aldus und dem Herausgeber theilweise falsch. Was p. 467—488 steht, sollte zusammen ein Capitel bilden mit der Ueberschrift περὶ προοιμίου. Die Ueberschriften περὶ ἀντιπιπτόντων c. 2. und περὶ ἐσχηματισμένων c. 3, können blofs als Paragraphentitel gelten, wie gleich im Anfange des ersten Capitels ἐξ ἐπαίνου τῶν ἀκουόντων p. 468, 5. oder ἐξ ἀκολούθου p. 469, 18. oder ἐκ διαβολῆς p. 470, 23. Die Kapitel selbst, welche jene Ueberschriften führen, enthalten aufser dem, was in den Ueberschriften angegeben ist, noch allerlei Anderes, vgl. p. 475, 19. 476, 11.

480, 15. u. s. w. und p. 484, 16. 25. 486, 22. 487, 4. 19. Ein ähnlicher Fall mit der Ueberschrift περὶ προσωποποιΐας ist schon oben berührt worden.

Die Schrift ist aber auch nicht vollständig. Denn Syrianus führt a. a. St. eine Definition der προκατάστασις aus unserer Schrift an, welche sich nicht mehr vorfindet. Auf eine verlorne Stelle bezieht sich vielleicht auch das, was Vol. VII. p. 1923, 21. erwähnt ist: ἴσως τοῦτό ἐστιν, ὃ καλεῖ Ἀψίνης ἀπὸ τῆς ὁμοιώσεως, οἷαί εἰσιν αἱ παραβολαί etc. Wenigstens ist in der Stelle p. 517, 13, auf welche der Herausgeber diese Worte bezieht, von keiner ὁμοίωσις die Rede. Aber auch in der Schrift selbst sind Andeutungen zu finden, dafs sie ursprünglich vollständiger war. Hieher gehören die Stellen p. 501, 15: καὶ περὶ τῶν ἐσχηματισμένων κάλλιον ἐν τῷ περὶ προκαταστάσεως λέλεκται. p. 522, 4. εἶπον, ὅτι εἰς δύο τέμνεται τὸ ἐπιχείρημα, ἢ εἰς παράδειγμα ἢ εἰς ἐνθύμημα. p. 531, 12. ἔγγραφα, βάσανοι, περὶ ὧν ἐν τῷ νόμῳ λέλεκται.

Unsere Schrift ist ferner von fremder Hand überarbeitet. Denn während sie schon von Syrianus dem Apsines beigelegt und zwei unzweifelhafte Stellen daraus, die eine von Syrianus, die andere von dem alten Scholiasten zum Hermogenes περὶ στάσεων im siebten Bande, unter Apsines Namen citirt werden, wird im Zusammenhange derselben Apsines selbst erwähnt und aus seinen Schriften werden Beispiele für das Gesagte angeführt. Man sieht sich daher genöthigt, entweder allen Glauben an die Authentie des Buches aufzugeben, oder wenn man denn doch die Zeugnisse des Alterthums nicht geradezu verwerfen will, diese Stellen sämmtlich als spätere Zuthat eines Überarbeiters zu betrachten. Der Herausgeber hat sich für das Letztere entschieden, und, wie es scheint, mit Recht. Nur darin kann ihm nicht beigestimmt werden, dafs er die Stellen auch aus dem Texte ausscheiden will. Wollte man dieses Verfahren anwenden, wer wollte dann die Grenze setzen, wo das Ausscheiden aufhören soll? Oder wer ist uns Bürge, dafs aufser den Stellen, wo Apsines erwähnt ist, alle andern wirklich von Apsines und nicht zum Theil von einem Überarbeiter stammen? Hiezu kommt noch, dafs ihm die Ausführung des Verfahrens nicht einmal gelungen ist. Denn p. 507 haben jetzt nicht nur die Worte ὡς ἔστι μὲν καὶ παρὰ ταῖς ἀρχαίοις παραδείγματα ihren Gegensatz verloren, sondern auch das Folgende ist unverständlich:

Digitized by Google

γνοίης δ' ἄν, ὅτι ἀληθῆ λέγω. Man müfste Alles von l. 9. ὡς ἔστι μὲν καὶ bis zu den Worten ἀντιθέσεις τεθεικὼς p. 508, 5. ausstofsen. Ein Weg wäre freilich noch übrig, die Authentie des Buches und zugleich seine Integrität zu retten, wenn man nämlich annehme, dafs der im Buche citirte Apsines der alte Apsines von Gadara, der Verfasser aber ein jüngerer Apsines sey, da ja Suides drei dieses Namens kennt. Wirklich hat auch G. J. Vofs Instit. orat. 3, 1, 2. p. 324. den Verfasser unserer Schrift *Apsines junior* genannt. Diese Annahme möchte aber darum sich wenig empfehlen, weil das Alterthum wirklich nur einen Apsines als Schriftsteller zu kennen scheint, nämlich den Gadarener. Eine Überarbeitung des Buches aber anzunehmen, kann um so weniger Schwierigkeit haben, da die Unvollständigkeit desselben in seiner jetzigen Gestalt auf jeden Fall erwiesen ist.

Der Text ist durch den Herausgeber mit Hülfe von drei Handschriften verbessert worden, von denen namentlich die Pariser mehrere Lücken ausfüllen half. Vorgearbeitet war von keiner Seite. Kaum dafs da oder dort eine Conjectur gelegentlich gemacht war, wie von Reiske oder Schäfer zum Demosthenes. Es ist daher kein Wunder, wenn sich hier eine bedeutende Nachlese machen läfst. Der Ref. hat sich bei dem Durchlesen des Buches durch die Gelegenheit verführen lassen, eine solche Nachlese zu versuchen. Es hiefse aber die Geduld der Leser dieser Recension mifsbrauchen, wenn er dieselben hier ganz mittheilen wollte. Er behält sich daher vor, blofse Conjecturen in einer andern Zeitschrift bekannt zu machen, und beschränkt sich darauf, die Abweichungen von Aldus, die sich wegen Mangels einer Bemerkung in den Noten als Druckfehler ergeben, und was sich durch diplomatische Kritik ermitteln läfst, hier beizusetzen. Es ist also herzustellen ἀλλήλοις für μᾶλλον p. 467, 15. nach Vol. VII. p. 71, 18; ὦ ἄνδρες für ὦ δικασταὶ p. 468, 9. nach Vol. V. p. 368, 18. Vol. VII. p. 71, 24. vgl. Vol. IX. p. 477. n. 20; Ἄλλο. Θεμιστοκλῆς für ἀλλ' ὁ Θεμιστ. p. 468, 15. mit veränderter Wortabtheilung; gleich darauf ἐκλιπεῖν für ἐκλείπειν nach Vol. IV. p. 368, 4. VII. p. 72, 4; ferner ἑταίρους statt ἐπαίνους p. 471, 2. nach Vol. VII. p. 73, 15; τοιοῦτο γένος προβλημάτων p. 473, 13. für τοιοῦτό γε προβλημάτων, wie p. 475, 19. 485, 16; τῷ ὑπὲρ μεγάλων ohne die Präposition ἐν p. 474, 20. nach den Handschriften; πολλάκις τις χρώμενος statt πολ-

Digitized by Google

λαχῶς p. 475, 21. nach p. 498, 11; πέντε ἐπανατείνεται statt πέντα ἐπανατείνει p. 476, 3. nach Vol. IV. p. 475. not. 11. und andern Stellen; κατασκαπτομέναις statt ἀποσκαπτομέναις p. 497, 18. nach Vol. VII. p. 510, 21; καὶ οὕτως ;, εἴη μὲν ἄν τι καὶ τοῦτο etc. statt καὶ οὕτως εἴη μὲν ἀντὶ „καὶ τοῦτο etc. p. 483, 2. nach veränderter Wortabtheilung; περὶ μεγάλων statt περὶ μέγα p. 483, 10. nach der ὑπόθεσις zu Isocrates über den Frieden, wo die ganze Stelle sich findet; καὶ ταῦτα statt καὶ ταὐτὰ p. 483, 18 mit Aldus; τὸ ζήτημα ἐκεῖνο · ἐκ τοῦ αὐτοῦ γένους πολλοὶ etc. statt τὸ ζήτημα ἐκεῖνο ἐκ τοῦ αὐτοῦ γένους, πολλοὶ nach Hermogenes p. 75, 14; ἐκεῖνο πέπομφε Φίλιππος statt ἐκεῖνο, ὃ πεποίηκε Φίλ. p. 491, 5. nach l. II. und p. 485, 14; εὐεργέτην εἶναι αὐτῶν statt αὐτὸν p. 491, 19. nach der ὑπόθεσις zu Demosthenes gegen Aristocr. p. 620; ἐπ' αὐτὸ für ἐπ' αὐτὸν p. 494, 3. mit Aldus; προσπεριγενέσθαι für πρὸς τὸ περιγενέσθαι p. 495, 23. nach Demosth. gegen Leptines p. 567; ὑπεύθυνον für ἐπεύθυνον p. 497, 16. mit Aldus; ὄφειλέ γε statt ὄφειλέν γε p. 497, 27. nach p. 501, 28; μετὰ τὰ Μηδικὰ statt μετὰ Μηδικὰ p. 498, 19 mit Aldus; κατασκευὴ für παρασκευὴ p. 504, 2. mit Aldus; ἡμῖν für ὑμῖν p. 506, 9. mit Aldus; τὴν αὐτὴν ἀντίθεσιν statt τὴν ἀντίθεσιν p. 507, 2. mit Aldus; λόγου χάριν · ἐφόνευσας · ἐφόνευσα μὲν etc. statt λόγου χάριν, ἐφόνευσα μὲν p. 508, 20. mit Aldus; πεποίηνται statt πεποίηται p. 509, 23. nach Demosth. gegen Androtion p. 599; ἀφ'ἑνὸς τῶν τελικῶν κεφαλαίων statt ἀφ' ἑνὸς τῶν τελικῶν ohne κεφαλαίων p. 510, 20. mit Aldus; ἀπίστως statt ἀπίστους p. 511, 11. nach Demosth. gegen Leptines p. 463; ὁ νόμος οὐ statt ὁ νόμος σοι οὐ p. 511, 25. mit den Handsch.; καθ' ὑπόθεσιν statt καθ' ὑπέρθεσιν p. 512, 17. und p. 513, 8. und 525, 2. vergl. Quintil. 5, 10, 95; περιέστη statt περίεστι p. 513, 5. nach Demosthenes über die Krone p. 293; ἐπὶ τὰ ἐν ἡμῖν πάθη p. 514, 14. und ἐπὶ πὰ ἐκτὸς p. 514, 16. statt περὶ τὰ etc. mit Aldus; εἶτα τούτδε statt εἶτα τόνδε p. 515, 23. mit der Pariser Handschrift; ἐπιπλέκεται statt ἐμπλέκεται p. 520, 4. mit den Handschriften; φήσει τοίνυν τοῦτον τὸν τρόπον statt φήσει τοίνυν τὸν τρόπον p. 520, 21. mit Demosthenes; Μαντίθεος ὁ Μαντίου Θορίκιος statt Μαντίθεος, οὐ Μαντιθέου Θορίκιος p. 525, 4. mit Demosthenes; τὸ μὴ θαῤῥεῖν statt τοῦ μὴ θαῤῥεῖν p. 525, 7. mit Aldus; εὖ πεποιήκατε, δι' αὐτὸν οὕτως statt εὖ πεποιήκατε δι' αὐτὸν, οὕτως p. 525, 21. nach Demosthenes; πᾶσιν ὑπὲρ ὑμῶν ἀπεχθάνεσθαι τοῖς φαύλοις, ὑμᾶς δὲ μηδ' ὑπέρ ὑμῶν αὐ-

Digitized by Google

τῶν statt πᾶσιν ὑπὲρ ὑμῶν αὐτῶν p. 526, 12. mit Demosthenes; εὑρήσετε γὰρ τοῦτο τὸ ἰσχυρὸν statt εὑρήσεται γὰρ τοῦτο ἰσχυρὸν p. 528, 7. mit Demosthenes; χρῷο, προύστησας τὸ πρόσωπον statt χρῷτο ὁ προυστήσας, τὸ πρόωπον p. 529, 3. nach den Handschriften mit veränderter Wortabtheilung, und gleich darauf Δημοσθένης für δῆμος, wie öfter; ἢ ὅτι ἄλλοις, ἢ ὅτι ἡμῖν οὐκ ἔθος statt ἢ ὅτι ἡμῖν οὐκ ἔθος p. 529, 15 mit Aldus; κεφαλαίων ἀνάμνησιν statt κεφαλαίῳ ἀνάμνησιν p. 533, 15. mit Gregorius Corinth. Vol. VII. p. 1225, 24; τοὺς τρόπους statt τοὺς τόπους p. 533, 17. mit Gregor. Corinth.; ἐπέδειξα statt ἀπέδειξα p. 533, 18. mit demselben (vgl. Aeschin. in Cts. §. 203. Isaeus de Menecl. her. §. 45. de Arist. her. §. 14.); τῶν στρατιωτῶν ἠγήσατο, τῆς νίκης statt τῶν στρατιωτῶν ἡγήσατο τῆς νίκης ohne Comma p. 544, 9. mit demselben; πᾶσιν ὑμῖν für πᾶσιν ἡμῖν p. 545, 9. mit Aldus; τῆς ἀδείας statt τῆς ἀδικίας p. 546, 10. mit Gregorius; προπαρασκευάσομεν statt προπαρασκευάζομεν p. 550, 2. mit der Venetianischen Handschrift; παράδειγμα τὸ τῶν Ἀθηναίων statt τὸ παράδειγμα τῶν Ἀθηναίων p. 550, 27. mit den Handschriften; χρημάτων statt χρήματος p. 583, 11. mit Aldus; χιτῶνος statt χιτῶνα p. 584, 5. mit Homer; κοτύλην statt κοτύλειν p. 584, 6. mit Homer; οὗτος ἑαυτοῦ statt αὐτὸς ἑαυτοῦ p. 587, 19. mit den Handschriften, wonach die Interpunction l. 17. zu berichtigen; ἰὼ Κιθαιρών statt τῷ Κιθαιρῶνι p. 588, 6. mit Sophocles, wonach diese Worte echt sind; ἐμοὶ statt ἐμοῦ p. 589, 10. mit Sophocles; ἐφ' ἡμῶν statt ἐφ' ὑμῶν p. 595, 6. aus Demosthenes de falsa legat. p. 361, woraus die Worte genommen sind.

Wir kommen nun noch zu demjenigen Stücke, welches Ruhnken dem Longinus beigelegt hat. Es führt bei den Scholiasten des Hermogenes den Titel τέχνη ῥητορική. Damit stimmt auch der Inhalt überein. Er zerfällt nämlich in die fünf sogenannten Theile der Rhetorik: 1) εὕρεσις, nach Ruhnken von p. 553, 23—556, 6; 2) οἰκονομία, von p. 556, 6—557, 28; 3) λέξις, von p. 557, 28—567, 10; 4) ὑπόκρισις, von p. 567, 10 — 569, 28; 5) μνήμη (hier nach der ὑπόκρισις, wie bei Cicero de partit. c. 7, 26), von p. 570, 1—578, 9. Aus dieser Übersicht des Inhalts erhellt, dafs die Schrift nach hinten einer Erweiterung weder bedarf noch fähig ist; auch sind die nachstehenden Stücke so beschaffen, dafs sie unmöglich als Fortsetzung des vorangegangenen Aufsatzes angesehen werden können. Longinus stellt blofs Regeln auf, und

Digitized by Google

bezweckt nach seinem eigenen Geständnisse p. 564, 5. 565, 2 ff. 569, 23 ff. lediglich eine summarische Zusammenstellung der Rhetorik, womit auch die Frage, ob unsere Schrift nicht ein blofser Auszug aus der τέχνη des Longinus sey, beantwortet ist; jene dagegen enthalten sehr specielle Anweisungen über einzelne mögliche Fälle mit Beispielen. Die Frage ist, ob die Schrift des Longinus nicht nach vorn einer Erweiterung bedarf. Die Antwort kann schon darum nur bejahend ausfallen, weil der Anfang derselben, wie ihn Ruhnken festgestellt hat, schon auf Vorangegangenes hinweifst (ἑτέρα διαίρεσις u. s. w. und καὶ γὰρ ἀπὸ τούτων μέθοδος εὑρέσεως γίνεται). Das Vorangegangene enthält auch wirklich eine solche διαίρεσις, wie sie hier vorausgesetzt wird, und es ist daher der Anfang der Schrift des Longinus in der *epistola critica* an den Herausgeber auf S. 552, 10. festgesetzt worden, wo die Handschriften eine Lücke ankündigen. Es wäre übrigens leicht möglich, dafs auch noch das Vorangehende von S. 552, 2. dazu gehörte. Die Schrift bleibt indessen auch so ohne Anfang; denn was von der εὕρεσις noch vorhanden ist, enthält blofs die Vorschriften für die πίστεις und den ἐπίλογος; es fehlen also noch die für das προοίμιον und die διήγησις, und vielleicht noch Mehreres, was theils bei der εὕρεσις, theils beim Anfange eines rhetorischen Compendiums zur Sprache kommt. Der Text ist durch Aufnahme einer Glosse entstellt p. 559, 7. wo mit Auslassung der übrigen Worte zu lesen ist: μὴ παρὰ φαῦλον ἡγησαμένῳ μηδὲ ἐν εὐτελεῖ τὸ τοιοῦτον. Auch p. 554, 24. sind die Worte καὶ ὀργάνων zu tilgen. Sie sind blofs eine varia lectio zu dem vorhergehenden ἐν ὀργάνῳ μόρια, wofür ἐν ὀργάνων μοίρᾳ zu lesen ist. Ein Druckfehler ist περικαλῶς statt περικαλλῶς p. p. 558, 9. Einen Anfang zu der Rhetorik des Apsines bildet sein Aufsatz περὶ τῶν ἐσχηματισμένων προβλημάτων p. 534—542. Voran steht ein Stück aus dem vierten Buche des Hermogenes *de inventione* über denselben Gegenstand p. 534, 4. bis p. 535, 4. zum abermaligen Beweise, wie in die Schrift des Apsines fremdes Eigenthum ohne weitere Bezeichnung eingeschwärzt worden ist. Der Text ist so verderbt, als in der Rhetorik selbst.

(Der Beschluss folgt)

Digitized by Google

N°. 69. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Rhetores Graeci ed. Walz.

(Beschluſs.)

Aus Aldus ist herzustellen Λακεδαιμονίοις statt Λακεδαιμονίους p. 538, 22; τὰ δόξαντα ἢ νόμον statt τὰ δόξαντα. ἢ νόμου p. 540, 1; πόσου ἄξιος statt πόσον ἄξιος p. 540, 14. Anderes muſs durch Conjectur hergestellt werden, wie ἐσχηματισμένως statt ἐσχηματισμένων p. 535, 4; κατηγορῶν statt παρηγορεῖν p. 535, 17; διδόντος statt διδόντας p. 536, 10; σκληρῶν statt ἐκκλήρων p. 542, 9; καθόλου statt καθεῖλον p. 542, 12; κακοηθιζοίμεθα statt κακοηθίᾳ ζοίμεθα p. 542, 16. An einigen Stellen ist durch Miſsverständniſs einer Abbreviatur γε statt γὰρ in den Text gekommen, z. B. p. 536, 7. und in der Rhetorik des Apsines p. 521, 12.

7) Μινουκιανοῦ περὶ ἐπιχειρημάτων p. 601 bis 613. Nach der Überschrift legen Andere den Aufsatz dem Nicagoras bei. Er wurde nach Aldus von Norrmann in Gesellschaft des Alexander und Phaebammon herausgegeben. Der Herausgeber hat die Vorrede und die Noten von Norrmann abdrucken lassen, und aus zwei Handschriften den Text vielfach berichtigt.

Es folgt ein Index rerum et auctorum p. 614—658. Wir vermissen darin nicht nur manche Nomina propria von Ländern, Städten und historischen Personen, sondern selbst von Schriftstellern, wie David Vol. II. p. 154; Philemon Vol. IX, 86. Praxiphanes Vol. VII. p. 1213. IX, 31; Telephus von Pergamus περὶ τῆς καθ' Ὁμηρον ῥητορικῆς Vol. VII, 5; Zopyrus von Clazomenae Vol. IV. 199. not. VII. 6. Irriger Weise kam Georgites hinein, was schwerlich ein nomen proprium seyn soll. Der Rhetor Basilicus kommt unter drei Namen vor Basilicus, Basiliscus und Basilius. Auch aus den aufgeführten Schriftstellern sind noch Citate nachzutragen, wie bei Lysias, dessen Olympische Rede erwähnt ist Vol. III. p. 395; bei Hyperides, dessen κατηγορία Δημάδου auch Vol. IX. p. 547. erwähnt ist. Einmal ist auch der Komiker Menander mit dem Rhetor verwechselt bei Gelegenheit der schon von Hermogenes Vol. III. p. 177. erwähnten Erzählung desselben, die Vol. VII, 850. τὸ παρὰ Μενάνδρῳ διήγημα heiſst. Zu den beiden dem Rhetor Menander beigelegten Schriften hat der

Digitized by Google

Referent den Index für den Herausgeber so vollständig ausgearbeitet, als es die ihm dazu gestattete Zeit erlaubte. Ein Fehler, der sich in diesen Theil eingeschlichen hat, ist Tiberis fluvius statt Thymbris fluvius. Der Index verborum von p. 659 bis 717. ist vielleicht zu den Paradigmatographen des ersten Bandes nur zu genau; weniger ist er es zu den späteren Bänden, und mehrere rhetorische termini oder andere Ausdrücke, wovon sich Definitionen in den Rhetoren finden, sucht man vergebens; eben so mehrere ἅπαξ λεγόμενα oder zweifelhafte Ausdrücke, wie διαπόρισμα Vol. VI, 44; τὸ διάχωρον Vol. II, 654; δικαστικὰ σχήματα Vol. IX, 596; ἐξαναλίγειν Vol. VIII. p. 445.

In der epistola critica des Referenten sind p. 752. auf der letzten Linie von unten nach τὰ μέρη αὐτῶν die Worte ausgefallen: Legendum cum Heerenio: καὶ αὐτὰς καὶ τὰ μέρη αὐτῶν. Was p. 773. über die Worte des Apsines p. 544, 21. τῶν δὲ εἰρημένων u. s. w. bemerkt ist, erhält zwar dadurch noch eine Art von Bestätigung, dafs auch Gregorius von Corinth das in Rede stehende Stück übergangen hat. Es möchte jedoch auf diesen Umstand so wenig ein Gewicht zu legen seyn, als auf die Übergehung desselben in der Aufzählung bei Apsines, indem Apsines auch sonst in den Aufzählungen Punkte übergeht, welche in der Ausführung besprochen werden. Auch bei Longinus p. 567, 14. (ep. crit. p. 774) dürfte es nicht nöthig seyn, σχήματος für σώματος zu setzen, und p. 563, 10. ist wohl δεώμενος beizubehalten, wenn statt des vorangehenden ἀσκεῖν der Imperativ ἄσκει gesetzt wird.

Reutlingen. *Finckh.*

Geschichte der hellenischen Dichtkunst von Dr. Georg Heinrich Bode, Assessor der philosophischen Facultät zu Göttingen. Erster Band. Leipzig bei Karl Franz Köhler, 1838, *XII. und* 524 *S. in gr.* 8 *(Auch mit dem besondern Titel: Geschichte der epischen Dichtkunst der Hellenen bis auf Alexander den Grofsen). Zweiter Band, in* 2 *Theilen unter folgenden besondern Titeln: Geschichte der lyrischen Dichtkunst der Hellenen bis auf Alexander den Grofsen. Erster Theil. Jonische Lyrik, nebst Abhandlungen über die ältesten Kultus- und Volkslieder und über die Tonkunst der Hellenen. VIII. und* 395 *S. Zweiter Theil. Dorische und äolische Lyrik. XVI. und* 481 *S. in gr.* 8. *Leipzig bei Köhler* 1838.

Es sind in der neuesten Zeit verschiedene Theile des grofsen Gebietes der griechischen Literaturgeschichte in mehr

oder minder befriedigender Weise behandelt worden; wir haben dieser Versuche auch grofsentheils in diesen Blättern gedacht, und finden schon darin hinreichenden Grund, auch des vorliegenden Werkes zu gedenken, das sich die Aufgabe gestellt hat, eine allseitige, dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechende, aus dem sorgfältigsten Quellenstudium hervorgegangene Geschichte der griechischen Poesie zu liefern. Und wenn wir versichern, dafs diese schwierige Aufgabe hier in einer Weise gelöst sey, welche, zumal bei dem grofsen Umfang des Ganzen, und der ungemeinen Sorgfalt, womit Alles bis in seine einzelsten Theile verfolgt und behandelt ist, diesem Werke den Beifall des Kenners und den Dank der Freunde griechischer Literatur vor andern ähnlichen Erscheinungen unserer Zeit, zuwenden mufs, so wird man von uns nicht verlangen, dafs wir in einer auf den beschränkten Raum weniger Seiten gewiesenen Anzeige, die einzelnen Theile dieses in Anlage und Plan wie in der Ausführung so umfassenden Werkes einer ausführlichen Kritik unterwerfen, die dann leicht selbst zu einem Buche anschwellen würde. Wir müssen uns vielmehr hier darauf beschränken, in einigen allgemeinen Umrissen, Charakter und Inhalt des Werkes anzuzeigen, den Gang, den die Untersuchung nimmt, nachzuweisen, und so das Weitere dem Studium der Leser zu überlassen, die, wenn sie einmal mit dem Gange des Werkes, seinem Inhalt und seiner Tendenz im Allgemeinen bekannt sind, gern dem Verf. in alle Einzelheiten folgen werden, zumal da auch Dessen Sprache und Darstellungsweise sie davon nicht abschrecken wird, wie diefsbei manchen andern Schriften der Art der Fall ist, die, auch abgesehen von der unendlichen Breite und Weitschweifigkeit, womit Alles behandelt ist, uns noch mehr durch die Form aneckeln. Der Verf. legt uns die Resultate seiner Quellenforschung nicht in dem Gewande einer neumodischen Philosophie, mit all dem hochklingenden und doch hohlen, vornehm-unverständlichen Phrasenschwall vor, sondern in einer verständlichen und klaren Weise, die uns auch bei den vielen hier nothwendigen Nebenuntersuchungen nie die Hauptpunkte aus den Augen verlieren läfst.

Übrigens hat sich der Verf. nicht darauf beschränkt, eine blofs übersichtliche Darstellung der hellenischen Poesie nach ihrem Gesammtumfang zu liefern, sondern er hat sich die

Aufgabe allgemeiner gestellt, und es selbst nicht verschmäht, auch Alles das in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen, was wir von den Ansichten und Begriffen wissen, welche in der griechischen Welt über Poesie und deren Behandlung verbreitet waren und in den Schulen der Philosophen, verschieden gestaltet, hier ihren gröfseren oder geringeren Einfluſs auf die Richtung der Poesie und den herrschenden Geschmack äufserten. So finden wir hier allerdings weit mehr als der Titel erwarten läfst, und es mag diefs auch den gröfseren Umfang des Werkes erklären, in welches eine Masse von einzelnen Nachrichten zusammengedrängt ist, während unter dem Text in Noten die erforderlichen Belege und Nachweisungen aus den Quellen gegeben sind, welche von der seltenen Belesenheit des Verf. wie von der Sorgfalt seines Quellstudiums das beste Zeugniſs ablegen.

Nachdem der Verf. in möglichster Kürze Umfang und Gränzen seiner Darstellung bezeichnet, und die Weise der Behandlung angegeben, folgt in der Einleitung zuerst eine genaue und vollständige Zusammenstellung Alles dessen, was von den literar-historischen Bestrebungen der Griechen und von den Werken, in welchen die spätere, zunächst die alexandrinische und römische Zeit die literarischen und poetischen Erscheinungen der früheren classischen Zeit zu verzeichnen bemüht war, zu unserer Kunde gekommen ist; wobei wir nur den grofsen Verlust beklagen können, der uns so manche Werke des Alterthums über die jetzt dunkelsten Partien der Literaturgeschichte entzogen hat. An diese Übersicht schliessen sich Bemerkungen über den Begriff der Kunst im Allgemeinen, so wie der Dichtkunst im Besondern, und darauf folgen die vorhin erwähnten ausführlichen Darstellungen, in welchen die Ansichten der gröfsten hellenischen Denker, zunächst der Philosophen über Begriff, Bedeutung, Umfang und Theile der Kunst, zunächst der poetischen, näher besprochen werden. Dafs hier Plato und Aristoteles sammt seinen Schülern, den Peripatetikern, eben so wie die Stoiker, Epicureer und die späteren Anhänger platonischer Philosophie besonders berücksichtigt sind, wird kaum einer besonderen Erwähnung bedürfen.

Dem Plane des Verf. gemäfs, bildet, wie auch aus den oben vorangestellten Titeln der einzelnen Bände schon ersichtlich seyn dürfte, die Geschichte der epischen Dicht-

Digitized by Google

kunst und zwar bis auf die Periode Alexanders den ersten Band des Ganzen; die beiden folgenden beschäftigen sich mit der Lyrik; wobei wir nur den Wunsch aussprechen möchten, in dem weiteren Fortschritt des Werkes auch die spätere Poesie der alexandrinischen und römischen Zeit mit eingeschlossen zu sehen. Die Geschichte der epischen Poesie selbst ist eingeleitet durch einen Abschnitt, der die Zeit, welche der in Homer hervortretenden Vollendung des epischen Gesangs vorhergeht, behandelt und die Aufschrift: Orphische Vorzeit schon aus dem Grunde nicht mit Unrecht führt, da eben das, was uns von Poesie in dieser früheren, dunklen Periode entgegentritt, mehr oder minder an den Namen des Orpheus geknüpft ist und mit dem ältesten Cultus der Griechen in einer mehr oder minder innigen Verbindung steht. Man konnte von dem Verf., der schon früher diesen Gegenstand in einer gelehrten Monographie (Orpheus, Poetarum Graecorum antiquissimus Lips. 1824. 4.) behandelt hatte, wohl erwarten, dafs er demselben hier keine geringere Aufmerksamkeit schenken werde. Und es hat der Verf. auch in der That Alles dahin Einschlägige in diesem ersten Abschnitt in einer vielleicht Manchen noch zu umfassend und ausführlich scheinenden Weise behandelt, indem er hier selbst in eine Untersuchung über die Stämme und Völker, bei welchem Spuren einer solchen vorhomerischen Poesie vorkommen, eingeht, und somit die Frage nach der Abstammung und den Wohnsitzen der Pelasger, Thraker u. s. w. bespricht, wobei denn auch alle die Orte und Gegenden, welche in Bezug auf Cultus und Heiligthümer und Poesie stehen, genannt werden; wie z. B. Thessalien oder das vielfach vorkommende Nysa, um nur dieſs anzuführen. Dafs es schwer ist, auf diesem dunkeln Felde zu sichern und unzweifelhaften Resultaten zu gelangen, weifs Jeder; aber eben der Umstand, dafs die erstaunliche Vollendung des homerischen Epos auf eine vorausgehende, diese hohe Vollendung vorbereitende Periode uns nothwendig zurückführt, reizt hinwiederum den Geist der Forschung, dieses Dunkel zu ergründen, aus welchem jenes Licht hervorgegangen ist. Denn wenn der Verf. eben darum die Entstehung der homerischen Gedichte an den Schluſs dieser mythischen Zeit und zugleich an die Gränze setzt, wo das historische Leben der Hellenen anfängt, so wird man ihm nicht leicht Unrecht geben können. Was er weiter hinzu-

Digitized by Google

fügt, wird wohl auch hier eine Stelle finden dürfen: „Die Mythen, welche Homeros erzählt, sind aber nicht seine eigene Erfindung, sondern wurzeln vielmehr auf historischem Boden, den die mündliche Überlieferung, wodurch sie auf die Nachwelt kamen, dem Auge keineswegs entrückt hat. Nun setzt überhaupt die Bildung von Mythen, wodurch wirkliche Begebenheiten in veredelter Gestalt auf eine höhere Stufe ethischer Würde gestellt erscheinen, das wirksame Daseyn einer grofsen poetischen Kraft im Volke voraus, welche nicht mehr auf der untersten Stufe subjectiver Beschränktheit steht, sondern sich bereits zu einer allgemeineren objectiven Erkenntnifs in bestimmten räumlichen Verhältnissen erhoben hat u. s. w.“ Und diese Zeit der Entwicklung und Bildung ist eben die mit dem allgemeinen Namen des Orpheus bezeichnete, mythische Vorzeit, deren Erforschung um so gröfseren Reiz darbietet, als von der Poesie jener Zeit nur einige dunkle Spuren sich auffinden lassen, und diese wiederum, wie Alles aus dieser Periode, einen rein mythischen Charakter haben, die Aufgabe der Forschung demnach dahin gerichtet seyn mufs, den Sinn dieser Mythen in ihrer Entstehung und Fortbildung auszumitteln; so dafs also die Untersuchung über die älteste hellenische Poesie, die mit Orpheus beginnt, von der Frage nach dem Ursprung und der Ausbreitung der hellenischen Götterlehre unzertrennbar ist, und mit der Frage nach dem Culturzustand der ältesten Bevölkerung Griechenlands eben so sehr zusammenhängt. Die Verbindung orphischer Lehre mit Pythagoras und seiner Schule wird darum hier gleichfalls zur Sprache gebracht. Alle diese Punkte, namentlich eine specielle Untersuchung aller der Mythen, die auf die angebliche Poesie des Orpheus sich beziehen, erklären den Umfang dieses Abschnitts, der über hundert Seiten (von S. 87—191) füllt.

Dafs hier freilich Manches blos problematisch, dafs Manches blofs auf combinatorischem Wege errungen ist, wird den Kenner nicht befremden, der dem Verf. gewifs zu danken alle Ursache hat, auch wenn er in einzelnen Fällen nicht völlig mit den Ansichten desselben oder mit den Folgerungen, die er aus seinen Quellen ableitet, einverstanden seyn sollte. In den Hauptpunkten dürfte indefs die Entscheidung schwerlich anders ausfallen.

Der zweite Abschnitt, nicht minder reichhaltig wie der

genannte, sucht nun näher den Ursprung des epischen Gesanges im heroischen Zeitalter nachzuweisen S. 191 ff. Auch hier können wir nur einige Andeutungen des Inhalts geben und auf einige Hauptsätze aufmerksam machen, wie z. B. „in den mythischen Vorübungen der Poesie, worin sich höchst wahrscheinlich das lyrische Element von dem epischen noch nicht streng geschieden hatte, herrschte der Ausdruck des unmittelbaren Gefühls und die individuelle Anschauungsweise des durch den Cultus gegebenen Stoffes vor; und diese Richtung der dichterischen Thätigkeit hat gewifs sehr viel zur nächstfolgenden anthropomorphistischen Gestaltung des hellenischen Göttersystems beigetragen." — „Die ersten Keime des Epos ruhen also ohne Zweifel in den Mythen von den Göttern, deren Geburt, Leben und Thaten man schon längst in Gesängen verherrlicht hatte, als die Poesie sich an die durch körperliche und geistige Kraft hervorragenden Lenker und Ordner der Volksmasse anzuschliefsen begann, und durch die Verbindung der Heroensage mit den Göttermythen jenes herrliche Gebäude der epischen Kunst aufführte, welches wir noch in den homerischen Gesängen bewundern. Hier waren es nun besonders die achäischen Völkerschaften, in deren Mitte diese Blüthe der geistigen Bildung sich zuerst entfaltet hat. Unsere Kenntnifs dieses achäischen Heroenthums geht zwar nicht über die homerischen Gesänge hinaus, und mufs deshalb immer sehr beschränkt erscheinen, wenn wir bedenken, dafs sie nur einen geringen, obgleich den glänzendsten, Theil desselben umfafst. Aber die objective Treue, mit welcher das ganze Gemälde entworfen ist, und die innere Harmonie, die uns in demselben anspricht, bürgen für den historischen Werth dieses unschätzbaren Denkmals des jonischen Geistes. Daher trugen die Hellenen auch kein Bedenken, dasselbe als glaubwürdige Darstellung des wirklichen Bestandes der Heroenwelt zu betrachten" (S. 194). — Oder §. 26: „Die Elemente, aus denen sich die hellenische Poesie in den ersten Jahrhunderten nach der grofsen Völkerwanderung, d. h. im zweiten oder dritten Jahrhunderte nach Ilion's Zerstörung, entwickeln und nach der Verschiedenheit der Stämme zu charakteristisch getrennten Stilen ausbilden konnte, sind also keineswegs unbedeutend. An die Stelle des Heroenthums und seiner physischen Ueberlegenheit war allmählich die ungleich reichere Fülle eines kräftigen Volkslebens ge-

Digitized by Google

treten, welches sich selbsständig in individuellen Formen bewegte und in den mannigfaltigsten Kreisen abschlofs. Mit der politischen Verschiedenheit der einzelnen Stämme war auch ein gröfserer Reichthum von sittlichen Ideen in Umlauf gekommen, und beides bildete durch seine Ausdehnung über die Mutterstaaten und deren zahlreiche Kolonien die kräftigste Triebfeder zur Entfaltung der hellenischen Welt, wo die Dichtungsweisen zunächst einen objectiven Grund in der mythischen Verherrlichung des Stammkultus fanden, und aus diesem sich allmählich zur Selbstständigkeit ausbildeten, ohne je in dessen Dienstbarkeit zu treten.“ Auch der nächste Abschnitt: Volksthümlichkeit der Jonier im Allgemeinen S. 230 ff. behandelt einige allgemeinere, aber bei der nun erfolgenden Ausbildung des Epos noch wohl zu berücksichtigende Gegenstände, bis wir denn mit dem vierten S. 245 ff. zu dem homerischen Zeitalter gelangen, an welches sich dann im fünften S. 360 ff. die Untersuchungen über den epischen Cyclus; im sechsten S. 414 ff. Hesiod und sein Zeitalter, und im siebenten S. 459 ff. die religiösen philosophischen Lehrgedichte anreihen. In einem achten Abschnitt S. 499 wird weiter von einigen andern epischen Gedichten des Pisander, Panyasis, Chörilus, Antimachus und Chäremon Nachricht gegeben.

Es würde dem Ref. nicht wohl möglich seyn, ohne die Gränzen des ihm hier vergönnten Raumes weit zu überschreiten, dem Verf. in das Einzelne dieser umfassenden Untersuchungen zu folgen; er mufs diefs dem Studium der Leser überlassen, die hier die Gegenstände, welche, namentlich in Bezug auf Homer und seine Gedichte, nun seit einem halben Jahrhundert mit so vieler Theilnahme behandelt worden sind, in einer lichtvollen Weise besprochen finden und bald das Bestreben erkennen, in dem Gewirre widersprechender Ansichten, auf streng historisch-philologischem Wege zu einem, so weit als möglich, bestimmten Endresultat zu gelangen. Indem der Verf. zwar stets streng an die Quellen sich hält, diese überall nachweist, und es so Jedem möglich macht, selbst der Untersuchung zu folgen, ist anderseits auch Nichts von dem übergangen oder unberücksichtigt gelassen, was die neuere Literatur aufzuweisen hat. Dafs unser Verfasser nicht zu Denjenigen gehört, welche die Homerischen Gedichte mit einem Mal, wie durch einen Zauberschlag entstehen lassen

und dadurch sich in einen nur ihnen selbst unbekannten Widerspruch mit allen Forderungen einer natürlichen und gesetzmäfsigen Entwickelung setzen, haben wir schon oben erwähnt; er findet vielmehr bei seiner Annahme eines naturgemäfsen, d. h. allmähligen Fortschreitens die erste Anlage zu den so vollendeten Homerischen Gedichten in den frühe untergegangenen, frühe verschollenen Heldenliedern der Äolier, welche ohne Zweifel (?) „in kleineren, einzel stehenden Liedern die Hauptbegebenheiten des Trojanischen Krieges zuerst darstellten und der epischen Kunst auf ihrer ersten Stufe gewifs schon ein bedeutsames Gepräge verliehen." (S. 248 f.) Darauf geht der Verf. auf die Person des Homers, sein Vaterland, seinen Namen und dessen Bedeutung u. s. w. über.

Wenn nämlich die früheren Dichter (Äolischen Stamms) nur einzelne Sagen episch behandelt, ihre Dichtungen mithin von keinem bedeutenden Umfang waren, so findet der Verf. dagegen das Charakteristische der homerischen Composition gerade in der Vereinigung einer grofsen Sagenmasse zu einer dichterischen Einheit; er ist auch der Überzeugung, dafs eine solche Idee, zu deren Ausführung der nahe liegende troische Mythenkreis den reichsten Stoff dargeboten, nur von Einem grofsen Dichter habe ausgehen können, der aber durch seine grofse geistige Überlegenheit die gewaltige Sagenmasse überschaut und beherrscht, der daher auch durch seine grofsartigen Kunstschöpfungen einen entschiedenen Einfluss auf die ganze Poesie der nachfolgenden Zeit ausgeübt, welche dann diese grofse Erscheinung durch einen bezeichnenden Beinamen verewigte, um so den Urheber zur Kollectivperson oder zum Genius des Heldengesangs zu erheben. Und dieser bezeichnende Beiname, fährt der Vf. S. 258 fort (nachdem er vorher aufmerksam gemacht, wie der vielleicht nichtssagende Eigennamen des Dichters bald verschwunden), ist wirklich Ὅμηρος, der harmonische Zusammenfüger, nicht der Worte zur poetischen Rede (womit jeder Dichter gemeint seyn könnte), sondern einer Reihe von Sagen zu einer dichterischen Einheit." Wir überlassen unsern Lesern, in wiefern sie dieser Erklärung des Namens, oder einer andern, von den vielen, die man versucht hat, beipflichten wollen oder nicht; jedenfalls, und das erscheint uns als das wichtigste, ist hier die Person des Dichters, man mag den Na-

Digitized by Google

men deuten, wie man will, über den Bereich des Zweifels erhoben, und der Dichter der Ilias und Odyssee in seiner vollen Persönlichkeit, wie sie auch das gesammte Alterthum anerkannt hat, festgestellt; und es werden demnach die genannten Gedichte nicht für das Werk eines Zeitalters und einer Periode zu betrachten seyn, sondern als das Werk eines Individuums, dessen bezeichnender Namen allerdings später zu einem Collectiv- und Kunst-Namen geworden seyn mag, der uns in den Homeriden auch noch für die folgende Zeit erkennbar ist, gerade wie man von Eumolpiden, Asclepiaden, Dädaliden und Andern sprach. Und dieses wichtige Resultat suchen auch die nachfolgenden Untersuchungen, auf die wir hier nur im Allgemeinen unsere Leser verweisen können, zu bekräftigen: die Erörterungen über Homeriden und Rhapsoden, über die dem Homer verschiedentlich, aber mit Unrecht beigelegten Dichtungen; insbesondere die genauere Darstellung der Ilias wie der Odyssee, nach Plan und Anlage wie Ausführung; wobei insbesondere der innere Zusammenhang und die Einheit der beiden Gedichte nachgewiesen wird; jedoch ohne damit einzelne Einschiebsel von Versen und selbst von längeren Stellen, wie dies eine fast nothwendige Folge des grofsen Ansehens und der immer allgemeiner werdenden Verbreitung dieser Gedichte, so wie selbst ihres Vortrags war, in Abrede zu stellen.

Nachdem in derselben Weise auch die Verschiedenheit der Odyssee von der Ilias besprochen, folgen noch einige höchst wichtige Erörterungen über die Fortpflanzung und den Vortrag der Homerischen Dichtungen; wobei denn auch die so viel besprochenen Punkte, ob die Homerischen Gedichte ursprünglich schon schriftlich aufgezeichnet worden und auf diesem Wege oder durch mündliche Tradition den nachfolgenden Zeitaltern bis auf Pisistratus hin überliefert worden, ihre Erledigung finden und das Wesen der Griechischen Rhapsodik näher bestimmt wird. Unser Verf. ist allerdings geneigt zu glauben, dafs die ganze Anlange, die metrische und sprachliche Gestalt der epischen Poesie bei den Hellenen von Anfang an auf mündliche Überlieferung berechnet gewesen, und dafs diese zu allen Zeiten den rhapsodischen Vortrag dem Lesen vorgezogen; er ist daher auch der entschiedenen Meinung, dafs die Homerischen Gesänge viel später aufgeschrieben als gedichtet worden sind (S. 850), ihre Fort-

Digitized by Google

pflanzung mithin dem mündlichen Vortrag der Rhapsoden anheim fällt, welchen eben deshalb der Verf. hier näher bespricht. Bei der Unmöglichkeit, die gründliche Erörterung ihrem ganzen Umfang nach, hier vorzulegen, wollen wir nur Eine Stelle daraus hier mittheilen, welche zugleich auf die nachgewiesene Einheit der Homerischen Gedichte sich bezieht (S. 357): „— daraus folgt nun, dafs Unabhängigkeit der Rhapsoden von einander und vereinzelte Ausbildung und Abänderung der belebtesten Gesänge der beiden grofsen Epopöen eine nothwendige Annahme ist, die unsere Wünsche und kritischen Aussichten höchstens auf den Besitz eines Alexandrinischen Homer's beschränken mufs. Die rhapsodische Erweiterung und Abänderung einzelner Partieen erstreckte sich aber, wie wir bereits in der Darstellung der Ilias und Odyssee gesehen haben, nur auf episodische Nebenumstände und hat nie der Grundidee des Ganzen Eintrag gethan, wiewohl im Übrigen der Mangel an Kunsturtheil von Seiten der Rhapsoden aus Plato bekannt ist und gewifs Manchem bei der Recitation einzelner Theile die Idee des Ganzen entgehen mochte."

Auf die Homerische Poesie läfst der Verf. die kyklischen Dichtungen folgen, denen er einen eigenen Abschnitt gewidmet hat. Er sucht darin zuerst im Allgemeinen den Begriff des Kyklos, die Entstehung und den Umfang desselben, so weit als möglich festzustellen, und durchgeht dann die einzelnen, dahin fallenden Gedichte, von denen eine, wenn auch freilich meist sehr spärliche und ungenügende Kunde uns zugekommen ist. Dafs der Verf. Jonien, das Vaterland des vollendeten Epos, auch als das Vaterland dieser Dichtungen betrachtet, wird man schon aus dem Grunde nicht leicht bestreiten können, weil eben durch die Homerischen Gedichte der nächste Anstofs und die nächste Veranlassung gegeben war, diesem Epos selbst eine weitere Ausdehnung zu geben, durch die Behandlung ähnlicher und verwandter Stoffe. Aber der Verf. glaubt (S. 362), diese Dichter schon nicht mehr als Volksdichter betrachten zu können, sondern vielmehr als solche, welche, im gelehrten Besitze des mythischen Stoffs sich befindend, (?) die Dichtkunst als Privatsache zur Ausfüllung der eigenen Muse betrieben, weshalb auch ihre Dichtungen von den Rhapsoden nicht in den Kreis ihrer Vorträge aufgenommen worden. Es schlossen

Digitized by Google

sich nach der Ansicht des Verf. diese Dichter den vorhandenen Mustern in der sprachlichen Form und in der Farbe der Darstellung an, wobei sie jede Neuerung vermieden, aber diejenigen Sagen, welche in den homerischen Gedichten nur angedeutet oder kurz berührt waren, nach ihrer chronologischen Folge und Umständlichkeit bis zum Abschlufs der heroischen Zeit hindurch führten, und so im Laufe der Zeit mehr das historische als poetische Bild einer übersichtlichen und fast verstandesmäfsigen Einheit aufstellten. Homeros (so drückt sich der Verf. aus) galt ihnen als Mittelpunkt, um den sie sich, wie die Planeten um ihre Sonne, in engern und weiteren Kreisen dreheten und daher gröfstentheils den zweideutigen Namen der Kyklik er erhielten. Mit Recht bemerkt dann der Verf., dafs sich kaum noch bestimmen lasse, wie grofs die Anzahl dieser Epiker gewesen, da uns die wenigsten bekannt sind, und selbst ihre Gedichte verschiedenen Verfassern beigelegt werden. Wenn er aber dann fortfährt: „Aber der Zusammenhang, in welchem sie bis in die fünfziger Olympiaden sich einander fortsetzten, oder zufällig auf einander folgten, so wie auch der Umfang und das Wesen ihrer Werke beweisen hinlänglich, dafs sie von Anfang an auf Leser rechneten, und einer schreib- und leselustigen Zeit angehörten," so möchte doch hier eine gar zu gewagte Behauptung ausgesprochen seyn, die manches Bedenken erregen könnte. Was über die einzelnen Bestandtheile des Kyklos sich mit einiger Sicherheit ausmitteln läfst, das ist aufs sorgfältigste hier zusammengestellt, in der Art, dafs zuerst die Gedichte, welche den einen Theil des Kyklos, der den troischen Krieg befafste, bilden, besprochen werden, also die kyprischen Gedichte, die Aethiopis des Arctinus, die kleine Ilias des Lesches, die Zerstörung Ilium's u. s. w., dann die aufser dem troischen Sagenkreis liegenden Dichtungen, an welche dann die kleineren homerischen Gedichte, die Hymnen, Epigramme, Margites, Batrachomyomachie (nach S. 411 eine wirkliche Parodie der Ilias, von Pigres zur Zeit der Perserkriege geschrieben) u. s. w. sich anschliefsen. Dafs bei allen diesen Untersuchungen die neueste Literatur, welche bekanntlich diesen Gegenständen eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat, stets berücksichtigt worden ist, brauchen wir unsere Leser nicht noch besonders zu versichern. Dasselbe wird man auch durchweg bei dem nächsten Abschnitt, der

Digitized by Google

mit der hesiodischen Poesie sich beschäftigt, finden; auch hier werden zuerst die allgemeinen Fragen über Wesen, Form und Charakter dieser Poesie, ihr Verhältnifs zur homerischen Poesie, ihr Zeitalter, die Person des Hesiodus u. s. w. einer Untersuchung unterworfen, die in gleicher Weise dann auf die einzelnen aus diesem Kreise uns entgegen tretenden Dichtungen übergeht, und hier die verschiedenen in der neuesten Zeit angeregten Fragen über die Aechtheit dieser Poesien im Ganzen, wie in den einzelnen Theilen, über Plan und Anlage derselben, über den inneren Zusammenhang und die innere Einheit derselben, über ihre ursprüngliche Form, und über spätere Zusätze u. s. w. mit derselben Sorgfalt und Umsicht bespricht, die wir auch schon in den andern Theilen zu rühmen hatten. Dafs bei der Bestimmung des Zeitalters das berühmte, theilweise verkannte Zeugnifs des Herodotos hier nach seinem vollen Umfang gewürdigt ist, war von dem Verf. zu erwarten, und Ref. unterschreibt gern die nachfolgenden Worte S. 429: „Wenn daher schon Herodotos die hesiodeische Theogonie mit der homerischen Dichtung gleichzeitig setzt und 400 Jahre vor seiner Zeit, d. h. 884 entstehen läfst, so hat er offenbar das Ende der homerischen und den Anfang der hesiodischen Periode im Auge und verdient defshalb in Rücksicht der Bestimmung des hesiodischen Zeitalters unsere ganze Aufmerksamkeit“ u. s. w. Die Veranlassung zu den Ἔργ. κ. Ἡμερ. ist nach dem Verf. eine rein individuelle, auf Privatverhältnisse des Sängers mit seinem Bruder und auf böotische Angelegenheiten bezüglich, und daraus sucht er auch den (nach der ersten Anlage beschränkteren) Umfang des Gedichts, und dessen älteste Bestandtheile, welche in das Gebiet der praktischen Philosophie gehören und zunächst ethische, politische, ökonomische Vorschriften enthalten, zu erklären. Aber spätere Zusätze haben diese ursprüngliche Anlage vielfach zerstört, so dafs wir kaum die poetische Einheit des Gedichts jetzt noch ermitteln können, da die Darstellung in den einzelnen Theilen eine Verschiedenheit zeigt, welche nothwendig auf verschiedene Zeitalter uns führt (S. 432). Der Verf. hat Einzelnes davon auszuscheiden versucht und eine gute Charakteristik des Übrigen geliefert, auch auf das Vorherrschende des ethischen Elements in dieser Dichtung mit Recht aufmerksam gemacht. Mit gleicher Sorgfalt prüft er den Inhalt und die Zusammensetzung der Theogonie

wo dieselben Fragen über den ursprünglichen Bestand des Gedichts, seinen inneren Zusammenhang, und die damit weiter verbundene Frage über die Aechtheit desselben, seinen Ganzen wie einzelnen Theilen nach, in gleicher Weise und unter fast noch gröfseren Schwierigkeiten, die man auf verschiedenen Wegen in neuester Zeit zu beseitigen versucht hat, wiederkehren. Unser Verf., der auch über das Proœmium und dessen Ächtheit in einer sehr einleuchtenden Weise sich ausgesprochen, findet (freilich im Widerspruch mit andern Ansichten) den poetischen Mittelpunkt des Ganzen, wodurch es erst den Namen eines Epos verdiene, in den Götterkämpfen, welche den genealogischen Faden planmäfsig unterbrechen, aber durch das Gesetz der Composition bedingt erscheinen, um den höchsten Gott als Sieger über die Gewalt der Menschen und der Titanen, und als alleinigen rechtmäfsigen Weltherrscher würdig zu verherrlichen. Wenn nun Manches, was wir jetzt in dem Gedicht finden, nicht in den innern Zusammenhang desselben pafst, und selbst als Wiederholung u. dgl. m. erscheint, während Anderes, was die Alten daraus anführen, jetzt nicht mehr darin nachgewiesen werden kann, auch schon bei den Alten, d. h. bei den alexandrinischen Gelehrten über den Verf. des Gedichts eine Verschiedenheit der Ansichten obgewaltet zu haben scheint, so war die Vorsicht, mit welcher der Verf. hier zu Werke geht, gewifs an seiner Stelle. Die Aechtheit des Gedichtes, d. h. den nicht historischen Charakter desselben im Allgemeinen, möchten auch wir mit einem Zenodotus und Aristarchus nicht bezweifeln, und darum auch unserm Verf. Recht geben, wenn er, schon um des äolischen Charakters der Sprache willen, nach Böotien das Gedicht verlegt, wo jedenfalls der oder die Dichter lebten, welche den theogonischen Sagenstoff, der an die Lokalitäten des Helikon sich knüpft, bearbeiteten, und so bei mancher Verschiedenheit im Einzelnen, doch eine gewisse Gleichheit der Grundansichten theilten. Vgl. S. 447.

Bei den Untersuchungen über die Eöen und über den Schild des Hercules, die mit S. 449 beginnen, kann Ref. nicht umhin, an eine inzwischen erschienene Monographie zu erinnern, welche sich die specielle Behandlung dieses Punktes zu ihrer Aufgabe gewählt hat:

Digitized by Google

De Catalogo et Eoeis, carminibus Hesiodeis. Dissertatio philologica, quam auctoritate amplissimi philosophorum ordinis in Academia Viadrina summorum in philosophia honorum rite obtinendorum causa — publice defendet auctor Guilelmus Marckscheffel, Thuringus. Vratislaviae, typis Richterianis MDCCCXXXVIII. 50 S. in gr. 8.

Das erste Cap. dieser lesenswerthen, kritischen Schrift (auch wenn der Verf. bisweilen zu allzu kühnen Sätzen und Folgerungen verleitet seyn dürfte), beginnt mit einer Untersuchung über den letzten Theil der Theogonie (von Vs. 963 an), in welchem der Verf. S. 8 einen späteren Zusatz eines Dichters vermuthet, der zur Vervollständigung des Ganzen auch eine solche Herogonie für nothwendig erachtete. Mit dieser Behauptung fällt dann die bisherige Meinung über die Entstehung dieses Theils der Theogonie aus andern Werken des Dichters, namentlich aus den Eöen oder genealogischen Gedichten, weg. Dafs der Verf. nur ein ganzes und gröfseres Gedicht der Art annimmt, das unter verschiedenen Namen bei den Alten vorkommt, wird man nach der von ihm im zweiten Cap. S. 10 ff. gelieferten Zusammenstellung wohl glauben müssen, und die S. 15 aufgestellte Vermuthung scheint sogar in dieser Beziehung Manches aufzuklären. Der Verf. ist nämlich der Ansicht, dafs ursprünglich allerdings wohl die Eöen von dem Katalogus verschieden gewesen, in der späteren Zeit aber, vermuthet er, habe sowohl die Verwandtschaft des Inhalts, als der beiden Dichtungen gemeinsam zugetheilte Name des Hesiodus die Veranlassung gegeben, beide Gedichte in ein grofses Ganze in der Art zu vereinigen, dafs den drei Büchern des Katalogus nur die Eöen als ein viertes Buch, vielleicht auch noch als ein fünftes Buch beigefügt worden. Die von Bode nach dem Vorgange der meisten andern Gelehrten bisher angenommene Identität beider Gedichte wird von dem Verf. verworfen, der freilich gegen diese aus manchen Gründen annehmbare Behauptung auch nur eine mehr oder minder begründete Vermuthung aufzustellen vermag, deren nähere Prüfung wir freilich hier so wenig wie die der entgegengesetzten vornehmen können. Jedenfalls verdient die genaue Untersuchung, wie wir sie hier im dritten und vierten Kapitel über den Inhalt des Katalogus und der Eöen, über den Verfasser dieser Gedichte und die Zeit der Entstehung lesen, alle Aufmerksamkeit, indem Hr. M. unbedingt beide Gedichte dem Verf. der Werke

Digitized by Google

und Tage wie der Theogonie abspricht und ihre Entstehung in eine weit spätere Zeit, als die des Sängers von Ascra verlegt; wozu er die Beweise aus den vorhandenen Resten selbst zu entnehmen sucht, da bekanntlich vor Pausanias nicht wohl ein Zweifel an der Ächtheit sich historisch nachweisen läfst. Der letzte Abschnitt, der fünfte, p. 37 ff. beschäftigt sich näher mit dem Schild des Hercules, wobei Hr. M. die Annahme einer Theilung dieses Gedichts in zwei Theile, wie Göttling vorgeschlagen, bestreitet, und die Beschreibung des Schildes wie die Erzählung des Kampfes für das Werk Eines und desselben Dichters erklärt.

Die beiden folgenden Theile des Werkes von Bode, zu welchem wir zurückkehren, entfalten uns in einer eben so vollständigen Behandlung den gesammten Reichthum der griechischen Lyrik nach allen ihren Richtungen, so wenig Vollständiges auch aus diesem Kreise sich erhalten hat. Noch weniger, als bei dem ersten Bande kann Ref. in das Einzelne des Inhalts hier eingehen, nachdem er bereits so Viel Raum in Anspruch genommen hat; er kann daher auch nicht in eine Prüfung der allgemeinen, zum Theil selbst in das Gebiet der Ästhetik wie der Culturgeschichte einschlägigen Erörterungen und Bemerkungen sich einlassen, die ihn eben so sehr von seinem Ziel abführen würde, als wenn er das unendlich reiche Detail der Angaben über jeden einzelnen Dichter und dessen Werke prüfend durchmustern wollte. Ref. wird sich daher mit einigen Bemerkungen über Gang und Inhalt der Forschung begnügen, um so wenigstens den Charakter des Werkes zu bezeichnen, dem gewifs, was Umfang und Vollständigkeit der Forschung, was Benutzung und Berücksichtigung der zahlreichen Detailuntersuchungen, deren in der neueren und neuesten Zeit gerade dieser Theil der griechischen Literatur sich ganz besonders reichlich zu erfreuen gehabt hat, was ferner die klare Entwicklung und Bestimmung der gewonnenen Resultate betrifft, nicht wohl ein anderes an die Seite gestellt werden kann.

(Der Schluss folgt.)

Digitized by Google

N°. 70. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bode: Geschichte der hellenischen Dichtkunst.

(Beschlufs.)

Der erste Theil zerfällt in zwei oder drei grofse Abschnitte, von welchen der erste die ältesten Erscheinungen auf dem Gebiete der lyrischen Poesie, welche dem homerischen Zeitalter vorangehen, ja dieses in seiner künstlichen Vollendung gewissermafsen bedingen, betrachtet, der andere in seinen zwei Hälften die jonische Lyrik, wie sie sich in der Elegie einerseits, und andererseits in der jambischen und anakreontischen Poesie entfaltete, behandelt. Im ersten Abschnitte sucht der Verf. vor Allem Begriff und Alter der hellenischen Lyrik, so wie ihr Verhältnifs zum Epos, d. h. zunächst zur Ilias und Odyssee darzustellen, wobei er unter Anderm ganz richtig bemerkt, dafs beide Gedichte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne auf das Daseyn der Cultuspoesie im heroischen Zeitalter aufmerksam zu machen; und diese Cultuspoesie, diese älteste, der künstlerischen Entfaltung und vollendeten Ausbildung des Epos jedenfalls weit vorausgehende Lyrik bildet nach ihren einzelnen Erscheinungen, so weit sie zu unserer Kunde gelangt sind, Inhalt und Gegenstand des ersten, gleichsam einleitenden Abschnittes, dessen Umfang auf fast mehr als hundert Seiten uns einen Begriff geben kann von der Sorgfalt, womit Alles Einzelne hier behandelt ist und alle darauf bezüglichen Data vorgelegt werden. Der Verf. beginnt mit dem ältesten Päan; dann folgen die vorhomerischen, halbmythischen Sänger, wie Thamyris, Olen, Philammon u. A.; darauf die Geschichte des Päan zur Zeit des Thaletas, Archilochus, Terpander u. s. w. bis auf Pindar, Bakchylides u. A. herab; dann der Linosgesang, der Threnos, auch hier mit der erforderlichen Rücksicht auf Simonides, Pindar u. A., welche in dieser Dichtgattung sich versucht; der Hymenäos, d. h. eine Darstellung des ältesten Hochzeitsliedes, wobei auch an die römische Nachbildung erinnert wird, macht den Beschlufs dieser Übersicht, die, wie schon das eben Bemerkte andeuten kann, auch Manches Andere, das zwar in spätere Zeit fällt, aber dem Inhalt nach verwandt ist, in sich schliefst. Die beiden an-

dern Abschnitte enthalten die Geschichte der elegischen und jambischen Dichtung, die, wie der Verf. S. 114 schreibt, „noch ausschliefslicher ein Erzeugnifs der jonischen Muse genannt zu werden verdient, als das ausgebildete Epos. Der Ausdruck der aufgeregten Leidenschaft und das Wogen des subjectiven Gefühls, welches in dieser Dichtung herrscht, entspricht dem eigenthümlichen Stammcharakter der Jonier unter allen möglichen Kunstbildungen der Poesie am besten. Die Elegie erfafst nun aber den Gegenstand in seiner vollen Äufserlichkeit und objectiven Wirklichkeit und knüpft daran nur den lyrischen Gedanken, das subjective Gefühl oder die besondere Betrachtung". Aus dieser dreifachen Geistesthätigkeit glaubt der Verf. die Entstehung der verschiedenen Arten der elegischen Dichtung ableiten zu können; er glaubt nämlich die innere geistige Einheit der verschiedenen in der hellenischen Poesie hervortretenden Arten der Elegie nicht sowohl in dem subjectiven Ausdruck der Empfindung als vielmehr in „dem Ausdruck derjenigen Gemüthsstimmung, welche durch das Gefühl des Schmerzes oder der Sehnsucht oder der bangen Besorgnifs erzeugt wird", zu finden, und daraus die älteste kriegerische Elegie der Hellenen, die in Kriegsnöthen erschallt, wenn der Feind droht, eben so gut wie die gnomische, bei inneren Streitigkeiten die Bürger belehrende Elegie, die blofse Vorschrift, und endlich selbst die erotische Elegie ableiten und erklären zu können. Wir haben bei den vielfach in neuester Zeit gerade über Ursprung und Erfindung, wie Ausbildung der Elegie geführten Untersuchungen absichtlich die Ansicht des Verf. mittheilen wollen, ohne uns, namentlich was den hier berührten Ursprung der älteren, kriegerisch-politischen oder selbst der gnomischen Elegie betrifft, den wir in mancher Hinsicht bezweifeln, ein eigenes Urtheil zu erlauben, das jedenfalls einer weiteren Begründung bedürfte, wie wir sie hier nicht geben können. Die so viel und so oft besprochene Ableitung des Wortes ἔλεγος und der davon kommenden Ausdrücke, wie ἐλεγεῖον, ἐλεγεία, deren Sinn und Bedeutung je nach dem Sprachgebrauch der verschiedenen Schriftsteller verschiedener Zeit, die Fragen nach dem Ursprung des Pentameter und seiner Verbindung mit dem Hexameter, so wie einige andere allgemeinere Punkte bilden den Inhalt des ersten Abschnittes, an welchen sich dann im zweiten eine Untersuchung über Kallinus, den angeblichen

Erfinder der ältesten Elegie anreiht, welche bei den theils mangelhaften, theils widersprechenden Nachrichten der Alten, den eben so widersprechenden, mehr oder minder begründeten Vermuthungen der Neueren, das, was sich als sicher mit ziemlicher Bestimmtheit aus allen diesen Untersuchungen ergiebt, festzustellen und von dem blofs Problematischen auszuscheiden, damit aber zugleich ein festes und sicheres Resultat der bisher geführten Forschungen zu geben versucht. Die so verschieden beantwortete Streitfrage, ob Kallinus oder Archilochus als der ältere Dichter anzusehen, sucht der Verf. in einer ausführlichen Untersuchung, wobei auch das gewichtige Zeugnifs des Herodotus nach seiner vollen Bedeutung gefafst ist, durch die Annahme zu lösen, dafs Kallinus um 730, Archilochus um 715 v. Chr. geblüht (S. 157). Dem Ersteren wird daher auch die erste feste und unabänderliche Gestaltung der elegischen Form beigelegt.

Ref. kann wie bemerkt, in die Untersuchung und Prüfung des Einzelnen hier nicht weiter eingehen; aber er darf bei dieser Gelegenheit wohl an eine seitdem erschienene Schrift erinnern, welche zunächst die Frage nach dem Ursprung der Elegie einer neuen, und zwar, wie wir zeigen werden, wohl zu beachtenden Untersuchung unterworfen hat.

De Carminis Graecorum elegiaci origine et notione. Dissertatio inauguralis, quam — ad summos in philosophia honores rite capessendos veniamque legendi obtinendam scripsit et — publice defendet Carolus Julius Caesar, Hasso-Cassellanus. Marburgi MDCCCXXXVII 86 *p. in gr.* 8.

Das erste Cap., in welchem uns die Ansichten der verschiedenen Gelehrten über diesen Gegenstand: (*„Virorum doctorum de elegia Graecorum sententiae“*) vorgelegt werden, zeugt von dem sorgfältigen Studium des Verf. sich mit Allem bekannt zu machen, was über den Gegenstand geschrieben war. Im zweiten Cap., überschrieben: *„De verborum* ἔλεγος, ἐλεγεῖον, ἐλεγεία *significatione“* folgt dann eine etymologische Erörterung der bemerkten Ausdrücke, wobei insbesondere das hervorgehoben wird, was durch den Sprachgebrauch in dieser Hinsicht bestimmt war. In dem dritten Cap. *„quaeritur, num elegia initio lugubre fuerit carmen“* wird zunächst mit Gründen, denen Ref. nicht leicht Etwas entgegen zu setzen wüfste, die Annahme, dafs die erste Elegie, (wie etwa auch das Wort ἔλεγος, nach sei-

ner ursprünglichen Bedeutung gleichbedeutend mit θρῆνος, vermuthen liefse), traurigen und klagenden Inhalts gewesen, bestritten; was auch mit Hrn. Bode's Untersuchungen eben so wie mit des Ref. Überzeugung vollkommen übereinstimmt. Aber mit dem vierten Cap.: *De Archilochi et Callini aetate*, oder vielmehr mit dem, was darin bewiesen werden soll, kann sich Ref. nicht ganz befreunden, da ihm, wie er schon oben angedeutet, die entgegengesetzte Ansicht, die auch die Ansicht der gelehrten Alexandriner, und des gebildeten Alterthums überhaupt gewesen zu seyn scheint, wornach Kallinus jedenfalls der Zeit nach vor Archilochus zu setzen und als Erfinder der Elegie in dem oben ausgesprochenen Sinne zu betrachten ist, als besser begründet erscheint. Desto mehr haben in vielen Beziehungen den Ref. die im fünften Capitel: *De vera distichi elegiaci origine et usu* enthaltenen Andeutungen angesprochen, und es möchten dieselben um so gröfsere Aufmerksamkeit verdienen, als sie nicht aus vorgefafsten, in irgend einem Modesystem der Ästhetik oder Philosophie befangenen Ansichten und Meinungen hervorgegangen sind, sondern in dem Wesen und der Natur des Gegenstandes selber ihre Grundlage haben. Indem wir von dem absehen, was über die Erfindung des Pentameter und seine Verbindung mit dem Hexameter zu dem Distichon, welches in Übereinstimmung mit der im vorhergehenden Cap. aufgestellten Behauptung, dem Archilochus zugeschrieben wird, so wie über die Anwendung der elegischen Versform auf Gegenstände verschiedenen Inhalts (und nicht ausschliefslich und zunächst auf Trauer und Klage) bemerkt wird, heben wir besonders die Erörterungen S. 78 ff. hervor, wornach auch unser Verf. die elegische Dichtung als ein Eigenthum der Jonier betrachtet und deren innigen Zusammenhang mit dem bei den Joniern vollendeten und blühenden Epos oder vielmehr deren Hervorgehen aus der epischen Poesie nachweist, die verschiedene Anwendung der Elegie aber aus der verschiedenartigen Richtung und dem Charakter des jonischen Stammes, so wie den verschiedenen Zeitverhältnissen und Zeitumständen ableitet. Aus diesem Grunde wird auch von dem Verf., wie es scheint, die Annahme bestimmter Arten und Gattungen der Elegie: einer kriegerischen, politischen, heroischen, gnomischen und erotischen verworfen, weil man, wollte man so nach dem Inhalt dieser Dichtungen bestimmte, scharf abgeschlossene

Digitized by Google

Arten und Gattungen annehmen, leicht die Zahl dieser Gattungen und Arten in's Unendliche steigern müfste, und dadurch der Gefahr sich aussetzen würde, den allemeinen Charakter der Elegie, als Lyrik, zu verkennen. „Consentaneum est, elegiam, schreibt der Verf. S. 81, si quidem Jonum poesis lyrica recte appellatur, omnia ea genera in se recipere, quae ex Jonum indole et moribus originem ducere possent, neque aliter procedere ac temporum ratio ferret.“ Eben aus der Zeit, d. h. aus den politischen Verhältnissen, wie sie in den jonirchen Staaten seit dem siebenten Jahrhundert sich uns darstellen, und den dadurch auch in dem sittlichen Zustande des Volks hervorgebrachten Veränderungen glaubt der Verf. einzig und allein (sollte diefs nicht zu Viel gesagt seyn? Vgl. S. 82) die verschiedene Anwendung der Elegie auf die verschiedenen politischen, sittlichen und geistigen Zustände, und damit also das, was wir die verschiedenen Arten und Gattungen der Elegie nennen, ableiten zu können. Dafs man die äufseren Verhältnisse, den politischen wie den intellectuellen Zustand der jonischen Griechen, bisher zu wenig bei Beantwortung dieser Frage beachtet, ist unläugbar, und mag unseren schon oben bei Hrn. Bode's Ansicht ausgesprochenen Zweifel eben so sehr rechtfertigen, als die Aufmerksamkeit, die nach unserm Ermessen die hier S. 81—84 behandelten Punkte verdienen. Die öfteren Streitigkeiten und Kämpfe der jonischen Staaten während des siebenten Jahrhunderts veranlafsten die kriegerische Elegie, während die inneren Streitigkeiten der europäischen Griechen die Anwendung derselben Dichtform auf politische Gegenstände, auf politische und ethische Grundsätze und Lehren hervorriefen; der Verlust der Freiheit der jonischen Griechen durch Lyder und Perser, die Erschlaffung und Verweichlichung, die eine Folge dieses Verlustes politischer Selbstständigkeit war, und hinwiederum mit dem gröfseren Reichthum und Luxus zusammenhieng, rief dann die weiche und klagende, nicht mehr, auf öffentliche Gegenstände, sondern zunächst zur Darstellung schmachtender oder unglücklicher Liebesgefühle gerichtete erotische Elegie eines Mimnermos hervor, die daher auch von der alexandrinischen Zeit weiter aufgenommen und ausgebildet wurde. Diefs ist ungefähr die Ansicht des Verf., deren weitere Ausführung wir wohl von seinen fortgesetzten Studien erwarten können; eine Ansicht, die uns

jedenfalls naturgemäfser erscheint, als andere aus allgemeineren, philosophisch-ästhetischen Beziehungen abgeleitete Versuche, die so verschiedenartigen Erscheinungen der hellenischen Elegie auf eine innere Einheit zurückzuführen. Es genüge hier auf diese wichtigen Punkte in der gehaltreichen Schrift, die auch Manches Andere enthält, was wir nicht anführten, aufmerksam gemacht zu haben; Ref. wendet sich wieder zu dem Werke des Hrn. Bode, dessen noch übrige Theile in der Kürze anzuführen sind.

Der dritte Abschnitt, der sich über die Kunstepochen der Elegie verbreitet, berichtet Gegenstände, welche wir zum Theil eher in dem ersten Abschnittt erwartet hätten, wo bereits die allgemeinen (von uns oben berichteten) Bestimmungen über Wesen und Charakter der Elegie und ihrer rein jonischen Entstehung und Ausbildung besprochen waren; es knüpfen sich freilich hier daran noch manche andere Betrachtungen über die hellenische Lyrik, die, eben ihres mehr allgemeinen Inhalts wegen, auch schon früher einen Platz finden konnten. Wir bemerken hier nur, dafs der nächste, vierte Abschnitt über den Vortrag der Elegie, der fünfte über die Grundzüge der Melopöie oder des Tonsatzes, der sechste über die kitharödischen und aulodischen Nomen sich verbreitet, so dafs erst mit dem siebenten die Übersicht der einzelnen griechischen Elegiker von Archilochus und Tyrtäus an bis auf Kritias, Antimachos, Aristoteles und Krates von Theben, gegeben wird: eine äufserst vollständige, überall mit Bezug auf die neuesten Forschungen ausgearbeitete Übersicht Alles dessen, was über die Leistungen der Griechen, zunächst und insbesondere der Jonier, auf diesem Gebiete der Poesie auszumitteln ist. Dasselbe Lob wird in jeder Hinsicht auch die andere Hälfte dieses Theils, welche die Geschichte der Jamben und der Anakreontischen Dichtungen in einer ähnlichen Weise behandelt, ansprechen können; da auch hier alle Nachrichten, alle Forschungen benutzt sind, um ein möglichst vollständiges Bild des unendlich reichen Liederschatzes zu geben, der uns jetzt nur noch aus einzelnen Versen und Spuren bekannt ist. Archilochus und seine Zeit wird zuerst geschildert, und dabei auch Vieles Andere, wie z. B. der homerische Margites, der Hymnus auf Demeter berührt, dann folgt ein ähnlicher Abschnitt über Simonides von Amorgos und Solon als Jambendichter, dann folgen Hippo-

nax und einige Andere aus dieser Classe von Spottdichtern, von welchen noch einige Kunde sich erhalten. Den letzten Abschnitt füllt eine sehr genaue und ausführliche Untersuchung über die Anakreontischen Dichtungen, über Anakreon selbst und seine Zeit. Der schwierige und höchst verwickelte Gegenstand wird hier in einer sehr lichtvollen Weise behandelt, die uns die Resultate der neuesten Forschungen über diese Reste alt-hellenischer Lyrik zu einer klaren Anschauung bringt.

Des andern Theiles dieses Bandes, welcher die andere Hälfte der lyrischen Poesie, die dorische und äolische Lyrik befafst, können wir nur noch im Allgemeinen gedenken, da Anlage und Charakter, wie Ausführung den beiden früheren Bänden völlig gleich ist. Nach den allgemeinen und einleitenden Erörterungen über den Umfang und die Bedeutung, Wesen und Form der dorischen Lyrik, werden zuerst die ältesten uns bekannten Dichter des dorischen Stammes genannt, auf welche dann sehr genaue Untersuchungen über das Leben und die Poesien eines Alcman, Stesichorus von Himera, Ibycus, dann ein Abschnitt über Lasos und die Dichterinnen Myrtis, Corinna, Telesilla und Praxilla, und darauf die so befriedigenden und umfassenden Abschnitte über Simonides von Ceos, Timokreon, Bakchylides und Pindar folgen, welchen ein letzter Abschnitt: Die attischen Dithyramben sich anreiht. Eine in gleicher Weise ausgeführte Darstellung der äolischen Lyrik, mit besonderer Rücksicht auf Alcäus und Sappho, bildet nebst der Geschichte der Skolien und einigen lokrischen Gedichten den Beschlufs.

Chr. Bähr.

Ausführliche deutsche Grammatik, als Kommentar der Schulgrammatik. Von Dr. K. F. Becker. — Statt einer zweiten Auflage der deutschen Grammatik. Zweite Abtheilung. Frankfurt am Main 1837. G. F. Kettembeil. VIII u. 348 S. 8°.

Ich habe von der ersten Abtheilung dieses trefflichen Werkes in diesen Jahrbüchern (1836. p. 1078 ff.) eine Anzeige gegeben, und halte es für sachgemäfs, auf die vorliegende zweite Abtheilung aufmerksam zu machen, welche die Syntax enthält, und sowohl durch die Gründlichkeit der Forschungen, als durch die manichfachen neuen Ansichten gewifs für Jeden, der sich mit wissenschaftlichem Sprachstudium

befafst, von Interesse seyn wird. Dieses Interesse wird besonders dadurch gesteigert, dafs der Verf. nicht blofs die Erscheinungen des deutschen Satzbaues erläutert, sondern diese Erläuterungen durch die Vergleichung anderer Sprachen, namentlich auch der lateinischen und griechischen, bereichert und begründet. — Weit entfernt, mich über den verdienstvollen Verfasser erheben zu wollen, unternehme ich es, demselben in der Art in seinem Vortrage zu folgen, dafs ich meine Bemerkungen anreihe, so weit ich etwas beizufügen für passend erachte. —

So wie in dem ersten Theile, welcher die Wortbildung und Formenlehre enthält, die Paragraphen sich gleichmäfsig an die Schulgrammatik anschliefsen, so auch in diesem die Syntax enthaltenden Theile. Derselbe geht im §. 210 von der Entwicklung des Satzes aus, wobei der Verf., wie in allen Theilen seiner grammatischen Erörterungen den Gegensatz der Begriffe von Thätigkeit und Seyn in der Verbindung des Subjects und Prädicats hervorhebt, indem ersteres (der Begriff der Thätigkeit) im Prädicate, letzteres (der Begriff des Seyns) in dem Subjecte beruht. — Durch die Verbindung dieser beiden Begriffe zu einer Einheit wird der Gedanke des Sprechenden als ein prädicierendes (aussagendes) Urtheil dargestellt. — Von dem Fragesatze dagegen sagt der Verf., dafs derselbe ein blofs mögliches (?) Urtheil des Sprechenden, und zugleich das Verlangen ausdrücke, dafs das mögliche Urtheil durch die Antwort des Sprechenden zu einem wirklichen ergänzt werde. — Mir möchte es bedünken, dafs der hier aufgestellte Gegensatz von Möglichkeit und Wirklichkeit nicht an der rechten Stelle sey. Das Wesen der Frage beruht sicherlich nicht auf der Unterscheidung des Möglichen und Wirklichen; und der Verf. selbst tritt sogar in Widerspruch mit dieser seiner Behauptung, indem er im folgenden (S. 2) sagt, dafs oft das Urtheil des Fragenden schon ein wirkliches Urtheil ist, wie z. B. in dem Satze: „Wessen Haus ist abgebrannt;“ wobei dieses Urtheil nur zu einem näher bestimmten Urtheile soll ergänzt werden. — Wenn der Verf. dagegen meint in dem Satze: „Wer hat es gethan?“ sey kein wirkliches Urtheil enthalten, sondern ein blofs mögliches, das zu seiner wirklichen Ergänzung das Subject erfordere, so wollen wir statt des eben angeführten Beispielsatzes etwa

folgenden nehmen: „Wer hat Amerika entdeckt;“ und daran die Frage knüpfen, ist hierin nicht schon das wirkliche Urtheil enthalten: „Amerika ist entdeckt;“ oder: „es hat Jemand Amerika entdeckt? — Die genauere Unterscheidung der Fragesätze möchte wohl darauf zurückzuführen seyn, dafs jeder Fragesatz ein Urtheil des Redenden enthalte, und dabei aber vorzüglich in Betracht kommt, ob der prädicierende Theil des Urtheils (das Prädicat des Satzes) bejahend oder verneinend mit den dem Prädicate beigefügten Begriffen zu verbinden sey (wornach also die Frage mit Ja oder Nein zu beantworten wäre); oder ob nicht das Prädicat sondern ein sonstiger mit dem Prädicate verbundener Satztheil der näheren Bestimmung oder Ergänzung bedürfe, welche Ergänzung entweder auf das Subject fallen kann: „Wer hat Amerika entdeckt?“ — oder auf einen objectiven Begriff: „Wen hast du gesehen? Wo schläft er?“ — oder auf eine prädicative Bestimmung: „Was ist Gott?“ oder eine attributive: „Wessen Haus ist abgebrannt?“ — Bei dem in Frage gestellten prädicierenden Theil des Satzes: „Ist Hannibal ein grofser Feldherr? — Hat Hannibal seine Feinde besiegt?“ liegt wohl in dem Sprechenden stets das disjunctive Urtheil: „Hannibal ist entweder ein grofser Feldherr oder er ist keiner.“ — Am weitesten von dem wirklichen Urtheile sind diejenigen Fragesätze entfernt, in denen der prädicative Satztheil selbst ergänzt werden soll, wie z. B. „Was ist Gott?“ — Diefs hängt bekanntlich damit zusammen, dafs der Hauptgedanke des Satzes auf dem Prädicate zu ruhen pflegt. — Das Wesen des Fragesatzes aber möchte demnach nicht in der Unterscheidung eines möglichen oder wirklichen Urtheils, sonders in einer erheischten oder zu erheischenden Ergänzung des Urtheiles liegen.

Im §. 211 macht der Verf. darauf aufmerksam, dafs es für das Verständnifs der Sprache wichtig sey, die grammatische Bedeutung von der grammatischen Form der Satztheile oder der Factoren des Satzes gehörig zu unterscheiden. — Ref. ist der festen Überzeugung, dafs gerade in dieser Beziehung, durch das Verdienst des Hrn. Verf. die Sprachlehre im Allgemeinen sehr viel gewonnen hat, indem gerade die Becker'schen Lehrbücher durch die Klarheit der Darstellung und die Schärfe des Urtheils über sehr viele Dinge Licht verbreiteten, die früher minder klar erörtert waren. — Wenn

dagegen der Verf. S. 10 äufsert, dafs die lateinische Sprache statt des Adverbs ein Adjectiv gebraucht, so ist diese Behauptung wenigstens in den Beispielen, wie das angeführte: Nemo saltat *sobrius* unwahr. — Um diefs zu erkennen, dürften wir nur den Satz umgestalten in Nemo saltat *sobrie* *). — Der Sinn des Satzes ist hier offenbar nicht von der Art, dafs die Art und Weise des Tanzens, sondern vielmehr die Beschaffenheit des Subjectes bei dem Tanzen bezeichnet werden soll, so dafs demnach hier durchaus kein Adverbium zulässig wäre. Ich will dabei nicht läugnen, dafs auch eine Beziehung auf das Prädicat des Satzes in dem angeführten sobrius liege, zugleich liegt aber eine ganz nahe Beziehung auf das Subject des Satzes selbst darin. Aus diesem Grunde möchte ich sobrius nicht als ein Object des Satzes ansehen, wie Hr. B. will, aber auch nicht als ein zu Nemo gehöriges Attributiv (Nemo sobrius, kein Nüchterner), sondern vielmehr als einen prädicativen Casus, der zugleich in attributiver Beziehung steht. Da ich in meiner lateinischen Schulgrammatik §. 563, D. die hieher gehörigen Unterscheidungen erörtert habe, so erlaube ich mir darauf zu verweisen. — Durch dieselbe Gedankenfolge geleitet will Hr. B. auch in Romulus urbem *Romam* vocavit das Wort *Romam* als ein Object des Prädicates auffassen. Daraus folgt nun natürlicher Weise, dafs auch in: Urbs vocata est *Roma,* das Wort *Roma* als Object erschiene. — Ich halte jedoch sowohl das eine wie das Andere für einen prädicativen Casus, und möchte zur Begründung dieser Ansicht auf einiges aufmerksam machen. Erstlich ist die Verbindung des Subjects und Prädicats durch die Copula esse, z. B. Roma est urbs; Cicero fuit consul die Grundlage zu der Satzverbindung: urbs vocata est Roma, Cicero creatus est Consul. — Und wenn wir hier nicht nur bei esse, sondern auch bei vocari, creari u. dgl. einen prädicativen Nominativ anerkennen, so fehlt nicht vieles zu dem weiteren Schritte, dafs wir in dem Satze urbem vocavit *Romam* einen prädicativen Accusativ sehen. — Denn jeder prädicative Casus kann in eine objective Verbindung hinübergezogen werden. So z. B. erkennt Hr. B. in dem Ausdrucke: *cujusvis hominis* est errare einen prädicativen

*) Man vergleiche: Senatus *frequens* convenit; und Senatus *frequenter* convenit.

Genitiv (S. 23); und dieser Genitiv bleibt ganz derselbe in dem Satze: Atticus non *liberalis* sed *levis* arbitrabatur; poliiceri, quod praestari non posset. N. 25, 15., so wie auch in der passiven Verbindung: tempori cedere, semper *sapientis* est habitum. C. fam. 4, 9. —

Im §. 214. ist von der Verbindung des Subjects und Prädicats die Rede, wobei der Hr. Verf. S. 15 äufsert, dafs der Gebrauch der Adverbien im Prädicate überhaupt ungewöhnlich sey. — Dieser Behauptung möchte ich nichts entgegnen, aber der Art der Erklärung des Hrn. Verf. — Es ist eine bekannte grammatische Nothhülfe, eine minder klare Construction durch eine Ellipse zu erklären, und es befremdet um so mehr, dafs der Hr. Verf. hier zu dieser Erklärungsweise seine Zuflucht nimmt; da Kühner in seiner ausführlichen griechischen Grammatik §. 416, 3. die richtige Erklärung angedeutet hat. Es ist eine bekannte Regel der lateinischen Syntax, dafs wenn esse die Bedeutung von sich aufhalten oder leben hat, es mit jedem Adverbium verbunden werden könne. Hierher gehört das vom Verf. angeführte, Sum Dyrrhachii, et sum *tuto*. Aber so wie esse in die Bedeutung sich aufhalten, leben übergehen kann, so kann es auch noch die Bedeutung von andern Begriffsverben annehmen, z. B. Cic. Att. XIII, 52 (ibiq. Süpfle): Caesar fuit *perjucunde* (er war sehr heiter gestimmt). Durch diesen Übergang der Copula in die Bedeutung eines Begriffsverbi wird jener Gebrauch des Adverbs bei derselben erklärt, und daher ist es beinahe ebenso leicht im Lateinischen *ita* mit *esse* verbunden zu sehen, als das deutsche so mit seyn verbunden wird, wobei *esse* für *se habere* (sich verhalten) steht. Wenn hierbei der Verf. ferner meint, dafs die Sprache überhaupt, und besonders die deutsche solche Wortverbindungen vermeide, in denen im Prädicat bei der Copula Präpositionen mit Ortsbestimmungen enthalten seyen, so ist diefs in Beziehung auf das Deutsche nicht zu läugnen, aber im Lateinischen dagegen kommen durchaus alle Präpositionen im Prädicat bei esse sowohl in örtlicher als nicht-örtlicher Bedeutung vor, wie ich in meiner lat. Schulgrammatik §. 392. nachgewiesen habe, und was noch in der Verbindung mit dem Relativum besonders erhärtet wird in Ausdrücken wie: Platonis librum, *qui est de animo;* libri, *qui sunt de natura deorum* u. dgl. (§. 576, b). —

Digitized by Google

Auf eine sehr scharfsinnige Weise hat der Hr. Verf §. 215. den Unterschied der activen Construction eines Satzes von der passiven dargestellt, ich kann jedoch nur auf seine Darstellung verweisen, um nicht zu weitläufig zu werden.

Bei der Congruenz des Verbums mit dem Subjecte §. 218. wird von der Verbindung des Prädicats mit mehrern Subjecten S. 26 gesagt, dafs man im Lateinischen bei Personennamen immer den Plural gebrauchen solle, doch komme nicht selten auch der Singular vor. — Diese Bemerkung trifft durchaus nicht das Wesen der Sache. Ob Personen oder Sachen als Subjecte da sind, diefs hat auf den Numerus des Verbs weniger Einfluſs als auf das Genus desselben. In Beziehung auf den Numerus machen die Lateiner zwei ganz genaue Unterscheidungen: 1) Es werden die Subjecte entweder als Vielheit oder als eine Einheit (ein zusammen Gehöriges) betrachtet, im letztern Falle steht der Singular des Verbs; — 2) werden aber die Subjecte als Vielheit betrachtet, und das Verb auf alle in ihrer Gesammtheit bezogen, so steht der Plural; wird jedoch das Verb eigentlich nur auf eines bezogen und mit den andern in Gedanken verbunden, so steht, auch bei der Vielheit, der Singular des Verbs. — Diese verschiedenen Fälle sind in den vom Verf. angeführten Beispielen: Senatus populusque Rom. intelligit; Senatus & C. Fabricius perfugam Pyrrho reddidit; unter einander gemengt. —

Bei der Lehre von den Zeiten §. 220, wo von dem eigenthümlich deutschen Gebrauch des Präsens für das Futurum die Rede ist, wird durch eine Verweisung auf Kühner auch auf einen ähnlichen griechischen Sprachgebrauch aufmerksam gemacht, und dazu hätte füglich auch eine Verweisung auf Ramshorn §. 164, 2, c. S. 598, kommen können, woselbst ähnliches aus dem Lateinischen nachgewiesen wird. —

In der Unterscheidung des Perfects und Imperfects ist es wohl sehr unstatthaft, eine Distinction beider Zeitformen darin zu suchen oder zu finden, ob einer Augenzeuge oder Nicht-Augenzeuge einer vergangenen Begebenheit war (S. 34). Ich will nicht davon sagen, dafs deutsche Sätze, wie z. B. „Sokrates trank den Giftbecher mit vollkommner Seelenruhe; Gott schuf die Welt in sechs Tagen und am siebenten ruhte er;“ nach dieser Unterscheidung zwischen Augenzeuge oder Nicht-Augenzeuge unstatthaft wären; es lassen sich noch weitere Ungereimtheiten hieran knüpfen.

Digitized by Google

Aber die einzig richtige Unterscheidung für die deutsche Imperfect- und Perfect-Form beruht wohl darauf: Dafs das Perfect eine Begebenheit bezeichnet, die der Redende in Beziehung auf das Jetzt, oder auf seine Gegenwart, anschaut, so dafs das Perfect dazu dient, dasjenige auszudrücken, was ich in Beziehung auf das Jetzt als etwas Vergangenes ansehe; während das deutsche Imperfect keine Beziehung auf die Gegenwart des Redenden enthält, sondern entweder beziehungslos das Vergangene als solches ausspricht, oder in der Erzählung (bei einer Reihenfolge von Begebenheiten) eine Beziehung der vergangenen Handlungen unter einander bezeichnet, so dafs beim Imperfect wohl eine Beziehung auf eine andere Vergangenheit, nicht aber auf die Gegenwart statt findet.

In Beziehung auf die Lehre von den Modis hat der Verf. sehr geeignet darauf aufmerksam gemacht, wie gewisse Tempusformen eine Modusbedeutung annehmen können, indem sie nicht sowohl die Zeit der Aussage, als die Art und Weise derselben bestimmen. So wird namentlich schon längst *) von dem Futurum Indicativi im Lateinischen nachgewiesen, dafs es die Stelle eines Präsentis Conjunctivi unter gewissen Verhältnissen einnehme, weil eben das als Zukünftigdargestellte als etwas nicht-wirkliches erscheint. Aber eben defswegen ist das vom Verf. p. 45 und p. 55 angeführte Beispiel, si *erunt* in officio amici, non deerit pecunia etc. — durchaus nicht geeignet, um nachzuweisen, dafs ein Wechsel zwischen Indicativ und Conjunctiv hier statt finde; es ist vielmehr dieses Futur eine dem Conjunctiv verbundene Form.

In Beziehung auf den als eigenthümlich deutsch angeführten Sprachgebrauch (S. 58), dafs in conditionalen Sätzen das Bindewort ausbleiben, und der Satz dafür die Frageform annehmen kann, ist wohl nicht ungeeignet zu bemerken, dafs Ramshorn in seiner lat. Grammatik §. 193. eine Menge Sätze nachgewiesen hat, worin diese Wortverbindung auch im Lateinischen statt findet; indem auch hier das conditionale Bindewort fehlt, ohne dafs man sagen kann, der Satz habe Frageform angenommen, wohl aber dafs der damit verknüpfte Accent des Satzes die Conjunction ersetzt. —

Der Verf. hat schon in der ersten Auflage der deutschen

*) Heusinger zu Cic. off. I, 41, 9. u. A.

Digitized by Google

Grammatik ausgesprochen, dafs im Deutschen keine Consecutio Temporum statt finde. Dagegen soll hier im §. 224 eine gewisse Parallele zwischen dem Lateinischen und Deutschen gezogen werden, wodurch einerseits dem deutschen Conjunctiv manches von dem ihm früher Eingeräumten wieder entzogen, und andererseits die lateinische Consecutio temporum ziemlich in's Vage und Unbestimmte gebracht wird. In der neuern Zeit hat auch Billroth in seiner lateinischen Grammatik die lateinische Consecutio temporum dadurch ganz aus ihrer Bedeutung verrückt, dafs er alle Satzverbindungen, auch zweier im Indicativ verbundenen Sätze in die Regeln der Consecutio temporum hineinziehen wollte, wodurch eine solche Manchfaltigkeit der Verbindungen statt findet, dafs kaum ein regelmäfsiges oder minder regelmäfsiges Tempus in der Folge der Zeiten sich auffinden läfst. Wenn wir jedoch zunächst nur diejenigen Sätze in die Consecutio temporum ziehen, welche im Conjunctiv oder Accusativ und Infinitiv stehen, und von ihnen wieder die Bedingungs- und Folgesätze, deren Zeitverhältnifs mehr unabhängig von dem regierenden Satze, und eigentlich nur abhängig von dem im Satze selbst ausgesprochenen Gedanken ist, so läfst sich im Lateinischen die feste Consecutio temporum durchaus nicht läugnen. Und Sätze wie der vom Verf. angeführte: Ut *scires*, eum non a me diligi solum, sed etiam amari, ob eam rem haec *scribo* (C. fam. 13, 47) gehören durchaus nur zu den scheinbaren Ausnahmen, indem hier nach dem gewöhnlichen römischen Briefstyle eine Anacoluthie eingetreten ist, und das ut *scires* erkennen läfst, dafs der Schreibende bei dem Anfange des Satzes im Sinne hatte *scripsi* statt *scribo* hier zu setzen, welches regelmäfsige *scripsi* sich im Gedanken des Schreibenden in *scribo* umgestaltete. — Wohl lassen sich solcher Anacoluthien noch mehrere nachweisen, allein sie beweisen gegen die feststehende Regelmäfsigkeit der lateinischen Consecutio temporum nichts, und wir würden unrecht thun, wenn wir in der lateinischen Grammatik die willkürlichen Zeitfügungen einführen wollten, zu denen die Bemerkungen des Hrn. B. hinleiten könnten.

Der Conditionalis, sagt der Verf. S. 82, stellt eine verneinte Wirklichkeit dar: z. B. „dächten doch alle wie ich und ihr!“ und setzt den verneinenden Sinn voraus: nicht Alle denken so. — Diese Behauptung von der Be-

Digitized by Google

eutung des deutschen Conditionalis wollen wir nicht in Abede stellen, es wäre aber hier nicht unzweckmäfsig gewesen, larauf hinzuweisen, wie gerade bei den Sätzen, denen ein n der Wirklichkeit verneinter Gedanke zum Grunde liegt, lie griechische Sprache mit aller Bestimmtheit sowohl in Bedingungs- als in Wunschsätzen den Indicativ gebraucht, indem die Vergangenheit im Gegensatz zur Gegenwart, die Wirklichkeit verneint, die als Gegenwart angeschaut wird: εἴθε πάντες οὕτως ἐνεθυμοῦντο! (cf. Kühner ausführl. Gramm. §. 466, b, Anm. 1.) — Ja selbst im Lateinischen kann eine ähnliche Tempusform eintreten: O quam facile *erat* orbis terrarum imperium occupare, aut mihi Romanis militibus, aut me rege Romanis! — Und aus diesen Erscheinungen wird die bisher in der lateinischen Grammatik geltende Unterscheidung zwischen: utinam cras *veniret,* und utinam cras *veniat,* nicht abzuweisen seyn. —

In dem nächsten Paragraphen (§. 226.) behandelt der Verf. den Imperativ. In so fern er blofs zunächst von dem deutschen Imperativ redet, ist unbestreitbar, dafs der Imperativ keine Zeitverhältnisse unterscheidet, dafs er eine blofse Modusform ohne Zeitform ist, und das Befohlene immer als etwas Zukünftiges gedacht wird. Diese Behauptungen des Hrn. Verfassers sind wohl passend für den Imperativ der deutschen Sprache, indessen liegen ihm sonst die Vergleichungen anderer Sprachen so nah, dafs wir sie hier ungern vermissen. — Ich will mich nicht auf die von Zumpt aufgestellte oder vielmehr nach den frühern Grammatikern wieder aufgenommene Unterscheidung des lat. Imperativs berufen, wornach dieser in eine Präsensform und in eine Form des Futurs zerfiele. — Die Bildungsform des lateinischen Imperativs selbst steht wenigstens damit im Widerspruch, dafs z. B. *amanto* (neben amant und amabunt u. dgl.) der Form des Futurs angehören soll. Und was die Bedeutung betrifft, so liegt sicherlich in ama, amate auch etwas Zukünftiges. — Allein die griechische Sprache mit ihren vollen Formen unterscheidet genau auch im Imperativ die Zeitformen, und es ist eine sehr merkliche Verschiedenheit zwischen dem Imperativ Präsens und Aoristi. — Gerade weil der Imperativ des Aorists mehr eine vollendet gedachte Handlung bezeichnet, dient er zum Ausdrucke des momentan wirkenden Befehls, während im Präsens das dauernde liegt; und eben defswegen

Digitized by Google

gehört es zu den feineren Atticismen in dem Dialog den aoristischen Imperativ zu gebrauchen, der mit Leichtigkeit über das Geheifsene oder Befohlene hineilt, während die Präsensform dabei verweilt. Und aufser dieser Unterscheidung der Zeitverhältnisse läfst sich nicht blofs im Griechischen eine Zeitform der vollendeten Handlung des Imperativs nachweisen (Kühner §. 439, Anm. 1.), sondern auch im Lateinischen: *Jacta* alea *esto!* Vos *admoniti este!* u. dgl.

Bei dem attributiven Satzverhältnisse (§. 227 ff.) bemerkt der Verf. S. 87, dafs der partitive Genitiv von dem attributiven wesentlich verschieden ist; dieſs gilt in so fern von dem deutschen partitiven Genitiv (z. B. der Brüder sind drei), als dieser eintreten kann, ohne dafs eine partitive-Bedeutung damit verknüpft ist, indem alle Brüder zusammen, die hier bezeichnet werden, drei sind. — Indefs läfst sich sowohl der eigentliche partitive Genitiv so gut als jeder andere Genitivus (sey er ein attributiver oder objectiver oder prädicativer) aus der Grundbedeutung dieses Casus herleiten, wie ich in meiner lateinischen Schulgrammatik nachgewiesen zu haben glaube. —

Wenn sich der Verf. S. 102 auf das Indische beruft, woselbst der objective Genitiv (z. B. Erbauer der Stadt) durch einen Accusativ bezeichnet würde, so lag hier gar nicht fern, auch an das Griechische zu erinnern: τὰ μετέωρα φροντιστής, und an das alt-römische in Plautus: quid tibi curatio *hanc rem?* —

Die Apposition zählt der Verf. natürlicher Weise zu dem attributiven Satzverhältnisse; allein es scheint auf einer minder richtigen Würdigung der Apposition zu beruhen, wenn der Hr. Verf. S. 105 behauptet, dieselbe stehe immer nach dem dazu gehörigen Nominalbegriff; und wenn er dagegen §. 234. Prinz Eugen, König Darius u. dgl. nicht als Verhältnisse der Apposition und doch als eine attributive Verbindung annimmt. — Die ganze Lehre von der Apposition stellt sich völlig in's Klare, wenn wir bei der Verbindung zweier Substantiva in gleichem Casus dieselbe Verschiedenheit der Bedeutungen annehmen, die auch bei der Verbindung eines Adjectivs mit einem Substantiv vorkommen kann; wobei sich freilich ergiebt, dafs das schon oben angeführte: Nemo saltat *sobrius,* senatus *frequens* convenit, als eine zum Theil attributive Verbindung zu nehmen sey, so gut als: Junius aedem salutis, quam *consul* voverat, *censor* locaverat, *dictator* dedicavit; der Apposition angehört. — Ich möchte mir hier wieder erlauben, auf meine lat. Grammatik §. 571. hinzuweisen. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 71. HEIDELBERGER 1838

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Becker: Ausführliche deutsche Grammatik. 2e Abth.

(Beschlufs.)

Den gröfsten Theil der vorliegenden zweiten Abtheilung nimmt die Behandlung des objectiven Satzverhältnisses ein, welches auf das attributive folgt. Es enthält dieser Abschnitt sehr viele treffliche Bemerkungen, die zur Erklärung und Aufhellung der Ansichten des Verf. und zur Beleuchtung der sprachlichen Verhältnisse überhaupt die schätzbarsten Beiträge enthalten. Besonders reichhaltig sind auch die Belege über den Casusgebrauch in der altdeutschen Sprache, wobei jedoch Ref. auf eine bei der Anzeige der ersten Abtheilung gemachte Bemerkung zurückkommen mufs, dafs man nämlich in dieser ausführlichen Grammatik ungern das Nothwendigste der neudeutschen Constructionen vermifst, wie es in der Schulgrammatik, wozu diese einen Commentar bildet, aufgeführt wird. — Durch die Übergehung alles dessen, was auf der Construction oder dem Gebrauche eines einzelnen Wortes beruht, erhält diese ausführliche Grammatik eine gewisse Lücke, oder eine Unselbständigkeit, wodurch sie ohne die Schulgrammatik nicht bestehen kann, oder zu ihrer Ergänzung der Schulgrammatik bedarf. —

Nach dem objectiven Satzverhältnisse kommt die Lehre von den zusammengesetzten Sätzen. — Ohne hier in das einzelne einzugehen, dürfen wir von dem Verf. rühmen, dafs es ihm zuerst gelungen ist, auf eine genügende Weise alle Arten der zusammengesetzten subordinierten Sätze in der Art zu zergliedern, dafs der zusammengesetzte Satz in all seinen Theilen dem unzusammengesetzten Satze völlig conform entwickelt und zergliedert wird. —

Den letzten Abschnitt bildet die Wortfolge, die vielleicht besser Wortstellung genannt würde, nachdem der Verf. in seiner frühern Ausgabe ihr den minder passenden Namen Topik gegeben hatte. Durch die Methode des Verf. hat auch dieser Theil der Grammatik sehr wesentliche Aufklärung erhalten. Seine in's Einzelne gehenden Bemerkungen geben diesem Theile der Grammatik eine Bestimmtheit, welche früher in demselben durchaus nicht vorhanden war, und es ist unstreitig, dafs die Art und Weise seiner Erklärungen auch für andere Sprachen ein entschiedenes Licht zur Aufhellung der topischen Verhältnisse der zu einem Satze verbundenen Wörter enthält. —

Als dritte Abtheilung hat der Verf. versprochen die Orthographie nachfolgen zu lassen, und Ref. möchte hier nur

Digitized by Google

noch darauf aufmerksam machen, dafs es dabei wünschenswerth wäre, diesem dritten Theile ein ausführliches Register anzuhängen, wodurch der fortgesetzte Gebrauch des werthvollen Buches erleichtert würde. —

Ref. ist der festen Überzeugung, dafs Hr. Becker in Beziehung auf die Klarheit seiner Darstellungsweise, und die Gründlichkeit seiner Forschungen unter den neuern Grammatikern, die sich bemühten, die logischen Verhältnisse der Sprache zu entwickeln, und das willkürlich scheinende Formelle der Sprache auf einen logisch gestützten Grund zurückzuführen, mit Recht einen der ersten Plätze einnimmt. Und wenn auch sein System manichfachen Widerspruch erfahren hat, so ist es ihm doch mehr als den frühern allgemeinen Grammatiken und Ursprachlehren gelungen, das logische Princip der Sprache hervorzuheben und anschaulich zu machen. — Der schöne Doppelsinn des griechischen λόγος, wodurch sowohl die geistige Thätigkeit der Vernunft als die Manifestation derselben durch die Sprache bezeichnet wird, hat in Hrn. Becker einen sehr würdigen Interpreten gefunden. — Und wenn schon ein alter schwärmerischer Philosoph sagt: „Das Wort ist der ewige Anfang und bleibt's auch ewig. Wenn du ansiehst die Tiefe des Himmels, die Sterne, die Elemente, die Erde und ihre Erzeugungen; so begreifst du mit deinem Auge freilich nicht die helle und klare Gottheit, ob sie wohl auch darinnen ist: so du aber deinen Gedanken erhebst und denkest, so brichst du durch den Himmel aller Himmel und ergreifest Gott bei seinem heiligen Herzen;" — so sehen wir hierin wohl eine Andeutung, dafs die Bestrebungen des Hrn. B. und der neuern Grammatiker nicht blofs unserer Zeit angehören: aber gerade die Art und Weise, wie Hr. B. die Erscheinungen der Sprache in sein Denken aufnahm und sie daraus entwickelte, die Nüchternheit und Umsicht, die ihn vor manichfaltigen phantastischen Zusammenstellungen und minutiösen logischen Unterscheidungen seiner Vorgänger verwahrte, wird ihm nicht nur in der Sprachwissenschaft ein bleibendes Verdienst, sondern selbst bei seinen Gegnern eine ehrenhafte Anerkennung verschaffen.

In dieser Überzeugung scheidet Ref. von dem Verf., den er durch seine obigen auf das Einzelne gehenden Gegenbemerkungen nicht weniger als verkleinern wollte, indem er dadurch nur seinerseits einen kleinen Beitrag zu den verdienstvollen Leistungen des Verf. zu geben versuchte.

Rastadt. *Feldbausch.*

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN.

Studien im Gebiete der Heilwissenschaft von Dr. Heyfelder, Leibarzt und Medicinalrath in Sigmaringen. Erster Band. Stuttgart, Hallberger'sche Verlagshandlung. 1838. 310 S. in gr. 8. (Mit einer Steindrucktafel.)

Indem Ref. sich des Auftrages entledigt, den Lesern der Jahrbücher über diese Schrift Bericht zu erstatten, sieht er sich zu seinem Bedauern genöthigt, denselben auf eine kurze Angabe ihres Inhaltes und eine Charakteristik der wissenschaftlichen Bestrebungen des Verf., wie sie aus der Schrift hervorleuchten, zu beschränken, indem es bei der Mannichfaltigkeit, Reichhaltigkeit und Wichtigkeit der in diesen „Studien" besprochenen Gegenstände nicht möglich wäre, auf eine mehr in's Einzelne gehende Darlegung des Inhaltes sich einzulassen, die nothwendig die Gränzen weit überschreiten müfste, welche der in Betracht der Berücksichtigung so vieler Fächer beschränkte Rahmen der Jahrbücher der gegenwärtigen Anzeige vorschreibt.

Die in diesem ersten Bande enthaltenen Abhandlungen gehören sämmtlich dem Gebiete der praktischen Heilkunde an; an ihrer Spitze steht mit Recht ein offenbar mit besonderer Vorliebe bearbeiteter Aufsatz §. 1. über die Pleuritis chronica oder die exsudative schleichende Brustfellentzündung, in welchem der Verf. vorzüglich die Diagnose dieser Krankheit in ein helles Licht zu setzen und, die Therapie betreffend, mit den Vortheilen der Paracentese der Brusthöhle bekannt zu machen sich bemüht; sodann folgen Abhandlungen und theilweise kürzere Aufsätze 2) über Lungenabszesse, 3) den Lungenkrebs, 4) den Leberkrebs, 5) die Melanose der Leber, 6) die Haemorrhagia hepatis, 7) die Scirrhus- und Markschwammbildung der Milz, 8) den Magenkrebs, 9) den Krebs der Clitoris und der grofsen und kleinen Schamlefzen, 10) den Zungenkrebs, 11) das eigenthümliche Zittern der Finger der rechten Hand beim Schreiben, das zuerst von Dr. Gierl in Lindau zur Sprache gebracht worden ist, 12) die rheumatische Entzündung des Herzbeutels, 13) die angeborne sowohl als die erworbene Blausucht, 14) die vom Verf. sogenannte Cynanche sublingualis typhodes, auf welche von Ludwig in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Ärzte gelenkt hat und die im medicinischen Correspondenzblatt des würtembergischen ärzlichen Vereins mehrfach besprochen worden ist, 15) die Spätgeburten, 16) die Graviditas tubo-uterina, 17) die Entfernung eines ungewöhnlich grofsen Gebärmutterpolypen, und 18) das Coloboma Iridis. In einem Anhang finden sich nachträglich noch Beobachtungen, die sich auf die unter

Digitized by Google

Nro. 1. und Nro. 11. besprochenen Gegenstände beziehen, mitgetheilt. Ref. erinnert sich, vom Verf. schon früher in Zeitschriften Mittheilungen über einzelne der oben genannten Leiden gefunden zu haben; indessen scheinen derartige Arbeiten hier vollständig umgearbeitet zu seyn.

Der Gang, den der Verf. bei seinen Untersuchungen befolgt, ist im Allgemeinen folgender: voran stellt er selbstbeobachtete Krankheitsfälle, bei deren Schilderung er sich eben so von einer langweiligen Weitschweifigkeit wie von einer wesentliche Züge vernachläfsigenden Kürze entfernt zu halten weifs; er tritt uns aus diesen Krankheitsgeschichten als ein besonnener, in der Diagnose umsichtiger, in der Behandlung die Einfachheit und ein mehr exspektirendes Verfahren liebender, bei entschiedenen Indictionen aber auch entschieden und mit der gehörigen Energie auftretender Praktiker entgegen, dem besonders durch eine consultative Praxis ein reiches Feld der Beobachtung zu Gebot steht. An die eigenen Beobachtungen reiht er öfters Krankheitsfälle an, deren Geschichte ihm von andern Ärzten mitgetheilt wurde. Von dieser Basis ausgehend, sucht er sodann die Ätiologie, die Symptomatologie, Diagnose, Prognose und Behandlung des betreffenden Leidens, unter steter Berücksichtigung der einschlagenden Literatur, zu beleuchten; und nach wiederholtem Durchlesen der Schrift, kann Ref. die Versicherung ertheilen, dafs er nicht einen unter den vorliegenden Aufsätzen gefunden hat, in welchem nicht in irgend einer der erwähnten Beziehungen über das darin verhandelte Leiden neue beachtenswerthe Aufschlüsse gegeben wären. Besonders bringt der Verf. für die Diagnostik, diesen Grundpfeiler eine soliden Therapie, sehr schätzbare Materialien bei und erscheint hier als ein mit den neuern wissenschaftlichen Bestrebungen der französischen Heilkunde innig vertrauter und denselben mit glücklichem Erfolg nacheifernder Gelehrter, in sofern er sich weit mehr, als sonst bis jetzt noch in Deutschland gewöhnlich ist, der akustischen Explorationsmethode bedient und die pathologische Anatomie in die engste Verbindung mit der praktischen Heilkunde zu setzen sich bestrebt. Von der Sucht, glänzende Kuren zu berichten, sich frei haltend, scheint er vielmehr gerade solche Krankheitsfälle vorzugsweise gern mitzutheilen, wo der tödtliche Ausgang das Bild der Krankheit durch die Untersuchung der im Leichnam stattgefundenen krankhaften Veränderungen zu vervollständigen gestattete; und er bewegt sich hier in einer Richtung, die gewifs die geeignetste ist, die praktische Medicin von manchen Schlacken zu reinigen und sie ihrer weiteren Vollendung entgegen zu führen. Möge er auf der betretenen Bahn fortfahren und durch sein Beispiel auch Andere zu ersprieſslichen Bestrebungen anregen! Der alte Spruch: Qui bene dignoscit, bene curat, sollte den Arzt auf allen

Digitized by Google

Schritten begleiten, und die Konstatirung einer einzigen diagnostischen Thatsache ist für die Medicin von gröfserem Werth als hundert neue Rezeptformeln; die ergiebigste und lauterste Quelle aber für diagnestische Forschungen sind Leichenöffnungen.

Stuttgart. *V. A. Riecke.*

ALTERTHUMSKUNDE.

1) *Die Alterthümer in der Umgegend von Rottweil am Neckar. — Dritter Jahresbericht des Rottweiler archäologischen Vereins Von Bergrath Friedrich von Alberti in Wilhelmshall. Mit einer Steintafel. — 30 Seiten in klein 8. ohne Jahr und Druckort, aber vom Jahre 1837.*

2) *Mittheilungen der zürcherischen (Züricher) Gesellschaft für vaterländische Alterthümer. I, 1837. 8 Seiten in gross 4. mit drei Tafeln schöner, zum Theile colorirter Abbildungen.*

3) *Mittheilungen derselben Gesellschaft. II, 1838. 16 Seiten in gross 4. mit einer Tafel eben solcher zum Theile colorirten schönen Abbildungen.*

4) *Über Alterthums-Gegenstände, auf welche die Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer die Aufmerksamkeit ihrer Mitglieder und sonstiger Freunde und Beförderer der Forschungen über den frühesten Zustand des Vaterlandes und seiner Bewohnung hinzuleiten wünscht. Eine Ansprache, im Auftrage des Vorstandes der königlichen schleswig-holstein-lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer in Kiel, entworfen und ausgearbeitet von F. v. Warnstadt. Kiel, gedruckt bei E. F. Mohr. 1835. 72 S. in gr. 8.*

5) *Erster Bericht der königl. schleswig-holstein-lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer. Erstattet von dem Vorstande gedachter Gesellschaft. August 1836. Mit zwei lithographirten Tafeln. Kiel, gedruckt bei E. F. Mohr. 80 S. in gr. 8.*

6) *Zweiter Bericht dieser Gesellschaft. Januar 1837. Mit einer lithographirten Tafel. 40 S. in gr. 8.*

7) *Dritter Bericht eben dieser Gesellschaft. Januar 1838. Mit einer Lithographie. 70 S. in gr. 8.*

8) *Abhandlung über einen im Fürstenthume Eichstädt entdeckten altdeutschen Familiengrabhügel. Von Dr. Fr. Anton Mayer, correspondirendem Mitgliede der königl. baier. Akademie der Wissenschaften und Stadtpfarrer in Eichstädt. Mit einer Steindrucktafel. Bamberg bei Joh. Cas. Dresch. 1835. 56 S. in 8.*

Digitized by Google

9) *Abhandlung über einen im Fürstenthume Eichstädt entdeckten Grabhügel eines altdeutschen Druiden (einer altdeutschen Druidinn). Von demselben. Mit zwei Steindrucktafeln. München, 1836. Druck und Verlag von George Jaquet.* 48 *S. in* 8.

10) *Römische Niederlassung bei Mefskirch. Entdeckt und beschrieben von Pfarrer Eitenbenz zu Bietingen. Konstanz, 1836. Gedruckt bei J. M Bannhard's Wittwe. VI und* 52 *S. Text in gr*8. *nebst* 5 *lithogr. Tafeln.*

11) *Das grofsherzogliche Antiquarium in Mannheim. I, Beschreibung der* 87 *meistens römischen Denksteine. Zusammengestellt von G Fr. Gräff, grofsherzogl. bad. Hofrath, Professor des Lyceums. Mannheim, bei Tob. Löffler.* 1837. 44 *S. in gr.* 8.

Die vorstehenden eilf Schriften sind zwar ihrem Umfange nach nur klein, aber um so empfehlenswerther wegen ihres gehaltvollen Inhaltes.

Nr. 1 ist die Fortsetzung der beiden von uns bereits in diesen Jahrbüchern (1834, S. 516 ff. und 1837, S. 931 ff.) angezeigten ersten Berichte des Rottweiler archäologischen Vereins und steht mit demselben in inniger Verbindung. Dieser Jahresbericht zerfällt eben defswegen auch in zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung läfst sich weiter aus über die bei Rottweil entdeckten so bedeutenden römischen Alterthümer. Die versprochene nähere Beschreibung der bis jetzt bei Hochmauern aufgegrabenen römischen Gebäude selbst wird nämlich auch jetzt noch nicht gegeben, und zwar aus dem Grunde, weil die Nachgrabungen noch nicht so weit vorgerückt sind, dafs ein Gebäude ganz aufgedeckt wäre; und da die dortigen römischen Fortificationen mehr oder weniger mit diesen Gebäuden zusammen hängen, so soll die Situations-Zeichnung, welche die ausgegrabenen Gebäude gibt, auch diese Fortificationen enthalten. Die Gebäude aber sind nicht mehr bis unter das Dach erhalten, sondern bis auf die Fundamente niedergerissen. Diese allein stehen noch unter dem Schutte; was über sie empor ragte, wurde auch hier, wie an so vielen andern Orten, wild durch das Feuer zerstört. Der Brand wuchs so schnelle, dafs vieles gar nicht mehr gerettet oder geraubt werden konnte. In einem Keller z. B. lag noch eine ziemliche Menge Linsen, wohl verkohlt, aber noch vollkommen erkennbar; in manchen Gefäfsen liefsen sich noch die eingetrockneten Speisen erkennen, und in einem, im Souterrain befindlichen, Stalle ruhete noch das Gerippe eines Pferdes auf seinem Dünger. Neben ihm lag ein Stück Eisen mit Widerhacken, an dem es angebunden gewesen zu seyn scheint. Die gefundenen Gegenstände sind übrigens im Allgemeinen ganz dieselben,

wie man sie überall in römischen Trümmerstätten mehr oder weniger erhalten, schön und zahlreich findet. Der Hr. Verf. theilt sie ein in: a) Gegenstände des Cultus, z. B. Götterbilder; b) Schreibwerkzeuge: Griffel von Eisen und Bronze; c) Ornamente, z. B. ein Ochsenkopf in getriebener Arbeit von Bronze; d) Luxus-Gegenstände: Haarnadeln, Fibulä, Kettchen, Ringe, Knöpfe etc. etc.; e) Hausgeräthe: ein vergoldet gewesener Schlüssel, Reste eines Seihers, ein grofser Schöpflöffel, Messer verschiedener Art, eine grofse Gabel, Nadeln, Wirtel, Nägel etc., eine grofse zusammen gewickelte, dünn ausgetriebene Bleiplatte, welche an 80 Pfund wog, Glasreste in grofser Menge, zum Theile von der höchsten, das böhmische Glas vollkommen erreichenden Feinheit, die, je feiner sie sind, um so weniger den bekannten Perlmutterglanz haben, Gefäfsreste in bedeutender Menge und von jeder Art, zumal auch aus der bekannten terra sigillata und mit den mannigfaltigsten in Basrelief erhabenen Figuren, so wie aus Serpentin; f) Waffen: Lanzenspitzen, Schwertstücke, Schleudersteine etc. und g) Münzen aus Silber und Erz. Besonders beachtenswerth sind unter diesen Gegenständen ein kleiner nur drei Zoll hoher schöner Zeus aus Bronze, die Bleiplatte, deren Gebrauch sich der Hr. Verf. eben so wenig erklären kann, als die zürcherischen Mittheilungen (II, S. 15. D) die Bestimmung der grofsen Bleitafeln, die man auch in den römischen Trümmern auf dem Schatzbuckel bei Kloten gefunden hat, auszumitteln vermögen (aber diese Bleiplatten wurden höchst wahrscheinlich auch, wie in Pompeji, in den edlern Gebäuden zwischen den Mauern und dem Stuck mit zahlreichen Nägeln befestigt, um von dem Stuck das Eindringen der Feuchtigkeit aus der frisch erbauten Mauer abzuhalten, s. das Kunstblatt zu dem Morgenblatte von 1833, Nr. 41, S. 102), und die Namen der Verfertiger auf den Geschirren von terra sigillata. Denn diese Namen stehen nicht blofs allein im Nominative oder Genitive ohne Zusatz: Buocus, Verecundi, oder haben das gewöhnliche *f.* oder *fec.* bei sich: Justus f., Atto fec., sondern sie haben auch bisweilen ein *M.* (manu) nach sich: Secundi m., oder sogar die ungewöhnlichere Beifügung von *o., of. off.* (officina): o Jacui, Sunnai o., of. Calvi, off. Everi. Es waren also in der reichen Römerstadt ganze Gefäfs- oder vielmehr, nach unsrer Weise uns auszudrücken, Porzellan-Fabriken; und auf dem Boden einer Schale ist nicht undeutlich zu erkennen das Aris Flaviis in den Zeichen: AR. FL. Die gefundenen Münzen gehen bis zur Zeit des Alexander Severus, bis zum Jahre 229.

Die zweite Abtheilung handelt weiter von den deutschen Alterthümern und berichtet, dafs man bei den Nachgrabungen an Hochmauern mit einem Male, auf höchst über-

raschende Weise mitten unter römischen Trümmern, bei etwa 7 Fuſs Tiefe, auf eine Reihe Gräber stieſs, welche mit unbehauenen Kalksteinen umfaſst und mit groſsen rauhen Kalksteinplatten bedeckt waren. Es sind Familiengräber ohne eine bestimmte allen gemeinsame Richtung, welche Männer, Weiber, Kinder enthalten und in deren jedem ein Leichnam liegt, öfter auch zwei Leichname über einander, immer ohne alle Mitgabe, ohne allen Schmuck und alle Waffen, ruhen. Sie haben durchaus nichts Römisches an sich und auch nicht die gewöhnliche Richtung der frühen christlichen Gräber von Abend nach Morgen. So ist der Hr. Verf. nicht abgeneigt, sie für die Gräber der Zerstörer der römischen Niederlassung zu halten. Allein diese waren sonder Zweifel Germanen und zwar noch heidnische Germanen; und diese haben ihren Todten Hügel gebaut und Mitgaben mit in das Grab gegeben. So möchten es dennoch spätere christliche Gräber seyn. — Herr von Alberti macht zuletzt noch die interessante Bemerkung, daſs sich in der Gegend von Rottweil überhaupt vier Arten alter Gräber unterscheiden lassen: die eben genannten, die altdeutschen Todtenhügel, das Leichenfeld bei Bühlingen und die Gräber bei Oberflacht, Oberamt's Tuttlingen, in welchen gewiſs allerdings Leichname (nicht irdene wahrscheinlich mit Asche angefüllte Gefäſse) in unbehauenen ausgehöhlten Baumstämmen beigesetzt sind. Denn man findet diese letzte Art der Beisetzung nicht bloſs in Würtemberg, sondern auch in Groſsbrittannien, Schleswig, Meklenburg und Böhmen (s. den sechsten Jahresbericht an die Mitglieder der sinsheimer Gesellschaft S. 38 und 34, und dazu den dritten Bericht der königl. schleswig-holstein-lauenburgischen Gesellschaft S. 22).

Nr. 2 und 3 sind die ersten Gaben einer erst neu gegründeten Gesellschaft, mit denen sie auf eine sehr empfehlende Weise in die Reihe der Schwestergesellschaften eintritt. Sowohl die schönen Zeichnungen, als der klare wohl geordnete, einfache und geistvolle pünktliche Text machen diese Mittheilungen jedem Alterthumsfreunde sehr angenehm. Nr. 2 enthält die ausführliche Beschreibung einiger in der Nähe von Zürich befindlichen Grabstätten, deren Entdeckung und Eröffnung die Veranlassung zur Stiftung der Züricher antiquarischen Gesellschaft gab, die sich den Zweck gesetzt hat, „sämmtliche Alterthümer der Schweiz, sowohl celtische als römische und mittelalterliche (wohl auch germanische) zu sammeln und durch Abbildung, Beschreibung und Erläuterung derselben das Interesse für solche Gegenstände in einem gröſsern Kreise zu beleben und zu erhalten.“ Jene Grabstätten aber befinden sich auf dem Burghölzli und auf der Forch. Burghölzli heiſst aber der Gipfel eines an eine

lange Hügelreihe sich anlehnenden waldigen Bergvorsprunges, eine Viertelstunde von Zürich an dem östlichen Ufer des Sees. Man hat da die entzückendste Aussicht, und er trug einst das Stammschloſs der Biberlin und an seinem westlichen Abhange die kleine Burg Weineck. Doch die Zeit hat beide dahin genommen, und es sind kaum noch Mauerspuren derselben zu suchen. Das einzige, was bisher, der Zerstörung trotzend, in seiner ursprünglichen Form geblieben, waren drei alte mit hohem Gesträuche überwachsene Todtenhügel; ein vierter war bereits auch schon von frevelnder Hand zerstört. Sie hatten ganz die Form der germanischen Todtenhügel und enthielten zum Theile schichtenweise über einander ruhende, nach allen Weltgegenden gerichtete, menschliche Skelette mit den gebräuchlichen Mitgaben: Gefäſsen, Werkzeugen, Waffen und Schmuck, zumal auch noch mit den Ringen um den Hals und die Handwurzel, dabei jedoch auch schon mit einer Haarzierde aus zweifach spiralförmig aufgewundenem Golddrahte. Characteristisch ist, daſs man den einen Hügel fast ganz aus Kieselsteinen eines nahen Baches, wie die Hügel an dem Frauenwege bei Wiesenthal (s. die Beschreibung der alten deutschen Todtenhügel bei Wiesenthal in dem groſsh. bad. Unter — nicht Mittel — Rheinkreise von dem Referenten S. 8 und 9) aufgebaut hat, und daſs nicht alle Todten gleich ehrenvoll in besondern Gräbern, sondern verschiedene unter schweren, absichtlich auf sie gebrachten Steinen zerdrückt lagen. Es sind höchst wahrscheinlich nicht Familiengräber, sondern Ehrenhügel, für einzelne Personen, denen treue Diener mit in das Grab folgten, wohl auch erschlagene (geopferte) Feinde unter jenen Steinen beigelegt wurden. — Forch, ursprünglich wohl Furca, wird ferner ein Paſs genannt, welcher über die erwähnte Hügelreihe aus dem Limat-Thale in das Glatt-Thal führt. Nicht weit von der Höhe desselben, auf der man auch eine auſserordentliche Aussicht hat, entdeckte man bei dem Pflügen die andern Grabstätten, nämlich eine Reihe Gräber ohne alle Hügelbedeckung, in denen 16 bis 20 menschliche Skelette, mit ausgestreckten Gliedern und den Kopf nach Osten gerichtet, parallel neben einander lagen. Diese Todte hatten auch nicht mehr den noch rohern Schmuck der Hals- und Armringe, sondern in einem dieser Gräber wurden Korallen von Bernstein und gelb gefärbter Glasmasse nebst zwei groſsen bronzenen Ohrringen gefunden. Und wenn die züricher Gesellschaft glaubt, es sey am sichersten, diese Grabstätten als celtisch zu betrachten; so sind wir vielmehr geneigt, sie für allemannische zu erklären, und zwar die Todtenhügel auf dem Burghölzli für noch heidnisch-allemannische, das Leichenfeld auf der Forch aber für einen schon christlich-allemannischen Gottesacker; gleichwie wir dieses

in unsrer Beschreibung der alten deutschen Todtenhügel bei Wiesenthal (S. 27—32) vollständig aus einander gesetzt haben. — Wenn aber also Nr. 2 von Deutschen Alterthümern handelt, so gibt uns

Nr. 3. Bericht über eine Römische Niederlassung. Bei dem Pfarrdorfe Kloten (von Claudia), zwei Stunden von Zürich, erhebt sich nehmlich eine sanfte Erdanschwellung, welche sich einige 1000 Fufs weit von Osten nach Westen erstreckt und jetzt, weil daselbst Schatzgräberei getrieben wurde, der Schatzbuckel heifst, früher aber den Nahmen „Aalbühl" (ad aquilam) hatte. Die Lage ist die schönste, die man sich denken kann, und dort war die besagte Römische Anlage. Die Regierung von Zürich hat schon in dem Jahre 1724 Nachgrabungen daselbst veranstaltet, und der damalige Archidiakon Joh. Baptist Ott hat die Resultate der letztern noch in demselben Jahre in einer eigenen Druckschrift bekannt gemacht. Einen zweiten *noch* ausführlichern Bericht hat 1727 der Chorherr Breitinger in den Amoenitates litterariae gegeben. Da aber die Vorstellungen dieser Gelehrten noch über Manches gar irrig waren, so hat die antiquarische Gesellschaft in Zürich die so höchst interessante Römische Bauanlage nochmals, und zwar in ihrem ganzen Umfange, entblöfsen lassen, theils um die wahre Bestimmung derselben endlich auszumitteln, theils um die Art kennen zu lernen, wie in diesem Klima und bei dieser Örtlichkeit Römischen Bedürfnissen ein Genüge geleistet werden konnte. Die Resultate sind sehr befriedigend ausgefallen. Die Anlage bestand aus zweien schönen Römischen Gebäuden, einem nördlichen mit 7 und einem südlichen mit 24 Abtheilungen, die in dem zweiten oder vielleicht schon ersten Jahrhunderte erbaut wurden und wenigstens bis zum Jahre 317 standen oder immer wieder, wenn sie eine Zerstörung erlitten, von neuem hergestellt wurden. Beide machten Eine Anlage aus und das eine ergänzte das andere sichtbar in seinen Räumen. Viele der Zimmer sind mit der unterirdischen Heitzungsvorrichtung, mit den Hypocausten, versehen, durch die man in dem Winter die Böden der Zimmer erwärmte, während zugleich Röhren längs den Wänden senkrecht neben einander und durch viereckige Löcher, die in der Mitte derselben angebracht waren, unter sich in Verbindung standen. Durch diese Wandkanäle, die zugleich als Luftzüge dienten, wurden die Zimmer auch von der Seite erwärmt. Dieselben hatten zum Theile auch vortreffliche Mosaik-Fufsböden mit geschmackvoll gezeichneten geometrischen Figuren und enkaustisch bemahlte Wände. Es zeigten sich auch verschiedene Badegemächer und die Wand des einen derselben war mit grofsen nach der Ründung des Zimmers geformten und paarweise mit einem eiser-

en Haken an die Mauer befestigten Backsteinen ausgelegt, leichwie diese Einrichtung auch bei Pforzheim und, von ns selbst, bei Walldorf gefunden worden ist (s. den dritten ahresbericht an die Mitglieder der Sinsheimer antiquar. Gesellschaft S. 34, 52 und 53). Der Boden eines bedeutend efer liegenden und theils für die Zubereitung von Lebensmitteln bestimmten, theils als Heitzungsort der Zimmer dienenden Raumes war einen halben Fufs hoch mit Asche und Kohlen bedeckt, worin sich eine grofse Menge Knochen von chweinen, Hirschen u. s. w. und so viele Scherben verschiedenartigen Geschirres vorfanden, dafs sie drei bis vier rofse Körbe anfülleten. Doch trug hier überhaupt auch icht ein Stück eines Gefäfses den Namen eines Töpfers an ich, wiewohl man Gefäfse von der schönsten und feinsten rt traf, die selbst ursprünglich theilweise vergoldet waren. Ziegel fanden sich mit dem Stempel der eilften und der einnd zwanzigsten Legion. Die Beschaffenheit jener Knochen ieferte den auffallenden Beweis, wie wenig man von dem nsehen derselben auf ihr Alter schliefsen kann. Denn die ort gefundenen waren, als durch die trockne Erde vor Verwesung geschützt, noch mit Gallerte angefüllt und schienen risch zu seyn. — Und fragen wir endlich nach der Bedeuung dieser Gebäude, so müssen auch wir der Ansicht beiflichten, dafs sie eine jener Römischen Mansiones oder Nachtquartiere zur Aufnahme und Beherbergung reisender Magistrate, ja auch wohl der Imperatoren selbst, gewesen eyen. — Dem Ganzen ist beigefügt ein sehr belehrendes Verzeichnifs der antiken Gegenstände, die bei den Ausgrabungen von 1724 und 1837 gefunden wurden. Hinsichtlich ler Töpferwaren wird die sehr zu beachtende Bemerkung emacht: „Es wäre der Mühe werth zu untersuchen, wie ler Stoff, die Form und die Farbe sich gegenseitig verhielen. Weder hier, noch bei andern Ausgrabungen haben wir . B. rothes Geschirr, auf dem allein sich erhabene Verzieungen befinden, mit eingebogenem Rande angetroffen; tellerartige Gefäfse waren nie aus schwarzen Stoffe verfertigt nd tragen nur eingedrückte Ornamente, u. s. w.“

Nr. 4 ist der Vorläufer von Nr. 5, 6 und 7, eine in dem Namen seiner Gesellschaft verfasste Ansprache eines für die Alterthumskunde bereits schon all zu frühe verstorbenen edlen Verehrers derselben an alle Alterthumsfreunde überhaupt. Herr F. v. Warnstadt macht, eine um so gedeihlichere Wirksamkeit seiner Gesellschaft vor zu bereiten, auf die näheren Zwecke und die vorgesetzten Bemühungen des Vereins, sowie auf die wesentlichsten Alterthums-Gegenstände seines Vaterlandes, ihre historische Beziehung, ihre Sammlung und Erhaltung aufmerksam. Zunächst werden als die beiden Hauptaufgaben

Digitized by Google

der Gesellschaft fest gestellt: I. Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer und II. Erforschung, so wie Erklärung und Anwendung dieser Alterthümer zur Erläuterung der ältern Geschichte, Geographie und Statistik; und es wird ausgesprochen, was diese Aufgaben zu lösen, geschehen soll; wie man will ein Haupt-Museum in Kiel anlegen, ordnen und immer mehr erweitern (ohne darum unbedingt alle Privat-Sammlungen an sich ziehen zu wollen, denn es wird mit Recht für nützlich, ja nöthig erkannt, dafs auch solche bestehen; nur wünscht man möglichst genaue Kenntniss von denselben zu erhalten und sich in das gehörige Verhältniss mit denselben zu setzen), und einen Jahresbericht und zugleich eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, so wie auch eine Charte veranstalten, in die alle Punkte eingetragen werden sollen, an denen man bisjetzt Grabhügel oder andre Monumente des Alterthums gefunden hat. — Sodann kommt eine sehr zweckmäfsige, gründliche und interessante historische Auseinandersetzung der drei wesentlich verschiedenen und um so schärfer getrennt zu beachtenden Zeitperioden, denen die Alterthumsgegenstände des dortigen Landes angehören, damit ein jeder, der solche findet, sogleich weifs, in welche Zeit er sie zu setzen hat. Es sind dies:

I. Die Periode der Urbewohnung, mit den aus grofsen Granitmassen zusammen gesetzten und einer vorodinischen Religion angehörenden Grabplätzen und Steingräbern aus einer Zeit, in der man die Todten noch nicht verbrannte und in der sich die jetzigen Moore oder Wiesen noch nicht gebildet hatten, und auf Erdschichten, auf denen diese lagern. (Wir bemerken hier nur, dafs es irrig ist, wenn S. 18 behauptet wird, dafs in den Steingräbern dieser Periode nie Metall-Sachen gefunden wurden, vergl. dagegen den Text zu dem Friderico-Francisceum S. 73 und die Andeutungen über die altgerman. und slavischen Grabalterthümer Meklenburgs S. 25 von G. C. F. Lisch).

II. Die Periode der germanisch-heidnischen Bewohnung, mit runden Grabhügeln aus der odinischen Zeit mit Aschen- und Knochenurnen der nunmehr häufig (gewifs nicht allgemein) verbrannt wordenen Todten. (Die eigentlichen ganz flachen, der Hügelbedeckung entbehrenden, irrig so genannten Heidenkirchhöfe mit ihren zahlreichen Knochenurnen erkennt man immer allgemeiner für wendische Grabstätten.)

III. Die Periode der Christlichen Bewohnung bis ins Mittelalter, mit ihren Kirchen, Thürmen, Bildwerken, Inschriften, Altären, Taufsteinen, Taufbecken u. s. w.

Den Schlufs machen endlich ein Verzeichniss der Alterthümer, die sich an dem Johannis 1835 schon in dem Museum

Digitized by Google

i Kiel befanden, eine Bekanntmachung des Vorstandes der esellschaft und ein Verzeichnifs der bis zum August 1835 erselben beigetretenen Mitglieder. Es waren derselben daals schon 366.

F. v. Warnstadt's Ansprache bildet gleichsam das Funament, auf das Nr. 5, 6 und 7 oder die drei ersten Beichte der Kieler antiquarischen Gesellschaft geründet sind. Sie haben sämmtlich ihre stehenden Rubriken, idem der Inhalt derselben zerfällt in:

I. Den Bericht des Vorstandes.

II. Das Verzeichnifs derjenigen Sachen, mit elchen das Museum vermehrt worden ist,

III. Das Verzeichnifs der von der Gesellschaft eiter erworbenen Bücher und Zeichnungen,

IV. Das Verzeichnifs der abgegangenen und neu eigetretenen Mitglieder der Gesellschaft, und

V. Die revidirte Rechnung über Einnahme und usgabe der Gesellschaft vom Umschlage des letzten ahres.

Dazu kommt noch die Erklärung der angefügten Tafeln nd Lithographien. Der Zustand der Gesellschaft ist ein ehr gedeihlicher. Das Museum und die Büchersammlung nehren sich immer mehr, und die Zahl der Mitglieder war m Januar 1838 schon 425. Übrigens war der Vorstand der Gesellschaft fürs erste weniger darauf bedacht, selbst Ausgrabungen zu unternehmen, als sich vollständige Kunde über lle noch vorhandenen Denkmäler des vaterländischen Alterhumes zu sammeln, und die Berichte desselben verbreiten ich hauptsächlich über die zahlreichen und oft äufserst intessanten, von allen Seiten her erhaltenen Nachrichten. Es st um so mehr zu rühmen die Freundlichkeit und Gefälligkeit, mit der man dort demselben entgegen kommt, als man iese nicht überall antrifft. In das Einzelne zu gehen, würde ns zu weit führen. Wir machen nur aufmerksam: auf die durch die Gröfse ihrer Bausteine und ihren Umfang sich auszeichnenden Riesenbetten auf Fehmern, die selbst 300 bis 400 Fufs lang sind und eine grösere Ansammlung von Gräbern enthalten; — auf die vielen Grabhügel auf Sylt, in denen man nicht nur kleine blaugrüne gläserne Urnen, sondern auch goldne Armspangen und Schmucksachen ausgegraben hat; — auf die zwei goldenen Schalen und den goldenen Armring, welche auf dem Gute Depenau in Holstein, und auf die zwei spiralförmigen, sehr dicken goldenen Fingerringe, und die zwei, zur Zahlung, abgehauenen Stücke von Goldringen, die in einem Torfmoore gefunden worden sind, sowie auf den bei Fleckebuy, zwischen Schleswig und Eckernförde, an Tag gekommenen goldenen Spiral-Fingerring; — auf die fast unglaubliche Menge von Thierknochen, welche der Kuhhofer Burgwall bei der Stadt Oldenburg ent-

hielt, die zum Theil zu Schreibfedern, Pfriemen, Nadeln, u. s. w. verarbeitet oder überhaupt blofs zugespitzt waren, und unter denen sich mehrere irdene Töpfe, Schleifsteine von Schiefer, Spindelsteine von Thon, an 100 Fuder Flintsteine, Pfeilspitzenvon Eisen, ein silberner Bracteat, eiserne Sporen und ein Hirschfänger fanden, — auf einen merkwürdigen Fund auf der Insel Falster, der bestand in einer Anzahl Silberstücke, zumal cufischer in Samarcand, Bagdad, Enderabad u. s. w. gemünzter, in Silberbarren, in Ringsilber, das auch ein gewöhnliches Zahlungsmittel war, in einer Art runder Schnallen mit geflochtenen und Schlangenzierrathen und in vollständigen Hals- oder Haar-Ringen und in Handgelenks-Ringen; — auf jene rohen Holzsärge, die man nicht blofs auch dort, sondern wie schon gemeldet, bis nach Süddeutschland hinauf findet; — auf die bekannten mysteriösen erzenen Taufbecken, die man auch in Kirch-Nüchel in Wagrinn und auf Pellworm in Schleswig noch hat; — auf die besondere Art der Erhaltung der Gebeine in den ältesten Steingräbern auf Arröe, wo man die Leichname in einen äufserst zähen Letten von dunkelgelber, fast brauner Farbe auf dem Boden der Gräber eingepackt und sie darauf drei bis vier Ellen hoch mit zerstofsenen Feuersteinen und mit Erde bedeckt hat; — und endlich vorzüglich auf die Bemerkungen und den Reisebericht des Herrn Professors Michelsen von Kiel.

In Nr. 6 macht Derselbe nemlich theils aufmerksam auf die deutsche, in dem Norden noch sehr gebräuchliche und da „Bomärke" genannte Hausmarke, die nicht allein in ihrer mannigfaltigen und doch einfachen Gestaltung und Form für die Sphragistik eigenthümlichen Werth, sondern auch für die deutschen und nordischen Rechtsalterthümer dadurch eine vorzügliche Bedeutsamkeit hat, dafs sie in frühern Zeiten als festes Zeichen des Eigenthums constant gebraucht wurde, und sucht er zur reichern Mittheilung solcher Hausmarken zu veranlassen; theils bringt er die schon so viel besprochene Sache der Bau- oder Steinmetzzeichen an alten Kirchen und Thürmen (auch auf der Südseite der Thurmmauer der Gottorfer Kirche) in neue Anregung, und stellt er vielmehr, anstatt dafs Andere die Monogramme der Künstler, der Buchhändler, sowie die Merkzeichen der Kaufleute auf Tonnen, Kisten und Ballen als den Bauzeichen verwandt betrachten, die Frage, ob diese Zeichen nicht eher mit den Hausmarken zusammen hängen, und ob nicht zwischen den Hausmarken und Steinmetzzeichen ein solcher Zusammenhang obwaltet; dafs sie in ihrer ursprünglichen Form und Anwendung mit einander zusammen fallen.

Und in Nr. 7 legt Herr Professor Michelsen der Gesellschaft einen sehr anziehenden Bericht über seine Reise vor, welche er in dem September 1837, nachdem er das

Secular-Fest der Georgia Augusta in Göttingen mitgefeiert hatte, von da weiter, nicht zur Erheiterung und zur Wiederbelebung schöner Jugenderinnerungen allein, sondern vielmehr mit den Interessen und mit den Blicken eines Geschichts- und Alterthumsforschers, in die reitzenden Rhein- und Neckargegenden machte. Wir heben aus diesem Berichte die zwei Hauptpunkte heraus: zuerst hat Herr Michelsen die Alterthumssammlungen in Frankfurt, Darmstadt und Wiesbaden gesehen und in diesen allen dreien keines Weges die nöthige genaue Unterscheidung und Sonderung des Germanischen und Römischen erschauet. Dieſs bestimmt ihn, auf strenge Separation des Germanischen und Römischen, und auch des Gallischen zu dringen, gleichwie auch wir das wiederholt in unsern Jahresberichten begehrt und längst bei der Anordnung unsrer Sammlung, die er eben deſswegen eine „wohlgeordnete“ nennt, pünktlich befolgt haben. Er sagt zumal: „So bestätigte sich mir eine Wahrnehmung, die ich schon längst beim Lesen antiquarischer Berichte aus Süddeutschland gemacht zu haben glaubte, daſs in demselben oft eine blinde Vorliebe für das Römische vorherrscht. Diese romanisirende Tendenz, wornach man selbst da römische Alterthümer sieht, wo augenscheinlich germanische vorliegen, muſs scharf bekämpft, und vielmehr nach einer strengen Separations-Methode verfahren werden, wenn manche oberrheinische Historiker mit dem Grabscheidt sich bei den Historikern mit der Feder in Respect setzen wollen. Diese Richtung ist fast eben so gefährlich, wie eine poetisirende Alterthümelei, deren unzeitige Sentimentalität auf den Gräbern des Heidenthums ein wesentlicher Local-Irrthum ist, indem der Alterthumsforscher, wenn er der Wissenschaft wahrhaft nützlich werden will, nach Art eines Anatomen zu untersuchen und zu beschreiben hat. — Dieser Grundsatz strenger Separation muſs auch für die Aufstellung und Ordnung der Museen die Norm an die Hand geben, wenn solche Museen bei Manchen, deren Urtheil nicht gleichgültig seyn kann, für etwas mehr als bloſse Raritäten-Sammlungen gelten sollen, und wenn es eine anerkannte Wahrheit werden soll, daſs nicht allein die Archive in den Klöstern und Kirchen, sondern auch die Archive der Heidengräber in den Wäldern zur Erkenntniſs der fernsten Vorzeit ihre verborgenen Schätze an den Tag zu geben haben.“ Und er gibt auch klar an, wie eine solche strenge Absonderung, trotz allen Schwierigkeiten, gar nichts Unmögliches ist; was wir jedoch bei ihm selbst nachzulesen bitten. Dem, der wirklich selbst öfter Germanisches und Römisches ausgegraben und sich die hier durchaus nöthige practische Erfahrung erworben hat, lösen sich von selbst alle Schwierigkeiten; er wird zuletzt über das Germanische und Römische kaum mehr in Zweifel kommen können. — — Sodann hat Herr Professor

Michelsen selbst auf dieser Reise unfern des Rheines bei dem alten berühmten Lorsch, in dem Bürstädter Walde Lorscher Revieres, in Gemeinschaft mit dem Herrn Oberforstmeister von Dörnberg Ausgrabungen unternommen. Er hat am 9. und 10. October, also in zwei Tagen oder mit der Eile eines nicht lange zu rasten vermögenden Reisenden, vier der dortigen 46 Hügel geöffnet, und zwar mit den merkwürdigsten Resultaten. Sie fanden, dafs die dortigen Hügel, obgleich sie in dem Munde des Volkes nur die Römerhügel heifsen, doch Germanische sind, in denen aber die seltenere Beisetzung von verbrannten und unverbrannten Leichnamen zugleich statt gefunden hatte, in denen Skelette und Knochenurnen sind; zumal stand auf der Mitte der Grundfläche des einen Hügels eine grofse Urne mit einer kleinen darin, um die sich rund herum fünf kleinere Beigefäfse anlehneten; sie fanden dazu (ich rechne hier auch die Gegenstände mit, welche früher Herr von Dörnberg allein ausgegraben), aufser einer Parthie ganz kurzer Goldstäbchen oder Goldstifte von der Dicke einer starken Stecknadel und vielleicht von dem Griffe eines Schwertes, nur Gegenstände von Erz; Schwerter, Messer, Lanzenspitzen, Ringe, Haarnadeln, ein Gürtelblech u. s. w., wie man solche in den Hügeln bei Braunfels, Landshut, Amberg, Eichstädt, so wie in Holstein, in Meklenburg und auf der Insel Rügen antrifft; sie fanden also bedeutende Abweichungen von den durch uns geöffneten Todtenhügeln bei Sinsheim, Ehrstädt und Rappenau; und es wäre sehr zu wünschen, dafs eine gröfsere Anzahl dieser Hügel ganz in aller Ruhe von solchen geöffnet würde, denen die Untersuchung süddeutscher Todtenhügel keine fremde Sache mehr ist.

Nr. 8 und 9 verdanken ihren Ursprung einem Manne, der längst durch die geschickte Art seiner Ausgrabung und seine zweckmäfsigen gründlichen Beschreibungen derselben allen Alterthumsfreunden rühmlichst bekannt ist und der in immer lebendigem Eifer unermüdlich für die Alterthumskunde fort wirket.

(Der Schlufs folgt.)

Digitized by Google

N°. 72. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Alterthumskunde.

(Beschluſs.)

Das altdeutsche Familiengrab, dessen Monographie Herr Dr. Mayer in Nr. 8 giebt, befand sich unfern des Pfahlgrabens, aber aufserhalb oder in Süden desselben, bei dem Pfarrorte Pfahldorf drei Stunden von Eichstädt. Es war ein Grabhügel, auf dessen aufserordentlich reiche und zusammenhängende Ausbeute zufällig, im Juni 1834, ein Landmann stiefs. Derselbe war jedoch schon von dem Daseyn solcher Todtenhügel und der Art, wie man bei der Öffnung derselben verfahren müsse, durch einen sehr angemessenen Aufsatz unterrichtet, den Herr Dr. Mayer hatte in dem Jahre 1833, eben zur Belehrung des Landvolkes, in den Eichstädter Kalender setzen lassen. Der Mann rief also den Schullehrer des Ortes, Herrn Friederich Wilhelm Schauer, zu Hülfe und öffnete den Hügel in Gemeinschaft mit dem letztern, der alles wohl beoachtete, ja selbst ein Protokoll aufsetzte, und dann den Hrn. Dr. Mayer an Ort und Stelle rief, dafs er alles sammeln konnte, was er zur Abfassung seiner Abhandlung bedurfte. Wir geben das Wesentlichste kurz in dem Nachfolgenden an:

Unter einer in regelmäfsiger Rundung von 73 Schritten Umkreis gelegten Steindecke ruheten die kärglichen Bruchstücke dreier menschlichen Skelette, und zwar alle auf der Muttererde: zwei neben einander von Norden nach Süden, und die Reste eines dritten ihnen gegen Norden.

Die ersten beiden Skelette waren ein männliches und ein weibliches. Jenes, das gegen Südwesten lag, hatte an dem einen Fingerbeine der rechten Hand einen Fingerring, der in der Mitte offen und an seinen beiden Enden mit zweien Spiralen geziert war; neben dieser Hand eine Pfeilspitze mit sehr scharfen Widerhaken, weiter aufwärts bei dem Armbuge die Beschläge von 4 Wurfspiefsen; diesund jenseits des Schädels zwei dünne, nur 8 ‴ im Durchmesser habende, Spiralcylinder, offenbar Haarzierden, durch welche man das in Zöpfe geflochtene oder um sich selbst geschlungene Haar schob; und neben dem linken Arme ein rundes Schildchen von 1″ 3‴ Durchmesser mit einem Nagel, durch den es vielleicht (?) auf einen Schild genagelt war, und den Riemenbogen (?) des Schildes. Unter den Stümen und Knochenresten befanden sich viele Kohlen und Geschirrscherben gröbster Art. Nur bei den Füfsen des Skeletts stand ein etwas feineres Geschirr mit einer Handhabe, und bei demselben steckten zwei Hirschknochen von dem Fleische eines Todtenessens. — Das weibliche Skelett, links

Digitized by Google

von dem vorigen und gegen Südosten, trug auf den Knieen und Schenkeln und in deren Nähe viele (mehr als 50) runde oben erhabene und unten hohle Schildchen von 2 bis 9‴ Durchmesser, die am Rande Löcher hatten und einst ohne Zweifel zur Zierde auf das Gewand befestigt waren; an der rechten Hand einen Fingerring, der auch ganz wie der vorige, nur etwas kleiner war; in der Gegend der Brust einen durchlöcherten Thierzahn mit einem Ringe, der als Amulet diente, daneben eine vollständige Kleiderschliefse: weiter zu der Brust und dem Kopfe ein kaum 2″ im Durchmesser habendes cylinderförmiges Gewinde, eine Halskette. Unter den Resten dieses weiblichen Skelettes lagen auch die Reste des Gerippes eines mittelmäfsig grofsen Vogels, des mit ihr begrabenen Lieblingsvogels der Todten, umher. „Er war", sagt Herr Mayer in seiner oft scherzhaften Darstellung, „kein Adler, aber auch kein Zaunkönig, also allenfalls ein Ding wie ein Rabe oder wie ein Staar." Auch Kohlen und Thonscherben waren um dieses Skelett und auf demselben zerstreut.

Oberhalb der Köpfe dieser beiden Skelette zog sich von Osten gegen Westen eine etwa anderthalb Fufs breite Steinlage ohne Mörtel durch den Grabhügel und schnitt von seiner runden Temne gegen Norden ein Segment ab. „Wie merkwürdig", ruft Herr Dr. Mayer aus, „war dieses Segment! es bildete eine eigene Todtenhalle und zugleich die Brandstätte, auf welcher der darin hinterlegte Leichnam verbrannt worden ist. Die Steine, welche die Brandstätte umschlossen, waren ganz schwarz, der Boden mit einer röthlich schwarzen Kruste, wie die Oberfläche unsrer Kohlenmeiler, bedeckt, der Menschenkörper, welchem man hier seine Ruhe angewiesen hat, gröfstentheils durch das Feuer aufgezehrt. Nur etliche Blättchen von der Hirnschale, ein paar Fingerwenige Fragmente von den Knöcheln und Rohrbeinen hatten sich noch in einem kennbaren Zustande erhalten. Sie lagen zerstreut auf dem Boden herum." So viel sah man jedoch noch, dafs diese Gebeine von keiner erwachsenen Person, sondern von einem Kinde von sieben bis acht Jahren herrührten; und unter dieselben waren Kohlen und etliche Geschirrscherben gemischt. Auch zeigten sich noch die Schmucksachen, die man ihm mit in das Grab gegeben hatte: ein Fingerring, wie die obigen, zwei der gewöhnlichen getrennten Handgelenkeringe und zwei dünne Cylinder Rollen, deren innerer Raum nur einen Zoll Durchmesser hat und die am wahrscheinlichsten auch zu Haarzierden dienten. Und von diesen Schmucksachen bemerkt Herr Dr. Mayer, dafs auch auf sie das Feuer, welches den Leichnam des Kindes aufgezehrt, sehr nachtheilig gewirkt habe; denn, während der Schmuck der Ältern noch biegsam und mit dem schönsten glänzenden Rost überzogen gewesen war, seyen die

Ornamente des Kindes spröde und von einer rauhen eisenarbigen Kruste verunstaltet gewesen.

So hätten wir also hier nach Herrn Dr. Mayers Darstellung eine ganz besondere Merkwürdigkeit: nicht nur die Bestattung der Todten und den Leichenbrand neben einander, sondern sogar verbrannte Gebeine, die nicht einmal nur in eine Urne gesammelt, sondern geradezu auf der Brandstätte liegen gelassen worden wären. Eine solche Erscheinung (aufser bei einem Menschenopfer, wie uns ein solches in einem der Hügel des hiesigen Forstes der drei Bückel vorgekommen, s. meine Beschreibung der vierzehn alten Deutschen Todtenhügel u. s. w. S. 21 und 22) wird man nicht weiter anderwärts nachzuweisen vermögen; und wir können hier unser grofses Bedenken nicht verschweigen. Sollte das Kind denn auch wirklich verbrannt worden seyn? Grofse Brandstätten, auch in Hügeln mit Skeletten allein, und ohne allen Leichenbrand, sind etwas höchst Gewöhnliches. Sollte das Kind nicht unmittelbar auf eine solche Brandstätte begraben worden seyn? Waren es nicht ihre Kohlen gerade, welche seine schwachen Gebeine wenigstens noch theilweise erhielten, während diese ohne jene ganz vermodert wären, und welche einen besondern Einfluss auch ohne Feuer, auf seine Ornamente übten? Die Hauptsache wäre gewesen, dafs genau erkundet und angegeben worden wäre, wie diese Ornamente gelegen haben; allein dieser Hauptpunct fehlt. — Auf jeden Fall bleibt das sehr merkwürdig, dafs durchaus alle die genannten Beigaben an den drei Todten aus Erz waren und dafs sich in dem Hügel auch nicht „ein Atom von Eisen," wie Herr Dr. Mayer sich ausdrückt, vorfand; so wie dafs die Spiral-Form in den Ornamenten so häufig vorkommt, die auch, sammt dem Erze, den Schmucksachen der Germanischen Todtenhügel in Meklenburg so eigen ist; s. das Friederico-Francisceum von Schröter und Lisch Tab. IV, XI, XXI, XXIII, XXXII.

Nr. 9. Führt uns zu einer Gruppe von fünfzehn Germanischen Todtenhügeln, welche unter den Nahmen der „drei Höfe" sich unfern Eichstädt, zwischen den Dörfern Pietenfeld, Hitzhofen und Oberzell in dem Walddistrickte Leitschaft erhoben. Es sind aus Steinen und Erde aufgeschichtete und mit Gras bedeckte Kegelsegmente. Ein Steinrecher von Hitzhofen, der Steine suchte, zerstörte den einen dieser Hügel, ohne zu wissen was es war, und ohne Alterthümer zu suchen und zu finden. Es war zufrieden, dafs der Hügel ihm 20 Fuhren Steine gab. Doch diese genügten ihm noch nicht. So machte er sich an einen zweiten Hügel, und da er indefs über diese Hügel eines Bessern belehrt worden war, arbeitete er jetzt mit mehr Aufmerksamkeit und Vorsicht. Er hatte bereits wieder eine reichliche Fülle Steine

weggeräumt, und es begann in der Mitte des Hügels die Muttererde hervor zu blinken, als das Skelett sichtbar wurde, dessen Beschreibung uns Herr Dr. Mayer hier gibt. Der gegen Südosten gerichtete Schedel hatte zu seiner Unterlage eine Steinplatte. Er ruhete auf einer vierkantigen 7½ Zoll langen Haarnadel, die oben ein Loch hatte. Bei derselben erschien zugleich einer der so gewöhnlichen offenen Halsringe (es war kein Kopfring, wie Herr Dr. Mayer meint); an den zwei Spindelbeinen des linken Vorderarmes steckte ein gewöhnlicher offener Armring; in der Gegend der Brust zeigte sich eine schöne Hafte (Fibula). Sie und alle die andern genannten Schmucksachen waren aus Erz. Rechts von dem sehr zerstörten Skelette stand weiter noch ein sehr grofses, fast zwei Fufs hohes, bauchiges, ziemlich feines irdenes Gefäfs, aufser dem sich jedoch nichts von Thon, auch nicht ein Scherbchen, hier zeigte; und bei demselben lag eine verrostete eiserne Messerklinge. Das Skelett war also ziemlich reich ausgestattet; doch seine Hauptmerkwürdigkeit war eine Seltenheit, von der mir nicht bekannt ist, dafs sie je anderwärts vorgekommen wäre: oben an den Schulterbeinen umschlossen die beiden Arme „bronzene hohle, hochbauchige, an der Aufsenseite im kanellirten Style verzierte, neben der Axe durchlöcherte Sphäroiden, von beinahe anderthalb Fufs Umfang, die mittelst eines Seitendurchschnittes aus einander gezogen werden konnten, und nach geschehener Öffnung mittelst ihrer Schnellkraft wieder zusammen prallten.“ Es wären also diefs die altesten bekannten Germanischen Puffen, die je getragen wurden, und die Puffärmel wären eine ächte altgermanische Sitte. — Neben dem Skelette und zum Theile unter demselben breitete sich auch in diesem Hügel eine Brandstätte aus: deren Oberfläche ganz der der so genannten Kohlenmeiler glich; sie war bis zur Tiefe von anderthalb Zoll durchgebrannt und bestätigt sehr meine Ansicht, dafs auch die Brandstätte in dem andern Hügel (Nr. 8) gar keinen Bezug auf die Verbrennung eines Kindes gehabt hat. Herr Dr. Mayer erklärt auch das Grab und die in demselben gefundenen Gegenstände und sucht zumal auszumitteln, wem das Skelett mit diesen beiden seltenen Sphäroiden einst angehört haben möchte. Er eignet es einer deutschen Dame von hohem Range, und zwar einer deutschen Druidinn, oder vielmehr Wahrsagerinn (Allrune,) zu. Denn wohl die Gallier und Brittannier, aber nicht die alten Deutschen hatten, wie schon Julius Cäsar ausdrücklich bemerkt (Bell. Gall. VI, 16 vergl. Jacob Grimm's deutsche Mythologie S. 59.) Druiden. Die alten deutschen Priester machten nichts weniger als eine abgeschlossene Caste aus; es war unter unsern Altvordern nicht das gallische, fein ausgebildete Druiden-System.

Digitized by Google

Herr Decan Eitenbenz sagt in der Vorrede zu Nr. 10: Noch ist nicht die Hälfte ausgegraben; daher die Forschung unvollständig. Auf der gevierten Meile mögen allein wohl 100 Todtenhügel liegen. Der Tod übergibt der Vergessenheit und Vernichtung die Entdeckungen des vereinzelten Forschers. Darum werden sie dem Drucke übergeben."

Die Römische Trümmerstätte aber, welche Derselbe hauptsächlich erforscht hat, befindet sich zwischen der Donau und dem Bodensee, eine Stunde von Mefskirch auf dem Gebirge bei dem Weiler Hölzle auf einer Erhöhung, auf der man nach allen Seiten eine freie mehrere Stunden weite Aussicht hat, und heifst noch heute die Altstadt. Sie war eine sehr bedeutende Römische Niederlassung, und zwar nicht nur (wenigstens ursprünglich) ein wohlbefestigtes Standlager (Stativa), sondern eine beständig bewohnte Festung (oder vielmehr später wenigstens, da die Römer ihre Grenzmarken immer mehr erweiterten, eine friedliche Stadt), welche ein unregelmäfsiges, von einer noch wohl verfolgbaren Mauer umschlossenes Viereck bildete, einen Flächeninhalt von 350,000 N. Quad. Fufs hatte und für eine Besatzung von 5000 Mann Raum gewährte. In derselben sind noch 18 zertrümmerte Gebäude zu unterscheiden, und Herr Eitenbenz sucht noch nachzuweisen, welche Bestimmung sie alle in dem vermeinten Winterlager gehabt, wie die einen das Prätorium, die andern das Quästorium, die dritten die Wohnungen der Legaten und Tribunen u. s. w. gewesen. Das nahe Altheim machte zugleich mit der Altstadt Einen Ort unter Einem Nahmen aus.

Rings um diesen Haupt- und Mittelpunct nördlich bis zur Donau hin und südlich bis zur Ablach liegt noch eine Menge anderer gröfsern oder kleinern Trümmerstätten zerstreut, und Herr Eitenbenz sucht auch diese zu erklären, theils als Sommerlager, in welche im Sommer die Besatzung aus dem Hauptlager der Gesundheit wegen aus einander gelegt wurde, theils als Wachtposten zur Erhaltung der Verbindung unter den verschiedenen Lagern. Er verfolgt nicht weniger die Spuren der vielen dort gewesenen Römischen Strafsen und zählt 58 Todtenhügel auf, die sich noch in den Umgebungen der Römischen Niederlassungen erheben.

In den Trümmerstätten fanden sich nur sehr wenige Anticaglien z. B. nur zwei erzene Münzen, eine der ältern Faustina, der Gemahlin des Antoninus Pius, und eine des Commodus. Doch zeigte sich in ihnen das Hypocaustum oder der bekannte Doppelboden sammt den gebrannten Röhren oder Kacheln, die, mit demselben zusammenhängend, an den Wänden der Zimmer angebracht waren, damit man die letztern den Winter hindurch „mit erwärmter Luft" einheitzen konnte. Man unterschied aufser den Hohlziegeln

Digitized by Google

noch sechs verschiedene Formen der Ziegel. Auf keiner derselben fand sich jedoch, — was für eine beständig bewohnte Festung sehr auffallend wäre, — ein Nahme oder ein Zeichen einer Legion. Jedoch enthalten viele Ziegel sonderbare Zeichnungen, von denen Herr Eitenbenz Abbildungen gibt und die er für „Feldzeichen (Signa) so vieler Cohorten hält, als Zeichen auf den Ziegeln gefunden worden.“ Ja er sucht sogar aus der Notitia imperii occidentalis et orientalis zu bestimmen, welchen bestimmten Cohorten diese Feldzeichen angehört und welche also in diesem Lager gelegen haben.

Wenn Herr Eitenbenz von den Todtenhügeln überhaupt sagt: „Allgemein schliefsen sie Töpfe von gebranntem Thon, mit Asche, Kohlen und halbverbrannten Knochen gefüllt, ein;“ so ist das sehr irrig; denn wie viele Todtenhügel, zumal in Süddeutschland, enthalten blofs die Skelette unverbrannter Todten! und es scheint der Leichenbrand nichts weniger als allgemein durch ganz Deutschland verbreitet gewesen zu seyn, sei es auch nur zu Einer bestimmten Zeit; und wer kann behaupten, dafs sich nicht selbst auch in den Hügeln bei Mefskirch Skelette finden? Denn nur wenige derselben sind ja erst geöffnet. Der eine der 12 Hügel auf den Burschwiesen bei Buchheim, die zum Theile Steinkreise haben, enthielt fünf Ringe von 2 bis 5 Zoll im Durchmesser und einige Fibeln (Fibulae), so wie verschiedene andre kleine Gegenstände von Erz; und in einem der 5 Hügel zwischen Rohrdorf und Heudorf fanden sich eine Urne von Messing und Gefäfsscherben mit schönen Zeichnungen, die den Verzierungen ähnlich sind, welche die Gefäfse schmücken, welche in den auf Befehl des Hrrn. Markgrafen Wilhelm von Baden in dem Jahre 1834 in dem Walddistricte Hardt bei Salem ausgegraben worden sind.

Herr Eitenbenz ist sehr geneigt, die Niederlassung selbst für das „Samulocenae“ der Peutinger'schen Tafel zu erklären. Doch es möchte nach den neuesten Entdekkungen in Rottenburg kaum mehr zu bestreiten seyn, dafs nur diese Stadt, und keine andere, das alte Sumlocenne jener Tafel ist (s. das Kunstblatt zu dem Morgenblatte 1835, Nr. 67, S. 280 und 1837, Nr. 3, S. 12, und Würtemberg. Jahrbücher von J. G. D. Memminger, Jahrg. 1836, Heft I. S. 208 ff.)

Die Ausgrabungen des Herrn Decanes Eitenbenz und die gehaltvolle dieselben beschreibende Schrift sind übrigens sehr verdienstvoll, da in unserm schon so frühe und von so mancherlei Volksgenossen bewohnt wordenen Vaterlande noch so viele merkwürdige Trümmerstätten liegen, die sehr eine nähere Untersuchung verdienen, und da es nur so Wenige sind, welche sich der grofsen Mühe und Beschwerde einer solchen unterziehen wollen; ja da der Unverstand, die

Unbildung und das neidische Übelwollen so gar oft solche Unternehmungen mit Hohn und Spott belegen; gleichwie Hr. Eitenbenz seine Vorrede mit den auffallenden Worten beginnt: „Unter dem Spotte des deutschen und lateinischen Pöbels habe ich eine römische Niederlassung zu Tag gefördert," allein unverdienter Hohn und unzeitiger Spott dürfen uns nie von einem für die alte Vaterlandskunde wichtigen Beginnen abschrecken, zu dem uns zugleich die Edelsten und Würdigsten ermuntern, gleichwie ja auch Herr Eitenbenz durch den Herrn Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, dem er auch seine kleine Schrift gewidmet hat, zu seinem Unternehmen mit Wort und That ermuntert worden ist. Wir schliefsen vielmehr mit Schillers auch hier anwendbaren Worten:

Laſst euch nicht irren des Pöbels Geschrey!

Nr. 11 endlich, die nun als eigene Schrift in den Buchhandel gegeben ist, erschien zuerst als Beigabe „zu dem Herbstprogramme des grofsherzoglichen Lyceums in Mannheim 1837" und macht uns bekannt mit einer sehr bedeutenden Anzahl von Denksteinen, die sich alle in Mannheim in dem Schlosse und zwar in dem geschlossenen Gange vor dem grofsherzoglichen Naturalien-Cabinette aufgestellt befinden. Den ersten Grund zu dieser Sammlung hat die historische Abtheilung der 1763 von dem Churfürsten Karl Theodor gestifteten ehemaligen pfälzischen Academie der Wissenschaften gelegt, deren Mitglieder besonders bei ihren Ferienreisen diese Monumente aufsuchten und nach Mannheim sandten. Ein nicht unbedeutender Theil derselben ist auch ein Geschenk des Churfürsten Joseph Emmerich von Mainz und des Grafen Karl Friederich von Wartensleben. Noch andre wurden auf Anordnung der damaligen Regierung nach Mannheim geliefert, mehrere aus dem nunmehrigen Rheinbaiern und aus den ehemaligen pfälzischen Niederlanden. Einen Stein auch hat der Graf Ludwig v. Erbach-Fürstenau in die Sammlung geschenkt.

Die Anzahl der Denksteine selbst beträgt 87; und zwar ist der eine das Crucifix, welches Churfürst Friedrich I. von der Pfalz in dem Jahre 1462 nach seinem bekannten Siege auf der Wahlstadt hatte errichten lassen und das lange da bei dem nachher dabei angebauten Dorfe Friedrichsfeld gestanden hat (s. Chr. Jac. Kremer's Geschichte des Churfürsten Friedrich I. von der Pfalz S. 304). Die 86 andern Steine stammen beinahe alle aus den Zeiten der Römerherrschaft an dem Rheine und der Donau her, und zwar sind, nach der von Hrn. Hofrath Gräff gegebenen hier berichtigten *) Zusammenstellung: 11 von unbekannten

*) Es ist bei IV Mainz Nr. 7. in Nr. 5. und Nr. 77. in Nr. 76. zu ändern und bei Alzey Nr. 38. ganz zu streichen; bei V zu God-

Digitized by Google

Fundorten, 9 aus Baden (Ladenburg, Heidelberg, Neckargemünd und Obrigheim), 1 aus Würtemberg (Stocksberg), 3 aus dem ehemaligen baierischen Rheinkreise (besonders von Godramstein), 22 aus Hessendarmstadt (meistens aus Mainz) und 25 aus dem Niederrhein-Lande (hauptsächlich aus Jülich und Neumagen).

Diese Steine haben grofsentheils eine neue Aufschrift, welche den Gegenstand und den Fundort bezeichnet. Und nachdem schon theils A. Lamay, der gewesene gelehrte beständige Secretär der Mannheimer Academie der Wissenschaften, mehrere dieser Steine zum ersten Male, andre nach Janus Gruterus u. a. auf's Neue in den Actt. acad. Theod. Pal. beschrieben, theils noch andre der nicht minder bekannte P. Joseph Fuchs in seiner alten Geschichte von Mainz behandelt hat; so gab Hr. Gräff sich die sehr grofse und verdienstvolle Mühe, diese Denksteine alle nach der bestehenden Aufstellung und Reihenfolge zu vergleichen. Was er in den Erläuterungsschriften über dieselben vorfand, hat er zugleich benützt und angeführt; und wir müssen ihm um so mehr danken, dafs wir nun eine correcte Angabe der Inschriften dieser für die älteste Geschichte der Rheinlande zum Theile so wichtigen Steine haben, als jene Inschriften nicht überall (z. B. selbst noch bei König, Beschreibung der röm. Denkmäler zu Speyer, und bei Steiner, codex inscript. rom. Rheni) richtig angegeben sind.

Mit diesen Denksteinen steht auch noch in Verbindung eine andre Sammlung: 14 etrurische Sarkophage, kleinere griechische Grabsteine, sehr viele Urnen, Lampen, Gefäfse, Waffen u. s. w., und eine nicht unbedeutende Zahl verschiedener Gottheiten; und Herr Hoffrath Gräff gedenkt auch diese Sammlungen in kurzen Beschreibungen bekannt zu machen. Möchte er dieses recht bald thun, das Germanische und Nicht-Germanische wohl sondern und zumal auch die Fundorte aller dieser Gegenstände und die ganze Art, wie die einzelnen Stücke zusammen gelegen sind, möglichst überall angeben. *C. Wilhelmi.*

BELLETRISTISCHE LITERATUR.

Rückerts Lehrgedicht, zweiter und dritter Band. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung 1837.

Ich habe in dem kritischen Schriftchen „Über die poetischen Richtungen unserer Zeit" an mehrern Orten nachgewiesen, in wie fern Rückert, indem er theils bisher gar

---

ramatein Nr. 83. beizufügen, und bei VI Benrad Nr. 72 in Nr. 73. zu ändern, und zu Düsseldorf Nr. 82., so wie zu Neumagen Nr. 38. hinzu zu fügen.

icht Behandeltes poetisch darstellte, theils schon Behandel-
es in neuem Geiste, die deutsche Dichtkunst wahrhaft be-
eichert und ihren Kreis erweitert hat. Stets geistig fort-
chreitend und sich nährend von dem Besten der Wissenschaft
uſste er poetische Blüthen in Gefilden pflücken, die von An-
lern noch gar nicht betreten worden sind. In so fern ragt
r, wie der noch immer nicht genug anerkannte Platen in
einer Weise, in eine kommende Zeit hinein, und bezeichnet
leutlich den Weg, den die Jüngeren weiter gehen sollen.
Die Jüngeren werden auch hinter dieser Forderung nicht
urückbleiben. Die Gegenden, die Rückert theils schon
etzt bewandelt, theils nur andeutet, werden im Laufe der
Zeit gewiſs von ihnen immer zugänglicher gemacht und wei-
er cultivirt werden.

Wie sich das Publicum dazu verhalten wird, ist eine an-
lere Frage. Der gewöhnliche Leser will schwelgen, träu-
nen, mit halb geschlossenen Augen fortgezogen werden.
Sogar im Leben strengere Naturen suchen in der Dichtkunst
ur den Pfühl, auf dem sie behaglich ausruhen können. Aber
e höher und tiefer der Geist eines Gedichtes ist, desto mehr
nuſs der Leser selber bei dem Genusse thätig seyn, er muſs
ffnen Auges mit dem Dichter hinan- und hinabsteigen. Da
edoch das gegenwärtige, durch weichliche Romantik mehr
ls man glaubt verdorbene Publicum von geistiger Thätigkeit
ei dem Genusse eines poetischen Werkes noch immer nichts
wissen will, da blinde, materielle Begeisterung, wie Romane,
phantastische Gedichte sie erregen, fast überall noch für das
Höchste gehalten, Dichtungen gröſseren Geistes und Sinnes,
wenn auch von manchem öffentlich gepriesen, insgeheim doch
ls beschwerlich bei Seite gelegt werden: so lerne der Höher-
strebende früh entsagen, und gehe seinen Weg unverrückt
aus Liebe zur Sache und im Vertrauen auf die Zukunft. End-
lich, wenn auch langsam, muſs der Geist doch ein anderer
werden. Was den Vorausgehenden jetzt bewegt, muſs in der
Folge Mehrere bewegen; kräftigere Naturen, überdrüssig des
resultatlosen Schwelgens, werden sich gerne, wenn auch mit
Anstrengung, von ihm in reinere Höhen führen lassen, und
zuletzt — wir hoffen es — wird die Liebe zu wahren, geisti-
gen Dichtungen allgemeiner werden, als mancher, der jetzt
von der falschen Neigung des Publicums noch Nutzen zieht,
sich denken mag.

Den Freunden Rückert'scher Poesie, und solchen,
die auf dem Wege sind, es zu werden, gebe ich darum wie-
der eine kurze Übersicht des Inhalts der neuesten Lehrdich-
tungen, und hoffe, daſs manche Bemerkungen, die ich dabei
zu machen habe, einige Beherzigung verdienen.

Wir sehen den Brahmanen in diesen Bänden zunächst
wieder gerecht, mild und sinnig in den gewöhnlichen Ver-
hältnissen des Lebens: nach Gebühr würdigend auch das

Digitized by Google

äufserliche Geehrtwerden, strebend, auch in minder bedeutenden Angelegenheiten das Rechte mit Bewufstseyn zu thun, zart gegen die Thierwelt, liebenswerthe Pietät zeigend gegen freundliche Aufenthaltsorte. Sodann finden wir ihn besonders in mannigfachem Verkehr mit der Natur und ihrer Geschichte. Der weise Dichter, phantastisches Traumwerk verschmähend, wendet sich zu reellen Erscheinungen, und gibt uns an und für sich Wissenswerthes in anmuthiger poetischer Behandlung. Aus der Optik und Botanik werden dichterische Bilder und Gedanken gezogen, aus dem Thierleben interessante Geschichtchen erzählt und zur Veranschaulichung schöner Lebenstugenden benutzt. Diese Erzählungen erfreuen theils durch feine Wendung, theils durch treuherzige Sprache und traulich-idyllische Züge. Gar wohlthuend hebt der Dichter das Edlere in diesem Kreis hervor, wie die Mutterliebe der Thiere; sodann gibt ihm der Unterschied des Menschen und des Thiers zu den schönsten Strophen Veranlassung (z. B. VII. 105). Wie aus der Natur, so nimmt er auch aus der Geschichte, aus der Sprachwissenschaft das ihm Gemäfse, und spricht sich über die Herrlichkeit der „Sprachenbändigung" ganz mit der Einsicht und dem Nachdruck eines wirklichen Sprachgewaltigen aus.

Unser Dichter fühlt jedoch besonders die specielle Aufgabe auch der Dichtkunst unserer Zeit, die Probleme des Lebens näher zu beleuchten, als diefs früher von den Poeten geschehen konnte. Er fühlt, dafs nur Einsicht in die höchsten Verhältnisse des Lebens dem Dichter wie der Welt die wahre Beruhigung geben, den Dichter zu den höchsten Hervorbringungen, den Leser zum reinen Genufs derselben befähigen kann. Diese Einsicht mit herbeizuführen bringt er auch blofse philosophische Gedanken, Beobachtungen in Verse, wohl wissend, dafs, wenn er auch damit nicht die höchsten Anforderungen an die Poesie befriedigt, er doch einem wahren Bedürfnisse der Zeit auch auf seine Weise entgegen kommt.

So sucht er nun in mehrern Abschnitten oberflächliche Ansichten, Vorwürfe, die dem Leben vom blofs subjectiven Standpunkte aus gemacht werden, Irrthümer der Reflexion, und ähnliche Halb- oder Falschheiten zu widerlegen. Damit sich aber nicht begnügend, schreitet er zu positiven Unterscheidungen und Bestimmungen fort, und spricht über Genufs und Entsagung, Glaube und Zweifel, Himmel und Erde, Leib und Geist Gedanken aus, die jeder, der sich über diese Puncte näher belehren will, einer genauen Betrachtung würdigen sollte. Rückert ist ohne Frage unter allen jetztlebenden Dichtern derjenige, der am meisten wahrhaft Gedachtes, an sich Erlebtes hierin zu geben vermag. Möchten die Strebenden von den unduftigen Ausdrücken, die hier am rechten Orte sind, sich nicht abschrecken lassen, möchten sie dieselben

ls nothwendige Bezeichnungen eines denkenden Dichters enieſsen lernen! Sie werden in manche höchstwichtige Verhältnisse klarere Einsicht gewinnen und vorbereitet werden auf die Lehren der Philosophie, die freilich die Festungen er Probleme systematischer und nachdrücklicher angreift. Von den Philosophen selbst dürfte übrigens unser Dichter eherzigt werden, wo er ein dem menschlichen Geist Zugängliches und Unzugängliches unterscheidet, und vor „zu veiter Verfolgung der Wahrheit“ warnt.

Die Krone des Werkes bilden diejenigen Strophen, wo ler Dichter unmittelbar in höherem Geiste Empfindungen und Thatsachen darstellt, bei welchem sonach der Leser nicht vie bei den eben besprochenen Denkgedichten sich irdisch nstrengen muſs, sondern von Leben und Licht zugleich paadiesisch erquickt wird. Diese Gedichte möchte ich überhaupt die Blüthe der Rückertschen Poesie nennen. Phantasie, Gemüth und Geist, die sonst wohl einzeln sich hervorthun, bringen hier verbunden Schöpfungen hervor, aus denen wirklich eine himmlische Luft uns entgegen weht.

Mehrere davon zeigen uns den Dichter in priesterlichem Verhältniſs zur Natur, deren heilige Ruhe er mit sanften Worten, deren lebendige Herrlichkeit er mit hymnischem Schwunge feiert, wie z. B. VI. 40. Das Bruchstück Nr. 41. ist aus einem köstlich brahmanischen Gefühl der Reinheit hervorgegangen. In einem andern, Nr. 9., spricht sich Vaterliebe mit einer Zartheit und Innigkeit aus, wie wir sie nur bei unserm Dichter finden. Die meisten Strophen jedoch beziehen sich auf das Verhältniſs des Dichters zu Gott. In diesen sind theils die unmittelbaren Gefühle der kindlichen Hingebung, des Glaubens und der Liebe ausgedrückt, theils hohe Wahrheiten in legendenartigen Erzählungen veranschaulicht, von welchen die von dem Meister, der zu Gott kam, weil er nichts anderes wollte (z. B. VIII. 26) und ferner Nr. 109., in welcher als das höchste Motiv zu einer guten That die „Lust an Gottes Angesicht“ bezeichnet wird, besonders hervorzuheben sind. Die gefühlvollen, geistreichen Aufforderungen zum Guten, die der Dichter an solche Ergüsse oder Berichte reiht, sollte man für unwiderstehlich halten!

Wenn er nun das Heilige in jeder Weise ehrt, so läſst er doch in Nr. 123. die Frömmigkeit, die sich von den Pfaden der Erde keine Kunde erwirbt, nicht ungerügt, und zeigt in Nr. 121. eine rührende Milde gegen die Freuden dieser Welt. Seine Absicht ist überall, durch lebendige Verherrlichung des Guten und Heiligen so zu erheben, daſs wir niederer Luft heiter entsagen, eine Absicht, mit welcher er eine der höchsten Aufgaben löst, die der Poesie so wie der Kunst überhaupt gestellt sind.

Die Sprache in diesen Bänden ist, wie in dem ersten

Digitized by Google

gar mannigfaltig. Hier derb und schlagend, dort artig und zierlich, väterlich lehrend, zart und herzlich. Unserm Dichter allein eigen ist in Gedichten, wo er von dem Liebsten und Höchsten spricht, eine himmlische Sanftheit, wo er mit verklärten irdischen Gefühlen wie ein seliger Geist zu reden scheint. Hier ist keine Leidenschaft, keine Verzückung, sondern klare Seligkeit, deren Gefühl uns wirklich einen Vorschmack des Himmels gibt.

Wir empfehlen somit diese neuesten Bruchstücke des Lehrgedichts den Strebenden aufs angelegentlichste. Einzelne Strophen, die darin zu tadeln wären, erscheinen, wie das überhaupt bei Rückert der Fall ist, jedem Leser gleich selber als verfehlt, so dafs nicht besonders davor zu warnen ist, was der Kritiker bei reizenden Irrthümern nicht unterlassen darf. Wir wollen daher diese Parthie nicht weiter berühren und uns begnügen, auf das Gute und Vortreffliche hingewiesen zu haben. Dieses bei Rückert'schen Schöpfungen zu thun, wird uns immer eine liebe und werthe Pflicht bleiben. *Dr. Melchior Meyr.*

GRIECHISCHE LITERATUR.

ΣΟΦΟΚΛΕΟΥΣ ΦΙΛΟΚΤΗΤΗΣ. *Sophoclis Philoctetes. Secundum editionem Boissonadii. Accesserunt Dionis Chrysostomi binae orationes, LII et LIX, et Euripidis Philoctetae principium ex eodem Dione restitutum a Frid. Henrico Bothe. Varietatem lectionis et Adnotationem adjecit L. de Sinner. Pariis, ap. L. Hachette & 1838. VIII und 134 Seiten, 8.*

Hr. L. von Sinner setzt mit rühmlichem Fleifs diese Ausgaben des Sophokles fort, die besonders in der Normalschule zu Paris, und sonach in den übrigen Lyceen oder Gymnasien (Collèges) Frankreichs, neben der von Boissonade benutzt werden. Dieses Verhältnifs beider Werke zu einander ist der Hauptgrund, warum hier der boissonadische Text zum Grunde liegt, der heut zu Tage in den lyrischen Stellen ein altfränkisches Ansehen hat wegen der vielen Wortbrechungen, welche bekanntlich die neuere Kritik, besonders in unserem Vaterlande, beseitigt hat, eingedenk der Regel Hephästions, dafs jeder Vers mit einem vollständigen Wort schliefsen müsse. Da Boissonade's Ausgabe weit verbreitet ist und folglich bald vergriffen seyn mufs, so hoffen wir, dafs der würdige Gelehrte bei einem neuen Abdruck diesen Fortschritt der Wissenschaft berücksichtigen wird.

Durch tägliche Erfahrung beim Unterricht selbst immer mehr über das Bedürfnifs seiner Schüler belehrt, hat sich Hr. von S. bei diesem Schauspiel in der Anführung von Autoritäten kürzer gefafst. Er erklärt sich darüber in der Vorrede

auf eine Art, welche beweist, dafs die Bequemlichkeitsliebe und die, damit zusammenhängende, Vernachlässigung der klassischen Literatur, bei unsern überrheinischen Nachbarn noch etwas cavalierer ist als bei uns. Man höre nur: „In allegandis nominibus auctorum, quorum notas in usum scholarum nostrarum sive descripsimus sive contraximus, non fuimus anxii nimis, veriti ne pueri, quorum usui istum libellum destinavimus praesertim, nomina propria omnigena Italicoque charactere descripta horrerent reformidarentque. — Non ego tamen is sum, qui praestantissimorum virorum in limitibus interpretationis philologicae, doctae, accuratae, promovendis de Classicorum interpretatione insigniter meritorum nomina laudesque velim lectorem celare. At decem et ultra abhinc sunt anni, ex quo novissimi Sophoclis editores, Bothium dico, Wunderum, Nevium, commentaria sua sive rivulos suos ex ingenti torrente annotationum praedecessorum suorum derivarunt. Ut demus, trans Rhenum discipulo utile fore, si accurate novit, quae ante Nevium ex. gr. dixerint Brunckius, Erfurdtius, Hermannus; at in Gallia, apud nos, in nostris scholis, e centenis magistris non nisi fere unum, e ducenis discipulis autem prorsus nullum inveniri historiae Sophocleae interpretationis curiosum, compertum ego habeo.“ Diese Zurücksetzung von Studien, die nicht auf das allernächste berechnet sind, sondern höhere Ausbildung bezwecken, ist natürlich in einer Zeit, die in mehr als Einem Sinne revolutionär genannt werden kann, und in dem vielfach motivierten Streben nach Realität alles ihr heterogen Scheinende verachtet. Auch kann man nicht ableugnen, dafs die gegnerische Partei zum Theil zu weit ging und die Geduld des Publikums mifsbrauchte. Ich erklärte mich über diesen Punkt schon mehrmals, unter andern in der Vorrede des Vellejus, und bin nach wie vor der Meinung, dafs manche Herausgeber von Klassikern es selbst verschulden, wenn man sie bei Seite legt, weil sie entweder blofs Varianten sammeln, oder sich begnügen, Repertorien zu liefern, d. h. eine Menge von Büchern zu citieren, wo man Erklärungen finden kann, wobei es dann oft so hergehen mag, wie F. A. Wolf von dem berüchtigten Klotz zu erzählen pflegte. Dieser schrieb nämlich, wenn man der Sage trauen darf, als er Tyrtäus bearbeitete, nicht nur alle Citate ab, die er in den vorhergehenden Ausgaben des Dichters fand, sondern er fügte auch jene aller citirten Bücher hinzu, so dafs sein dickes Opus eigentlich aus aufgestapelten Citaten besteht. Werden unsere Philologen diese Klippen immer mehr vermeiden, werden sie die wirkliche Erläuterung und Darstellung der Gedanken berühmter Schriftsteller durch eigne oder fremde Mittel ihr Hauptaugenmerk seyn lassen, so werden sie auch die Zahl ihrer Leser sich wieder vermehren sehen; aber freilich werden die Bände in Bändchen zusammenschwinden, und es wird heifsen, wie bei Göckingk:

Digitized by Google

Wächst nun im zehnten sauern Jahr
Zehn Bogen stark sein Bändchen,
So hat er vom Verleger baar
Zehn blinde — ohne Rändchen.

Auch bei den Handschriften hat unser Herausgeber einen kleinern Maafsstab angelegt und seinen Geschmack bewährt. Nur die Lesarten der 2 hauptsächlichsten, nämlich die der von Brunck benutzten pariser Handschrift, Nr. 2712, und die der 1. Laurentinischen, die Elmsley verglichen hat, führt er vollständig und auf's genauste an; den Tross der übrigen, die mit jenen gar wenig gemein haben, übergeht er. Wir bedauern mit ihm, dafs Gaisford Elmsley's Vergleichung der florentinischen Handschrift mit der Aldina nicht unverändert abdrucken liefs, sondern dieser die Brunckische Ausgabe unterschob, so dafs man öfters nicht weifs, ob der Codex mit Aldus oder mit Brunck übereinstimmt.

Was endlich die erklärende Adnotatio (S. 103—134) betrifft, so hat auch hier, wie man schon vermuthen wird, Hr. v. S. das Gesetz einer weisen Ökonomie befolgt. Nur das Wesentliche behält er stets im Auge, und nur wirkliche Schwierigkeiten räumt er nach besten Kräften hinweg. Nirgend bekämpft er Hirngespinnste, und man glaubt sich hier nicht, wie sonst öfters, in Scarrons Unterwelt versetzt, wo ein Schattenbedienter einen Schattenmantel mit einer Schattenbürste ausbürstet. Wir bemerken Einiges. Vers 47 findet sich Triklinius Lesart λαβεῖν auch im Laurentinus, und so wird man sie wohl künftig ohne weiteres Bedenken einer Stelle im Text würdigen. V. 181 ist Gaisford nicht der Erste, der οἶκων aufnahm; vielmehr ist Dieſs die Vulgata vor Brunck. V. 972 sind die Worte ἄλλοισι δοὺς, οἷς εἰκὸς, schwerlich anders als bei Musgrave, dem ich folgte, und bei Neu zu nehmen. V. 1140. Ἀνδρός τοι τὸ μὲν εὖ δίκαιον εἰπεῖν, Εἰπόντος δὲ μὴ φθονερὰν ἐξῶσαι γλώσσας ὀδόναν. Wunder und Hr. v. S. finden diese Worte unverständlich. Wir hingegen sind jetzt der Meinung, dafs man sich mit Hr. Stephanus Übersetzung und mit Bruncks Paraphrase begnügen könne.

Soviel vom Hauptgegenstande. Willkommene Zugaben sind die 2 Reden des Dio Chrysostomus, und vielleicht wird auch die von mir zuerst in den Opusculis crit. et poët., 1816, nach Valckenaers und Porsons Vorgang, versuchte Herstellung des euripideischen Fragments für Manchen nicht ohne Interesse seyn, zumal hier einige Stellen nach späterer Ansicht geändert und, wie ich hoffe, verbessert sind. Hier noch Eine. Vers 9.:

Ὑφ' οὗ προάγομαι πλεῖστα κἀγὼ πράγματα
Ἔχων ἀεὶ ζῆν ἐπιπόνως παρ' ὄντινοῦν.

Man kennt den Anstofs, den Porson am 5. Fufs des ersten dieser Verse nehmen würde, wiewohl er dergleichen Cäsuren

nicht unbedingt verwirft. Da sie jedenfalls Ausnahmen von der Regel sind, so schlage ich vor, zu schreiben: Τφ' οὗ προάγεται πλεῖστα χὠδε πράγματα etc. Der Gebrauch von Ὅδε für ἐγὼ im Munde eines Redenden ist bekannt. —

Hr. L. Hachette hat das Büchlein, was den Text anlangt, eben so schön ausgestattet, als seine 3 Vorläufer (die 2 Ödipus und Antigone); und die, kürzer gehaltenen, Anmerkungen, erlaubten eine gröfsere und elegantere Schrift. Die Bemühungen sowohl des Herausgebers als des Verlegers verdienen Anerkennung, und wir zweifeln nicht, dafs diese Ausgabe auch in Deutschland sich beliebt machen werde.

Ich versäume nicht, dem Hrn. v. S. meinen verbindlichen Dank für die Ehre abzustatten, die er mir durch Zueignung dieses seines neuesten Werkes erwiesen hat.

Konstanz. *Dr. F. H. Bothe.*

LITERÄRISCHE NACHRICHT.

Der Unterzeichnete ist von einer literärischen Reise, die er am 10. September 1837 antrat, am 15. November l. J. zurückgekehrt. Der Zweck der Reise war in Wien und den Hauptstädten Italiens, und namentlich in Griechenland und der Türkei Bibliotheken zu untersuchen; über seine Reise von Athen nach Salonik und dem Berge Athos, nach Konstantinopel und Trapezunt, und über die an diesen Orten befindlichen Bibliotheken, will der Unterzeichnete in einer eigenen Reisebeschreibung handeln. Doch dürfte es den Lesern der Jahrbücher vielleicht nicht uninteressant seyn, einige Nachrichten über jene Bibliotheken schon zum Voraus zu erhalten.

Die griechischen Bibliotheken gehören entweder den hellenischen Schulen, oder den Episkopien und Metropolen, oder aber Klöstern an. Sie enthalten theils blofs Handschriften, theils Handschriften und gedruckte Bücher, deren Inhalt sich gröfstentheils auf kirchliche und theologische Gegenstände bezieht. Sie sind jetzt mit wenigen Ausnahmen ganz in Unordnung: doch finden sich Spuren, dafs man ehemals mehr auf Ordnung sah. Unter den gedruckten Büchern sind die meisten entweder editiones principes, Aldinae und Juntinae, oder aber Bücher, die in späteren Zeiten aus den griechischen Buchdruckereien zu Venedig hervorgingen. — Die Bibliotheken der Klöster auf dem Berge Athos, mehr denn 20 an der Zahl, sind bei weitem die reichsten. Ihre Handschr. gehen bis in das X. und XI. Jahrhundert zurück, d. h. bis auf die Zeit, wo die meisten jener Klöster neu gestiftet worden sind. Diese Sammlungen haben im Laufe der Zeiten verhältnifsmäfsig wenig gelitten: wenn gleich Handschr. an Ort

und Stelle untergegangen, andere nach dem Abendlande, z. B. in die Coislinianische Bibliothek, gebracht worden sind. — Die beiden Bibliotheken des grofsherzoglichen Serai's, und die der Moschee zur heiligen Sophia enthalten durchaus nur orientalische Handschriften. —

Unbekannte Bruchstücke der klassischen Literatur waren in jenen Bibliotheken nicht zu finden. Jedoch sind sie deſswegen für den Philologen nicht ohne Interesse: manche schöne Handschriften klassischer Autoren verdienten gewiſs eine nähere Vergleichung. Der Historiker aber würde nicht ohne Nutzen die Urkunden und Protokollbücher der Bischofssitze und Klöster, oder einige neugriechische Chroniken, die sich auf Berg Athos finden, untersuchen; — möchte doch Hr. Fallmerayer eine Reise zu diesem Zwecke unternehmen! Endlich ist hervorzuheben der Reichthum an medizinischen Handschriften. Hr. Dietz würde hier gewiſs eine reiche Ausbeute gefunden haben! Wo sich dergleichen in den Bibliotheken findet, hat sich der Unterzeichnete bemerkt, und wird in seiner Reisebeschreibung genauen Bericht darüber abstatten; selbst bearbeitet hat er nur das, was das byzantinische Recht betraf. Die wichtigsten Resultate seiner Forschungen in dieser Hinsicht sind das Auffinden der Epitome Novellarum Justiniani, Justini et Tiberii von Theodorus Hermopolitanus, und einer rescribirten Basilikenhandschrift. Auch eine interessante Handschrift einer griechischen Übersetzung von dem zweiten Theile der Assissen von Jerusalem verdient schon vorläufig erwähnt zu werden.

Dr. Zachariä.

Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Stettin. Auf Kosten und im Verlage der Gesellschaft. In Commission der Nicolai'schen Buchhandlung. Dritten Jahrgangs Erstes und zweites Heft. 1835. 244 u. 263 *S. Vierten Jahrgangs Erstes und zweites Heft.* 1837. 201 u. 242 *S. Fünften Jahrgangs Erstes Heft.* 1838. 179 *S. in gr.* 8.

Ref. hat zu seiner Zeit in diesen Jahrbüchern (1832 Nr. 45. 1833 Nr. 50. 51. 1835 N. 13. pag. 204) von den früher erschienen Theilen dieser Studien, welche durch die erfreuliche Thätigkeit eines gelehrten Vereins hervorgerufen worden sind, Nachricht gegeben; er setzt auch jetzt gerne diesen Bericht fort, da er, selbst abgesehen von seiner persönlichen Stellung zu der Gesellschaft, schon in dem reichen und manichfachen Inhalt der vor ihm liegenden Bände einen hinreichenden Grund findet, auch in diesen, zwar dem Lande der Erscheinung entfernten Blättern, wenigstens die bedeutenderen Aufsätze nahmhaft zu machen, welche bei aller näheren Beziehung auf Land und Volk, dem die Bestrebungen des Vereins zunächst zugewendet sind, doch auch ein allgemeineres Interesse für den deutschen Gelehrten und Alterthumsforscher darbieten. Dafs bei dem manichfachen Inhalt dieser Studien, welche eben so wohl in das Gebiet der Naturwissenschaften, der Geschichte und Geographie des Landes, wie der allgemeinen und speciellen Alterthumskunde eingreifen, sich Manches findet, worüber dem Ref. ein Urtheil, das er etwa nur in Bezug auf das zuletzt genannte Gebiet ansprechen kann, keineswegs zukommt, kann die einfache Angabe des Inhalts bald lehren. Dies ist namentlich der Fall mit den beiden ersten, in das Gebiet der Naturwissenschaften fallenden Aufsätzen: 1. das älteste Naturdenkmal Pommerns. Von dem Director Klöden zu Berlin. 2. Beiträge zu der Naturhistorie des Pommerlandes. Von Dan. Gottl. Thebesius. Hier kann jedoch Ref. den Lesern das Urtheil seines Collegen, des Hrn. Professor Bronn, der auf seine Bitte sich diesem Geschäft unterzog, vorlegen:

„Klöden's Abhandlung, enthält auf eine populäre Weise geschrieben, das Ergebnifs seiner Untersuchungen über den

Digitized by Google

bei Cammin aus dem Schuttlande vorstehenden Kalk und seine Versteinerungen, welche er auch in Karsten's Archiv schon mitgetheilt, hier aber vervollständiget und auf Untersuchungen an Ort und Stelle gestützt hat. Er gelangt zu dem Resultate, dafs solche zum Unter-Oolith gehören, im Widerspruch mit Roemer, der solche dem Portlander Kalke und Coralrag beirechnet und keine den Unter-Oolith bezeichnende Versteinerungen erhalten zu haben versichert. Er schildert ausführlich das Meer, das Klima und die Thierwelt, welche zur Zeit der Bildung dieses Gesteines gelebt haben müssen. Wenn er aber auch eine lebend im Gestein gefundene Kröte aus gleicher Zeit herleitet, so mufs man dagegen billigen Zweifel erheben, da man theils noch überhaupt keine Krötengebeine aus dieser Zeit in Gesteinen gefunden hat, theils nicht leicht abzusehen ist, wie ein Luft athmendes Thier von allmählich unter dem Seespiegel entstehenden Gesteinsschichten soll lebend umschlossen werden können. Thebesius, Hinterpommerscher Landphysikus, Bürgermeister und Stadtphysikus zu Treptow an der Rega schrieb 1757—1763 eine sehr interessante Zusammenstellung der theils von andern Schriftstellern schon mitgetheilten, theils von seinen Zeitgenossen erzählten oder selbst gesammelten Erfahrungen über die Veränderungen, denen seit etwa 1800 Jahren die Pommersche Küste unterworfen gewesen, wo dann das Meer sich aus Buchten und Morästen zurückzog, die Küstenwände untergrub und einstürzte, Halbinseln vom Lande losrifs, schiffbare Kanäle öffnete oder schlofs, fruchtbare Feldgemarkungen unter Sanddünen vergrub u. s. w. Er forscht über die Lage mehrerer alt-pommerschen Handelsstädte, den Bernstein-Handel, die Versteinerungen des Landes u. s. w. Es war höchst verdienstlich, diese seit 80 Jahren niedergeschriebene Abhandlung aus der von Löper'schen Bibliothek zu Tag zu fördern."

Darauf folgt ein, in das Gebiet der Literärgeschichte Pommern's einschlägiger Aufsatz, der ursprünglich bestimmt war, der Einleitung der 1835 herausgekommenen Kantzow'schen Chronik, als sechster Abschnitt beigefügt zu werden: „Übersicht der allgemeinen Chroniken und Geschichten Pommern's seit Kantzow," vom sechszehnten Jahrhundert an bis auf die neueste Zeit herabgeführt, und so eine umfassende Übersicht Alles Dessen gebend, was für Pommersche Ge-

schichtschreibung seit dieser Zeit geleistet worden ist. Herr Prof. Böhmer, dem wir diese vorzügliche Übersicht verdanken, hat einige auf das Pommersche Land sich beziehende Inedita als Anhang beigefügt: ein Lied, von Nicolaus von Klemptzen gedichtet, die interessante Fortsetzung der Chronik von Pommern von Joh. Micrälius; und zwei kürzere Aufsätze: Fehde zwischen Schieffelbein und Belgard, aus den Schieffelbeinischen Annalen; Einführung der lutherischen Lehre in Stettin. Von einem andern Lehrer des Gymnasiums zu Stettin, Hr. Albert Wellmann, erhalten wir in einem: „Über den politischen Zustand Polens und der mit ihm in Verbindung stehenden Länder bis zum vierzehnten Jahrhundert“ überschriebenen Aufsatze S. 172 ff. eine Zusammenstellung der durch Macieiowski in seiner Geschichte der slawischen Gesetzgebung gewonnenen Resultate, in so fern nämlich um jene Zeit in Pommern dieselben Staatseinrichtungen wie in Polen bestanden. Ein das heidnisch-nordische Alterthum betreffender Artikel, aus dem Dänischen des Prof. Wedel Simonsen durch Consist. Rath Mohnike mitgetheilt: Palnatokke's Grabhügel in Fünen macht nebst den Miscellen, welche einzelne kürzere Beiträge zur Sitten- und Culturgeschichte einzelner Pommerschen Städte enthalten, den Beschluss des ersten Heftes. Das andere Heft dieses dritten Jahrgangs eröffnet eine sehr anziehende Schilderung eines im Sommer 1835 von dem Hrn. Prof. Böhmer nach Koppenhagen von Stettin aus unternommenen Ausfluges, womit eine recht anziehende Beschreibung der dänischen Hauptstadt und ihrer Umgebung verbunden ist. Auch abgesehen von so Manchem, was über Sitten und Leben der Bewohner einer in unserm Süden so wenig bekannten Stadt mitgetheilt wird, verweisen wir den Freund des Alterthums insbesondere auf die Nachrichten über das im Schlosse Christiansburg befindliche Museum der nordischen Alterthümer, das eben so wohl durch den Reichthum der darin aufbewahrten Gegenstände, wie durch die musterhafte Ordnung sich auszeichnet, S. 39 ff. Auffallend fand der Verf. die grofse Übereinstimmung der in dänischen Landen gefundenen Stein- und Broncegeräthe mit denen, welche aus Pommerschem Boden hervorgezogen worden sind. S. 77 ff. bespricht zwei die Krönung Christian's III. von Dänemark nebst seiner Gemahlin durch den Reformator Bugenhagen betreffende Schriften,

welche von dem seeligen Bischof Münter, und von Mohnike herausgegeben worden sind. Da diese Krönung als die erste von einem evangelischen Geistlichen und an einem evangelischen Fürsten vollzogene erscheint, so ist sie in dieser Beziehung nicht ohne Wichtigkeit; im Übrigen schliefst sie sich fast ganz an das ältere katholische Ritual an, welches der Reformator bei dem neuen zu Grund legte, nur dasjenige ändernd oder auslassend, was auf die Hierarchie sich bezog. Nun folgt, aus Finn Magnusen's dänischer Übersetzung Isländischer Handschriften übertragen: „Sneglu Halle. Züge aus dem Leben eines Isländischen Skalden des eilften Jahrhunderts." S. 93 ff.

In dem vierten Jahrgang 1 Heft begegnen wir zuerst einer „Instruction für die beim Chausseebau beschäftigten Beamten in Beziehung auf die in der Erde sich findenden Alterthümer," ausgegangen von dem Grafen von Brühl als Vorstand des königl. preufs. Museum's zu Berlin; womit der nächstfolgende Artikel: „G. F. Thomsen über nordische Alterthümer und deren Aufbewahrung" zu verbinden ist. Denn auch auf andere Theile unseres deutschen Vaterlandes werden sich die hier gestellten Vorschriften und Anweisungen, denen im Interesse der Wissenschaft nur allgemeine Beherzigung zu wünschen wäre, anwenden lassen. Der Geschichte des deutschen Verfassungs- nnd Ständewesens gehört der nächste Aufsatz an von J. G. L. Zitelmann: über die landständische Verfassung in Pommern vor dem Jahre 1523; die nun folgenden Actenstücke beziehen sich auf einen zweimaligen Durchmarsch schwedischer Truppen im nordischen Kriege (1702 u. 1709) durch das neutrale Gebiet Preufsens, und sind als ein gewifs denkwürdiger Beitrag zu der Geschichte dieses Kriegs von dem Hrn. Hofmarschall Kurd von Schöning zusammengestellt. Die Erörterungen, die Hr. von Gruber in einem Artikel: „Die Göttin Hertha und ihre Insel" zu der bekannten und viel besprochenen Stelle des Tacitus German. 40 giebt, hat Ref. mit vielem Interesse, aber auch mit gleicher Befriedigung gelesen. Denn er hat in seinen Vorlesungen sich nie zu einer andern Ansicht bekannt, als die ist, für welche Hr. Gruber hier auf's neue durch eine überzeugende Beweisführung sich entschieden hat; es ist ihm immer sehr auffallend gewesen, dafs man bei der Stelle des Tacitus gerade das, was am nächsten lag, übersehen,

und statt an das nahe Rügen, lieber an entferntere und zweifelhaftere Localitäten denken wollte. Hr. v. Gruber zeigt, dafs die sieben von Tacitus als Herthaverehrer genannten Völker an dem südlichen Ufer der Ostsee gewohnt haben müssen und zwar in der Strecke von der Eider bis zur Oder, und dafs also dort auch die Insel mit dem heiligen Hain zu suchen ist, und zwar mit ungleich mehr Wahrscheinlichkeit in Rügen als in dem von einigen nahmhaften Forschern angenommenen Seeland. Scheinen doch an dem ersten Orte sich noch bis in die spätesten Zeiten Reste und Spuren einer Herthaverehrung erhalten zu haben, die wir keineswegs für eine blose Erfindung der neueren Zeit ansehen können, wie die hier allzu skeptische Kritik des neuesten Geschichtschreibers von Pommern unlängst uns überreden wollte. Eben so wenig können wir demselben so ehrenwerthen Geschichtschreiber beipflichten, wenn seine Kritik die Insel Rügen, die, erst in verhältnifsmäfsig neuerer Zeit vom Festlande, mit dem sie zu der Römer Zeit vereint gewesen, losgerissen, von Tacitus nicht gemeint seyn könne, hier gänzlich zu entfernen sucht, und lieber an eine der kleinen Inseln uns verweisen möchte. Wir glauben vielmehr mit Hrn. von Gruber und Andern, dafs hier weit eher an ein Rügen, als an ein Bornholm, ein Femeren, ein Alsen, ein Helgoland oder Laland und wie die hier in Vorschlag gebrachten Inseln alle heifsen mögen, zu denken sey. Am Eingang des zweiten Heftes gibt Hr. L. Quandt einige merkwürdige Nachrichten über die Verluste der Pommerschen Küste an der Ostsee durch deren Einbrüche und Abspülungen; er sucht auf historischem Wege nachzuweisen, dafs, wenn auch die Ostsee seit 700 Jahren manchen Boden weggespült und manche Feldmark weggenommen, doch am Ende höchstens ein Verlust von einer halben Meile breit anzunehmen sey, auf die Zeit seit Anfang der nordischen Geschichte und Sage, d. i. seit 800. Er schliefst mit der Behauptung, dafs sich hier keineswegs Thatsachen ergeben, welche sicher genug seyen, um darauf physikalische oder historische Hypothesen zu gründen; eine Warnung, die man auch anderwärts wohl beobachten sollte. Auf eine kürzere Mittheilung: „Freienwalde in Pommern während des dreifsigjährigen Krieges“ von Fr. Karow, folgt die erste Abtheilung der Verhandlungen der Pommerschen Gesandten auf dem

Westphälischen Friedenscongreſs; die andere Abtheilung füllt die ersten hundert und dreiſsig Seiten des nächstfolgenden fünften Jahrgangs: das Ganze ist aus drei Handschriften entnommen, welche durch die von Löpersche Schenkung in den Besitz der Gesellschaft gekommen sind. Aufser diesen wichtigen Mittheilungen, welche den gröfseren Theil des Inhalts dieser beiden Hefte füllen, nennen wir noch im zweiten Hefte des vierten Jahrgangs den Abriſs der Geschichte der Pommerschen Stadt Schwedt und des Schlosses Vierraden; so wie im ersten Hefte des fünften Jahrgangs einige Mittheilungen antiquarisch-historischen Inhalts von dem den Lesern dieser Blätter (s. Jahrg. 1838, p. 398 ff.) bereits bekannten Hr. G. E. F. Lisch.

Endlich hat Ref. der verschiedenen Jahresberichte noch zu gedenken, welche vom siebenten bis zum zwölften incl. sammt den Berichten des Greifswalder Ausschusses dem zweiten Heft des dritten, und den ersten Heften des vierten und fünften Jahrgangs beigefügt sind und die genauesten Angaben über den Stand der in allen ihren Theilen wohl geordneten Gesellschaft liefern, insbesondere über alle neue Acquisitionen, welche den Sammlungen der Gesellschaft, an verschiedenen alterthümlichen Gegenständen, Kunstwerken, Münzen, Medaillen, Büchern und Handschriften (so z. B. allein gegen 250 Bände Handschriften, und zwischen 500—1000 Druckschriften u. dgl. aus der v. Löperschen Bibliothek; vergl. S. 199. 200) zugefallen sind, die genauesten Mittheilungen enthalten und damit zugleich von der regen Theilnahme der Vereinsmitglieder das erfreuliche Zeugniſs ablegen. Es sind damit auch andere Mittheilungen einzelner Glieder des Vereins oder auswärtiger Gelehrter verbunden, welche unter der Rubrik: „Gesammelte Nachrichten über geschichtliche Denkmäler aller Art“ vorkommen und Manches Einzelne von Belang enthalten, wovon Ref. wenigstens einige Proben vorlegen will. Er rechnet dahin z. B. die interessanten Mittheilungen des Hrn. Kretzschmer über einen höchst merkwürdigen Schatz von Alterthümern, die bei Münsterwalde im alten Pomerellen, am westlichen Ufer der Weichsel, der Stadt Marienwerder gegenüber, gefunden wurden, als man mit dem Ausbrechen von Steinen, Behufs der Anlage einer neuen Chaussée beschäftigt war. Aufser andern Gegenständen, welche an diesem Orte, nach der S. 133 aufgestellten Vermuthung,

dem Grabe eines vornehmen Heerführers der Wenden, welchem man Waffen, Schmuck und Geld mit in's Grab gegeben, zu Tage kamen, ist besonders ein Topf zu nennen, der mit nicht weniger als achthundert Arabischen Silbermünzen, die so ziemlich von Einem Gepräge und auch gar nicht abgenutzt, ja nicht einmal abgegriffen sind, angefüllt war, über welche ein berühmter Orientalist, Hr. v. Bohlen, einen näheren Bericht erstattet hat. Dafs diese Münzen nicht in einer schon späteren Zeit durch die Kreuzfahrer, die in's gelobte Land gezogen, von dort zurückgebracht worden seyn können, widerlegt schon das scharfe Gepräge, und so scheint es kaum zu bezweifeln, dafs sie in Folge des Handelsverkehrs der mit diesen Ostseeländern, wahrscheinlich des Bernsteins wegen, sehr lebhaft gewesen seyn mufs, dahin gekommen, und hier, wie S. 133 vermuthet wird, vor nicht ganz tausend Jahren an der Fundstätte vergraben worden sind; die jüngste dieser Münzen ist nach Hr. v. Bohlen's Untersuchung aus dem Jahre 941 unserer Zeitrechnung. Sehr auffallend war für Ref. die Nachricht S. 132, dafs noch jetzt alle Jahre Wagen mit Bernstein von Danzig nach Bukarest und Jassy gehen, dafs dort die Waare von Armenischen, Jüdischen und Griechischen Kaufleuten abgenommen und in den Orient verbreitet wird. Sollte darin nicht ein Beweis für die Annahme der Landstrafsen liegen, auf welchen, wie Voigt im ersten Bande seiner Geschichte von Preufsen nachzuweisen gesucht, zu Griechen wie zu Römern an die Donauufer der Bernstein gebracht worden, ohne dafs wir nöthig hätten, einen Weg zu Wasser anzunehmen, der die Phönicier bis zu den Preufsischen Küsten der Ostsee kommen läfst, was Ref. früher (vergl. ad Herod. III, 115. p 208 ff. 676) wenigstens nicht für unmöglich, noch unglaublich hielt? Seither sind ihm über diese angeblichen Seefahrten der Phönicier freilich manche Zweifel aufgestofsen, die bei Lesung dieser Stelle sich unwillkührlich erneuerten. Vergl. auch die Abhandlung in Berghaus Annalen 1833 Jul. p. 321 ff. über die alten Handelsstrafsen, welche von der Donau bis zu den Mündungen der Oder und Weichsel ausliefen. Besonderer Aufmerksamkeit würdig erscheinen uns auch die zur Beantwortung früher von der Gesellschaft aufgestellten Fragen, von Hr. J. G. L. Kosegarten eingesendeten Bemerkungen über die Einführung und den Zustand der Niederdeutschen Sprache an den Ostseeländern, zunächst in Pom-

mern, S. 172 ff. Hiernach wäre diese Sprache wahrscheinlich gegen Ende des XII. und in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts nach Pommern durch die aus Braunschweig und Westphalen eingewanderten Niederdeutschen Colonisten gebracht worden, und zwar in derjenigen Gestalt, die sie im XII. und XIII. Jahrhundert in Westphalen, Lübeck, Hamburg, Bremen hatte; sie wäre auch anfangs, namentlich während des XIII. Jahrhunderts nicht als Schriftsprache gebraucht worden, indem auch hier alle öffentlichen Documente lateinisch abgefafst wurden, überdem Slavische und Deutsche Bevölkerung wie Sprache damals noch ziemlich neben einander in Pommern bestand. Wenn nun auch in der Folge dieses Pommersche Niederdeutsch einzelne allmählig eintretende Veränderungen erlitt, welche nach der Ansicht des Verf. noch genauer in's Auge zu fassen wären, so hält Derselbe *doch* den Abstand zwischen diesem Pommerschen Niederdeusch des XIV. und dem des XIX. Jahrhunderts für bei weitem geringer als den Abstand zwischen dem Oberdeutschen des XIV. und dem des jetzigen Jahrhunderts. Dafs das Niederdeutsche sich weit weniger verändert, ist ein gewifs richtiger Satz. Es war dasselbe im XV. und in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in Pommern wie im ganzen nördlichen Deutschland die allgemeine Schriftsprache, und es scheint selbst nach der nicht unbegründeten Vermuthung des Verf., dafs, wie jetzt eine allgemeine Oberdeutsche Schriftsprache für alle Deutsche Provinzen existirt, sich gegen das XVI. Jahrhundert auch eine ziemlich allgemeine Niederdeutsche Schriftsprache für alle Niederdeutschen Landschaften gebildet hatte, wobei die provinziellen Unterschiede in Ausprache und Wortbildung unberücksichtigt geblieben. Die Bemerkung des Verf., dafs, sobald eine Sprache von wissenschaftlich gebildeten Männern zu Schriftwerken gebraucht werde, eine neue feste Gestalt derselben sich bilde, welche über allen Mundarten schwebt, dürfte selbst in Bezug auf die Alt-Griechische in gewisser Hinsicht sich bewahrheiten, indem auch hier aus dem Attischen, zu schriftlichen, gelehrten und andern Aufzeichnungen vorzugsweise benutzten Dialekt die später allgemein gewordene Schriftsprache hervorgegangen ist.

Chr. Bähr.

Die Lehre von den Reallasten, in ihren Grundzügen dargestellt von Dr. Lud. Duncker, Syndicus und Secret. der Universität zu Marburg. — Marburg bei Elwert. 1837. 240 S. 8.

Ein schätzenswerther Beitrag zur Bearbeitung einer Lehre, welche zu den wichtigsten Lehren des Deutschen Rechts gehört! Überall beurkundet der Verf. eine vertraute Bekanntschaft mit den Quellen der Lehre von den Reallasten, so wie mit den Schriftstellern über diese Lehre. Die ganze Schrift ist ein rühmliches Zeugnifs von den Rechtskenntnissen und von der Forschungsgabe des Verf. Nur die Ordnung, in welcher der Verf. die einzelnen Theile auf einander folgen läfst, dürfte nicht überall, (z. B. nicht im 1sten Kap. des dritten Abschnittes, welches wohl besser das zweite desselben Abschnittes gewesen wäre) gelungen zu nennen seyn.

Erster Abschnitt. §. 1—13. Darstellung und Kritik der verschiedenen Ansichten über das Wesen der Reallasten. Zweiter Abschnitt. Entwickelung des Wesens der Reallasten. I. Im Allgemeinen. §. 14. 15. Der Verf. definirt die Reallasten, dieses Wort in seiner engeren Bedeutung genommen, so: „Eine Reallast ist die Verpflichtung einer unbeweglichen Sache, wodurch dieselbe als Subject einer zum Besten einer Person oder eines Grundstücks vorzunehmenden Leistung erscheint. Die der Reallast gegenüberstehenden Berechtigung ist daher das einer Person oder einem Grundstücke zustehende dingliche Recht, welches die Verpflichtung einer unbeweglichen Sache zu einer Leistung zum Gegenstande hat.“ II. Ins besondere von den bestellten (konstituirten) und vorbehaltenen (reservirten) Renten. §. 16—20. (Der Verf. hätte wohl in diesem Abschnitte den Zusammenhang mehr herausheben sollen, in welchem die Lehre von den Real- oder Grundlasten mit den von der Grundherrlichkeit des Deutschen Rechts steht.) — Dritter Abschnitt. Von den Rechtsmitteln, welche die Reallasten zum Gegenstande haben, den possessorischen und den petitorischen. (Kap. 1. §. 21—23.) Von der Begründung, Aufhebung, Verwandlung und Übertragung der Reallasten. (Kap. 2—4. S. 24—35.) Von der Haftung des Nachfolgers in das belastete Grundstück für die Rückstände und von

dem Rechte der Reallasten in einen Konkurse. (Kap. 5. §. 36. 37.) — Vierter Abschnitt. Einzelne Arten wahrer und angeblicher Reallasten. §. 38—57.

Geschichtliche Entwickelung des Staatsrechts des Grofsherzogthums Baden und der verschiedenen darauf bezüglichen öffentlichen Rechte. Nach Quellen bearbeitet und mit Urkunden belegt von Justizamtmann Erwin Joh. Jos Pfister zu Heidelberg. — Zweiter Theil. Innere Staatsverhältnisse des Grofsherzogthums. Erste Abtheilung. Allgemeine Grundlage der innern Staatsverfassung und ihre besondere Beziehung zu den bürgerlichen und kirchlichen öffentlichen Rechtsverhältnissen der Einwohner. Heidelb. A. Ofswald's Univ. Buchhandlung. 1838. 647 *S. S.*

Mit Vergnügen zeigen wir hiermit die Fortsetzung eines Werkes an, dessen erster Theil bereits in diesen Blättern mit dem wohl verdienten Lobe angezeigt worden ist. Nach dem ursprünglichen Plane des Verf. sollte der vorliegende zweite Theil die Vollendung des Werkes enthalten und ein dritter Theil nur die Urkunden. Aber bei der Ausarbeitung schwoll die Handschrift in dem Grade an, dafs sich der Verf. genöthiget gesehen hat, die vierte Abtheilung des inneren Staatsrechtes des Grofsh. Baden dem dritten Theile vorzubehalten. Werke dieser Art, so verdienstlich sie auch sind oder seyn mögen, haben vergleichungsweise nur ein kleines, wenigstens nur ein kleines kauflustiges Publikum. Der Verf. hat sich daher genöthigt gesehen, das Buch auf eigne Kosten drucken zu lassen. Sollte er nicht einen billigen Anspruch auf Unterstützung seines Unternehmens oder auf Entschädigung aus Staatsmitteln haben?

Da sich aus einem Werke, wie das vorliegende ist, nicht füglich ein Auszug machen läfst und da eben so wenig die Gründlichkeit der Arbeit einer neuen Empfehlung bedarf, so will Ref. hier nur noch die Überschriften der einzelnen Abschnitte und Unterabtheilungen der in dem zweiten Bande enthaltenen Abtheilung wiedergeben. — Erster Abschnitt. Allgemeine Grundlage der innern Staatsverfassung des Grofsherzogthums. S. 3 bis 27. — Zweiter Abschnitt. Bürgerliche Staatsverfassung, sowohl in Beziehung auf die Ausländer, als hinsichtlich der allgemeinen staatsgesellschaftlichen und besondern Standesverhältnisse der Inländer. I. Öffentliches Recht der Ausländer in ihren verschiedenen Beziehungen zum badischen Staat. S. 28 bis 46. II. Öffent-

liches Recht der Inländer hinsichtlich ihrer allgemeinen staatsgesellschaftlichen Verhältnisse. S. 46 bis 87. III. Besondere Standesverhältnisse der Inländer vom Bürgerstand. S. 88 bis 213. IV. Besondere Standesverhältnisse der Inländer vom Staatsdienerstand. S. 214 bis 281. V. Besondere Standesverhältnisse der Inländer vom Adelsstand. S. 282 bis 371. VI. Besondere Standesverhältnisse der Inländer vom Militärstand. S. 371 bis 434. — Dritter Abschnitt. Kirchliche Staatsverfassung, sowohl im Allgemeinen, als insbesondere der katholischen und evangelischen Kirche, der Menoniten, Separatisten und Juden. Öffentlicher Unterricht. I. Allgemeine Kirchenverfassung des Grofsherzogthums. S. 435 bis 499. II. Besondere Verfassung der einzelnen Kirchen des Grofsherzogthums. S. 500 bis 563. III. Öffentlicher Unterricht, nach seinen Abstufungen, innern Einrichtungen und öffentlichen Rechtsverhältnissen. S. 564 bis 647.

Zachariä.

Traité pratique de la Phthisie laryngée, de la laryngite chronique et des maladies de la voix; par M. M. Ch. Trousseau, professeur agrégé à la faculté de médecine de Paris etc, et H. Belloc, doct. en méd. Ouvrage couronné par l'académie royale de médecine. Paris chez J. B. Bailliere 1837. 488 *S.* 8. *Auch abgedruckt im sechsten Bande der mémoires de l'academie roy. de médecine von p.* 1 *bis p.* 312.

Die Kehlkopfschwindsucht gehörte gleich der Luftröhren- und Lungenphthise zu den Krankheiten, über welche der Schlendrian und mit ihm der ärztliche Tross die Acten als geschlossen ansah. Die eine, wie die andere galt als unheilbar, weil es so cathedris majoribus et minoribus herab gelehrt wurde, und wenn einmal ein Übel als unheilbar ausgeschrien ist, so lohnt es sich auch beim grofsen Haufen nicht weiter der Mühe, über die Pathogenie desselben nachzudenken und ihrer Diagnose Zeit und Mühe zu opfern. Erst seit Laennec ist es in dieser Beziehung anders geworden, und es dürfte wohl wenige aufgeklärte Ärzte gegenwärtig geben, die eine Schwindsucht der Lungen in primo stadio für unbedingt tödtlich halten möchten. Aber das Erkennen des primi stadii phthiseos ist nicht so leicht, und für solche, die die Anwendung der acustischen Explorationsmethoden verschmä-

hen, geradezu unmöglich, hinc illae lacrimae. Die von der Pariser medicinischen Academie aufgegebene Preisfrage über die Kehlkopfschwindsucht erscheint daher als von der Zeit und der Wissenschaft gleich sehr gefordert, und wir glauben der Hoffnung Raum geben zu dürfen, dafs durch die vorliegenden Untersuchungen ein Anstofs zu fernern Forschungen gegeben ist.

Die Verf. beginnen mit einer Definition und Geschichte der Phthisis laryngea, welche sie jede chronische Krankheit des Kehlkopfs nennen, die auf irgend eine Weise Consumtion oder Tod herbeiführen kann.

Burserius machte zuerst auf das Vorkommen von Geschwüren in Larynx aufmerksam, welche Consumtion und hectisches Fieber hervorbringen können. Nächst ihm nennen unsere Verf. viele französische Ärzte, aufser Joseph Frank keinen fremden Arzt, ein Beweis, dafs die medicinische Literatur von England und Deutschland ihnen eine Terra incognita seyn mufs.

Das zweite Capitel betrifft die organischen Veränderungen in der Schleimhaut und in den Knorpeln. Die Röthe der Schleimhaut wird als ein durchaus trügliches Zeichen dargestellt und behauptet, dafs Geschwulst der Lippen der Glottis und der Schleimhaut des Kehlkopfes ein ziemlich sicheres Entzündungszeichen ist, selbst wenn gleichzeitig auch keine Röthe wahrgenommen wird. Aber auch die Anschwellung kann nach dem Tode fehlen, was die Verf. dadurch zu erklären suchen, dafs die physicalischen Kräfte nach dem Tode nur noch auf die Flüssigkeiten einwirken, wodurch es geschieht, dafs die noch in den Gefäfsen vorhandene Flüssigkeit durch die Anastomosen in die abhängigsten Venen fliefst und die in das Zellgewebe ergossene Flüssigkeit von Masche zu Masche desselben sich in die niedrigsten Theile hinabsenkt. Zuweilen ist der obere Theil des Kehlkopfs lebhaft geröthet und einem Mutterhalse gleich geschwollen.

Die Geschwüre des Kehlkopfes sind entweder nur Erosionen oder wahre Ulcerationen, je nachdem sie sich nur auf die Schleimhaut beschränken, oder sich auf das submucöse Zellgewebe oder selbst einen cariösen oder necrotischen Knorpel erstrecken. Die Erosionen werden leicht übersehen, sie machen nicht etwa den ersten Grad der Geschwüre aus.

so wie letztere auch keinen Einfluſs auf das Entstehen der ersteren haben.

Die Erosionen kommen nur bei Individuen vor, die an Lungenschwindsucht gelitten hatten, was einigermaſsen die Ansicht Louis's bestätigt, daſs die Erosionen Producte des über die Schleimhaut beim Husten weggehenden Eiters seyen. Sie sind häufiger in der Trachea, als im Larynx und in den Luftröhrenästen.

Die Ulcerationen ergreifen oft den ganzen Kehlkopf, die Stimmbänder und die Schleimhaut der Epiglottis, selbst die Knorpel, welche cariös oder necros werden. Gewöhnlich beginnen sie von der Schleimhaut aus, zuweilen bilden sich Abscesse unter derselben, hieraus wieder communiciren die Geschwüre mit einer necrotischen Knorpelfläche. Die Verknöcherung der Knorpel kommt besonders bei alten Leuten nach einer mindestens zweijährigen Dauer der Krankheit vor und ist nach den Verf. Product eines eigenthümlichen Entzündungsprocesses, der eine Absonderung von Knochenmaterie verursacht. Am häufigsten verknöchert ist der Ringknorpel, nächst ihm der Schildknorpel. Die Verknöcherung wird in der Phthisis laryngea auch ohne Ulceration und Erosion wahrgenommen.

Die Necrose der Knorpel ist sehr häufig, zeigt sich unter mehreren Formen und entwickelt sich unter gewissen Umständen, auf die wir im Buche selbst verweisen müssen, wo sie sehr genau beschrieben wurden. Seltener, als die Necrose, wird die Caries der Knorpel wahrgenommen, doch fanden sie die Verf. in den Ringen der Luftröhre, niemals im Ringknorpel, einmal im Schildknorpel, dreimal in den Gieſskannenknorpeln und einmal in der Epiglottis. Die Ulcerationen beginnen hier in der Schleimhaut, dringen rasch bis unter das submucöse Gewebe, zuletzt bis zur Knorpelhaut und den Knorpeln, und fanden sich immer nur bei Lungenschwindsüchtigen.

Der auf dem Knorpel ruhende Geschwürgrund ist stark geröthet, von bedeutender Vitalität und mit gefäſsreichen Villositäten begabt, der Knorpel erodirt und wie zernagt. Häufig ist mit diesen Zuständen Oedema glottidis verbunden, das den Tod durch Erstickung herbeiführt. Fremde Körper in der Luftröhre oder im Kehlkopfe können die Phthisis laryngea hervorbringen oder simuliren, sie können ihren Ur-

sprung in den Athmungsorganen haben oder von aufsen hieher gekommen sein. Polypen im Kehlkopfe sind selten, die Verf. beobachteten einen solchen Fall, syphilitische Auswüchse beobachtete Rayer. Häufiger sind krebsartige Geschwülste, Hydatiden sah und beschrieb Pravaz. Das Vorkommen chronischer Pseudomembranen ziehen die Verf. in Zweifel.

Die ursächlichen Momente der Krankheit sind unter allen Umständen zahlreicher, als die von den Verf. bezeichneten. Das reifere Alter erscheint vorzugsweise für dieselbe empfänglich zu seyn, wiewohl sie auch bei Kindern beobachtet wurde, das männliche Geschlecht mehr, als das weibliche. Die Verf. unterscheiden vier Arten von Phthisis laryngea, die einfache, die syphilitische, die krebsige und die tuberculöse und erklären die Ansicht als irrig, dafs die Phthisis laryngea nie ohne die tuberculöse vorkomme, auf mehrere Beobachtungen und auf das Zeugnifs von Cayol, Laennec und Double sich berufend.

Rücksichtlich der Symptome wird vor allem auf die Heiserkeit der Stimme hingewiesen, welche um so auffallender seyn soll, wenn die Kranken aus der Kälte in die Wärme kommen, heftigen Hunger empfinden, zur Zeit des Monatsflusses, nach vollzogenem Beischlaf, am Abende, nach längerer Dauer des Übels. Der Husten pflegt häufig und eigenthümlich klingend, besonders bei tiefen Verschwürungen am Kehlkopfe, der Auswurf schleimigt, späterhin eiterartig und mit Blutstreifen vermischt zu seyn. Schmerz fehlt anfangs oder nimmt nur den obern Theil der Luftröhre ein. Sichtbare Veränderungen an der Uvula treten nur in der syphilitischen Form hervor. Das knisternde Geräusch beim Befühlen des Kehlkopfes wird auch bei vollkommen Gesunden wahrgenommen und ist daher kein sicheres Zeichen. Die Respiration ist Anfangs ungetrübt, später von Oppression begleitet, die besonders bei Bewegungen und unter asthmaartigen Anfällen in der zweiten Hälfte der Nacht hervortritt, unter denen der Tod erfolgt. Das Schlingen verursacht Schmerz und das Verschlucken dünnflüssiger Speisen ist nicht selten ganz unmöglich. Welche Ursachen dieser Erscheinung zum Grunde liegen, haben die Verf. nicht ergründen können.

In der syphilitischen Form ist der Schmerz sehr heftig, besonders beim Schlingen und die Krankheit beginnt hier

entweder im Pharynx oder in der Nasenhöhlung, von wo sie sich erst über den Kehlkopf ausbreitet. Die tuberculöse, mit Lungenschwindsucht complicirte Form wird mit Hilfe des Stethoscopes, die krebsige an besondern Erscheinungen nicht erkannt, wobei freilich nicht unbeachtet bleiben darf, dafs diese Form sehr selten ist und den Verf. nur einmal aufstiefs, daher von eigentlichen Erfahrungen über dieselbe keine Rede seyn kann. Bei der syphilitischen Form findet sich ein bedeutendes Erythem der Schleimhaut und oft noch Anschwellung des submucösen Zellgewebes.

Wenn die Kehlkopfschwindsucht einen tödtlichen Ausgang nimmt, so geschieht dies weniger und seltener durch Abzehrung in Folge des hectischen Fiebers, des Hustens, des Auswurfes, der Insomnie und der Verdauungsstörungen, als durch Anschwellungen der Kehlkopfsschleimhaut, erzeugt durch Entzündung und Verschwürung, wobei, wie schon angedeutet, die Dyspnoe sich steigert und der Kranke asphyctisch endigt.

Da wo die tuberculöse Lungensucht neben der Kehlkopfschwindsucht existirt, besteht die erste gewöhnlich vor der letzten. Nur selten verlaufen beide gleichzeitig neben einander, unter welchen Umständen die Symptome der Phthisis laryngea prävaliren. Eine besondere Aufmerksamkeit widmen die Verf. den Beziehungen der Angina laryngea zur Phthisis laryngea, welche sie ihrer Natur nach für gleich ansehen.

Auf Genesung ist bei der Phthisis laryngea nur ganz zu Anfang, wo noch keine Desorganisationen statt finden, zu rechnen, wobei auch die Art und die Complication in Betracht kommen müssen.

Die Krankheit erheischt Anfangs ein Verfahren, wie bei Catarrhen, später, und in so fern diese keine rasche Besserung herbeiführen, ein kräftiges Handeln. Warme Cataplasmen schaden mehr als sie nützen, örtliche Blutentziehungen dürfen auch nur mit Maas angewendet werden. Unter den ableitenden Mitteln nimmt das Haarseil die erste Stelle ein. Narcotische Mittel, namentlich das Belladonna- und Stramoniumextract zeigen sich innerlich und per methodum endermaticam angewendet nützlich. Von der Cauterisation des Larynx sahen die Verf. einige mal ebenso schnelle, als günstige Erfolge, ebenso vom Gebrauche der Schwefelwasser (be-

kanntlich bewährte sich in Deutschland besonders das Trinken des Weilbacher Wassers, nach Umständen mit warmer Milch versetzt. Ref.)

In Bezug auf die Behandlung der syphilitischen Form liefse sich manches erinnern, die grofsen und schnellen Wirkungen der Weinholdschen Pulver scheinen die Verf. gar nicht zu kennen.

Endlich besprechen sie noch den Nutzen der Tracheotomie, welche die Verf. fünf mal in der Phthisis laryngea und 73 mal im Croup gemacht haben. Dieser Abschnitt zeigt zur Genüge, dafs in Deutschland diese Operation nicht nach Gebühr gewürdigt wird. Die Abbildungen beziehen sich auf die pathologische Anatomie der Kehlkopfsschwindsucht.

Heyfelder.

System des Verfassungsrechts des Grofsherzogthums Hessen, von Dr. Karl Eduard Weifs, Prof. in Giefsen. Darmstadt bei Heil, 1837. XXIV u. 576 S. p. 8 A. u. d. T. System des öffentlichen Rechts des Grofsh. Hessen. Erster Band.

Mit aufrichtiger Freude begrüfst der Unterz. das Erscheinen eines neuen Werkes aus dem deutschen Landesrechte. Durch jede gründliche Schrift dieser Art wird unsere Kenntnifs von dem öffentlichen Rechtszustande unseres gesammten Vaterlandes wesentlich gefördert; jede derselben ist ein stillschweigender aber mächtiger Bundesgenosse in Zurückdrängung des bodenlosen Geredes über allgemeines deutsches Staatsrecht, in Besiegung der hieraus hervorgehenden Unwissenschaftlichkeit und practischen Unbrauchbarkeit; jede trägt wesentlich zur Befestigung und Verbreitung eines rechtlich begründeten, daher einer Seits gewesenen, andrer Seits aber festen verfassungsmäfsigen Sinnes in Volke bei. Jetzt ist wenigstens kein irgend gröfserer constitutioneller Staat mehr in Deutschland, (Hannover kann ja leider nicht mehr in deren Reiche gelten,) welchem nicht das täglich sich fühlbar machende Bedürfnifs des Lebens und des wissenschaftlichen Sinnes eine mehr oder weniger ausführliche und vollendete Darstellung der positiven Rechte seines Fürsten und seiner Bürger verschafft hätte.

(Der Beschluſs folgt.)

Weifs: System des Verfassungsrechts des Grofsherzogth. Hessen.

(Beschlufs.)

Baiern, Würtemberg, K. Sachsen, Baden, Kurhessen, selbst S. Weimar hatten bereits Systeme ihres öffentlichen Rechtes, zum Theile Werke von anerkannter Tüchtigkeit und entschiedener Auctorität. Die längst gefühlte Lücke hinsichtlich des Grofsherz. Hessen füllt endlich das vorliegende Werk soweit das Verfassungsrecht geht; die versprochene Darstellung des Verwaltungsrechtes wird hoffentlich so bald als möglich folgen und vollenden.

Nur wer selbst eine ähnliche Arbeit unternahm, vermag zu beurtheilen, welche Summe vor angestrengtester, unerfreulicher Arbeit in einem solchen Buche liegt, wenn es — wie hier des Verf. Werk — die erste Bearbeitung des Gegenstandes ist. Das, was bei so manchen andern Schriften aus dem Gebiete der Rechtswissenschaft für den Verfasser das Schwierigste ist, nämlich die Auffindung der leitenden Grundsätze und die Ableitung der Folgesätze, bleibt natürlich auch hier eine nicht leichte Aufgabe; allein dennoch dienen diese Abschnitte der Arbeit eigentlich zur Erquickung und Wiederbelebung. Das Trostlose ist die Herbeischaffung des Materiales. Man denke sich die klafterlangen Reihen von Regierungsblättern, meistens ohne brauchbare Register; die endlosen Hefte der Landtagsverhandlungen mit ihren Beilagenbänden, die zahlreichen amtlichen und Privatsammlungen von Gesetzen und Verordnungen aus allen einzelnen Theilen der Verwaltung. Aus diesen mufs das Material zusammengefahren, gesichtet, in Übereinstimmung gebracht werden. Allein hieran lange nicht genug. Bei weitem nicht Alles ist gedruckt und gesammelt. Es müssen also die Normalien-Bücher der verschiedenen Behörden, die Registraturen und Archive (nach vorher erhaltener Erlaubnifs) eingesehen und ausgezogen werden. Und nach aller dieser geisttödtenden Mühe ist man erst nicht versichert, dafs man wörtlich auch

alle Befehle, alle vielleicht bei Gelegenheit einzelner Fälle aufgestellte Grundsätze, alle nicht niedergeschriebene Praxis der Amtsstellen kennen gelernt hat, dafs man somit nicht nach aller Mühe und mit bestem Willen doch etwas Unvollständiges, wo nicht gar Unrichtiges geben wird. Dazu kommt denn noch, dafs während der, natürlich Jahre lang dauernden, Arbeit neue Landtage, ganze Bände neuer Gesetze kommen, welche das kaum Ausgearbeite um und umstofsen. Überhaupt denkt sich wohl ein mit anderen Theilen des Rechtes beschäftiger Gelehrter nicht, wie verdriefslich für den Publicisten es ist, dafs sein Material nie geschlossen ist, dafs jede neue Nummer des Regierungsblattes ihm ganz unerwartet wieder Steine in den Garten werfen kann. Selbst beim beschleunigsten Drucke eines grösern Werks ist es unvermeidlich, bereits Antiquirtes mitzutheilen. Und wann soll man die Arbeit abschliefsen und mit dem Drucke anfangen? Vor dem nächsten Bande nicht, weil nothwendig dieser wichtiges und zahlreiches Neues bringt; nach demselben nicht, weil die zu den neuen Gesetzen gehörigen Verordnungen und Instructionen noch nicht erschienen, die Änderungen im Organismus der Behörden noch nicht durchgeführt sind. Es ist allerdings wahr, der Publicist hat ein gröfseres und ein sehr aufmerksames Publicum; seine Untersuchungen haben leicht und bald practische Folgen. Natürlich erfreut und ermuntert Solches. Doch hat auch dieses seine Schattenseite. Der Schriftsteller über geltendes einheimisches Staatsrecht kommt unvermeidlich mit den Partheien, mit den Interessen und Intriguen Einzelner in Collision, und zwar um so gewisser und um so häufiger, als er, wie er soll, rücksichtslos und mit juristischer Logik, die Folgen aus den Grundsätzen oder die Grundsätze aus den einzelnen Handlungen zieht. Dann aber ist von Billigkeit, ja nur von Ehrenhaftigkeit in der Beurtheilung und Behandlung keine Rede mehr. Der Unterz. kann hier aus eigener unangenehmer Erfahrung reden. Er hat so den Fall erlebt, dafs ihm die Blindheit der Partheileidenschaft Unterstützung eines concreten Planes öffentlich vorwarf, während seine Ansicht fünf Jahre früher, ehe noch ein Mensch daran denken konnte, dafs die Frage je practisch werden könne, schon gedruckt vorlag. Es ist in einem andern Falle, wo er während des Druckes seine Meinung geändert und einen Carton veranstaltet hatte, ebenfalls mehrere Jahre spä-

ter bei einem speciellen Streite über die betreffende Frage ein durch Zufall vom Buchbinder unausgeschnitten gebliebenes Exemplar des ursprünglichen Druckes benutzt worden, um in den Zeitungen glauben zu machen, der Unterz. suche jetzt eine seiner frühern Ansicht entgegengesetzte zum Vortheile der einen Parthei einzuschwärzen. Und zu solchem Verfahren haben sich nicht etwa dunkle und ungenannte Partheigänger, sondern Männer verleiten lassen, welche in ganz Deutschland einen mit Recht erworbenen Namen tragen, und welche sicher in jeder anderer Beziehung, als in dem sinn- und herz-bethörenden Streit der politischen Leidenschaften mit Abscheu von diesem Betragen zurückgetreten wären. Wo nun begegnet einem Pandectisten, einem Criminalisten dergleichen? Mit Einem Worte, es gehört ungebrochene jugendliche Kraft und grofse Liebe zur Wissenschaft und zum Vaterlande dazu, um als erster Bearbeiter ein gesammtes Landesstaatsrecht wissenschaftlich zu ordnen; und wahrlich das Publicum thut nur seine Schuldigkeit, wenn es ein solches Unternehmen — ein brauchbares Ergebniſs vorausgesetzt — durch Anerkennung belohnt.

Hat nun der Verf. des vorliegenden Werkes eine solche Arbeit geliefert, dafs ihm diese Anerkennung zu Theile wird, zu Theile zu werden verdient? Der Unterz. ist unbedingt dieser Ansicht; allein es ist eine eigene Sache um die Beurtheilung eines Werkes aus dem Gebiete des particulären Rechtes. Nur ein sachverständiger Inländer weifs eine solche Leistung ganz richtig zu würdigen. Der Ausländer wird aus einem solchen Buche sehr Vieles lernen, aus nahe liegenden Gründen selbst mehr als der inländische Leser; er wird also dem Schriftsteller recht dankbar seyn. Allein wie kann er so genau wissen, wo eine Lücke unausgefüllt blieb, eine Einrichtung schief aufgefafst oder nicht in ihren sämmtlichen Beziehungen dargelegt ist, ein Gesetz, oder gar eine ungedruckte Verordnung und eine Gewohnheit dem Sammlerfleifse entgieng? Er kann offenbar kritisch nur die Methode und da oder dort die Richtigkeit der aus allgemeinen Principien gezogenen Schlufsfolgen beurtheilen. Die wissenschaftliche Seite des Werkes bleibt seiner Würdigung unterstellt, nicht aber der, hier doch hauptsächlich zu beachtende, practische Inhalt. Freilich liegt dann die Frage nahe, warum etwas unternommen werde, wozu man sich selbst für nur theilweise zu-

ständig erklären mufs? Es liegt aber auch die Antwort nahe: theils in Ermanglung eines Bessern, der sich nicht vorfand; theils weil gänzliche Unbefangenheit auch etwas werth ist.

Somit sey es dem Unterz. gestattet, seine Ansicht über das vorliegende Werk zu sagen, so gut er eben kann.

Wir erhalten hier die erste Hälfte einer systematischen Darstellung des gesammten öffentlichen Rechtszustandes in dem Grofsherzogthume Hessen, und zwar begreift diese Hälfte die Einleitung und das Verfassungsrecht. In ersterer werden die gewöhnlichen Gegenstände dieses Theiles eines Buches besprochen, nämlich Begriff, Geschichte, Hülfsquellen und Methode. Das Verfassungsrecht dagegen handelt in sechs Büchern von dem Staatsgebiete, dem Staatsoberhaupte, den Staatsangehörigen, den Gemeinden, der Ständeversammlung und der Verfassungsgewähr. Ein Register schliefst den Band. Der zweite Theil wird seiner Zeit das Verwaltungsrecht enthalten, und zwar, nach einer vorläufigen allgemeinen Inhaltsanzeige, ebenfalls in sechs Büchern: die Gesetzgebung, das Justizwesen, das Polizeiwesen, das Militärwesen, das Finanzwesen, die auswärtigen Angelegenheiten. — Es ist dieses, wie man sieht, die in der Regel neuerer Zeit befolgte Eintheilung. Dafs sie im Ganzen sachgemäfs und übersichtlich ist, läfst sich eben so wenig läugnen, als dafs sich einige Materien nicht ganz tadel- und zweifellos in sie fügen wollen. Diefs ist namentlich der Fall hinsichtlich der Staatsdienerverhältnisse und der Gemeindeverfassung. Ihren Grundzügen nach gehören sie in das Verfassungsrecht; eine Menge von Detail-Bestimmungen hinsichtlich derselben sind offenbar blose Verwaltungssache. Da es nun wohl am wenigsten angienge, zweimal dieselbe Materie vorzunehmen, so läfst sich jeden Falles gegen den Platz, welchen immer man einräumt, mehr als eine gegründete Bemerkung machen, und sie bleiben eine crux des Systematikers. Der Unterz. ist somit weit entfernt, mit dem Verf. darüber zu rechten, dafs er beide Gegenstände in's Verfassungsrecht genommen hat, obgleich er seiner Seits sie beim Verwaltungsrechte unterbringt, und er sich besonders mit der Stellung nicht befreunden kann, welche den Staatsdienern bei den „besondern Rechtsverhältnissen einzelner Klassen von Staatsangehörigen" namentlich zwischen dem Adel und den Juden, angewiesen ist. Begierig ist übrigens Ref., was seiner Zeit im ersten

Buche des Verwaltungsrechtes als „Gesetzgebung“ wird abgehandelt werden, da am Ende überall im ganzen Verfassungs- so wie Verwaltungsrechte Gesetzgebung ist, die Bestimmungen über die gesetzgebende Gewalt aber sowohl als die allgemeinen Grundsätze und Literatur über die Rechtsquellen bereits im ersten Bande gegeben sind.

Gehen wir zum Inhalte und zwar zunächst wieder zur Einleitung über, so findet sich, dafs der Verf. es gewagt hat, seiner dogmatischen Darstellung einen ausführlichen Abrifs der Geschichte theils der allgemeinen deutschen Staatsverhältnisse, hauptsächlich aber (von S. 15—74) der hessischen voranzuschicken. Wir sagen „gewagt“, weil es immer ein etwas mifsliches Unternehmen ist, einen geschichtlichen Stoff in die, hier nothwendig gegebenen, engen Gränzen zusammen zu drängen, und weil man leicht in der Versuchung seyn kann, den Raum als unentbehrlich für dogmatische Auseinandersetzungen zu betrachten. Das Unternehmen ist jedoch dem Verf. gelungen. Diese kurze Einleitung ist sehr zweckmäfsig berechnet, um den Ununterrichteten mit geschichtlichen Notitzen zu versehen, welche ihm zum Verständnisse des jetzigen staatsrechtlichen Zustands nöthig sind. Die Fassung ist gedrängt, allein klar und durch die zahlreichen und umfassenden Noten sehr unterstützt. Ob das minder Löbliche der Begebenheiten und Einrichtungen nicht hätte mit bestimmterer Kritik herausgestellt werden sollen, mag unerörtert bleiben. — Eben so erscheinen die übrigen Abschnitte der Einleitung als gelungen. Namentlich verdient es Lob, dafs nicht nur der Quelle des geschriebenen Rechts sondern auch des ungeschriebenen Erwähnung gethan ist. Die Nachweisungen über die Literatur sind umfassend und übersichtlich. Kurz das Ganze ist, wie es seyn soll; und wenn der Unterz. einen Wunsch zu äufsern hätte, so wäre es nur der, dafs die rechtliche Bedeutung der einzelnen Quellen, ihr Verhältnifs zu einander und zu den Auslegungsmitteln, namentlich den ständischen Protocollen, weiter möchte entwickelt seyn. In dieser Beziehung kann sich jeder Schriftsteller über positives Staatsrecht die Methode in des trefflichen Story, Commentaries on the constitution of the U. St. zum Muster nehmen. Und es ist die Sache von so gröfserer Bedeutung, als gerade hier in dem Staatsrechte unserer constitutionellen deutschen Staaten noch Manches festzustellen

und auszuarbeiten ist. Wie wünschenswerth ist es, daſs bald alle Puncte dieser Art mit der erschöpfenden Umsicht möchten bearbeitet werden, mit welcher Kanzler v. Wächter die Frage über die ständischen Protocolle als Quellen der Auslegung geschriebener Gesetze festgestellt hat. Wie viele schwierige und wichtige Probleme sind nur hinsichtlich des Gewohnheitsrechtes und seiner Verhältnisse zur Verfassungs-Urkunde, zu Gesetzen, Verordnungen u. s. w. zu lösen! Der Verf. wird vielleicht den Unterz. fragen, ob denn er selbst in seinem würtembergischen Staatsrechte das Beispiel einer solchen Erörterung gegeben habe? Leider nein; allein der Fehler ist auch schon längst beklagt worden und wird in der nächsten Zeit verbessert seyn.

In Beziehung auf den wesentlichen Theil des Ganzen, nämlich die Darstellung der vom Verf. zum Verfassungsrechte des Groſsherzogthums gerechneten Staatseinrichtungen und Rechtssätze, kann in eine detaillirte Beurtheilung hier nicht eingegangen werden. Theils steht dem Unterz., als Ausländer, die oben angedeutete Unmöglichkeit vollständigen Wissens entgegen, theils würde eine Darlegung der einzelnen Sätze des Verf. als auch nur eine Bestreitung der nicht als richtig erscheinenden einen Raum einnehmen, der hierzu nicht in Anspruch genommen werden mag. Ref. versagt sich somit auch namentlich die Vertheidigung einzelner seiner Ansichten, gegen welche gelegentlich in dem Buche polemisirt ist: nur bittet er dieses Stillschweigen nicht als Zugeständniſs annehmen zu wollen. Es mag genügen zu bemerken, daſs dem Ref. die Bearbeitung der verschiedenen Materien durchweg gelungen zu seyn scheint, indem mit groſser Sach- und Gesetzes-Kenntniſs das bestehende Recht angegeben ist, mit Bestimmtheit und Kürze die dogmatischen Sätze gefaſst sind, mit der für practische Zwecke und für die theoretische Erlernung nothwendigen Ausführlichkeit, die in den allgeinen Bestimmungen liegenden einzelnen Normen entwickelt werden. In den zahlreichen Noten sind nicht nur die Nachweisungen über die Gesetzesstellen gegeben, (der Verf. giebt die, wenn sie völlig gegründet ist, bewundernswerthe Versicherung, daſs in den Tausenden von Citaten nicht Ein Druckfehler zu finden sey,) sondern es ist auch auf Controversen und auf allgemeine Literatur, gelegentlich wohl noch auf die analogen Bestimmungen anderer Staaten Rück-

sicht genommen. Mit Einem Worte, der Unterz. weifs im Ganzen durchaus nichts Wesentliches zu bemängeln oder zu tadeln. Höchstens will ihm bedünken, dafs folgende Einzeln-Ausstellungen gemacht werden können: Einmal erscheint die Entwickelung der allgemeinen Staatsbürgerrechte nicht so ausführlich, als die der übrigen Theile des Systems. Nun aber hat die Erfahrung anderer Staaten gelehrt, dafs gerade in dieser Materie eine möglichst entwickelte Darlegung besonders wünschenswerth ist. Die Sätze sind zum grofsen Theile neu, d. h. sowohl den Betheiligten nicht recht geläufig, als mit den Rechten älterer Gesetzgebungen und Einrichtungen oft nicht gut vereinbar. Daher dann nicht nur leicht eine Verkümmerung wichtiger Verfassungsgrundsätze, sondern auch vielfache Streitigkeiten. Hier kann nun aber die Theorie durch ausführliche und scharfsinnige Auffindung der verschiedenen Möglichkeiten kräftig nachhelfen. — Zweitens hätte der Verf. überhaupt vielleicht etwas weniger sparsam in Erörterung von bereits aufgeworfenen oder vorauszusehenden und möglichen Controversen seyn können. Es ist ihre Behandlung ein bedeutender Theil eines solchen Werkes, und verschafft ihm bald Gewicht bei Behörden, Ständen und Volk. Der Verf. ist sich somit hier selbst im Lichte gestanden. Der geringern Berücksichtigung dieser Seite mag dann auch die auffallend geringe Benutzung, wenigstens Anführung der ständischen Protocolle zugemessen werden, einer Quelle, welcher der Unterz. nicht hoch genug anzuschlagen weifs, hinsichtlich der Auffindung der verschiedenen bereits bestehenden oder auch nur möglichen Streitfragen. Es sind freilich nicht lauter gelehrte Publicisten, welche in den ständischen Verhandlungen vernommen werden; auch läfst die Leidenschaft oder der Mangel an Verbreitung des Augenblickes manche ganz ungegründete Behauptung, manche völlig unsinnige Theorie erscheinen. Allein eben, dafs die Sache von verschiedenen Seiten und nicht blos mit dem Formalismus und Dogmatismus der Schule betrachtet wird, ist belehrend. Scharfsinn und geistreicher Instinct des Wahren findet sich auch bei Laien. Und ein einziges, vielleicht practisch ganz spurlos gebliebenes, Wort kann dem Theoretiker eine ganze Reihe von Ideen aufschliefsen. — Endlich dürfte die neuere Literatur des Staatsrechtes, besonders der constitutionellen Monarchieen, häufiger und zum Theile mit grö-

fserer Auswahl haben benützt werden können. Dies wäre dann auch die, gewifs nicht zu beseitigende, Gelegenheit gewesen, auf Lücken oder Unpäfslichkeiten in der Gesetzgebung des Grofsherzogthums aufmerksam zu machen. — Doch, man sieht, dies sind verhältnifsmäfsig unbedeutende Puncte, und vielleicht erscheinen sie nur subjectiver Ansicht weniger tadelfrei. Im Ganzen kann kein Zweifel darüber seyn, dafs das Werk ein sehr gelungenes ist, welches als eine wahre Bereicherung der staatsrechtlichen Literatur erscheint, und dem Verf. viele Ehre macht.

R. Mohl.

Über das Erhabene und Komische, ein Beitrag zu der Philosphie des Schönen von Dr. Friedr. Theod. Vischer, Privatdocent an der Universität zu Tübingen. Stuttgart. Imle und Krauſs. 1837. *gr.* 8. *VI* und 230 S.

Die uns vorliegende Schrift, die zur Grundlegung einer Metaphysik der Ästhetik einen wesentlichen Beitrag zu liefern beabsichtigt, gehört zu den im Gebiete der Tagesliteratur nicht allzuhäufigen Büchern, welche durch ihren Gehalt, ihre Form und ihren Ton die Produktionslust ermuthigen und stärken, während in andern theoretischen Schriften die Philosophie in unsern Tagen häufig gegen die Poesie eine Miene annimmt, die dieses Mädchen aus der Fremde leicht bewegen könnte, verschüchtert von der Gegenwart Abschied zu nehmen, und unser Sophistenzeitalter mit sammt allem Wissen ohne Können seinen Postulaten zu überlassen. Wenn sich die Poesie von einer Kritik, welche z. B. einem der ersten Dichter Deutschlands im Ernste vorwirft, dafs er den eigentlichen Wissensdrang, den philosophischen Genius nicht habe, und in diesem Sinne strebenden Jünglingen keine Ausbeute gewähren könne, mit gründlichem Ärger über diese Umkehrung aller Begriffe abwendet, so können ihr Worte, wie die unsers Verfassers nur zum Troste gereichen, der für Dichtkunst und ästhetisches Urtheil den vollkommen wahren Kanon aufstellt: „trachtet am ersten nach dem Schönen, so wird euch das Gute und Wahre von selbst zufallen".

Herr Vischer ist ein entschiedener Anhänger der speculativen Weltansicht, d. h. der Hegel'schen Schule, aber er gehört weder zu denjenigen, die das Verdienst früherer Philosophen und Ästhetiker ihrem Meister zu Ehren in Schatten

stellen, noch zu jenen knechtischen Nachbetern, welche die Formeln ihres Herrn bis zum Eckel widerkäuen — ein häfslicher Schweif, wie ihn zu der Väter Zeiten die Kantische Schule besonders ausgebildet nach sich schleppte, der aber auch der jüngsten Philosophie nicht ganz fehlt, und auf jede solche Zeitform der Wissenschaft das Wort des Dichters anwendbar macht

— atrum
Desinit in piscem mulier formosa superne. —

Unser Verf. beschäftigt sich, was höchst löblich ist, weniger mit den schon ausgebildeten Theilen des Systems, dem er beipflichtet, als mit den Fruchtkeimen, welche er aus demselben in Beziehung auf ein Lehrgebäude der Ästhetik zu entwickeln bestrebt ist, das Hegel, trotz den höchst prägnanten Vorlesungen über Ästhetik, die uns aus seinem Nachlasse geboten werden, doch im eigentlichen Sinne nicht aufgestellt hat. Dabei besinnt er sich keinen Augenblick, in wichtigen Punkten von diesem Philosophen abzuweichen, auf die Seite älterer Ästhetiker zu treten, oder etwas Neues aufzustellen, wo ihn die Hegel'sche Grundansicht, auf das Schöne angewandt, zu andern Resultaten geführt hat, als den Gründer dieser Philosophie selbst.

Eine kurze Darlegung des Ideengangs der gehaltreichen Abhandlung wird unsre Leser überzeugen, dafs die wissenschaftliche Wahrheit durch diese Schrift wirklich gefördert worden ist, und dafs dieselbe in vielen Beziehungen auch bei denjenigen Anspruch auf Zustimmung und Anerkenntnifs machen kann, die es nicht unbedingt mit dem absoluten Begriffe halten, vielmehr hinter demselben, selbst auf die Gefahr hin, beschränkte Theisten gescholten zu werden, noch immer einen Urbegreifenden annehmen, und sich nicht mit höheren, ewigen Mächten begnügen, vor denen das einzelne Selbst sich zwar beugen mufs, die aber zuletzt doch nur (S. 187) von Subjekten gehandhabt werden, wiewohl sie mehr sind, als das einzelne Subjekt.

Die Einleitung des Buches führt uns die früheren Ansichten über das Schöne und Erhabene, die Leistungen eines Baumgarten, Home, Burke, Kant, Schiller, Fichte, Schelling, Solger, bis auf Hegel in raschem und doch scharfem Überblicke vorüber, und zeigt, wie erst mit Schellings Auftreten

die Trennung der Gegensätze, aus deren innigster Einheit das Schöne gerade besteht, aufgehoben worden ist, und es seitdem hauptsächlich klar geworden ist, dafs ein schöner Gegenstand derjenige ist, in welchem die ursprüngliche Einheit des Idealen und Realen zur Erscheinung kommt, der uns in der Form eines beschränkten Naturwesens das Absolute Unendliche wiederstrahlt. Das grofse Verdienst der ersten umfassenden Ausführung dieser neuen Ideen erkennt der Verf. Solger'n zu, der zuerst ein gegliedertes Ganze der Ästhetik aus der Einen Idee gebildet, dafs das Schöne sey die Einheit der Idee und der Erscheinung, des Allgemeinen und Besondern. Beiläufig gesagt kommt, freilich in einem höheren und umfassenderen Sinne gemeint, hierdurch jene Definition eines alten Wolfianers wieder zu Ehren: „Schönheit ist ein Anschein von Vollkommenheit.“ Solger ist es auch, nach der Bemerkung des Verf., welcher dasjenige Verhältnifs des Erhabenen und Komischen zum Schönen, welches die vorliegende Abhandlung entwickelt, zuerst ausgesprochen hat, jedoch nicht mit der innern Ordnung, die Herr Vischer für die richtige hält; denn Solger, bemerkt er, führe das Erhabene und Komische nur unter andern Gegensätzen auf, durch welche die Idee des Schönen wirklich werde, und bringe diese Begriffe so in einen ihnen fremden Zusammenhang mit der Frage, ob es aufserhalb der Kunst in der blofsen Wirklichkeit wahre Schönheit gebe. (S. 1—13.)

Allein — und hier beginnt die eigenthümliche Ansicht unsres Verfassers — das Erhabene und komische sind Momente des Schönen, mag dasselbe in der unmittelbaren Wirklichkeit, oder in der Kunst erscheinen, beide ziehen sich durch das ganze Reich des Schönen hindurch. Und so gedenkt er denn die immanente Entwicklung des Erhabenen und Komischen aus dem Schönen, auf Solger'schem Grunde fortbauend, auszuführen, indem er sich dadurch in sofern auch mit Hegel in Opposition stellt, als dieser dem Erhabenen und Komischen keine integrirende Betrachtung im allg. Theile seiner Ästhetik gewidmet hat. Die Untersuchung des Verf. mufs natürlich von dem Begriffe des Schönen ausgehen und schliefst sich hierin ganz an die Ideen der neueren Philosophie an, indem sie in logischer Nothwendigkeit die Einheit scheinbar Entgegengesetzter, die eben das Schöne ist, entstehen lassen will. Es wird dies aus der Eintheilung seiner

Gedankenentwicklung klar, in der zuerst das einfach Schöne gesetzt ist, dann der Contrast im Schönen, das Erhabene und Komische, und endlich die Rückkehr des Schönen in sich selbst. Diese philosophische Anordnung ist blos der äufsern Symmetrie wegen verlassen, und die Schrift in drei Haupttheile zerfallen: das einfach Schöne, das Erhabene, das Komische. Die Rückkehr bildet dann den Schlufs. (S. 13—21).

I. Das Schöne ist das „sinnliche Scheinen der Idee" (Hegel.), wodurch 3 Momente gegeben sind: die Idee, die sinnliche Erscheinung und eine Einheit beider. Unter der Idee kann entweder die absolute Einheit, in welcher alle Gegensätze gelöst sind, verstanden werden, oder aber ein einzelner Gedanke des Geistes. Nun enthält allerdings das ästhet. Ideal (die Schönheit) zunächst nur diese oder jene Idee, die in einer bestimmten, sinnlichen Gestalt zur Erscheinung kommt. Indem uns aber das Schöne auf diese Weise die Einheit des Geistigen und des Natürlichen auf einem bestimmten Punkte, in einem einzelnen Falle anschauen läfst, so bringt es uns mittelbar die höchste Idee, die nur in der Totalität alles Seyenden sich als verwirklicht darstellt, im Universum, oder die absolute Einheit des Idealen und Realen zur Anschauung. Wir sehen z. B. in der Sixtinischen Madonna die vollendete Weiblichkeit Fleisch geworden, und jetzt glauben wir an die Wahrheit nicht nur des weiblichen sondern jedes Ideals. Dadurch wird Hegel berichtigt und ergänzt. Übrigens ist die durch das Schöne darstellbare Idee nicht mit dem abstracten Begriffe zu verwechseln, der eine blofse Beziehung ausdrückt, Verhältnifs, Causalität, Wechselwirkung, Zweck u. s. w. und keine selbständige Existenz, Gestalt. Ideen können vielmehr nur solche seyn, welche im Reiche des wirklichen Daseyns, der Natur und der Menschheit, einer wirklichen Existenz und Begebenheit als wirkendes Prinzip zu Grunde liegen können, welche einer völligen Ensarkosis fähig sind, Ideen substanzieller Natur. (S. 21 — 27).

Die ästhetisch darstellbare Idee — fährt nun der eigenthümlich und scharf forträsonnirende Verf. fort — nimmt also ebenso viele Gestalten an, als es in der Wirklichkeit verschiedene Reiche des Seyns und Thuns giebt, ersteigt als eine Skala vom Niedersten ausgehend immer inhaltsvollere Stu-

fen, um in dem höchsten Producte der Schönheit der Tragödie ihren ganzen Reichthum als bedeutungsvolle Einheit von mehreren untergeordneten Ideen zu enthalten. Die Schönheit hat die Idee im Sinne eines bewufsten Gedankens zu ihrem Inhalt; allein, bis sie in diesen Kreis eintritt, durchläuft sie eine Reihe von Phasen, in welchen die Idee noch ein unbewufstes Thun der Natur ist, Gattungsbegriff im objektiven Platonischen Sinne, und unter diesen Naturschönheiten ist wieder ein weiter Kreis unendlich verschiedenartiger Stufen, deren Schönheit um so gröfser ist, je näher sie derjenigen Schönheit stehen, deren Form der Ausdruck einer bewufsten geistigen Idee ist. Dieſs ist aber die Menschengestalt, mit welcher die Schönheit im vollen Sinne allerdings erst beginnt, und zwar so ferne sie nicht als Vegetabile, sondern als Ausdruck eines sittlichen Gehalts eines Charakters, betrachtet wird. Bei dieser Stufenleiter darf die innere Einheit des Universums nie ausser Augen gelassen werden: auch die untergeordnetste Idee bildet ein Glied in der Kette der gesammten Wahrheit und kann, im adäquaten Bilde ausgedrückt uns die Einheit der ganzen Welt der Ideen mit der ganzen Welt der Erscheinungen beglaubigen. Und da jedes Höhere im Niedern vorbereitet ist, so ahnen wir auch in einer untergeordneten Gestalt die geistige Schönheit. Warum ist aber trotz dieser Stufenleiter ein wohlgeformter Baum dennoch schöner, als ein fehlerloser Igel oder Affe? Antwort: es giebt erstlich Arten, die ihre Gattung nicht so vollkommen darstellen, als eine niedrigere Gattung von Naturwesen durch gewisse ihrer Arten dargestellt wird, Arten die dem Gattungsbegriffe noch nicht recht adäqnat sind (namentlich die Übergänge: die Fledermaus — vom Vogel zum Säugethier; der Affe als verunglückter Mensch). Ein Aesthetiker, der zugleich ein gründlicher Physiolog wäre, müfste bis ins kleinste Detail des Bau's von einem solchen Geschöpfe angeben können, worin diese in der Gattung selbst begründeten Mängel bestehen. Und zweitens ist die Naturschönheit überhaupt meist eine Vorbereitung auf die geistige, menschliche Schönheit. (S. 27—32). — Der erste Theil dieser Antwort ist ganz vortrefflich und unsers Wissens neu. Er schlägt mit Einem Streiche die Dummheit nieder, die man vor nicht gar langer Zeit noch von deutschen

Kathedern herabhören konnte: dafs der ekelhafte Käfer, der auf der Rose sitzt, dennoch vor Gottes Auge schöner sey, als die Rose selbst.

Das zweite Moment des Schönen ist die sinnliche Erscheinung, das Merkmal wodurch sich das Schöne vom Wahren und Guten unterscheidet. Das Schöne mufs also ganz begrenzt und individuell seyn. Longin sagt von einer Stelle aus dem Orestes des Euripides: ἐνταῦθ' ὁ ποιητὴς αὐτὸς εἶδεν ἱρινύας. „Wie Vieles, ruft Hr. Vischer im erfreulichsten Gegensatze gegen das von den einseitigen Denkern unserer Zeit verlangte philosophische Dichten aus, wie Vieles, was Poesie heifst, sinkt vor einer solchen Kernwahrheit zur Prosa herunter! Wie einfach ist dieses Gesetz, wie geläufig in der Theorie, und wie täuscht man sich doch in der poetischen Produktion!" Jedoch ist nur die von allem stoffartigen, was sich als gemeine Wirklichkeit aufdringt, befreite, reine Form des sinnlichen Gegenstandes schön; im Schönen kommt nicht der Durchrifs, sondern nur der Aufrifs in Betracht. Man fragt nicht, woraus ein materieller Gegenstand besteht, welchen Zwecken er dient, sondern, wie er aussieht. Der Grund dieser Ablösung der Oberfläche von dem Durchmesser der Dinge liegt einfach darin, dafs die sinnlichen Erscheinungen hier als Bild und Hülle der Idee dienen, wobei ihre materielle Wirklichkeit nicht ins Spiel kommt. Weil ferner die Schönheit ein sich durch ein System unendlicher Stufen bewegendes Lebendiges ist, so kann auch keine bestimmte Beschaffenheit der sinnlichen Dinge als Kanon für sie aufgestellt werden. (S. 32—36.)

Das dritte Moment des Schönen ist die absolute Vereinigung des geistigen und sinnlichen Elements. Sie verhalten sich wie Seele und Leib. Reines Durchleuchten der Idee. Das ist die wunderbare Natur des Schönen, dafs die zwei Welten, die in den Kämpfen und Unzulänglichkeiten des wirklichen Lebens einander in dem Grade abstofsen, in welchem sie auf die Spitze verfolgt werden, hier in demselben Grade zusammenfallen. Das heifst: das Schöne ist harmonisch. (S. 36—40.)

Nun ergiebt sich dem Verf. der Übergang zum Erhabenen und sofort zum Komischen aus einem einfachen logischen Gesetze. Jede wahre Einheit ist eine Harmonie Entgegengesetzter (Hegel.) und sie mufs sich als

solche dadurch bewähren, dafs sie diese Gegensätze frei aus ihrer Einheit entläfst, ohne sich dadurch verloren zu geben. So mufs auch das Schöne den Gegensatz, den es löst, nicht nur den gelösten uns vor Augen führen, mufs den Kampf zum Ausbruche kommen lassen, um ihn dann auf höherer Stelle wieder beschwichtigt zu zeigen. Die sinnliche Seite ist für das Schöne unentbehrlich. Die Idee aber, um ihre Selbständigkeit diesem Elemente gegenüber zu bewähren, reifst sich aus jener ruhigen Einheit los und hält der begrenzten, individuellen Erscheinung ihre Unendlichkeit entgegen. So entsteht der erste Contrast im Schönen, (S. 40—42.)

II. Das Erhabene, das der Verf. in absichtlicher Weite mit Kant als das definirt, mit welchem in Vergleichung alles Andere klein ist. Sein näherer Begriff wäre, dafs es das Durchbrechen der Idee durch die Schranken des Endlichen ist, wodurch alles Andere (Endliche) als klein erscheint. Dieser letztere Begriff ist aber nach dem Verf. eigentlich zu eng, wie er bald zeigt. — Auch in dem Erhabenen mufs aber die Idee erscheinen. Die Beschaffenheit des sinnlichen Gegenstandes, an welchem die das Sinnliche nullirende Idee zur Erscheinung kommt, mufs nämlich eine solche seyn, dafs er soeben die Grenze des *Endlichen* zu überschreiten scheint, was freilich auf der (niedern) Stufe des Naturerhabenen nur durch eine Zuthat des Betrachtenden möglich ist. (Allgemeine Merkmale des Erhabenen, aus seinem Wesen abgeleitet: Dunkelheit. Ob Plötzlichkeit oder nicht? Bewegung, Hervorwachsen, Anwachsen, Kraftentwicklung vorwärts, und rückwärts; aus dem letztern oft der starke Eindruck der Ruhe und Stille erklärbar, der Dualismus im Erhabenen.) (S. 42—51.)

Der Verf. geht sodann in die verschiedenen Arten des Erhabenen selbst ein: 1) das Erhabene der Natur (der Substanz.). Das physisch Unendliche und Absolute ist freilich nur ein Schein, aber dieser Schein existirt, und tritt uns in allen denjenigen Naturerscheinungen entgegen, welche die Idee eines Unbegränzten in uns erwecken. Hr. Vischer folgt nur im Wesentlichen der Eintheilung Kants und Schillers, indem er dieses Naturerhabene im Raum und in der Zeit im Zurücklegen des Stammes in der Zeit (Bewegung) und endlich in der Kraft aufsucht, und im letztern Gebiete

wieder seinen Dualismus in Position und Negation entwickelt und zugleich die Seitenbegriffe des Schrecklichen und Furchtbaren, Feierlichen, Prächtigen, Wunderbaren und Schauderhaften beleuchtet, und dann wieder zu dem Satze zurückkehrt, dafs das gesammte Erhabene der Natur nur scheinbar eine Sache ist, weil die Natur nur eine schlechte Unendlichkeit hat (Hegel.), welche blos relativ ist. Die wahre unendliche Gröfse ist der selbstbewufste Geist im Menschen. Das Ich ist der Punkt, in welchem das unendliche Ausser- und Nebeneinander der Dinge zu einfacher Idealität aufgehoben ist. (S. 51—71.)

Diefs führt 2 auf das Erhabene des Subjekts, das in der Freiheit des selbstbewufsten Willens besteht, der alles blos Relative der äufseren Natur aufgehoben zu einer einfachen sich selbst bewegenden Einheit in sich schliefst. Auch hier giebt es einen Dualismus: eine positive und eine negative Erhabenheit des Subjekts: jene, wenn es energisch auftritt, diese, wenn es im Leiden seine Freiheit bewährt (das Pathetische Schillers; dagegen Hr. V. es vorzieht, der ersten Form diesen Namen zu geben). Die erste positive Form des subjectiv Erhabenen, das Pathetische oder heroisch Erhabene umfafst alle diejenigen Affekte, welche die Stärke des Willens nicht hindern, sondern offenbaren, unter dem Namen des edleren Zorns zusammengefafst, τὸ σφοδρὸν καὶ ἐνθουσιαστικὸν πάθος (Longin). Die Weltgeschichte hat einen mächtigen Hebel in diesem Zorne; die energische Zweckthätigkeit aller Heroen und grofsen praktischen Naturen ist voll davon. (Luther. Wallenstein.) Innerhalb dieses Heroischen oder Pathetischen kann es auch ein ruhig Erhabenes geben, aber es ist die Ruhe der Drohung. Zu dem herrlichen Beispiel aus Niebel. Lied 29, das der Verf. anführt, führen wir hier ein nicht minder passendes aus demselben (23) an, wo Chriemhilt bei Etzel liegt:

Do sie eines nahtes bi dem chonige lach,
mit armen vmbevangen het er si, als er pflach,
du edelen Frowen trvt er, si was im, so sin lip.
do gedaht ir viande daz vil herliche wip.

Durch diese Kraft der menschlichen Natur, wonach der Wille die Gewalt des Affekts als sein Werkzeug mit sich vereinigt, wird auch das Böse erhaben, ja die ästhet. Wirkung steigt mit dem Grad und der Consequenz des Bösen (Prometheus

Faust.); aber der ganze innere Widerspruch eines bösen Wollens muſs verdekt werden, sonst wird es komisch. (Satan) Auch das Pathos des Bösen, wie das des Guten scheidet sich in ein ausbrechendes und in ein scheinbar Ruhendes. (Das letztere das Furchtbarste: die arge Selbstbeherrschung der Bosheit gegenübergestellt der arglosen Gröfse des heroischen Pathos. — Die zweite, negative Form des subject. Erhabenen, hat zwei Seiten: die Versuchung des Subjects zu niederschlagenden oder unsittlichen Affekten, und die im Kampf mit dieser Versuchung sich offenbarende sittliche Kraft des Willens, und theilt sich in Kampf (Erh. in der Bewegung) und Sieg (Erh. in der Ruhe). Der Kampf zerfällt wieder in männliche und weibliche Erhabenheit, (Beispiele); die Ruhe aber ist hier Würde, die zur andern Natur gewordene Beherrschung des Affekts (vgl. *Schiller*). Auch das Erhabene des Subjekts kann bald in naturgemäſser, bald in phantastischer Form als Ueberlegenheit über die Natur auftreten; letzteres ist die Zauberei, die von grossem ästhet. Effekt seyn kann. — Indessen ist auch die Erhabenheit des Subjekts noch eine mangelhafte Form, weil der Wille des Individuums immer, obgleich in seiner Wurzel absoluter Natur, doch einen einseitigen, modifikabeln und bedingten Charakter hat. (Hamlet.) (S. 71—83.)

Wahrhaft erhaben kann nur der Geist seyn, der die Bestimmtheiten und Einseitigkeiten des subjectiven Geistes in sich begreift und die beschränkten Geister aus sich hervorgehen und an ihrer Unvollkommenheit und Relativität zu Grunde gehen läſst. Dieser Proceſs ist 3) Das Erhabene des absoluten Geistes oder das Tragische. Auch dieses hat seinen Dualismus: der absolute Geist erzeugt die subj. Erhabenheit aus sich, und schlingt sie in seinen Abgrund zurück.

(Der Schluſs folgt.)

N°. 75. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Vischer: Ueber das Erhabene und Komische.

(Beschlufs.)

Jenes ist das positiv Tragische, das entteht, wenn uns die subjektive Erhabenheit als Ausfluſs er göttlichen entgegentritt. Das versöhnt uns auch mit er Härte seiner Energie. (Fatalismus Napoleons und groer Männer, die sich als Vollstrecker weltgeschichtlicher 'lane fühlen.) Das Subjekt muſs übrigens in seiner Beziung auf das Absolute auch hier die thatsächliche Erfahrung on der Einseitigkeit seiner Bestrebungen — seyen sie noch o gut — machen; es muſs an seinen Einseitigkeiten erkranen und zu Boden sinken: daher der traurige Schluſs einer 'ragödie der natürlichste. Das negativ Tragische ist as Schicksal. Abweisung der Ansicht Schillers und A. V. Schlegels, daſs das Tragische auf einem Kampfe zwichem Freiheit und Nothwendigkeit beruhe; denn beim erten Anblick einer Tragödie leuchte ein, daſs unsre Ehrfurcht icht der subjektiven Gröſse, nicht der Willenskraft eines ubjects im Widerstande gegen Äuſseres, sondern daſs sie inem Höheren gezollt wird, welchem das noch so heroische ubjekt sich unterordnen muſs. Gott nicht der Held ist das rhabene. Was Schiller und Schlegel für das Tragische rklären, gehört in die Lehre von der blos subjectiven Erabenheit; daraus entstehen Nebenpersonen im Drama, ins chicksal unschuldig verflochten (Kassandra, Ophelia, Corelia). Den wahren Begriff des tragischen Schicksals bilden wei Momente: das Absolute und das Subjekt; das letztere, ehoben vom ersten, erscheint als eine bedeutende Macht, uſs aber als relative Gröſse an ihm untergehen; aber weil ich im Untergange der menschlichen Erhabenheit eben die öttliche offenbart, so entsteht dadurch ein Gefühl der Veröhnung, das um so reiner ist, je klarer ebendiese Offenbaung auch der tragischen Person zum Bewustseyn ommt. (S. 83—94.)

Die Stufen, welche die tragische Idee durchwandert, ichten sich dem Verf. nach der niederen oder höheren Ausassung des Absoluten, mit welchem die relative, subj. Gröſse n Widerspruch geräth. Die niedrigste Stufe des negav Erhabenen bildet das Schicksal, sofern es gedacht wird ls das nur erst naturphilosophisch, noch nicht ethisch Erhaene: die Unangemessenheit jedes Individuums ans Absolute, ezeugt an Individuen, die durch Glück oder sonstige Gröſse

hervorragen; Schellings dunkler Grund; Nemesis, die Tochter der alten Nacht; verstandloses Schicksal der Alten, begrifflose Leere der Nothwendigkeit (Hegel). Daneben gab es freilich auch bei den Alten eine lichtvollere Ansicht, welche die μοῖρα von Zeus d. h. von der selbstbewufsten Persönlichkeit des höchsten Gottes abhängig machte. Aber der herrschende Glaube war doch das blinde Schicksal und der φθόνος des Herodot. „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde." Diese Schicksalsauffassung kann übrigens nicht Grundidee der Tragödie seyn und kommt in ihr nur neben der höhern Schicksalsidee vor. (vergl. Aeschylos.) Sie gehört vielmehr schon im Alterthum der Geschichtsforschung und dem Epos an. (S. 94—103.)

Mit der zweiten Stufe beginnt erst das wahrhaft Tragische. Hier wird das Schicksal zur Gerechtigkeit, zur geistigen Macht, in sittlichem Kreise herrschend. Das Leiden des Individuums erscheint hier als Schuld, weil es die Schranken des Endlichen überfliegen will und dadurch die sittliche Ordnung verletzt. Aus dem Wesen des Schönen folgt aber, dafs es die schwache Seite eines grofsartigen Subjekts oder aber Energie und Verstand der höchsten Bosheit seyn mufs, was die Schuld bildet. So nimmt das trag. Verhältnifs eine ethische Wendung, und die Strafe tritt aus der äufsern Verflechtung der Umstände in das Innere des Bewufstseyns, oder hat doch nur im Zusammenhange mit diesem Bedeutung. (Maria Stuart.) Irrthum Gruppe's, dafs die Schuld nur auf einer Illusion des trag. Subjekts beruhe, und der Zuschauer nur Mitleid fühlen könne, widerlegt aus Oedipus. S. 103 — 109. Bei dieser Gelegenheit wird (S. 108.) eine Stelle Hegels citirt, aus der strenggenommen, was hier gelegentlich bemerkt werden mag, hervorgeht, dafs in diesem System eigentlich jede That, als eine Art Entzweiung eine Schuld wäre und den Keim der Unseligkeit in sich trüge. Die Stelle offenbart den wunden Fleck der Hegelschen Moral.

Der Verf. kommt nun auf eine Hauptdifferenz zwischen der antiken und modernen Tragödie. Die beiden Momente des Tragischen, Nothwendigkeit und Freiheit, das Absolute und das Subjekt, sind in der antiken Tragödie anders gemischt als in der modernen. Die trag. Methode der Alten ist synthetisch. Das Schicksal bildet den Obersatz, ist gegeben, und der Mensch, wiewohl nicht unschuldig, macht nur die Anwendung des Gesetzten auf sich. In der modernen Tragödie dagegen ist das erste Erhabene die Subjektivität, der frei und unbewufst handelnde Held. Das Schicksal, das über ihm anbricht, entsteht erst durch sein Thun. Die moderne Behandlung des Schicksals ist also analytisch, vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Bedingten zum Unbedingten fortschreitend. Der Grund dieser Differenz wird unschwer

gefunden in der Differenz der ganzen antiken und modernen Weltanschauung. In der modernen Welt kommt Alles aus dem Innern. Die antike synthetische Behandlung des Schicksals macht sich in drei Punkten geltend: a. das Schicksal ist durch mythische Organe im Voraus ausgesprochen. (Erbärmlichkeit der modernen Schicksalstragödien.) b. Die Schuld ist auch vorhanden, aber nicht rein; sie ist zum Theil ein Fluch, ein vom Wahn begangenes Verbrechen, das wieder eine Kette von Verbrechen, die zugleich Strafen sind, mit sich zieht. (Interessante Vergleichung der Worte des Sophokl. Oedipus und des Apostels Paulus: Oed. Col. 965 ff. Röm. 9, 11—15.) Aber vermöge einer Antinomie ist diese Schuld nicht nur Strafe sondern verdient auch Strafe. Dieser Widerspruch ist bei den Alten aufgestellt, aber nicht aufgelöst. Im Concreten versteckt bildet er die Furchtbarkeit der alten Tragödie. Die Lösung desselben ist nicht bei der Lehre vom radikalen Bösen zu suchen, die mit dem Faktum der Fluchschuld nichts zu thun hat. Die Tragödie wirkt gerade durch die Unlösbarkeit dieses Räthsels, welche aus jeder Tragödie, aus der antiken nur in herberer Form hervortritt. Cadit homo Dei providentia, sed suo vitio cadit. (Calvin.) Ob das Problem überhaupt lösbar sey, hat die Metaphysik, nicht die Ästhetik, zu entscheiden. Das Tragische mufs für den Verstand dunkel seyn; klar kann es nur seyn für die (von Hegel erleuchtete) Vernunft, welche weifs, dafs Gott und Mensch eins sind. (S. 109—124.)

c. Die Versöhnung des trag. Schmerzes ist in der alten Tragödie weit oberflächlicher, als die neuere Poesie es erfordert. Die tragische Versöhnung besteht darin, dafs das negative Resultat (das Leiden) zu einem Positiven wird, zur geläuterten Stimmung des Untergehenden, und dadurch zu einer Versöhnung des Leidenden mit Gott. Diese erscheint aber in der alten Tragödie nur sehr äusserlich gehalten. (Orestie. Ajax.) Und dieſs kommt daher, weil jenes eine Bewufstseyn der Schuld in der alten Tragödie nicht wie in der neuen (Maria Stuart, Göthe's Iphigenie) möglich ist. Die moderne Versöhnung braucht übrigens nicht gerade im trag. Subjekt, sondern nur in der Tragödie selbst und dadurch wenigstens in der Seele des Zuschauers zur Verwirklichung zu kommen. (Wallenstein. Richard III.) (S. 124—129.)

Die dritte Stufe ist die prägnanteste, reinste, durchsichtigste Form des Tragischen. Hier ist das eine Element, der absolute Geist d. h. die rein geistige Einheit aller sittlichen Wahrheiten und Gesetze. Das andre Element ist ein Subjekt, das eine einzelne sittliche Wahrheit, abgerissen vom Complex der andern sittlichen Wahrheiten verfolgt. Ihm steht in einem andern Subjekte das andere (wohl: ein anres) sittliche Gesetz mit derselben Kraft des Pathos gegen-

über. Beide haben in ihrem Rechte Unrecht und streifen im Kampf ihre Einseitigkeit im Feuer des Leidens ab, indem Jedes dem Andern das Zugeständnifs seines Unrechts im Rechte macht und so die höhere Einheit derselben im absoluten Geiste hervortritt. (Hegel.) Vermöge der Gesetze der Poesie (die der Verf. wohl kurz hätte andeuten dürfen) darf aber dies Resultat nicht allzuhandgreiflich auf der Oberfläche herauskommen, die Tragödie wird vielmehr immer mehr die negative Seite, den Untergang der einseitigen Gröfse, vor Augen führen, und die affirmative Seite, die harmonische Geltung der entzweiten Rechte im höchsten Geiste zwischen den Linien lesen lassen. Das tragische Gesetz (welches der Hr. Verf. jedoch hätte formulieren und nachweisen dürfen) verlangt auch, dafs diejenige Person, deren Schuld verzeihlicher erscheint, am Schlusse mehr leiden mufs, als die ihr entgegenstehende Person, (Tasso — Antonio.) wobei für die oberflächliche Betrachtung der Schein entsteht, als ob das Leiden eines Unschuldigen die Grundidee des Stücks sey. Diese Stufe ist so hoch und rein, weil hier die Schranken des menschlichen Strebens in dem Grade klarer einleuchten, in welchem sie grade dem trefflichen, dem in sich Berechtigten anhängen; zugleich, weil der ganze Verlauf im Gebiete selbst- und wollensbewufster Sittlichkeit vor sich geht, weil auch das verletzte Recht dem Helden in menschlich bewufster Persönlichkeit entgegensteht. Der Geist nur sieht aus den untergehenden zwei Einseitigkeiten den Einen idealen Mann, wie Eleonore den Tasso-Antonio, aufsteigen. Diese Form des Tragischen enthält ein spiegelklares Bild des Lebens. (Wie weit sind die Alten zu dieser Stufe aufgestiegen? Antigone. Was aber hier aus Hegelschen Prämissen über die polizeiliche Natur Creons, der doch der berechtigte Repräsentant des Staats seyn soll, philosophirt wird, wirkt in diesem tragischen Abschnitte beinahe komisch.) (S. 129—141.)

So viel über das Princip des Tragischen, das natürlich alle frühere Gestalten des Erhabenen (das Furchtbare, Wunderbare etc.) in sich fafst. Hierauf wird vom Verf. über das mifsdeutungsfähige Wort Ironie gesprochen und Solgers Schwanken und Schwäche trefflich aufgedeckt. Ironie gehört jeder Sphäre des Schönen, nicht blofs dem Komischen, vielmehr namentlich auch dem Tragischen an. Hegels System dünkt dem Verf. ebensowohl tragisch als komisch, wie der Weltgeist selbst. (S. 141—147.)

Hierauf verbreitet er sich über den subjektiven Eindruck des Erhabenen, wovon die frühere Ästhetik unrichtiger Weise ihren Ausgangspunkt nahm. Die Verwandtschaft des Schönen mit dem Erhabenen wird abermals nachgewiesen, sofern sich schon das Schöne unserer gemeinen Natur mit einem Anklange von Schwermuth verkündigt

Dieser leise Schmerz entbindet sich im Eindrucke des Erhabenen, welches den Menschen als sinnliches Wesen durch das negative Verhältnifs seines realen Elements zu seinem idealen zu Boden wirft. Es erregt Unlust und Schmerz, aber auch durch Schmerz vermittelte Lust: denn wir erinnern uns, dafs wir jenem überlegenen Momente doch auch wieder gewachsen sind. (vergl. Longin.) Auch das Erhabene der Natur erregt Lust, sobald wir es mit ihr halten. (Gegen Kants objectiv-moral. Ansicht.) Diefs ist aber eine Täuschung; denn da die Natur kein wahrhaft Unendliches ist, so kann auch keine wahrhaft unendliche Lust darin liegen, uns mit diesem unendlichen Wesen eins zu fühlen. Dagegen beim subjektiv Erhabenen ist keine Täuschung. Zuerst beschämt uns hier die Anschauung fremder Gröfse, dann erwärmt sie uns, weil wir uns als gleichgeborne Brüder des bewunderten Subjekts empfinden; Hochachtung die zugleich Selbstachtung ist. Die Ahnung beim Tragischen, dafs die blofs menschliche Gröfse einer höheren nicht wird Stand halten können, wird zur tragischen Furcht. Weil aber die vernichtende Macht auch uns nicht fremd ist und in der Menschheit wohnt, so geht die Furcht in Wehmuth, in Furcht vor Gott über, und das Mitleid wird zum allgemeinen Gefühl unserer Nichtigkeit, und unsrer Gröfse in dieser Nichtigkeit geläutert. Die Schlufsempfindung des Drama ist die Freude über die ewige Macht. (S. 147—154.)

Nun bereitet sich dem Verf. der Uebergang zum Komischen vor. Aus der herbsten Gestalt des Erhabenen ging die trag. Versöhnung der Erscheinungswelt mit dem Ewigen und somit die harmonische milde Gestalt des Schönen wieder hervor. Folglich ist das Erhabene ein Procefs des Schönen selbst. Wenn aber nun hier, im Erhabenen, das eine der beiden Momente des Schönen, die Idee das Übergewicht bekommen hat, so wird das andere, die Erscheinung, nun auch sein Recht haben wollen und wo immer möglich, der Idee ein Bein stellen, denn Gegensätze bedingen einander. (Hegel.) Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Das Lächerliche ist der uralte Todfeind des Erhabenen. Schon die Ironie, die in der Tragödie liegt, ist komischer Natur; daher die komischen Figuren bei Shakspeare den erhabenen auf den Hals geladen werden. Das eigentlich Komische aber will die Erhabenheit in Nichts auflösen. Den Uebergang zum Komischen bildet also der Satz, dafs Gegensätze einander fordern. (S. 154—157.)

III. Das Komische. Dieses setzt allerdings Kants „in Nichts sich auflösende Erwartung“ voraus. Aber wodurch ist diese erregt? durch ein sich ankündigendes, in mehr oder minder pathetischem Schwunge begriffenes Erhabene. Und wodurch wird sie aufgelöst? durch das Bagatell eines blofs der niedern Erscheinung angehörenden Dinges, das diesem

Erhabenen vorher verborgen, nun auf einmal unter die Beine geräth und es zu Falle bringt. Das Komische ist ein einzelnes deutlich gemachtes Erhabene, denn die Hervorhebung sinnlicher Einzelheiten hebt den Schein des Unendlichen auf. Aber noch nicht alles deutlich gemachte Erhabene ist komisch. Das Komische (und nicht blofs, wie Jean Paul will, der Humor) ist ein umgekehrtes Erhabene, ja, der komische Contrast macht manches Vorhergehende erst zum Erhabenen. Nicht in allen Fällen ist das im Komischen zerstäubende Erhabene ein auf einen Zweck gerichtetes Bestreben, wenigstens in vielen Fällen nur uneigentlich. Nicht alles Komische löst eine Verstandestotalität auf, das humoristisch Komische z. B. eine Vernunfttotalität. (S. 158—161.)

Das Eine Moment des Komischen ist ein Ideales irgend einer Gattung. Darf nur das scheinbar Erhabene dem Scherze Preis gegeben werden? Hier entscheidet der Verf. gegen Hegel mit: Nein! und behauptet, mit einigen Winkelzügen, auch wirklich ideale Gegenstände dürfen dem Lachen Preis gegeben werden. Er erinnert an den Vicar of Wakefield und Jean Pauls Werke. Nur sagt er, mufs die Gröfse in ihrer Aufhebung durch einen seltsamen Widerspruch dennoch gegenwärtig bleiben. Man lacht dann eigentlich nur darüber, dafs kein menschliches Ding vollkommen erhaben ist. Und je gröfser ein Ding, desto gewisser versteht es einen Spafs. Am Ende erklärt sich der Verf. sogar für den Spafs über das Absolut-Erhabene, worin er gewifs zu weit geht. Wenn er den Mephistopheles gegenüber von Gott, im Faust, citirt, so hat dieſs offenbar nicht die Geltung, die er ihm beilegt. Durch die humoristischen Bemerkungen des Göthe'schen Teufels wird nichts Erhabenes an Gott verkleinert oder gar vernichtet, sondern nur der Teufel selbst in seiner gemeinen Ansicht und Läugnung des Göttlichen als lustige Figur dargestellt. Nichts, was für die Menschheit oder auch nur ein einzelnes Volk Gegenstand des andächtigen Glaubens, unmittelbarer Träger, versteht sich irgend wie berechtigter Träger des Göttlichen, Repräsentant des Absoluten ist, darf dem Spott oder Scherze preisgegeben werden. Die Ehrfurcht mufs auch ästhetisch die Lust am Komischen hier aufheben oder verderben. Voltaire's Religionsspöttereien erregen nicht nur moralischen, sondern auch ästhetischen Ekel. — Hr. Vischer ist in seinem Vaterlande mit Recht als einer der anmuthigsten Spötter berühmt; er ist noch dazu Professor an einer Universität, für den der Witz auf dem Katheder ein gar willkommener Bundesgenosse ist. Als entschiedener Hegelianer mufs er endlich Vielem entgegentreten, was andere für heilig halten. Drei Gründe, warum er geneigt seyn wird, dem Witz und Humor ein möglichst weites Feld zu gestatten. Der letzte dieser Gründe giebt ihm

eine besonders bittere Diatribe gegen den Theismus ein, der den Spott mit Recht fürchten müsse, dagegen die speculative Weltansicht der unbewufste Geist des Humors sey. Und so concludirt er denn: der wahre Scherz mufs grade immer ein wirklich Erhabenes angreifen (Don Quixote). Jede Erhabenheit, sofern als sie sich dem Komischen bequemt [das ists eben! nicht jede bequemt sich: der Gottmensch z. B. nicht] ist mangelhaft, was freilich Hr. V. bei der göttlichen Erhabenheit dahin bestimmt, dafs sie nur als eine von der Welt isolirt gedachte komisch werden könne, in Wahrheit aber das Komische von ihr in sich selbst begriffen wird. (S. 162—170). Man siehts, den persönlichen Gott der Theisten giebt der Hr. Verf. jedem Spotte Preis; nur Hegels Gott steht über dem Spott, ja hat den Spott verschlungen.

Sofort geht die Abhandlung auf das andre Moment des Komischen über, welches ein Sinnliches ist. Erscheinung der gemeinen Wirklichkeit; entweder ein Zufall, ein Stecken bleiben des Erhabenen; oder die Thorheit des sich zum Erhabenen emporschwingenden Subjektes selber; oder beides: wenn menschliche Thorheit dem Zufall in die Schlinge läuft. (Don Quixote.) Ein abgeschmacktes, ungereimtes, cynisches Element ist mithin zum komischen unentbehrlich, selbst das höchste und reinste Komische kann dieses nicht abweisen. Die sinnliche Welt darf nicht idealisirt werden, wenn sie in komischen Contrast mit der Idee treten soll; denn trägt sie die Idee schon in sich, so entsteht ja der Contrast gar nicht. Also herrscht im Komischen Zweckwidrigkeit und Häfslichkeit, selbst intellektuelle oder moralische (im hohen Komischen). (vergl. Jean Paul.) Aber unter welcher Bedingung allein ist die Gemeinheit und Unsittlichkeit komisch? Dieselbe mufs formloser Natur seyn, was sie freilich an sich nie ist, aber für den Betrachter dadurch wird, dafs er an ihre ernste Seite, wenn die kom. Wirkung stattfinden soll, nicht erinnert werden darf. Dieses geschieht dadurch, dafs wir nicht den Widerspruch gegen die sittliche Bestimmung des Menschen, sondern den Widerspruch gegen den Verstand festhalten und die unedle Beschaffenheit des kom. Subjekts nur von Seiten ihrer Zweckwidrigkeit betrachten. Diesen Widerspruch im Unsittlichen hebt auch die Satire (nicht Satyre, wie Herr V. etwas unphilologisch, schreibt) hervor, aber nicht mit gänzlicher Abstraktion vom sittlichen Ernste, weshalb sie in Prosa hinüberspielt. Im Komischen giebt es also keine Schuld, Verbrechen, Strafe, Unterliegen unter dem Schicksal. Die Thorheit wird nur durch lächerliche Noth (Verlegenheit, Beschämung, Tracht, Prügel) gezüchtigt. In der Komödie darf das einzige Fatum der Zufall seyn, die Erde ist für sich im Besitze des Absoluten; die Götter sind gestürzt (aber es geht auch darnach her). (S. 170—177).

Nähere Verbindung der 2 elementarischen Bestandtheile des Komischen. Das Ideale und die gemeine Endlichkeit dürfen nicht blofs (wie Flögel thut) nebeneinander gestellt werden, sondern sie müssen im Bezug auf einander erscheinen, die contrastirenden Momente müssen sich scheinbar identisch setzen. Das Komische fängt mit einer Intention des Erhabenen an, die plötzlich zerplatzt. (Ja so —!) Es kommt z. B. ein thörigtes Motiv einer glänzenden Handlung zum Vorschein. Eigentlich aber war das Erhabene schon vorher klein, man sah es nur nicht. Das Erhabene und das unendlich Kleine spielen in einander, und dieses Spiel, das der schnelle Witz treibt, ist das Komische. Der Versuch, den Widerspruch zu reimen, erzeugt dann das Gelächter. (Der Mensch, als der wandelnde Widerspruch, die endliche Unendlichkeit — mit seinem Treiben ist der Hauptgegenstand des Komischen.) Der kom. Standpunkt ist also derjenige der reinen subjektiven Willkühr der unendlichen Negativität, die allen Ernst auflöst. Hierauf wird Jean Pauls Erklärung des komischen Widerspruchs beleuchtet, und das Unzureichende seiner Erklärung dargethan. Der kom. Widerspruch, sagt der Verf., ist vielmehr unverstellter Natur, und auf seinen metaphysischen Urgrund, das Ineinanderseyn des Endlichen und Unendlichen zurückzuführen, so dafs das Komische in letzter Tiefe als ein zweckwidriges Handeln des Weltgeistes selbst vorgestellt werden kann. Darauf führt die Annahme des Zufalls zurück. Hier treffen wir den Verf. wieder auf der gefährlichen Stelle, wie oben. Wäre dieser Satz unbedingt wahr, so wäre jeder Religionspott, der ächt komisch wäre (und warum sollte er dieſs nach solchen Erklärungen nicht seyn können?) erlaubt. — Das Komische, fährt der Verf. fort, ist der absolute Taumel, der Hanswurst der alten Volkskronik, dessen Tod die höhere Kunst durch Verlegung des Komischen in die Handlung selbst und billige Vertheilung der Narrheit unter die handelnden Personen selbst versetzen mufs. Die Romantiker mit ihrer verschrieenen Ironie haben es darin versehen, dafs sie den Standpunkt des Komischen, der es der Willkühr des Subjekts überläfst, jede feste Bestimmung auf- oder unterlaufen zu lassen, zum Princip der ganzen Ästhetik erhoben haben. (Hegel hierüber.) Versuch, die Komik streng von der Frivolität zu scheiden, indem auf Hegel'schem Boden das Subjekt zum Erhabenen selbst erklärt wird, welches dasjenige, was es durch seinen Scherz zerstört, zugleich aufbewahrt. (S. 177—187.)

Eintheilung des Komischen. (Warum eigentlich nicht hierher gehörig.) Entsprechend den drei Hauptthätigkeiten des theoret. Geistes: sinnliche Anschauung, Verstand, Vernunft ist zu unterscheiden ein sinnlich, verständig, vernünftig Erhabenes. Jedem derselben kann ein Bein gestellt

verden. So entsteht 1. das Naiv-Komische, die Posse das Burleske). Dies ist dasjenige, wo beide Seiten des Contrasts nur sinnlich angeschaut werden: Auflösung eines harmonisch-sinnlichen Verhältnisses. (Eulenspiegel.) Weil edoch in jeder Stufe auch die andern mitgesetzt sind, so klingt auch im Burlesken neben dem Witze die tiefere Komik an. Eulenspiegel und Harlekin haben ein leises Bewufstseyn ihrer Verkehrtheit. (Thor und Schalk zugleich.) So nähern sich auch die Schildbürger der Selbstpersifflage. — Das phantastisch Komische der naiven Gattung, das dem phantastisch Erhabenen in der Natur entspricht, ist das Groteske. (Marionettenmetamorphosen. Arabeske. Karrikatur.) Übrigens würde das naiv Komische besser volksthümlich oder elementarisch Komisches genannt. Laune, etwas Subjectives: kom. Talent und kom. Stimmung überhaupt. (187—196.)

2. Das Komische des Verstandes oder der Reflexion, der Witz. Dieser tritt ein, wenn die verständige Erhabenheit, der Ernst des verständigen Zusammenhangs der Vorstellungen unter einander aufgelöst wird, und zwar in scheinbar sinnige Combinationen, die aber ein sinnloser Tand sind. Ungereimtheit. Unentbehrlichkeit des Gedächtnisses dazu, daher Jean Pauls ungeheurer Witz. Definition des Witzes. Unterabtheilungen: 1) der antithetische Witz, wo die Antithese in der Synthese überrascht. Er nimmt in die Reihe zusammengehörender Vorstellungen plötzlich eine solche auf, die diesem Zusammenhange widerspricht und diese Erwartung in Nichts auflöst. 2) Der synthetische Witz, der entfernte Vorstellungen plötzlich zu einer scheinbaren Einheit verbindet, und bald mehr bildlich, bald mehr unbildlich ist; bei beiden ist das taschenspielerische Umherspringen im Vorrathe des Gedächtnisses die Hauptsache; der unbildliche Witz ist hauptsächlich Sprachwitz (Epigramm der Synthese), wobei das Wortspiel den Übergang zum bildlichen synthetischen Witze macht. (Schlechte Witze die besten.) Er beleuchtet affirmirend eine Vorstellung durch Herbeiziehung eines anschaulichen Bildes, das nur scheinbar pafst; doch darf die Auffindung des Witzes nicht zu viel Mühe machen, wie zuweilen bei Jean Paul. Spielarten der genannten Witze. Häufige Armuth, Kälte, Gemeinheit des Witzes. (Blumauer.) Daraus mit J. Paul erklärt, dafs der Witz nicht am Wesen, sondern nur an den Verhältnissen der Dinge Theil nimmt. — Der Witz entspricht, als komische Kraft des Subjekts, dem subjektiv Erhabenen. (S. 196—206.)

3. Das Komische der Vernunft, der Humor. Von allem Komischen geht er allein dem Komischen auf den Grund, dessen Elemente bei ihm in absoluter Bedeutung auftreten. Das Erhabene, das Höchste und Heiligste selbst (Gott selbst???) bekommt im Humor keinen Pardon. Ihn

erzeugt das Bewufstseyn eines Rifses im Innern des Weltganzen selbst (Das Bewufstseyn der Unvollständigkeit menschlicher Vernunftweltanschauung, kann ein Hegelianer natürlich nicht sagen), nämlich der ewige Contrast des Unendlichen, das doch nur im Endlichen, in dem was an sich so winzig und klein ist, zur Erscheinung kommen kann, und, so bald es sich den Schein gibt, diese Seite entbehren zu können, durch einen komischen Anprall an derselben von dem ewigen Zusammengehören beider belehrt wird. Weltverlachung. Ewiger Gegensatz des Idealismus und Realismus. — Aus dem Bisherigen geht hervor, dafs wenn im Erhabenen der Humor nicht genug generalisiren kann, er im Sinnlichen nicht genug individualisiren kann und das hier die ächten Kunstwerke sind, in denen zugleich mit der Individualität der Färbung die Universalität der Bedeutung steigt. Der Verf. übrigens erklärt den Humor nur im Christenthum für möglich. Um den Gegensatz zwischen der Welt und der absoluten Idee bis in sein Innerstes zu verfolgen, mufs *zuerst* die Idee in ihrer geistigen Reinheit in's menschliche Bewufstseyn eingetreten seyn. Der Humor setzt Innigkeit voraus, die Innigkeit bewufste, christliche Anschauung der ganzen Welt; darum gehört er auch der modernen Zeit, und nicht dem Mittelalter. Auch hat das subjective Moment im Komischen des Humor, laut der Apologie des Verf., das Grofse, während es dasselbe preis gibt, festzuhalten, zu achten, zu lieben, auf's tiefste davon gerührt zu seyn: die melancholischen Engländer zählen die meisten Humoristen. Der Humorist ein Kind des Hasses und der Liebe. *In Gottes* Menschwerdung hat der Geist der Menschheit die Bürgschaft, dafs die heilige Flamme auch im Scherze bewahrt wird. Dieser Adel des Humors erprobt sich am Besten in der Selbstparodie und Selbstpersifflage. (Versöhnter und unversöhnter Humor; letzterem liegt bei Hoffmann geheime Verzweiflung zu Grunde; bei Heine wird er perfid, weil er aus Freude über den (vermeintlichen) Untergang der Idee stammt; dagegen versöhnter Humor bei Sterne, Goldsmith, J. Paul und Tieck.) (S. 207—215.)

Der Humor ist eine Weltanschauung, schaffend, producirend, daher immer bildlich. Sein Gebiet das Epos (der Roman), und das Drama. Er verbrüdert sich auf diesem Feld am liebsten mit dem Burlesken und dem Witz. Er entspricht genau der dritten Stufe des Erhabenen. Das ächte Lustspiel müfste ganz Humor seyn (und ist's bei Shakspeare).

Hierauf erläutert der Verf. den subjektiven Eindruck des Komischen, dessen Wirkung immer ein Lachen ist; dieses Lachen aber ist ihm einer der interessantesten Belege von der immanenten Einheit von Seele und Leib. (Hegel.) (S. 215—223.)

Der Schlufsabschnitt des Buches handelt endlich von

er Rückkehr des Schönen in sich, von dem durch eine Gegensätze vermittelten Schönen. Selbst das Komische, das scheinbar Disharmonische ist nur im Schönen. Die armonische Schönheit ist die stille Grundlage, der unsichtare Geist in den Werken des Humors. Wenn dieser letztere nicht duldet, dafs das ideale Moment der Schönheit ich ein ausschliefsliches Recht anmafst, so thut er es auf Auftrag der Schönheit, welche beiden Momenten, dem dealen und dem realen, gleiche Rechte gönnt. (S. 223—Schlufs.)

Dies sind die Grundansichten einer Schrift, die ihrem Verfasser durch Gehalt eben so wohl als durch klare und dle Form unstreitig einen Rang unter den deutschen Ästheikern erworben hat. Die meisten Consequenzen, welche derselbe für das Schöne, Erhabene und Komische aus dem philosophischen Systeme ableitet, dem er in seiner Denkweise von Gott und Welt huldigt, bleiben wahr, auch wenn man seine Überzeugungen nicht vollkommen theilt, namentlich auch, wenn man voraussetzt, dafs das göttliche Bewufstseyn von dem Processe dieses Bewufstseyns in der Natur und im Menschengeiste nicht ganz und gar abhängig, vielmehr auf eine dem endlichen Geist ewig unbegreifliche, aber darum nicht unmögliche Weise, als ein Erstes, bis in's Einzelste Alles durchdringend vorhanden sey; mit Einem Worte auch, wenn man an Gott, nicht nur als an das An und für sich seyende Allgemeine, an die Begriff werdende Idee, sondern als an das substantiellste Ich, die urbewufste Substanz, die Person der Personen zu glauben, selbst noch dem ehernen Hegel gegenüber, zu glauben sich herausnimmt *).

Gustav Schwab.

Li fabliel don dieu d'amours, extrait d'un manuscrit de la bibliothèque royale publié pour la première fois par Achille Jubinal. Paris (Techener, place du Louvre, 12.) 1834. XII 50 S. 8.

Herr Jubinal ist einer der Zöglinge der von Guizot gegründeten *école des chartes* in Paris, und erweist sich theils in kleineren Publicationen, theils in den Verhandlungen des

*) Die Redaction der Jahrb. erinnert bei dieser Gelegenheit noch an nachfolgende, zu diesem Zweck, ihr zugekommenen Schriften verwandten Inhalts: Die Kalologie oder die Lehre vom Schönen aus Einem Principe vollständig entwickelt von Dr. Ludewig Steckling, Königl. Sächs. Rathe. Leipzig. Verlag von Georg Joachim Göschen. 1835. X und 154 S. in 8. — Karl Christian Friedrich Krause's Abrifs der Ästhetik oder der Philosophie des Schönen und der schönen Kunst. Aus dessen Nachlafs herausgegeben von F. Leutbecher, Dr. und Privatdocenten der Philosophie an der Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen. Göttingen, in Commission der Dietrischen Buchhandlung. 1837. X und 109 S. in 8.

historischen Instituts und der kön. Gesellschaft der Alterthumsforscher von Frankreich vielfach für die Studien der französischen Mittelzeit thätig. Vornehmlich aber hat er sein Streben der Herausgabe alter nordfranzösischer Poesieen zugewendet und so sind dann seit der angegebenen Schrift, mit welcher Hr. Jubinal zuerst auftrat, in kurzen Zwischenräumen mehrere durch seine Bemühungen zu Tage gefördert worden.

Den Inhalt theilt dieses Gedicht mit manchen andern deutschen und französischen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Es ist eine allegorische Darstellung vom Reiche der Liebe, und wie sich diese im deutschen Mittelalter weiblich als Vrou Minne personificirt, so im französischen männlich als Amour. Um zu sehen, wie sich unser Gedicht an eine Reihe ähnlicher gleichzeitiger Erscheinungen anschliefst, erinnere man sich an unser mittelhochdeutsches Gedicht von Gott Amûr und an so viele Stücke in Lafsbergs Liedersaal, z. B. der Traum (I, 25.), die Minne vor Gericht (I, 199.), Frau Venus und die Minnenden (I, 235.), Frau Ehrenkranz (I, 379.), das Kloster der Minne (II, 209.) u. a. Jedoch zeichnet sich unser Gedicht vortheilhaft vor manchen dieser Gattung dadurch aus, dafs die Allegorie nicht dürr hingestellt, sondern wirklich möglichst motivirt ist; denn das Ganze erzählt von den Phantasmagorien eines Traums, und wenn irgend, mufs im Traum noch die Allegorie ihr Recht behaupten können; hier ist sie auf ihrem eigentlichen Terrain, sie ist ein heiteres Spiel der Phantasie, unablässig vom poetischen Boden auf den realen überspringend, aber ohne die Prätension volle Wirklichkeit seyn zu wollen.

Ein Traum ist es also, von dem uns der Verf. des hier mitgetheilten Gedichtes erzählt, ein Morgentraum, voll von Mailuft und schimmernden Auen, von Blumen und Nachtigallen, von Lust und Qualen der Liebe.

Der Sänger findet sich im Garten des Liebesgottes. Ein Strom, dem Paradiese entsprungen, durchzieht denselben und bietet den Bewohnern der seeligen Aue das Bad der Verjüngung und neuer Jungfräulichkeit. In ungestörtem Frieden leben Thiere aller Art beisammen und ergehen sich auf dem kostbaren Gestein, das den Ufersand des Flusses bildet. Der Sänger wandelt am Gestade hin und sieht in der Ferne ein prächtiges Gefild. Andere Bäume erblickt er hier und schönere, als selbst die, welche wir sonst für die schönsten halten. Kein Winter ist, der sie entblätterte, noch der die Frische der Rosen bleichte. Aber Wall und Graben umgibt diese Gefilde, denn Viele der draufsen Lebenden sind nicht werth dieser Wonne, und nur dem Geweihten senkt sich die Brücke und öffnet sich das Thor. Er legt sich unter einen Baum und lauscht den Gesprächen der Vögel. Nicht der wilde Adler ist hier König, sondern die Nachtigall führt den Scepter und

schlichtet durch ihr Wort den Streit der Vasallen, der sich über eine Frage aus dem Minnerechte erhoben. Der Streit verstummt und der Dichter ist noch ganz mit dem Gegenstande desselben beschäftigt, als ihm ein neues Bild erscheint, von dem er uns gegen einen Becher Weins gern erzählen mag.

Eine edle Jungfrau kommt des Wegs daher und auf ihn zu, der noch immer unter dem Baume ruht. Es ist die, die für ihn Tod und Leben ist, und was ihm die Wirklichkeit nicht geben wollte, gab ihm ein Traum, Kufs und Umarmung und das offene Geständnifs wahrer ewiger Liebe.

Aber nicht lange sollte er seines Glückes sich freuen, denn ein wildes Ungethüm kommt im Fluge daher und entführt ihm die Geliebte durch die Lüfte. Nicht im Stande sie zu retten, wünscht er, dafs die Erde sich öffne, ihn zu verschlingen, und beklagt das Vermissen seines Schwerts, womit er dem nur so werthlosen Leben ein Ziel setzen könnte.

Da erscheint dann der ritterliche Gott der Liebe und verspricht dem treuen Diener schleunige und sichere Hilfe. Indefs geht der Dichter zum Schlosse des Liebesgottes, das auf den zwölf Monaten als Säulen ruht, das umgeben ist von dem Graben der Seufzer unglücklicher Liebenden, in welchem Ströme von Thränen der Trennung und des Wiedersehens fliefsen. Über den Graben aber führt eine Brücke aus Harfenklängen und Leiertönen, aus süfsen bretonischen Liedern und Rotruengen und des Schlosses Thor wird dem Fremdling von dem unsterblichen, immer neuen Vogel Phönix nach der glücklichen Lösung eines Räthsels eröffnet. Er wird von den Bewohnern auf's Beste empfangen und nachdem einige Zeit unter Spiel und Gesang verflossen ist, führt ihn eine Jungfrau in den Garten und zeigt ihm das Grab ihres Geliebten, der im Zweikampfe um sie gestorben. Wir heben einen Theil dieser Episode zur Probe aus.

Wir traten aus der Kammer Hand in Hand,
Die Sonne war zum Abend schon gewandt,
Da fanden wir, nah' an des Schlosses Rand,
Ein zart begrüntes weites Wiesenland.

Und auf der Wiese stand ein Baum gar schön,
Dorther erklang der Vögelein Getön;
Und an der Lind', unter des Laubdachs Höhn
War eines edeln Jünglings Grab zu sehn.

Des Herren Seele singen sie zum Grufs,
Der allda liegt, und das ist ihr Genufs;
Sie essen nicht; beim Lindenblüthenkufs
Macht Durst und Hunger ihnen nicht Verdrufs.

„O edle Maid" sprach ich „nun saget mir;
Wer ist der Jüngling, der mag ruhen hier,
Wer war der Mann wohl in des Lebens Zier?"
„„Mein Liebster war es"" sprach sie drauf zu mir.

„„Er war ein Königssohn, voll Ritterthum;
Er liebte mich ob meiner Schönheit Ruhm.““
„Wie starb er denn?“ „„Um mich, ach! kam er um.““
„Um Euch? und wie? wer that es? und warum?“

Darauf erzählt' sie mir und weint' dabei,
Wie sie geliebt den Freund mit fester Treu.
„Herr, ich hab ihn geliebt ohn' Heuchelei.“
Meine Eltern sagten drob mir mancherlei:

„O thöricht Kind, lafs doch das Lieben dein!
Du wirst nie sein Gemahl noch Gattin sein.
In dieses Land kam er nicht um zu frei'n;
Um Waffenwerk geht er so aus wie ein.“

Jemehr sie schalten, jemehr liebt ich ihn.
Er bat mich heimlich, mit ihm wegzuzieh'n
In aller Still' in seine Heimath hin,
Dort wär' ich dann gekrönte Königin.

Ich sprach zu ihm, als ich ihn traf allein:
„Herr, ich wills gern thun um die Liebe dein.
Lafst es am Tag, denn ich dir nenne sein!
Wir fliehen an dem ersten Tag im Mai'n!“

Doch solcher Aufschub schien ihm gar zu schwer.
„Fliehn wir“ sprach er „am nächsten Tage eh'r!“
Am Morgen flohn wir beide, ich und er,
Wir ganz alleine, niemand folgte mehr.“

Auf dem Wege geräth der Geliebte in Streit mit einem Ritter und kommt um; der Gott der Liebe erscheint der Klagenden und läfst den Leichnam in den Garten im Schatten der Linde begraben. — Einen bessern Dienst leistete der Gott dem Dichter, denn als dieser mit der Jungfrau nach dem Schlosse zurückgekehrt ist, kommt die Geliebte mit ihrem Befreier in die Arme des Glücklichen zurück, aber — alle das ist leider nur ein Traum.

Und so endet der Traum vom Gotte der Minne, ein Gedicht in 142 vierzeiligen Strophen, das nach der Ansicht des Herausgebers aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts stammt, und das er aus einer Handschrift der kön. Bibliothek zu Paris Nr. 7595, fol. DXXI—DXXIV entlehnt hat, derselben kostbaren Sammlung, welche auch den Romans de la violette, den des sept sages u. s. f. enthält und die von Franc. Michel (Rom. de la violette S. xlj ff.) beschrieben ist. Eine freilich verstümmelte Handschrift der Bibliothek des Arsenals Nr. 283 enthält dasselbe Gedicht mit beträchtlichen Abweichungen. Es hat hier einzelne bedeutende Zusätze, wogegen die Episode mit dem Ungeheuer, so wie die Stelle über den Phönix fehlt.

Es sind dieser Ausgabe erklärende Anmerkungen beigegeben, auf welche vom Texte aus mit Zahlen verwiesen wird und welche dem Leser den mühsamen Gebrauch verschiedener und doch unvollständiger Wörterbücher ersparen

ollen. Wenn nun gleich hier Manches gegeben ist, was oquefort in seinem Glossaire de la langue romane nicht at, so finden wir doch manche Wörter und Formen des Gechts, welche Schwierigkeit haben könnten, eben so wenig rörtert als bei Roquefort. Förderlicher und bequemer als alle nmerkungen wäre wohl, wenn bei solchen neuen Editionen is zum Erscheinen eines vollständigeren Wörterbuchs immer uf die verdienstliche Arbeit Roqueforts zurückgegangen und ur dasjenige und zwar in alphabetischer Ordnung mitgetheilt ürde, was bei diesem fehlt oder unrichtig ist. Es würde amit zugleich für eine allgemeinere lexikalische Arbeit auf's rwünschteste vorgearbeitet.

Ohne dem Werthe der beigegebenen Anmerkungen im llgemeinen zu nahe treten zu wollen, glaubt Ref., dafs doch anches anders werden mufs. S. 17 z. B. bei empirés gibt Herr Jubinal die beiden bei Roquefort angeführten Bedeungen décrier, décréditer an, wo die buchstäbliche Bedeutung „Verschlimmern" passender wäre. S. 24 „je ne ai k'ester" wird erklärt: je n'ai que faire. Besser wohl: ich habe nicht zu verweilen; ester=estar, star, stare. Man vergl. S. 32: „lai ester ton amer" nicht „lafs machen dein Lieben" sondern „lafs stehen", „unterlafs". Eben so Romans de Berte aus grans piés S. 56 ed. Pâris: „Lais l'ester, pautonnier, elle sera ma mie, par le cor saint Richier."

Dr. Keller.

Die Heilquellen am Kniebis im untern Schwarzwalde: Rippoldsau, Griesbach, Petersthal, Antogast, Freiersbach, Nordwasser, Sulzbach. Nebst Andeutungen zu einem Ausfluge von Baden nach diesen Kurorten und, durch einen Theil des Kinzigthales, nach dem Wasserfalle bei Tryberg. — Ein Wegweiser für Kurgäste und Reisende von K. H. Frhrn. v. Fahnenberg. Carlsruhe und Baden, Verlag der D. R. Marx'schen Buch- und Kunsthandlung. 1838. Druck von W. Hasper. — XII und 207 S. in kl. 8; rein auf schönes Papier gedruckt.

Unter den Bergen Europas ist der Schwarzwald einer der merkwürdigsten, nicht wegen seiner Höhe und Ausdehnung, denn jene steigt, in dem Feldberge, nur 4650 Fufs über die Meeresfläche empor, und diese beträgt in ihrer Länge nur ungefähr 10 Meilen, — aber wegen seiner zur Bewohnung und Cultur so geeigneten Gestaltung und Lage. Obgleich zu den aus Granit gebildeten Urgebirgen der Erde gehörend, besteht er mehr aus erhabenen Flächen, als aus isolirten Bergspitzen. Die Gipfel seiner höchsten Berge sind kuppenförmig, und nicht all zu tiefe Querthäler führen zwischen denselben und zum Theile über breite Hochebenen durch. Daraus ergibt sich eine Menge von Verbindungsstrafsen und

eine für eine Gebirgsgegend seltene Leichtigkeit der Befahrung; daher ist er so bewohnbar, trägt er jetzt einzelne Höfe und Orte in einer Höhe von 3000 bis 4000 Fuſs und hat man auf ihm einst die berühmten Klöster St. Peter, St. Blasien, St. Georgen und St. Märgen selbst 2249, 2431, 2672 und so gar 2801 Fuſs hoch über dem Meere erbaut. Und es herrscht gegenwärtig unter seinen zahlreichen Bewohnern (denn selbst noch auf dem Gebirgslande des obern oder südlichen Schwarzwaldes wohnen in dem Durchschnitte 2800, auf dem Hügellande so gar 6000 Seelen auf der Quadrat-Meile) ein Gewerbfleifs und ein Wohlstand, wie er nicht leicht auf solchen Gebirgen angetroffen wird. Die Nähe des einst weltherrschenden, zuerst heidnischen, dann christlichen Italiens mit dem ihm unterworfenen und einverleibten Gallien, Rhätien und Vindelicien und mit seinen dem Schwarzwalde so nahen Rhein- und Donaustraſsen riefen schon frühe Anbau, Christenthum, Cultur, Ritterthum, Kunst und Wissenschaft in seinen einsamen dunkeln Tannenforsten hervor, so wie diese sehr zur Bewahrung alter Sitte und Sprache beitrugen. — In geheimniſsvoller Werkstätte hat hier zugleich die mütterliche Natur fast für jedes menschliche Leiden ein Heilmittel bereitet: in keinem Gebirge Deutschlands, mit Ausnahme des Taunus, entspringen so viele und in ihren Bestandtheilen und Wirkungen so verschiedene Mineral-Quellen, als in dem Schwarzwalde. Es ist allein der Hauptgebirgsstok des untern Schwarzwaldes, der Kniebis, an dem sieben Heilquellen aus der wohlthätigen Erde hervor treten: die Brunnen von Rippoldsau, Griesbach, Petersthal, Antogast, Freiersbach, Nordwasser und Sulzbach.

Freiherr von Fahnenberg, den Kränklichkeit zum Zurücktritte aus dem Staatsdienste veranlaſste, hat, um sein bisher so segenreich thätiges Leben noch fort auf andre ehrenvolle Weise gemeinnützig zu machen, sich die sehr rühmenswerthe, aber mühevolle, zeitraubende und mit nicht geringem Kostenaufwande verbundene Aufgabe gesetzt, um so mehr ein vollkommenes Rundgemälde des Schwarzwaldes zu geben, für Gebildete von jedem Stande, als derselbe noch gar nicht genugsam in seiner ganzen natürlichen Herrlichkeit und in seiner historischen Bedeutung erkannt und gewürdiget ist. „Versuchen möchte ich," sagt er, „in allgemeinen Umrissen, ein treues Naturgemälde dieses Gebirges zu entwerfen, zugleich die Fortschritte seiner physischen, bürgerlichen, geistigen und moralischen Kultur darstellend." Und ein Vorläufer von diesem gröſsern Werke, das erst später erscheinen kann, ist die vorliegende Schrift über die Heilquellen am Kniebis. Wir freuen uns um so mehr auf jenes, als diese uns verkündet, wie vieles wir von den ausgezeichneten Bemühungen des Freiherrn von F. zu erwarten haben.

(Der Beschluſs folgt.)

v. Fahnenberg: Die Heilquellen am Kniebis.

(Beschluſs.)

Wir geben den Inhalt dieser kleinen Schrift kurz an: zuerst wird uns gleichsam der Vorhang aufgezogen und der Blick auf den Schwarzwald überhaupt und in Sonderheit auf den Kniebis in einer allgemeinen sehr anziehenden Beschreibung derselben geöffnet; dann wird, unter Beifügung geognostischer Andeutungen, die Lage der genannten sieben Heilquellen an dem Kniebis näher bezeichnet, wird von der Entstehung der Kurorte, besonders durch die Klöster, von den alten Badeordnungen und dem frühern fröhlichen Leben, und den frühern Sitten an solchen Badeorten geredet; darauf beschreibt Freiherr von F. die sieben Mineral-Quellen am Kniebis in physicalisch-chemischer Hinsicht näher und werden wir bekannt gemacht mit den Heilkräften derselben, mit den Brunnen-, Bade- und Wohnanstalten, mit dem Preise der Zimmer und Bäder, mit der jährlichen Versendung von Mineral-Wasser und mit der ärztlichen Hülfe, so wie mit dem gegenwärtigen Leben in diesen Kurorten, mit der Tagesordnung, mit dem Preise der Mittags- und Abendtafel, mit der Anzahl der Badegäste und mit den Ausflügen in der Nähe und Ferne. Und zuletzt wird noch gehandelt von den Straſsen-, Post- und Reiseanstalten; erhalten wir Andeutungen, wie man am besten zu Wagen und zu Fuſs Ausflüge machen kann von Baden nach Rippoldsau durch das Murgthal, und nach den andern sechs Kurorten am Kniebis und von Rippoldsau nach dem Wasserfalle bei Tryberg, steht eine Höhentafel der wichtigsten in dem Wegweiser angeführten Puncte, und folgt eine Dareingabe verschiedener Poesien über den Schwarzwald und Gegenstände desselben. Dazu bildet noch einen Anhang der vorläufige Entwurf zu einem Rundgemälde des Schwarzwaldes, der hier nochmals durchgesehen und ergänzt ist, nachdem er schon in dem November 1836 als Handschrift in mehrern hundert Abdrücken vertheilt worden war. Das Ganze ist in sehr angenehmer blühender Sprache geschrieben und wird nicht nur Jeden, der diese Heilquellen besucht, überall, wo er irgend einen Aufschluſs über einen Gegenstand des Kurortes begehret, befriedigen; sondern auch ein Jeder, welcher die kleine Schrift lieset, wird sich angereizt fühlen, diese Heilquellen zu besuchen und die bezeichneten Ausflüge zu unternehmen. Besonders auch ist die physicalisch-chemi-

sche Beschreibung dieser Heilquellen so vollständig geliefert, wie es bis jetzt noch in keiner andern Brunnenschrift geschehen ist.

Der angefügte Entwurf zu dem Rundgemälde des Schwarzwaldes hat den Zweck, nicht blos mit dem Vorhaben des Herrn von F., wie solches zu geben, allgemein bekannt zu machen, sondern auch zur Unterstützung desselben durch wissenschaftliche Beiträge jeder Art anzuspornen. Die hochsinnige Badische Regierung, welche kein Freund der Wissenschaft vergeblich um Hülfe angeht, hat dem Freiherrn von F. die Benutzung der Archive, Registraturen und Lagerbücher gestattet; eine ähnliche Erlaubniſs ist ihm von Seiten des edlen Herrn Fürsten von Fürstenberg zu Theile geworden. Möchten ihn eben so alle Gemeinden und Private von allen für ihn wichtigen alten Büchern, Chroniken zumal, Documenten und schriftlichen Aufsätzen, so wie von allen sein Rundgemälde betreffenden Gegenständen überhaupt aus älterer Zeit, die in ihrem Besitze sind, benachrichtigen; möchten alle Vaterlandsfreunde ihm anzeigen, wo noch alte Grabhügel, Opferfelsen, Wälle, Schanzen, Straſsen, Bauwerke, Bildwerke, Zeichen u. s. f. sich befinden, und ihn bekannt machen mit den noch unter dem Volke statt habenden uralten Gebräuchen, Sitten, Spielen, Festen, Mundarten, Sagen, Gesängen, Sprichwörtern, Redensarten, Formeln, Symbolen, Maſsen, Zahlen und den besondern Benennungen von Gegenden, Orten, Forsten, Bäumen, Freistätten, Gerichtsplätzen etc. etc. Möchte es ihm so gelingen, seinen groſsen und schönen Plan in seinem ganzen Umfange auszuführen!

C. Wilhelmi.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

RÖMISCHE LITERATUR — LITERÄRGESCHICHTE.

Manuel de l'histoire de la Litterature Romaine, traduit de l'Allemand du Dr. J. Chr. F. Bachr, conseiller aulique de S. A. R. le grand-Duc de Bade professeur ordinaire de littérature ancienne et premier bibliothécaire à l'Université de Heidelberg, par J. E G. Roulez, Docteur en philosophie et lettres et en Droit, Professeur ordinaire d'Archéologie à l'Université de Gand. Louvain, chez Vanlinthout et Vandenzande. VII und 429 S. in gr. 8

Hr. Professor Roulez, der sich unlängst durch seine zweckmäfsige Bearbeitung des Schöll'schen Werkes über die Geschichte der Griechischen Literatur (s. diese Jahrb. 1837. pag. 617 ff.) ein nahmhaftes Verdienst um die Förderung der in seinem Vaterlande seit einiger Zeit wieder frisch aufblühenden Studien der classischen Literatur erworben, legt hier eine zu gleichen Zwecken und in gleicher Absicht unternommene Bearbeitung des Abrisses der Römischen Literaturgeschichte vor, welchen der Unterzeichnete, nach dem Erscheinen der zweiten Auflage des gröfseren Werkes, im Jahr 1833 herausgegeben hatte. Aber Hr. Professor Roulez hat sich nicht darauf beschränkt, eine getreue und durchaus richtige und genaue Übersetzung dieses Abrisses in Französischer Sprache zu geben; er hat vielmehr, veranlafst durch Zweck und Bestimmung seines zunächst für Belgien und Frankreich berechneten Unternehmens, in diesem Sinne Änderungen vorgenommen, welche das Buch für diese Zwecke nur um so brauchbarer und nützlicher machen konnten. Aus dem gröfsern Werke des Unterzeichneten, insbesondere aus den Noten desselben, ward Manches, was zweckmäfsig erschien, in den Text aufgenommen, und dieser so selbst in Etwas erweitert; in den Noten aber da, wo der Abrifs nur allgemeine Hinweisungen oder Andeutungen gab, die aus dem gröfseren Werke zu vervollständigen waren, wurden eben aus demselben die einzelnen Notizen entnommen, um eine vollständige Übersicht der Literatur zu geben, wie sie für die Bedürfnisse der Belgischen oder Französischen Lehranstalten nothwendig erschien, um diese zugleich mit den Leistungen und Forschungen Deutscher Gelehrsamkeit bekannt zu machen. Hr. Roulez hat bei dieser Gelegenheit nicht versäumt, theils einzelne Nachträge aus der seither erschienenen, ihm durchaus bekannten Deutschen Literatur beizufügen, theils über manche in Frankreich oder Belgien erschienene Ausgaben genauere Angaben mitzutheilen, als es dem Unterz. selbst früher möglich gewesen war. So hat sich der Französische Bearbeiter nicht blos als ein Kenner

der Sprache, sondern als ein gründlicher, mit dem Gegenstande selbst so wohl vertrauter Gelehrter gezeigt, dafs der Unterz. nur seinen Dank aussprechen kann, für die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit welcher Hr. Roulez verfahren, so wie für sein Bestreben, diesen Abrifs in einer solchen Gestalt seinen Landsleuten vorzulegen, in der er unstreitig für sie weit brauchbarer und zweckmäfsiger geworden ist. Die seltene Correctheit, welche, besonders in den eigenen Namen, hier durchweg herrscht, verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, je seltener dies sonst bei fremdem, insbesondere Deutschen Eigennamen in Französischen Werken, selbst den angesehensten, welche in der Hauptstadt Frankreichs erscheinen, der Fall ist; wo bekanntlich Deutsche Namen einer, uns oft so auffallenden Verstümmelung ausgesetzt sind.

---

1. *Solemnia anniversaria in vetere gymnasio regio Monacensi VI Calend. Septembr. MDCCCXXXVIII rite celebranda — indicit Joh. Bapt Mar. Schwarz, ejusdem gymnasii professor. Inest Commentatio de Sancti Bonifacii, Germanorum Apostoli vita enarranda et de epistolarum ejus nova editione adornanda. Monachi, typis librariae scholarum regiae.* 27 *S. in* 4.

2. *Commentatio de Jornande sive Jordane ejusque libellorum natalibus, qua solemnia anniversaria in regio Lyceo et Gymnasio Frisingensi mense Augusto MDCCCXXXVII celebranda collegii nomine indicit Seb. Freudensprung, R. Consil. Eccl. et R. Lycei professor. Monaci, typis excudebat Franciscus Wild.* 28 *S. in* 4.

Je vernachläfsigter bisher in jeder Beziehung der Kreis späterer Römischer Geschichtschreiber war, die bei aller ihrer Beziehung auf das alte Germanien doch nur einer geringern Theilnahme sich zu erfreuen hatten, um so erwünschter wird jeder Beitrag dazu seyn, zumal da die Monumenta : erm. historica, welche uns auch diese Schriftsteller in einer berichtigteren Gestalt erwarten lassen, noch nicht, ihrem ursprünglichen Plane gemäfs, bis zu diesem Punkt vorgeschritten sind. Die erst genannte Abhandlung über Bonifacius gibt zwar nur eine kurze Nachricht über das bereits von so Vielen Andern in so umfassender Weise behandelte Leben dieses Apostels der Deutschen; aber es werden auch hier mehrere ungerechte und unbillige Urtheile, wie sie, insbesondere zur Zeit der Reformation über Bonifacius und seine Wirksamkeit ausgesprochen worden sind, berichtigt; dann folgt eine genaue Übersicht der verschiedenen Quellen des Lebens dieses Apostels und der verschiedenen bis auf die neueste Zeit darüber erschienenen Schriften, an welche der Verf. S. 15 ff. ein Verzeichnifs der Handschriften so wie der Ausgaben der Epistolae reiht, und damit noch andere Angaben und Nachweisungen verbindet über alle die Schriften, die ein künftiger Bearbeiter dieser Briefe nicht aufser Acht zu lassen hat. Die Zahl der bis jetzt bekannten Hand-

schriften, welche hier verzeichnet werden, ist nicht sehr bedeutend; hoffen wir, dafs es der Thätigkeit des Herausgebers der Monumenta gelungen ist, noch andere, bisher nicht bekannte Hülfsmittel aufzufinden, um so dem so lange vernachläfsigten Texte dieser Briefe die wahre Gestalt wiederzugeben.

Die Abhandlung des Hrn. Freudensprung, bei der wir Etwas länger verweilen müssen, liefert eine neue kritische, gewifs nicht unerwünschte Untersuchung über die Person des Jornandes oder (wie man jetzt vorzieht) Jordanes, und die Zeit der Abfassung seiner Schriften, wobei aber auch noch Mehreres Andere, was damit in Verbindung steht, zur Sprache kommt. Nach der gewöhnlichen Annahme, die sich auf zwei Stellen dieses Schriftstellers selbst bezieht, war dieser von Gothischer Abkunft, und da er selbst seinen Grofsvater (nicht seinen Vater, wie in des Ref. Suppl. d. Röm. Lit. Gesch. I p. 131 irrthümlich steht) als Notarius des Königs der Alanen Candaces bezeichnet, so war man weiter auf die Vermuthung gekommen, ihn als dem Geschlechte der Alanen angehörig zu betrachten, zumal da Procopius schon die Alanen zu dem grofsen Stamme der Gothen rechnet. Diese Behauptung ist es zuvörderst, gegen welche die Kritik des Verf. sich richtet, indem er insbesondere die Verwandtschaft der Alanen, eines Tartarischen Stammes, mit einiger Germanischen oder Sarmatischen Beimischung, und der Gothen verwirft, vielmehr beide Völker streng von einander unterschieden wissen will, so dafs also von einer Alanischen Abstammung des Jordanes, in welcher Weise auch immer, nicht die Rede seyn könne; obwohl es gewifs höchst auffallend ist, dafs des Jordanes Vater selber einen Alanischen Namen führt: Alanouuamuth (nach der Deutung unseres Verfassers S. 8 so viel als Alanorum virtute vigens), und in dieser Beziehung wohl schwerlich die Ausflucht genügen wird, zu der unser Verf. genöthigt ist, indem er in diesem Namen, den der Notar des Alanischen Königs seinem Sohne gegeben, blos eine Ehrenbezeugung, welche der Erstere dem Letzteren damit habe erweisen wollen, erkennt. Auch wird Niemand die Alanen für einen Tartarischen Stamm oder gar für Türken halten wollen, da dieses Volk vielmehr nach seinen ursprünglichen Sitzen dem Kaukasus und den dortigen Völkerstämmen angehört, ja ein Zweig derselben noch jetzt dort vorkommen soll (S. Zeufs die Deutsch. und ihre Nachbarstämme p. 700 ff.). Dafs jedenfalls das Geschlecht des Jordanes zu den Gothen gehörte, hat auch vor unserm Verf. noch Niemand bezweifelt, weil es Jordanes selbst sagt; geben wir aber auch unserm Verf. zu liebe die vermuthete Alanische Abkunft auf (wozu übrigens noch keine überzeugenden Gründe vorhanden sind), und wenden wir nun dieselbe strenge Kritik, die der Verf. gegen seine Vorgänger, die nur Irrthümer gesehen, die von ihm zu beseitigen sind,

übt, auf ihn selbst an, d. h. auf das, was er über die Lebensverhältnisse des Jordanes, über die, doch aufser jenen beiden Stellen keine weitere Quellen älterer Zeit vorhanden sind, auszumitteln weifs, und mit ziemlicher Sicherheit in einem Epilog. §. 5. p. 27. 28 als Resultat seiner Untersuchungen zusammengestellt hat, so werden wir darin eher einen Roman als eine historisch beglaubigte und darum zuverlässige Lebensgeschichte zu erkennen haben, da Alles, was hier vorkommt, auf blosen Vermuthungen und Combinationen beruht, die eben so gut wahr als nicht wahr seyn, und eben darum auch von einem nicht ganz geistlosen Kopfe mit demselben Schein von Wahrheit anders gestellt werden können. Hiernach stammte Jordanes aus einer vornehmen Gothischen Familie, die schon längst in das Römische Reich aufgenommen, an den niederen Donaugegenden der Illyricianischen Präfectur sich niedergelassen und hier Römische Bildung und Cultur angenommen hatte. Des Jordanes Grofsvater ward hier, wo eine Zeitlang die Alanen sich aufgehalten, von dem Könige derselben als Notar in Diensten genommen; später um 489 zog aber des Jordanes (der damals noch nicht geboren oder doch noch ganz klein war) Vater mit den Ostgothen nach Italien; hier ward der Sohn sorgfältig erzogen und trat dann selbst an dem Hof zu Ravenna als Notar in die Dienste der Ostgothischen Könige Theodorich, Athalarich, Vitiges. Nach der Zerstörung des Ostgothischen Reichs nahm er das Mönchskleid an, ward Abt seines Klosters, ja als solcher selbst mit der bischöflichen Würde ausgezeichnet, obwohl dies nicht, wie hinzugesetzt wird, auf die Kirche von Ravenna oder auf die der Gothen sich beziehen könne. Das letztere freilich kann schon darum nicht statt finden, da, wie der Verf. selbst an einem andern Orte nachweist, Jordanes streng katholisch war, also nicht wohl Bischof der Arianischen Gothen seyn konnte; die Unmöglichkeit des andern hat schon Muratori bewiesen. Der Verf., der nun einmal die Angabe einiger neueren Autoren, die mit Siegbert von Gemblours ep. 35 beginnen und den Jordanes Bischof nennen, durchaus rechtfertigen will, was nach unserm Ermessen so wenig möglich ist, als bei so vielen ähnlichen Angaben des genannten Siegbert, des Johann von Trittenheim u. A., nimmt daher an, Jordanes sey nur Chorepiscopus oder Titularbischof gewesen; er führt auch in einer Note S. 10 eine Reihe von Belegen an, wo Äbte mit dem Titel Episcopus, als einer besonderen Auszeichnung begabt, genannt werden. Aber die frühesten Belege einer solchen im achten und neunten Jahrhundert allerdings öfter vorkommenden Sitte sind aus der letzten Periode des siebenten Jahrhunderts; während für das sechste Jahrhundert, wie doch hier nöthig wäre, dem Ref. kein Beispiel bekannt ist, und er überhaupt an das Vorkommen dieser Sitte in dieser Zeit nicht glauben kann,

bis bestimmtere und nähere Belege dafür vorgelegt werden. Noch weit mehr beruht aber Alles Andere in diesem kurzen Lebensabrifs, wie wir ihn oben mitgetheilt, auf lauter Vermuthung, etwa die einzige (auch von Jedermann bisher anerkannte) Behauptung, dafs Jordanes einem edlen Gothischen Geschlecht angehört habe, ausgenommen.

Wir wenden uns nun zum anderen Theile der Abhandlung, welcher mit den Schriften des Jordanes, zunächst mit der Zeit ihrer Abfassung und Bekanntmachung sich beschäftigt. Für die Schrift über die Gothen haben wir ein bestimmtes Datum in der darin enthaltenen Angabe, dafs neun Jahre zuvor eine Pest statt gefunden, die man bisher in das Jahr 543 p. Chr. verlegte, während der Verf. in einer sehr ausführlichen chronologischen Untersuchung dafür das Jahr 542 zu gewinnen sucht und demnach die Herausgabe der Schrift in das Ende des Jahres 550 (statt der gewöhnlichen Annahme 552); die andere Schrift De regnorr. et tempp. successione aber in den Juli oder August 557 verlegt; weil hier nämlich die im Juli 551 vorgefallene Schlacht der Longobarden und Gepiden am Schlusse noch genannt wird, überdem auch die in dem Büchlein selbst vorkommende Stelle: Justinianus regnat jam jubente domino annos XXIV, dafür spricht, wenn nämlich, wie der Verf. annimmt, der Regierungsantritt Justinian's auf 527 (nicht, wie gewöhnlich auf 526) fällt. Mit dieser Annahme weifs der Verf. geschickt die in der Vorrede derselben Schrift enthaltenen, auf die andere Schrift von den Gothen bezüglichen Worte: „jungens ei aliud volumen de origine actuque Geticae gentis, quod *jam dudum* communi amico Castalio edidissem" zu vereinigen, indem dadurch keine gröfsere Entfernung der Zeit innerhalb der Herausgabe beider Schriften erwiesen werde, sondern *jam dudum* in dem Sinne von *continuo, illico* aufzufassen sey. In der That zeigen mehrere Stellen, dafs *dudum* in dem Sinne von *supra, modo* bei diesem Schriftsteller allerdings vorkommt. Auch in Allem dem hat der Verf. gewifs Recht, was er gegen die von Buat ersonnene Behauptung einer mehrmaligen Recension oder Überarbeitung dieser Schrift bemerkt, die nur zum geringsten Theile als ein eigenes Product des Jordanes zu betrachten, da das Meiste aus Florus und andern älteren Quellen oft ganz wörtlich entnommen, und hier zu einem Ganzen zusammengedrängt ist, das eben darum nicht als Mafsstab für die Beurtheilung des Styls des Jordanes angenommen werden darf. Nur möchten wir darum nicht den in der Schrift über die Gothen herrschenden Styl so sehr erheben, da die allzu schwülstige, widerliche Ausdrucksweise sich doch auch hier gar zu sehr von der Einfachheit früherer Zeit entfernt und uns auf den Geschmack eines Cassiodorus zurückführt, aus dessen gröfseren Werke ja auch diese Schrift ihrem wesentlichen Inhalt nach, einzelne

Zusätze abgerechnet, entnommen ist. Denn so Viel wenigstens wird doch aus der eigenen Äufserung des Jordanes in dem Vorwort, wie aus dem Schlusse gefolgert werden können. Wir wollen nur Einiges aus der Vorrede hier anführen, wo nach Erwähnung der an Jordanes ergangenen Aufforderung, das aus zwölf Büchern bestehende Werk Cassiodor's in Ein kleines Buch zusammenzudrängen (— in uno et hoc parvo libello coartem), so wie der Schwierigkeit dieser Aufgabe, zu deren Lösung sich doch inzwischen Jordanes entschlossen, die Worte folgen: „Quorum (scil. librorum Cassiodori) quamvis verba non recolo, sensus tamen et res actas credo me integre tenere. Ad quos nonnulla ex historiis Graecis ac Latinis addidi convenientia, initium, finemque et plura in medio mea dictione permiscens." Aber der Verf. betrachtet die Schrift des Jordanes, der höchstens drei Tage lang das weitläufige aus zwölf Büchern bestehende Werk Cassiodor's in Händen gehabt, als ein durchaus von dem eben genannten, als dessen Auszug es gewissermafsen angesehen worden, verschiedenes und zwar eigenes, selbständiges Product des Jordanes, in welches Nichts aus Cassiodor übergegangen (vergl. S. 24); *„librum prorsus sui consilii dictionisque,* so lesen wir S. 25, *exhibet,* in quo licet plurimorum auctorum memoriae inferantur, nusquam Cassiodori meminit (das war, nach der eigenen Äufserung in der Vorrede nicht nöthig, weil es sich von selbst verstand) et in cujus calce coronam hanc esse ex veterum scriptis consertam generose praedicat." Wie dies mit obiger Erklärung des Jordanes selbst zusammenstimmen soll, vermögen wir nicht zu begreifen, und bedauern nur eine Kritik, die vor lauter kritischem Geist das Object wahrer Kritik aus den Augen verliert und zu den auffallendsten Widersprüchen sich verirrt! Eine schätzbare Zusammenstellung der bei Jordanes vorkommenden Verweisungen auf andere Autoren ist in einer Note p. 25 gegeben; auch möchten wir wohl wünschen, dafs der Verf. seine Forschungen weiter über die selbst noch in neuerer Zeit so sehr angefochtene Glaubwürdigkeit der Angaben des Jordanes und den Werth seiner Nachrichten ausdehne. Denn Urtheile, wie wir sie z. B. noch in einer zu Jena 1835 erschienenen Schrift von Eisenschmidt (De Ostrogoth. et Visigoth. origg.) lesen, wo dem Jordanes alle genaue Kunde der Sitten und Thaten der Gothen, wie überhaupt ihrer früheren Geschichte, alle Schärfe des Urtheils und wissenschaftliche Bildung abgesprochen wird, passen am wenigsten zu den hier der Schrift des Jordanes in Bezug auf Form wie auf Inhalt (man vergl. z. B. S. 24 oben oder auch S. 25) ertheilten Lobsprüchen, die wir freilich in ihrem vollen Umfange eben so wenig, wie jenen gewifs ungerechten und unbilligen Tadel unterschreiben können. Denn Ref. denkt darüber auch jetzt nicht anders, als im Jahre 1836 und erkennt auch jetzt den Werth und die Wichtigkeit dieser

Schrift nach den in ihr enthaltenen Nachrichten vollkommen an (s. Supplem. d. Röm. Lit. I. p. 133); aber er wird darum nimmermehr so weit sich vergessen, von Jordanes in Bezug auf seinen Styl zu sagen: „copiosus apparet, spiritu plenus, non raro ad sublimitatem oratoriam assurgens, sententiis, descriptionibus, poetarum fragmentis aliisque eloquentiae luminibus ornatus!“ Davon einen ruhigen Leser zu überzeugen, möchte schwerlich gelingen!

1. *Natalem sexagesimum secundum augustissimi ac potentissimi principis ac domini Guilielmi II. — ab Academia Marburgensi die XXVIII. Julii MDCCCXXXVIII oratione celebrandum indicit Carolus Fridericus Hermann ph. Dr. philolog. prof. P. O. et Seminar. philol. director etc. etc. Inest catalogi codicum bibliothecae academicae latinorum pars prior. Marburgi typis Bayrhofferi Academicis MDCCCXXXVIII.* 46 *S. in* 4to.

2. *Natalem trigesimum septimum serenissimi et potentissimi principis ac domini Friderici Guilielmi etc. etc. (wie oben). Inest catalogi codicum bibliothecae academicae latinorum pars posterior. Marburgi etc. MDCCCXXXVIII.* 59 *S. in* 4to.

Wir säumen nicht, dem Verf., unserem vieljährigen Freunde, den besten Dank auch öffentlich auszusprechen für die beiden hier angezeigten Programme, die als ein Muster von wohl angelegten Handschriftenverzeichnissen Allen denen, die durch ihren Beruf zu solchen Leistungen geführt werden, empfohlen werden können, aber auch allen Freunden der altrömischen, wie der mittelalterlich-römischen, namentlich der scholastisch-theologischen Literatur eine dankenswerthe Erscheinung sind.

Beide Programme nämlich enthalten ein sehr genaues, mit literärhistorischen Notizen jeder Art begleitetes Verzeichnifs der in der Universitätsbibliothek zu Marburg befindlichen Lateinischen Handschriften, welche dahin theils in frühern Zeiten gekommen sind, theils später aus verschiedenen Klöstern, wie z. B. aus Corbey dahin gebracht worden sind. Das Ganze ist nach vier Classen geordnet; die erste *Scriptores antiqui* befafst unter drei Nummern einen noch nicht gehörig verglichenen Lucanus aus dem zwölften Jahrhundert, dann eine andere noch nicht verglichene Handschrift des Justinus und der Catilinarischen Reden des Cicero, endlich eine von Moser in seiner Ausgabe benutzte Handschrift der Tusculanen, welche aufserdem noch einige Übersetzungen von Schriften des Plutarch, Xenophon und des h. Basilius enthält.

Die zweite Classe: *Libri medici, philosophici, alchimici* enthält unter fünf und zwanzig Nummern meist Gegenstände, welche in die Literatur des Mittelalters einschlagen, wie dies auch in gleicher Weise bei den beiden andern Abtheilungen

der Fall ist. Unter manchem Andern merkwürdigen erinnern wir nur an die No. 8 aufgeführte Papierhandschrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert, welche den falschen Macer De virtutibus herbarum und Einiges Andere verwandten Inhalts enthält, und in der neuesten Ausgabe dieses Gedichts, das auch wir ins zehnte Jahrhundert verlegen möchten, von Choulant, wie es scheint, unberücksichtigt geblieben ist. In andern Handschriften mag sich mancher schätzbare Beitrag für die noch so wenig bearbeitete Geschichte der Medicin und Chirurgie im Mittelalter finden. Die dritte Classe mit fünf Numern befafst: Libri de jure inprimis Canonico; die vierte, zahlreichste: Libri Theologici in sechs und dreifsig Nummern, unter denen aufser mehreren Übersetzungen einzelner Theile der Bibel sich insbesondere Schriften der patristischen und scholastischen Literatur befinden, die bei dem sorgfältigeren Studium, das man dieser lange Zeit vernachlässigten oder verkannten Literatur in neuerer Zeit mit erneuertem Eifer wieder zuzuwenden beginnt, wohl die allgemeinere Aufmerksamkeit ansprechen dürften. Ref. um wenigstens an Einem Beispiel seine Theilnahme und Aufmerksamkeit zu zeigen, erlaubt sich nur eine Bemerkung zu S. 15, wo der Verf. aus Veranlassung einer Handschrift, welche des Haymo Erklärung der Apocalypse enthält, über diesen Haymo, der als Bischof von Halberstadt im Jahre 853. gestorben, einige weitere Nachweisungen giebt, und insbesondere gegen Jacobs, der diese Schrift einem spätern Haymo des eilften Jahrhunderts beigelegt hatte, die Abfassung derselben durch den Halberstädter Bischof zu erhärten sucht. Allein auch Ref. mufs sehr zweifeln, ob dieses aus älteren Schriften, namentlich aus des Ambrosius Autpertus ähnlichem Werke grofsentheils entnommene oder vielmehr daraus ausgezogene und abgekürzte Werk wirklich den Halberstadtschen Bischof Haymo zum Verfasser hat; er glaubt vielmehr mit den Benedictinern in der Histoire lit. de la Franc. V. p. 121, VI. p. 113 sq. und Schröckh Kirch. Gesch. XXIII. p. 283. diese wenig bedeutende Schrift dem Haymo, wenn er auch in Handschriften, wahrscheinlich in Folge einer Verwechslung, die hier vorgegangen, als Verfasser genannt ist, absprechen und eher für ein Werk des Remigius v. Auxerre, dessen ähnliche Commentare über die kleinen Propheten, das hohe Lied und über die Paulinischen Briefe auch lange Zeit unter Haymo's Namen bekannt gewesen sind, erklären zu müssen.

Rudimenta linguae Umbricae ex inscriptionibus antiquis enodata. Particula VII. Iguvinas tabulas nondum explicatas complectens. Scripsit Dr. G. F. Grotefend, lycei Hannoverani Director. Auctumno A. MDCCCXXXVIII Est quadam prodire tenus, si non datur ultra. Horat. — Hannoverae, typis fratrum Jaenecke. 40 S. gr. 4.

Eine Fortsetzung der in diesen Blättern mehrfach (zu-

etzt Jhrgg. 1837 p. 511 ff.) erwähnten, eben so schwierigen ls verdienstlichen Forschungen des Verf., den Inhalt und Sinn eines der ältesten Denkmale Alt-Italischer Sprache und Religion auszumitteln und damit zugleich den Grund einer äheren Kenntnifs einer Sprache selber zu legen, die älter, ls die uns bekannte Sprache Rom's, selbst die Grundlage ieser, dem einen Theile nach, zu enthalten scheint. Der Verf. hat hier Etwas versucht, was bei den unendlichen Schwierigkeiten, mit welchen die Forschung auf jedem Schritte verknüpft ist, nur Wenige versuchen, noch Weniere aber in befriedigender Weise zu Stande bringen werlen; er verhehlt sich auch selbst nicht das Problematische, las in manchen dieser Versuche liegt, und bei den Tafeln, welche zunächst Gegenstand dieses Heftes bilden, ganz beonders hervortritt, obwohl darin auch Manches wieder entalten ist, was frühere Auslegung bestätigen und in's Licht etzen kann, so sehr sonst die Verschiedenheit der Formen nd der Sprache selbst, welche sogar in den einzelnen Taeln erkennbar ist, die Untersuchung erschwert. Doch ist edenfalls ein Grund gewonnen, auf welchem fortzubauen der veiteren Forschung überlassen bleiben mufs. Der Verf. in len früheren Heften theils mit allgemeineren Forschungen, heils und zunächst (im fünften und sechsten Hefte) mit der Erklärung der beiden neuesten Tafeln, der sechsten und sieenten, so wie mit der vierten, der ältesten von allen. (Vgl. S. 36) der Übereinstimmung des Inhalts wegen, beschäftigt, st in dieser siebenten Fortsetzung zur Erklärung der übrigen Tafeln: der dritten nach ihrem Umbrischen und Lateinichen Theile, der fünften nach ihren drei Abtheilungen, ler zweiten nach Anfang und Ende nebst einem Theile ler ersten geschritten, indem er in gleicher Weise wie in len früheren Heften den Inhalt derselben möglichst genau uszumitteln, so wie die einzelnen grammatischen Formen iner noch fast gar nicht gekannten Sprache zu bestimmen ersucht. Dafs es dabei auch nicht an manchen andern, für ömische und Griechische Sprachkunde wichtigen Bemerungen und Aufschlüssen fehlt, die eine allgemeine Beachung verdienen, kann von diesem Hefte wie von den früheen versichert werden. Wie sehr freilich war Ref., nachdem r dieſs Alles niedergeschrieben, erstaunt, als ihm unlängst ufällig die Nummer 544 des zu London erscheinenden Atheäums vom 31. März 1838 mit dem daselbst S. 241 abgedruckten Bericht über eine in der königl. Irländischen Akademie ehaltene Vorlesung eines Hrn. William Betham über ie Eugubinischen Tafeln zu Gesicht kam. Der Verf. scheut ich nicht zu behaupten, dafs die alt-etrurische Sprache mit er Iberisch-Celtischen identisch sey, und dafs die Irländische Sprache, wie sie noch jetzt gesprochen werde, den ahren Schlüssel zum Verständnifs dieser mit alt-etrurischen

Charakteren beschriebenen Eugubinischen Tafeln enthalte
Derselbe gab ferner, als Probe, die Übersetzung der m
Römischen Buchstaben geschriebenen sechsten und siebente
Tafel und fand in dem Inhalt derselben Dinge, die für di
Bewohner Irland's schwerlich von gröfserem Erstaunen seyn
können, als sie es für uns sind. Es findet nemlich Hr. Will.
Betham, dem Hrn. Grotefend's Untersuchungen ganz unbe-
kannt sind, darin die Erzählung von der Entdeckung des
Gebrauches der Magnetnadel bei der Schiffarth und der Ent-
deckung der britischen Eilande selber durch die alten Etrus-
ker, die bis dahin ihre Seefahrten ausgedehnt! Beginnt doch
die sechste Tafel mit einer Aufforderung an das Volk, nach
dem Westen zu ziehen, wo drei Eilande sind mit einem rei-
chen und fruchtbaren Boden, mit Vieh und Schaafen und
Hirschen im Überfluſs, mit Erzgruben, mit Strömen u. dgl. m.
Weiter erfahren wir, wie die Schiffe, bestimmt die Auswan-
derer aus Italien in die neuen Wohnsitze zu bringen, mit
allem Mundvorrath reichlich versehen, durch die Geschicklich-
keit ihrer Führer hinreichende Sicherheit für die Fahrt bo-
ten, welche sie nicht längs der Küsten anstellen, sondern
mit Hülfe der Magnetnadel in grader Richtung, quer durch
das Meer fortsetzen sollen! In der siebenten Tafel wird den
Phöniciern oder Puniern, als den alten Ureinwohnern Italiens,
bemerkt, daſs das Eiland, das sie entdeckt, ein für den Han-
del günstiges, vor jedem feindlichen Angriff durch die See
geschütztes Land sey, in das sie selbst, als in ein Asyl, im
Falle der Noth aus dem eigenen Lande sich flüchten können
u. dgl. m.; im letzten Abschnitt aber werden wir sogar be-
lehrt, daſs die Tafel dreihundert Jahre nach der gro-
ſsen Erderschütterung geschrieben worden! Kann man
gröſseren Unsinn den Lesern aufbürden? In England und
in englischen Zeitschriften und Akademien mag so Etwas
im Ernste vielleicht noch geschehen können; bei uns dürfte
es wohl kaum noch möglich seyn. Wir hoffen es wenig-
stens, zur Ehre deutscher Wissenschaft!

Münchner Jahrbücher für bildende Kunst. Herausgegeben von Dr Rudolf Marggraff. Mit artistischen Beilagen, Abbildungen von Original-Kunstwerken in Umriſs, auch Erläuterungstafeln, gefertigt unter Aufsicht der königl. Akademie der Künste in München. Leipzig 1838. Wilhelm Engelmann, Rudolph Weigel. 115 *S. in gr.* 8.

Es kann gewiſs nur allgemeinen Anklang finden, wenn Kunstbestrebungen unserer Zeit (im höheren und edleren Sinne des Wortes) auch ihr entsprechendes, würdiges Organ finden, wie dieſs bei vorliegendem, von einem ächt wissenschaftlichen Geiste geleiteten Journal der Fall ist, das billig von München, diesem wahren Sitze deutscher Kunst in unserer Zeit, (Man lese nur, was in dieser Hinsicht S. 77. 78

esagt ist) seinen Ausgangspunkt genommen hat, um, wie
s in dem vorausgehenden Programm heifst, das gesammte
eutsche Kunstleben der Gegenwart nach seinen vorzüglich-
ten Erscheinungen, durch Beschreibung, Urtheil und Abbild,
or der deutschen Nation wie vor dem Auslande in entspre-
hender Weise zu vertreten. Es werden sich daher auch
iese Jahrbücher nicht so wohl mit Aufzählung und Beur-
heilung aller einzelnen Kunsterscheinungen und Productio-
en befassen, obwohl das, was von Bedeutung ist und da-
urch von einem weiteren, allgemeineren Einfluſs auf die
ildende Kunst überhaupt, keineswegs, wie auch der Inhalt
ieses Heftes schon beweisen kann, übergangen werden soll;
ondern sie werden vielmehr die ganze Richtung der Kunst
n Allgemeinen wie im Besondern, in ihren Bereich ziehen;
ie werden darum insbesondere Rücksicht nehmen auf die
erschiedenen Kunstschulen, den in ihnen sich bildenden oder
araus hervorgehenden Geist; sie werden den Geschmack,
vie er sich in den Werken der einzelnen Künstler, als An-
änger oder Repräsentanten einer solchen Richtung und eines
olchen Geschmacks ausspricht, hervorheben und beleuchten.
)afs die polemische Richtung als Endzweck ausgeschlos-
en ist, kann nur gebilligt werden, zumal wenn man gese-
en hat und täglich sieht, wie diese bei uns so leicht ins
Kleinliche und Persönliche ausartet, während die höhere
Virkung, welche beabsichtigt wird, verschwindet. Bei dem
veiten Felde, welches sich hier, auf dem Gebiete der Kunst,
er Darstellung eröffnet, wird es daher bei einer diesem Ge-
iete gewidmeten Zeitschrift, hauptsächlich darauf ankom-
nen, die Gesammt-Bestrebungen der Zeit und den darin
errschenden Geist würdig aufzufassen und darzustellen und
elbst zu läutern; was hinwiederum nur durch Festhalten,
ines höheren, wissenschaftlichen Princips möglich ist. Und
a wir diesen höheren Standpunkt hier gefunden haben, so
agen wir auch kein Bedenken, in unsern, der Wissenschaft
nd wissenschaftlichen Bestrebungen gewidmeten Blättern
iese neue Erscheinung zur Kunde unserer Leser zu bringen,
ie darin gewifs mit uns eine bessere und höhere Richtung
rkennen werden, als die ist, welche in ähnlichen Productio-
en unserer Zeit vorherrschend gefunden wird.

Zwei Aufsätze des Herausgebers eröffnen diese Jahr-
ücher; beide sind von allgemeinerem, indefs wohl zu beher-
igendem Inhalt; beide haben den Ref. sehr angesprochen,
) wenig er auch über Abhandlungen, die zum Theil in das
ebiet der Ästhetik gehören, sich ein Urtheil erlauben will,
as in seinen Augen bei der durchaus wahren und gesun-
en Auffassung des Gegenstandes, der klaren Entwicklung
nd der würdigen Darstellung desselben nur günstig ausfal-
n könnte. Man ist leider nur zu sehr gewohnt, Gegen-
ände der Art heutigentags in einer verschrobenen, schwül-

stigen und unverständlichen Sprache, der sogenannt philosophischen, behandelt zu sehen, und freut sich um so mehr der rühmlichen Ausnahmen, die man hier und dort zu erblicken im Stande ist. Der erste Aufsatz handelt über den gegenwärtigen Zustand der Kunstkritik, der andere überschrieben: „Andeutungen zur Lösung streitiger Fragen" verbreitet sich über Wesen, Zweck und Bestimmung der Kunst wie über die Gesetze künstlerischer Darstellung; bestimmt dann den Unterschied zwischen dem, was classisch und dem, was romantisch zu nennen ist (ein sehr lesenswerther Abschnitt S. 31 ff.), und beantwortet zuletzt die in unserer Zeit ganz besonders zu beachtende Frage, wer denn eigentlich befugt sey, über Kunst zu urtheilen. Eine solche Befugniss kann nach der richtigen Ansicht des Verf., wie sie am Schlusse dieser Betrachtung sich ausgesprochen findet, nur demjenigen zukommen, „der auf dem höchsten Standpunkt der Kunstanschauung, ich möchte lieber sagen, der Weltanschauung steht, der das nach Form und Inhalt Bedeutsame von dem Bedeutungslosen zu unterscheiden weiss, der das Leben, Wesen und Gesetz der natürlichen wie der künstlerischen Gestaltungen begriffen hat und zugleich geistig-gemüthliche Bildung, Wahrheitsliebe und Bescheidenheit in hinreichendem Maasse besitzt, um die leiseren, geistigen Beziehungen des Kunstwerks zu ahnen und jeder Einzelerscheinung den ihr eigenthümlichen Werth zukommen zu lassen."

Der nächste Aufsatz oder vielmehr der erste Theil desselben (der Schluss soll im nächsten Hefte folgen): „Untersuchungen im Gebiete der Architectur" von Eduard Metzger war für den Ref. wegen der darin herrschenden Beziehung auf das Alterthum von besonderem Intresse, welches die Aufforderung der Redaction rechtfertigt, diesem Aufsatz seiner Wichtigkeit wegen, eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es ist nemlich die alt-Griechische Architektur, zunächst die Säulenordnung, über welche sich dieser Aufsatz eines Kenners verbreitet, der die Denkmäler Griechischer Kunst an Ort und Stelle selbst aufs genaueste untersucht hat, und mit der technischen Kenntniss eine gründliche wissenschaftliche Bildung verbindet, die uns noch zu gröfseren Erwartungen berechtigt, da die Aufgabe, die der Verf. sich hier gestellt hat, keine andere ist, als die Baukunst in ihren wesentlichsten Theilen und Erscheinungen wissenschaftlich zu begründen; demgemäss an dem Werke der Architectur nachzuweisen, wie sich die Gesammtform aus Plan und Theilen nothwendig herausgebildet, weil darauf die Wichtigkeit des vereinzelten Theiles an sich wie dessen Verhältniss zum Ganzen beruht und die Zweckmässigkeit und Schönheit der Gesammtverhältnisse zu beurtheilen ist (S. 43). Nur von der wissenschaftlichen Erkenntniss, nur von der gründlichen Einsicht in das Wesen der Construction eines

auwerks und deren Bedeutsamkeit erwartet der Verf. Heil nd die Erreichung des vorgesteckten Ziels, während Verennung dieser Grundsätze zu Mifsgriffen jeder Art bisher eführt hat. Ref. kann nicht umhin, eine besonders wichtige telle S. 45 hier mitzutheilen: „Die Baustyle lassen sich icht willkührlich verpflanzen und wie exotische Gewächse n Treibhäusern wärmen. Die Natur des Landes, Klima's und olkes begründet die Verschiedenheit der Baustyle. Das laterial ist hinlänglich geeignet, als nothwendigstes Gestalungselement unsere Bauwerke auf die in ihrer Natur liegenden Abweichungen zu führen. Die klimatischen Einflüsse ind es, welche das Gedeihen der verschiedenen Stoffe, deen wir bedürfen, fördern, sie sind es, welche die Natur ings mit dem Menschen in Verwandschaft setzen und dessen ufseres und inneres Gedeihen begründen oder wenigstens estimmen. Es erheischt das Interesse der Wissenschaft, ie verschiedenen historisch gegebenen Baustyle nach den ezeichneten klimatischen und volksthümlichen Bedingungen näher in Betracht zu ziehen, mit der durchgebildetsten Entwickelungsform zu beginnen, und von den einelnen Theilen zum Ganzen fortzuschreiten. In der durch lare Einfachheit und innere Vollendung charakteristisch usgezeichneten griechischen Baukunst erscheinen die lemente in so deutlicher und bündiger Zusammenfürung, dafs es nicht schwer hält, zu erkennen, welche edeutung dem einzelnen Theile zukommt und auf welhe Weise das vereinzelte Element, dem Bedürfnifs und wecke des Baues gemäfs, die Formausbildung des gesammen Werks nothwendig machte."

Damit läfst sich noch eine andere Stelle verbinlen S. 51: „Zum einheitlich vollendeten Bauwerke kann ithin nur ein solches werden, welches vom Werkmeister m vollkommensten Bewufstseyn seines Zweckes, sowie es natürlichen und deshalb nothwendigen Gebrauches eines Baustoffes durchgebildet ist. Unter den mit larheit durchgebildeten Schöpfungen der Architectur, zu elchen der ägyptische und griechische Tempel, nicht minder aber der deutsche Dom zu rechnen sind, stellt sich als ie vollendetste und durchgebildetste von allen der griechisch-dorische Tempel dar." Diese Stellen, aus den llgemeinen Betrachtungen dieses Aufsatzes entnommen, mögen genügen, unsern Lesern einen Begriff von dem darin errschenden Geiste zu geben; denn in das Einzelne desselen, und die verschiedenen mehr technischen Bemerkungen ann Ref. nicht eingehen. Nur auf das an mehreren Stellen, nsbesondere S. 46 ausgesprochene Urtheil über Vitruvius nd dessen, vom Verf. für unhaltbar ausgegebene Mafsbetimmungen, will Ref. noch aufmerksam machen. Redlichen Willen, Ruhe und Mäfsigung erkennt der Verf. gern bei

diesem Schriftsteller an; aber, wo er dessen Maſsbestimmungen mit der Antike an Ort und Stelle selber verglich, kam es ihm vor, als hätte Vitruv Griechenlands Bauwerke weder gesehen noch gekannt! „die Lehre Vitruv's ist römischer Natur, ist Erbe nicht Erwerb“ (S. 46 vergl. auch S. 61). Bei dem groſsen Ansehen, dessen sich bisher Vitruv erfreute, als einzige Quelle des Alterthums, bei dem groſsen Einfluſs, den er auf diese Weise ausübte, werden solche Urtheile doppelt zu berücksichtigen seyn!

Die nun folgenden drei Aufsätze des Herausgebers oder Nr. IV bis VI haben Leistungen der neueren Kunst zu ihrem Gegenstande; der erste schildert „Julius Schnorr von Karolsfeld und seine neuesten Compositionen“, der zweite wirft einen „Blick auf Peter von Cornelius und die Frescomalereien in den Loggien der Pinakothek zu München“; der dritte: „Maximilian I, Kurfürst von Baiern. Standbild von L. Schwanthaler“ giebt von dieser Colossalstatue Nachricht und dient so selbst zur Erklärung des beigefügten, in Stein gravirten Umrisses dieses Standbildes. Ähnliche Zeichnungen sind den beiden vorhergehenden Aufsätzen beigefügt; so wie eine Erläuterungstafel der architektonischen Abhandlung. Daſs diese Zeichnungen und Umrisse ganz vorzüglich ausgeführt sind, dürfte zu bemerken kaum nöthig seyn, so wie auch die ganze äuſsere Ausstattung höchst befriedigend genannt werden kann. — Correspondenznachrichten aus München machen den Beschluſs.

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. (Von Dr. Dorow). Zweiter Band. Berlin. Verlag von Alexander Duncker. 1838. *VIII und* 251 *S. in gr.* 8. *(Mit dem Motto auf dem Titel: Bleibt der Welt in keinem Falle Ein Geheimniſs doch verhehlt, Keinem Einz'gen wird's erzählt, Und am Ende wissen's Alle).*

Das Interesse, das die Mittheilungen des ersten Bandes erregt haben (s. diese Jhrbb. 1838 p. 924f.), wird durch den Inhalt dieses Bandes nicht verringert, ja in manchen Beziehungen noch erhöht; es genügt zu diesem Zwecke nur Weniges daraus anzuführen, und dabei zugleich unsere Leser wiederholt zu versichern, daſs bei dieser Bekanntmachung einzelner Briefe bedeutender und einflufsreicher Männer einer bald mehr oder minder an uns schon vorübergegangenen wichtigen Zeitperiode stets die gebührende Rücksicht beobachtet worden, die weder persönliche noch andere Verhältnisse verletzt und so dem Andenken der Briefsteller selbst, von denen nur noch ein und der andere am Leben ist, keineswegs in einer Weise nachtheilig ist, wie sie in der neuesten Zeit mit Recht Gegenstand ernster Rüge geworden ist.

(Der Schluſs folgt.)

Nº. 77. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Römische Literatur-Literärgeschichte.

(Beschluſs.)

Daſs zur Charakteristik mancher Zeitverhältnisse manche schätzbare Beiträge hier vorliegen, kann Jeden eigene Einsicht in diese brieflichen Mittheilungen bald lehren. Daſs die Briefe des berühmten und geistreichen Philologen Friedr. August Wolf für den Unterzeichneten ein besonderes Interesse hatten, wird Niemand befremden; aber Ref. ist überzeugt, daſs auch Viele Andere, die nicht grade Philologen von Profession sind, dieses Interesse theilen, das er selbst in gleicher Weise auch an anderen in diesen zweiten Band aufgenommenen Briefen nimmt. Wir erinnern an die Briefe von Friedrich Ludwig Jahn aus dem Jahre 1818, an die Briefe von Jung Stilling aus dem Jahre 1808, oder an die Briefe von Adam von Müller, Moses Mendelsohn, Kobbe, Zschokke, Wieland u. A. die auf persönliche Verhältnisse sich beziehenden Briefe Friedrich's v. Gentz u. s. w., oder an den Brief oder vielmehr die Ordre des jetzigen Königs von Schweden aus dem Hauptquartier zu Zerbst vom 28. Sept. 1813 an den General v. Walmoden, dessen Vorrücken gegen die damals vereinten Franzosen und Dänen betreffend. Ein Brief von Ludwig Robert, von Mannheim aus datirt im Jahre 1820 den 22. Mai, entwirft dem Freunde, an den er gerichtet ist, eine Erzählung von der Hinrichtung Sand's und berührt dabei Manches Andere über die damahlige Regierung des Landes. Ein Brief von Schleiermacher aus dem Jahre 1811 d. 13. Septbr. enthält Einiges über die eben gegründete Universität zu Berlin, für welche dieser berühmte Theolog so eifrig wirkte. In einem andern Briefe von F. V. Reinhardt an Stäudlin theilt der berühmte Kanzelredner dem gelehrten Göttinger Theologen seine Ansichten mit, wie eine Geschichte der christlichen Moral am Besten abgefaſst und welche Quellen insbesondere für die mittelalterliche Periode, dabei benutzt werden könnten. Bei den jetzigen kirchlichen Streitigkeiten in Preuſsen wird man die Briefe des Fürstbischof's von Ermeland, Joseph's Fürsten von Hohenzollern (aus den Jahren 1806 und 1808) an den Kriegsrath Bock und dessen Sohn, der zur katholischen Religion übergegangen war und in ein Kloster zu treten wünschte; mit Interesse lesen; ebenso die Mittheilungen des Herausgeber's über eine Audienz, die er bei dem verstorbenen Pabst Leo XII. erhielt, von dem auch ein lateinischer

Brief an den Herausgeber hier abgedruckt ist. Den Schluss des Bandes von S. 197 bildet ein Abdruck von Denkschriften, Briefen, Depeschen und diplomatischen Noten aus der Periode der französischen Revolution vom Jahr 1792 bis 1799, von welchen das Original in des Herausgebers Händen sich befindet. Es sind darunter vier Noten von Bonnier, dem französischen Gesandten bei dem Congress zu Rastadt, in dessen Nähe er bekanntlich am 28. April 1799 ermordet ward, an Reubel, den Präsidenten des Directoriums, geeignet vielleicht, das Benehmen der französischen Regierung bei dem bemerkten Morde zu erklären. Ein kurzer Brief von Bonaparte (d. h. von Berthier's Hand geschrieben und von Bonaparte unterzeichnet) aus Verona den 23. Novbr. 1796 macht den Beschluss.

Gruss an Berlin. Ein Zukunftstraum von Heinrich Stieglitz. Leipzig F. A. Brockhaus 1838. 183 *S. in gr.* 8.

Unter diesem Namen übergiebt uns der Verf., dessen poetische Leistungen auch in diesen Blättern stets die seinem Talente und seiner Bildung gebührende Anerkennung gefunden haben, eine Dichtung, die, wenn man will, eigentlich eine Charakteristik von Berlin, d. h. des künstlerischen wie des gelehrten Berlin's enthält, und durch die zahlreichen Persönlichkeiten, die hier in bunter Reihe aufgeführt, nach ihren gelehrten und anderen Richtungen Gegenstand des Liedes werden, allerdings ein eigenes Interesse gewährt, das auch der, welcher (wie Ref.) nicht in die Berliner Chronik eingeweihet ist, wohl zu begreifen vermag, zumal da der Verf. mit seltener Kunst Alles geschickt an einander zu knüpfen und zu einem Ganzen zu verbinden weiss, das freilich auch seine herben, ja selbst bittern Seiten hat, die uns den auf die Rückseite des Titels gesetzten Wahlspruch des Dichters: „die Wahrheit, die Wahrheit, und wär' sie Verbrechen!" wohl erklären lassen. Denn es kommt in diesen bald ernsthaft bald mehr komisch und ironisch gehaltenen Schilderungen und humoristischen Lebensbildern gar Manches Pikante und selbst Sarkastische in Bezug auf Sachen wie auf Personen vor, indem nicht leicht eine der literarischen oder künstlerischen Celebritäten des Preussischen Athens hier übersehen ist, so dass selbst ein eigener zwanzig Seiten starker Index (S. 163—183) nöthig geworden ist, um mit Bequemlichkeit die Stelle aufzufinden, wo jeder einzelne Gelehrte, jeder Künstler und Docent genannt ist! Indessen, auch abgesehen von diesen Persönlichkeiten und Charakteristiken, wie sie hier in oft ergötzlicher Weise von dem talentvollen Dichter geliefert werden, findet sich auch des Wahrhaft Schönen, ja selbst Erhabenen nicht Weniges. Man lese nur den schönen Eingang, oder die würdige Weise, in welcher der Verf. über

Männer wie Wolf und Boeckh sich ausspricht, oder die Stelle S. 143, wo über die Besetzung der Lehrstelle Hegel's der Verf. ein Gespräch einleitet, an welches sich folgende Worte anüpfen:

Des Geistes Schatz
Verleiht ein Höherer, bei dem steht das Gelingen;
Drum harren wir in Demuth! Eines aber kann
Ein jeder sich durch Willenskraft erringen,
Es ziert den gröfsten, wie den kleinsten Mann:
Dafs er sich selber treu vom Anfang bis zum Ende
Bewähre, dafs nicht Furcht, nicht Hoffen ab ihn wende
Von seiner Überzeugung grader Bahn;
Und solcher, Hoher oder Niedrer, ist mein Mann! —

Nach dieser ernsten Probe, der wir, wenn es der Raum verstattete, wohl auch noch andere beifügen könnten, wählen wir mit Übergehung mancher bittern Stellen, die sich besonders über manche in Berlin vorherrschende Richtungen in Philosophie u. dgl. verbreiten, noch eine andere Stelle allgemeineren Inhalts über das gelehrte Treiben Berlins S. 47 ff.

Wer mag nach Büchner sich der Mühe unterziehn,
Den hastgen Nachwuchs aus den letzten Jahren
Genau mit Schutt und Ballast aufzufahren
Zum Hitzig'schen „gelehrt Berlin?"
Wer mag herkulisch durch die Renommée-Kategorien,
Die prunkend hier, dort im Verborgnen blühn,
Den sichtend kühnen Durchgang wagen,
Um Alles bis aufs Kleinste nachzutragen,
Von Adjutanten, die mit Liturgien
Und philologisch-mythischen Gedanken,
Bis zu den Köchen, die mit Harmonien
Der Evangelien getreten in die Schranken?
Wer findet auf bei allen Instituten
Die Hochgelahrten, deren Federn bluten,
Hier übersprühend von symbolischem Feuer
Und von etrurisch-archäologischem Nafs,
Dort katastrirend die Gewerbestener
Aus staatshaushälterischem Dintenfafs?
Wer wird all die Broschüren nun bedenken,
Zahllos sich häufend, wie am Meer der Sand,
Ja, ja, Berlin ist an Broschüren reich;
Denn wer ein Amt begehrt, und nicht sogleich
Gedruckt sich ausweist als ein Mann der Feder,
Kommt weder an auf Kanzel noch Katheder.

Chr. Bähr.

BELLETRISTISCHE LITERATUR.

Pilgerlieder von J. H. v. Wessenberg. 1838, 40 *Seiten*, 8.

Wir hoffen auf den Dank unserer Leser, wenn wir sie mit diesen Liedern bekannt machen: denn es sind nicht manierirte Nachahmungen, auf der Studierstube ausgegrübelt, sondern frische lebendige Anschauungen eines Kennerblicks, Harfenklänge eines beliebten Natursängers, und nicht kauflich, sondern nur Freundesgeschenk. Jedes dieser Gedichte verdient seinen Platz, und gern theilten wir sie alle mit, wenn es der Raum gestattete. Hier also aus den 37 Nummern eine Auswahl, über die wir keinen Streit befürchten! Anakreons Geist athmet Nr. 3. „Des Veilchens Schmuck." Ein liebliches Bild ist Nr. 7. „Das Erdbeer-Mädchen zu Bagnères." Desgleichen Nr. 6.: „Das Campanerthal bei Bagnères." *)

Liebliches Thal am Fuſs der Pyrenäen,
Hell durchrauscht von dem Schäumen deines Bergstroms,
An der einen Wand wie ein Tempe blühend,
Fels an der andern!

Dich als des Lebens treues Bild begrüſst' ich,
Froh am traulichen Arm der Freundschaft pilgernd;
Zwischen Au'n, die blühen, und öden Wüsten
Flieht ja das Leben!

Doch es erklang ein Glöckchen jetzt aus naher
Siedelei, und wir traten in ihr Gärtchen.
Sieh da einer Quelle Kristall, und drinnen
Strahlte der Himmel.

Nr. 18. „Hyeres."

„So süſsen Liebreiz und so heitern Frieden
Hauchst du, o schöne Bucht, mir in die Seele,
Daſs sehnend ich zum Zufluchtsort dich wähle,
Der Welt entfloh'n und ihren Eumeniden!

O nimm den Pilger auf, den lebensmüden!
Daſs doch vom eitlen Glanz prunkvoller Säle
Kein Bild in deinen stillen Raum sich stehle!
Scheinleben, fahre hin! Wir sind geschieden!

So, als entzückt in deinem Zauberkreise
Die blauen Inseln, die Orangenhaine,
Ich lang geschaut, rief ich gen Himmel leise.

Mich wendend sah ich d'rauf von weiſsem Steine
Ein Bild von edler Ruh, gleich dir. Der Weise
Hieſs Massillon **). Als Kind war er der Deine.

---

*) Schon durch Jean Paul den Musen geweiht.
**) Er war zu Hyeres geboren, wo jetzt auf öffentlichem Platz eine Marmorbüste auf hoher Säule zu sehen ist.

Der Verfasser.

Eine gleiche Auszeichnung verdient Nr. 20. „Des Morgenlands Erwachen.“ Oder Nr. 4. „Im Sommer, 1837, zu Bagnères.“ Nr. 23. „Aufruf an Alle.“ Endlich Nr. 37.:

„Abschied.“

Einst kommt der Tag, wo mein auf weiter Erde
Nicht Eine Seele mehr gedenkt,
Wann ich mit allen Lieben ruhen werde,
In ihren kühlen Schoofs versenkt.

Doch findet auch mein Geist im Himmel wieder,
Die ihr auf Erden mich geliebt.
Dort schauen wir auf sie mit Wonne nieder,
Durch keinen Schmerz und Gram getrübt.

Und du, des Erdenruhmes Traumgebilde,
O spare jeden Lügenschall!
Dringt doch in jene seligen Gefilde
Davon kein leiser Wiederhall.

F. H. Bothe.

Der moderne Lazarus. Zeit-Novelle von Karl Eitner. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1838. II und 414 Seiten. gr. 8.

Wir sahen seit ohngefähr einem Jahrhundert dem Wesen der Welt und des Menschenlebens, das zu deren Summe gehört, auf so mancherlei Wegen nachforschen, dafs man schier die Sache für abgethan oder vielmehr einstweilen, in Betracht der zweifelhaften Ergebnisse, für dahin gestellt bis auf Weiteres halten möchte. Denn an die Stelle mathematischer Demonstration des Übersinnlichen trat kritischer Zweifel, der den Grund alles Positiven erschütterte; und da die nächste Generation dennoch Dergleichen, als einen festern Standpunkt, zurückwünschte, so verfiel man wieder in die stark ausgesprochenen Affirmativen hier des Idealismus, dort des Materialismus, der nach und nach die meisten Anhänger gewann, sich anders in andern Köpfen gestaltete, und verschiedene Namen erhielt. Während nun die Vertheidiger dieser Weltansichten kampflustig einander gegenüber stehn, zum Theil auch wirklich den Krieg mit abwechselndem Erfolg führen, sieht man hier einen Beobachter seiner Zeit auftreten, der gleichsam auf der Diagonallinie zwischen den zwei Systemen hinschreitet, jedem sein Recht widerfahren läfst, und wenigstens gegen das übereilte Einreissen alles Alten sein Veto einlegt. Besondere Rücksicht nimmt er dabei auf die neueste deutsche Literatur, deren Ziel Zerstörung des Bestehenden ist, ohne dafs sie jedoch bis jetzt vermocht hätte, an dessen Stelle Genügenderes zu setzen.

„Es gibt Gemüther, welche von der Natur so empfindlich organisirt sind, dafs sie das stürmende Nahen eines neuen Lebensfrühlinges gar wohl fühlen, ja auch nach dem Eintritte desselben eine tiefe Sehnsucht empfinden, und die nichtsdesto weniger in die winterliche Behaglichkeit des bisherigen Daseins sich doch so eingelebt haben, dafs sie aus dieser nicht heraus können, ohne in einen krankhaften, schmerzlichen Zustand zu verfallen. Sie wechseln das Alte nicht mit dem Neuen, wie ein gleichgültiges Modekleid mit dem andern, sondern sie müssen eines ernsten, bittern Todes in ihrer Vergangenheit ersterben, um dann in ihrer Zukunft mit frischem, kräftigem Leben zu erwachen, und mit dieser eben so innig zu verwachsen, wie sie mit jener Vergangenheit verwachsen waren. Solche Gemüther sind es, in denen sie die Wandlungen der Zeit nicht nur als äufserliche Umformungen, sondern als von innen heraus geschehende Entwickelungen darstellen. Aus diesem Grunde schien es nothwendig, zum Helden einer Novelle, welche im Gegensatz gegen viele äufserliche Auffassungen eine innere Würdigung des Gährungsprocesses der Gegenwart geben sollte, einen Menschen zu wählen, an dem die Zukunft nur noch (? als Krankheit seiner Gegenwart sich zeigt, bis er, dieser absterbend, in jener, als neue Gegenwart, auflebt.“

So der Verf. im Vorworte. Einiges, nach unserem Gefühl kostbar und dunkel Ausgedrückte übersehend, haben wir hiergegen nur einzuwenden, dafs wir nicht begreifen, warum es nöthig sey, jenes „ernsten, bittern Todes in der Vergangenheit zu sterben“, d. h., ohne Bild, alles von der Vorwelt Überlieferte, wie nutzlosen Ballast im Sturm, über Bord zu werfen, um blos mit unserer eigenen Ladung fortzusegeln. Oder heifst Dieſs etwas Anderes als unsern Zeitring aus der grofsen Kette der Weltereignisse herausreissen, um daraus ein Ganzes zu machen, das er, als bloses Glied eines solchen, das sich rück- und vorwärts weithin erstreckt, unmöglich seyn kann? Sollen die Kenntnisse, die Erfahrungen der Vorwelt für die Nachwelt verloren seyn? soll die Menschheit nicht von Stufen zu Stufen der Vollkommenheit näher hinaufsteigen? soll sie mit jeder neuen Generation den Bildungsgang wieder von vorn anfangen? Leider zeigt die Geschichte eine widersinnige Nichtachtung des Geschehenen: sonst würden wir nicht die Eroberer, die Tyrannen, die Rechtsverfälscher, immer und immer wiederkehren sehn, obwohl vom Fluch aller Jahrhunderte getroffen. Aber will man nun sogar diese Verkehrtheit zum Prinzip eines Systems machen, das uns in pelasgische oder irokesische Barbarei zurückstürzen würde? Jedes folgende Jahrhundert ist der Schuldner des vorhergehenden, und das überlieferte geistige Kapital verschmähen, wäre die gröfste Thorheit, die zu einem heillosen Bankrutt führen könnte. Besonders gilt diese Schilderhebung

das klassische Alterthum, d. h. Wissenschaft und Kunst, wie sie in den Schriften und artistischen Denkmälern der Griechen und Römer auf unsere Zeit fortgepflanzt ist. Allein kaum ist es glaublich, dafs irgend Jemand thöricht genug sey, solche Schätze zu verachten. Oder kann etwa die deutsche, die indische Mythologie mit dem Reichthum, der Klarheit, der Bedeutsamkeit der griechischen sich vergleichen? können neben dem Apollo von Belvedere, dem Antinous, der mediceischen Venus, und so vielen andern unübertrefflichen Bildern jener begünstigten Zeit, die Klötze, die Ungeheuer der Neuern nur genannt werden? Noch unerklärbarer, um nicht ein ärgeres Wort zu brauchen, ist es, wenn man auch die genialen Schöpfungen neuerer Zeit herabwürdigen sieht. So heifst Seite 292 Raphael nur noch „historisch wichtig", obwohl der Dies Behauptende gesteht, dafs wir noch keinen Andern besitzen, der für unsere Zeit Das wäre, was Jener für die seinige war. Und wäre selbst Dies der Fall, könnten wir deshalb einen Künstler wie Raphael, den Stern seiner Zeit, hintansetzen?

Doch genug hiervon! Diesen Fehlgriff abgerechnet, hat, wie es uns scheint, Herr E. seine Aufgabe gut gelöst. Er zeigt nämlich in Pascher und Andern die Unzulänglichkeit des blosen Materialismus; und wiederum in Julius Werden, dem Helden des Romans, der, obwohl Idealist, durch übermäfsige Reizbarkeit des Gefühls aus einem Fallstrick in den andern fällt, die Nichtigkeit auch dieser Ansicht, wenn sie von Erfahrung und Weltkenntnifs entblöst ist. Dieser Überzeugung gemäfs, neigt er sich sogar mehr zum Materialismus. „Der gröfste Dichter und der gröfste Denker *)," heifst es S. 307, „hatten der Materie ihr Recht vindicirt; die Erde allein wurde als die Vollstreckerin unserer Wünsche, als die Verwirklicherin aller unserer Hoffnungen, Sehnsuchten und Träume angesehen, welche Vollmacht man sonst nur dem Himmel, als der höchsten und letzten Instanz in sogenannten supranaturalistischen Sachen, zugeschrieben hatte. Der Himmel also, als Inbegriff aller Erfüllung, liegt diesseits, und es kommt nun allein auf die Kraft des Individuums an, ihn sich schon hier zu verwirklichen. So begannen denn von da aus die Ausschweifungen, hier einer Lehre, welche die Materie zu Gunsten der Sinne vergötterte, dort einer nüchternen Abstractionstheorie, die sogar umgekehrte oder falsche Propheten erzeugte, welche, wie der weiland Wunderdoctor Richter zu Royn in Schlesien, durch Inspiration, durch den Absolutismus des Wissens, die Menschen zu curiren vorgaben — nämlich von dem bis Dato grassirenden Gebrechen des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele. Wofür aber, wunderbarerweise, durchaus kein Keim in den Gesammtansichten jener

*) Göthe und Schelling, nach der Meinung des Verfassers.

Meister zu finden ist. Das ist eine jenen beiden Parteiauswüchsen gemeinsame, Foderung politischer Freiheit, d. h. Gleichstellung der Individuen, theils überhaupt ohne, theils unter mehr oder minder beschränkte Oberaufsicht. Und doch wurden Jene von den am Bestehenden Festhaltenden für jede, auch noch so triviale oder absurde, Erscheinung von der Bewegungsparthei her, mochte sie religiösen, politischen oder rein menschlichen Interesses seyn, verantwortlich gemacht."

Von den weiblichen Charakteren, die das Buch in bunter Reihe aufstellt, zeichnen wir zwei aus: erstlich Amalia Berg, eine Opernsängerin, die an jene in Hoffmanns Phantasiestücken erinnert, aber noch tragischer gehalten ist, indem sie, verlassen von einem Fürsten, den sie schwärmerisch geliebt, die Begeisterung für ihre Kunst öfters zum Wahnsinn steigert, und in einem Anfall desselben erst eine Tänzerin, über die sie sich eine Art mütterlicher Aufsicht angemafst, eines jugendlichen Fehltritts wegen ersticht, und dann mit dem nämlichen Dolche auch sich selbst den Tod gibt; dann Hedwig Arnt, Julius Geliebte, ein hochgebildetes vortreffliches Mädchen, das den Todtgeglaubten, als er schon im Sarge liegt, durch ihre Küsse wieder zum Leben erweckt; woher der Titel der Novelle.

Die gut erzählten Begebenheiten lese man in dem Werke selbst. Besonders glücklich ist Hr. E. in Sittenschilderungen. Auch besitzt er feinen Sinn für Naturschönheiten, die er malerisch beschreibt. Hiervon ein Paar Proben. Seite 3 (der Anfang): „Julius safs auf einer hügelartigen Erhöhung am See, die an dieser Stelle einen natürlichen Damm bildet, und dann nach beiden Seiten hin von einem künstlichen fortgesetzt wird. Er sah von dem Buche auf, in dem er eben noch gelesen, und liefs es zur Seite auf den Rasen niedergleiten. Ein Zug des Unwillens glitt dabei über sein Gesicht; doch flüchtig, wie er entstanden, verschwand derselbe, einem Wolkenschatten gleich, der über die sonnebeglänzte Ebene dahin eilt. Eine Weile noch starrte sein Blick, mit dem Aufsen (?) unbeschäftigt, vor sich hin; ging dann aber bald in bewufstes Sehen über. Da lag vor ihm, dicht unter seinen Füfsen, der krystallklare Spiegel des Sees, nur wenig gekräuselt von sanftem Westschauer, so dafs er von tausend und aber tausend Lichtfunken sprühte. Rechts wurde seine Fläche von mehr denn mannshohem Schilfe dem Auge verdeckt; träumend wiegten sich die Kolben und Büschel über dem Geflüster der schlanken, zierlich zurückgebogenen Blätter. Links liefsen schwankende Birken ihre langen, geschmeidigen Zweige über das Ufer weg bis zum Wasserspiegel niederhängen und von den Wellen hin und her schaukeln; ihre bunten Blätter erzitterten bis zum Wipfel hinauf in geschwätziger Fröhlichkeit. So, durch einen natürlichen Rah-

men eingefafst, strahlte die mittlere Breite des Sees im Glanze der spät-nachmittägigen Sonne; jenseit des Sees aber schienen einzelne weifsschimmernde Häuschen durch den Herbstduft dem fernen Gebirge zuzuziehen, ja sich oft um eine vorstehende Waldecke herumzubeugen. In allmählig sich abstufenden Farbentönen ruhte endlich der Himmel auf den sanft geschwungenen Linien der Berge." — S. 22: „Während dieses Gesprächs, das die Freunde, auf weichen Rasen hingelagert, geführt hatten, war die Sonne, immer hinter leichten Wolken durchscheinend, vollends bis beinahe an den Rand des Horizontes herabgesunken. Jetzt schlug sie siegreich vor ihrem Abschiede noch ein Mal ihre Schleier zurück, wie ein schönes Weib noch im Moment des Lebewohls endlich das Flehen eines um ihren vollen Anblick Dringenden erhört — und die goldenen Pfeile des Lichtes fuhren blitzschnell von dem blendenden Balle hinauf nach allen Richtungen durch den weiten, lichttrunkenen Äther in die unendlichen Räume, wohin ihnen folgend die träumerische Seele sich mit verlor. Aber von dort zurückkehrend stürzte sie sich mit den Strahlenspeeren in das Getümmel der gegen den Horizont gelagerten Wolken hinein, und es erhob sich ein Fugenkampf von Licht- und Farbenmelodien, die in der entzückten Brust des Menschen ihr Echo fanden. Die der Sonne fernsten Berge standen in verschämter Glut, die ihr nähern in ihren blauen Gewändern mit ernster Feier da, und auf den Wellen des Sees flimmerte es, als wären die Pfeile von da oben herabgefallen, und schwämmen in tausend Splittern zerstiebend auf ihnen umher; zwischen ihnen aber und den Bergen verschleierte röthlicher Duft die Hütten und Bäume und Pfade."

Der Beherzigung werth ist folgende Stelle über die jetzige Erziehung, S. 262 ff.: „Alle die frühreifen Jünglinge, die ihre Kraft in frühem Sinnengenusse verschwenden, sind nur das Opfer unserer Treibhauscultur. Ihre mit Gewaltmitteln hervorgeschraubte Geistigkeit sucht ein Gegengewicht in der Sinnlichkeit. Das sicherste, einzige Mittel dagegen wäre die Liebe, eine frische kräftige Liebe, gleichweit entfernt von Fleischlichkeit wie von Sentimentalität. Aber unsere Mädchen, besitzen sie selbst eine solche Liebe, um sie gewähren zu können? Nein! sie lernen ja die Liebe in einem unreifen Alter aus Romanen kennen, die ihnen mit ihren falschen Idolen nur verschrobene Begriffe in die ohnedies mit Grillen und Eitelkeit austapezierten, inhaltsleeren Köpfe setzen. Also — die Erziehung ist der faule Fleck der jetzigen Menschheit, der wegzubringen ist, wenn es besser werden soll!" —

Aus diesen Stellen kann man den Stil des Verfassers beurtheilen. Wir machen ihn aufmerksam auf einige Verstöfse gegen Richtigkeit und Reinheit der Sprache, guten

Geschmack und Wohlklang. Solök ist folgendes S. 247: „Kaum konnten mich meine todtmüden Glieder ertragen.“ und Dies S. 270: „so werden Sie sich um ihn verdienstlich machen.“ Die Sprachreinheit verletzen unnöthige Fremdwörter, wie „Finesse“ S. 40 und „Confessionen“ S. 311. Den guten Geschmack beleidigen Ausdrücke, wie dieser S. 107: „In jedem Alten steckt das Neue schon drin,“ und S. 325: „etwas sehr zudringlich;“ desgleichen Zusammensetzungen wie „Gefühlsseichtheit“ S. 86, „gefühlszerflossen“ S. 129, „Folgebegebenheit“ S. 8, „Jetztzeit, Jetztwelt,“ S. 169 und 291. Auch das Wort „seelisch“ S. 40 mifsfällt, und S. 107 die „verfilzten Zustände.“ Endlich den Wohlklang beleidigt unter Anderem Folgendes: „lafs uns uns hüten“ S. 411, und „wenn sie etwas von seinen verwickelten Zuständen erfahren haben sollten S. 321. Sechs Wörter hinter einander, die mit en schliefsen! Welchem Ohr möchte Das gefallen? Leider ist die deutsche Sprache mit dieser Endung überhäuft, und der gute Stilist hat sich vor ihrem Mifstrauen zu hüten.

Und so nehmen wir denn Abschied von dem Verfasser mit Dank für den Genufs, den er uns verschafft hat, und von dem Verleger mit Lob der guten Ausstattung, deren er dies Werk mit Recht würdigte.

F. H. Bothe.

Meine Gefängnisse. Denkwürdigkeiten von Silvio Pellico von Saluzzo. Ausgabe in drei Sprachen (Italienischer, Deutscher und Französischer). Stuttgart, Fr. H. Köhler. 1837. 4.

Le mie prigioni. Memorie di Silvio Pellico da Saluzzo. — Mes prisons etc. (Ausg. in Ital. und Franz. Sprache.) Stuttgart, Fr. H. Köhler. 1837. 8.

Le mie prigioni etc. — Meine Gefängnisse etc. Ausgabe in zwei Sprachen (Ital. und Deutscher). Stuttgart, Fr. H. Köhler. 1837. 8.

Le mie prigioni etc. (Ausg. in Ital. Sprache.) Mit erklärenden Anmerkungen und einem Wörterbuch. Stuttgart, Fr. H. Köhler. 1838. 8.

Aufser diesen Referenten vorliegenden Ausgaben sind in demselben Verlage noch zwei andre dieses Werkes erschienen: eine Italienische und eine Deutsche. Soviel Ref. bekannt ist, gebührt das Verdienst, ein durch die Reinheit der Sprache, wie der Gesinnung ganz besonders ausgezeichnetes Werk sowohl dem Sprachlehrer, als dem Autodidakten als ein treffliches linguistisches Bildungsmittel in die Hand gegeben zu haben, den beiden rühmlich bekannten Gelehrten Dr. Possart und Dr. Mährle in Stuttgart; so wie demnächst der Verlagshandlung, welche durch Druck und Papier für Gesundheit und Wohlbehagen der Augen, und durch technische Correspondenz der verschiedenen Texte für leichten

Überblick derselben gesorgt hat. Wie vortheilhaft letztere Einrichtung zur schnellen Erfassung der lexikalischen und grammatischen Ähnlichkeit und Unähnlichkeit besonders jener beiden Romanischen Sprachen mitwirkt, bedarf keiner weiteren Erörterung.

Diefenbach.

Die Redaction der Jahrb. fügt hier noch die beiden folgenden Ausgaben des Tasso bei, von welchem die erste einen möglichst correcten, nach den verschiedenen Ausgaben kritisch berichtigten Text liefert, wie man ihn von dem berühmten Herausgeber allerdings erwarten konnte, die andere aber, welche in dem Text selber und der Wahl der Lesearten mit jener übereinstimmt, mit besonderer Rücksicht auf den Schulgebrauch und das Privatstudium eingerichtet, daher auch mit einzelnen deutschen Noten versehen ist, während beide Ausgaben durch eine vorzügliche typographische Ausstattung sich auszeichnen:

1. *La Gerusalemme liberata di Torquato Tasso. Editione critica riveduta e corretta da Gio Gaspare Orelli, Professore all' Università di Zurigo. Zurigo. Federico Schultheſs. MDCCCXXXVIII.* 615 *S. in gr.* 8.

2. *La Gerusalemme liberata di Torquato Tasso. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauche von Ludwig Hercules Daverio, Oberlehrer an der obern Industrieschule in Zürich. Zürich. Druck und Verlag von Friedrich Schultheſs.* 1838. *XXII und* 525 *S. in gr.* 8.

Im Novemberheft S. 1127 Z. 6 von unten lies Flavis statt Flaviis.
S. 1137 Z. 6 von unten lies Steinen statt Stümen.
S. 1138 Z. 23 von oben lies Tenne statt Tomne.
S. 1152 Z. 3 „ „ „ Grosherrlichen statt Grosherzoglichen.

CHRONIK DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG.

Am 22. November ward herkömmlicher Weise das Geburtsfest des erlauchten Restaurators der Universität, des höchstseligen Grofsherzogs CARL FRIEDRICH, gefeiert, womit zugleich die Vertheilung der akademischen Preise verbunden war. Die von dem zeitigen Prorector, Geh. Hofrath Puchelt, gehaltene und im Druck erschienene Rede handelt: *De prohibendis et exstinguendis quibusdam morborum causis Heidelbergae observatis.*

Durch den Tod verlor die Universität in dem abgelaufenen Jahre den Oberforstrath Gatterer, der das Jahr zuvor (s. diese Jahrbb. 1837. p. 1225) sein fünfzigjähriges Jubilaum gefeiert hatte, und den schon seit einer Reihe von Jahren Kränklichkeitshalber pensionirten aufserordentlichen Professor der Medicin Dr. Loos. Einem Rufe als aufserordentlicher Professor der Kameralwissenschaften an die Universität zu Greifswalde folgte der Privatdocent Dr. Baumstark. Der auf einer längeren literärischen Reise in Griechenland und im Orient abwesende Privatdocent Dr. Zachariae ist von dieser Reise, über welche wir einer näheren Bekanntmachung Desselben entgegen sehen (s. diese Jahrbb. S. 1151), zurückgekehrt und hat mit dem Wintersemester seine Vorlesungen wieder begonnen. In der theologischen Facultät habilitirte sich als Privatdocent der Licentiat Seisen; der Privatdocent Lic. Dittenberger ward zum aufserordentlichen Professor mit weiterer Anstellung an dem evangelischen Predigerseminarium ernannt; in der juristischen Facultät ward der Privatdocent Dr. Zöpfl, in der medicinischen der Privatdocent und Kreisoberhebarzt Dr. Nägele, in der philosophischen der Privatdocent Dr. Blum zu aufserordentlichen Professoren ernannt; in der medicinischen habilitirte sich als Privatdocent Dr. Nebel; der Hofrath Puchelt, d. H. Prorector, ward zum Geheimehofrath ernannt; in der philosophischen Facultät erhielt der aufserordentliche Professor Bronn eine ordentliche Professur. Bei der Universitätsbibliothek rückte der bisherige Collaborator Dr. Weil in die erledigte Stelle eines Bibliothekars ein, zum Bibliothekssecretär ward der Privatdocent Dr. Sachsse ernannt. — Der bisherige Universitätsamtmann, Regierungsrath Dr. Christ ward zum Ministerialrath im Ministerium des Innern ernannt.

Zu den Universitätsanstalten kam hinzu das am 18. Mai

eierlich eröffnete Evangelische Predigerseminar, womit zu-
gleich ein Akademischer Gottesdienst in der St. Peterskirche
eingeführt ward. (Das Nähere s. in: Denkschrift der Eröff-
nung des evangelisch-protestantischen Predigerseminariums
von R. Rothe. Heidelberg 1838.) Das Anatomische Museum
erhielt eine durch seine immer gröfsere Ausdehnung nöthig
gewordene Erweiterung; die zoologischen Sammlungen wur-
den durch bedeutende Schenkungen des aus Ostindien nach
längerem Aufenthalt zurückgekehrten Dr. S. Müller aus
Heidelberg; die botanischen durch eine gleiche Schenkung
des Rath Schlosser aus Frankfurt, erweitert. Auch die
Bibliothek erfreute sich eines nahmhaften Zuwachses, sowohl
durch neue Anschaffungen, als durch Geschenke, unter wel-
chen die Fortsetzung der von der Englischen Recordcommis-
sion herausgegebenen Schriften insbesondere zu nennen ist.
Über das in der Universitätsbibliothek aufgestellte, in der
Nähe Heidelbergs entdeckte Mithreum haben diese Jahr-
bücher bereits S. 625 ff. berichtet.

Von den im vorigen Jahr gestellten Preisfragen war die medicinische, so wie die eine der beiden von der philosophischen Facultät gestellten, beantwortet worden.

Die medicinische Frage lautete:

De tumoribus in pelvi, impedimento partus.

Über die eingegangene, mit dem Motto aus Celsus: „cujus rei non est certa notitia, ejus opinio reperire remedium non potest“ bezeichnete Preisschrift fällte die Facultät folgendes Urtheil:

„Auctor omnes argumenti partes consideravit, et ad eius vim animum adiecit; casus ex antiquioribus recentioribusque temporibus, numero quidem multos, sed per volumina dispersos laudabili cum diligentia studioque incitato, adhibito delectu momentique ratione habita collegit et via ac ratione digessit; qua in re hoc potissimum egit, ut casus brevi in conspectu poneret; in universo autem argumento elaborando, quod ad pathologicam et therapeuticam rationem pertinet, sic versatus est, ut Ordo commentationem eo libentius praemio dignam censeret, quod diligens et accurata argumenti tractatio casus eo pertinentes in conspectu posuit, qui adhuc desiderabatur.“

Bei Eröffnung des versiegelten Zettels ergab sich als Verfasser: Benno Puchelt aus Leipzig.

Die von der philosophischen Facultät gestellte Aufgabe lautete:

„Regionis Heidelbergensis locus aliquis geologica ratione insignis eligatur atque illustretur, quae in eo occurrunt ad mineralogiam spectantia, accurate exponantur, cum iis, quae

similia in aliis regionibus inveniuntur, comparentur atque diudicentur.“

Die eingegangene Beantwortung war mit dem Motto aus Seneca: *„Multum egerunt, qui ante nos fuerunt, sed non peregerunt, multum adhuc restat operis multumque restabit nec ulli nato post mille saecula praecludetur occasio aliquid adhuc adjiciendi“* versehen; die Facultät fällte darüber folgendes Urtheil:

„Maximos scriptori plausus impertit Ordo, quandoquidem rationum locorumque descriptio non solum ad dialectices normam, verum etiam perspicue, lucide, eleganterque et ad communem omnium intelligentiam exposita est. Augetur doctrina novis factis, et quae antehac iam usu venerant phaenomena, ea novo modo sciteque explicantur. Quocirca hoc opusculum laurea dignissimum iudicavit Ordo, haudquaquam dubitans fore, ut victor iuvenis naviter continenterque id agat, quo clariore in luce ponatur, quomodo Porphyritarum cubilia per agrum Heidelbergensem porrecta inter sese habeant.“

Als Verfasser ergab sich bei Eröffnung des Zettels: Gustav von Leonhard aus München.

Für das nächste Jahr sind folgende Preisfragen gestellt:

I. Von der theologischen Facultät: *Commonstretur ex anthropologia Pauli Apostoli penitius perspecta, quaenam inter τὴν ψυχὴν et τὸ πνεῦμα hominis differentia sit.*

II. Von der juristischen: *Exponatur doctrina de fautoribus criminum.*

III. Von der medicinischen: *Postulatur chemica et miscroscopica puris persecutatio.*

IV. Von der philosophischen:

1. *Exponatur de vita Speusippi philosophi ejusque operum fragmenta exhibeantur.*
2. *Utrum magnae officinae, quas Fabriken appellamus, saluti publicae plus commodi afferant quam incommodi, disquiratur.*

Von der theologischen Facultät erhielten die Doctorwürde honoris causa: die hiesigen Stadtpfarrer, Carl Ernst Kleinschmid, Johann Georg Friedrich Dreuttel und

riedrich Jacob Zällig unter dem 6. Mai; zum Licenaten der Theologie ward promovirt am 29. März Daniel eisen von Heidelberg.

Von der juristischen Facultät wurden zu Doctoren der echte promovirt: am 30. Januar Ludwig von Jagemann, mtmann in Heidelberg; am 9. Februar Paul Freiherr on Hahn aus Curland, Kaiserlich-Russischer Staatsrath; m 15. März Patrik Colquhonn aus London; Anton Müler aus Frankfurt; am 6. September Immanuel Kokinos us Chios; am 17. December Lebrecht Drevers aus Hamburg; am 22. December Peter Paparigopulos aus Nauplia.

Von der medicinischen Facultät wurden zu Doctoren der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe promovirt: am 12. März Herrmann Wilhelm Rudolph Schwartze und Carl Eduard Schaumann aus Hamburg; am 26. März Jac. Georg Herrmann Kloss aus Frankfurt und Rudolph Ruben aus Carlscrona; am 31. März Richard Leander Stuhlmann aus Hamburg; am 14. April Georg Karl Friedrich Melber aus Frankfurt; am 28. Mai Joh. Tomlinson Ingleby aus Birmingham; am 29. Mai Joh. Cass Smart aus Yorkshire in England und Wilhelm Richard Rogers aus London; am 21. Juni Georg Christodulo aus der Moldau; am 30. Juli Joh. Thomas Harland aus Safford in England; am 31. Juli Moritz Gustav Salomon aus Hamburg; am 20. August Wilhelm Bernhard Funk von Neubrandenburg; am 30. August Heinrich Roth aus Hochheim; am 19. November Anton Nuhn aus Schriesheim; am 29. December Wilhelm Friedrich Georg Azerond vom Cap der guten Hoffnung. — Auch erneuerte die Facultät am 31. Mai das vor fünfzig Jahren von der medicinischen Facultät zu Reims ausgefertigte Doctordiplom des würdigen Jubelgreises, Hrn. Geheimenraths Adam Franz Lejeune zu Frankfurt.

Von der philosophischen Facultät erhielten die Doctorwürde: am 3. März Johann Friedrich Drossel aus Hamburg; ferner Friedrich Ritzhaupt aus Heidelberg; am 23. März Georg Fromann aus Coburg; am 2. Mai Ludwig Oscar Broeker aus Hamburg; am 8. Juli Ludwig Friedrich Blum aus Frankfurt; am 26. Juli Georg Friedrich Walz von Heppenheim; am 22 August Carl Arconati-Visconti aus Mailand; am 9. September Georg Demetriades aus Philippopolis; am 29. October August v. Ciezkowsky aus Sucha in Polen; am 5. Decemb. Georg Heinrich Friedrich Ottemann, Director des Gymnasiums von Saarbrücken.

Verhandlungen der Gesellschaft für Naturwissenschaft und Heilkunde zu Heidelberg.

Am 6. Januar hielt Geh. Hofrath Gmelin eine Vorlesung über die Theorie der Volta'schen Säule, hauptsächlich in Beziehung auf ihre chemischen Wirkungen.

Am 20. Januar erzählte Geh. Hofrath Chelius einen Fall der Amputation des Oberschenkels wegen eines ungewöhnlich grofsen Neurom's des Ischiadischen Nerv's, und legte die Zeichnung der Geschwulst vor.

Am 3. Februar hielt Geh. Rath v. Leonhard eine Vorlesung über die Quecksilberminen, theils im Allgemeinen, theils speciell über die in der Rheinpfalz.

Geh. Rath Naegelé redete über die Zwerge unter den Menschen.

Am 9. Juni las Geh. Hofrath Puchelt eine Abhandlung über die Intussusception mit einer Geschichte der früheren Untersuchungen über diese Krankheit.

Am 28. Juni handelte Geh. Hofrath Chelius über den Vorfall der Iris und die richtige Behandlung dieser Krankheit.

Am 14. Juli hielt Geh. Rath Naegelé einen Vortrag über die zur Zeit der Niederkunft noch fortbestehende Weichheit der Knochen von Becken, die in Folge von Malacosteon verengt sind, und theilte zwei Fälle mit, in welchen dieses Umstands wegen die künstliche Entbindung auf dem ordentlichen Wege und zwar mit Erhaltung beider Mütter bewerkstelligt, und der Kaiserschnitt, der wegen des Grades des Beckenenge nothwendig gewesen wäre, umgangen worden ist.

Am 28. Juli hielt Geh. Rath Tiedemann eine Vorlesung über die Länge des Darm-Canals bei Menschen, mit Rücksicht auf Geschlecht, Alter und Gröfse der Individuen.

Am 11. August las Geh. Rath v. Leonhard über den Ursprung der grofsen Salzlager, desgleichen über die Beschaffenheit und Verbreitung der Knochen-Breccien an den Küsten des mittelländischen Meer's.

Am 25. August hielt Geh. Hofrath Puchelt einen Vortrag über die Enteritis, die verschiedenen Symptome und den Sitz dieser Krankheit.

Am 2. December zeigte Geh. Hofrath Muncke die neuesten thermoelektrischen Apparate und die Erzeugung eines Funkens vermittelst derselben.

Am 15. December theilte Geh. Hofrath Gmelin die Resultate seiner Analyse der Sipplinger und Offenburger Steinkohlen mit. Demnächst zeigte er durch einen Versuch, dafs sich in den ihm zur Untersuchung übergebenen Stearin-Kerzen kein Arsenik befinde.

N°. 78. HEIDELBERGER 1838.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

INHALT

der

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Ein und dreifsigster Jahrgang.

(Die vorausstehenden römischen Ziffern bezeichnen die Zahl des Heftes, die deutschen die Seitenzahl.)

Abicht, F. K., der Kreis Wetzlar, historisch, statistisch und topographisch dargestellt. 3r Bd. Von Schlosser. - - - - - - - - III. 230

Aehrenkranz von Balladen, Romanzen und Sagen etc. Von Schwab. - - - - - - - - VII. 708

Aeneas Gazaeus et Zacharias Mitylenus de immortalitate animae et mundi consummatione. edid. J. F. Boissonade. Von Creuzer. - - - III. 243

v. Alberti, die Alterthümer in der Umgegend v. Rottweil. Von Wilhelmi. - - - - - - XI. 1125

Albrecht, die Ausbildung des Eventualprincips im gemeinen Civilprocefs. Von Zachariae. - - - X.

Altmeyer, J. J., Introduction à l'étude philosophique de l'histoire de l'humanité. Von Schlosser. - - I. 23

Altmeyer, précis de l'histoire ancienne. Von Schlosser. X. 979

Ammon, de physiologia tenotomiae experimentis illustrata. Von Heyfelder. - - - - - - I. 111

v. Ammon, klinische Darstellung der Krankheiten und Bildungsfehler des menschlichen Auges. 1r Theil. Von Heyfelder. - - - - - - - - III. 295

— Chr. Fr., die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. 1r Bd. 2te Ausgabe, und 2r Bd.,

— — Geistesverirrungen des Baron Otto von Uckermann etc. Von Paulus. - - - - - - I. 29

(Nachtrag zu der Recension der von Ammonischen Schrift: Fortbildung des Christenthums etc.) Kritik der v. Ammonischen Schrift über „Geistesverirrungen des Baron von Uckermann." Von Paulus. - - - - - II. 113

Anthologiae graecae Palatinae epigrammata selecta, ed. Geist. Von Bähr. - - - - - - III. 309
Antiphon. Recognoverunt Baiterus et Sauppius. Von Bähr. - - - - - - - - - VI. 620
Arago, Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturlehre. 2r Theil. Von Munke. - - - - I. 106
Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange Nassau. Recueil publié par Mr. G. Groen van Prinsterer. Première Série. Tom. IV. Von Schlosser. III. 209
Aronssohn, mémoires et observations de médicine etc. Fasc. I. Von Heyfelder. - - - - - I. 109
Aschbach, J., Geschichte Kaiser Sigmund's. 1r Bd. Von Schlosser. - - - - - - VIII. 737
Axt, über den Zustand der heutigen Gymnasien. Von Reuter. - - - - - - - - - X. 1029
Bach und Henkel, christliche Lieder. Von Bähr. VI. 623
Bähr, J. Chr. Fel., Geschichte der Römischen Literatur. Supplementband. Die christlich-Römische Literatur. 2te Abtheilung. Von Bähr. - - - - - I. 74
— Manuel de l'histoire de la Littérature Romaine, traduit de l'Allemand par Roulez. Von Bähr. - - - XII. 1203
Baltische Studien. Von Bähr. - - - - XII. 1153
Bauer, L., allgemeine Weltgeschichte. 3r Bd. Von Schlosser. X. 978
Baumés, essai sur la fluxion. Von Heyfelder. - V. 509
Baumgarten, de chiloplastice et stomatopoësi, adjecta nova illam instituendi methodo. Von Heyfelder. II. 183
Baumgartner, Anfangsgründe der Naturlehre. Von Muncke. - - - - - - - - - I. 104
Bäumlein, Commentar zu der griech. Chrestomathie. 1. Heft. Von Bähr. - - - - - - III. 310
Bayer, Anleitung zum Anbau und zur Verwerthung der wichtigsten Handelsgewächse. Von Bronn. - - X. 1010
Beck, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. Zweiter Cursus. Von Schlosser. - - - - - III. 329
Becker, Dr. K. F., Ausführliche deutsche Grammatik. Zweite Abtheilung. Von Feldbausch. - - XI. 1111
— Gallus oder römische Scenen aus August's Zeit. Von Bähr. - - - - - - - - VIII. 818
Becquerel, traité expérimental de l'electricité et du magnétisme. Tom. I—V. Von Munke. - - I. 87
Beiträge, authentische zur Geschichte des Lebens und der Regierung Franz I, Kaisers von Oestreich. Hft. I. Von Schlosser. - - - - - - IV. 399
Bericht der Schleswig-holsteinischen Gesellschaft für vaterländ. Alterthümer. I—III. Von Wilhelmi. XI. 1135
Berndt, F. A. G., die specielle Pathologie und Therapie nach dem jetzigen Standpunkte der medicin. Erfahrung zum Gebrauch für praktische Ärzte bearbeitet. Von Rösch. - - - - - - - - VIII. 771

Bischoff, die Wärmelehre des Innern unseres Erdkörpers. Von Muncke. - - - - - - - I. 100
Bischof, G., die Wärmelehre des Innern unsers Erdkörpers, ein Inbegriff aller mit der Wärme in Beziehung stehender Erscheinungen in und auf der Erde. Von Muncke. - - - - - - - - - - VI. 567
— Dr., Merkwürdige Criminalrechtsfälle für Richter, Gerichtsärzte, Vertheidiger und Psychologen. 3r Bd. Von Zachariä. - - - - - - - XI. 1063
Blätter aus dem Hayn. Von Schwab. - - - VII. 708
Blom, Abhandlung über die Auscultation. Von Nägele. X. 1015
Bode, Dr. G. H., Geschichte der hellenischen Dichtkunst. 1r und 2r Bd. Von Bähr. - - - - - - XI. 1090
Brierre de Boismont, mémoire pour l'établissement d'un hospice d'aliénés. Von Roller. - - - II. 180
Böttger, R., Beiträge zur Physik und Chemie. Von Muncke. - - - - - - - - - VI. 585
— tabellarische Uebersicht der specifischen Gewichte der Körper. Von Muncke. - - - - - - I. 105
Bonorden, Classification der gesammten Krankheiten etc. Von Heyfelder. - - - - - - - - X. 1021
v. Breuning, der asiatischen Brechruhr Erkenntniss und Heilart. Von Heyfelder. - - - - - - I. 110
Brüning, J. A., das Daseyn Gottes und der menschlichen Willensfreiheit metaphysisch zu beweisen. Von Groos. - - - - - - - - - XI. 1068
Bube, thüringische Volksagen. Von Schwab. - VII. 708
Bulletin des travaux de la société médicopratique de Paris. Von Heyfelder. - - - - - - V. 507
Heinrich Bullingers Reformationsgeschichte nach dem Autographon herausgegeben von Hottinger und Vögeli. 1r Bd. Von Schlosser. - - - - X. 945
Burkhardt, A., die Kriminalgerichtsbarkeit in Rom bis auf die Kaiserzeit. Von Schlosser. - - - III. 239
Bussard, J. M., élémens de droit naturel privé. Von Zachariä. - - - - - - - - II. 129

Caesar, C. J., de carminis Graecorum elegiaci origine et notione. Von Bähr. - - - - - - XI. 1107
Chmel, J., der österreichiche Geschichtsforscher. 1r Bd. 1. u. 2tes Hft. Von Schlosser. - - - - X. 954
Christiansen, Dr. J., die Wissenschaft der Römischen Rechtsgeschichte im Grundrisse. 1r Bd. Von Schlosser. X. 970
Christliches Gesangbuch für Schulen. Von Bähr. VI. 622
Ciceronis de petitione consulatus ad M. Tullium fratrem liber. rec. Hoffa. Von Bähr. - - - - VI. 615
— M. T., orationes selectae XVII. Herausgeg. von K. F. Süpfle. Von Bähr. - - - - - - II. 151
— oratio pro Sex. Roscio Amerino ed. Orrellius. Von Bähr. II. 156

Conseils aux femmes, ou moyens de se préserver de la leucorrhée etc. Von Heyfelder. - - - VIII. 810
Conversations-Lexicon der Gegenwart. - - - IX. 923
Correspondenzblatt für Lehrer an den Gelehrten- und Realschulen Würtembergs. 1 bis 3tes Heft. Von Moser. II. 207
Dasselbe. 4tes Hft. Von Demselben. - - - VII. 735
Creuzer, Fr., das Mithreum von Neuenheim bei Heidelberg. - - - - - - - - - VII. 625
— — Nachträge zum Bericht über das Mithreum von Neuenheim. - - - - - - - - VIII. 830
Crome, theoretisch-practische Anleitung zur Vervollkommnung der geistlichen Beredsamkeit etc. VI. 622
Crusius, vollständiges Wörterbuch zu den Werken des Julius Cäsar. Von Bähr. - - - - - VI. 615

Dante, göttliche Comödie, übers. v. Kopisch. 1, Lfg. Von Schwab. - - - - - - - - II. 197
Deinhardt, J. H., der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit. Von Reuter. - - - - - - - - II. 164
Dieffenbach, chirurgische Erfahrungen etc. 1 bis 4te Abtheilung. Von Heyfelder. - - - - II. 183
— über den organischen Ersatz. Von Heyfelder. - II. 185
Dieterich, G. L., die Mercurialkrankheit in allen ihren Formen, geschichtlich, pathologisch, diagnostisch und therapeutisch dargestellt. Von Heyfelder. - - VII. 703
Dorow, Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt u. Literatur. 1r Bd. Von Bähr. - - - IX. 924
Dasselbe. 2r Bd. Von Bähr. - - - - - XII. 1215
Dove, meteorologische Untersuchungen. Von Muncke. I. 101
Dasselbe - - - - - - - - - VI. 581
Duncker, die Lehre von den Reallasten. Von Zachariae. - - - - - - - - - XII. 1163
Duchesne-Duparc, nouveau manuel des dermatoses ou maladies de la peau. Von Heyfelder. - - V. 509

Eidenbenz, Uebersetzungen deutscher Dichtungen von Schiller, Göthe etc. Von Schwab. - - - VII. 708
Eitenbenz, römische Niederlassung bei Mefskirch. Von Wilhelmi. - - - - - - - - XI. 1126
Lateinische Schulgrammatik von Eichhoff u. Beltz. Von Feldbausch. - - - - - - - IV. 412
Eitner, der moderne Lazarus. Von Bothe. - - XII. 1221
Emérie-David, Vulcain. Von Bähr. - - - VIII. 826
Encyclopédie des gens du monde. Tom. IX et X. Von Bähr. - - - - - - - - - IX. 923
Erdmann, J. E., Leib und Seele nach ihrem Begriff und ihrem Verhältniss zu einander. Von Fischer in Tübingn. I. 67
Ernst, Fr., Dichtungen. Von Schwab. - - - VII. 705
Ettmüller, die Lieder der Edda. Von Schwab. - II. 189

Eyth, Harfenklänge aus dem alten Bunde. Von Moser. IX. 940
— Classiker und Bibel in den niedern Gelehrtenschulen. Von Moser. - - - - - - - - IX. 939

Fahnenberg, v., die Heilquellen am Kniebis. Von Wilhelmi. - - - - - - - - XII. 1199
Falkmann, praktische Rhetorik. 2te Abth. - - VI. 621
— stylistisches Elementarbuch. 5te Aufl. - - - VI. 621
Feldbausch, lateinische Schulgrammatik. Von Bähr. V. 527
Feuchtersleben, Gedichte. Von Schwab. - - VII. 708
Fortmann, H., Geschichte des deutschen Volks, mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Entwickelungen. Von Schlosser. - - - - - - - - III. 221
Fleckles, Karlsbad, seine Gesundbrunnen etc. Von Heyfelder. - - - - - - - - - VIII. 808
Freudensprung, de Jornande ejusque libellorum natalibus commentatio. Von Bähr. - - - - XII. 1204
Freund, Jugendgedichte. Von Schwab. - - VII. 708
Friedemann, Paränesen für studirende Jünglinge 1r Bd. und:
— — christlich religiöse Anregungen für studirende Jünglinge. 1r Bd. Von Bähr. - - - - - V. 521
Nicolaus Anton Friedreich. Ein biograpischer Denkstein. Von Groos. - - - - - III. 299
Zur Fundamentalphysik. Oder Andeutungen eines einzig möglichen physikalischen Systems. Von Muncke. - VI. 586

Gaudet, nouvelles recherches sur l'usage et l'effet des bains de mer. Von Heyfelder. - - - - VIII. 807
Gauss und Weber. Resultate aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins im J. 1836. Von Muncke. I. 98
Gedanken aus dem Tagebuch eines Juden über die drei grofsen Propheten der europäischen Geschichte. Von Schlosser. - - - - - - - - - X. 958
Gehler's physikalisches Wörterbuch, herausgeg. von Muncke, Gmelin etc. 6r Bd. 3te Abth. Von Muncke. I. 84
Goethe, oeuvres d'histoire naturelle traduits et annotés par Ch. F. Martius. Von Heyfelder. - - - V. 494
Götzinger, die deutsche Sprache und ihre Literatur. 1r Bd. 1r Theil. Von Moser. - - - - IX. 928
Gräff, das Grofsherzogliche Antiquarium in Mannheim. I. Von Wilhelmi. - - - - - - - XI. 1126
Gräfse, Lehrbuch einer allgemeinen Literaturgeschichte etc. 1r Bd. 1te Abtheilung. Von Bähr. - - - IX. 913
S. Gregorii, Episcopi Nysseni, de anima et resurrectione cum sorore sua Macrina dialogus. Ed. J. G. Krabinger, und
— Nazianzeni Theologi in Caesarium fratrem oratio funebris, ed. L. de Sinner. Von Creuzer. - - III. 243
Greith, C., Spicilegium Vaticanum. Beiträge zur nähern Kenntnifs der Vaticanischen Bibliothek. Von Bothe. I. 58

Nachtrag zu der Anzeige des Spicilegium Vaticanum, von C. Greith, im Januarheft S. 58 ff. Von Bothe. – IV. 407
Grotefend, neue Beiträge zur Erläuterung der persepolitanischen Keilschrift. Von Bähr. – – – V. 512
— rudimenta linguae Umbricae. Part. V. Von Bähr. V. 511
Dasselbe Part. VI. – – – – – – – – XII. 1210
—— lateinisches Elementarbuch. 2te Aufl. – – VI. 624
Grüneisen, C., Niclaus Manuel. Leben und Werke eines Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators. Von G. Schwab. – – – – IX. 881
Guérin, mémoire de la Cholérine considérée comme periode d'incubation du cholera morbus. Von Heyfelder. I. 109

Hagenbach, der Protestantismus in seiner geschichtlichen Entwicklung. 1r Theil. Von Paulus. – – III. 287
Handwörterbuch der Chirurgie und Augenheilkunde etc. 3r Bd. Von Heyfelder. – – – – X. 1018
Hanke, Henriette, der Schmuck. 1r Theil. Von Bothe. VI. 589
Hazzi, Beobachtungen und Bemerkungen auf einer Reise nach Frankreich etc. Von Zachariä. – – – X. 1009
v Heeringen, meine Reise nach Portugal. 1r Theil. Von Schlosser. – – – – – – X. 976
Hegel's Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten. 5r Bd. Von Sengler. IX. 834
Held, dissertation sur le pied-Bot. Von Heyfelder. I. 112
Hermann, catalogus codicum bibliothecae academicae Marburgensis. Von Bähr. – – – – – XII. 1209
Heyfelder, über Bäder und Brunnenkuren, besonders an den Mineralquellen des Taunusgebirges. Von Rampold. – – – – – – – – IV. 358
— Studien im Gebiete der Heilwissenschaft. 1r Bd. Von Riecke. – – – – – – – – – XI. 1123
Hirzel, die Classiker in den niedern Gelehrtenschulen. Zur Würdigung der Schrift von Dr. Eyth. Von Moser. X. 1024
Homeri Iliadis primi duo libri ed. Freytag. Von Bähr. III. 306
— Odyssea, Anmerkungen von Crusius. 1 u 2tes Heft. Von Bähr. – – – – – – – III. 304
Hope's Grundzüge der pathologischen Anatomie, herg. von Krüger. Von Heyfelder. – – – – V. 502
Q. Horatius Flaccus, rec. J. C. Orellius. Vol. I. und Q. Horatii Flacci Carmina. Rec. P. Hofmann-Peerlkamp. Von Moser. – – – – – – VI. 607

Jacht, Gedichte. Von Schwab. – – – – VII. 708
v. Jagemann, Dr. L. H., Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde. Von Zachariä. – – – X. 955
Jahn, Symbolae ad illustrandum Philostrati librum de vitis Sophistarum. Von Bähr. – – – – III. 313
Janson rapport sur une question de responsabilité médicale etc. Von Heyfelder. – – – – VIII. 811

Illgen, Historia Collegii Philobiblici Lipsiensis. Von Paulus. - - - - - - - - - VI. 600
— Zeitschrift für historische Theologie. 6r Bd. 2s Stück. und N. F. 1r Bd. 1 u. 2s Stück. Von Schlosser. - III. 234
Jubinal, li fabliel don dieu d'amours. Von Keller. XII. 1195
Judä, C., Geschichte der christlichen Kirche. Von Schlosser. - - - - - - - - III. 228

Kirche, die katholische, in der preufsischen Rheinprovinz und der Erzbischoff Clemens August v. Cöln. Von Schlosser. - - - - - - - IV. 387
Klenze, historisch politischer Versuch, die Lehre von dem Organismus des Staatsbaues und den Staatsformen und Reformen zu begründen. 1r Theil. Von Schlosser. X. 972
Klüber, J. L., die eheliche Abstammung des fürstlichen Hauses Löwenstein-Wertheim von dem Kurfürsten Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz, und dessen Nachfolgerecht in den Stammländern des Hauses Wittelsbach. Von Zachariä. - - - - - - V. 417
Kohlrausch, die deutsche Geschichte für Schulen bearbeitet. Elfte Aufl. 2 Abth. Von Schlosser. - III. 216
Kraft, vita Caroli Davidis Ilgenii. Von Bähr. - V. 515
Krampitz, ernste und heitere Stunden. Von Schwab. VII. 708
Kranke, Lehrbuch der bürgerlichen und kaufmännischen Arithmetik. 2r Theil. 2te Aufl. Von Oettinger. IV. 396
Kries und Wüstemann, Reden bei der Gedächtnifsfeier von Döring. Von Bähr. - - - - - V. 520
Kühner, Elementar-Grammatik der griech. Sprache. Von Moser. - - - - - - - - - IX. 933
Kupffer, A. T., Instructions pour faire des Observations météorologiques et magnétiques. Von Muncke. VI. 584
Kurtz, Genzianen. Von Schwab. - - - - VII. 708
Kurz, Fr., Österreich unter K. Albrecht dem Zweiten. 1 u. 2r Theil. Von Schlosser. - - - - VIII. 754

Lai d'Ignaurès, en vers, du XII siècle par Renaut, suivi de lais de Melion et du trot, en vers, du XIII siècle, publiés par Monmerqué. Von Keller. - - X. 1034
Le Bas, Correspondance inédite. Von Schlosser. - VIII. 770
Le Bas. Précis d'histoire ancienne depuis l'origine jusqu'à l'établissement de la domination Romaine. Vol. II. Von Schlosser. - - - - - - - X. 980
— — Précis d'histoire romaine depuis la fondation de Rome jusqu'à la chute de l'empire d'Occident. Von Schlosser. - - - - - - - - X. 980
— — Monuments d'antiquité figurée, recueillis en Grèce par la Commission de Morée. I. et IIe. Cahier. Von Bähr. - - - - - - - - - IV. 359
— — Inscriptions Grecques et Latines, recueillies en

Grèce par la Commission de Morrée. Cahier I. II. et III. Von Bähr. - - - - - - - - IV. 359
Lehrbuch, populäres, der Experimentalphysik. Von Muncke. - - - - - - - - - I. 103
Lentz, de causis non receptae in terris Brunsvicensibus formulae Concordiae. Von Paulus. - - - VI. 600
v. Leonhardy, Dr. Ph., Versuch einer Entwickelung der Kriegsverfassung des Deutschen Bundes. Von Zachariä. - - - - - - - - - X. 988
— — das Austrägalverfahren des Deutschen Bundes. Von Demselben. - - - - - - - - X. 988
Levrat-Perroton, recherches et observations sur l'emploi thérapeutique du seigle ergoté. Von Heyfelder. VIII. 809
Levy, de balneis rufsicis. Von Heyfelder. - - VIII. 807
— de Sympodia seu monstrositate Sireniformi. Von Dems. V. 502
v. Limburg-Brouwer, Apologia Socratis etc. Von Bähr. - - - - - - - - VIII. 811
— — histoire de la civilisation morale des Grecquns. Von Bähr. - - - - - - - - VIII. 814
Lisch, Andeutungen über altgermanische und slavische Grabalterthümer Meklenburgs. Von Wilhelmi. IV. 398
— Friderico-Francisceum. Von Demselben. - - IV. 398
Littrow, die Wunder des Himmels. 2te Aufl. Von Muncke. - - - - - - - - - I. 101
Löffler, F. A., Ueber die Gesetzgebung der Presse. 1r Theil. Von Zachariä. - - - - - XI. 1061
Lübker, grammatische Studien. 1s Hft. Von Moser. IX. 937
Ludowieg, erster Cursus der reinen Mathematik. Von Oettinger. - - - - - - - - IV. 394

Mackeldey, Dr. Ferdinand, Lehrbuch des heutigen Römischen Rechts. 11te Originalausg. Von Rosshirt. IV. 321
Manni, delle malattie periodiche e principalmente delle periodiche febbrili. Von Heyfelder. - - - V. 503
Marc Hirtz, compte rendu de la clinique médicale de la faculté de Strasbourg pendant le Service de Mr. Aronssohn. Von Heyfelder. - - - - - I. 109
Marggraff, Münchner Jahrbücher für bildende Kunst. Von Bähr. - - - - - - - - XII. 1212
Martius, mémoire sur les causes générales des syphilides etc. Von Heyfelder. - - - - - VIII. 806
Maurer, praktischer Cursus der Formenlehre der Hebr. Sprache. Von Paulus. - - - - - III. 291
Mayer, Abhandlung über einen im Fürstenthum Eichstädt entdeckten altdeutschen Familiengrabhügel. Von Wilhelmi. - - - - - - - - XI. 1125

Layer, Abhandlung über einen daselbst entdeckten Grabhügel eines altdeutschen Druiden. Von Wilhelmi. XI. 1126
Leier, geburtshülfliche Beobachtungen und Ergebnisse. Von Nägele. - - - - - - - - X. 1011
Lelos, Geschichte der Reformation für Bürger- und Landschulen, herausgeg. von Rothe. Von Schlosser. X. 978
Mémoires, correspondances et manuscrits du Général Lafayette, publiés par sa famille. Von Praetorius. VI. 529
Mérat du taenia ou ver solitaire Von Heyfelder. V. 502
Merleker Achaicorum libri III. Von Bähr. - - III. 314
Mezler, Bemerkungen über das Wechselfieber. Von Heyfelder. - - - - - - - - X. 1023
Michaëlis, chemische Untersuchung einer vermeintlich schädlichen Kartoffelart. Von Heyfelder. - VIII. 809
Mittheilungen aus dem Gebiete der gesammten Heilkunde. 1 u. 2r Bd. Von Heyfelder. - - - - V. 508
— — der zürcherischen Gesesellschaft für vaterländische Alterthümer. 1 u. 2r Bd. Von Wilhelmi. - - XI. 1125
Mounier, de Diagora Melio. Von Bähr. - - IX. 921
Müller, A., der Erzbischoff von Köln in Opposition mit dem preuss. Staatsoberhaupte, u. s. w. Von Schlosser. X. 957
— — Febronius der Neue, oder Grundlagen für die Reformationsangelegenheiten der deutschen Kirchenverfassung u. s. w. Von Paulus. - - - - XI. 1041
Münch, Dr. E., Römische Zustände und katholische Kirchenfragen der neuesten Zeit. Von Schlosser. - X. 958
Museum, Schweitzerisches, für historische Wissenschaften herausgeg. von Gerlach, Hottinger und Wackernagel. 1r Bd. 1s Heft. Von Schlosser. III. 240

Nagel. deutsches Lesebuch für Engländer - - X. 1034
Netto, bibliotheca Homerica. Von Bähr. - - IX. 920
C. Niebuhrs Reisebeschreibung nach Arabien u. andern umliegenden Ländern. 3r Bd. Von Paulus. - IV. 332
Nöggerath, J., Ausflug nach Böhmen und die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Prag im Jahr 1837. Von Leonhard. - - - IV. 326
Notice de travaux de la société de médicine de Bordeaux. Von Heyfelder. - - - - - V. 506
Nouvelles Archives historiques etc. Von Schlosser. X. 984

Oltrogge, deutsches Lesebuch. 2te Aufl. - - VI. 621
Onomasticon Tullianum, continens M. T. Ciceronis vitam, historiam literariam, indicem geographicum et historicum etc. curavit J. C. Orellius et J. G. Baiterus. Pars I—III. Von Bähr. - - - - II. 135
v. Orlich, L., Friedrich Wilhelm der Grofse Kurfürst. Von Stenzel. - - - - - - - - V. 481

Palacky, Fr., Geschichte von Böhmen. 1r Bd. Von Aschbach. - - - - - - - - VII. 694
Papencordt, Dr. F., Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika. Von Aschbach. - - - XI. 1064
Paulus, Dr. H. E. G., der wieder laut gewordene Prinzipienkampf zwischen römischer Hierarchie und deutscher Staatsrechtlichkeit. Von Paulus. - - XI. 1051
Pausaniae descriptio Graeciae, edd. Schubart et Walz. Vol. I. Von Bähr. - - - - - - - VI. 616
Pellico, meine Gefängnisse. Von Diefenbach - XII. 1226
Persius, Text, Uebersetzung und krit. Anmerkungen von Hauthal. 1r Theil. Von Bähr. - - - III. 316
Pfaff, Revision der Lehre vom Galvano-Voltaismus. Von Muncke. - - - - - - - - I. 95
Pfeilschifter, Mittheilungen aus Spanien. 1. Liefg. Von Schlosser. - - - - - - - IV. 392
Pfeufer, Bericht über die Choleraepidemie in Mittenwald. Von Heyfelder. - - - - - II. 186
Flavii Philostrati Vitae Sophistarum. Recensuit E. L. Kayser. Von Kayser. - - - - - IX. 871
Phoebus, Ph., Handbuch der Arzneiverordnungslehre. 1 u. 2r Theil. Von Rampold. - - - - IX. 895
v. Platen, O., Geschichte der Tödtung des Chalifen Omar. Von Weil. - - - - - - V. 497
Platon's Apologie des Socrates, übers. von Nüsslin. Von Bähr. - - - - - - - - III. 300
Poisson, théorie mathématique de la chaleur. Von Muncke. - - - - - - - - I. 86
Possart, Grammatik der italien. Sprache. - - VI. 623
— — Antologia italiana. - - - - - - VI. 624
Ptolemaei geographiae fragm. editio. Specimen II. ed. Nobbe. Von Bähr. - - - - - III. 320

Quandt, Synonymen und Homonymen. Von Bähr. - IX. 626

Rappoltstein. Eine Wundersage aus dem Mittelalter, dichterisch bearbeitet von G. D. Von Zell. - III. 274
Rhetores Graeci. Ed. Chr. Walz. Von Finkh. (Zweiter Artikel.) - - - - - - - - IX. 861
Dasselbe. (Dritter Artikel.) - - - - - X. 993
Dasselbe. (Schluss des dritten Artikels.) - - - XI. 1080
v. Rommel, Chr., Geschichte von Hessen. 4r Theil. 1 u. 2te Abtheilung. (5r u. 6r Bd.) Von Schlosser. I. 1
Rösch, Untersuchungen aus dem Gebiete der Heilwissenschaft. 2r Theil. Von Heyfelder. - - V. 504
Rückert's Lehrgedicht, 2 u. 3r Bd. Von Meyr. - XI. 1144
Ruer, Irrenstatistik der Provinz Westphalen. Von Roller. - - - - - - - - - II. 177

Schaffer, kleine franz. Sprachlehre. 3te Aufl. - VI. 623
— französisches Lesebuch. 3te Aufl. - - - VI. 623
Schellhorn, Gedichte. Von Schwab. - - - VII. 708
Schiller's Don Karlos from the German etc. by J. W. Bruce. Von Bothe. - - - - - - II. 202
Schilling, F. A., Lehrbuch für Institutionen und Geschichte des Römischen Privatrechts. Erste Liefg. und 2r Bd. Von Rofshirt. - - - - - IX. 854
Schirlitz, Vorschule zum Cicero. 6 bis 8te Liefg. Von Bähr. - - - - - - - - II. 146
Schmitt, Abriss der Geographie. - - - - VI. 623
Schröter und Lisch, Friderico-Francisceum oder Grofsherzogl. Alterthümersammlung. Von Wilhelmi. IV. 398
Schubert, W., Handb. der allgemeinen Staatenkunde von Europa. 1r Bd. 3r Theil. Von Schlosser. - III. 231
Schultz, die Durchbohrung des Mittelfleisches während und durch die Geburt. Von Heyfelder. - - VIII. 805
Schumacher, Jahrbuch für 1836. Von Muncke. - I. 85
Schützenberger, G. F., études de droit public. Von Zachariä. - - - - - - - II. 132
Schwarz, Chr., kurze Kritik der Hamilton'schen Sprachlehrmethode. Von Reuter. - - - - I. 78
— de St. Bonifacii vita commentatio. Von Bähr. - XII. 1204
Scoutetten, mémoire sur la cure radicale des pieds-bots. Von Heyfelder. - - - - - X. 1017
Séance publique de la société royale de médecine, chirurgie et pharmacie tenu le 11. May 1837. Von Heyfelder. V. 507
Seiler, Beobachtungen ursprünglicher Bildungsfehler und gänzlichen Mangels der Augen. Von Heyfelder. III. 297
Sophoclis Philoctetes. Ed. Sinner. Von Bothe. - XI. 1145
Staatslexicon v. Rotteck und Welker. 4r 5r 6r Bd. Von Schlosser. - - - - III. 237 X. 980
Stieglitz, Gruſs an Berlin. Ein Zukunftstraum. Von Bähr. - - - - - - - - XII. 1218
Struve, Uebersicht d. Hautkrankheiten. Von Heyfelder. V. 510

Treviranus, Beiträge zur Aufklärung der Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens. 1r Bd 3s Hft. Von Muncke. - - - - - I. 106

Uldall, de effectibus iodii in organismum humanum usuque ejus medico. Von Heyfelder. - - V. 503
Deutsches Universalconversations-Lexicon. Von Bähr. X. 1034
Uschold, J., Vorhalle zur Griechischen Geschichte u. Mythologie. 1r Theil. Von Bähr. - - - VIII. 788

Venator, Fremdwörterbuch. 3te Aufl. - - - X. 1034
Vischer, W., die oligarchische Partei und die Hetärien in Athen von Kleisthenes bis ans Ende des peloponnesischen Kriegs. Von Schlosser. - - III. 239

Digitized by Google

Vischer, über das Erhabene und Komische. Von Schwab. XII. 1176
Voigt, J., Geschichte Preufsens. 7r Bd. Von Aschbach. II. 159
Vortrag der Special-Commission für Reform des Finanz-, Armen- und Gemeindewesen an den Regierungsrath der Republik Bern. Von Zachariä d. Ä. - - III. 269
Gerardi Joannis Vossii de historicis Graecis libri tres. Ed. Westermann. Von Bähr. - - - - IX. 918

Wachler, L., Lehrbuch der Geschichte zum Gebrauch f. höhere Unterrichtsanstalten. 6e Aufl. Von Schlosser. X. 978
v. Walther, System der Chirurgie. 1r Bd. Von Heyfelder. X. 1019
v. Warnstedt, über Alterthums-Gegenstände. Von Wilhelmi. - - - - - - - - XI. 1125
Weifs, System des Verfassungsrechts des Grofsherz. Hessen. Von Mohl. - - - - - - XII. 1168
Wessenberg, sämmtliche Dichtungen. 5r Bd. Von Bothe. II. 199
— Pilger-Lieder. Von Bothe. - - - - XII. 1220
Wiedel, drei Beobachtungen über Elephantiasis scroti. Von Heyfelder. - - - - - - VIII. 805
Wigand, P., Archiv f. Geschichte und Alterthumskunde Westphalens. 7r Bd. 2 u. 3s Hft. Von Schlosser. III. 231
— Wetzlar'sche Beiträge f. Geschichte und Rechtsalterthümer. 2s Hft. Von Schlosser. - - - III. 232
Wihl, Gedichte. Von Schwab. - - - - VII. 708
Winter, die wissenschaftliche Bearbeitung der Staatswirthschaftskunst. Von Zachariä. - - - IV. 392
Wiss, evangeliches Gesangbuch. - - - - VI. 623
Wittich, die Lehr- und Erzieh. Anstalt zu Hofwyl. Von Reuter. - - - - - - - X. 1031

Xenophontis quae exstant, ed. Schneider, edit. III. cur. Bornemann. Tom I. Von Bähr. - - - III. 301

Zachariä, Dr. E., Literarische Notiz. - - - XI. 1151
Zimmer, Lehrbuch der englischen Sprache. Von Bähr. V. 526
Zinkeisen, General Lafayette. Von Prätorius. - VI. 566
Zucker, Bessarabien. Von Muncke. - - - I. 108
Zum preufsischen Kirchenrecht. Von Schlosser. - X. 957

Digitized by Google

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

STALL-STUDY
CHARGE
CANCELLED

Digitized by Google